

BIBLIOTECA

NAZIONALE

B. Prov.

XXIII

246

NAPOLI

VIT. EM. III

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armatico

XXVIIII



Num. d'ordine /

Palchetto

B-6

129-c-72

B. Prov.

XXIII

246

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

649654

Allgemeine

Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.



Erste Section.

A—G.

Herausgegeben von

Hermann Brockhaus.

Zweundsiebzigster Theil.

GODUNOW — GÖTZ.

Leipzig:

H. A. Brockhaus.

1861.

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
E r s t e S e c t i o n.

A — G.

Zweiundsiebzigster Theil.

GODUNOW — GÖTZ.

G O D U N O W.

GODUNOW. Des Geschlechtes Stammvater wurde der tatarische Kurfa Tschet, der zu Zeiten des Großfürsten Johann Danilowitsch aus der Horde nach Moskau kam, 1328 - 1340, in der Laufe den Namen Sacharia empfing und das Kloster des heiligen Ipatius bei Kostroma stiftete. Ein Godunow besetzte 1519 gemeinschaftlich mit dem Fürsten Jeleksy und Sagiesin die zahlreichen tatarischen Geschwader, welche die Städte Witepsk und Polod besetzten, die Vorstädte abbrannten, die Außenwerke nahmen, überhaupt arge Verheerung anrichteten. Ein Enkel dieses Godunow wird sein Boris Feodorowitsch Godunow, der, Schwager von Majluta-Turatom-Bielefs, des Jaren Iwan des Schrecklichen Liebling, ebenfalls, etwa von 1572 an, der Günst des Tyrannen sich zu erfreuen hatte. „In dieser Zeit der Grel und der jugendliche Boris, geschnitten mit den seltenen Naturgaben, von majestätisch herrlicher Gestalt und durchdringendem Geiste, an dem blutigen Thron, selbst rein vom Blute -- den scheußlichen Antheil an den Mordthaten mit seiner Schlaueit vermeidend, bester Zeiten erwartend, und glänzte in der Mitte der merkwürdigsten Oprischnina nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch seltene Sanftmuth -- im Aeußern geschmeidig -- im Innern unbiegsam in seinen weisandsehenden Plänen. Mehr Köstling als Krieger, erschien Godunow unter den Fahnen des Vaterlandes nur um die eigene Person des Monarchen und war, ehe er noch eine hohe Staatswürde bekleidete, auf Iwan's Hochzeit (im J. 1571) der Druschba (Brautführer) der Jarin Wartha, und seine Frau, Maria, die Schwacha (Archimberin), was zum Beweis der ungewöhnlichen Gnade Iwan's gegen ihn dient. Bielefs wirkte der schlaue, ehrgeizige Godunow, um sich ein Recht auf die Thronbesteigung des Vaterlandes zu erwerben, zur Abkämpfung der Oprischnina mit bei, indem er nicht im Namen der geachteten Ingenie, sondern im Namen einer gegen Tyrannen nachsichtigen, willfährigen Peitsch sprach, welche ihnen Muth, was Religion und Gütlichkeit verdammten -- gleichsam als notwendig für ihr eigenes persönliches Wohl zu Gute hält, und nur das in diesem Sinne nutzlose Böse verwarf; denn der Jar hatte sich nicht geheert und war, ob er gleich das ihm bisher theure Werkzeug der Tyranni verwarf, dennoch Tyrann geblieben.“ Wie theuer bereist Godunow dem Monarchen geworden, erscheint in

dem Reichthum, welchen dieser 1578 mit dem Bojarenfürsten Sigis führte, nachdem dessen Sohn an der Tafel des Jaren nicht in einer Reihe mit Godunow dienen wollte. Ohne Rücksicht für des Fürsten Sigis Bojarenwürde ward Godunow durch eine großfürstliche Entscheidung um viele Stufen höher erklärt, weil sein Großvater in den alten Dienstlisten höher als die Sigis stand. Nicht lange und er trat in verwandtschaftliche Verbindung zu dem regierenden Hause. Während Rußland den kriegreichen Waffen des Königs Stephan von Polen zu erliegen schien, 1580, feierte der Jar Hochzeiten: er verheiratete seinen zweiten Sohn, Theodor, mit Irinja, der Schwester von Boris Godunow, und vermählte sich, zum sechsten oder siebenten Male, ohne alle kirchliche Dispensation, mit einer edlen Jungfrau, Maria, einer Tochter des Würdenträgers Theodor Kogoi: zwei durch ihre unerwarteten Folgen für Rußland verderbliche Ehebündnisse, die Ursache und der Anfang langer Uebel. Bielefs erblickte Godunow, der damals zur Bojarenwürde erhoben wurde, schon von fern, obgleich noch undeutlich, das sühne Ziel seiner in unserer Geschichte bis dahin noch beispiellosen Herrschaft. Als Liebling des Jaren konnte er nur den Zeugmeister, Bogdan Bielefs, den nächsten Diener, den Tag und Nacht nicht zu unterscheidenden Wächter der Person Iwan's, beneiden; als Schwager des Zarowitschs genoß er gleiche Achtung und Ehre mit den Verwandten des Jaren, mit dem Fürsten Iw. Mir. Olinski und den Ragols. Als Mitglied des Reichsrathes sah er noch viele ältere Bojaren über sich, aber keinen einzigen, der sich in Hinficht auf staatskundigen Geist mit ihm hätte messen können.“ Der Jarin Maria Brautführer war Godunow. Bei allem dem schätzte die hohe Günst, deren er genoß, ihn nicht immer gegen die Wuthausbrüche seines Geblütes. Als dieser den Sohn erschlug, hatte Godunow abzuwehren gesucht, und er empfing darüber mehrere Wunden, die eine längere Cur erforderten. „Da Iwan den jerschlagenen, für den Zarowitsch verwundeten Godunow lange nicht gesehen hatte und von Theodor Kogoi (seinem jüngsten Schwiegervater) hörte, daß sich dieser Jüngling nicht aus Krankheit, sondern nur aus Betruß und Groll verberge, wollte er die Wahrheit untersuchen. Er kam selbst zu Godunow, erblickte offene Wunden an ihm und ein Haarfeil, das ihm ein in Heilung von Krankheiten

geschickter Kaufmann, Stroganow, gelebt hatte. Er umarmte den Kranken, erbatte seinem Arzte, als Zeichen besonderer Gnade, das Recht der namhaften Leute, den vollen Vaternamen über das Bißsch zu führen, was nur die vornehmsten Staatswürdenträger durften, und befahl, daß Stroganow noch denselben Tag dem Verlebten die schmerzlichen Haarfalte in den Seiten und auf der Brust einziehen sollte.“ Dem Tode nahe, 1584, bestellte Iwan Kaise und Güter für seinen Nachfolger, die aussersehen waren, dem am Geist und Körper schwachen Theodor die Bürde der Staatssorgen zu erleichtern. Der neuen Vintarchie oder dem obersten Reichsrathe, aus fünf Gewalthabern zusammengesetzt, durfte Godunow nicht fehlen. „Seine seltenen Naturgaben könnte man schon und fürchte ihn um so mehr; denn auch er hatte sich die besondere Gunst des Trunnen zu erwerben gewußt, war der Schwager des abseidenten Maljua-Sturawow und (noch wol kaum ausreichend) der Freund Bielski's. Nachdem der oberste Reichsrath das Staatsruder übernommen hatte, wurden gleich in der ersten Nacht (den 18. März) die Diener der Grausamkeiten Iwan's in großer Anzahl aus der Residenz verbannt, die Kagoi bewacht, angeblich aus Furcht ihrer aufrührerischen Gesinnungen. Nicht tange und die verweirte Jarin, Maria Kagoi, mit ihrem Söhnlein, ihr Vater und ihre fünf Brüder wurden nach Uglitsch verwiesen. Dabin folgte nicht der von dem verstorbenen Jar zum Hofmeister und Vornamnd des jungen Jarewitsch ernannte Bogdan Zafewlewitsch Bielski. Dielem und seinen Freunden gab das Volk Schuld an Iwan's Tode. Bald hiß es, Bielski beabächigte auch noch den regierenden Jar zu verdrängen, alle Bojaren zu ermorden, seinen Freund und Rathgeber Boris Godunow zum Throne zu erheben. Das Volk im Aufruhr verlangte und erhielt, daß Bielski aus Moskau verwiesen wurde und die Ruhe stellte sich wieder ein. Die Empörer, in Godunow den Bruder der Jarin erdend, hatten seinen Namen nicht genannt, seinen Kopf nicht verlangt, aber er durchschaute das Gemebe der Verleumdung, er sah die Urheber des Aufruhrs beischäftigt, ihm den innergang zu bereiten, und mußte auf seine Sicherheit bedacht sein. Der Ohm des Jaren hatte von Anfang her, nach den durch das Herkommen geheiligten Vortrechten der Verwandtschaft, für den ersten Gewalthaber gelten können; seine Stelle jedoch einzunehmen, bereichte ich Godunow. Man kannte den unversiecklichen Einfluß, welchen er auf seine Schwester, die zärtliche jugendhafte Irene (Trinja), übte, man kannte Irenens Gewalt über Theodor; allein Godunow hatte, so schön es, seinen Freund preisgegeben, man freute sich seiner Ohnmacht oder Zaghaftigkeit, ohne zu erraten, daß er dem Bielski wol nur Freundschafft gehandelt habe, eigentlich aber in ihm einen geheimen Nebenbuhler fürchtete, und diese Gelegenheit benutzte, seine Macht zu befestigen; denn der schwache Theodor, der in dem Schreden über den Anfrubr die Nothwendigkeit einlaß, zur Aufrechterhaltung der Ordnung strenge Maßregeln zu ergreifen, suchte mehr als einen Rathgeber oder Gehilfen, er suchte Jemanden, dem er

die ganze Last der Herrschafft aufbürden konnte, und ergab sich gänzlich dem süßern, erbeigigen, dem Herzen seiner trauten Gemahlin so nahe stehenden Manne. Godunow, damals 32 Jahre alt, stand grade in der Blüthe des Lebens, in der Vollkraft von Körper und Geist, durch maßhäusliche Schönheit, Herrschergehalt, Reichheit und Tiefe des Geistes, hinreichende Verrücktheit den Großen insgesammt weit überlegen und von seinen Rathgebern, von den Vortrechten seiner Lage den zweckmäßigsten Gebrauch zu machen, hat er nicht verfehlt. Sein erstes Geschäft ward die Bestrafung des Vapnnow, des Risten und anderer Hauptauswiegler des moskowitischen Böbels, sie wurden in entfernte Gegenden verwiesen oder auch eingekerkert. Am 31. Mai 1584 wurde der Jaren Krönung vorgenommen, für Godunow die Gelegenheilt, in seiner ganzen Herrlichkeit sich zu zeigen. Den Exepter trug er während des Krönungszugs dem Veldschreier nach, in der Kirche hatte er als nächster Bojar seinen Plaz neben dem Jar; Georg und Demetrius Iwanowitsch Godunow, Irenens Oheim, hielten die Jarenkrone auf einer goldenen Schüssel, drei andere Kronen zu tragen waren Stephan, Gregor und Iwan Wasiliwitsch Godunow ausdrehen. Während der Krönung saß Irene, die Krone auf dem Haupte, umgeben von den Bojarinnen, an dem geöffneten Fenster des Palastes, und es dankte ihr der Jubelruf: „Range lebe die Jarin!“ Es folgten viele Gnadenbezeugungen, namentlich wurden drei Godunow zu Bojaren ernannt. Aber Alles war Nichts im Vergleich zu den Gnaden, womit Theodor seinen Schwager überschüttete. Dielem wurde gegeben, was immer in einer absoluten Monarchie ein Unterthan begehren mag, nicht nur die alte hohe Würde eines Statthalter's, die seit 17 Jahren unbesetzt war, sondern auch der Titel eines nahen oder Groß-Bojaren, sammt der Statthalterseilt der beiden königreiche Kasan und Astrachan. Der beispiellosen Würde entsprach beispielloser Reichthum, Godunow erhielt oder nahm sich die besten Ländereien und Güter, die Einkünfte des Prina-gebietes Waga, alle die schönen Wiesen an den Ufern des Moskwaflusses, nebst Wäldern und Weinergärten, verschiedene Krongefälle aus den Gebieten von Moskau, Kasan, Twer und Swerrien, unabhängig von einem bedeutenden Geldeinzahmen. Bei Heider heißt es: „Godunow hat jährliche Einkünfte von seinen Gütern in Wladjewa und Derogobitsch 6000 Rubel, von den Stallsmeisterdörfern, den Wiesen und Blumenhäusern lang des Moskwaflusses (30 Werst Sirow auf, 40 Werst Sirow abwärts), 12,000 Rubel oder Karl, von dem Jar 15,000 Rubel Gnadengehalt, von Krcis und Stadt Waga (oder Schenkurst) 30,000 Rubel, von Twer und Torschok 8000 Rubel, von den moskowitischen Pächtern 1500 Rubel, ungetreicht, was ihm die Belünger einbringen.“ Nach Herley bezog er aus dem Gebiete von Waga jährlich 35,000 Rubel (oder Karl), was noch nicht den fünften Theil seines ganzen Einkommens ausmachte, und er und seine Angehörigen waren dermaßen mächtig, daß sie binnen 40 Tagen ein wohlgerüstetes Heer von 100,000 Mann hätten ins Feld stellen können. „Er war jezt

nicht mehr Günstling, sondern Beherrscher des Reichs. Boris war zwar Theodor's gewiß, aber er fürchtete noch Feinde und Feinde; daher wollte er sie durch seine Größe in Verhörung legen, damit sie auch nicht einmal den Gedanken zu fassen wagten, ihn von einer solchen, dem gewöhnlichen Ehrgeiz der Hof-Großen unerschütterlichen Stufe der Größe herabzufürzen. Diese in der That bestürzten Feinde und Feinde nährten eine Zeit lang insgeheim ihren Haß, schwiegen und sahen auf einen Reich; Godunow aber strebte mit der Gluth einer ruhmstrebenden Seele seinem großen Ziele entgegen, durch Thaten allgemeinen Ruhms das Vertrauen des Volkes und die Dankbarkeit des Vaterlandes zu verdienen. Die von Iwan eingefessene Pentarchie verschwand wie ein Schatten; es blieb der ehemalige Jarentsch, den Wluden des Reichs ererbt geblieben; denn so nannten die Zeitgenossen Boris, welcher in den Augen Anstalts allein das Staatsruder mit fester Hand führte, und zwar im Namen des Jaren, aber nach eigenem Gutdünken Befehle ertheilte, indem er wol Rathgeber, aber keine Nebenbuhler noch Gesellen hatte.“ Eine seiner verdienstlichen Handlungen ist die mehr durch Klugheit als durch das Schwert bewirkte Dämpfung der unter den Zischernischen ausgebrochenen Empörung, welcher in demselben Jahre 1584 die abermalige Unterwerfung Schirinsk folgte. In seinen Verhandlungen mit der englischen Gesandtschaft dankte Godunow mit Gleichheit die Würde und den Beistand des Staates; in der Königin Schreiben wird er our most deare and loving cousin genannt. Wegen 17 Monate hatte Godunow, der durch eine thätige und weise Staatsverwaltung die Dankbarkeit des Volkes und durch Verlobungen die Freundschaft der vornehmsten Bojaren zu gewinnen suchte, ruhig geherrscht und die Misgünstigen verachtet, indem er das Herz des Jaren in seiner Hand und die besessene Freundschaft der beiden ersten Großen, des Bojaren Jurjew und des Fürsten Mislawski, erworben hatte; allein führte er die Herrschaft, aber er betrieb sich mit ihnen und bestrebt dadurch ihren besessenen Ehrgeiz. Diese glückliche Verbindung ward durch Jurjew's Tod zerrissen; denn der wankelmüthige Mislawski, ob man ihn gleich Verriethen Vater nannte, ließ sich durch dessen Feinde, die Schischki, Berezinski und Gselowin, bestören, und wurde, der Sage nach, Theilnehmer einer niederträchtigen Verschwörung; Boris, durch ihn zu einem Schmaus eingeladen, sollte Mordherbeiter überleben werden. So erzählten dem Reichserben besorgte Freunde, so dachte er selbst dem Jaren. Ob ein gerichtliches Verfahren, eine Unterbindung stattgefunden habe, ist unbekannt; Mislawski wurde wider Willen eingekerkert und in das Grillskloster verwiesen, die Berezinski und Gselowin traf Verbannung, die Schischki blieben unangehaßt. Von Hinrichtungen ist keine Rede. Vielleicht wollte Godunow, dankte Sage von einer Verschwörung benutzend, nur seine persönlichen Feinde entfernen. In Bezug auf das Ausland verfolgte er eine zugleich feindselige, zugleich ehrgeizige Politik, nicht ohne Schlaubeit, nicht ohne Erfolg. Vielmehr vorzüglich als fähig, ab-

wechselnd drohend und schmeichelnd, versprach er häufig, ohne durch ein Versprechen sich gebunden zu fühlen. „Unter diesen für die Größe und Unverletzlichkeit Russlands günstigen Verhältnissen, wo Alles für die Einigkeit und Thätigkeit der Regierung, das heißt Godunow's, zeugte, war er selbst, ungeachtet aller seiner Gewandtheit in der Kunst, Menschen für sich einzunehmen, der Gegenstand des Hasses und dochhafter Aufschläge. In seinem eigenen Namen mit den Monarchen Rußs und Europa's verkehrend, Gesandte mit ihnen wechselnd und ihre Gesandten in seinem Hause feierlich empfangend, wünschte der stolze Boris bescheiden zu scheinen; deshalb trat er im Rathe die ersten Plätze anderen, älteren Großen ab, aber, indem er auf dem vierten Platz saß, machte er durch ein einziges Wort, einen einzigen Blick, eine Bewegung des Fingers den Widerspruch verstummen. Er erlangt Auszeichnungen, Beweise der Gnade des Jaren, um der Gültigkeit der Bojaren zu schmeicheln, und brachte deshalb die Einladungsmöglichkeiten für die Mitglieder des Reichsraths in den innern Gemächern des Palastes in Gebrauch; wo Theodor die Godunow sofort als die Schlichter mit einander bewirkte, zu weilen wol auch Boris nicht einlud. Vergessliche List! Wen der Groß-Bojar an solchen Tagen zu seiner Tafel lud, den benutzte die Güte des Jaren. Alle wußten, daß der Reichsverweser Theodor nur den Namen des Jaren ließ — und nicht allein viele von den ersten Staatspersonen, sondern auch die Bürger der Residenz zeigten im Allgemeinen Aneignung gegen Boris. Man bemitleidete die Nichtigkeit Theodor's und sah in Godunow einen Räuber der Jarentsch; man gedachte seiner mangelhaften Aukunft und schämte sich der Erniedrigung des Herrscherthumes Rußs. Selbst durch die allgemeinen Wohlthaten, durch die glänzenden Erfolge seiner Regierung verhärtete er nur den Reid, schärfte seinen Stachel und bereitete sich die unglückliche Nothwendigkeit, die Waffen des Schreckens zu gebrauchen; aber noch suchte er diese Nothwendigkeit abzuwenden; deswegen wünschte er Frieden mit den Schischki, welche, da sie Freunde im Reichsrathe und Anhänger im Volke, besonders unter den Handelsteilen hatten, nicht aufhörten, Godunow sogar öffentlich anzufechten.“ Eine Aufhebung wurde im 3. 1585 durch den Metropolit vermittelt, ohne jedoch von Wirkung zu sein, da der Vermittler selbst Godunow's entschiedener Gegner geworden. Um den Gehagten zu kürzen, sollte der Jar bestimmt werden, die unfruchtbare Irene zu verlassen; schon war eine Braut für ihn ermittelt, die Schwester des Fürsten Mislawski, Tochter jenes Mislawski, der Godunow gefürzt hatte und im Grillskloster sterben ließ. Aber Boris entwarf noch zu rechter Zeit eine Verschwörung, die das Ende seiner Herrschaft herbeiführen sollte; ohne Jara, ohne Vorwürfe suchte er auf des Metropolitens Gewissen zu wirken, ihm vorstellend, daß die Entscheidung der Kirchengerichte zuweit sei, daß Theodor von der im Glanze der Jugend und Schönheit blühenden Irene wol noch Kinder haben könne, und daß der Thron in seinem Falle ohne Erben bleiben werde, da der Jar-

weislich Demetrius der besten Gesundheit sich erfreue. Gingen so entschuldigte sich Dionysius, nicht minder die Theilnehmer seines Vorhabens, mit der ängstlichen Sorge für das Wohl des Reiches, gab daneben sein Wort, nicht weiter an die Trennung eines jätzlichen Ehepaars zu denken. Unter solchen Umständen glaubte Godunow mit einem einzigen Opfer sich begnügen zu können; als eine seiner Schwestern allzu gefährliche Nebenbuhlerin wurde die Mitkaiserin ins Kloster geschickt. Bald jedoch trat ein Angeber auf, ein, wie es heißt, von dem Reichsverweser erkaufter Diener der Schmach. Dieser hinterbrachte, daß seine Herrschaft mit den moskowitzischen Kausleuten eine gegen den Jaren selbst gerichtete Verschwörung angezettelt habe. Die Schmach wurden verhaftet, ebenso ihre Freunde, viele Edelleute und reiche Kausleute; über alle zusammen erging eine strenge Untersuchung, der blutige Hingehungen folgten: die Häupter der Schmach, der berühmte Iwan Peremowitsch und der Bojar Andraas, ließ Godunow im Gefängnisse erdrosseln. Um von der andern Seite Irems Ansehen in den Augen des Volkes zu heben, veranstaltete er die Ausrüstung von Gnadenbriefen unter ihrem alleinigen Namen; sie war ermächtigt, Verbrecher zu begnadigen, Leiden zu tödten und zu beschlen, Alles in der Berechnung, daß die ihr zugewendete Liebe des Volkes des Bruders gegenwärtige Größe beschleunige, die zukünftige vorbereiten werde. In dieser Zeit (1591) stand Godunow in den Augen der Russen und des Auslandes als der eigentliche Beherrscher des Reiches da; er sah um sich eine stumme Diener oder laute Lobredner seiner hohen Verdienste; nicht nur am Hofe, in den nahen oder fernern Provinzen Russlands, sondern auch vor ausländischen Herrschern oder ihren Ministern wurde von Theodor's Dienern ohne Rückhalt ausgesprochen: „Boris Feodorowitsch Godunow ist das Oberhaupt des Landes; es ist ihm von dem Selbstherrscher göttlich anvertraut, und jetzt in solcher Ordnung, daß männiglich sich dessen wundert und freut. Es blühen der Kriags- und Kaufmannschaft, das Volk insgesamt. Die Städte werden mit feineren Gebäuden geschmückt, ohne Auslagen, ohne Frohndienste, aus den Eripatrien des Schades, mit treulicher Bezahlung für Arbeit und Kunst. Steuern sind dem Landmann unbekannt. Gerechtigkeit ist aller Orten heilig; der Stärkere beleidigt den Schwächeren nicht; der arme Verwaisete geht getrost zu Boris Feodorowitsch, um sich über dessen Brüder oder Kessen zu beklagen, und dieser wahrhaft große Mann erklärt seine unächsten Anverwandten selbst ohne Gericht für schuldig, denn er ist nur theilweis für den Schuglosen und Schwachen!“ Der Gießel des Volkes zu schmücken, auf diese feste seine Herrschaft zu begründen, benutzte Godunow die zufällige Anwesenheit des Patriarchen Jeremias von Constantinopel, um für Russland ein eigenes Patriarchat (den 23. Jan. 1592) zu erhalten, ein Ereignis, welches zu prächtigen Festlichkeiten Veranlassung gab. Die vornehmsten Begleiter des Patriarchen von Constantinopel wurden der Jarin „amantissima Irena regina“ vorgeführt. „Mirabamur sermonis suavita-

tem, splendorem atque praestantiam.“ Irene trug bei dieser Gelegenheit eine Krone mit zwölf aus Perlen zusammengesetzten Jaden, ein Diadem und auf der Brust eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Kette; ihr langes, mit großen Perlen besetztes Sammetkleid und der Mantel waren nicht weniger reich. Neben der Jarin stand der Jar und auf der andern Seite Boris Godunow, ohne Krone, demüthig und eherbietig; weiterhin mehr vornehme Frauen in weißer Kleidung, mit über einander geschlagenen Armen. Janig bat Irene die griechischen Bischöfe, sie möchten Gott anrufen, daß er ihr einen Sohn, dem Reiche einen Erben schenke. „Hätte Godunow, der Alles, außer Theodor's Krone, besaß — selbst in der Voraussetzung, daß er Nichts weiter gewollt hätte — seiner Größe ruhig genießen können, wenn er an den nahen Tod des nicht nur zu Christus, sondern auch körperlich schwachen Theodor's — wann er an dessen gesegneten Nachfolger dachte, der in einer offenbaren, obgleich ehrenvollen Verbannung, von seiner Mutter und seinen Verwandten im Haffe gegen den Reichsverweser, in den Gefässen des Grobels und der Kade ergogen wurde? Was erwartete in diesem Falle Irene? das Kloster! Godunow? das Gefängnis oder der Bloß — ihn, der durch einen Wink das Reich in Bewegung setzte, dem die Könige des Morgenlandes und des Abendlandes schmückelten! Schon hatten Handlungen Boris' Gemüth offenbart, in Kerkern und auf dem Richtplatze waren die Unglücklichen umgessen, die der Reichsverweser förderte, — und wen hatte er nicht zu fürchten als Demetrius? Aber Godunow's Seele litt noch die Qualen und des Friedens Hungers; er wünschte, was er nicht hatte. Stolz gemacht durch seine Würden und Verdienste, durch Ruhm und Schmeichelei, tranken von Glück und Macht, wodurch auch die edelste Seele degenert werden kann, — schwindelnd aus einer Höhe, zu der im russischen Reiche noch nie ein Unterthan emporgestiegen war, blühte Boris noch höher und mit freudigen Gefühlen, er betrachtete zwar unumhürdelt, aber nicht in seinem eignen Rahmen, er glänzte nur im Widersatze; er mußte sich bei allem seinem Stolze zu persönlicher Demuth bequemen, sich öffentlich vor den Schatten des Jaren erniedrigen und zugleich mit Sklaven die Seiten vor ihm schlagen. Der Thron war in Godunow's Augen nicht nur der geistliche strahlende Sitz der wahren selbständigen Herrschaft, sondern auch der paradiesische Sitz der Verabigung, den die Helle des Hasses und des Reiches nicht erreichen, und wo der Eitelkeit gleichsam göttlicher Rechte genügt. Dieser Traum von den Reizen der höchsten Gewalt stellte sich ihm immer lebendiger dar und setzte sein Herz immer fürstlicher in Bewegung, so daß er ihn endlich unaushörllich beschäftigte. Der Annalist erzählt: „Boris, der seltenen Verstand hatte, glaubte jedoch an die Kunst der Wahrsager; er berief einige von ihnen in der stillen Stunde der Nacht zu sich und befragte sie, was ihn in der Zukunft erwartete? Die schmeicheleichen Zaubrer oder Sterndeuter antworteten: Deiner wartet eine Krone . . . aber plötzlich verstummten sie, gleichsam erschreckt von der fernern Weisheit. Ungedul-

big befehl ihnen Boris, aufzubrechen; er hörte, daß er nur sieben Jahre herrschen werde, und eif, indem er die Wahrsager mit der lebhaftesten Freude umarmte: wenn auch nur sieben Tage, aber doch herrschen!"" Der Gefäßung der Weissagung stand ein Hinderniß, dieses aber vom höchsten Belange, entgegen, der Knabe Demetrius mußte bekräftigt werden. Anfangs gedachte Boris den Jaroslaw als den Sohn der lebenden oder sitzenden Gemahlin Iwan's für unehelich zu erklären; er ließ nicht für ihn बैठ, noch in die Krieger seinen Namen nennen; bedenkt jedoch, daß die Ehe, in der That zwar gesegnet, von der Kirche bekräftigt oder geduldet worden, daß Demetrius in der Meinung des Volkes Jaroslaw's und der einzige Nachfolger Theodor's bleiben würde, nahm er, um des Nebenbuhlers sich zu entledigen, Zuflucht zur Gewalt. Demetrius, das siebenjährige Kind, wurde den 15. Mai 1591 ermordet. Reichlichen Lohn empfingen die Mörder, mit Geschenken wurden überhäuft die Mitgelieber des Reichthums, aber das Volk von Moskau, minder schweig- und süßsam als Hof und Kirche, sprach von größtem Schicksal, von dem gemeinen Urheber derselben, von der traurigen Verblendung des Jaren und der gewissenlosen Nachgiebigkeit der Großen und der Geistlichkeit, und offenbarte überhaupt eine Mißstimmung der bedenklichsten Art, für welche jedoch ein großes Brandungsthum, von welchem die Hauptstadt am Pfingstabend 1591 heimgesucht wurde, ein Abweiser werden sollte. Ein unübersehbares Menschengebränge eilte dem Jaren, der nach dem St. Egeorgienkloster gefahren war, entgegen, um Gnade und Hilfe von ihm zu erbitten. Godunow ließ sie nicht vor den Thronachern, bezauerte aber die betrübten Scharen durch den Ausdruck der lebhaftesten Theilnahme. Er hörte einen jeden an, versprach Allen und bleib, was er versprochen hatte; er baute ganze Straßen auf, vertheilte Geld und Verschreibungen auf Abgabensfreiheit, bewies überhaupt ein so beispielloses Freigebigkeit, daß die Moskauer, getrostet und erlöst, Godunow's enthusiastische Lobredner wurden. Hat er den Unfall, das Unglück der Hauptstadt bemerkt, um sich die Liebe des Volkes zu gewinnen, oder war es, wie der Chronikenschreiber berichtet und mehr der Zeitgenossen glaubten, der geheime Anführer des Brandes? Bald entfremdete ein anderes, für Godunow gleich günstiges Ereigniß, der scheußliche Einfall der Krimen, die Gedanken der Nation vollends dem Gedanken an des Demetrius tragisches Geschick (Ausgung Juni 1591). Am 3. Juli erhielt man Nachricht von des Khans unmittelbarem Vordringen gegen Moskau und das christliche Heer bereitete sich zur Schlacht. Auch Godunow erschien in voller Rüstung auf einem Streittrosse unter der alten großfürstlichen Fahne; er, im Rathe die Seele des Reiches, mußte auch in der Schlacht für das Reich den Rath der Streiter beleben. Theodor hatte ihm alle seine Dworane und Leibwachen, die sonst von der Person des Jaren unzertrennlich sind, beigegeben. Hinter dem Reichs-verweiser ritten, wie für den Regenten hergebracht, die Bojaren; nachdem er aber von den Boyarden empfangen und begesigt worden war, weigerte er sich, den Ober-

befehl aus den Händen des vornehmen oder erfahrenen Heerführers, des Fürsten Mstislawsk, abzugeben; er begnügte sich mit der zweiten Befehlshaberstelle im großen Haufen und bildete sich einen Kriegsrath, aus sechs Großwürdenträgern bestehend. Die ganze Nacht stand das Heer unter den Waffen, die ganze Nacht wachte Godunow, er ging die Reihen durch, sprach den Boyarden, den einzelnen Soldaten Muth zu, gab und empfing guten Rath, verlangte und erwarb Vertrauen, durch seine großen Fähigkeiten den Mangel an Kriegserfahrung elegend. Mit der Morgendämmerung begann die Schlacht, die unentschieden an sich, doch schwere Verluste den Krimen bebringend, am andern Tage den eigigen Rückzug des Khans zur Folge hatte. Er wurde bis in die Steppe verfolgt, obgleich der Russen Hauptmacht nur bis Tserpudow kam. Das Mstislawsk in dem Schlachtberichte nur von sich sprach, den großen Namen Boris, welchem der Hof die ganze Ehre des Sieges zuschrieb, nicht erwähnte, zog ihm von Seiten Theodor's einen barten Verweis zu. Den 10. Juli traf zu Tserpudow ein Stokus ein, Ueberbringer von huldreichen Worten und Geschenken. Davon empfingen Mstislawsk und Godunow große portugiesische Goldmünzen, die andern Generale kleinere Goldstücke, zumal ungarische Dukaten. Nicht lange und Godunow und die übrigen Feldherren wurden nach Moskau berufen, die ihnen zu gedachten fernern Gnadenbezeugungen entgegen zu nehmen. Von seiner Schulter zog der Jar einen Peim mit goldenen Knöpfen, 1000 Rubel werth, von seinem Halbe die goldene Kette, und damit den Siege Godunow zu befehlen; diesem schenkte er das goldene Trinkgeschloß Mamay's, die glorreiche Beute der Schlacht von Kulikow, und drei Städte in der Provinz Waga zu erbeigen; dann verließ er ihm den Titel des Dieners, der im Verlaufe eines Jahrhunderts nur drei Großen geworden und daher ungleich höher gehalten wurde als die Bojarenwürde. Im Granowitsch folgte ein prächtiges Fest dem andern, mehr zu Ehren des Dieners als des Jaren; denn daß ihm Gott durch Godunow's Sorgfalt und Veranlassung den Sieg verliehen habe, ließ Theodor nicht nur in Russland, sondern auch in fremden Ländern feierlich verkündigen. Allein solcher Triumph, die Gnadenbezeugungen u. i. w. waren nur die Vorläufer blutiger Aufsteie. Man hinterbeachte dem Reichsverweiser, daß in mehreren Städten, besonders zu Alerin, ein für ihn schmachträgliches Gerücht im Umlauf sei, wodurch er beschuldigt war, den Khan vor Moskau geführt zu haben, damit solche Plage dem Jammer über die Ermordung des Demetrius ein Absterber webe. Godunow schickte nach verschiedenen Rüstungen Beamte aus, ließ Untersuchungen anstellen, verhören und soltern diejenigen, die in Einsicht der Verleumdung Echo geworden, und diese gaben in der That, unter der harten Unschuldigen an. Einige starben auf der Folterbank oder in Gefängnisse, Andere wurden hingerichtet oder mit dem Auschneiden der Zunge bestraft, und es verdröten damals, nach den Worten des Chronikenschreibers, mehr Drisschaften in der Ukraine. Sonst suchte Godunow, wo er nicht persönlich beleidigt war, durch Milde

zu gewinnen. Im Falle einer Begnadigung hieß es in der Urkunde: „Der Herrscher vergibt rücksichtlich der Hürbitten des Dieners und Marsall-Bojaren.“ In Todesurtheilen wurde dessen Name nie genannt. Aber plötzlich schienen des Reichsverweisers Hoffnungen auf die Thronfolge sich zu verduffeln. Irene wurde Mutter der am 14. Juni 1582 zur Taufe gebrachten Theodora, die jedoch schon im folgenden Jahre starb. Boris blieb nicht frei von dem Verdachte, den Tod des Kindes veranlaßt zu haben. Dafür fand er in dem Verlaufe des Krieges mit Schweden Gelingenheit, seine Unparteilichkeit zu bekunden. Ruhmlos war der Feldzug von 1591 abgelaufen, die Heerführer, zwei Godunow und ein Trubeßky, legten dies einander wechselseitig zur Last. Der Zar sandigte ihnen für das dem Dienste nachbleibende Haberen seine Unquade an und gab ihnen vom Palmsonntage bis zu Oheirn Hausarrest. Bei dem feierlichen Empfange des kaiserlichen Gesandten, des Burggrafen Abraham von Dolna, den 22. Mai 1597, stand Godunow, den Reichsapfel tragend, neben dem Zar; ihm, wie dem Herrscher, halle der Gesandte Geschenke darzubringen. Godunow erhielt einen kostbaren, mit Smaragden besetzten Kofak, eine Eingube und zwei Hengste mit sammernen Federn, sein Söhnlein, Theodor Porfirjewitsch, Affen und Papageien. Nach Verlauf einiger Tage staltete der Gesandte in Godunow's Hause einen Besuch ab und vernahm huldreiche Worte, in der vollen Würde eines Monarchen gesprochen, die Gesandtschaftscharaktere wurden zum Hauptsaß gelassen. Der Königin Elisabeth Gesandter, D. Richter, schrieb an Godunow: „Durchlauchtigster Herr! Die Königin hat mir befehlen, von Herzen die Stin vor dir zu schlagen. Sie kennt dein Wohlwollen für die Welt und liebt dich mehr als alle Herrscher der Christenheit. Ich wage nicht, den zu belästigen, auf dem das ganze Reich liegt; allein ich würde mich von ganzem Herzen freuen, wenn du mir erlaubst, deine erlauchten Augen zu schauen, denn du bist die Glore und der Ruhm Russlands.“ Trotz solcher Schmehelien glückte Richters Sendung nur theilweise, selbst nicht die Geschenke der Königin wollte Godunow annehmen, „weil du“, heißt es in seinem Schreiben an Elisabeth, „unsern großen Joren, gleichsam als Zeichen deiner Geringfügigkeit, kleine Goldmünzen zum Geschenk geschickt hast.“ Von den Anordnungen Godunow's für die innere Verwaltung ist vor allen folgenderart geworden das Geley, die Vertheilung der Bauern und Diener betreffend. „Erit unendlichen Zeiten gewosfen die Bauern bürgerlicher Freiheit, aber ohne bewegliches Eigenthum: nämlich der Freiheit, in einer durch das Geley bestimmten Zeit von einem Orte zum andern, von einem Gute beßker zum andern überzuziehen, unter der Bedingung, einen Theil des Landes für sich, den andern für den Herrn zu bearbeiten oder ihm Erbgut zu verfallen. Der Reichsverweiser sah den Nachtheil dieses Uebersiedelens, welches gar oft die Hoffnung der Landeute, einen bessern Herrn zu finden, täuschte, sie verheirathete, sich einzuleben und sich zum Besse der Landwirthschaft und des Gemeingeistes an Oegenden und Menschen zu gewöhnen —

und die Zahl der Landbesitzer und Armuth überhand nehmen ließ. Der Reichsverweiser rühmte sich der Abgabefreiheit, welche er in den Erbhöfien des Jaren und vielleicht auch in seinen eigenen dem Bauernlande ertheilt haue. Ohne Zweifel wünschte er nicht nur den Gutbesitzern, sondern auch den Landarbeitern Gutes — wünschte ein unausslösbare, auf Gemeinshaftlichkeit und Unzerrennlichkeit des Wohnlandes geguntetes — man könnte sagen — Familienband zwischen ihnen herzustellen — und hob deshalb im J. 1592 oder 1593 das freie Ueberziehen der Bauern aus einem Amtebesitze in den andern, aus einem Dorfe in das andere durch ein Geley gänzlich auf und machte sie auf ewige Zeiten zu Leibeigenen ihrer Herren.“ Gleichwie Boris den Süden Russlands durch seine Heßungen geschüßt hatte, legte er auch zur Sicherung der westlichen Grenze im J. 1596 eine neueine Heßung in Smolensk an, reiste auch selbst dahin, um die Stellen für Gräben, Mauern und Thürme anzuweisen. „Diese Reise haue auch noch einen andern Zweck, Boris wollte durch seine Gnade die Einwohner des abendlichen Russlands gewinnen; in allen Städten und Dörfern hielt er an, half leutlich allen Beschwern ab, theilte Geld unter die Armen aus und gab den Arken Heße. Als der Reichsverweiser nach Moskau zurückkam, sagte er dem Jaren, daß Smolensk der Holschmuck Russlands werden würde. Aber in diesem Holschmucke (entgegenste ihm der früh Trubeßky) kann sich Ungeziefer einnisten, das wir selbst nicht wieder los werden. Ein wachthütendes Wort, sagt der Grenzschreiber; denn das von uns besetzte Smolensk ward ein Rückenhalt für Litauen.“ Des Jaren Gesundheit scheint bereits im J. 1596 angegriffen gewesen zu sein. Bei Uebertragung der Heßene des heiligen Alexius, des Metropolitzen, in einen neuen silbernen Schrein soll er in dem Ausdruche schmerzlicher Klage zu Godunow gesprochen haben: „Verürthe das Heiligthum, Verweiser des christlichen Volks! Verwalte es auch künftig in Treue. Du wirst deinen Wuth erreichen, aber Alles auf Erden ist eitel und vergänglich.“ Daß die Krankheit tödlich geworden, ersah die Hauptstadt am 6. Jan. 1598. Der Patriarch, die Großen, jede Hoffnung aufgegeben, bewachte das Lager des Sterbenden in Erwartung der letzten Handlung seiner selbstherrschenden Gewalt, seines letzten Willens in Bezug auf Russlands Zukunft. „Allein Theodor haue, sowie sein ganzes Leben hindurch, auch am Ende desselben seinen andern Willen als Boris, und ward auch in dieser feierlichen Stunde dem umbeirathigten Vertrauen in seinem Meiser nicht nütren; des Gräus und Gehors ichon fast beraubt, suchte sein erlösender Blick nach Godunow und mit Anstrengung berde er auf dessen Zukünster. Die Bojaren schwiegen, der Patriarch, Hieb, sprach mit zitternder Stimme: Herr! wem befehlt du dein Reich, uns Verwalter und deine Jariu? Theodor antwortete leise: „Nieder das Reich, aber Euch und meine Jariu waltet Gort der Allerhöchste . . . Ich hinterlasse ein Testament.“ Darin war die Herrschaft Ireneu vermach, seine Seele aber befohl der Sterbende dem Patriarchen, seinem Bei-

ter Nikita Romanow, Jurjew und seinem Schwager Boris Godunow, „das heißt, er bestellte sie zu den ersten Räthen des Thrones.“ Theodor entschlummerte in der ersten Stunde des 7. Jan. Schreckhaft, unbeschreiblich waren die Schmerzensandbrüche der Jarin. Godunow, in dem tiefsten Schmerze die Fassung nicht verlierend, erinnerte die Bojaren an die der Jarin dazubringende Huldigung und augenblicklich wurde sie geleistet. Das Begräbniß, den 8. Jan., war über alle Beschreibung ergreifend, nicht sowohl durch seine Pracht, als durch eine rührende Unordnung; der Geistliche des Thrones und Schlußzen unterbrachen die heilige Handlung, der Chor verstummte, denn über dem Geheul des Volkes war der Gesang nicht zu hören. Die einzige Irene weinte nicht mehr, sie ward als eine Tote zu der Kirche getragen. Godunow's Auge wurde nicht trocken über dem Anschauen seiner beklagenswerthen Schwester und während er die der Fellei, die der Lage der Dinge überhaupt angemessenen Befehle ertheilte. Bald erfuhr die bestürmte Hauptstadt, nach Ausland, seines Jaren beraubt, auch seine Jarin habe. Der gottesfurchtige Theodor soll, seinem Lehnamte untreu, während der Gemahlin an Befehlen haben, irdische Größe zu verachten und dem Herrn sich zu weihen. „Bleibst du auch Jaren selbst, in ihrer ungeheuerlichen Verzweiflung, die Welt zuwider geworden; aber wohl wahrscheinlicher ist es, daß Godunow, der über das Herz und das Schicksal der jählichen Schwester volle Gewalt übte, es also wollte. Er konnte unter Irenens Regierung schon nicht mehr heber steigen, da er auch unter Theodor unumschränkt geherrscht hatte; er konnte am Ende des fünften Jahrzehends seines Lebens nicht länger warten oder aufstehen; er hatte Irenen das Reich übergeben, um es aus den Händen einer Blutsverwandten gleichsam nach Erbrecht zu empfangen, auf dem Throne nicht den Weg von Monomach's Herrscherkammer einzunehmen, sondern an die Stelle einer Godunow zu treten und so in den Augen des Volkes weniger thronräuberisch zu erscheinen. Niemals war dieser hinterlistige Ehrgeizige, öffentlich und insgeheim, so thätig gewesen, als in den letzten Tagen der Regierung Theodor's und in den ersten Tagen der Schelnbergschaft Irenens, öffentlich, damit das Volk auch nicht einmal den Gedanken an die Möglichkeit einer Ordnung im Staate, ohne Boris's Vorzeige, aufkommen lasse; insgeheim, um der Abtödtung der Gewalt, der Verführung und der Hinführung den Schein der Freiheit und der Liebe zu geben. Er leitete durch seine unablässbaren Diener alle Bewegungen Moskwa's, gleich als hätte er es mit unsichtbarem Arme umfassen; von der Kirche bis zum Synkrist, bis zum Herte und dem Volke hörte und folgte Alles seinen Eingebungen, welche von der einen Seite durch Furcht, von der andern durch wahrhafte Dankbarkeit für Godunow's Dienste und Gnaden begünstigt wurden. Man versprach und droht; man bewies süßend und schreiend, daß Anstand Hell ungernehmlich von der Gewalt des Reichsverweisers sei, und nachdem die Gemüther oder die Leidenschaften zu dem großen Theaterstücke vorbereitet waren, machte man am neunten Tage nach dem Tode

des Jaren feierlich bekannt, daß Irene der Krone entsage, um sich auf immer in ein Kloster zurückziehen und das Eingeliegene einer Nonne annehmen. Diese Nachricht war ein Donner Schlag für Moskwa; die Bischöfe, der Reichsrath, Gregorienenträger, Stellenle und Bürger warfen sich in einer Versammlung der gekrönten Witwe zu Füßen, weinten untröstlich und beschwor sich, nicht in der gräßlichen Verwaltung sie zu lassen; allein die sonst stets weichherzige Irene ließ sich durch Flehen und Thränen nicht rühren; sie anordnete, daß ihr Wille unabänderlich sei und daß die Bojaren, zugleich mit dem Patriarchen, das Reich verwalten sollten, bis die Stände nach der Eingebung Gottes über das Schicksal des Vaterlandes entschieden würden. Denselben Tag noch zog Irene aus dem Kremlpalast in das Nowodjewitschkloster und nahm unter dem Namen Alexandra den Schleier. Wo war Godunow und was that er? Er hatte sich mit seiner Schwester im Kloster eingeschlossen, weinte und betete mit ihr. Es schien, als ob er, gleich ihr, die Welt, Größe, Macht, das Staatsruder verstaumte und Ausland den Thürmen preisgebe; allein der Feuertmann wachte unermüdet und Godunow hielt in der engen Klosterzelle mit fester Hand das Reich.“ In großer Verämmlung, nach dem Kreml berufen, wurde die Nothwendigkeit, dem Bojarenrathe zu huldigen, vorgezogen; Alle trafen: „Wir kennen weder die Fürsten, noch die Bojaren, wir kennen nur die Jarin; ihr haben wir den Eid geleistet und leisten ihn seinem Andern, auch als Nonne bleibt sie Anstands Mutter!“ Diesem wurde entgegengegriffen, daß die Jarin, nachdem sie die Welt verlassen, sich nicht mehr mit den Angelegenheiten des Reiches beschäftige, und daß demnach das Volk den Bojaren huldigen müsse, um der vollständigen Zerrüttung des Staates vorzuzukommen. Da erhob sich der einstimmige Ruf: „So möge denn ihr Bruder herrschen!“ Keiner unterdand sich zu widersprechen, keiner wagte zu schweigen. „Es lebe unser Vater Boris Feodorowitsch, er sei der Rachfolger unserer Mutter, der Jarin!“ hieß es in Aller Munde. Unverzüglich zog die ganze Versammlung nach dem Nowodjewitschkloster, wo der Patriarch, im Namen des Vaterlandes sprechend, die Nonne Alexandra um der Liebe ihres himmlischen Bräutigams willen beschwor, ihren Pender für die von ihr verstaumte Jarenschaft zu segnen, den Aufruf in den Gemüthern zu stiften, die Thränen der armen, verwaisenen, hilflosen Anken zu trocknen. Alle, auch die Nonne, weinten über seine Rede. Darauf wandte Hieb sich an Godunow, trug demüthig ihm die Krone an, nannte ihn den von Gott zur Erneuerung des Jarenreiches Erlorenen, den natürlichen Erben des Thrones nach seinem Schwager und Freunde, der ihm alle die Erfolge seiner Regierung zu verdanken gehabt habe. Aber mit Abscheu wies Godunow zurück, was ihm hier feierlich und einstimmig angetragen wurde; er schwur, daß er, als ein treuer Unterthan geboren, niemals an die Krone gedacht habe, niemals sich erheben werde, den durch die Hand des entschlummerten Engels-Jaren, seines Vaters und Wohlthäters, geheiligten Scepter zu ergreifen; erinnerte an die vielen Bojaren und

fürsten, denen er, im Range nachgeordnet, auch an persönlichem Verdienste nicht gleich sei, versprach aber, mit ihnen vereint, eifriger als je zuvor das Beste des Reiches zu warten. Der künftlich eintreffenden Rede antwortete der Patriarch in gleich reißender Vorbereitung, sprach von Godunow's übermäßiger Verschwendung, von seinem Ungehorsam gegen den durch die einmüthige Stimme des Volkes so drücklich erscheidbaren Willen Gottes, bewies, daß der Höchste ihm und seinem Geschlechte von jeher das Reich der durch Theodor's Tod erfolgten Nachkommenschaft Wladimir's beschieden habe, erinnerte an David, den König von Juda, an den großen Theodosius, an Marcian, Michael den Stammher, Basilus den Macedonier, Iulianus und andere byzantinische Kaiser, verglich ihre und Godunow's Tugenden und Verdienste, bat und verlangte, verwehete aber weder jetzt, noch in den nächsten Tagen, weder im Angesichte des Volkes, noch ohne Zeugen, weder durch Hirten, noch durch geistliche Drohungen des Unerbittlichen Hergesitz zu brüskem. Entschieden sagte Godunow sich von der Krone los. Er wollte nicht von der Hauptstadt allein, er wollte von dem gesäumten Ausgange zum Throno berufen sein, und hätte zu dem Ende einen großen Convent von Deputirten aus allen Provinzen veranstaltet. Der Schluß einer allgemeinen einstimmigen Wahl fandte ihm nothwendig, „war es nun zur Verabreichung seines Gewissens, oder zur Befestigung und Sicherstellung seiner Herrschaft! Unterdessen lebte Boris im Kloster, den Staat aber verwaltete der Reichsrath, der in wichtigsten Angelegenheiten den Patriarchen zu Rath zog; allein die Besuche hielten er im Namen der Jarin Alexandra aus und empfing in ihrem Namen die Brüche der Lauschaftsbewohner. Unterdessen zeigten sich Ungehorsam und Unordnung in Smolensk, Wosow und andern Städten, es folgten die Wohnwörter weder einer dem andern, noch den Verchristen des Reichsraths. Unterdessen ging das Gerücht von einem Einfälle des Khans von der Krim in die Grenzen Rußlands, und das Volk sagte voll Schreckens: der Khan wird vor Moskwa stehen, wir aber sind ohne Jarin und Beirathgeber. Mit einem Worte, Alles begünstigte Godunow, drum Alles war von ihm veranstaltet.“ Am 17. Febr. wurde im Kreml die Reichsversammlung eröffnet; außer der ganzen hohen Geistlichkeit, dem Enkelt und dem Hofstaate erschienen da nicht weniger denn 500 Beamte und Capitular aus allen Provinzen. Der Patriarch nahm das Wort, zuvörderst der Versammlung mittheilend, daß Jarin weder selbst herrschen, noch ihren Bruder zur Herrschaft segnen, auch Godunow gleich wenig die Krone annehmen wolle. „Ausland,“ fuhr er fort, „welches sich nach einem Jarin sehnt, erwidert ihm mit Ungehoß von der Reichsheit der Versammlung. Ihr Bischöfe, Archimandriten und Aebte, ihr Bojaren, Gelehrte, Gerichtspersonen, Bojarsöhne und Leute jeglichen Ranges, erkläre uns eure Meinung und gebt euren Rath, wer unser Herr sein soll. Wir zwar, die Zeugen des Todes unseres Jarin Theodor Iwanowitsch, sind der Meinung, daß wir außer Boris Fedorowitsch keinen andern Erbschaftersuchen dürfen.“ Darauf antworteten

einstimmig Geistlichkeit, Bojaren, Ritterschaft und Volk: „Eben das ist auch unser Rath und Wunsch, unverzüglich vor Boris Fedorowitsch, als unserem Herrn, die Stien zu schlagen und seinen andern Erbschaftersuchen für Ausland zu suchen.“ Die Begeisterung war allgemein und lange Nichts zu hören als der Name Boris, der in der ganzen Versammlung stürmisch wiederholte. Als die Ruhe wiederhergestellt war, trat einer der Großen auf, von der ganzen Vergangenheit Godunow's eine gedrängte Uebersicht zu geben. „Die Jarin Jarin und ihr erlauchter Bruder wurden von der jartesten Kindheit an in dem Palaste des großen Jarin Iwan Wassiljewitsch erzogen und von seinem Tische gespeist. Als der Jar Jarin die Ehre würdigte, sie zu seiner Schwiegertochter zu wählen, lebte Boris Fedorowitsch von dieser Zeit an unausgesetzt bei ihm, von dem Jarin empfing er den Unterricht in der Staatsverwaltung. Da der Jar einst verunmüth, das sein junger Liebling erkrankt sei, besuchte er ihn, von uns begleitet, und sprach andächtig zu ihm: „Boris, ich leide um dich wie um meinen Sohn, um meinen Sohn wie um meine Schwiegertochter, um meine Schwiegertochter wie um mich selbst,“ — dann heb er drei Finger seiner rechten Hand aus und septe hinzu: „das ist Theodor, Irenat und Boris; du bist nicht mein Knecht, sondern mein Sohn.“ In den letzten Stunden seines Lebens, als Iwan dachten wollte und Alles deshalb sich entfremdet, hielt der Jar den Erbbling an seinem Lager zurück, zu ihm sprechend: „Die Umhülle ich mein Herz, die beschütze ich meine Seele, meinen Sohn, mein Lebtöter und das ganze Reich. Hüte sie, oder du wirst bei Gott derauf Rechenschaft geben.“ Dieser unvergesslichen Worte eingedenk, hatte Boris Fedorowitsch sowohl den jungen Jarin als das große Reich wie seinen Augapfel bewahrt.“ Weiter beschrieb die Bojaren, wie der Reichsverweser durch unermüdliche weisse Thätigkeit das Reich erheben, den Khan und die Schweden gemüthig, Lithuarn im Zaume gehalten, die Grenzen erweitert, die Zahl der jinspachtigen Fürsten und Diener vermehrt habe, wie die vornehmsten Herrscher in Europa und Asien denselben Achtung und Freundschaft bezigten, welcher Ruhe das Reich in seinem Innern gegessen habe, wie Gnade dem Herrn und dem Volke, Asten Gerechtigkeit, Armen, Witwen und Waisen Schutz geworden sei. Am Schluß solcher Lobrede hieß es: „Wir erinnern euch an euren dankwürdigen Rath. Als der Jar Theodor nach dem glorreichen Tode, den er durch den Geist und den Muth des Reichsverwesers über den Khan erfochten hatte, mit der Gerechtigkeit und dem Enkelt frohlich beim Schmause saß, nahm er in der Nährung der Dankbarkeit den goldenen Jarin-Ohrwurm von der Brust und hing ihn seinem Schwager um. Der Patriarch aber erklärte der Versammlung, daß der Jar, von dem heiligen Geiste erfüllt, durch diese gebührende Handlung der künftigen, von Gerechtigkeit der vorbestimmten Regierung Godunow's bezeichnet habe.“ Von Neuem riefen das Gericht: „Es lebe unser Herr Boris Fedorowitsch!“ und der Patriarch sprach: „Die Stimme des Volkes ist die Stimme Got-

tes, es geschehe nach dem Willen des Höchsten!" Am folgenden Tage, den 18. Febr., strömte die Menge nach der Kirche zu Mariä Himmelfahrt; Alle, Geistlichkeit, Bojarenrath, Volk, niedergeboren zur Erde, stiegen inständig zu Gott, daß der Reichthümer Reich erweilen lassen und die Krone annehmen möge. Das Gebet wurde ganzer drei Tage fortgesetzt und den 20. Febr. künftigen Hlob, die Bischöfe und die Großen dem künftigen Thronverächter an, daß er nicht mehr von Moskwa allein, sondern von Rußland in seiner Gesammtheit zum Jaren erwählt worden sei. Abermals entgegnete Godunow, daß seine Seele vor der Höhe und dem Glanze von Theodor's Thron zurückbebe; wiederum bekräftigte er durch Schwüre, daß ein so süßner Gedanke in dem Tiefsten seines Herzens niemals geknickt habe; bei allen den Bitten, bei den Thränen, die um ihn flossen, unbewegt, wies er die Versucher, die Geistlichkeit und den Synkult aus dem Kloster und verbot ihnen, weiterzukommen. Um das seltsame Herz zu brechen, sollte ein letzter Versuch gemacht werden. Den 21. Febr. wurde in sämtlichen Kirchen der Stadt ein feierliches Gebet abgehalten als die Einleitung zu einem großen Zuge nach dem Nowodewitschkloster. Was die Macht der Ueberredung, Bitten und Thränen vermöchten, sollte dort nochmals erprobt werden. „Wenn sich unter Konsekrete,“ dahin hatten die Bischöfe im tiefsten Geheimnisse sich geeinigt, „Boris Godorowitsch, unserer Noth erbarnt, so entbinde wir ihn seines Schandens, nimmst Jare von Rußland sein zu wollen; erbarnt er sich nicht, so thun wir ihn in der Kirche Bann, legen dort im Kloster die bischöfliche Würde, die Kreuze und Panagien ab, verlassen die wunderthätigen Bilder der Heiligen, unterlagen Gottesdienst und Gesang in den Kirchen und geben das Volk der Verzeßung, das Reich dem Verderben, Aufruhr und Blutvergießen anheim, und wir der Urheber dieser unabsehbaren Uebel sei am Tage des jüngsten Gerichts bei Gott verantworen.“ Mit der Morgendämmerung des 21. Febr. gerieth die Hauptstadt unter dem Gesänge aller Glocken in Bewegung. Alle Kirchen und Häuser standen offen, unter Gesang zog die Geistlichkeit aus dem Kreml, schweigend drängte das Volk auf den Plätzen zusammen. Der Patriarch und die Bischöfe trugen die durch glorieuse Erinnerungen berühmten Heiligenbilder, das Bladimir'sche und das Don'sche, dem Kreml folgten der Rath, der Hofstaat, die Ritterschaft, die Gerichte, die Deputirten der Landeshaupten, die gesammte Bevölkerung der Stadt, und in solcher Ordnung ging es dem Nowodewitschkloster zu. Von dort aus wurde, unter anhaltendem Glockengeläute, das smolenski'sche Muttergottesbild entgegengetragen, hinter dem Bilde ging der Godunow, sichtlich in Beschützung über die so ungewöhnlich feierliche Proceßion. Vor dem Bladimir'schen sank er zur Erde nieder, unter Thränen aufstehend: „O Mutter Gottes, welches ist die Veranlassung zu deinem Zuge? Nimm mich, o nimm mich unter die Thut deiner Gnade.“ Darauf gegen Hlob sich wendend, sprach er in dem Tone des Vorwurfs: „Du, der oberste Herr, wirfst Gott Hohnschaf geben.“ Hier

auf antwortet der Patriarch: „Geliebtester Sohn, vergehre dich nicht in Kummer, sondern vertraue der Vorrichtung! Diesen Zug hat die Mutter Gottes unternommen, auf daß du dich schämest!“ Er ging, von der Geistlichkeit und den Vornehmen gefolgt, in die Klosterkirche, die nächsten im Range fanden Platz innerhalb der Klostermauern, das übrige Volk füllte ganz und gar das angedehnte Feld Diewitsch. Der Patriarch saß, unter Assistenz seiner Geistlichkeit, die Liturgie, um dranz so dann, immer vergehend, in Boris, daß er die Krone nicht von sich wies; die Heiligenbilder und Kreuze ließ er in die Zelle der Jarin tragen, da neigte er mit allen Bischöfen und Großen bis zur Erde das Haupt, und in demselben Augenblicke fiel auf ein gegebenes Zeichen die ganze Menschenmasse in den Zellen innerhalb und außerhalb des Klosterberings mit einem donnernden Rufe auf die Kniee, Alle in Boris ihren Jaren, ihren Vater gehend. Mütter, die ihre Söuglinge an der Brust trugen, warfen sie zum Boden, nicht achtend das Zammern der jarten Wesen. Die Aufrichtigkeit überwand die Verstellung, die Begeisterung wirkte auf Gleichgültige und auf Heuchler. Mütter, denen die Thronerbnisse verlagst, die deshalb fürchteten, wegen dieser unbegrenzten Trodenbreite mit einer wachsamem Folge in Conflict zu gerathen, suchten den Defect durch Bestreichung der Augen mit Speichel zu erigen. Schändlich, lange und inandig beschwor der Patriarch die Jarin im Namen der vor ihr stehenden Heiligenbilder, im Namen Christi des Geseßers, im Namen der Kirche und Anslands, den Millionen Rechtgläubiger einen zuverlässigen Herrscher, ihnen ihren großen Bruder zu geben. Da vernahm man endlich das Wort der Gnade, die Augen der bis dahin ungerührten Jarin füllten sich mit Thränen. Sie sprach: „Nach dem Willen des allmächtigen Gottes und der allerreinsten Jungfrau Maria nehmt von mir meinen einzigen Bruder zum Herrscher, auf daß der Jammer des Volkes stille. Möge der Wunsch eurer Herzen zum Glücke Anslands in Erfüllung gehen! Ich segne den von euch Erwählten und bescheide ihn dem himmlischen Vater, der Mutter Gottes, den heiligen Gerichten von Moskwa und ihr, Patriarch, und euch, Bischöfen, und euch, Bojaren. Er möge meinen Platz auf dem Throne einnehmen!“ Alle fielen der Jarin zu Füßen, während sie, einen wehmüthigen Blick auf Boris werfend, ihm befohl, über Rußland zu herrschen. Aber er vertieft immer noch Abneigung, fürchtete die schwere, seinen schwachen Schultern aufgelegte Last, hat, ihn zu verzeihen, äußerte gegen seine Schwäger, daß sie aus seiner Barmherzigkeit ihn nicht dem Throne zum Opfer hätte bringen dürfen, schwur aus Neue, daß sein jagbastes Gemüth niemals zu solcher, dem Sterblichen fürstbaren Höhe sich zu erheben gewagt habe; er rief das allsehende Auge und Treuen selbst zum Zeugen an, daß sein einziger Wunsch gewesen sei, bei ihr zu leben und ihr Engelsantzig zu schauen. Entschieden bestand die Jarin auf ihrem Willen. Da rief Boris in schauerbarer Zerknirschung: „Herr, geheißt sei dein Wille! Leite mich auf der rechten Bahn und gebe mit deinem Knechte nicht

ins Gericht! Ich gehorche dir, den Wunsch des Vorgesetzten erfüllend!" Die Bischöfe, die Großen hielten ihm zu Füßen. Der Patriarch, nachdem er zuerst über die Jarin und ihren Bruder das Kreuzzeichen gemacht, erteilte der barockenden Menge zu verkündigen, daß der Herr ihr einen Jaren geschenkt habe. Von der Zelle der Jarin bis zu dem äußersten Rande des Dienstviertels erhob sich der stürmische Ruf: Preis, Lob und Preis! Umringt von den Großen, gedrängt, gelüßt von dem Vorgesetzten, folgte Boris der Gerechtigkeit in die Klosterkirche, wo ihn der Patriarch vor den Heiligenbildern der Bladimir'schen und Don'schen Mutter Gottes zur Herrschaft über die gesammte Moskwa segnete, ihn zum Jaren ernannte und ihm zum ersten Male das Kreuz für längere Zeiten hängen ließ. Den 26. Febr. ritt Boris in die Hauptstadt ein; vor den Mauern der hölzernen Festung ward er von den Kaufleuten mit goldenen und silbernen Besalen, Perlen, Zebeln und vielen andern Jarengeschenken empfangen; er dankte freundlich, wollte aber nur Brod annehmen, denn, sagte er, Reichthum sei ihm lieber in den Händen des Volkes als im Schatz. Nach dem Te Deum, in der Kirche zu Maria Himmelfahrt gesungen, wurde Boris abermals zur Herrschaft eingeleitet, ihm, der Jarin Maria Gregoriewna und ihren Kindern, Theodor und Xenia, das Kreuz für längere Zeiten gesungen. Nach der Liturgie und den empfangenen Glückwünschen warf Boris sich in der St. Michael'skirche, in einem Gefühle von Dankbarkeit betend, vor den Gräbern Iwan's und Theodor's nieder, darauf besuchte er den Patriarchen im Iwankowkloster, vertraute diesem, daß er seine Schwester in ihrem Kummer vor Eltern nicht verlassen dürfe, und kehrte sodann in das Kloster Nowodewitsch zurück, nachdem er dem Besatzungsrath ausgegeben hatte, unter seinem Vorwissen und nach seiner Entscheidung die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten. Unter dessen wurde allen Staatsbedienten der Treueid abgenommen. Sie schworen, weder durch Wort, noch durch That den Jaren zu verrathen, seine Anschläge auf dessen Leben oder Gesundheit zu machen, ihm weder durch Gift, noch durch Zauber zu schaden, an den ehemaligen Großfürsten von Iwer, Simeon Desbultawitsch, oder dessen Sohn als allfälligen Throncandidate nicht zu denken, mit denselben weder ein geheimes Verständniß, noch Briefwechsel anzuknüpfen, alle geheimen Verbindungen und Verschwörungen, ohne Rücksicht für Freunde und Verwandte, anzudecken und nicht in fremde Länder zu entfliehen. Außerdem verpflichteten sich die Besatzung, die Beamten des Reichsraths und der Gesandtschaftskammer, in Staatsangelegenheiten und Geheimnissen verschwiegen zu sein, die Richter, falls ihr Urtheil sich zu enthalten, die Schatzmeister, den Jaren nicht zu betrügen, die Diänen, sich nicht beschließen zu lassen. Der Patriarch ließ durch die Synode vom 9. März ein allgemeines Gebet beschließen, zu dem Zweck, daß Gott den gesegneten Jaren würdigen möge, Krone und Purpur anzulegen; er verordnete für ewige Tage die Feier des 21. Febr., als des Tages von Godunow's Thronbesteigung; endlich schlug er dem Landtage vor, den Gedenktag durch eine Synodalurkunde

zu bestätigen, mit der Verbindlichkeit für sämtliche Beamte, sich keiner Art des Dienstes zu entziehen, nichts die Würde des Geheims oder das Verbot Uebersetzung zu begehren, überall und in allen Stücken den Befehlen des Jaren und dem Urtheilsprüche der Besatzung zu gehorchen, um dem Landesherrn in Dienst und Landgerichtsangelegenheiten sein Mißvergnügen zu bereiten. Einstimmig und inöfters erwiderte die Mitglieder des hohen Rathes: „Wir geloben für den Jaren, die Jarin und ihre Kinder Leib und Leben zu lassen, und es wurde über diese Verpflichtung eine Urkunde aufgenommen. Die Bischöfe, mit denen Boris anlegentlich, bald in seiner Zelle, bald im Reichsrath, sich beschäftigte, waren niemals so eifrig betheiligte worden. Man wußte nicht, wie der Jar die Zeit zum Ruhen, Schlafen oder zur Tafel finden könne, unausgesetzt sah man ihn mit Besatzung und Diänen rathschlagen, oder bei der betrübten Irene trauern und trösten Tag und Nacht. Irene schien in der That der Gegenwart des Einzigen, der ihrem Herzen theuer geblieben war, zu bedürfen; tief gebeugt durch den Verlust des von ihr aufrichtig und väterlich geliebten Herrn, wußte sie dahin, stöcklich der Auflösung entgegengehend. Vorgehlich mühten sich Bischöfe und Großen, den Jaren zu bestimmen, daß er den Ort der Trübsal, das Kloster, verlassen, nach dem Kreuz überfiele und dem Volke im Jarenschwur auf dem Thron sich zeige. Jedermann lautete die Antwort: „Ich kann mich von der hohen Fürstin, meiner unglücklichen Schwester, nicht trennen,“ und neuerdings betheuerte er, nicht Jar sein zu wollen. Allein Irene beschloß ihm abermals, den Willen Gottes und des Volkes zu erfüllen, den Scepter zu führen und nicht in der Zelle, sondern vom Thron aus zu herrschen. Also gedrängt, setzte er endlich den 30. April fest, als den Tag seines Einzuges in die Hauptstadt. Von der Gerechtigkeit, den Großen, den Behörden, einer unübersehbaren Volksmenge erwartet, kam er in der Morgensunde in einem prachtvollen Wagen aus dem Kloster Nowodewitsch herangefahren; die Kirchenfahnen, die Heiligenbilder und das Volk erblinden, stieg er aus; er verneigte sich vor den Heiligenbildern, begrüßte huldreich einen Jeden, Vornehme und Geringe, stellte ihnen die wegen ihrer Jugend und Frömmigkeit allgemein verehrte Jarin vor, seinen neunjährigen Sohn und seine blühende Tochter, zwei Engel von Schönheit. Ihnen, dem Vater und der Mutter, wurden Geschenke, Geld, Silber und Perlen, dargeboten, sie schlugen Alles aus, nahmen nur Salz und Brod an und luden auch die Anwesenden inöfters zum Tafel. Dann wendete der Zug sich der Kirche von Maria Himmelfahrt zu, wo der Patriarch dem Monarchen das lebensschaffende Kreuz des heiligen Peter's des Metropolitans auf die Brust legte (was ein Anfang der Krönung war) und ihn zum dritten Male als den Beherrscher der Moskwa einsegnete. Die Liturgie wurde gelesen, dann besuchte, unter der Besatzung Begleitung, Boris alle Hauptkirchen des Reichs, betete aller Orten mit heißen Thränen und erhob sich endlich nach dem Palaste, wo er das Volk speiste; die Zahl der Gäste wußte Niemand, war doch Alles geladen, vom Patriarchen bis zum Bettler. Daß die Krönung ohne Verzug folge,

verlangten der Patriarch und der Boyarenrath; „das wollte ohne Zweifel auch Boris selbst, um sich und sein Geschlecht durch eine wichtige kirchliche Handlung auf dem Throne zu befestigen; allein da er seinem schlauen Geiste die Herrschaft über die Neigungen seines Herzens ließ, so errieth er einen neuen Zauber; statt des Scepters nahm er das Schwert in die Rechte und eilte ins Feld, um zu beweisen, daß ihm die Eiderheit des Vaterlandes theurer sei als Krone und Leben. So begann die friedliebende Regierung mit einer Kriegserklärung, welche den Ausbruch der Kassen zur Schlacht mit Ramay ins Gedächtniß zurückrief!“ Donchs Kosaken waren im raubenden Hauseu krimonirten Tataren handgemein geworden; Gefangene sollten ausgefragt haben, der Khan der Krim rüfte sich zu einem gewaltigen Kriegezuge, 7000 Janitscharen würden seine Unternehmungen unterstützen. Alsobald ließ Boris alle Volk entziehen, zu Serpuchow an der Oka, dem gewöhnlichen Sammelplatze für dergleichen Fälle, sich kriegerisch einzufinden. Am 2. Mai 1598 brach er selbst von Moskau auf, begleitet von einem zahlreichen und glänzenden Generalstabe, von allen zum Kriege und im Raube und zum Hoffraße erforderlichen Personen. In Serpuchow vertheilte er die Befehlshaberstellen nach den fünf Abtheilungen des Heeres: Vorhut, Haupttruppen, rechter und linker Flügel, Nachhut. Die Wäffe, die Verhaue ließ er besorgen; die Flotte auf der Oka konnte den Operationen sehr förderlich werden. Man sah, was man noch nicht gesehen hatte, eine halbe Million Soldaten (wie verpackt wird) in geordneter rascher Bewegung, von dem lebhaftesten Dienstifer und unbegrenztem Vertrauen besetzt. Täglich nahm der Zar neue Musterungen vor, er begrüßte die Anführer und die Gemeinen und veranstaltete Gastmähler, wo jedesmal nicht weniger als 10,000 Mann unter den Zeiten aus Silber gespeist wurden. Dies dauerte sechs Wochen. Dann kam, statt des erwarteten Feindes, aus der Krim eine friedliche Gesandtschaft, um schon früher Unterhandlungen abzuschließen. Die Gesandten wurden durch den Abtritt einer ganz eigentlich unübersehbaren Parade gedrückt, dann in der friedlichsten Weise entlassen. An demselben Tage, Peter und Paul, nahm der Zar Abschied von dem Heere bei einem großen Schmause, wo 500,000 Gäste aus der Danawiese zu bewirthet waren; die Speisen, Meth und Wein wurden auf Wagen herumgeführt, dann Geschenke, kostbare Stoffe, an die Befehlshaber und Beamten ausgetheilt. Boris eilte nach Moskau, um dort die Ehren eines Triumphes und am 3. Sept. die Krone zu empfangen. Von ungewöhnlicher Pracht war die Handlung begleitet, in deren Laufe, mitten in der Pirurgie, der Zar laut ausrief: „Heiliger Vater, großer Patriarch! Hio! Gott ist mein Zeuge, daß es unter meiner Herrschaft weder Waisen noch Arme geben soll,“ und dem Saum seines Hemdes fassend, sagte er hinzu: „Auch dieses Repte gebe ich dem Volke!“ Worte, die allgemein namentlichen Entzünden verbreiteten; das Volk weinte, die Boyaren priesen den gütigen Herrscher, der, wie man versichert, in diesem wichtigen Augenblicke noch ein zweites Gelübde ablegte, des Lebens und des Blutes selbst

der Verbrecher zu schonen und sie nur in die Wüste zu verbannen. An der Kirchenthüre wurde Boris von dem Fürsten Msklaweski mit Gold bestreut, dann angehan mit Krone, Scepter und Reichsapfel, ließ er sich im Zarenpalaste wieder auf dem Throne, um durch Ausheilung von Gnaden und reichen Geschenken, durch allgemeine Wohlthaten diesen großen Tag zu feiern. Daß bei den vielen Beförderungen die Godunow nicht vergessen wurden, Rand zu erwarten. Demetrius Godunow wurde zum Stallmeister, Serphan zum Haushofmeister ernannt (anstatt des wadern Gregor Godunow, der allein über die Erhöhung seines Geschlechtes sich nicht freute, vielleicht aus Verdruß darüber starb). Vier Godunow wurden Kronisich, mehr Edelknecht und dergleichen. Allen in Kriege, überhaupt Staatsdiensten stehenden Personen ließ der Zar den doppelten Gehalt reichen, den moskowsischen und andern Konstanten verhältnisse er auf zwei Jahre zehlfachen Handel, die Kronbauern und selbst die wilden-Gingeborenen von Sibirien befreite er auf ein Jahr von Abgaben. Er bestimmte, wie viel die herrschaftlichen Bauern, geistlich und ungeistlich, für ihre Herrschaft zu arbeiten oder an Geld zu entrichten hätten. Nachdem diese Wohlthaten vom Throne aus verkündigt worden waren, veranstaltete der Zar auch noch Schmausereien für das Volk, die ganzer wroß Tag währen. Kurz vorher, den 20. Aug., war die kleine Schar, mit welcher Aufbruch, der launhüchtige Jar von Sibirien, immer noch Miene machen wollte, der Russen Fortschritte zu hemmen, vernichtet worden. Aufbruch entkam; unbekannt sind seine ferneren Schicksale. Um den letzten Sieg zu feiern, ließ Boris vom 5-8. Sept. 1598 alle Glöden der Stadt Moskau läuten. Jortan war kein Krieg mehr in Sibirien zu fürchten; mit geringem Aufwande von Kräften konnte die Widerständigkeit der Zinspflichtigen geügelt werden. In neuen Städten siedelten viele Russen sich an. Werchoturje wurde gleich 1598 erbaut, 1600 Mangaseli und Turinsk, 1604 Tomsk. Am 6. Oct. 1600 traf zu Moskau eine polnische Gesandtschaft ein, um am 11. März 1601 Batschilland auf 20 Jahre abzuschließen. Diesen hat K. Sigismund zu Wilna am 7. Jan. 1602 bejworen, ohne daß er von Rußland seine Anerkennung als König von Schweden hatte erhalten können, wegen er aber dem russischen Großfürsten die Titel eines Jaren und Selbstherrlichen verweigerte. Berichts war im Januar 1601 von Seiten des Herzogs Karl von Südermanland in Moskau eine Gesandtschaft angelangt, um den Jaren für ein Bündniß gegen Polen zu gewinnen. Schmähliche Blide richtete Boris nach dem ihm so wohlgeleiteten Einlande, er er hatte den schwedischen Prinzen Gustav, Erid's XIV. Sohn, gastlich aufgenommen und mit einem reichen Leidgebunge ausgestattet, wol in der Absicht, sich seiner zu bedienen, wie Iwan IV. mit seinem Eichenlönige Magnus in Kurland gethan hatte. Sogar war dem Prinzen des Jaren Tochter zur Gemahlin verheirathet, wenn er die griechische Religion annehme; allein Gustav wollte seinem Glauben nicht unterwerden, die aus Danzig mitgebrachte Geliebte nicht verlassen und ebenso wenig zum Nachtheile Schwedens das

blinde Werkzeug russischer Politik sein; er sei in Ungnade und Harb, ein Gefangener, im J. 1607. Was ihm auf diesem Wege schlagelagen war, suchte der Zar durch Verath zu erreichen; Narwa, den Schlüssel von Livland, sollten erkaufte Verräther ihm überliefern. Als auch dieses mißlungen war, verlangte er für die den Schweden gegen die Polen zu leistende Hilfe die Abtretung von Gchland. Daß sie verweigert wurde, mag nicht ohne den Einfluß auf den Waffenstillstand mit Polen geblieben sein; ohnehin lag es nicht in dem Interesse des Zaren, durch eine Allianz das Uebergewicht des einen feiner Nachbarn über den andern zu vervollständigen. Der Versuch, die russische Herrschaft über Daghestan auszudehnen, nahm nach einigen scheinbaren Erfolgen den unglücklichsten Ausgang (1604). Im J. 1601 gingen russische Gesandte nach Kopenhagen, dänische nach Moskau, um den alten Streit wegen der Wüstenen von Kola und Bargau zu schlichten. Christian IV. suchte zu beweisen, daß ganz Lappland zu Norwegen gehöre, die Russen beriefen sich auf den Umstand, daß unter der Regierung des Wassili Iwanowitsch der nowgorodische Priester Elias die heidnischen Lappen getauft habe. Doch zeigte Boris sich nachgiebig und überließ es der nächsten Zusammenkunft dänischer und russischer Beamten, an der Kola die Grenzen beider Staaten zu bestimmen, vorläufig dem Könige alles Land nördlich des Klosters Petschen abtrete. Der Vertrag wegen der Handelsfreiheit dänischer Kaufleute in Rußland wurde erneuert. Boris hegte noch andere Absichten, er wünschte seine Familie in verwandtschaftlicher Verbindung mit einem auswärtigen Regentenhause zu sehen. Ein derartiger Antrag war, bei den fortwährenden Reibungen mit Schweden, in Kopenhagen ungemein willkommen. Der von dem Zaren in Aussicht genommene Bräutigam, K. Friedrich's II. von Dänemark jüngster Prinz, Johann, stand, für Spanien fectend, im Lager vor Lfende. Er eilte nach Hause, um sich einzuschiffen, und anfernte am 10. Aug. 1602 vor der Mündung der Narowa. Hier erwartete seiner das mit Sammet ausgeschlagene Boot des Zaren. In dem Augenblicke, wo er den mostowitschen Boden betrat, begrüßte ihn der Donner der Kanonen und dieser wiederholte sich in allen Städten, welche der hohe Reisende berührte. Am 19. Sept. errichtete er die Hauptstadt, am 28. war große Vorstellung bei Hofe. Allein die Prinzessin Xenia bekam der Bräutigam nicht zu sehen, er mußte sich mit den Beschreibungen begnügen, welche man von ihren Reizen, ihrer Lebenswürdigkeit und Ansehn machte. Von mittler Größe, üppiger Gestalt und schönem Busche, das wird von ihr gerühmt, hatte sie eine milchweiße Haut, schwarzes, dickes, lang auf die Schultern herabwallendes Haar, ein frisches, durch die Gesundheit größtes Angeht, zusammen tausende Augenbrauen und große, feurige, schwarze Augen von unendlicher Schönheit, besonders wenn Thränen der Rührung oder des Mitleids in ihnen glänzten; sie entzückte nicht minder durch die Milde ihres Gemüthes, durch die Tiefe ihres Verstandes, durch die Süßigkeit ihrer Rede, durch einen geliebten Gesinnung, welchen sie ihrer Liebhaberei für Bücher und heilige Gesänge ver-

danke. Verlobung und Hochzeit wurden auf den Winter verschoben; dazu bereite man sich nicht durch Gastmähler, sondern durch Geth; die Ältesten, die Braut und ihr Bruder waffentarten nach dem Kloster Troizoi Sergiew. Einstweilen wurde der Bräutigam täglich in seinem Hause mit einer Zarentafel beehrt; man schickte ihm Sammet, Mohr und Epthen aus russischen Käufern, mit Gold und Silber ausgezählte Wäsche und ein reiches Bett. Er gab sich große Mühe, die Sprache zu erlernen, gefiel ungemein, aber Unmäßigkeit, wie es heißt, verkürzte ihm das Leben. Er starb nach kurzem Lager den 28. Oct. 1602, für Boris ein herber Schmerz, der sich namentlich in seinem Bestreben, für die Tochter einen andern Bräutigam in dem oldenburgischen Hause zu finden, ausdrückt. Bermal (1604) kamen russische Gesandte nach Dänemark, es wurde auch, unter K. Christian's IV. Mitwirkung verabredet, daß sein Better Philipp, wol jener Sohn des Herzogs Johann von Holstein-Seeberg, von welchem die Linie in Oldenburg abstammt, die Zarentochter heirathen solle, eine Verbindung, welche indeß wegen des Umfanges aller Verhältnisse in Rußland nicht zur Ausführung kam. Im J. 1599 erneuerte Boris, dem Patriarchen Hioh zu Liebe, den von Iwan dem Metropoliton Afanasius ertheilten Gnadenbrief, wonach alle Leute des Patriarchen, seine Klöster, Beamten, Diener und Leibeigene von der Gerichtsbarkeit der Bojaren, Statthalter, Bezirksvorsteher und Richter befreit sein, wegen seines Vergehens, Todschlag allein ausgenommen, von ihnen gerichtet werden, nur unter des Patriarchen Gerichten stehen und von allen Abgaben an die Krone frei sein sollten. Im Allgemeinen gibt sich in allen Anordnungen des Zars das eifrige Bestreben kund, das Beste des Landes zu fördern und Unwissenheit und Barbarei zu verschonen. Das schilbert Bussio in kurzen Worten: „Boris ließ sonderliche Gerichtshäuser und Kankien bauen, gab neue Gesetze und Statuten. Er schaffte ab alle heidnische und jodomitische Grobheit und Sünde, so im Lande geträulich waren. Er verbot das Vollaufen und öffentliche Krüge und Schenken ganz ernstlich und verhängte, daß er viel eher wollte Mord und Diebstahl nachgeben, ehe er wollte ungekraft lassen denjenigen, der wider sein Gebot Krug halten und Brannwein, Weich oder Bier auszapfen oder verkaufen würde. Jedermann möchte in seinem Hause genießen, was ihm Gott beschere, auch seinen Freund zu Gast haben, aber sein Getränk den Mostowitern verkaufen, und wer sich sonst nicht zu ernähren wußte ohne den Krug und die Schenke, der sollte suspendiren. er wollte ihm Land und Leute geben, davon er leben konnte. Die Deutschen so bey des Trannnen Iwan Wassiliowitsch Zeiten aus Livland dathier ins Land gefänglich versühret und an einem lustigen Ort bald eine halbe Meile von dem jarischen Schloß zusammen mobnten, und gute Nahrung hatten, ihrer viele auch dem Zaren zu Hufe dienten und darum auch mit guten Landgütern versehen waren, gab er frei, ihren Gottesdienst in ihren Häusern zu halten, und damit er unter seinen Unterthanen künftig möchte auch weise und verständige

Leute haben, bot er dem ganzen Lande die Gnade und Freiheit an, daß er aus Deutschland, England, Spanien, Frankreich und Italien gelehrte Männer verschreiben und in allerlei Sprachen wollte Schule halten lassen. Allein die Mönche und Pfaffen waren da wider, und wollten nicht leichts consentiren; gaben der, ihr Land wäre weit und groß, auch jeso einig in der Religion, Sitten und Tugenden, würden mehr Sprachen denn die ihrige unter die Russen kommen, so würde Zwiespalt und Gekind im Land sich erheben und der innerliche Friede nicht also wie jeso erhalten werden. Ob nun wohl solches sein gutes Vorhaben durch den Mönch- und Pfaffenstand ein gestellt werden mußte, ließ er doch nichtsofehlender achtzehn Edelknaben, der Moskowiter Kinder, anlesen, von denen wurden 6 nach Kiew, 6 nach England und 6 nach Frankreich geschickt, daß sie allda zur Schule sollten gehalten werden, haben die fremden Sprachen auch leichts gelernt. Allein noch zur Zeit ist von ihnen allen nicht mehr denn nur einer wieder nach Rußland kommen, welchen Carolus König von Schweden dem Herrn Ponto de la Gardie zum Dolmetscher mitgegeben. Die andern haben nach ihrem Vaterlande wiederkommen keine Lust gehabt, sondern sich in die weite Welt verflücht. Voris baute und besserte viel im Land an Schlössern und Städten. Die ganze große Hauptstadt Moskowam ließ er mit einer starken hohen Mauer aus gebauenen Steinen ringsherum zieren und besetzen, dergleichen auch eine solche Mauer rings um die Stadt und Festung Smolensk zichen, 23 Schuh dick und sehr hoch. Auf der tartarischen Grenze ließ er zwei starke Festungen erbauen und die eine nach seinem Namen Worissogorod, die andere nach aller Kaiser Namen Jarigorod nennen, der Tartaren jährlichen Ueberfall dadurch zu verhindern. Im Summa Voris richtete seine Regierung dahin, daß sein Namen sollte weit und breit gepriesen werden, er auch in seinem Lande Frieden haben und die Unterthanen in guter Wohlfahrt leben möchten. Doch aber war gleichwohl der Sagen des Herrn nicht bei seinem Regimente, weil er mit Nord und Ost zum Kaiserthum sich gedrungen.“ Aus England, Teuschland, Niederland berief er nicht nur Ketzler, Künstler und Handwerker, sondern auch Beamte in seinen Dienst. Völkern, Edelleute und Bürger, 35 an der Zahl, die durch die Hosen aus ihrer Heimath vertrieben worden waren und sich ansänglich in dem Kloster Pettershof bei Moskow aufhielten, wurden von dem Jaren nach Moskow berufen. „Sie begrüßten ihn den 23. Dec. 1601. Er sagte zu ihnen durch Vermittelung eines Dolmetschers: „Ankander, seid mir begrüßt in meinem Reich. Ich freue mich, daß ihr eure Reise glücklich vollendet habt. Eure traurige Verbannung ruht mich; ich werde jedem von euch dreimal so viel geben, als ihr zugleich mit eurem Vaterlande verloren habt. Ich werde euch Land, Diener und Arbeiter schenken, euch in Sammet, Seide und Gold kleiden, euch leeren Sessel mit Gold füllen; ich werde nicht Jar, sondern ein wahrer Vater für euch, ich werde allein euer Herr und Richter sein. Haltet in Frieden und Freiheit euren Gottesdienst. Regt nur das Gedulde ab, mir nicht treulos zu werden, nicht zu unsern

Feinden überzugehen, es nicht zu verschweigen, wenn ihr von irgend einem Anschlag gegen mich höret, und mir weder durch Gift, noch durch Zauberei nach dem Leben zu trachten. Dann werde ich euch mit Gnaden überschütten, daß das ganze deutsche Reich davon sprechen soll.“ D. von Tiesenhaußen hielt in Aller Namen eine kurze Dankfugungsrede, und schwor, daß alle Teutsche ihrem Vater, dem Regenten von Rußland, treu sein würden bis zum Tode. Der Jar antwortete: „Bittet Gott, ihr Teutschen, für meine Gesundheit! so lange ich lebe, sollt ihr an nichts Rüst haben.“ Auf seine Verlehnungsgänge zeigend, fügte er hinzu: „auch das werde ich mit euch theilen.“ Darauf hielt er ihnen die Hand mit seinem Stabe entgegen, und gab sie ihnen allen zu fassen. Bei der Tafel saßen die Teutschen alle so, daß ihnen der Jar ins Gesicht sehen konnte. Er sagte: „Ich habe euch, ihr lieben Teutschen, zu meinem jährlichen Salz und Brod eingeladen, ich trinke aus eure Gesundheit! folgt meinem Beispiel.“ Die Bojaren suchten die Gäste betrunken zu machen, die waren aber auf ihrer Hut, da ihnen bekannt, daß der Jar ein Freund der Nüchternheit sei; er bemerkte es und fragte: „warum trinkt ihr nicht, wie es bei euch Gebrauch ist?“ Er gab zu verstehen, daß sie in Gegenwart des enthaltamen Jaren ebenfalls mäßig sein müßten. Er lächelte und sagte: „Ich nöthige euch zum Trinken als Wirth; macht euch getrocknet lustig, trinkt in die Runde aus meine Gesundheit. Die Pferde sind angeschirrt, man wird euch wohlbehalten nach Hanke bringen, wenn es Zeit ist.“ Der Jar stand auf, um zur Jarin zu gehen, ließ aber silberne Fäßchen, die mit verschiedenen Arten von Wein gefüllt, bringen und desah den Bojaren, die Gäste also zu bewirtheten, daß sie alles irdische Leid darüber vergaßen.“ Diese verbanneten Völkern wurden unter vier Classen gebracht. In der ersten, vornehme Edelleute, erhielt jeder 50 Rubel zum Geschenk und 50 Rubel jährlichen Gehalts, ein ungarrisches Kleid aus Goldstoff, ein Stüd schwarzer Sammet, 40 Fohel, 800 Fischenwert Land und 100 Bauern, jeder Edelmann der zweiten Classe erhielt 30 Rubel baar, an Gehalt 30 Rubel, ein Kleid von Silberstoff, ein Stüd Damast, 40 Fohel, 500 Fischenwert Land und 50 Bauern; für die dritte Classe betragen Geschenk und Gehalt 20 Rubel, dazu ein Stüd Sammet und rothes Tuch, 40 Fohel, 400 Fischenwert Land, 30 Bauern; in der vierten Classe wurden an Geschenk und Gehalt 15 Rubel, ein Stüd Damast, 40 Fohel, 300 Fischenwert Land und 20 Bauern gegeben. Dergleichen Freigebigkeit stimmte gar wohl mit dem binhenen Zustande des Reiches, wenn auch die Begünstigung der Ausländer keineswegs gerignet war, dem Jaren die Anhänglichkeit der Eingeborenen zu sichern. Dajur suchte er die senst nur dem Vnrpurgelborenen gezollte Ehrfurcht bei dem Volke und den Großen durch solche Zurückgezogenheit zu ertragen. Die Religion sollte ihm das Mittel werden, seine Beson zu beilligen. Nicht zufrieden mit dem gewöhnlichen Kirchengebete für Jar und Jarin, ließ er für sich und seine Familie ein besonderes ausheben, das in allen Häusern bei dem Mittag- und Abendessen gelesen werden sollte,

für Seelenheil und körperliches Wohlbefinden „des Dieners Gottes, des von dem Höchsten erkoren und erhobenen Zar, des Selbstherrschers über das ganze östliche und nördliche Land; für die Jarin und ihre Kinder, für die Ruhe und Wohlthat des Vaterlandes und der Kirche, unter dem Scepter des einzigen christlichen Herrschers in der Welt, auf das alle übrigen Herrscher sich vor ihm beugen und als Sklaven ihm dienen, seinen Namen verherrlichend von Meeren zu Meeren und bis ans Ende des Weltalls, auf daß die Rußen gerührten Herzens immerdar Gott preisen für einen solchen Monarchen, dessen Geist ein Abgrund der Weisheit, dessen Herz von Liebe und Langmuth erfüllt ist; auf daß alle Länder vor dem Schwerte der Rußen erzittern, das russische Land aber immer wachse und zunehme, auf daß die jungen blühenden Zweige des Hauses Borissins emporstehen, und durch den Segen des Himmels Russland ununterbrochen beschatten von Erfolg zu Erfolg.“ Aber mit der Güte gegen die Ehemänner ging Hand in Hand unerbittliche Strenge gegen die Verdächtigen. Wie Boris früher als Reichserbkaiser seine persönlichen Gegner verfolgt hatte, so fuhr er als Zar fort, Geschlechter, die ihm oder seiner Familie gefährlich werden könnten, zu unterdrücken. Einige suchte er durch verwandtschaftliche Verbindung mit seinem Geschlechte, Andere durch Hintertreibung der von ihnen projectirten Verbindungen zu isoliren. Das Haus Romanow-Jurjew, die fünf Mutterbrüdersöhne des Jacs Theodor nebst ihren Angehörigen, wurden wegen ihrer Verwandtschaft mit Theodor als gefährlich angesehen, unter dem Vorwande, daß sie durch Anwendung kaiserlicher Mittel sich des Zars zu entledigen gesucht hätten, ihrer Güter beraubt und in die Verbannung geschickt. Erfinder des angeblichen Complots war der allmächtige Elfen Godunow, in dessen ein anderer Godunow, der Kräftigste Iwan, sich bemühte, seiner Schwäger, der Romanow Schicksal zu mildern. Ihren Dienern, die theilweise auf der Folter gestorben waren, konnte er freilich das Leben oder die Gesundheit nicht wiedergeben. Die Romanow waren freieswegs die einzigen Schicksalsbilder für Borissins Phantase. Er verbot den Fürsten Michailow und Wassili Schukow zu heirathen, damit ihre Kinder nicht berechtigt seinem Sohne das Reich streitig machen könnten. Bogdan Diekfi, des Zars unruhiger Freund, wurde eingekerkert, seines Vermögens beraubt wegen eines prästirten Vortrags; der Wundarzt Gabriel mußte ihm den langen dichten Bart abraufen. Von Argwohn gequält, unaussprechlich in der Furcht geheimer Feinde und nicht weniger fürchtend, durch Handlungen der Tyranni den öffentlichen Haß herauszufordern, verfolgte und begnadigte Boris. Er verbot den Woiwoden Fürsten Baschajarow-Kosrowski und vergab ihm; er entfernte den angehenden Fürsten Schtschelsalow von den Geschäften, ohne das Schuldig über ihn auszusprechen; mehrmals entsetzte er die Schulkollegien, dann zog er sie wieder heran, ließ sie und bedrohte zugleich Jeden, der mit ihnen verkehrte, mit seiner Unnade. Öffentliche Einrichtungen unterließen, allein auf bloße Angeberei erfolgten Einkünften ohne Zahl und mit

demselben Leichsinne wurde die Folter angewendet. Scharren von Schwärmen, welche für Lügen und Verleumdung nicht jedesmal Belohnung empfingen, freudig unbefristet blieben, strömten aus den Häusern der Bojaren, aus Gärten, Klöstern und Kirchen dem Palaste des Zars zu; Diener brachten Angaben gegen ihre Herren vor, Mönche, Popen, Diakonen, Gottesdiener gegen Leute jeglichen Standes, Weiber gegen ihre Ehemänner, Kinder gegen die Väter. „Auch in wilden Horden“, schreibt die Chronik, „kommt solches Uebel nicht vor: die Herren wagten nicht, ihre Sklaven anzubilden, noch Angehörige frei unter einander zu sprechen, oder wenn sie sprachen, so verbanden sie sich gegenseitig durch fürchterliche Eide zu unverbrüchlichem Schweigen.“ Mit einem Worte, es walteten nicht mehr die von Iwan ausgehenden Greuel, aber stumme Tyranni lasteten auf dem Reiche und zu ihr gesellte sich schreckliche Hungersnoth, vom Ausgange des Jahres 1601 an bis in das Jahr 1604. Um dem Uebel zu steuern, machte Boris die großartigsten Anstrengungen, ohne darum in seinen prachtvollen Neigungen sich beschränken zu lassen; in jener Zeit bewirthete er seinen künftigen Eidam, den Herzog von Holstein, in der verschwenderischen Weise, er verschönerte den alterthümlichen Krenel durch Neubauten; im J. 1600 baute er den ungeheuren Thurm Iwan Welis aufgeführt, 1601 und 1602 baute er, an der Stelle des abgebrochenen Palastes Iwan's, dem goldenen und dem Granitsteinfaale zwei große steinerne Flügel an. Mit solchen Arbeiten und durch solche Unterthänigkeit verschaffte er vielen Bedürftigen Brod, allein eine ungleich größere Zahl erlag der harten Zeit, wie denn in der einzigen Stadt Moskau über 500,000 Menschen Hungers gestorben sein sollen. Ueberhaupt blendete Boris die Unterthanen nicht durch seine Wohlthaten, denn in den Gemüthern waltete ein für ihn schrecklicher Gedanke, die Ansicht, daß der Himmel wegen der Mißthat des Zars das Reich heimjuche. „Reiche Spenden über die Armen ausgießend“, schreiben die Chroniken, „bot er in gelbener Schale ihnen das Blut der Aufkath, auf daß sie tranken zur Gesundheit; er nährte sie mit Gott mißfälligen Almosen, da er das Vermögen ehrenwerther Großen geplündert, und die alte Schatzkammer der Zaren mit der Beute des Raubes verunreinigt hatte.“ Russland gedieh nicht in dem neuen Ueberflusse, es hatte nicht Zeit, sich zu beruhigen, ein anderes Uebel offenbarte sich, wovon die Zeitgenossen dem Zaren unmittelbar die Schuld beimesen, mit Unrecht ohne Zweifel, da gleichzeitig verwandte Zustände in allen Ländern der Christenheit bemerkbar wurden. Es war dieses unter den Großen der Gang zur Ungebundenheit, welchem zu frohen sie ganze Scharen von Banditen um sich versammelten, im Velle eine unbändige Sucht nach Raub und Genuß, erzeugt wol durch der Regierung unverrichtete Schritte für Erleichterung des Schicksals der Leibeigenen. Mächtige Räuberbanden traten auf, Vorboten einer allgemeinen gesellschaftlichen Auflösung. Inmitten solcher trüben Ausichten starb die Jarin Irene, nachdem sie in dem Laufe der sechs Jahre ihrer freiwilligen Gefangenenschaft niemals die demüthigte Zelle verlassen

hatte, außer zum Besuche der anstößenden Kirche. Eine sowohl durch ihre Gemüths Eigenschaften als durch ungewöhnliche Schicksale merkwürdige Frau; ohne Vater, ohne Mutter, in trauriger Verwaisung aufgewuchs von einem außerordentlichen Glücke; erzogen, geliebt von dem schrecklichen Iwan, doch tugendhaft; die erste regierende Zarin von Rußland und Könne in blühender Jugend; reinen Herzens vor Gott, aber in der Geschichte beinahekräftig durch die Liebe zu dem herrschsüchtigen Bruder, dem sie den Weg zum Throne bahnte. Schmerzlich empfand Boris ihren Verlust, sie stand dem Herrscher nicht im Wege, blieb ihm, als des Volkes wahrhaftige Mutter von Allen geliebt, auch in der Zelle ein Schutzengel. Eines solchen ward er jetzt um so mehr bedürftig, da eben, gleichsam durch eine höhere Macht gerufen, eines gemordeten Kindes Schatten dem Grabe entstieg, um durch den von ihm ausgehenden Schrecken den Mörder zu vernichten und Rußland zu verwirren. Ein armer Bojarensohn, Jurii Dtrepjew und Galitsch in dem Besitze von Kostroma, nachdem er frühzeitig den Vater verloren hatte, blante in der Romanow und des kaiserlichen Thronerbschaften Häuser; des Lebens und Schreibens mächtig, nicht ohne Verstand, wurde er des Herrdienstes überdrüssig und suchte im Kloster ein bequemer Leben, nach dem Beispiele seines Großvaters, des Samojana Dtrepjew, der längst schon Mönch im Tschudowkloster zu Moskau war. Geweiht von dem Abte Triphon von Wjatska, Gregorius genannt, trieb der junge Mönch sich in verschiedenen Klöstern umher, dann lebte er in dem Tschudowkloster in der Zelle und unter Aufsicht des Großvaters. Hier zur Verührung gekommen mit dem Patriarchen Hioß, wurde er von diesem zum Dionysius geweiht und als Schriftsteller verwendet, denn Gregorius war ein guter Abschreiber und Hymnendichter. Bei Hioß in Gnaden lehnend, begleitete er ihn häufig nach dem Kreml; er sah, kannte an des Zaren Pracht, er bewaunte vertrauliche Gespräche, in denen nicht selten der Name des Zarenwischen Demetrius genannt wurde, er verfolgte die also vernommenen Winke, forschte nach den Schicksalen des unglücklichen Prinzen und brachte das Resultat seiner Forschungen zu Papier. Bereits kannte in seiner Seele ein wunderbarer, ein süßner Gedanke an die Möglichkeit, des Volkes Feindschaftsliebe und Verehrung für des Demetrius Andenken zu benutzen und der himmlischen Gerechtigkeit zu Ehren den Mörder eines heiligmäßigen Kindes zu bestrafen. Gregorius las fleißig in den Ehrenn der Alten und sagte zuweilen von dem Inhalte des Gelesenen ergötzen zu den Brüdern: „Wisset ihr, daß ich einst Zar der Moskwa sein werde?“ Die Einen lachten, Andere spien dem frechen Aufsteiger ins Angesicht. Vergleichene Reden kamen dem Metropolit von Moskau zu Ohren, und „daß der unwürdige Mönch Gregorius ein Geßiß des Teufels werden wolle,“ bat dieser den Patriarchen und dem Zaren selbst eröffnet. Der Zar befahl seinem Diaken Smirnoi Wassiljew den Thron Gregor, angeblich wegen Reperi, zu immerwährend der Fuß nach Solowki oder in die bjeloserschen Wälder zu bringen. Davon erzählte Smirnoi seinem Kollegen

Jephimjew; dieser, dem Dtrepjew verwandt war, bat, mit der Vollstreckung des Befehls nicht zu eilen, verschaffte aber daneben dem gedächten Better die Mittel, mit zwei anderen Tschudowischen Mönchen, dem Priester Warlaam und dem Sängler Wjassil Powadin, zu entkommen (im Febr. 1402). Sie zu verfolgen, fiel Niemandem ein, der Zar hörte Nichts von der Flucht. Gregor und seine Gefährten, von Kloster zu Kloster wandernd, erreichten das Nowogorod Sowerosko, wo sie der Archimandrit des Epaphischen Klosters freundlich aufnahm, auch einen Diener und Pferde ihnen gab, sie nach Putivl zu bringen, allein die Flüchtlinge eilten nach Kiew und der Archimandrit saß in der Zelle, welche Gregor innegehabt hatte, einen Zettel, worin zu lesen war: „Ich bin der Zarenwischen Demetrius, Iwan's Sohn, und werde deines Liebesdienstes nicht vergessen, wenn ich den Thron meines Vaters bestige.“ Von Schrecken erfüllt, schreie der Archimandrit, indessen Gregor auf Zeitenspfaden die russische Grenze überschritt und Kiew erreichte. Hier, unter dem Schutze der Wjowoden, des Herzogs Wassilios Konstantinowitsch von Nitrog, lebte er im Kloster Petrowskoj, zuletzt in Derman, aller Orten sein Amt als Dionysius übend, führte dabei aber einen anstößigen Wandel. Bei Fremdgeläufigen unterrichtete er sich über das Abweichende ihrer Glaubensformen, mit Widerstänzen pflegte er Umgang. Ein Gerücht von der Rettung des Prinzen Demetrius war schon seit dem Anfange der Hungereoth aufgetaucht und in Kiewan sollte derselbe Zuflucht gefunden haben. Dieses Gerücht zu beugen, verfehlte Gregor nicht. Er berebete einen anderen Mönch, den Leonidas, seinen Namen anzunehmen. Er selbst legte die Kutte ab und soll unter den Saporogern in der Bande des angesehenen Aletskien Geroßin Gwangelsch sich geübt haben, Schwert und Lanze zu führen. Dann soll er, während eines stielichen Aufenthaltes zu Kasogrod in Wolhynien, polnische und lateinische Grammatik studirt haben. Sattfam für seine Rolle vorbereitet, mit den dazu erforderlichen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgerüstet, trat er in den Dienst des Fürsten Adam Wisnowski, der in seiner Residenz zu Brachin, in der Wjowodschaft Kiew, die volle Pracht eines sarmatischen Magnaten entsfaltete. Mit Umficht benahm sich Dtrepjew in dieser neuen Lage; er floh alle niederen Befehlungen, nahm einzig bei kriegerischen Belustigungen eifrigen Antheil und legte dabei ausgezeichnete Gewandtheit an den Tag. Vollständig erregte er dadurch den Mangel seines vortheilhaften Äußeren, sodas wenig seines Herrn Aufmerksamkeit und Gunst sich ihm zuwendete. So weit gekommen, schüpte er eine Krankheit vor, verlangte den Beichtvater und sprach zu diesem: „Ich sterbe, bestaite meinen Leichnam ehrenvoll zur Erde, wie mau die Söhne der Zaren zu begraben pflegt. Ich werde bis zum Grabe mein Geheimniß bewahren; wenn aber für immer meine Augen sich schließen, dann wirst du unter meinem Lager eine Rolle finden, die Alles aufklärt.“ Der Beichtvater, ein Jesuit, theilte das Vernommene dem Fürsten mit, dieser gönnte sich die Zeit nicht, den Tod desselben abzuwarten, sondern durchwühlte

des Sterbenden Bett und fand einen Zettel, worin gemeldet ward, daß sein Diener der durch einen Betreuer, den Kriz, dem Werthhabe entrückte Jaromisch Demetrius sei; daß die nach Ustisch entsendeten Wörter aus des Demetrius Statt einen Briefersohn geladener hätten, er selbst aber von wohlbedenkenden Großen und den Jäßen Schischelskoffow's verurtheilt und späterhin, zufolge eines für dergleichen Fall von dem Jarom Iwan gegebenen Bescheids nach Kithauen gebracht worden sei. Noch wollte Wisniewicki zweifeln, da entblöße, in dem Unwillen über des Reichtraters Schwaghafteit, der Sterbende seine Brust, und der Fürst zweifelte nicht länger bei dem Anblicke des goldenen, mit Edelsteinen besetzten Kreuzes, das Demetrius von seinem Vater, dem Fürsten Iwan Michailowitsch, empfangen zu haben erklärte und durch einen Strom von Thränen diese Erklärung besiegelte. Der Kranke, durch das Gehörndniß erleichtert und fortan von der regsten Sorgfalt umgeben, genas in Kurzem.

Godunow erfuhr es und bei dem Wisniewicki einige Schloßer und Städte an, unter der Bedingung, ihm den Betrüger auszuliefern. Der Sicherheit wegen zog Wisniewicki mit seinem Jaromisch weiter von den russischen Grenzen nach der Stadt Wisniew, wo er ihm den Vorhänd Brief zeigte. Pseudo-Demetrius fiel ihm zu Füßen und sagte: Gott und Dir ist es bekannt, wer ich bin, steh mit mir, was Du willst! Der Fürst Adam wollte seinem vermeintlichen Jaromisch auf seinen Fall antworten werden, Boris aber lachte noch einmal an Wisniewicki und schickte einige Leute mit, den Pseudo-Demetrius zu erschießen; darauf schickte ihn der Fürst Adam zu dem Woywoden von Sendemier, seinem Schwiegervater. Dieser, Georg Knischel und des Fürsten Adam Bruder, Konstantin Wisniewicki, wurden des Abenteurers eifrige Beschützer. Sie betrachteten den K. Sigismund, daß des Jarom Theodor rechtmäßiger Nachfolger lebe, bei ihnen lebe. Der päpstliche Nuntius Rangone ward leicht überzeugt. Demetrius verpflichtete sich schriftlich, zur katholischen Kirche überzugehen und für sie das russische Volk zu gewinnen. Der Nuntius hingegen verpflichtete sich, in Polen, in Rom, in Europa für seine fürstliche Herkunft einzutreten. Demetrius, von seinen Patronen begleitet, erschien in Krasau. „Ich war Zeuge“, berichtet Gilly, des Königs Geheimfchreiber, „wie der Nuntius den Demetrius umarmte und ihn ermahnte, katholisch zu werden behufs der Förderung seiner Angelegenheit.“ Demetrius beidurte die unsehlbare Erfüllung seines Versprechens und wiederholte den Schwur in des Nuntius Wohnung, in Gegenwart mehrerer Großen. Dann fuhr Rangone mit ihm nach dem Schloß. Der gewöhnlich ernste und zurückhaltende König empfing den Jaromisch lebhaft, mit huldreichem Lächeln. Demetrius schloß ihm die Hand, erzählte seine Lebensgeschichte und schloß mit den Worten: „Erinnere Dich, daß Du selbst in Banden geboren, nur durch die Vorsehung errettet worden. Ein Händel von Herrschern verlangt von Dir Mitleid und Güte.“ Der König besprach sich allein mit dem Nuntius und sagte dann: „Gott helfe Dir, Fürst Demetrius von der Moskau. Wir sehen in Dir,

nachdem Wir alle Deine Zeugnisse angehört und untersucht haben, den Sohn Iwan's, und bestimmen Dir, zum Zeichen unseres aufrichtigen Wohlwollens, jährlich 40,000 Gulden zum Unterhalt. Ueberdies magst Du, als der Republik wahrer Freund, mit unsern Varenen handeln, ihrer Güte Dich bedienen.“ Rangone bestand darauf, daß vor Allem Demetrius sich bekehre, das sollte aber, da man der Russen bittere Haß für die lateinische Kirche kannte, vorläufig nicht besanzt werden. In Puppen gehüllt, bedeckten Angestellte ging der Recept nach dem Jesuitencollegium. Er bekehrte, schwur den griechischen Glauben ab und empfing aus den Händen des Nuntius das Abendmahl und den Ehrsam. Sigismund wollte den Währigen, mit Boris abgeschlossenen Waffenstillstand nicht förmlich brechen, befehl aber gleichwol dem Woywoden Knischel und den Wisniewicki im Namen von Iwan's Sohn das Banner gegen Boris zu erheben und freiwillige anzuwerben. Um diese Werbungen zu beschleunigen, wendete sich Demetrius nach der Gegend von Kemberg, nach Sambor, wo Knischel seine Güter hatte, daneben eine junge reizende Tochter. Des Demetrius wahrer oder erfünstete Leidenschaft für Marina wurde von ihr wahr oder erfünstet erwidert. Durch den am 25. Mai 1604 unterzeichneten Ehevertrag machte Demetrius sich ansehnlich, nach seiner Verählung mit Marina zu ihrer Kiste nach Moskau und zur Begleichung der für ihn gemachten Schulden ersand eine Million Gulden zu erlegen, außer den Kostbarkeiten, welche er seiner Zukünftigen aus dem Schatz der Jarom zufinden werde; zweitens ihr zwei Großknechten, Kneigebot und Wolkow nebst allen dazu gehörigen Knechten und Söldnen, sammt Rathsmännern, Woiwoden, Bejarsensöhnen und der Geistlichkeit abzutreten, sodas sie daselbst eigenmächtig schalten und walten, Statthalter einsetzen, Erb- und Dienzögner unter ihrer Dienstleute vertheilen, Schulen anlegen, Klöster und Kirchen lateinischen Glaubens bauen, auch diesen Glauben frei und ungehindert ausüben könne. Durch eine andere Urkunde vom 12. Juni 1604 trat Demetrius dem Knischel die Fürstenthümer Smolensk und Seretien als eine Erbschaft ab, einige Knechte ausgenommen, welche zu Gesandten für Sigismund und die Republik bestimmt waren. Dergleichen großartige Verabredungen anzuführen, waren nur spärliche Mittel vorhanden. Um dem Mangel abzuhelfen, ließ er die Don'schen Kosaken auffordern, für den Sohn Iwan's die Waffen zu ergreifen. Die Heimate Andrusz Kereka und Michael Reichsfeld eilten zur Stelle, den angeblichen Demetrius zu begrüßen, sie sahen ihn von Sigismund, von den größten Magnaten geehrt und lebten mit der Uebereignung jurst, daß der wahre Jaromisch sie rufe. Zwei russische Mönche übernahmen es, die östliche Ukraine aufzusuchen. Landesstreicher und Räuber strömten nach Kiew, wo Katenoski, der bereits die Sapereger geworden hatte, eine freischar anwarb. Die Fortschritte der Währung suchte Boris zu hemmen, indem er die Geschichte Drepiew's, die Auslagen gaudhafter Jungen von dessen Wanderungen seit dem Austritte aus dem Kloster bekannt machen ließ. Niemand wollte die Wahrheit wissen. Am 15. Aug. 1604

hatte Rasstriga (der Flüchtling aus dem Kloster) die Bewegung gegen den Dnieper angetreten; zu Solotvinski wurde Gbruschisow ihm vorgesührt. Dieser blidte ihn an, brach in Thränen aus und sank auf die Knie mit den Worten: „Ich sehe Ivan in deinen Zügen, dein Knecht bin ich an ewig.“ Dies Zeugniß und seine fernerer Reden wirkten wunderbar auf die Zugen dieser Scene, inbeson Ggodunow, stant sich gegen den bevorstehenden Angriff zu rüsten, den König von Polen besidite, Klage führte ob des einem Betrüger geleisteten Beistandes, auch durch den Patriarchen an die Gchristlichkeit von Polen und Litauen abmahnen schreiben liess. Sämmtliche Bischöfe mußten das Schreiben besiegeln und an Gvidersstatt erklären, daß sie den Wond Dniexjew gekannt hätten. Außerdem verwendete sich der Patriarch bei dem Woywoden von Kiew, Herzog Wassilus von Litwa, von welchem er die Verhaftung des Landstreichers zu erwirken hoffte. Eine Antwort ist ihm jedoch nicht geworden, inbeson R. E. Gligmund mit glimpflichen Lebensarten sich abwand. So mochte denn Demetrius mit seinem Ggänflein, etwa 1500 Mann, ungetrachtet das bedeutungsvolle Geisind, vorwärts gehen, in der Nähe von Kiew die von Schweiz geführten donischen Kosaken, 200 Köpfe, und die von Ratomsky geborenen Freischärler an sich ziehen und am 16. Oct. die russische Grenze überschreiten. Jetzt endlich schien Boris zu erwachen, er ließ für die Sicherheit der Grenzfestungen sorgen, schickte angesehenen Botsaren, den Fürsten Demetrius Schulschy, den Iwan Ggodunow, den Michael Solntsof nach Brjansk, um dort eine bedeutende Streitmacht zusammenzuziehen. Aber schon waren die Provinzen durch die von Demetrius ausgehenden Manifeste überfluthet, die Bevölkerung der Ukraine von aufrührerischen Ggesinnungen beherrscht, aller Orten ergaben sich die bedenklichsten Symptome, weichen Strenge entgegenzusetzen die Beamten nicht mehr wagten. Bereits fühlte Dniexjew sich stark genug, einen Theil seines kleinen Heeres gegen Bjelgorod auszusenden, inbeson er selbst an der Dnepr hinaufzog. Kaum auf russischem Boden angelangt, in der Släcetskaja-Sloboda (den 18. Oct.) feierte er den ersten Triumph; Volk und Besagung von Morawel überlieferten ihm die Woywoden, welche sie in Banden gelegt hatten, und brachten dem vermeintlichen Herrscher Brod und Salz dar. Er dankte Gott, verwies feindschweigend den Woywoden ihre Anhänglichkeit an Boris, setzte sie in Freiheit, einzig ihre Verblendung beklagend, belohnte und belobte das treue Volk von Morawel und spielte in Blick und Rede so meisterhaft die übernommene Rolle, daß der Ruf von seinen hohen Volkseigenschaften in unglücklicher Gschwindigkeit bis zu den inneren Provinzen des Reichs sich verbreitete. Am 26. Oct. unterwarf sich das altberühmte Tschernigow; auch hier wurden die Woywoden ausgeliefert, von denen der oberste, Fürst Iwan Latow, alsbald in des Betrügers Dienst trat und so thaten 300, theils Streizigen, theils Bürger. Den vorgeschundenen bedeutenden Schatz vertheilte er unter seine Krieger, unaussprechlich drang er gegen Nowogorod-Eremerich vor, denn überall an den Ufern der Dnepr, der Swina und des Snow sah er das Kniebeugen des

Volkes und hörte den Freudenruf: Es lebe unser Herr Demetrius! Nur aus Nowogorod wollte keine Botschaft ihm zukommen; hier gebot Basmanow und durch Wahrheit und Strenge jügelte er die Reuter; überzeugt von dem Betrage, überzeugte er auch Andere, den Tod nicht fürchtend, schreite er die Auführer durch das Blutgerüst; er brannte die Verstäde ab und verschloß sich in der Festung. In deren Angsicht zeigte sich Demetrius den 11. Nov. und zum ersten Male wurde er von einem Kugelregen empfangen. Er verlangte zu unterhandeln. Basmanow, die brennende Kunte in der Hand, stand auf der Mauer und hörte den Polen Guschinski, der lebend und drohend von dem Jar Demetrius sprach. „Der Jar ist in Moskau“, erwiderte Basmanow, „euer Demetrius ein Räuber, der sammt euch gespielt werden soll.“ Ein Sturm mislang, die festen Mauern widerstanden den von ungebürten Artilleristen geschleuderten Projectilen; viele Leute hatte Demetrius verloren, entmuthigt schienen die Uebrigen und zum Ueberflusse war für des Jaren Klüngen Zeit gewonnen. In scheinbar verweigerter Lage wurde durch unvershoffte Botschaft Rasstriga aufgerichtet. In dem festen Putinl beschlügen Michael Solntsof und der Fürst Wassilus Andrej Wassileki; dieser weigelte die Bürger und die Besagung auf, band eigenhändig seinen Collegen und übergab die ihm anvertraute Feste (den 18. Nov.), um von da an des Demetrius Liebling und Rathgeber zu werden. Für diesen erklärten sich gleichzeitig das nicht minder wichtige Rulsk, das Iomarnische oder fernere Amt Betsifow, Bjelgorod, Wolnity, Oskol, Woroneisch, Kromy, Kirov, Selek. Der ganze Süden war in Gährung, überall wurden die Beamten gebunden, dem Hstzer vorgesührt, der unverszüglich sie besfreie und hultreich in seinen Dienst aufnahm. Von allen Seiten strömten Verstärkungen ihm zu. Basmanow ging eine Capitulation ein, wodurch er sich verpflichtete, nach Ablauf von 14 Tagen seine Feste zu übergeben. Statt selbst an des Heeres Spitze sich zu stellen, übergab Boris dasselbe dem Fürsten Nisidamowsky, während er gleichsam in der Hauptstadt sich vertheilte, nur bedacht war, durch die strengsten Maßregeln ein starkes Heer aufzubringen, danken den Beistand der Kirche anrief. Es wurde geboten, in allen Kirchen für des wahrhaftigen ermordeten Demetrius Ggedächtniß zu beten, es wurde Rastrow, sammt seinen Genossen, jegigen oder künftigen, in den Kirchen und auf den Marktplätzen verurtheilt als ein beschaffter Reher, der nicht nur der Jaren Reich zu rauben, sondern auch in demselben den lateinischen Glauben einzuführen gedachte. Von jeden 200 Tschetwoert Pfuglandes wurde ein Rastiger gefordert und für dessen Stellung bei schweren Strafen, Confiscation, Ggefängniß, Kruete, die größte Gile geboten. Allen Dienern der Patriarchen, der Bischöfe und Klöster sollte der gleiche Befehl gelten. „Es gab Zeiten“, heist es in dem Beschlusse des Reichsrathes, „wo Wände, Priester, Diakonen, das Vaterland zu retten, sich bewaffneten, ohne ihres Blutes zu schonen, aber das verlangen wir nicht, wir lassen sie in den Kirchen, auf daß sie beten für den Landesherren und das Reich.“ Durch solche

Mittel, Drohungen und Strafen wurden doch in dem Laufe von sechs Wochen 50,000 Reiter in der Umgebung von Wjānski zusammengebracht. Daraus erklärt sich, wie Boris die von Schweden ihm angebotenen Hilfspölder, das Bündniß zurückweisen konnte. Solches Herresetzte sich in Bewegung, um den Entsatz von Nowogorod-Sweroſch zu bewerkstelligen. Nach einigen unbedeutenden Gefechten rückte Demetrius, sein besiegtes Lager verlassen, den Russen entgegen, um in einer seinem schwachen Heere von höchstens 12,000 Mann freinswegs günstigen Gegend die Schlacht vom 18. Dec. anzunehmen. In fester Haltung sprach er zu seinen Waffenbrüdern: „Der Augenblick ist gekommen, daß der Herr meinen Streit mit Vortheil entscheiden wird! Wir wollen ruhig sein, weil gerecht ist der Höchste. Er hat mich wunderbar errettet, um den Feind nicht zu fürchten. Fürchtet nicht der Feinde Zahl, man siegt durch Muth und Tugend, nicht durch die Menge, wie die Gefeldschlacht lehrt. Wir wird das Reich zu Theil, auch der Ruhm, der Tugend schöner Lohn in diesem kurzen Leben.“ Dann gegen den Himmel die Hände erhebend, fuhr er mit gleich vernehmbarer Stimme fort: „Allhöchster! Du schauſt meines Herzens Lust. Wenn ich zu Unrecht das Schwert ziehe, so verschmetze mich mit deinem Donner. Bin ich aber gerecht und reinen Herzens, so verleihe meiner Hand unüberwindliche Kraft für die Schlacht! Du aber, Mutter Gottes, schirme unsere Streiter!“ Ziemlich lau entwickelte sich die Schlacht, aber plötzlich stürzte sich die polnische Reiterei unter Gieskri auf der Russen linken Flügel; er wurde geworfen und rief stöhnend das Centrum, wo Wislowski befehligte, mit sich fort, kaum entging dieser der Gefangenschaft. Hätte Demetrius zu einem allgemeinen Angriffe die Erfolge jener verwegenen Reiter benutzt, so würde das ganze moskowitzische Heer in der schimpflichsten Flucht sich aufgelöst haben, allein er ließ den Wankenden Zeit zur Besinnung, dem verspäteten Sturme traten 700 deutsche Reiter, russische Söldner, berührt entgegen und der linke Flügel blieb unversehrt. Da fiel auch Basmanow aus der Bestung, um des Demetrius Lager in Brand zu stecken; beim Anblicke der Flammen brach dieser die Schlacht ab. 4000 gefallene Russen bedeckten das Schlachtfeld: „On est dit que les Russes n'avoient point de bras pour frapper.“ Tags darauf wurde des Demetrius Heer durch 4000 Sapozogor verstärkt und einen neuen Angriff beabsichtigend, ließ er die Nachtritte verdrängen, das Ekhodimow nächstens mit einer starken Macht aus Pskow bei ihm eintreffen werde. „Man hörte im russischen Lager das Freudengeschrei, das Trompetengeschmetter, den Donner der Kanonen und die Woywoden zogen sich weiter zurück.“ Aber gleichzeitig traf in ihrer feigen Lager der Hilbote ein, von R. Sigismund entsendet, um alle Polen nach Hause zu rufen und diese misvergnügt, daß ihnen von dem durch Wassili ausgetriebenen Schaze nicht ein stärkerer Antheil geworden war, gehorchten ungesäumt, bis auf etwa ein halbes Tausend; alle Uebrigen zogen heim, darunter selbst der Woywode Mniſek. Sein Unternehmen hat jedoch Demetrius nicht aufgegeben; er

bezog ein Lager in dem Gebiete von Komarni, besetzte die Scharge bei Smol und bewaffnete Bürger und Bauern. Viel Zeit dazu haben ihm aber die russischen Woywoden nicht gelassen, wenn schon ihre Verwirrung so übertrieben war, daß sie sogar verabsaumten, von der Schlacht an den Jaren zu berücken. Was seine Generale verschwiegen, mußte Boris von Anderen erfahren, den 1. Jan. 1605; er schickte den Fürsten Wassili Schuiski als zweiten Befehlshaber zum Heere und den Oberſchenken Wjāsinow an den verwundeten Wislowski, mit dem Befehle, wegen des aus Eifer für das heilige Vaterland von ihm vergossenen Blutes die Stirn vor ihm zu schlagen und im Namen des Gebieters ihm zu sagen: „Wenn du nach Ablauf deines rühmlichen Dienstes die Bilder des Heilands, der Mutter Gottes und der moskowitzischen Wunderthäter wieder siehest, dann werden Wir dich über deine Erwartung belohnen. Jetzt schiden Wir dir einen erlösenden Arzt, auf daß du gesund werden und das Streiten wieder befeigen mögeſt.“ Allen übrigen Woywoden wurde ihr strafwürdiges Schweigen verwiesen und das Heer der höchsten Gnade versichert. Basmanow, nach Moskau berufen, empfangt seltene Ehre; Boris schickte ihm die Großwürdenträger und seinen eigenen Prachtſchlitzen entgegen, auf daß er in der ganzen Gemüthsheit des Jaren in die Hauptstadt einziehe, gab ihm mit eigener Hand eine schwere goldene, mit Dufaten überſetzte Schüssel, 2000 Rubel, eine Menge Silbergeschirre aus dem Kremliche, ein wertvolles Lehrgut und die Würde eines Rathshofes. Schuiski, von Stoiſki und Sachmaltern in großer Zahl begleitet, fand das Heer in Unthätigkeit und Niedergeschlagenheit in den Wäldungen von Starodub, zwischen Werchauen, wo es, unangesehen der ihm zugekommenen Verstärkungen, gleichsam vor dem Feinde sich verbarg; eine Reserve, von Theodor Scheremetjew befehligt, sammelte sich bei Romy, jedoch Boris nicht unter 80,000 Mann im Felde hatte. Wislowski, obgleich von seinen Wunden noch nicht genesen, und Schuiski ſiehet sich ungesäumt gegen Smol in Bewegung. Ihrer 60—70,000 Mann dort zu erwarten, fand Demetrius nicht rathſam; ſed zog er mit seinen 15,000 ihnen entgegen in der Meinung, in Dobrin ſie zu überfallen. Die Bewegung wurde ausgedunſchaftet und vereitelt, zu weit war jedoch Demetrius vorgeückt, um die Schlacht vom 21. Jan. 1605 vermehren zu können. Er betete, hielt eine Rede wie am Tage der Schlacht von Nowogorod und ordnete seine Scharen. Im Vorder-treffen hielten 400 Polen und 2000 russische Kräfte, die hatten über ihre Rüstungen weiße Hemden, damit sie von den anderen Moskowlitern erkannt möchten werden.“ Denen folgten 8000 Kosaken, alle beritten, den Schuß machte das Fußvolk, 4000 Mann mit den Kanonen; Demetrius ſiel auf eine Verhut von 5000 Russen, ſäbelte deren an die Tausend nieder und machte viele Gefangene, darunter zwei Boyaren. „Die Uebrigen ſieſen mit Schrecken ihrem Lager zu, aus welchem Vorſichtigen Woywoden ungesäumt in die Gegend herabrückten. Das Heer des Demetrius erschraf vor ihrer Macht, er selbst, ſehend aus einem Taſanienbraunen türckischen Pferde,

einen bleien Pallasch in der Hand haltend vor dem ersten Haufen, sprach ihnen Muth ein“ und säumte blind auf die fremden Söldner ein. Diese wurden durchbrochen, „après quelque résistance que firent les dits étrangers, tout tourna le dos.“ Jetzt sollte es dem Kosaken gelten; dieses stand unbeweglich, durch 40 Kanonen gedeckt. Eine furchtbare Salve empfing die vermeintlichen Sieger, sie schwankten, sie wichen, Demetrius selbst. Er wollte, um das Treiben herzustellen, die Kosaken heranziehen, diese aber, von Godunow beschrien, jagten davon, wusch die Sapozoger, hernach die Doner. Nur die 4000 kosakischen Reichte, das Fußvolk bei den Kanonen, hielten sich wacker, wurden aber zuletzt überwältigt und bis auf den letzten Mann erschlagen. Was dem Gutsbade zu entkommen vermochte, wurde acht Werste weit verfolgt, unter der Teutischen Ruf: Hilf Gott! dem die Rufen, so gut es ihnen gehen wollte, bestimmten. Mit der Meldung solchen Erfolges, der vollständigen Ueberwältigung des Aufstehs, jagte der Bojar Scheln nach Moskau und traf den Zaren bedend in der Laura des heiligen Sergius. Sofort wurde ein Befehlsgesandter angeordnet, mit allen Gloden geklärt, die Trophäen des Sieges, die Fahnen, Trompeten, Becken, ließ der Zar dem Volke vorzeigen, den Voten ermannte er zum Dolmetsch, den Boywooden schickte er goldene Denkmünzen, dem Heere 80,000 Rubel; den Boywooden schrieb er daneben, daß er die Nachricht von dem Ende der Empörung von ihnen erwarte und bereit sei, für treue Diener auch das letzte Hemd hingeben. Aber Demetrius lebte, sein verwundenes Kopf hatte ihn nach Sewsk getragen und von da eilte er, noch in derselben Nacht, von Wenigen begleitet, nach Rüssel. Am anderen Tage stellten sich die flüchtigen Sapozoger bei ihm ein, den Verräthern oder Mennern versagte er den Eingang in die Stadt. Diese war aber auch für ihn selbst kein sicherer Aufenthalt, er eilt nach Putimel, das der Grenze näher und auch fester war. Während dessen lagen Borissses Boywooden fortwährend in Dobrin, einzig mit Woiwden sich beschäftigend. Die Gefangenen, nur die Vithauer und den Fürsten Ischmiew ausgenommen, wurden gehängt, die Insaßen des Gebietes von Komarnis gefesselt, dann erschossen. Dstrepjew oder Demetrius aber, seine Sache als verloren betrachtend, war des Willens, heimlich nach Vithauen zu entweichen, konnte aber nur durch die Verhüllungen und Drohungen seiner Anhänger in Putimel festgehalten werden und höchst gekränkt kam ihm der Zugang von 4000 donischen Kosaken, während andere sich in den Städten festsetzten, erschlossen, sie bis zum letzten Hauche zu vertheidigen. Gewohnungen oder freiwillig blies Demetrius, schickte den Fürsten Ischmiew ab, um von R. Sigismund schnelle Hilfe zu begehren, ließ auch ein zweites Manifest ausgeben, worin sein angebliches Thronrecht noch weiter ausgeführt war. Außerordentliche Wirkung thaten die von ihm vorgebrachten Gründe, Menschen in großer Zahl, vornehmlich aus dem Gebiete von Komarnis, wo Borissses Rache wüthete, strömten nach Putimel, Waffen verlangend und die Ehre, für Demetrius zu sterben. Des Zaren Feldherren setzten sich endlich wieder in Bewegung

und forderten die Stadt Rüssel zur Uebergabe auf. Sie wurden nach Gebüß empfangen, verloren zwei volle Wochen und entließen bei dem ersten Anblicke des Entsatzes, um, so hieß es, das ermüdete Heer einiger Ruhe genießen zu lassen. Etwas Anderes hatte Boris erwartet, er schickte den Dolmetsch Peter Scheremetjew und den Diaken Blasjew in das Hauptquartier nach Radogostschy Ostrog; diese mußten der Generale Fährlosigkeit zügen und ihnen den Vorwurf machen, daß sie den Acker-Zarewitsch aus den Händen gelassen und dadurch alle Früchte des Sieges aufgegeben hätten. Der Vorwurf erregte im Heere allgemeine Unzufriedenheit und der Wunsch, des ungerechten Herrschers sich zu entledigen, erfüllte alle Herzen. Mißlawsky und Schuisky, anstatt Putimel, wo die Entscheidung geboten war, zu nehmen, legten sich vor Kromy, das seit mehreren Wochen durch die Reservearmee unter Theodor Scheremetjew bedrängt war und legt einer Armee von wenigstens 80,000 Mann, die mit allem Kriegsmateriale reichlich versehen war, widerstehen sollte. Die Vertheidigung des heiligen Städtchens hatten neben den Einwohnern 600 donische Kosaken übernommen, diese beschloß durch ihren tapfern Helden Korssa, dem seine Thronen den Ruf eines Herrschers erworben haben. Die Stadt ward sehr bald in Brand gesteckt, der Wall genommen, aber die Kosaken begrenzten sich hinter einer Umzäunung und den gebotenen Sturm hintertrieb der Bojar Michael Seltschew, indem er die Truppen jurischog, ohne die Generale darum zu befragen. Mißlawsky und Schuisky, der Stimmung im Heere mißtrauend, beschränkten sich von dem an auf die Anwendung ihrer Geschütze, ohne damit den Belagerten viel zu schaden. Diese hatten Höhlen gegraben, worin sie unter dem Schutze des Walles in vollkommener Sicherheit sich befanden; zu weilen krochen sie auch aus ihren Löchern hervor, um einen fähigen Ausfall zu versuchen. In dem Belagerungsheere brach die Ruhr aus, welche zu bekämpfen Boris in lobenswerther Sorgfalt Anstrengen und Stärkungsmittel anzuwenden ließ, aber das Uebel schämte vollends die Thatskraft der Belagerer; sie ließen es geschehen, daß bei hellem Tage 100 Prodwagen und 500 Kosaken, aus Putimel kommend, in dem niedergetrauten Kromy einzogen. In der Frühschneise (den 8. März 1606) trafen zu Putimel drei Mönche ein, Ueberbringer von des Zaren und des Patriarchen Schreiben; in jenem waren den Einwohnern ausgesprochene Gnaden verheißen, wenn sie den Verräther todt oder lebendig ausliefern würden, der Patriarch hingegen bedrohte sie mit dem Kirchenbanne. Die Mönche, welche den Diaken Dstrepjew gefandt zu haben versicherten, wurden ergriffen und dem Demetrius vorgeführt oder, wie es heißt, dem Polen Zwanigski; mit dem Zarenshilde bedeckt, auf dem Throne sitzend, fragte dieser: „Kennt ihr mich?“ Nein, sprachen sie, wie wissen wir, daß du in keinem Falle Demetrius bist. Hingegen schreibt der allerdings für Demetrius parteiische Beyerle: „Der Aine, altliche Mönch bestand darauf, den Demetrius selbst zu sehen. Augenblicklich ihn erkennend, warf er sich auf die Knie, in dem Ehrerden seines Wertes fähig. Demetrius besah ihn aufstehend, zu sprechen.“

Der Mönch sagte: Das ist unser rechtmäßiger, von Gott wunderbar geretteter Zar! Wir haben gesehen, daß der Mann, der an des Demetrius Stelle saß, nicht der wahre Demetrius war. Er bat den Jarcewitsch, seine Begleiter abführen zu lassen, zu verfügen, daß Niemand aus dem Schlosse sich entferne. Alle, bis auf drei Vertraute, mußten abtreten und der Mönch hob wieder an: Allergnädigster Herr! wisse, daß meiner Gefährten eine verschiedene Art von Gift bei sich führt, wovon das tödtlichste zwischen den Sohlen seiner Stiefel verborgen ist; wer von diesem Gifte berührt wird, der schmilzt am neunten Tage fürchterlich auf, bis daß er platzt. Zwei deiner Bojaren haben es übernommen, dasselbe mit Weibhau zu mischen und dich mittels des Räucherens in der Kirche zu vergiften. Diese Verräther sind im Einkverständnisse mit Boris. Demetrius ließ die Bojaren berufen, sprach: Ihr Bösewichter! Könnt ihr so alt schon, noch so grün sein? Lehnt ihr also meiner Gnade? Erinnert ihr euch, wie ihr gefesselt mit vorgeführt wurdet und das Volk eure Befragung verlangte und wie ich damals als ein Vater mit euch handelte? Jetzt ist kein Erbarmen mehr! Sie gestanden, wurden den Bürgern ausgeliefert und auf dem Markte erschossen. Die beiden Mönche büßten ihr fortwährendes Schwören im Kerker, den dritten aber, durch welchen Demetrius vom Tode errettet worden, hat er mit Gnaden überhäuft. Er schrieb auch, jetzt als des Himmels Günstling sich betrachtend, an den Patriarchen und an den Jaren. Jenem warf er den Mißbrauch der kirchlichen Gewalt zu Gunsten eines Thronränders vor, den Jaren mahnte er, dem Throne und der Welt friedlich zu entsagen, um in einem Kloster seiner Seele Heil zu erwerben, für welchen Fall er dem Kaiser seine irdische Gnade verleihe. Statt dessen beschäftigte Boris sich eifrig mit den Mitteln, dem Mißvergnügen im Volke, das ihm sein Geheimniß mehr sein konnte, entgegen zu wirken. Gewalt und Strafen waren die einzigen, ihm bekannten, vielleicht auch der Lage angemessenen Mittel. Auf allen Punkten vertheilte sich die Angebot, Verlauten wurde die Zunge angegeschnitten, der leichteste Verdacht reichte hin, um ganze Familien zum Kerker zu schicken. Denn Boris fühlte die Macht in seinen Händen erstarken und schaute den Abgott, der unter seinem Throne sich öffnete. Er war 63 Jahre alt, hatte schon im frühesten Mannesalter an Krankheiten, besonders am Podagra gelitten; nicht befremden kann es, daß ein solchermaßen angegriffener Körper den Belohnungen, dem Seelenleiden erlag. In der Morgenstunde des 13. April 1605 richtete und ordnete Boris in dem hohen Rathe seiner Großen, einpung vornehme Ausläufer, speiste mit ihnen zu Mittag in dem goldenen Saale und empfand gleich nach aufgeborener Laster Uebelkeiten, die zu einem heftigen Blutstürze übergingen. Das Blut, aus Mund, Nase und Ohren strömend, vermochten die Aerzte nicht zu stillen. Der Patient verlor die Besinnung, hatte aber

noch Zeit, den Sohn als den künftigen Jaren einzusetzen, die Rutte nebst dem Klosternamen Bogoljew annehmen und gab zwei Stunden darnach den Geist auf in dem Gemache, worin er mit den Bojaren und den Fremdlingen getödtet hatte. Die Leiche wurde mit allem Ehren in St. Michael's Kirche, zwischen den Gräbern der vormaligen Herrscher beigesetzt, die Encyclica der Bischöfe sprach von der Heldenliebe, zu Gott gegangenen Seele, alles Volk huldigte „der Jatin Maria und ihren Kindern, dem Jaren Theodor und Jenien, durch furchtbare Eide sich verpflichtend, sie nicht zu verrathen, nicht nach dem Leiden ihnen zu trachten, weder den ehemaligen Großfürsten von Iwer, den blinden Simcon, noch den Bösewicht, der sich Demetrius nennt, zum Herrscher zu begehren; sich dem Jarendienste nicht zu entziehen und in demselben weder Wüßlichkeiten noch den Tod zu scheuen.“

Theodor Godunow, zu des Vaters Erbstatte berufend, empfahl sich durch den Zauber einer Heldenliebe Jugend, männlicher Schönheit und eines freien, doch milden Gemüths; mit dem Giste des Vaters die Tugenden der Mutter vereinigend, setzte er, nur 16 Jahre alt, durch Redegabe und ungewöhnliche Kenntnisse, Früchte einer von Ausländern geleiteten Erziehung, die Großen in Erstaunen; die Süßigkeit des Wohlthuns hatte er geschmeckt, da er von dem Vater stets als Vermittler zwischen Grief und Gnade verwendet worden war. Aber seine Jugend bedurfte der Rathgeber, als solche wurden die drei vornehmsten Bojaren Nikolskows, Wassili und Demetrius Schischow von der Krone abgerufen, auf daß sie den Vorsitz im Rathe der Bojaren einnähmen. Zum Feldherrn den geprüften Basmanow ernennend, sprach Theodor zu ihm: „Dien' uns, wie du meinem Vater gedient hast“ und der Gesessene schwur, für Jar und Jatin zu sterben. Er brach auf, begleitet von dem Metropolititen Isidor von Nowgorod, der das Heer aus Theodor's Namen das Kreuz führen lassen sollte. Am 17. April traf Basmanow im Lager ein und sprach zu dem versammelten Herre von Theodor's Thronbesteigung, dann wurde das Schreiben verlesen, worin der junge Monarch seinen Kriegern nach Ablauf der Trauerzeit beifpielslose Belohnungen verheißt. Es wurde gebuldet wie in der Hauptstadt, doch fiel es auf, daß in der Eidesformel der Alerjarewitsch nicht Dretjew genannt war: wir schwören, hieß es darin, und nicht demjenigen anzuschließen, welcher sich Demetrius nennt. Folglich, meinten die Aelteren, wird das Märchen von dem verlaufenen Ichnodowschen Dialonow schon öffentlich als eine Erbidung behandelt. Wer ist denn dieser Demetrius, wenn er nicht der echte ist? Der Gegensatz solchen Zwiefels hatte die ihm vergönnte Frist von drei Monaten benutzt, um seine Kunde zu befestigen, seine Anhänger zu bewaffnen und die Ankunft früher Streiträute aus Polen zu beschleunigen; schon hatte Michael Katowew ihm eine Reiterfahre ausgeführt und das baldige Eintreffen der von dem Woywoden von Sendomit beschickten königlichen Truppen angelündigt. In solcher Lage vernahm Demetrius die Kunde von des Jaren Tode zu Ausgange

April. Am 7. Mai kam in dem russischen Heere die ungewissheit von Basmanow vorbereitete Revolution zum Ausbruch. Davon berichtet Peterse also: „Aus Kromy schrieb man an Demetrius, die Festung würde unausbleiblich durch die russischen Boywooden genommen werden, so er sie nicht rette. Er hatte nur 100 Polaken um sich, wurde aber durch den Zug von anderen 500 verstärkt. Diese inessamm, dann 3000 Russen untergab er den Befehlen des Polen Saporski und ließ sie gegen Kromy vorgehen. In bedeutender Entfernung noch von der Stadt schrieb Saporski in des Demetrius Namen an den Commandanten; diesem sollte ein treuer Bote das Brieflein überbringen, er wurde aber von den russischen Vorposten aufgegriffen und dem Fürsten Galigin und dem Basmanow vorgeführt. Man nahm ihm das Schreiben ab, las darin: Ich schick' euch 2000 Polaken und 8000 Russen, des nächsten werde ich mit den königlichen Truppen, 40,000 Mann, die schon in der Nähe von Putivl stehen, folgen. Galigin und Basmanow erschrafen; sie betrachteten, daß Demetrius Iwan's wahrhaftiger Sohn sei, entbedeten sich dem Anführer der deutschen Soldaten, dem von Rosen, bewegten ihn zum Abfalle und ließen ihn mit 4000 Teutschen auf die weite Ebene jenseits des Flusses gehen. Als Iwan Godunow, der mit 90,000 Russen auf der anderen Seite der Festung stand, diese Bewegung inne ward, wollte er von Rosen wissen, wohin er gehe. Der antwortete: mit den Polen zu sechten, die nicht mehr weit sind. Unterdessen führte auch Basmanow 50 oder 60 Mann Russen dahin, machte auf der Brücke Halt, hob den Brief des Demetrius in die Höhe und rief: Hier ist ein Schreiben von unserem rechtmäßigen Zaren! Wer dem Demetrius dienen will, der komme zu uns, wer aber jenseits des Stromes bleibt, der ist ein Verräther, ein Sklave der Godunow. Da entstand Verwirrung und innerer Zwist, worüber nicht weniger als 1000 Mann umkamen. Die für Demetrius behielten die Oberhand, Iwan Godunow ward gefangen genommen. Den Tag darauf ging Basmanow mit 4000 Reitern nach Putivl, sah den schwachen Haufen von Saporski und merkte, daß es ein Verzug mit dem Briefe gewesen, schwor jedoch dem Demetrius." Jedenfalls war der Krieg zu Ende, die Vertheiliger von Kromy frohen aus ihren Fesseln hervor und begrüßten freudig die, welche noch eben ihre Feinde gewesen waren. Iwan Galigin aber eilte nach Putivl zum Zaren (so betitelte sich Demetrius bereits am 14. Mai, Zarowitsch nannte er sich nach am 1.), die Abbitte und Unterwerfung des Herres anzunehmen und den gefesselten Iwan Godunow als ein Pfand der Treue auszuliefern. Dem Throne gegenüber demüthig die Stirn schlagend, sprach Galigin: „Sohn Iwan's! das Heer übergibt dir die Herrschaft Rußlands und ist deiner Barmherzigkeit gewärtig. Durch Boris getödtet, haben wir lange unserem rechtmäßigen Zaren widerstanden, jetzt, da wir die Wahrheit kennen, alle herrlich die gehuldet. Befehle den väterlichen Thron, herrsche glücklich und lange Jahre! Deine Feinde, Boriss's Gefellen, sind in Banden. Wenn Moskau widerspenstig zu sein wagt, so werden wir es zähmen. Lebe

mit uns nach der Hauptstadt, die Krone des Zaren zu empfangen." Demetrius dankte nicht, verzieh nur dem Heere, das nach seinem Befehle gegen Dred sich in Bewegung setzte. Er selbst, von 600 Polaken, den Donern und vielen Russen begleitet, brach den 19. Mai aus Putivl auf. Zu den Trümmern von Kromy gelangt, beschaute er den Aschenhaufen, den Wall, die Höhen der Kosalen und das unübersehbare feste Lager, Schauplatz der sechswochenlänglichen Unthätigkeit von mehr als 80,000 Kriegern, denen 70 ungeheurer Kanonen beigegeben waren; von Erbkämen erfüllt, trieb er das Wunder, welches der Himmel an ihm gethan hatte. Weiter seinen Weg verfolgend traf er auf die Boywooden, Michael Soltskow, Basil Galigin, Scheremetjew, Basmanow. Ueberall wurde er von dem Volle und den Kriegskleuten mit Geschenken empfangen, Städte und Festungen ergaben sich willerfönd, selbst aus dem fernen Astrachan ward ihm der Boywode Michael Saburov, Theodor's näher Anverwandter, in Ketten zugesandt. Unaußhaltbar wöhlte sein Triumphzug sich gen Moskau. Dort waren die Boywooden Kaitrow, Koschows und Lejdenows, die allein in dem Abfalle des Herres treu geblieben, die ersten Verdächtigten des Mißgeschicks gewesen. Theodor gab ihnen durch öffentliche Belohnungen seine Dankbarkeit zu erkennen, aber zu handeln beßaß er die Mittel nicht mehr bei der allgemeinen Erröthung, bei der sichbaren Himmelsung von dem glücklichen Empörer. Am 1. Juni wurden dessen Boten zu Moskau mit Begleitung aufgenommen, man verlas in großer Volksversammlung das von Demetrius an die Bewohner der Hauptstadt gerichtete Schreiben; die vornehmsten Bojaren, Mikulawitsch, Basil Schuiskich, Beliskich, kamen vom Kreml herunter, versuchten die Tobenden zu beschwichtigen und des Demetrius Boten zu greifen. Dies wehrte ihnen das Volk, es wurde ihnen zugerufen: „Die Zeit der Godunow ist vorüber! Wir waren mit ihnen häßlicher Finkerniß verfallen; die Sonne geht auf über Rußland. Es lebe Zar Demetrius! Auch dem Andenken Boriss's! Untergang dem Geschlechte der Godunow! Unter diesem Ruße führten die Haufen nach dem Kreml, sodaß die Wachen indessamm verschwanden. Theodor wurde von dem Throne, auf dem er Sicherheit gesucht hatte, herabgerissen. Um sein Leben nur steckte die Mutter und abes wurde für den Augenblick gesondert. Den Zar, seine Mutter und Schwester nahmen die Rasenden in ihre Mitte, um sie in Boriss's eigenem Hause, im Kreml zu bewachen. Alle ihre Verwandte, die Godunow, Saburov, Weljaminsow, wurden eingesperrt, ihre Häuser geplündert und niedergebrennt, dann schickte man sie in Fesseln nach entfernten Gefängnissen; in dem ihm angewiesenen zu Petrowslaw wurde der verhasste Simon Godunow erdrosselt. Dem gleichen Schicksal konnte die entthronte Familie nicht entgehen. Die Fürsten Mikulawitsch und Galigin, Rostichanow und Scheremetjew, von drei Streulichen begleitet, suchten die Unglücklichen in ihrem letzten Zufluchtsorte heim. Theodor und Xenia, des göttlichen Willens erwartend, saßen ruhig neben der Mutter; sie wurden der Jatin aus den Armen gerissen und nach ab-

gesonderten Zimmern gebracht; ein Wink an die Strelitzen und die Jarin Maria war nicht mehr. Theodor, mit ungemöhnlicher Stärke begabt, rang lange mit vier Wörtern, die nur mit Mühe seiner mächtig wurden und zuletzt ihn erdroffelten. Alles das ereignete sich den 10. Juni 1605; die beiden Leichen wurden ausgestellt und es hieß, Maria und Theodor hätten sich vergiftet, wiewol die Spuren der Erbrochung unverkennbar waren. Feinens Schicksal war noch trauriger; der Wollkilling Demetrius oder Strepow hatte von ihren Reizen gehört und dem Fürsten Wassili besohlen, sie in sein Haus aufzunehmen. Sie wurde die Beute des Mörders ihrer Mutter und ihres Bruders; einige Monate später, nachdem seine rohe Leidenschaft gestillt war, ließ Demetrius sie zur Konne einkleiden und sie in der Wüste am Bielo Osero, unweit des Klosters Gryll, einsperren. Sie erlebte den Klosternamen Olga. Dagegen wurden Verrißens Verwandte von Demetrius der Acht entbunden und mit Woywodschastin in Sibirien und anderen entlegenen Provinzen begnadigt. Die weiteren Schicksale des Demetrius und seiner Nachbarn gibt der Art. Dmitri. — Noch ist von Gregor Godunow, dem Hofmarschalle Theodor's I., zu rühmen, daß er durch Einführung einer besseren Wirthschaft bei Hofe den Ertrag der darin entbehrlich gewordenen und daher zum Verkauf bestimmten Lebensmittel von jährlich 60,000 auf 230,000 Rubel erhöht hat. Diesen seinen Vetter soll Boris haben vergiften lassen. Der Dolmetsch Jwan Jwanowitsch Godunow, ein eifriger Anhänger des Jaren Wassili Schuisky, in dem Kampfe mit einem neuen Demetrius, wurde im J. 1610 zu Kaluga ermordet. Man warf ihn von einem Thurne herab in den Fluß, noch lebend hielt er sich an einem Boote fest, Michael Buturlin hielt ihm die Hand ab und der Märtyrer der Treue ertrank Angesichts seiner vergeweihten Hausfrau, Schwester Philare's. Einige Jahre vorher, im J. 1606, hatte Wassili Schuisky, nur eben zum Jaren gekrönt, für den Jaren Boris und dessen Familie eine öffentliche Todtenfeier angeordnet. „Er befohl, die Leichname des Boris, der Maria und des jungen Theodor aus dem ärmlichen Kloster des heiligen Barfenosij mit Pracht und Pomp nach dem berühmten Erzerzengelkloster zu bringen. Nach der feierlichen Verkündigung der Ermordung und Heiligkeit Dmitri's wagte es Schuisky nicht, den Reliquien desselben den Sarg seines Mörders zu nähern und ihn aufs Neue unter die Denkmäler der Jaren hinzustellen, aber er wollte, selbst ein erwählter Herrscher, durch diese Handlung den gesammten Regenten in Godunow ehren; er wollte das Bedauern, wenn auch nicht für den schuldigen Boris, so doch für Maria und Theodor, die Schuldlosen, rege machen, um einen desto lebhafteren Abscheu gegen ihre schändlichen Mörder, die nach neuem Jarenmorde lebenden Genossen Sachomsof's zu erwecken. In Weisen einer zahllosen Volksmenge, der gesammten Heiligkeit, des Hofs und des Episkops wurden die Gräber eröffnet; 20 Mönche nahmen Boris' Sarg auf ihre Achseln (denn dieser Jar war als Mönch gestorben); die Särge Theodor's und seiner Mutter wur-

den von 40 Bojaren getragen, denen Bischöfe, Geistliche, Mönche, Konnen und Bojaren bis zu dem Treisföfiden Thore im Treuerzuge folgten; dort setzten sich die Bojaren zu Pferde, die Leichname aber wurden auf Lebnbahnen gelegt. Hinterher fuhr in einem verbedeten Schlitzen des Jaren Boris unglückliche Tochter Fentia; sie jammerte laut über den Untergang ihres Hauses und klagte den Pseudo-Dimitri vor Gott und Rußland als den schändlichen Urheber ihres Glendes an. Die Zuschauer weinten, indem sie der glücklichen Tage ihrer Familie und der für Rußland so segensreichen beiden ersten Jahre der Regierung Godunow's gedachten. Viele, durch die Gegenwart deunrührt und für die Zukunft fürchtend, bedauerten sogar sein Ende. Im Kloster außerhalb der Himmelsthorische bestattete man unter inniger Andacht den Vater, die Mutter und den Sohn; auch wurde ein Platz für die Tochter übrig gelassen, welche noch 16 hunderter Jahre im Bladimir'schen Jungfrauenkloster verlebte, ohne einen anderen Trost als den himmlischen zu haben.“ Fentia starb den 30. Aug. 1622. (v. Stramborg.)

GODWIC (auch Gotwic und Goodwyck), Johaan, ein englischer Augustinermönch des 14. Jahrh., zu Kings-Lynn in Norfolkshire geboren, trat selbst in früher Jugend in den Augustinerorden und besuchte, nachdem er seine Vorbereitungsstudien beendigt hatte, die Universitäten Cambridge und Erford, um sich in den verschiedenen Zweigen der theologischen Wissenschaft weiter auszubilden. Er lehrte darauf längere Zeit zu Erford die Theologie, ward Provinzial seines Ordens in England und Irland und erwarb sich sowohl durch sein ausgezeichnetes Rednertalent, als auch durch seine gründliche Gelehrsamkeit, großen Ruhm. Seine ergetischen Schriften (Lecturae in Genesim, Commentarii in Daniele, De hebdomadibus Danielis, In quaedam D. Pauli dicta, Quaestiones disputatae) wurden von seinen Zeitgenossen sehr hoch gehalten, aber weder diese Schriften noch seine Predigten (Sermones per annum) sind bis jetzt gedruckt, Handschriften derselben sind jedoch in den Bibliotheken Englands nicht selten. Godwic starb um das Jahr 1360 im Kloster zu Kings-Lynn, wohin er sich in seinem Alter zurückgezogen hatte. (Jh. H. Küb.)

GODWIN, der Graf (Galdorman) von Wessex, ist unstreitig der mächtigste Unterthan, der je in England gewesen ist, mächtiger als kein Grobopheim Cadric Sireona, wenn dieser auch der Begründer der Größe seines Geschlechtes geworden und lange Zeit auf schwindelnder Höhe sich behauptet hat. Des Cadric Vater, Aegwice, aus niederem Geschlechte, war an Söhnen überreich; neben Cadric werden Brithric, Kelfric, Goba, Aethelwin, Aethelward, Aethelmer genannt. Alle seine Brüder hat Cadric, die ihm jugendwande Günst R. Ethelred's denaueß, zu übergroßen Herren gemacht. Aethelward, der Galdorman und Kelfric, der aus der Verbannung zurückkehrte-

*) Joh. Bale, Scriptorum illustrium majoris Britanniae Catalogus. Cent. V. c. 91.

seine Galdorman von Mercia, bereiteten den König, was im Westen wenigstens bisher nie geschehen war, die Verwundungen eines norwegischen Heeres mit der Summe von 10,000 Pfund abzulösen. Da jedoch die Räuber die von ihnen besetzten Landestheile nicht räumen, so rüstete Ethelred eine Flotte aus und besetzte sie mit einer starken Mannschafft, die er den Befehlen seines Schwiegervaters Athored und dem Galdorman Aelfric untergab. Dieser aber verrieth den Feinden den zum Angriffe bestimmten Tag und entloß sich sodann mit ihnen; sie wurden jedoch verfolgt und errieth, viele von ihnen erschlagen; das eigene Schiff Aelfric's, jedoch ohne den Verräther, führten die Sieger im Triumphe zum Hafen. Gadicre selbst, durch des Königs Gunk zu der wichtigsten aller Galdormanschaften, zu der von Mercia erhoben, nachdem dieselbe durch Aelfric's Tod erledigt worden war, übertraf in schamlosen Verräthereien, pflichtvergessener Selbstsucht, Eitel und Grausamkeit Alles, was bis dahin unter den Angelsachsen sich ergeben hatte. Den Sturz des ersten Günstlings, des Wulfgeat, war er herbeigeführt. Den mächtigen Galdorman Aelfric von Deira lodete er zu einer großen Hochzeit, um ihn am vierten Tage des festes im Walde abzuholen zu lassen. Bald darauf wurden Aelfric's Söhne, Wulfhac und Ulfgeat, um des Königs willen getödtet. Gadicre war es auch, der bei Gelegenheit des am 13. Nov. 1002 unter den Dänen angerichteten Blutbades, die an den treulosen Dänen Ballung verheiratete Schwester des Königs Sueno, die Gumbilde hienach ließ, damit aber zu schwermüthiger Rache den zürnenden Bruder herausforderte. Abermals mußte der Verräther Aelfric an die Spitze des den Feinden entgegengeführten Heeres berufen werden und nach seiner Weise hat er dem Vertrauen des Königs entsprochen. Als der Tag der Schlacht erschien, heugelte er eine Krankheit, welche zum Fechten ihn untüchtig machte. Dem elenden Anführer folgten widerwillig die Angelsachsen und Sueno zog ungeschädet seinen Schiffen zu. Von da an verschwindet Aelfric's Name und es erseht ihn, wie in des Königs Gunk, so in der Galdormanchaft von Mercia, der um Nichts bessere Gadicre, dem der König seine eigene Tochter Edgitha zum Weibe gab. Dafür stand ihm zur Seite als sein bester Prinzip, Gadicre, beigenannt und mit allem Rechte Streona (der Erwerber), doch nicht allein dem Tode verwerblich, sondern Allen, die mit ihm in Verführung kamen, wie J. V. den beiden ältesten Thronen der sogenannten sieben Burgen von Mercia, Eigertich und Mercar, die er auf der Reichsversammlung zu Orford in seine Wohnung lodete und meuchlings mordete. Auf die Nachricht von des Dänenkönigs Kanut Landung zu Sandwich, im J. 1016, scharten sich die Angelsachsen, welche anzuführen dem Prinzen Edmund Gadicre begeben war. Daß dieser aber lediglich trachte, dem Prinzen das Leben zu nehmen, wurde bemerkt und veranlaßte die Auflösung des Heeres, Gadicre aber, um so sicherer der verdienten Strafe zu entgehen, verlor die Bemannung von 40 Schiffen, meistens Dänen, daß sie sammt ihm der Flotte des Königs Kanut sich angeschlossen. Einige von Gadicre's

Landchaften, Stafford, Salop und Chester, hielten sein Treiben durch arge Verberberung, dafür nahm er offen Partei für die Dänen. Mit ihnen vereinigt schlug er das Treiben bei Eboracan (Wilt), das zu entscheidener Niederlage der Dänen führen konnte, ohne die von Gadicre ersonnene List. Er schlug dem Eborcar, der in Jagen und Haar dem K. Edmund sehr ähnlich war, den Kopf ab und hoch ihn emporhaltend, rief er den nächsten seiner Feinde zu: „Ihr Männer von Dorset, Devon, Wilt, fliehet, denn euer Führer ist gefallen. Schaut in meiner Hand das Haupt eures Herrn, des Königs Edmund! Fliehet oder ergetzt euch, so schnell ihr könnt!“ Ohne Edmund's Geistesgegenwart, welcher einen Hügel bestieg, auf daß er von den Seinen gesehen werde, hätten die besürzten Engländer sich in die Flucht geworfen, so blieb der Sieg unentschieden, nur daß die Dänen in der Nacht sich zurückzogen. Wahrscheinlich war es eine mit Kanut verabredete List, daß Gadicre jetzt sich seinem des Sieges frohen Schwager Edmund näherte, um Gnade zu suchen und Treue zu schwören. Edmund gab der schmeichelbaren Reue Gehör und schenkte ihm, der jetzt die Dänen zu verrathen schien, alles Zutrauen. Die Dänen wurden bei Brentford; dann bei Orford geschlagen, flohen der Insel Shepy zu und konnten leicht aufgraben werden, hätte nicht der König durch Gadicre sich bereuen lassen, die Verfolgung aufgebend, nach Wessex heimzukehren. Kanut, zeitig durch neue Aufschüttungen verrieth, liess die Entscheidungsschlacht bei Ashdown, in deren Beginn Gadicre, der einen Flügel des Heeres befehligend die Flucht ergriff und also über den Ausgang der Schlacht und das Schicksal Englands entschied. Bis in Glocesterhire hinein verfolgte, ließ Edmund sich unter Gadicre's Vermittelung eine Theilung des Reiches mit dem unwiderstehlichen Kanut gefallen. Den Vertrag überlebte Edmund nur kurze Zeit; er starb den 30. Nov. 1016, wahrscheinlich von der Hand eines Mordbrenners. Gadicre und sein Sohn wurden dieses Verbrechens beschuldigt, nur blieb es zweifelhaft, ob dazu Dolk, Gift oder ein Automat in Gestalt eines Bogenschützen ihnen gedient habe. Daß Gadicre hierdurch dem K. Kanut einen Dienst zu erweisen glaubte, bleibt ausgemacht, daß dieser um die That gewußt habe, wird wenigstens von den englischen Schriftstellern nicht bestritten, welche vielmehr erzählen — was sich jedoch als Widerspruch ergibt — daß Kanut den Gadicre wegen dieser That sogleich habe aufhängen lassen. Wol aber verurtheilte der Däne, welchem vor allen Vädern des verstorbenen Königs der Aetheling Godwig fürchterlich war, diesen durch Gadicre zu tödtlichen Gefahren verleiten zu lassen und nur der Muth des einflussreichen Aethelweard ersparte dem Könige und seinem stets fertigen Helfer ein neues Verbrechen. Noch soll Gadicre den Rath gegeben haben, die kaum weisjährigen Söhne des K. Edmund, den Godard und Edmund, sogleich zu tödten; sie wurden außer Landes gebracht. Dafür aber sollte Gadicre den Lohn der vielfachen Verräthereien, durch welche er sich bei Dänen und Angelsachsen gleich sehr verhasst gemacht hatte, empfangen. In dem Besitze des Grafschaft Mercia bestätigt, wohnte er an des Königs

Hoflager dem Weihnachtsfeste 1017 bei. Er sprach von den Diensten, welche er der alten Dynastie geleistet hatte. Da wendete Ranut sich dem Jarl Eirik zu mit den Worten: „So laßt ihn denn haben, was er verdient, damit er Uns nicht verrathen möge, wie er Eithred und Ermund verrieth.“ Der Normann hieb ihn mit der Streikart nieder und der Leichnam wurde über die Mauer in die Themse geworfen. Sein Fall mag auch seinen Brüdern verderblich geworden sein, daher Reichmar's Sohn Wulfnoth nur noch unter dem Namen des Jüngeren von Sufter vorkommt. Wulfnoth's Sohn Godwin folgte dem R. Ranut in dem Juge nach Dänemark im J. 1025, in das unglückliche Treffen mit den Schweden Olaf und Ulfir, welches aber Godwin durch einen für eigene Rechnung unternommenen nächtlichen Anfall rächte. Die Schweden wurden gänzlich zerstreut. Godwin verdiente sich damit die Jarlswürde und die Hand von Onthe, Schwester des Jarls Ulfir, der in der Ehe mit R. Ranut's Schwester Alreith der Stammvater der späteren Könige von Dänemark geworden ist. Godwin, als Graf von Wessex vor anderen mächtig, war der verwitweten Königin Emma hauptsächlich's Stütze in dem Bestreben, die Krone ihrem Sohne Harteknut zu verschaffen, ein Bestreben, das an dem Prinzen Unthätigkeit scheiterte, das aber wol seinen Halbbruder Alfred zu dem Versuch ermutigte, seines Vaters, des R. Eithred's Erbe zurückzufordern. Er landete, von Danenwich abgewiesen, zu Dover und wurde von den Kenten freudig aufgenommen. In den nächsten Stunden sandt Graf Godwin sich zu ihm, um ihn, so hieß es, seiner Mutter zuzuführen. Willig folgte solcher Einladung der Prinz, dessen erstes Nachtlager in Guilford war. Da wurden seine Begleiter einquartiert und reichlich bewirthet. Godwin schied unter dem Versprechen, am anderen Morgen dem Prinzen wieder aufzuwarten. Am Mitternacht wurde die Stadt einer Abtheilung königlicher Welfer geöffnet; diese überfielen in ihren Quartieren die vereinigten Fremdlinge, um sie für die Weperei des folgenden Tages aufzuparen. Die Hände hinter den Rücken gebunden, wurden sie in einer Reihe aufgestellt; von den 600 erhielt jeder zehnte Mann seine Freiheit, aus wurden einige wenige verschont, um ihrer als Sklaven sich zu bedienen, die Uebrigen, nach der Laune oder Grausamkeit ihrer Henker verhumelt, gekelndet, scalpt, ihnen die Flecken an den Knien abgeschnitten, oder die Gedärme aufgewunden. Kein größser Unglück geschah im Lande, seit die Danen nach England kamen, sagt ein gleichzeitiger Dichter. Der Prinz Alfred wurde dem Könige vorgeführt. Dieser ließ ihn weiter nach der Insel Eiv schleppen, unter der Hut eines Thanes, dessen Drohungen und Beschimpfungen dem Gefangenen nur zu deutlich seine Zukunft ankündigten. Auf elendem Rosse, in der dürftigsten Bekleidung, die Füße unter dem Sattel zusammengebunden, wurde Eithred's Sohn in jeder Stadt, in jedem Dorfe dem Hohn, vielleicht dem Willkür der Zuschauer ausgesetzt. Zu Eiv vor ein Gericht von Altrännigen gestellt, wurde er zum Verlust der Augen verurtheilt. Ueber der Operation wurde, man darf wol annehmen absichtlich,

das Gehirn verlegt, wovon nach mehrtägigem Leiden der Tod die Folge war. Harald und noch mehr Godwin, der sich hier seinem Großheime Gæbre Sireona nur zu ähnlich zeigte, luden sich schweren Haß auf und setzten Verufung auf des Königs Befehl, seine Entschuldigang überhaupt, konnte den Grafen je in den Augen der angelsächsischen und normannischen Zeitgenossen oder der Nachwelt entündigen. R. Harald starb plötzlich den 17. März 1039. Sein Nachfolger wurde sein Halbbruder Harteknut, der bisher auf Dänemark beschränkt gewesen war. Als nun Emma die Wünsche erfüllt sah, die sie, bevor noch ihr Sohn geboren war, für ihn gehegt hatte, wandten sich ihre Gedanken alle, und denen war blindlings der König ergeben, auf Rache an denen, welche bisher seine Thronbesteigung in England verhindert und ihre Verbannung veranlaßt hatten. Casual, der Graf von Northumberland, ein Verwandter Harteknut's und von diesem in geheuchelter Freundschaft empfangen, wurde auf sein Geheiß von Einarb ermordet und dem Mörder die große Grafschaft verliehen. Godwin, Aelfric, der Erzbischof von York, Gædre, Thronad, insgesammt einflußreiche Männer, wurden in eine Untersuchung über die Ermordung Alfred's und die damit zusammenhängenden Vorfälle gezogen. Die Vorwürfe über den Mord, mit welchen der Erzbischof und Godwin sich gegenseitig überhäufeten, brachten sein Licht in die Angelegenheit, Godwin leagnete die gegen ihn erhobene Anschuldigung, reinigte sich im Wege Rechtschens durch seinen Eid und durch Eideshelfer die vornehmsten Geien des Königreichs und erhielt sogar die Gunst des Königs sammt bedeutendem Einflusse auf die Regierung. Auf Harteknut wirkte vorzüglich ein von Godwin dargebrachtes Geschenk, ein Schiff von gewöhnlicher Größe, dessen Kiel mit goldenen Platten beschlagen war. Es trug 80 Krieger, Godwin's Lehnshleute. Ihre Panzen, Helme und Panzerhemden waren vergoldet; ihre Streitärte schimmerten von goldenen und silbernen Verzierungen; die Griffe ihrer Schwerter, die Riegel und Büdel ihrer Schilde waren von Gold und Mann für Mann trug an jedem Arme zwei goldene, 16 Unzen schwere Armbänder. Harteknut starb ohne Nachkommenschaft den 8. Juni 1042; noch befand sich seine Leiche nicht in der Königsgruft zu Winchester und schon hatte sein Halbbruder Edward der Bekenner den Thron bestiegen, hierzu hauptsächlich durch Godwin's Jureden bestimmt, gleich wie dieser auch der Danen Einwendungen gegen einen König angelsächsischen Stammes zum Schweigen brachte. Daß er selbst und seine gewaltigen Söhne statt des schwachen Königs die Zügel der Regierung ergreifen und behaupten würden, daran durfte Godwin kaum zweifeln nach dem Standpunkte, zu welchem er seine Familie erhoben hatte. Seine Grafschaft umfaßte, außer dem von dem Vater auf ihn vererbten Sufter, Kent und die größere südliche Hälfte von Wessex. Von seinen Söhnen besaß Harald, dux genannt, noch unter Harteknut, Ostanglen und Essex, Euen das nördliche Wessex, Lancashire, die neben einander gelegen benahe die eine und sicherlich die reichste Hälfte von England ausmachten und denen Harald sehr bald Hun-

tingdon und Cambridge, Euen Gloucester, Somerset, Oxford und Berks hinzugesetzt. Vier jüngere Söhne, Tothig, Guth, Leofwin und Wulfnoth, trugen nicht wenig bei, den Einfluß des Hauses zu erhöhen, unwiderstehlich sollte er werden durch des Königs Vermählung mit Godwin's Tochter Editha, welche eine der Verbindungen von Godwin's Verwendung zu Gunsten des Befenners war. Editha, wie selbstlich auch die Chroniken ihrer Familie sind, empfängt von ihnen nur Lob. Die Rose unter den Dornen, wie sie im Vergleich zu den Brüdern heißt, verband mit hoher Liebeswürdigkeit, Sanftmuth, Frömmigkeit, Großmuth eine ungemein seltene Bildung. Inguis erzählt von ihr, sie habe ihn, den Knaben, wenn er aus der Schule kam, häufig festgehalten, ihn seine Rection wiederholen lassen ihn, mit einigen Silberpfennigen beschenkt und ihn endlich in die Speisekammer geschickt. Sie wurde im J. 1043 getraut, nachdem der König ihr vorher mitgetheilt hatte, daß er durch ein Gelübde zur Euthalsamkeit verbunden sei. Das streng gehaltene Gelübde ließ Euthien niemals des Gemaltes Zutrauen geminnen. Auch seiner Mutter grüßte K. Edward. Sie betrachtete als ihr Eigenthum die in Winchester gehäuften Schätze. Die Reichthümlichkeit dieses Besizes konnte Eward um so weniger anerkennen, da Emma's Ansprüche auf einer Schenkung Kanut's beruhten, der in des Befenners Augen nur ein Usurpator war. Die drei größten Herren im Reiche, Godwin, Leofric und Eward, wurden beauftragt, in der Stille nach Winchester zu reiten, um der übermächtigen Königin die besetzten Gegenstände, Gold, Silber, Gewürze, mit Gewalt zu entreißen. Leofric, in dieser widerwärtigen Sendung Godwin's Kumpan, erscheint nicht selten als dessen Widersacher im Rathe. Diesem mag auch nicht wenig Sorge gemacht haben Euen's, seines ältesten Sohnes, unbandige Gemüthsart. Dieser kam aus Westmores zurück, siegreich und von Geiseln umgeben. Godwin, die Abküssen von Leominster (Hereford), erlösend, fußt er von rohem Gelüste sich ergreifen, gestätigt, hat er die Entscherte sich gethan. Nachträglich wollte er sie betrahen, aber solche verpönte Reue konnte den Frevel nicht fügen. Der geachtete Graf mußte aus dem Lande weichen, seine Grafschaft verließ der König Godwin's anderem Sohne Harald und dem Grafen Born, Bruder des Königs Euen von Dänemark. Bei diesem, seinem Vetter, suchte der Geachtete Zuflucht, dann wendete er sich mit einer guten Anzahl Schiffe nach Flandern, um das Gewerbe eines Seefahrers zu treiben. Dessen zuerst überdrüssig ~~schickte~~ er nach England zurück, um dem Könige seine Unterwürfigkeit zu bezeigen, wozu er sich Verzeihung verheißt wurde. Der Erfüllung des Versprechens widerstehen sich aus leicht begreiflichen Gründen sein Bruder Harald und der Vetter Born. Dieser, nachdem er von Wenigen begleitet, der Rhebe von Bosham, wo Euen's Schiffe ankerten, sich genähert hatte, wurde ergriffen, gefesselt und zu Schiffe nach Dartmouth gebracht und dort aus Euen's Befehl ermordet. Der Urheber dieser Unthat, abermals gedächet, entfloh nach Brügge, von wo er jedoch schon im

nächsten Jahre, 1049, zurückgerufen wurde. Fäthwahr ein auffallendes Zeugniß des grenzenlosen Einflusses des Hauses Godwin. Eine weitere Folge des Ereignisses war die Verbannung von Born's Bruder Eobert und aller seiner Anhänger, wodurch der Dänen Macht in England gänzlich gebrochen wurde. Dafür besaßen französische Normänner des Königs volle Gnuß, sie wurden nicht nur zu den einträglichsten Pfanden ernannt, sondern auch ihrer mehr mit bedeutenden Besetzungen begnadigt. Diese Verzeigung der Inligensrechte trug das Volk mit stilllichem Unwillen, welchen auszubuten die Godwin nicht versuchten. Den König, seinen Schwager, zu besuchen, war Graf Eustach von Boulogne mit stilllichem Gefolge herübergekommen. Als er heimkehrte, wurde bemerkt, daß er in des Erzbischofs von Canterbury, des Grafen Robert Hofe spazte, vielleicht mit diesem Anschläge, den Sachsen zum Nachtheile schmiedete, daß er auf seiner ferneren Reise nahe vor Dover, eine auch die Godwin's Burgen, den Harnisch anlegte, wie auch die Männer seines Gefolges thaten. In die Stadt einziehend, äußerten sie die Absicht, sich nach Ostindien Quartiere auszusuchen. Wegen des Mißbrauch des königlichen Berberzungsrechtes wußten die Bürger sich zu wehren, den Fremdlingen, die man als offenbare Feinde, als eine Landplage verabscheute, wollte Niemand sein Haus öffnen. Zwischen einem der Widerspenstigen und dem sich ihm aufringenden Gaste kam es zur Schlägerei; der Fremde verwundete den Hauseigenthümer, wurde aber zur Stunde von den Nachbarn erschlagen. Ohne Säumen flogen Eustach und seine Ritter zu Pferde und es fielen unter ihren Schwertern jener Hausmann aus seinem eigenen Herde und 20 andere, nicht ungerächt, denn der Franzosen blieben nicht weniger aus dem Plage, noch mehr wurden verwundet und nur mit Mühe retteten sich der Graf und wenige seiner Diener. Dieses vernehmend, entbrannte der König in heftigem Zorne. Er legte dem Grafen Godwin auf, in Dover selbst über die Strafbarkeit Bericht zu halten. Er war aber weit entfernt, eine That zu ahnden, die in allen Theilen Englands als ein Triumph der Rationalität gefeiert wurde, einigte sich vielmehr mit seinen Söhnen Euen und Harald, die Klagen des Volkes über die unverhältnißmässigen Fremdlinge vor den Reichthum zu Gloucester, den 8. Sept. 1051, zu bringen. Um der Bitte um so mehr Gewicht zu verschaffen, hatten die Herren zu Wyrethone und Langtree in Gloucestershire ein zahlreiches, wohlgerüstetes Gefolge um sich versammelt, was indeß den Königs Anhänger, Leofric, Eward, Rauff, veranlaßte, ebenfalls ihre Hausmacht, ihre Anhänger zu bewaffnen, so daß zwei schlagfertige Heere einander gegenüberstanden und kaum durch besorgte Vermittler ein blutiges Zusammentreffen abzuwenden war. Nachdem für den Augenblick die Ruhe hergestellt war, versuchte Godwin eine Rechtfertigung seines Beginns, mit welcher doch eine zu auffallende Forderung verbunden war. Er verlangte die Auslieferung des Grafen Eustach mit seinem Gefolge. K. Edward begnügte sich, beiden Parteien Geiseln abzufordern und eine zweite Tagfahrt anzuordnen. Als dem insolge Godwin und seine

Söhne mit ihren Thänen zu Southwark eintrafen, fanden sie den König von dem städtischen, süd- und nordwärts der Themse herangezogenen Heere umgeben, dazu wurde Harald von vielen seiner Begleiter, die sofort die Hofpartei verstärkten, verlassen. In solcher Lage wurde Euen von dem Witenagemot für geflohen erklärt, seinem Vater und seinem Bruder Harald Termin für ihre Rechtsfertigung angesetzt. Diese verlangten des Königs Geleit und Geiseln für ihre Eiderheit, entließen jedoch, nach des Königs Begehren, zu dessen Händen alle ihre Thane. Edward gestattete ihnen, mit zwölf Helfern vor seinem Rathe zu erscheinen, um die einzelnen Beschwerden untersuchen zu lassen und sicherte ihnen Frieden und Geleit zu; indem sie aber auf der das königliche Ansehen verlebendige Stellung von Geiseln bestanden, wurde ihnen, dem Vater und den Söhnen, auferlegt, binnen fünf Tagen England zu räumen. Dem Gebote sich fügend, eilte Godwin sammt Frau Gethen, seinen Söhnen Leofing, Euen und Guthth, auch Leofigs Frau Judith, die des Grafen Baluin V. von Flandern Tochter war, nach seinem Gute Bosham und Thorney Island in Sussex, von denen ein Schiff, in der Eile mit Gold, Silber und Kostbarkeiten, so viel es zu tragen vermochte, beladen, sie nach Flandern brachte. Graf Harald und sein jüngerer Bruder Leofwin stoben nach Westsal, wo sie eines für Euen ausgerüsteten und besetzten Schiffes sich bedienten, um Irland zu erreichen. Der König hatte sie verfolgen lassen, man konnte aber, oder wollte sie nicht einholen und sie brachten in jener Insel den folgenden Winter zu. Um ihren Sieg zu vervollständigen, bestimmten die französischen Rathgeber den König, sich von seiner Gemahlin zu trennen und sie, aller Ehren beraubt, der Abbat seiner Schwester im Kloster Werwell zu untergeben. Die Grafschaften Devonshire, Somerset, Dorset und Cornwallis wurden an Odha, Harald's Grafschaft Devonshire u. s. w. an Algar, den Sohn Leofric's, vertheilt. Indessen hatte die Verbannung der Godwine zu viele Interessen verletzt, um dauernd sein zu können, sie selbst zeigten nicht in den Anstrengungen für eine baldige Restauration. Harald und Leofwin, abermals zu Schiff gehend, im 3. 1052, griffen des Grafen Odha Gebiete an und erschlügen viele seiner Vasallen, die Wallissen unterstützten durch einen Einfall in Herefordshire der Brüder Operationen. Godwin selbst ging von der Mündung der Hfer aus unter Segel, den Küsten von Kent zukunend; hier fand er nur Freunde, die Schiffer von Hastings, die Männer von Sussex, Surrey, Essex, begeherten für ihn zu leben und zu sterben. Die zu seiner Abreise ausgerüstete königliche Flotte wurde durch Stürme in den Häfen festgehalten, bis aus Langeweile die Kapitane sich vertieften. Bei der Insel Portland trafen Godwin's und Harald's Armaden zusammen und vereinigt, aller Drien Verschärfungen an sich ziehend, richteten sie ihren Lauf der Themse, zuletzt der Stadt London zu. Dort lag der König mit seinen Großen und 50 Schiffen und zeigte wenig Lust, dem Begehren der Godwine um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand zu willfahren. Nur mit Mühe konnte God-

win sein über die Bögerrung ergrimmes Volk von dem Angriffe abhalten. Endlich am 14. Sept. 1052, beinahe ein Jahr nach seiner Verbannung, stellte Godwin seine Schiffe Angesichts von London auf, indessen seine Landungstruppen längs dem Strande heranzogen. Die Bürger von London begünstigten ihn, das königliche Heer zeigte sich abgeneigt, für die Fremdlinge gegen Landesknechte zu stehen. Es wurden Unterhandlungen angeknüpft, der König ließ, um den Frieden zu sichern, von beiden Seiten Geiseln stellen. Daß ihre Sache verloren war, erkannten die Franzosen, sie schickten über See, Godwin aber rechtfertigte sich und seine Söhne in Rücksicht der gegen sie erhobenen Beschuldigungen. Sie indessen erzielten ihre Besizungen zurück, die Königin wurde in ihre Rechte wieder eingesetzt. Euen war unterdessen, beimlehrend von einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, mittels deren er den Nord seines Vaters Beern zu säubern meinte, gestorben. Auch Godwin sollte den ihm bereiteten Triumph nicht lange überleben. Kränkend, wie sich gleich nach den Verhandlungen in London, 1052, ergab, hatte er seine Grafschaft verlassen, um am königlichen Hoflager der Osterfeier 1053 beizuwohnen. Hier wurde er am Ostermontage bei der Tafel von einem Schlagflusse getroffen und blutungslos von seinen Söhnen in ein Nebengemach getragen. Am Donnerstag war er eine Leiche. Normännische, dem Hause Godwin feindliche Schriftsteller erzählen, der Wunsch, bei dem Gelage mit dem einen Fuße strauchelnd, habe schnell mit dem anderen Beine sich ausgerichtet, was Godwin's Bemerkung veranlaßt: So hilst ein Bruder dem andern. Ja, habe der König erwidert, lebe Alfred noch, so könnte er mir helfen, solche Worte mit einem strengen Blicke auf Godwin begleitend. Dieser habe sich hierdurch aufgereizt gefühlt, seine Unschuld an Alfred's Ermordung zu beweisen. „Ein ich schuldig“, sprach er, „so möge dieser Bissen mir in der Kehle stecken bleiben“, und der Bissen wurde ihm alsbald tödlich. Die Erzählung scheint nur ein letzter Versuch der normännischen Partei zu sein, um sich an dem gestrigen Gegner zu rächen. Ihre Chroniken haben überhaupt mit klüglichen Fabeln den Grafen Godwin gemalt. Er ist ihnen ein Ungeheuer in Grausamkeit, Treulosigkeit, Ehrsucht. Allein ihre Glaubwürdigkeit wird durch die Betrachtung geschwächt, daß sie nach der Eroberung schrieben, da jede Lüge benutzt wurde, um die Engländer zu überzeugen, der Mann, welchen der Normann vom Throne stieß, sei wegen der eigenen und des Vaters Verbrechen demselben einzunehmen unwürdig gewesen. Ihren Schwärmungen kann die Lobrede von S. Edward's Biographen, dessen Arbeit der Königin Ethelva zugeeignet war, verglichen werden. Diesem nach war der große Graf ein Vater des Volkes und die Stütze der Nation. Den Friedfertigen und Lugendhaften gütig, war er großmüthig und verständlich; die Unruhigen, die Jägerlosen bingegen pitterten ob seiner löwenartigen Haltung und der Strenge seiner Gerechtigkeit. Die Engländer beklagten seinen Tod als ein Unglück für die Nation und setzten ihre einzige Hoffnung in seinen Sohn Harald, der nicht minder die Tugenden des Vaters als dessen Ehren-

stellen gerbt hatte. Die Wahrheit liegt vermutlich zwischen den übertriebenen Lobeserhebungen der Einen und den rüchthelosen Schmähungen der Andern. Godwin's ältester Sohn Harald erhielt die von dem Vater besessene Grafschaft Wessex, mußte dagegen Dänegeln an des Grafen Leofric Sohn Aelfgar überlassen, hingegen erhielt sein Bruder Tofig die durch das Aelchen Edward's, des Ueberwinders von Macbeth, ererbte Grafschaft Northumberland. Ganz eigentlich schien Harald berufen, das Werk seines Vaters fortzusetzen, sowohl durch seine angenehme Persönlichkeit als durch Erfolge im Felde. Den Wallissen, die bis zu den Thoren von Gloucester vorgedrungen waren, brachte er vollständige Niederlage bei; das Haupt ihres Anführers Hrois, Bruder des Königs Griffrich, ließ er über dem westlichen Thore jener Stadt aufsteden, 1065. Einem zweiten Angriff derselben Feinde mußte Harald, dem für jetzt die Gesamtmacht des Königreichs anvertraut war, im Herbst desselben Jahres zurückweisen. Mit den Wallissen vereint soll jetzt Leofric's Sohn Aelfgar, der durch Harald's Untreue verdächtigt geworden war, in Irland Zuflucht gesucht habe und jetzt seiner Verbündeten Fortschritte mächtig beförderte. Harald trieb sie in ihre Berge zurück und erzwang einen Frieden, durch welchen jedoch Aelfgar seine Besitzungen zurückerhielt. Aber schon im folgenden Jahre 1066 befiel, erschüttern die Wallissen bei Glashöbury den frizerischen Bischof Leofgar von Hereford, und Harald, nicht fattfam gestärkt, um solche Verwegenheit zu züchtigen, suchte und erhielt Frieden, der ihm um so erwünschter war, da das bevorstehende Ableben des mächtigen Grafen Leofric von Mercia weitsehende Veränderungen nach sich ziehen mußte. Des Vaters Nachfolger in der Grafschaft wurde sein Sohn Aelfgar, das von diesem zeitlich besessene Ost-angeln wurde getheilt, Suffolk namentlich an Harald's Bruder Guth gegeben. Diese Bestimmung und die Erledigung der von Harald's und Aelfgar's Gebieten bezogenen Grafschaft Hersford mögen die Streitigkeiten veranlaßt haben, welche Aelfgar's zweite Verbannung im J. 1068 nach sich zogen. Der Handel wurde jedoch jetzt verglichen, und es trat ein Ruhepunkt ein, welchen Graf Tofig in einer Wallfahrt nach Rom, 1061, benutzte, auf welcher seine Gemahlin ihn begleitete. Aelfgar's Tod und eine neue Fehde Harald's mit Griffrich von Wales, dem Schwiegerohne von Aelfgar, scheinen verwandte Ereignisse zu sein. Harald hatte sich überzeugt, daß seine bisherige Kriegsmannier niemals zu einem dauerhaften Frieden mit dem leichtbeweglichen, jähden, durch Schluchten und dicke Wälder gesicherten Bergvolke führen werde. Den Krieg, durch die Wallissen zu Anfang des Jahres 1063 erneuert, beschloß er in das Herz ihres Landes zu tragen. Zu dem Ende mußten seine Truppen sich an die dürftige Nahrung der Wallissen gewöhnen, leichte Waffen, Helme und Schilde von gebranntem Leder anlegen. Im tiefsten Winter wurden sie zu einem unerwarteten Angriffe auf Griffrich's Gebiete geführt; dieser entschlüpfte kaum, aber seine Häuser, seine Schiffe gingen in den Flammen auf. Mit dem Beginne des Sommers drang Tofig mit seinen Kessgen

vom Norden her in Wales ein, während Harald im Süden, den Kanal von Bristol durchschiffend, die Küsten des Landes heimsuchte, dann, stets zu Fuß, das Innere nach allen Richtungen durchzog. Die höchsten Berge, verwaschene Wäldungen schützten die Eingebornen nicht mehr gegen eine planmäßige Verfolgung. Wo sie Widerstand leisteten, wurde er befehigt, aller Orten erhoben sich Steinspyramiden mit der Inschrift: Hier siegte Harald. Ueberwältigt und entmutigt, baten die Wallissen um Gnade, Griffrich fiel 1064 unter den Streichen seiner Unterthanen, die das blutige Haupt als das Pfand ihrer Unterwerfung dem Sieger überbrachten. Zwei Halbbrüder Griffrich's wurden mit seiner Herrschaft von A. Edward befehigt, dem sie Treue schworen, und nicht minder dem Grafen Harald. Für eine lange Folge von Jahren war des Volkes Kraft gebrochen. Um so eher mochte Harald die Kesse nach der Normandie antreten, wo er von Herzog Wilhelm die Freigebung seines Bruders Wulfnath, seines Neffen Haco, Euen's Sohn, zu erhalten hoffte. Diese hatte Godwin als Geschenk dem A. Edward überliefert, dieser zu größerer Sicherheit und als Gewährleistung für seine Erben dem Herzoge der Normandie anvertraut; A. Edward soll ihn daneben beauftragt haben, diesem Herzoge die Verleibung zu bringen, daß er zum Erben der englischen Krone bestimmt sei. Dies behaupten die Normänner von Harald selbst vernommen zu haben, als er durch Sturm an die Küste von Poitou getrieben, von dem Herrn des Landes, von Guido von Abbeville, in Anwendung des Strandrechts, in den Thurm von Beaurain geworfen, durch Herzog Wilhelm's kräftige Verwendung befreit oder losgelassen und von demselben ehrenvoll aufgenommen war. Er fand aber bald Veranlassung, sich in das Verließ von Beaurain zurückzuwenden. Mit Ehrenbezeugungen überhäuft, war er in der That ein Gefangener, und demnach nicht im Stande, den ihm gemachten Zurechnungen sich zu entziehen. Es wurde verlangt, daß er sich verpflichte, des Herzogs Candidatur um den englischen Thron zu unterstützen, demselben selbst zehn verschiedene Burgen einzuräumen, daß er seine Schwöcher einem Normanne, sich selbst mit des Herzogs Tochter Adella verlobte, wogegen sein Neffe Haco sofort, sein Bruder Wulfnath bei Wilhelm's Thronbefugung freigeben, auch einer Nachritzt zufolge die Hälfte von England die Aussteuer der Prinzessin Adella sein sollte. Harald versprach, was man von ihm verlangte. Noch nicht befriedigt, forderte Wilhelm seine Ritterschaft nach Bannockle, auf daß in dieser Versammlung Harald die übernommenen Verpflichtungen durch einen Eid bekräftige. Als der Eid auf einen Heiligenstein gesprochen war, wurde die dem Schrein aufgelegte Decke weggenommen, und die darunter geborenen Reliquien vorgelegt, ermahnte Wilhelm seinen Gast, ein durch diese feierliche Anrufung bekräftigtes Versprechen gewissenhaft zu erfüllen. Der Sachse, von Entsetzen ergriffen, beruhigte sich jedoch und wiederholte seine Zusage. Er begleitete den Herzog in einem Feldzuge gegen die Bretagne und erwarb sich durch Tapferkeit, Eifer und vollendete Ritterschaft die Bewunderung der

Normänner. Mit kriegerischen Ehren und Geschenken überhäuft, kehrte er nach England zurück. Hier hatte sein Bruder Tostig ihm neue Verordnungen bereitet. An sich von den Northumbriern wenig angezogen, erhob dieser eine widerrechtliche Steuer zur Unterhaltung seiner Hirsmannen oder Huscarle und zur Bekräftigung der durch die Ausdehnung seiner Herrschaft und die stürklichen Verbindungen gesteigerten Ausgaben: „er hatte mit der Raubjagd eines Despoten und der Grausamkeit eines Barbaren regiert“ in seinem Palaste zu York die Thane Ganel und Ulf ermorden lassen, und das nämliche Schicksal ward auf sein Ansuchen von seiner Schwester, der Königin Editha, dem Godspatric, einem northumbriischen Edelherren vom ersten Range, bereitet. Die ganze Provinz gerieth in Aufruhr: in den ersten Tagen des Octobers 1065 wurde York von den Insurgenten überfallen. Tostig floh, seine Schätze, sein Zeughaus wurden geplündert, seine Hausruppen niedergemetzelt. Das Mitemgebot sämmtlicher Thane der Landschaft York verbannte den Tostig mit allen seinen verderblichen Rathgebern und übertrug das Grafenamt an Norcar, Aelfgar's Sohn, der, um allenfalls auch gegen den Willen des Königs darin sich zu behaupten, das Aufgebot der Provinz nach Lincoln, Derby, Nottingham bis Northampton vorrücken ließ. Hier vereinigten sich mit ihm sein Bruder Edwin und die gewöhnlichen Verbündeten des Hauses Godwin, viele Wälfen. Zu Eborac stellte Harald sich ihm entgegen, jedoch nur, um die Sache seines Bruders aufzugeben und zu versprechen, daß der König die Wahl des Grafen Norcar bestätigen werde. Tostig's schwacher Versuch, das Verlorrene mit Waffengewalt wieder zu gewinnen, wurde sehr bald vereitelt; er flüchtete sammt seiner Gemahlin nach Brügge und von da nach St. Dmer. „Wenn Harald bei dieser Gelegenheit der Sache seines Bruders ungetreu zu werden schien, so mögen wir seine Mäßigung nicht allein der furchtbaren Haltung der Insurgenten, sondern auch einer klugen Berücksichtigung seines eigenen Vortheils beimesen. Der König näherte sich mit schnellen Schritten dem Grabe und die Pläne des Grafen erzielten dessen Anwesenheit zu London, einen Zeitpunkt der Ruhe und den guten Willen des Volkes.“ Er kehrte am 30. Nov. 1065 in die Hauptstadt zurück, am 5. Jan. 1066 starb R. Eduard; auf seinem Sterbebette hatte er, auf Ansuchen seiner Wärfone, den Bruder der Königin zu seinem Nachfolger ernannt, eine Bestimmung, welche er für die dem Reiche untrüglich halten durfte, da durch Tostig's Entfernung und Harald's zweite Vermählung mit Aelfgar's Tochter Editha, der Witwe Griffith's, das Interesse dieses Grafen mit den beiden andern mächtigsten Landesherrn enge verknüpft war. Was eigentlich nur des sterbenden Königs Wunsch gewesen, wurde sofort durch die in großer Anzahl versammelten Großen bestätigt, sie wählten zu ihrem Könige Godwin's Sohn Harald, einige wenige stimmten doch für den Erbbischof Edgar, der statt der Krone die Grafenschaft Eborac erhielt. Harald, als König anerkannt, entsaltete alsobald die Eigenschaften, welche einer großen Provinz ihn so werth gemacht hat; strenge Gerech-

tigkeitspflege, Einführung besserer Befehle, Sicherheit der Landstraßen, eifrige Sorge für die Herstellung des Kriegswesens, Schutz und Begünstigung der Christlichkeit, alles dieses wurde von dem für sein hohes Amt lange schon vorbereiteten Könige erwartet, versehen, eingeleitet. Ueber seinen Beruf zu regieren, die Kraft, mit welcher er seine Talente entwickelte, ist selbst unter seinen Gegnern, welche so viel Ungünstiges ihm anzuhängen bemüht waren, doch nur eine günstige Stimme. Im Norden ergab sich anfänglich eine von Tostig's Anhängern ausgehende Abneigung, doch Harald's Auftreten in York, für welche Reise der Bischof Wulfstan von Worcester sein Begleiter war, bewirkte eine durchaus veränderte, befriedigende Stimmung. Tostig mag sich mit dem Herzoge der Normandie, seinem Schwager, dem Grafen Balduin von Flandern, seinem Schwiegersohn, verbunden haben, um für seine Ansprüche Unterstützung zu erhalten; wahrscheinlicher aber ist es doch, daß er für eigene Rechnung den Angriff auf England vorzunehmen beschloß. Im April erschien er mit einer ausnehmenden Flotte, worauf viele Flammänder waren, Angesichts der Insel Wight, wo er Geld und Proviant raubte, dann wendete er sich nach Sandwich, wo er in gleicher Weise verfuhr, daneben Matrosen presste. Vernehmend, daß auch der Herzog der Normandie eine Landung beabsichtige, hatte Harald ein Heer aufgeboten, zahlreicher als man je in England gesehen; mit einem solchen es auszuweichen vermochte Tostig nicht, er räumte Sandwich in Eile, sodas Harald dort sein Hauptquartier nehmen und seine Flotte versammeln konnte. Von der Insel Wight aus beobachtete der König die Kämpfe in der Normandie, während seine Truppen die Küsten hüteten, bis der Abgang der Lebensmittel ihn nöthigte, am 8. Sept. 1066 sein Volk zu beurtheilen. Er begab sich nach London, seine Flotte, ebenfalls nach der Wundung der Themse bestimmt, wurde großentheils durch Stürme vernichtet. Tostig, nachdem er an der Insel Thanet eine Niederlage erlitten, war mit 60 Schiffen zur Wundung des Humber gefegelt und vernichtete die Landschaft Lindsey, von wo ihn aber die Grafen Edwin und Norcar vertrieben. Von seinen Seeräubern verlassen, wendete er sich mit zwölf ihm gebliebenen Schiffen nach Schottland, sodas der König ihn den Sommer hindurch ernährte. Er suchte, doch vergeblich, den König der Dänen gegen England zu bewaffnen. Besser gelang ihm dies bei R. Harald Godfraba von Norwegen. Tostig scheint sich hier als Godwin's ältester Sohn, als der eigentliche Thronerbe gegeben zu haben. Dem norwegischen Könige verließ er die Hälfte von England. Eine Flotte von 200 Segeln, in Norwegen ausgerüstet, traf an der Küste von Schottland mit Tostig's Schiffen und dem Geschwader seiner Verbündeten, Paul und Geling, die Grafen der Orkaden, zusammen. Zu Anfangs Septembers wurde bei Eboracordun gelandet und die Stadt, um den hartnäckigen Widerstand der Bürger zu bestrafen, verbrannt. Derselben Monat am 20. Sept. der Ueberfall des Lagers der Grafen Edwin und Norcar bei Hulsford unweit York. Sie erlitten vollständige Niederlage. Nicht nur unzählige Kain, auch viele

Geistliche, deren Gefinnung für Harald, wie jene ihres Erzbischofs, fanden hier den Tod. Schon befand sich der König im Anmarsche. Gleich nach jenem Unfälle erreichte er Tadcaster, indeß seine Flotte in der Mündung des Humber ankerte. Tostig und der König von Norwegen hatten Vork verlassen, um sich nach dem 1/2 geograph. Meile von da am Truwent gelegenen Stamfordbrücke zu wenden. Dort wurden sie am 25. Sept. durch den Anzug der Engländer so vollständig überrascht, daß Tostig in den aufsteigenden Staubwolken die Annäherung der ihm verhassten Verpfändungen zu erkennen glaubte. Den Irthum einsehend, rief er, schnell den Schiffen zuzueilen, damit die bei denlebenden gebliebenen Heeresabtheilung herangezogen werden könne. Hardrada beschränkte sich auf die Abwendung von drei Reitern, um die Zurückgebliebenen zur Stelle zu fordern, ließ sein Banner Landeuda aufrichten und um dasselbe durch sein Fußvolk einen Halbmond bilden; Schild an Schild, die Spitze vor sich in die Erde und dem Feinde entgegengetrebt, sollte diese Infanterie den Angriff der feindlichen Reiterei abwehren, während die Bogenschützen die am meisten bedrohten Punkte vertheidigen würden. Harald, mit den dichten Massen der Engländer vordrängend, bemerzte einen feindlichen Führer, der in hellblauem Mantel, mit glänzendem Helme, die Schlachtlinie aufsuchte. Im nämlichen Augenblicke stürzte der Rappe mit seinem Reiter, „Wer ist,“ fragte Harald, „jener Riese, den sein Gaul niederwarf?“ und als er vernommen, daß sein königlicher Gegner zu Fall gekommen, rief Harald, seinen Scharen vernehmbar: „ein statlicher Mann, aber ihr sehet, das Glück hat ihn verlassen!“ Tostig's Banner wehte auf dem andern Hügel. Zu diesem ritt hin ein Fähnlein englischer Thingemanne oder Huscarle, alle 20, gleich ihren Rossen, in Eisen gehüllt. Einer fragte nach Tostig, dem eine Botschaft von seinem Bruder zu hinterbringen sei. „Hier ist er,“ entgegnete der Graf selbst. „Harald der König,“ hob der Reine an, „entsendet dir seinen Gruß und frohe Botschaft: Frieden und ganz Northumbrien bietet er dir, ja um in die einen Bundesgenossen und Freund zu gewinnen, ist das Drittel von England ihm sein zu hoher Preis.“ Tostig beklagte, diesen Vorschlag nicht früher, bevor das viele Blut vergossen, vernommen zu haben, fragte zugleich, welcher Ertrag dem Harald Hardrada für seine Anstrengung werden sollte. „Von England's Boden sieben Fuß, oder so viel mehr, als seine Länge die gewöhnlicher Menschen überträgt,“ lautete des Geharnischten Antwort. Darauf entgegnete der Graf: „So rittet ritt und laßt einen Herrn zum Strauß sich rufen, denn nimmer sollen die Normänner hören, daß Graf Tostig ihren König in Feindes Land verlassen habe. Gemeinlich wollen wir England erobern oder mit Ehren sterben.“ Hardrada vernahm, daß jener Vorkführer mittler Größe, dessen felsen Eiz zu Gaul er, der abgeworfene Reiter, besonders bemerkt, der König von England selbst gewesen sei, tadelte die unzeitige Großmuth Tostig's, welcher die wichtige Beute freilassen ließ. Tostig bezeugte, daß er lieber das eigene Leben geopfert hätte, als den Friedensboten anzunehmen.

Die Angriffe der englischen Reiterei wurden durch die Spectre der Normänner zurückgewiesen, sie begann zu weichen. Die Normänner, um ihren Sieg durch Verfolgung des Feindes zu vervollständigen, brachen ihre Ordnung, was die Vereinigten den häufigen Angriffen der sich ermannenden Engländer aussetzte. Der König der Norweger, Wunder der Tapferkeit verrichtend, wurde von einem Pfeile am Halse getroffen, so daß er zur Stunde des Todes war. Seinen Platz neben dem Landeuda nahm Tostig ein; den zweiten, ihm und den Normännern gemachten Friedensantrag wies er zurück, das Gesicht wieder aufnehmend, hard auch er als ein Held. Entschieden saßen für die Engländer der Sieg, als Gostin Derr, den Kiebling Hardrada's, von der Flotte her mit frischen Streiträufen eintraf und ein drittes Treffen begann. Der unerschütterliche Muth eines Norwegers hielt die vordringenden Engländer lange auf, 40 derselben hat er mit der Streitart erschlagen, bis ein Engländer, mit seinem Boote unter die von dem Hünen vertheidigte Brücke schlüpfend, ihm von dem niedrigen Standpunkte aus eine tödtliche Wunde beibrachte. Sein Fall wurde entscheidend: der Abend fand die Engländer als Sieger. Alle Anführer der Norweger, auch ein König aus Irland, waren gefallen. Dav, der Sohn des norwegischen Königs, der ihn begleitende Bischof, Pauli der Draden Graf, wurden verschont; der Sieger ließ sie nach gegebenen Geißeln und abgelegten Eiden mit den Ueberresten ihres Heeres auf 21 Schiffen heimkehren. Die Beute war sehr bedeutend: darunter soll eine große Masse Goldes, welche Hardrada aus seinen Kriegszügen im Osten heimgebracht, gewesen sein. Diese hat Harald sich vorbehalten, damit aber viele seiner Anhänger ungelohnt gemacht, sie entfremdet zu einer Zeit, da er seiner Abhänglichkeit am meisten bedurfte. Wilhelm, der Herzog der Normandie, war zeitlich eifrig beschäftigt gewesen mit den Rüstungen, welche seine Absicht, das seinem Bedürfnis nach auf ihn reichthümlich vererbte Nachbarrich zu erobern, erforderte. Er hatte nun eben damit den Anfang gemacht, als er durch eine Gesandtschaft von Harald die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen fordern ließ. Eine derselben, die Vermählung mit Adelsia, Tochter des Herzogs, war durch den Tod der Jungfrau erlöhigt. Ablebnenden Beiside vernehmend, drohte die Eheschwertschaft mit Krieg und der Drohung folgte die Austreibung aller noch in England gebliebenen-französischen Normänner. Harald feierte zu Vork den Sieg über Tostig und die Norweger, als ein Ritter, der Tag und Nacht hindurch von Hastings hergeritten kam und die Meldung brachte von der am 29. Sept. 1066 erfolgten Ranzung Wilhelm's mit einem Heere von 80,000 Mann. Ungestümt eilte der König nach London, die Soldner mit sich führend, schon war die Landwehr angeboten. Die bedurfte aber Zeit, sich zu rüsten, Northumbria konnte nicht ganz von Volk entblüht werden. Harald's Schwager, Erwin und Morcar, blieben zurück und mögen mit Andern abschließend einem Kampfe fern geblieben sein, dessen Veranlassung sie gleich der königlichen Wäner. Harald's Schwerster, misbilligten, dessen Erfolge sie misrauten.

und dessen für Harald günstiges Ergebnis sie vielleicht nicht wünschten. Es scheint daher an den 100,000 Mann, welchen zu begeben die Normänner erwarteten, viel gesagt zu haben, jedoch um so würdiger die Festigkeit war, in welcher Harald den jetzt gestellten Antrag zurückwies, daß er die Krone an den Herzog abtreten, alles Land im Norden des Humberd behalten solle, während sein Bruder Guth die von Harald vor seiner Thronbesteigung besessenen Gebiete erhalten sollte; nicht minder wies der König den Vorschlag eines Zweikampfes mit Wilhelm, oder ein Compromiß auf den Papst zurück, den Zweikampf vielleicht in dem nicht eingeordneten Bewußtsein des unbefonnenen oder trügerisch gegebenen und gebrochenen Wortes ein Gottesurtheil fürchtend. Selbst Guth war von solcher Besorgniß ergriffen, und bat den Bruder, die den Kampf aussetzen zu lassen, welche den Normännern gegenüber aller Verschuldung und Schuld frei seien, er wolle für ihn stehen oder aber fallen, wo dann Harald immer noch übrig sei, ihn zu rächen und das Glüd des Kampfes zu versuchen. Bevor es dazu gekommen, fertigte Harald einen Brief an den Herzog ab, diesem seine Ansicht von dem Streite mitzutheilen. Der König hatte Wilhelm's Sendboten zornig und schände aufgenommen, sogar, wie gesagt wird, mißhandelt; Wilhelm vernahm in Ruhe die Botschaft, welche alles Recht zu England, das er aus K. Edward's Schenkung herleitete, ihm abtugnete, und dagegen für Harald's Recht des verstorbenen Königs letzten Willen anführte. Vermächtnisse der Sterbenden anzuerkennen, hieß es, sei von jeher in England ein Grundgesetz gewesen. Diese Behauptung wußte der Herzog nicht zu widerlegen, aber er ließ sich auf die frühere, von dem Erzbischofe Stigand und den Grafen Godwin, Leofric und Eward irdlich bekräftigte Schenkung, die freilich schwer zu widerlegen, aber noch schwerer zu beweisen war, da drei der Zeugen schon längst, Eward vor der Heimkehr des Kettheling Edgar, gestorben waren. Eine Ausgleichung konnte unter solchen Umständen nicht stattfinden. Die Normänner batten sich unterdessen des Hastings verschant und verheerten die Umgegend dergestalt, daß sie nach 20 Jahren noch wüste und öde lag. Die Abweisung von solchem Treiben bekräftigte Harald's Schritte; am 13. Oct. traf er bei seinem in Eilmarsham herangezogenen, durch Hilfs- truppen aus Dänemark verstärkten Heere ein und fand solches auf den Hügeln unweit Hastings gelagert. Noch war kaum die Hälfte des durch alle Grauschaften eingeforderten Aufgebots vereinigt und die Dänen erklärten, nicht gegen Herzog Wilhelm stehen zu wollen. Dies auszuweichen, dachte Harald die Feinde in der Nacht oder bei Tagesanbruch zu überfallen. Sachsen und Söldner thaten sich gütlich bei Speise und Trank; man hörte die ganze Nacht hindurch ihr Jubeln, ihre Trisprüche. Dies mag für Wilhelm eine Mahnung geworden sein von der ihm zugeachteten Ueberrumpfung. In Eile ordnete er seine Scharen, die zumal durch Reiter und Bogenschützen, nicht minder durch Rüstung und Uebung den Sachsen bedeutend überlegen waren. Diese waren größtentheils mit Streitärten bewaffnet, die in ihren Händen

fürchterlich waren, doch führten viele nur Kolben, eiserne Furchen, Schleudern und Knäppl. Auf vortheilhafter Höhe in felsförmiger Schlachordnung enge zusammengebrängt, hatten sie mit ihren Schilden und Palisaden gleich als mit einer Mauer sich umgürtet; das Reichsbanner, des Königs und seiner Brüder Personen waren den Baronen und den Bürgern von London anvertraut, die Ketter standen, wie sie es hergebracht, vor der eigentlichen Schlachordnung, um die ersten Hiebe zu wehren. Die Normänner drängten vorwärts, in fester Haltung erwartete ihrer Harald, doch als ihre Massen, besonders die Reiterfähren, sich entwickelten, hätte ihn beinahe seine Fassung verlassen; einer solchen Macht zu begegnen war er nicht vorbereitet, zumal ein trüglider Brief des Grafen von Flandern die furchtbaren Reitergeschwader nicht ahnen ließ. Die Schlacht zu versagen, war es indeß zu spät; hell und freudig tönte, an Gott und Gotteslohn gerichtet, der Sachsen Schlachtruf: Halig rode, halig cruce, mächtig Gdöl von den Hügeln hallten wieder Trompeten, Zinken und Hörner, und es entspann sich auf drei Punkten das Gefecht, welches einleitete der Hieb, von Lanze geführt und einen sächsischen Bannerträger fällend. Ob der süßen That sturzen die Sachsen, doch bald sich ermannend, warfen sie den Angriff der Feinde mutbig zurück; das Aufwühl wurde arg mitgenommen, viele der normannischen Reiter stürzten in einen verbeden Graben. Der ganze linke Flügel, die erste feindliche Division, Bretagner und Söldner, warf sich in die Flucht, und so that die dritte, der Kern des Heeres, von Wilhelm selbst angeführt. Er verschwand in dem Getümmel, man sagte ihn todt, das ganze Heer begann zu schwanken, als der Herzog, den Helm in der Hand, die Linie entlang sprengte mit dem Rufe: „Ich lebe und werde mit Gottes Hilfe siegen.“ Die eben noch im Fliehen begriffen waren, wendeten sich gegen die vermeintlichen Sieger, die im nämlichen Augenblicke durch eine Schwenkung, welche der Herzog seine zweite Division vornehmen ließ, von der Seite gefaßt wurden und so eingeengt, schweren Verlust erlitten. Seine Anführer verdroppelnd, bestürmte der Herzog der Sachsen Centrum, das stand dicht, unabweiglich wie der Felsen in den Bogen; wenn auch einmal die Schlachtlinie durchbrochen schien, so war die Lücke sogleich durch die Hintermänner ausgefüllt. Jetzt endlich, um 3 Uhr Nachmittags, überlegte sich Wilhelm, daß in solcher Weise die eiserne Mauer der Sachsen zu brechen unmöglich war; der schon einmal mit Erfolg angewendeten Latinit sich erinnernd, gebot er eine rückgängige Bewegung. Mit unbedingtem Siegesglaube brachen die Sachsen ihre Glieder, um in kleinen Abtheilungen von ihrem erhöhten Standpunkte sich hinab in die Ebene zu ergießen und den scheinbar fliehenden Feind köhnend zu verfolgen. Wölflieh erscholl der Ruf der normannischen Hörner, die Feinde wendeten sich, ihre Reigen stelen den vereinigten Sachsen in den Rücken und richteten ein Blutbad ohne Gleichen an. Aber stolz wogte noch des Königs reichs Banner, um welches der Kern des Heeres unter siegt steht, während Harald durch Wort und Beispiel

die Seinigen ermunterte und würdig der bestrittenen Krone sich zeigte. Seine Brüder, Guth und Eoswin, waren gefallen, doch dachte, so lange er bei Leben war, nicht einer an die Möglichkeit, vom Schicksale zu weichen. Da traf kurz vor Sonnenuntergang ein blinlings abgeschossener Pfeil den König ins Auge. Er stürzte augenblicklich, sein Banner wurde gestülpt, welches zu gewinnen 20 edle Normänner sich verbündet hatten, und der entscheidende Sieg war den Normännern geworden, die Blüthe des sächsischen Volkes gefallen. Wilhelm der Eroberer ertheilte zwei Mönchen von Baltham, welche zuletzt um den erkrankten König gewesen waren, den Auftrag, den Leichnam zu suchen. Unvermögend, ihn auf dem greulichen Blafsfelde aufzufinden, ließen sie Harald's Geliebte Editha „mit dem Schwannennaden“ um ihre Begleitung bitten, und Editha erkannte die theuern Züge. Harald's Mutter Editha bot dem Herzoge für die Leiche deren Gewicht in reinem Golde; dies wies der Herzog zurück, da dem, welcher so vieler Menschen Glend durch seinen Treubruch veranlaßt, kein Ehrengedächtniß werden dürfte. Er besaß vielmehr, den Monarchen, welcher lebend so treulich das Ufer hütete, in dessen Sand zu begraben. Nach späteren Nachrichten haben die Mönche von Baltham, Harald's Stiftung, die Leiche eingelöst oder heimlich aus der ungeweihten Stätte erhoben und in ihrer Kirche beigesetzt. Harald hinterließ aus einer früheren, wie es scheint rechtmäßigen, Ehe die Söhne Godwin, Edmund und Magnus, dann die Töchter Editha und Gunhilde. Ein vierter Sohn, Ilf, könnte das Kind der Editha gewesen sein. Die Söhne flohen nach Irland, Editha zu ihrem Vetter Euen von Dänemark; sie hat den Großfürsten zu Kiew, Wladimir II. Monomach, geheirathet. Godwin, Edmund und Magnus, die bei R. Dermot von Leinster eine Schutzstätte gefunden hatten, versuchten im J. 1068 eine Landung in Somerset, scheiterten aber an dem Widerstande der Stadt Bristol und in Folge der feigen Unterwerfung des Grafen Edwin und Morcar. Zwei Brüder versuchten nochmals ihr Glück nach Johanni 1069. Mit 64 Schiffen legten sie an der Mündung des Lavy an und von Laryphol zogen sie nach Exeter. Sie wurden jedoch durch die von Brian von Bretagne ihnen beigebrachte Niederlage genöthigt, nach Irland zu fliehen und verschwinden aus der Geschichte. Des Königs Harald Mutter Editha, nachdem sie von dem Felsen Sleep-holm in dem Kanale von Bristol längere Zeit die Ankunft einer von Irland verheißenen Expedition abgewartet hatte, starb, wie es scheint, zu St. Omer. Von allen ihren Söhnen überlebten sie einzig Wulfnoth und Helsing, dieser zu Rheims, jener zu Salisbury Mönch.

(v. Strömberg.)

GODWIN (Franz), mitunter auch Goodwin geschrieben, war im J. 1561 zu Hannington in Northamptonshire geboren. Sein Vater, Thomas Godwin, war Bischof von Bath und Wells. Dem Christ-College in Oxford verbandte Godwin seine wissenschaftliche Bildung. Im J. 1584 ward er dort Magister (Master of the free arts). Zu seinem Studium wählte er die Theologie. Als Baccalaureus erhielt er mehrere Pfründen. Er ward

Pfarrer zu Samford-Dreais in Somersetshire, Kanonicus zu Wells und Unterdechant zu Exeter. Im J. 1595 erlangte er den Grad eines Doctors der Theologie. Sechs Jahre später (1601) ward er von der Königin Elisabeth zum Bischofe von Bath ernannt, mit Verbeihaltung einer seiner frühern Pfründen. Jacob I., der ihn seiner Gelehrsamkeit und seiner mannichfachen Verdienste wegen sehr schätzte, erhob ihn 1617 zum Bischofe von Hereford. Diese Stelle bekleidete er bis zu seinem Tode. Er starb zu Ende des Aprils 1633 zu Whitbury, einem zum Bisthume von Hereford gehörenden Schlosse, im 72. Lebensjahre. Godwin besaß nicht bloß sehr gründliche Kenntnisse in der Theologie und Philosophie, er war auch in den schönen Wissenschaften bewandert. Historische Studien hatten für ihn ein besonderes Interesse und die Kirchengeschichte Englands war geraume Zeit ein Gegenstand seiner Forschungen. Die früher erwähnte Ernennung zum Bischofe von Bath veranlaßt Godwin einem von ihm in englischer Sprache herausgegebenen „Verzeichniß der Bischöfe Englands seit der Stiftung der christlichen Kirche auf dieser Insel, nebst einer Nachricht von ihrem Leben.“ Dies Werk erschien zu London 1611 in Quart und in einer neuen Ausgabe ebenda. 1615. 4. Die letztere war vermehrt durch zwei Abhandlungen: „Ueber die erste Bekehrung Englands zum Christenthume,“ und: „Von den Engländern, die Cardinale gewesen oder wenigstens von englischen Schriftstellern dafür gehalten werden.“ Von dieser Ausgabe veranstaltete Godwin eine lateinische Uebersetzung unter dem Titel: De Praesulibus Angliae commentarius. (Londini 1616. 4.) Zu dieser Ausgabe fügte Godwin später einen Appendix ad Commentarium de Praesulibus Angliae. (Londini 1621. 4.) Das wichtigste unter seinen Werken waren seine Annales rerum Anglicarum, aus Henrico VIII., Eduardo VI. et Maria gestarum. (Lond. 1616. fol., auch in einer Quartausgabe gedruckt ebenda. 1630.) Diese in historischer Hinsicht schätzbaren Jahrbücher wurden von seinem Sohne Morgan Godwin 1630 ins Englische überetzt. Zu Paris erschien auch 1647 eine französische Uebersetzung dieses Werkes von de Seligny *).

(Heinrich Döring.)

GODWIN (oder Goodwin), Ignaz, englischer Jesuit, im J. 1602 in Somersetshire geboren; trat im J. 1624 in den Jesuitenorden und arbeitete 30 Jahre in den Missionen von England und Holland; auch lehrte er einige Zeit hindurch die Metaphysik und die Polemik zu Eülich und starb am 26. Nov. 1667 zu London. Sein Handbuch der Polemik (Lapis Lydius Controversiarum modernarum Catholicos inter et Aetholicos; quo ex verbo Dei scripto in trecentis et amplius punctis liquet Catholicos ad amicum illud sequi, Aetholicos vero e diametro ei repugnare; in usum Concionatorum, Professorum et omnium, quibus incumbit cum Haereticis, Schismaticis, Judaicis, Politicis etc. Leodii 1656. 24.) fand bei seinen

*) Vergl. *Chauvigné, Dictionnaire historique; Nicéron, Mémoires etc.* Tom. XVI. p. 256 seqq. *Saur's Ruess histor. biograph. literarische Handwörterbuch.* 2. Bd. S. 466 fg.

Zeugenossen großen Beifall und wurde von diesen häufig benutzt; ohne Bedeutung ist dagegen sein ascetisches Buchlein: *Pia exercitatio Divini Amoris* (Leodii 1656. 12^e *). (Ph. H. Kälb.)

GODWIN (Mary), geborene Woolstoncraft, die Tochter eines Gutsbesizers unweit London, geb. am 27. April 1759, zeigte in früher Jugend eine rege Wißbegierde, unterstüzte von glüklichen Naturanlagen. Einen entscheidenden Einfluß auf die Ausbildung ihres Geistes gewannen mehrere Reisen, die sie zu verschiedenen Zeiten nach Spanien, Portugal, Frankreich und Norwegen unternahm. Am längsten verweilte sie in Venedig und Paris. Nach der Rückkehr von jenen Reisen lebte sie in London, beschäftigt mit schriftstellerischen Arbeiten, die ihr zum Theil zur Erwerbsquelle dienein. Im J. 1797 verheiratete sie sich mit dem gelehrten William Godwin (s. d.), der 1756 zu Wilschbach in Cambridgeshire geboren, zu London in hohem Alter starb. J. Ihrer eigenen That, erfolgte nach in dem Jahre ihrer Vermählung am 10. Sept. 1797. Mit einer vielseitigen Bildung vereinigte sie eine rege Phantasie und seltene schriftstellerische Talente, die sie zu einer beliebten Roman Schriftstellerin machten. Ihren trefflichen Gedanken und einzelnen sehr gelungenen Schilderungen fehlt es ihren Romanen nicht, wenn man auch dem Urtheile mancher englischen Kritiker beistimmen muß, daß ihre Schriften auch manche paradoxe Behauptung enthalten. Am berühmtesten ward sie durch ihre *Vimication of the rights of Women with scripture on moral and political subjects* (Lond. 1792. 8.) 2 Voll.; deutsch unter dem Titel: *Reinigung der Rechte der Weiber*. Mit einer Vorrede von C. O. Salzmann. (Schnepfenthal 1793. 8.) 2 Bde. Ihre übrigen Schriften betreffen die französische Revolution, die sie gegen Bute vertheidigte. In einem derselben Werke säuberte sie ihrer Reise durch Norwegen und hienüßlich außerdem noch einige pädagogische Schriften, besonders über die Erziehung des weiblichen Geschlechts. Fast in Allen, was aus ihrer Federieß, zeigte sich ihr edler Charakter, zu dessen Hauptzügen ihres Geistes und Humanität im eigentlichen Sinne dieses Wortes gehörten. Nach ihrem Tode erschienen noch: *Posthumous works*. (Lond. 1798. 8. 4 Voll.) Ein fünftes Bändchen enthält die von ihrem Gatten (William Godwin) geschriebene: *Memoirs of the life of Mrs. Godwin* (deutsch unter dem Titel: „Denkchrist auf Maria Woolstoncraft“ Schnepfenthal 1799. 8.). Außer ihrer Muttersprache hatte sie sich auch im Teutischen so gründliche Kenntnisse erworben, daß sie Salzmann's moralisches Elementarbuch ins Englische übertragen konnte. Diese Uebersetzung erschien 1791 zu London in drei Buechbänden 7). (Heinrich Döring.)

GODWIN (oder Goodwin), Thomas, englischer Theolog, im J. 1517 zu Lefingham in Suffolshire geboren, besuchte verschiedene Schulen an den Kirchen zu Exford und Canterbury und wurde dann Bischof von Bath und später von Wells. Er fand bei der Königin Elisabeth in großem Ansehen und hatte deshalb einen bedeutenden Einfluß, verlor jedoch beides, als er im hohen Alter die reiche Witwe eines Kaufmanns, mit welcher er zu London bekannt geworden war, heiratete. Er starb am 19. Nov. 1590. (Ph. H. Kult.)

GODWIN (Thomas), geb. 1587 zu Somerfet, widmete sich dem Studium der Theologie. Er war eine Zeit lang Rektor zu Abingdon in Berkshire und erhielt später eine Professur der Theologie zu Oxford. Zuletzt war er Pfarrer zu Brightwell, wo er am 20. März 1643 farb. Gründlicher und umfassender als in der Theologie waren seine Kenntnisse in der Archäologie und Alterthumskunde. Er schrieb eine Synopsis antiquitatum romanarum; eine Anthologie romanae historiae, die 1679 ins Holländische überetzt ward; ein Incrementum gratiae u. a. m.; auch einige Geschichtswerke, unter andern eine History of the Reign of Henry V. Widriger als diese Schriften war ein von ihm herausgegebenes und mehrfach gedrucktes Werk über die hebräischen Alterthümer. Es erschien unter dem Titel: Moeses et Aaron, seu de civilibus et ecclesiasticis ritibus Hebraeorum in sechs Büchern. Im J. 1629 ward dies Werk ins Holländische und 1690 von J. G. Keyl ins Lateinische überetzt, 1748 aber von J. G. Carcopio mit einem vollständigen Commentare herausgegeben unter dem Titel: Apparatus historico-criticus, antiquitatum sacri codicis et gentis Hebraeae, uberrimis annotationibus in Th. Godwini Moesen et Aaronem. (Lips. 1748. 4 maj.). Eine Auswahl seiner geistlichen Schriften gab Valartius Köpfe in einer teutschen Uebersetzung heraus, begleitet von einer Vorrede Philipps Jacob Eymer's (Leipzig 1705. 4.). (Heinrich Döring.)

GODWIN (oder Goodwin), Thomas, englischer Theolog, im J. 1600 zu Kolsch in Norfolkshire geboren, erhielt seine gelehrte Ausbildung in den Collegien der Christkirche und der Katharinenhalle zu Cambridge und trat nach der Beendigung seiner Studien in die letztere als Mitglied der Genossenschaft ein. Im J. 1628 wurde er Vorkleriker und im J. 1632 Vicar an der Dreifaltigkeitskirche derselben Stadt, seine puritanischen Ansichten zwangen ihn aber, die Universität und sein Amt zu verlassen und sich nach Holland zu flüchten, wo er als Prediger der Independenzengemeinde zu Amheim eine stämmliche Unterthan fand. Während der Revolution lebte er nach England zurück und wurde Mitglied der Versammlung der Christlichen zu Westminster. Als An-

*) Aug. und Alois Becker, Bibliothèque des Écrivains de la compagnie de Jésus. Tom. II. p. 251.

1) Mäßer sichern politischen Abhandlungen, Biographien, Trauerreden u. dergl. ist eine Reihe von vorliegenden Romanen: Caleb Williams (London 1794), St. Leon (ibid. 1801.), Fleetwood (ibid. 1801.), Mandeville (ibid. 1817., u. a. m., die zum Theil ins Deutsche übertragen wurden. Den meisten Beifall fand der Roman: Caleb Williams. Vergl. Biographie des Contemporains. Tom. II. n. 1900 seq. 2) Bietet, außer den er-

wichsten Memoirs etc.: Allgem. Literaturzeitung, 1798, Intell.-Bl.
Nr. 82. Baur's Neues histor.-biographisch-literarisches Hand-
wörterbuch, 2. Bd. S. 464 fg.

*) Vergl. Acta Eruditorum latinn; Wood, Athenae Oxonienses. Zöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1038. Saur's Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 465.

hänger der Partei der Independenten kam er bald in hohe Gunst bei Cromwell, welcher ihn im J. 1649 zum Präsidenten des Magdalencollegiums zu Oxford ernannte; auch leistete er denselben in den letzten Augenblicken geistlichen Beistand. Als er nach der Restauration von seiner Stelle verjagt wurde, zog er sich nach London zurück, wo man ihn ungehört bis an seinen Tod die Obliegenheiten des Predigeramtes verrichten ließ. Er starb daselbst im J. 1679. Godwin war auch als Schriftsteller unermüßlich thätig und gilt als einer der ausgezeichnetsten wissenschaftlichen Vertreter der Independentenpartei. Die vorzüglichsten seiner kleineren Schriften (*A Child of Light walking in Darkness; The Return of Prayers; The Tryall of Christian's Growth; Aggravation of Sinne; Vanitie of Thoughts; Christ set Forth; Certain select cases resolved; The Heart of Christ; Encouragements to Faith; Christ the universal Peace-Maker*) erscheinen schon bei seinen Lebzeiten in einer Sammlung (London 1647. 4.). Die einzelnen Ausgaben derselben sind höchst selten und theuer geworden, weshalb sie in neuerer Zeit (1840—1851) von Shaw, Seciers und der Gesellschaft zur Verbreitung fremder Tractate zu London wieder herausgegeben wurden, ein sehr verdienstliches Unternehmen, da gerade diese frühere Sammlung der wichtigsten Schriften Godwin's in die nach seinem Tode erschienene Ausgabe seiner Werke (*Works published by Thaneckul Owen and J. Barron. London 1681—1703. fol. 5 Voll.*) nicht aufgenommen wurden, dagegen findet man darin die nicht einzeln gedruckten Commensare Godwin's über die beiden ersten Capitel des Briefes an die Episteler und über einen Theil der Offenbarung, welche noch jetzt nicht allein Werth verloren haben und trotz ihrer Weitläufigkeit häufig von seinen Glaubensgenossen zu Rathe gezogen werden *).

(Ph. II. Kult.)

GODWIN (William), berühmter englischer Publizist und Romanschriftsteller, am 3. März 1756 zu Wimbomb in Cambridgeshire, wo sein Vater Prediger einer presbyterianischen Gemeinde war, geboren, wurde zum geistlichen Stande bestimmt und kam, nachdem er zu Norwich seine Vorbereitungsstudien mit großer Auszeichnung beendet hatte, im J. 1773 in das den Dissenters angehörende Collegium zu Horton, wo er sich fünf Jahre hindurch unter der Leitung der berühmten Lehrer Rees und Kippis der Theologie widmete, aber den daselbst verfolgten unartiklischen Grundsätzen seinen Gesinnung abgewinnen konnte, da er in der strengen Calvinischen Lehre erzogen war. Im J. 1778 wurde er Prediger einer Calvinischen Gemeinde in der Nähe von London und bald darauf Vorsteher eines Meetinghauses zu Stenowmarket in Suffolshire, wo er mehrere Jahre hindurch die Lehre Calvin's mit dem größten Eifer predigte und verteidigte, bis sein grüßender Geist ihn Allen Dogmen abhold und zum entschiedensten Deisten machte. Da er durch seine

Ansichten, die er keineswegs verhehlte, bei seinen Glaubensgenossen großen Anstoß erregte und sich vielen Verdruss und gefährliche Feindschaften zuzog, so sah er selbst ein, daß seine Stellung eine unhaltbare geworden war und entsagte freiwillig dem geistlichen Stande, um in London sein Glück als Schriftsteller zu versuchen und sich auf diese Weise seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Sein erster Versuch, historische Skizzen in Reheform (*Sketches of History in six sermons. London 1784. 12.*), worin er biblische Gegenstände in sorgfältig ausgearbeiteten, den berühmtesten Mäusern nachgebildeten Reden behandelte, fand aber bei dem großen Publicum wenig Beifall und er würde ohne Zweifel ein Opfer der Noth und der Verwünschung geworden sein, wenn es ihm nicht gelungen wäre, noch zur rechten Zeit sich die Freundschaft einiger bedeutender Männer der Oppositionspartei zu erwerben und sich insbesondere Fox und Sheridan bemerklisch zu machen. Alldem trotz aller Anstrengung bis dicht an den Rand des Verderbens gebracht, von welchem ihn nur ein glücklicher Zufall rettete, hatte er einen tiefen Haß gegen die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse, welchen er sein Unglück zuschrieb und überhaupt gegen die Menschheit, welche diese ohne Berechtigung fortbauenden Zustände nicht zu befeitigen wagte, in sich aufgenommen und faßte den festen Entschluß, durch rücksichtslose Aufhebung der eingewurzelten Mängel zur Herbeiführung einer besseren Zukunft mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln zu arbeiten. Von diesem Gedanken bewegt, entwarf er den Plan zu dem Werke, welches seinen Ruhm begründen sollte und bereicherte sich zehn Jahre hindurch in der größten Zurückgezogenheit durch unausgesetztes Studium der Meisterwerke der alten und neueren Völker auf dem Gebiete der Moral, der Politik und der Geschichte und durch stetes Nachdenken zur würdigen Ausführung desselben vor. Durch seinen Umgang mit den Wohlge hatte er die Ansichten derselben über die parlamentarische Reform angenommen, sah aber in dieser Reform nur ein Mittel zum Zwecke und nicht den Zweck selbst, denn als solcher schwebte ihm eine vollständige Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse vor, welche das britische Volk besser und glücklicher machen sollte, aber keineswegs ausschließlich von dieser oder jener Regierungsform abhing. Da die französische Revolution unterdessen ausgebrochen war* und die Völker zur Würdigung politischer Ideen empfänglicher gemacht hatte, so glaubte er mit Recht, daß die zur Verwirklichung seines neuen Systems günstige Zeit gekommen sei; er trat deshalb fast mit einem Jahre vorbereiteten Werke über die petitiöse Verantwortlichkeit (*An Enquiry concerning Political Justice and its Influence on general Virtue and Happiness. London 1793. 4. 2 Voll.*) hervor und erschütterte damit die philosophisch-politischen Ansichten, welche bisher in England allgemeine Geltung gehabt hatten, bis auf den tiefsten Grund. Der Beifall, welchen es besonders bei der für das Neue schwärmenden Jugend und bei den unteren Classen fand, welche von den darin verlangten Reformen eine Verbesserung ihrer Lage erwarteten, war ebenso groß, als der Mangel, den

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 262 seq. A. Alliborn. Critical Dictionary of English Literature. (London and Philadelphia 1859. 8.) Tom. J. p. 704.

H. Gergl. I. B. u. 2. Gte. Seiten. LXXII.

es den ruhigen Anhängern der bestehenden Ordnung verurtheilt. Godwin ist übrigens kein Revolutionair, denn er gesteht ein, daß Revolutionen selten so viel einbringen, als sie kosten, die Regierungsform ist ihm Rebensache oder vielmehr ein notwendiges Uebel, welches man ertragen und allmählig vermindern muß, bis eine gute gesellschaftliche Einrichtung es gänzlich zu beseitigen erlaubt; er bringt deshalb vor Allem auf eine solche Einrichtung und macht Vorschläge, welche sie herbeiführen sollen, zeigt sich aber dabei bald als Vertheiliger der Trümmereien der früheren Utopisten; bald als Vorläufer der später auftauchenden Socialisten. Er greift die Ehe an als eine alberne, unmoralische Einrichtung, sieht in den Reichen nur die Verwalter fremden Gutes und betrachtet als Grundlage der neuen Gesellschaft eine Gleichheit, welche rasch zum Communismus führen würde. Die offene Darlegung solcher Grundsätze würde unfehlbar die bestehende Gewalt gegen ihn aufgebracht und ihm große Verlegenheit bereitet haben, wenn nicht seine aufrichtigen Mahnungen zu friedlichen Reformen und gegen jeden gewaltsamen Umsturz den Sturm, welcher später seine Freunde und Anhänger beinahe ins Verderben stürzte, von ihm abgewendet hätten; auch suchte er in den späteren Auflagen seines Werkes (Lond. 1795. 8. 2 Voll. 1797. 8. 2 Voll. 1798. 8. 2 Voll.) die allzu grelle Darlegung einiger der ansehnlichsten Aeren zu mäßigen. Daß man an ihm mit Recht manche Uebertreibungen und Widersprüche tadeln, so ist es doch auch reich an erhabenen Gedanken und an ebenso geistreichen als treffenden Bemerkungen über die faulen Stellen der gesellschaftlichen Zustände und der ihm zu Theil gewordene Beifall muß als ein wohlverdienter betrachtet werden. Die darin entwickelten Lehren fanden freilich auch manche eifrige Gegner, besonders aber stellte der bekannte Jurist und Staatsmann Jer. Bentham, welcher, hinter seinem Nützlichkeitsprincipie verschaukt, die Berechnung des Vortheils oder Nachtheils als den hauptsächlichsten Bestimmungsgrund des menschlichen Willens annahm, entschieden in Abrede, daß das Wohlwollen gegen unsern Gleichen den Menschen bei seinen Handlungen leiten könne. Benjamin Constant, welcher ebenfalls an uneigennützig Beweggründe glaubte, führte später (in dem *Mercur de France*, Avril 1817) mit wahrer Begeisterung und vielem Geschick die Vertheiligung Godwin's an und arbeitete an einer französischen Uebersetzung der Untersuchung über die politische Gerechtigkeit, welche aber nicht gedruckt wurde; in Deutschland fand das Werk weniger Anklang und eine von Weber begonnene teutsche Uebersetzung (Würzburg 1803. 8.) blieb unvollendet. Godwin's Ruf als politischer Schriftsteller war jetzt begründet, die höchste Stufe seines Ruhms erreichte er aber durch seinen Roman *Caleb Williams* (Things as they are, or the Adventures of Caleb Williams; a Novel. London 1794. 12. 3 Voll.), worin er die in seiner Untersuchung über die politische Gerechtigkeit entwickelten Ansichten auf eine nicht ansehnliche Weise darzustellen und dem großen Publicum mundgerecht zu machen versuchte. Obgleich die Erzählung von seiner Liebesintrigue, sondern nur von

dem übertriebenen Gefühle des Rechtes und des Unrechtes getragen wird, so fand sie doch größeren Beifall als irgend ein anderer Roman des 19. Jahrh. und wie nachhaltig derselbe war, beweisen die wiederholten Auflagen (Lond. 1796. 12. 3 Voll. 1816. 12. 3 Voll. 1832. 12. Paris 1832. 8. Lond. 1832. 12. 1849. 12. 1854. 12.) zur Genüge. Die darin vorkommenden Scenen, Raub und Mord, Gefängnisse, Verurtheilungen und Hinrichtungen, sind weder neu noch originell gehalten, die Art und Weise aber, wie der Verfasser die natürliche Gerechtigkeit mit der Gerechtigkeit, wie sie nach den gesellschaftlichen Einrichtungen besteht, in Kampf bringt und die bittere Ironie auf die Gesetze, welche sich anmaßen, das Laster zu bestrafen und doch den Unschuldigen treffen, während sie an dem Verbrecher vorübergehen, reizen ununterbrechlich hin und lassen vergessen, daß die Angriffe auf die unentbehrlichen Grundlagen der Gesellschaft überhaupt und auf die englische Gesetzgebung insbesondere oft ungerecht und die geschilderten Verhältnisse nicht selten sehr unwahrscheinlich sind. Trotz dieser Schwächen ist der Roman, sowohl was die Erziehung, als auch die Ausführung betrifft, ein Meisterstück, die Hauptcharaktere (Galland und Caleb) sind mit ebenso kräftigen als wahren Zügen gezeichnet, die Theilnahme des Lesers bleibt bis zur Lösung gleichmäßig gespannt und die Darstellung läßt wenig zu wünschen übrig. Caleb Williams fand besonders in Frankreich einen leicht zu erklärenden bedeutenden Anklang und emsig Eifer, wie aus den in zahlreichen Exemplaren verbreiteten Uebersetzungen von Germain Garnier (Paris 1794. 8. 2 Voll. N. Ed. Paris 1813. 12. 3 Voll.), von Samuel Constant de Rebecque (Genève 1795. 8. 3 Voll.), von Leuten vom Rande (par des gens de la campagne. Lausanne 1796. 12. 3 Voll. Paris 1797. 18. 4 Voll.) und von Amadée Bichot (Paris 1846. 16. 3 Voll.) unseugbar hervor geht, während in Deutschland nur eine einzige Uebersetzung von A. Willelm (A. W. Neuer) erschien (Leipzig 1797. 8. 2 Thle.) und fast unbeachtet blieb. Gegen das Ende desselben Jahres, in welchem Godwin seinen Lebensroman herausgab, fand er Gelegenheiten, die darin ausgesprochenen Grundsätze der Nächstenliebe in der Wirklichkeit zu bewähren, indem seine Freunde Horne Toole, Thelwall, Golefort und Hardy wegen ihrer Theilnahme an geheimen politischen Gesellschaften des Hochverrathes angeklagt wurden; obgleich er sich selbst in seinen Schriften entschieden gegen solche Gesellschaften ausgesprochen hatte, so übernahm er doch mit Ernst und Eifer in dem *Morning Chronicle* und in einer derben Widerlegung des *Ansiagacies* (Cursory Strictures on the Charge delivered by Lord Chief-Justice Eyre to the Grand Jury. London 1794. 8.), deren Veröffentlichung die Regierung vergebens zu verhindern suchte, ihre Vertheidigung und trug nicht wenig zu ihrer Freisprechung bei. Dieser Erfolg barog ihn, einige Punkte seines Systems in einer Sammlung kleinerer Abhandlungen (The Enquirer: Reflections on Education, Manners and Literature, in a series of Essays. London 1797. 8. N. Ed. 1823. 12.) weiter auszuführen. Obgleich God-

win für seine Leistungen nur ein verhältnismäßig geringes Honorar (für seinen Catalog Williams 84 Pfund) erhalten hatte, so befand er sich doch in einer etwas beglückteren Lage, welche ihn trotz seiner Verurtheilung der Ehe bewog, im April 1797 die berühmte und gleichgenannte Schriftstellerin Mary Woolstonecraft (s. d. Art. Mary Godwin), mit welcher er schon früher ein nicht sehr löbliches Verhältniß angeknüpft hatte, zu heirathen. Diese brachten ihre philosophische Ueberzeugung dem gesellschaftlichen Vorurtheil zum Opfer, ihre, wie es scheint, glückliche Ehe war aber eine nur sehr kurze, denn Mary starb noch im September desselben Jahres in den Wochen. Godwin, an welchem sie einen ebenso eifrigen als geistreichen Verteidiger ihrer Ansichten und ihrer Lebensweise gefunden hatte, suchte ihr Andenken durch die Herausgabe ihrer Selbstbiographie (Memoirs of the author of a vindication of the Rights of Woman. London 1798. 12. Teutsch: Schenkenhalm 1799. 8.) und ihrer nachgelassenen Werke (Posthumous Works. London 1798. 12. 4 Voll.) zu verherrlichen, veröffentlichte aber auf diese Weise Manches, was ihr gerade nicht zu Ehre gereicht und was man einem Weibe nicht leicht verzeiht. Seine Frau und sich schildert er auch in dem Romane: St. Leon; a Tale of the sixteenth Century. (London 1794. 12. 4 Voll. 1849. 12. Französisch: Paris 1799. 8. 3 Voll. Teutsch von Ch. W. Ahlwardt. Hamburg 1800. 8. 2 Bde.) Dieser zweite Roman Godwin's wurde ebenfalls gut aufgenommen, obgleich der von dem Verfasser ausgesprochene Zweck, die menschlichen Leidenschaften und Gefühle in unglaublichen Verhältnissen zu bringen und sie dadurch rührend und ansehend zu machen, verfehlt ist. Der Held besitzet die beiden großen Geheimnisse, Gott zu machen und dem Tode zu entgehen und doch ist er unglücklich, denn allein unerhörtlich in dieser vergänglichsten Welt steht er einsam und verlassen in der Mitte der Völker, welche er entstehen und untergehen sieht und lebt nur, um sein Weib und seine Kinder, die der Tod dahingerafft hat, zu beweinen. Einzelne Scenen sind trefflich ausgeführt und machen einen tiefen Eindruck, aber das Wunderbare scheint so häufig wieder, daß es kaum noch Bewunderung erregt und das Furchtbare läßt sich so sehr, daß es nicht mehr erschreckt. Diese Uebertreibungen veranlassen eine gelungene und viel gelehrte Parodie, welche den Titel führt: St. Godwin; a Tale of the sixteenth, seventeenth and eighteenth Century, by Count Reginald de St. Leon. (London 1800. 12.) Im 3. 1800 machte Godwin eine Reise nach Irland und knüpfte dort mit den irischen Patrioten Curran und Grattan ein freundschaftliches Verhältniß an. Nach seiner Zurückkunft verheirathete er sich zum zweiten Male mit einer Witwe und strafte so seine frühere Ansicht über die Ehe, welcher er auch in seinen späteren Romanen das Wort redete, wiederholt. Er setzte sehr auch den Enthusiasmus, als dramatischer Dichter aufzutreten, aber sein erstes Wagniß (Antonio, or The Soldier's Return; a Tragedy. London 1801. 8.), ein erbärmliches Nachwerk, fiel vollständig durch; dasselbe Schicksal hatte ein späterer, ebenso

mißlungener Versuch (Faulkner; a Tragedy. London 1807. 8.). Mit diesem Glücke versuchte er sich im Fache der Nationalliteratur und seine Biographie Chaucer's (Life of Geoffrey Chaucer, the early English Poet: including Memoirs of his near Friend and Kinsman, John of Gaunt, Duke of Lancaster: with Sketches of the Manners, Opinions, Arts and Literature of England in the fourteenth Century. London 1803. 4. 2 Voll. 1804. 4 Voll. im Auszuge und frei bearbeitet von G. B. St. Brewer. Jena 1812. 8.) bietet trotz seiner Breite zwar nichts Neues, enthält aber neben mancherlei Theorien, Conjecturen und Träumereien manche seine und treffende Bemerkung und einige ausgezeichnete schöne Schilderungen der Lebensweise des Dichters und seiner Zeitgenossen. In diese Zeit fällt auch die zwar große Gerandtheit verrathende, aber nachlässig gearbeitete kritische Schrift: Thoughts on Dr. Parr's Spital Sermon (London 1802. 8.), welche fast spurlos verdringt. Großen Anfall fand dagegen wieder sein Roman Hereward oder der neue Mann von Gesebl (Fleetwood, or the new Man of Feeling; a Novel. London 1805. 12. 3 Voll. 1849. 12. Französisch von L. Billerique. Paris 1807. 12. 3 Voll. Teutsch von R. R. Stempel. Braunschweig 1806. 8. 2 The. 1826. 8. 2 The.), welcher gegen des schottischen Dichters Henry Wadensie „Mann von Gesebl“ gerichtet ist und die Nothwendigkeit eines empfindlichen Gesehls und eines zu leidenschaftlichen Jergens mit wahren und kräftigen Zügen schildert, aber doch Wadensie's Werke seinen Abtrag zu thun vermag und überhaupt trotz der spannenden Erzählung, vieler gelungenen Schilderungen und der schönen Sprache seinen früheren Romanen nachsteht. Godwin galt jetzt als einer der vorzüglichsten englischen Schriftsteller und war nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch im Auslande berühmt, befand sich aber fortwährend in sehr bedrängten Umständen und in großer Geldnoth. Um dieser abzuweichen, begann er einen Handel mit Erziehungschriften, welche er selbst verfaßte und unter dem Namen Edward Baldwin herausgab, seine Frau aber verlor. In diese Zeit fallen: Pantheon, or History of the Gods of Greece and Rome, A History of England, Outlines of English History, History of Rome, History of Greece, Outlines of English Grammar and Fables ancient and modern; die meisten dieser zwar oberflächlichen, aber gut geschriebenen Schulbücher wurden mit Beifall aufgenommen und erlitten sogar mehr Auflagen, während die in derselben Zeit unter seinem Namen erschienenen besseren Arbeiten: An Essay on Sepulchres; or, a Proposal for erecting some Memorials of the Illustrations Dead in all ages, on the spot where their remains have been interred (London 1809. 8.), ein Muster guter Schreibart, The Lives of Edward and John Phillips, nephews and pupils of John Milton: including various Particulars of the Literary and Political History of their Times (London 1815. 4.), ein etwas weitsäugiger, aber dankenswerther Beitrag zur Literaturgeschichte und die politische Abhandlung: Letters of Verax to the Morning Chronicle,

on the assumed grounds of the present War (London 1815. 8.) wenig beachtet wurden. Im J. 1816 machte Godwin eine Reise nach Gelnburg, wo er ein freundschaftliches Verhältniß mit Walter Scott und anderen Schriftstellern anknüpfte und mit dem Buchhändler Constable den Plan zu einem neuen Romane verabredete, welcher schon im folgenden Jahre unter dem Titel: *Mandeville; a Tale of the seventeenth Century* (Edinburgh 1817. 12. 3 Voll. Französisch von J. Cohen Paris 1818. 12. 4 Voll.) erschien und einen ehrsüchtigen jungen Mann schildert, der große Ansprüche an die Welt macht, den Anforderungen derselben aber nicht zu entsprechen vermag. Der Plan ist gut angelegt und die Darstellung sehr anziehend, der Mangel an Begriffeinheit und Natürlichkeit läßt aber den Leser kalt. Der Verfasser, ängstlich über die geringe Theilnahme, welche dieser Roman fand, wandte sich wieder mehr den Staatswissenschaften und der Geschichte zu und versuchte die Theorie des berühmten staatswirtschaftlichen Schriftstellers Malthus über die Zunahme der Bevölkerung in einer Gegenschrift (*On Population; being an Enquiry concerning the Power of Increase in the Numbers of Mankind, in Answer to Mr. Malthus on that Subject*. London 1820. 8.) zu widerlegen, wobei er einen ungewöhnlichen Scharfsinn und tiefe Einsicht in den Gegenstand bewies; das in mehrfacher Beziehung ausgezeichnete Werk, welches besonders in der französischen Uebersetzung von F. S. Constanco (Paris 1821. 8. 2 Voll.) große Verbreitung fand, wurde im Auslande mit fast ungetheiltem Beifalle aufgenommen, vermochte aber in England nicht durchzubringen, wo man dem Verfasser grüßte, weil er so kühn war, eine Theorie, welche den Reichen gegen den Armen in Schutz nahm, anzugreifen und ihre Richtigkeit darzuthun. Eine für den Geschmach der englischen Aristokratie allzu demokratische Färbung hatte auch seine Geschichte der englischen Republik (*History of the Commonwealth of England from the Commencement to the Restoration of Charles II.* London 1824—28. 8. 4 Voll.), welche er gegen die von entgegengesetzten Grundätzen ausgehende Darstellung des Grafen von Clarendon richtete. Sie gehört jedenfalls zu den besten Geschichten jener merkwürdigen Zeit und bietet im Allgemeinen ein getreues Bild der Dinge und Menschen und viele neue Gesichtspunkte über unklare Thatfachen dar, besonders gelungen ist aber die tief eingehende Schilderung des Charakters Cromwells und der Motive seiner Handlungen. Godwin's Geist schien überhaupt bei heranrückendem Alter noch einmal einen neuen Schwung zu nehmen, denn die von ihm bald nach der Geschichte der englischen Revolution herausgegebenen Gedanken über den Menschen (*Thoughts on Man, his Nature, Productions and Discoveries; interspersed with some Particulars respecting the Author*. London 1831. 8.) erinnern durch die Tiefe des Inhaltes, durch den geistlichen Styl und durch die anziehende Sprache an sein Werk über die politische Gerechtigkeit, wodurch er seinen Ruhm begründete. Auch sein um dieselbe Zeit ausgearbeiteter Roman

Cloudestey (*Cloudestley; a Novel*. London 1830. 8. 3 Voll. Französisch von J. Cohen. Paris 1830. 12. 4 Voll.), in welchem er die Vorzüge der Tugend und eines gefühlvollen und wohlthätigen Herzens vor dem sinnlichen Vergnügen und der kalten Selbstsucht mit lebhaften Farben und hinreißender Verehrtheit schildert, ist im Allgemeinen gelungen und wird von Menden so- gar Galeb Williams vorgezogen. Im J. 1833 erhielt Godwin endlich von dem Wbhamministerium eine untergeordnete Stelle, welche ihn aber in seinem bereits vorgerückten Alter gegen Nahrungsjorgen sicherte. Der ihm lieb gewordene Beschäftigung als Schriftsteller konnte er jedoch immer noch nicht entsagen, sein Roman *Deloraine* (*Deloraine, a Novel*. London 1833. 8.) und die Biographien der Zauberer (*Lives of the Necromancers; or, an account of those Persons who have exercised Magical Power*. London 1834. 8.), sein letztes Werk, tragen jedoch Nichts zur Vermehrung seines Ruhmes bei. Godwin starb am 7. April 1836 ohne Vermögen zu hinterlassen, da der Ertrag seiner Arbeit kaum zur Befriedigung der dringenden Bedürfnisse des Lebens ausreichte. Die Urtheile über seine schriftstellerischen Leistungen sind nach dem politischen Standpunkte der Beurtheiler sehr verschieden. „Godwin“, sagt F. S. Constanco, der französische Uebersetzer seiner Untersuchung über die Bevölkerung, „ist als Denker ausgezeichnet durch die Richtigkeit und Tiefe der Entwicklung, durch die Kraft der Uebersetzung und durch die Gerhaltung jedes leidenschaftlichen Gefühles, welches das Urtheil leicht irre führt. Als Historiker ist er mehr Richter als einfacher Erzähler und die Liebe zur Wahrheit herrscht in seinen Werken so sehr vor, daß vor ihr die persönlichen Gefühle des Schriftstellers gänzlich in den Hintergrund treten. Als Roman-dichter versteht er die Aufmerksamkeit fortwährend zu fesseln und ist Meister in der kräftigen Zeichnung der Personen, sowie in der lebhaften Schilderung veränderlicher Leidenschaften und ihres verderblichen Einflusses tugendhaften Charakteren gegenüber; der unterschiedene Vorzug aller seiner Leistungen aber, welcher nur sie auch sein mögen, ist der darin stets klar ausgesprochene und fest gehaltene rühmliche Zweck, nämlich die Förderung des Wohles und des Glückes seiner Mitmenschen. Mit einer seltenen Unabhängigkeit des Charakters ausgestattet, schmückte er keiner Partei und zog ein freies, geräuschloses, auf den Umgang mit wenigen gleichgesinnten Freunden beschränktes Leben ehrenvollen und einträglichen Anstellungen vor, auch nahm er, von der Gefahr der Revolutionen überzeugt und jeder Gewaltthätigkeit feind, nie Theil an den Bestrebungen der Partei, welche die Verfassung seines Vaterlandes umzuwerfen suchte.“ „Wägt man“, sagt dagegen ein ihn nicht so mild beurtheilender Landmann, „seine Verdienste genau gegen seine moralischen Unvollkommenheiten ab, so entsetzt man selber, wie vorwiegend die letzteren sind und kommt zu dem wirklich peinlichen, aber richtigen Schlusse, daß es für die Menschheit besser gewesen wäre, wenn er nicht gelebt hätte. Von dem Gewöhnlichen abweichende Begriffe sind verführerisch und die tollsten Theorien gelten oft mit Unrecht als die be-

deutendsten und tiefsten. Die Ansichten, welche Godwin über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft und über die Handlungen der Menschen hegt, sind bitter und verfehlt und Stolz ist die Grundlage und die Quelle seiner Philosophie. Als Novellendichter ist er in jeder Beziehung originell; er richtete sich nach keinem Muster, diente aber Tausenden als solches, denn er steht an der Spitze jener zahlreichen Classe von Schriftstellern, deren hauptsächlichstes oder vielmehr einziges Bestreben es ist, durch die Entfaltung der dunkelsten und schwärzesten Leidenschaften, welche das Menschengeschlecht verderben, schmerzliche Gefühle hervorzurufen, aber seine Novellen machen nicht den moralischen Eindruck der Hogarth'schen Gemälde, die das Kaster durch die Darstellung desselben bessern, sie verderben vielmehr die Jugend, indem sie dieselbe mit Szenen und Charakteren vertraut machen, welche sie nicht einmal in den Ereignissen der Dichtkunst sollte kennen lernen. Die Wahrheit liegt wol zwischen diesen beiden Urtheilen in der Mitte. Im gewöhnlichen Leben hatte die Erscheinung dieses Schriftstellers nichts Außerordentliches und hätte er nicht sonstige Beweise seines Genies gegeben, so wäre man leicht versucht gewesen, ihm allen Geist abzusprechen. Im Umgange vermiste man an ihm sogar Gewandtheit im Ausdrücke und seinen Bemerkungen fehlte alles Eigenthümliche; sein Talent mußte erst durch Nachdenken geweckt und durch die Begierde nach Ruhm aufgeschwungen werden, gleich einem Athleten, dessen Muskeln sich erst auf dem Kampffelde spannen und der seine Stärke erst dem Gegner gegenüber entwickelt, sonst aber ohne Kraft ist. Seine Freunde ängsteten ihn wie ein Kind und erlaubten sich mit ihm zur Unterhaltung der Gesellschaft die lustigsten Hoppereien, weit entfernt, darüber zu zürnen, liebte er die Spötter, welche ihn zur Zielscheibe ihres Witzes nahmen und man war sogar sicher, von ihm gut aufgenommen zu werden, wenn man ihn geringfährig behandelte. Malthus, Doctor Parr und James Mackintosh, welche ihn bei jeder Gelegenheit ohne alle Schonung angriffen, überhäufte er mit Lobeserhebungen. Die gegen seine Ansichten gerichteten Feindschaften schmeichelten ihm und die ihm spendenden Lobeserhebungen schmeichelten ihn zurück; er ehrte seine Feinde und verachtete seine Schüler. Godwin hatte zwei Kinder und zwar aus seiner ersten Ehe mit Mary Woolstoncraft eine Tochter, welche die Gemahlin des berühmten Dichters Shelley wurde und aus einer zweiten Ehe einen sehr talentvollen Sohn, William Godwin, welcher ebenfalls mit Glück die Schriftstellerische Laufbahn betrat und sich durch viele geistreiche Aufsätze in periodischen Blättern und besonders in dem Morning Chronicle, dessen beständiger Mitarbeiter er war, allgemeinen Beifall erwarb, aber am 9. Sept. 1832 von der Cholera hinweggerafft wurde. Ein von ihm hinterlassener und von seinem erst gebrachten Vater herausgegebener Roman (The Orphan of Unwalden, or the Soul's Transfusion. London 1833. 8. Paris 1835. 8. Tenthick: Altenburg 1836. 8. 2 The.), welcher großen Anhang fand, beweist zur Genüge, was von ihm im Fache der Novelle noch zu erwarten gewesen wäre. Zwei andere Romane,

„Drmond“ (Truifch von Fr. v. Dertel. Leipzig 1802. 8.) und „Isabella Hastings“ (Französisch von Adme. Collet, Paris 1823. 12. 4 Voll.), welche unter dem Namen William Godwin's, des Vaters, verbreitet sind, gehören ihm nicht an *).

GODY (Simplicien), französischer Theolog, um das Jahr 1600 zu Ormans (im Departement des Doubs) geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und trat im J. 1618 in die Benedictinerabtei Saint-Vincent zu Besançon, wo er nach der Beendigung seiner Studien von seinen Oberen zum Lehramte bestimmt wurde und sich des Auftrages, die Novizen in den schönen Wissenschaften zu unterrichten, mit rühmlichem Erfolge entledigte. Später ging er von der Congregation von Saint-Vannes zu der von Cluny über und wurde nach Paris gefandt, wo er mehrere Jahre die Philosophie lehrte. Nach der Rückkehr in seine Provinz übernahm er die Leitung des Collegs Saint-Jérôme zu Dole und suchte in dieser Anstalt die Liebe zu den Wissenschaften wieder zu wecken. Als im J. 1659 eine Vereinigung der Congregationen von Saint-Vannes und Cluny stattfand, wurde er zum Prior von Cluny gewählt, kam aber, da die Reformen, welche er einzuführen gedachte, auf hartnäckigen Widerstand stießen, schon im folgenden Jahre nach Besançon zurück, wo er am 13. Aug. 1662 starb. Gody entwidelte auch als Schriftsteller große Thätigkeit und erwarb sich besonders durch seine treffliche Anleitung zur Kanzelberedsamkeit (*Ad eloquentiam christianam via. Parisii 1648. 12.*) allgemeinen Beifall. Seine geschichtlichen Werke (*Genethliacon sive principia ordinis Benedictini. Parisii 1635. 12. Sur l'origine de la chapelle de Mont-Roland à Auxonne. Dole 1649. 8. und Histoire de l'antiquité et des miracles de Notre-Dame de Mont-Roland. Dole 1651. 12. Besançon 1710. 8.*) sind gut gemeint, verrathen aber wenig kritischen Scharfsinn und enthalten manches Fabelhafte; veraltet sind jetzt seine von den Zeitgenossen hoch gehaltenen und gesuchten adreßlichen Schriften (*L'association à l'amour de Jésus et de Marie. Paris 1635. 12. Conduite intérieure pour Madame de Combalet. Paris 1648. 12. Les sacrifices du chrétien dans l'accomplissement de ses devoirs. Paris 1648. 12. et Pratique de l'oraison mentale. Dole 1658. 4. 2 Voll.*), welche von einem Kanonikus zu Dole scharf angegriffen und von dem Verfasser in der *Spongia censurae D. Valet, canonici ecclesiae Bisuntinae. Dole 1658. 4. vertheidigt* wurde). Großen Anhang fanden auch seine poetischen Werke (*Odes sacrées pour entretenir la dévotion des personnes de piété. Saint-Nicolas en Lorraine 1629. 12. und Les honnêtes poésies de Placidus Philemon Gody, divisées en cinq livres contenant le Voyage d'amour, des Éloges, des Sonnets, la Journée dévote et la Muse*

*) Biographie universelle. Tom. LXV. p. 446 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 934 seq. A. Adisson, Critical Dictionary of English Literature. (London and Philadelphia 1859.) Tom. I. p. 683 seq.

funebre. Nancy 1631. 8. Paris 1632. 8.), welche große Frömmigkeit, aber keinen Ueberfluß an Phantasie vertragen und mit wenigen Ausnahmen nur als gereimte Prosa gelten können. Noch geringeren Werth haben seine in lateinischer Sprache geschriebenen Gedichte, welche aus dem Truanspiele Humbert (Humbertus, Tragoedia, data Parisiis in Collegio Cluniacensiis Benedictino. Parisiis 1635. 12.), dessen Stoff die Beschreibung des Grafen Humbert von Beaujeu bildet, aus Lobgesängen auf Heilige und dem Benedictinerorden (Elegiaci Sancto-rium illustrium cum aliis nonnullis. Parisiis 1647. 12.) und aus einer Sammlung kleinerer frommer Poesien (Musa contemplatrix. Lugduni 1660. 16.) bestehen *).

(Ph. H. Kuhl.)

GÖBEL (Georg), teutscher Dichter aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen man Nichts weiter weiß, als daß er kaiserlicher Notar und Schulmeister zu Götting war. Er nahm sich Hans Sachs zum Muster und dichtete in der Art und Weise desselben sein Lustspiel Jacob (Die sarr Jacobs des heiligen Patriarchens und der Ursprung der zwölf Geschlechter und Stämme Israhel, aus dem Buch der Schöpfung Gemeineweise auf Hochzeiten und sonst in Spielen gestellt. Witten 1586. 8.), worin er ganz im Geschmacke des Mittelalters neben Gott dem Vater, den Engeln und Engeln, Jacob und seinen Söhnen auch den Bader und den Koch Laban's und die Hirten Muz und Kunz auftreten läßt. Die Hirten, welche die Träger der semitischen Scenen sind, reden in der Volkssprache, pfeifen zusammen, streiten um den Vorrang ihrer Reuten und tummeln sich auf ähnlichen Gemeinplätzen, verrathen aber seine Spur von der Feinheit der wipigen Hirten in den italienischen Schäferspielen, sondern gebärden sich vollkommen wie grobe teutsche Bauern; doch liegt gerade in diesen volksthümlichen Scenen das Anziehende dieses Stückes, welches im Allgemeinen sein glänzendes Zeugnis von der Phantasie und dem dramatischen Talente des Verfassers ablegt †).

(Ph. H. Kuhl.)

GÖBEL oder GEBEL (Johann), teutscher Arzt, nach der Mitte des 16. Jahrh. zu Zwidau geboren, war Leibarzt des Kurfürsten August von Sachsen und stand bei denselben in großem Ansehen. Seine näheren Lebensverhältnisse sind uns nicht bekannt und sein Name ist nur durch seine reichhaltige und jetzt noch brauchbare Beschreibung der früher sehr berühmten Heilbäder Annaberg und Wessenstein im sächsischen Erzgebirge (*Descriptio thermalium aquarum apud Hermanduros sitarum prope Annabergum et Wolekensteinium, in duos distincta libros. Cui accessit appendix Thermarum Germaniae. Lipsiae 1576. 8.*) auf die Nachwelt gekommen. Sie wurde (von Mart. Vansl, Physicus zu Anna-

berg) unter dem Titel: Beschreibung der vortzen warmen Bäder, so im Land zu Wessien nahe bei den Bergschlössen S. Annaberg und Woldenstein gelegen sind. Darneben auch andere berühmte warme Bäder in Teutschland beschrieben werden (Dresden 1576. 8.), ins Teutsche übersetzt. Eine neue verbesserte Auflage dieser Uebersetzung besorgte E. Ehr. Fr. Garmann, Physicus zu Chemnitz (Annaberg 1675. 12. *).

(Ph. H. Kuhl.)

GÖBEL (Johann Conrad), teutscher Theolog, am 6. Jan. 1585 zu Berllingen, einem Dörfchen bei Öpplingen im württembergischen Donaulkreise, geboren, widmete sich, nachdem er seine Vorbereitungsstudien zu Adelberg und Bebenhausen beendet hatte, zu Tübingen der Theologie und erlangte daselbst im J. 1607 die Magisterwürde. Im folgenden Jahre (1608) wurde er Unterlehrer an der Schule des Klosters Adelberg und im J. 1609 Pfarrer zu Hundeloh. Im J. 1611 kam er in derselben Eigenschaft nach Schorndach, im J. 1614 als Pastor an die St. Leonardskirche zu Stuttgart und im J. 1616 als Pastor an die St. Annastirche und als Senior nach Augsburg. Aus dieser Stadt in Folge der Religionsstreitigkeiten vertrieben, wurde er im J. 1630 als Superintendent zu Baden-Durlach angestellt, schied dann im J. 1632 nach Augsburg zurück, wurde aber im J. 1635 zum zweiten Male ausgewiesen und starb am 8. Juli 1643 in seiner Heimath. Göbel stand als Prediger in großem Ansehen und versuchte sich auch nicht ohne Glück als Schriftsteller; von seinen Schriften sind zu nennen: Augsbürgerischer Abent Besck, das ist, Discours de lege talionis, wie denen Catholischen Augsbürgern in allen Ständen mit eben dem Maß gemessen, mit dem sie zuvor denen Evangelischen gemessen haben, aus Lucä VI, 38 (Augsburg 1633. 4.); Augustano fidei confessio oder Erklärung der Augsbürgerischen Confession in Predigten (Augsburg 1633. 4. 2 Bde. Frankfurt 1634); Miracula Augustana (Augsburg 1634. 4.) und Christianus vulgulus oder Martymchronica. (Mühlheim 1639. 4.) Außerdem hat man von ihm noch viele bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen, Wahlen und Andenken gehaltenen Gelegenheitsreden, welche aber jetzt ihre Bedeutung verloren haben †).

(Ph. H. Kuhl.)

GÖBEL (Johann Heinrich David), geboren zu Reusdadt an der Aisch am 26. März 1717, verbannte der Schule seiner Vaterstadt seine Elementarbildung. Nachdem er das Gymnasium zu Nürnberg besucht hatte, ging er nach Altdorf, wo er sich dem Studium der Theologie widmete. Im J. 1740 übernahm er eine Hauslehrerstelle in Benedig, wo er auch später zum evangelischen Prediger ernannt ward. Dies Amt bekleidete er bis zum Jahre 1748. Er ward um diese Zeit Secretair des Reicheshofrathes von Senkenberg in Wien und nach dessen Tode Hofmeister und Bibliothekar in dem Hause des

*) Joh. Christ. Adelung, Beschreibung und Ordnung des Chr. Gottl. Jöcher's Bibliothek. 2. Bd. S. 4501 fg. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 577 seq.

†) Fr. Bouterwek, Geschichte der sächsischen Wissenschaften. 9. Bd. S. 473. G. O. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung (4. Aufl.) S. Bd. S. 98. 109.

*) Beigl. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexicon. 2. Bd. S. 1039.

†) Petal. Joh. Val. Andreas, Vita Jo. Conr. Goebell. (Stuttgart, et Norimberg. 1644. 4.) Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexicon. 2. Bd. S. 1039.

Nachschofrathes von Gärtner. Er starb am 5. April 1771 im 54. Lebensjahre. Neben der Theologie waren Geschichte und Alterthumskunde die wissenschaftlichen Fächer, denen er ein entschiedenes Interesse abgewann. Die schätzbare Bibliothek des Reichshofrathes von Gärtner ward von ihm fleißig benutzt. Besonders anziehend waren für ihn die historischen und antiquarischen Werke des berühmten Rechtsgelehrten Marquard Freher, von welchem er einen Commentar über die Bührgerichte herausgab. Dies Werk erschien, zu Regensburg im J. 1762 in Quart gedruckt, unter dem Titel: Marquardi Freheri de secretis iudiciorum olim in Westphalia aliasque Germaniae partibus usitatis, postea abolitis, commentariolus; cui accedit Joannis de Francofordia contra Feyermon Tacitatus, et Henrici Christiani L. B. de Senkenberg Collectanea manuscripta; editio et praefationem de scriptoribus horum iudiciorum, nec non de vita scriptoris Freheri adjecit. Verdient machte sich Göbel außerdem als Schriftsteller durch seine zu Lemgo im J. 1767 in Quart herausgegebenen Beiträge zur Staatsgeschichte von Europa unter Karl V., aus theils gedruckten, theils ungedruckten Nachrichten. Der Freiherr C. G. von Senkenberg begleitete dies Werk mit einer Vorrede^{*)}. (Heinrich Döring.)

GÖBEL (Johann Heinrich Erdmann), geboren am 10. Oct. 1732 zu Rauban, verbandte seine Elementarbildung dem Vucum seiner Vaterstadt. Mit gründlichen Kenntnissen in den alten Sprachen bezog er die Universität Leipzig, wo er sich dem Studium der Philosophie und Theologie widmete. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn theilte er Unterricht in der Lehranstalt, der er seine eigene Bildung verdankte. Im J. 1757 ward er als Corrector an dem Vucum seiner Vaterstadt Rauban angestellt. Sein Lehramt eröffnete er mit einer Explicatio vaticinii Moisi Deut. XXXII, 21. (Lamban. 1757. 4.) Im J. 1767 ward ihm das Rectorat übertragen. Er starb am 7. Aug. 1795, geschätzt als Vädager wegen seiner gründlichen Kenntnisse und der gewissenhaften Erfüllung seines Berufes. Die Mühe, die ihm sein Amt gönnte, benutzte er zu literarischen Arbeiten. Der bei weitem größere Theil seiner Schriften besteht aus Schulprogrammen. Mehrere darunter hatten ein bloß locales Interesse: Von dem ersten Ausbau der Raubanischen Gegend. (Rauban 1763. 4.) Von der Zeit, wenn Rauban seine ersten Stadtmauern erhalten. (Ebenb. 1764. 4.) Von den ersten Begebenheiten der Stadt Rauban. (Ebenb. 1765. 4.) Von den schätzbarsten Schätzen Raubans von 1756—1766. (Ebenb. 1766. 4.) Von der Beschaffenheit der Raubanischen Schule (Ebenb. 1774. 4.) u. a. m. Ungleich wichtiger war der Theil seiner Programme, deren Inhalt Gegenstände der Dogmatik und christlichen Moral bildeten. Dabin gehören unter anderen die folgenden: Wahrhaftigkeit Gottes in

seinen Drohungen. (Rauban 1757. 4.) Die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. (Ebenb. 1758. 4.) Das Schicksal der Menschen zur Zeit der Sündfluth. (Ebenb. 1759. 4.) Von den verschiedenen Wirkungen der zeitlichen Strafen Gottes auf das menschliche Herz. (Ebenb. 1761. 4.) Von den Ursachen des Selbstmordes. (Ebenb. 1770. 4.) Von der Rechnung des Menschen auf Gottes Fürsorge. (Ebenb. 1772. 4.) Ueber die Unsterblichkeit der Seele nach dem Phädon von Platon Wendelssohn. (Ebenb. 1772. 4.) Ueber den Mangel der sinnlichen Beweise von der Unsterblichkeit der Seele (Ebenb. 1773. 4.) u. a. m. Unter den Drangsalen des siebenjährigen Krieges fand er, nach seinem im J. 1762 erschienenen Programme, „eine reiche Quelle des Trostes.“ Literarische Erscheinungen, durch die er die Euthetik gefährdet glaubte, fanden an Göbel einen entschiedenen Gegner. Nicht bloß gegen Nicolai, auch gegen Goethe schwang er die Geißel der Satyre in dem Programme: „Die Verheuche unter den Menschen, dem Leben und Meinungen des M. Sebaldus Rothamer und den Leiden des jungen Werther's entgegengestellt.“ (Rauban 1775. 4.) Aus einzelnen Beispielen suchte er kurz vor seinem Tode (1795) darzuthun, daß der Rationalismus den Offenbarungsglauben nicht beeinträchtigt.“ (Heinrich Döring.)

GÖBEL (Johann Samuel), geboren zu Rappendorf unweit Dresden, studirte zu Leipzig die Rechte. Im J. 1785 ward er Auktor bei den gräflich Werthern'schen Gerichten zu Gytbra. Eine gleiche Stelle bekleidete er seit dem Jahre 1788 bei dem Amte Frauenstein. Er übernahm hierauf eine Hofmeisterstelle bei den Söhnen des Kreiscommissairs von Carlowitz bei Freiberg. Noch im J. 1787 ward er Privatsecretair des Oberkassenausschüßers von Carlowitz zu Ottendorf, im J. 1790 Accessit bei dem Amte Dresden und bald nachher Viceactuar dafelbst. Gänzlich für die Fortsetzung seiner Studien war sein Aufenthalt in Wittenberg, wosin er zwei Söhne eines Herrn von Glogitz im J. 1791 begleitet hatte. Im J. 1794 ward ihm die Aussicht und Ordnung einer Bibliothek übertragen, die der geheime Kriegsrath von Bonifau der Universität Wittenberg geschenkt hatte. Noch in dem genannten Jahre ward er als kurfürstlich sächsischer außerordentlicher Finanzsecretair in Dresden angestellt. Er starb dort am 17. Oct. 1798. Anonym gab er ein Handbuch für Notarien (Freiberg 1793. 8.) heraus. Ebenfalls erschien von ihm unter seinem Namen im J. 1794 ein Beitrag zur Statistik unter dem Titel: Ursprung, Geschichte und Verfassung der Conskripten in den kurfürstlichen Landen. Ins Lauffche übersezte er eine von dem Professor Schott in Leipzig gedruckene lateinische Dissertation: Von der öffentlichen Vorlesung in Verlaufsentscheidungen der Abwesenden, nach kurfürstlichen Rechten. (Freiberg 1793. 8.) In Weisze's

*) Vergl. Hilsenher's Weichsel's Büchleinum Bairuth. S. 8. S. 78 fg. Aelung's Notizungen und Ordnungen zu Joaze's Gel. Anmerkungen. Kewel's Leben der vom Jahre 1760—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 238 fg.

*) Vergl. Oberkassische Rechte. 1767. S. 203. Kausliche Monatschrift. 1795. 2. Bd. S. 121 fg. Otto's Verken der Oberkassischen Schriftsteller. 2. Bd. 2. Abth. S. 494 fg. Weissel, Verken der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 239 fg.

Museum für die sächsische Geschichte (1796. 3. Bd. St. 1.) befindet sich von ihm ein Versuch über die Landtagsverfassung im Hochstifte Meißenburg). (Heinrich Döring.)

GÖBEL (Johann Wilhelm von), geboren zu Hörter in Westfalen, studierte zu Jena die Rechte. Zu seiner höheren Ausbildung besuchte er noch die Universitäten Königsberg, Rinteln und Helmstädt. Seine Vermögensumstände erlaubten ihm mehrere Reisen durch einen großen Theil von Holland, Frankreich und Teutland. Eine Zeit lang unterrichtete er selbst bei seinen literarischen Arbeiten. Im J. 1717 ging er nach Helmstädt, wo er eine ordentliche Professur der Rechte erhielt. Er starb dort am 6. März 1745, geschädigt wegen seiner gründlichen Kenntnisse in der Jurisprudenz und in mehreren andern wissenschaftlichen Fächern. Unter seinen vielen Schriften beugen sich die meisten auf das Staatsrecht. Erwähnung verdienen vorzugeweise seine *Commentatio de Archiofficio S. R. Imp. origine et Archiothesaurario*. (Helmstädt. 1710. 8.) *De jure et judicio rusticorum fori germanici*. (Ibid. 1723. 4.) Noch im J. 1742 ward diese Schrift neu aufgelegt. Seine im J. 1735 herausgegebenen *Helmstädtischen Lebensstunden* erschienen, mit einer Vorrede von H. O. Franke begleitet, in einer neuen Ausgabe (1737) unter dem Titel: „Gründliche und vollständige Abhandlungen aus dem Staatsrechte und der Geschichte.“ Mit schätzbaren Anmerkungen gab Göbel 1730 Conting's Werke in sieben Foliebänden heraus f.). (Heinrich Döring.)

GÖBEL (Karl Christian Traugott Friedemann), Professor der Chemie und Staatsrath in Dorpat, wurde am 21. Febr. 1794 zu Niederwiesla im Bismarckischen geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Er genoss Unterricht im väterlichen Hause und in der Stadtschule zu Buntzlau, kam 1809 als Lehrling in eine Apotheke in Eisenach und begab sich 1813 auf die Universität Jena, wo er unter Döbereiner Chemie studierte und auch bald dessen Assistent wurde. Im J. 1818 übernahm er von einem Onkel die Universitätsapothek in Jena, habilitierte sich dann im J. 1819 für pharmaceutische Chemie und errichtete bereits im J. 1821 ein pharmaceutisches Institut, worüber er in zwei kleinen Schriften (Plan der pharmaceutischen Lehranstalt in Jena. 1822. und: Ueber die wissenschaftliche Ausbildung junger Pharmaceuten, in Beziehung auf die Lehranstalt des Verfassers. Jena 1826.) Nachricht gab. Er wurde im J. 1825 außerordentlicher Professor in Jena und folgte im J. 1828 dem Rufe als ordentlicher Professor der Chemie in Dorpat. Das von Göbel begründete pharmaceutische Institut in Jena hörte aber mit dessen Weggange von Jena nicht auf, erlangte vielmehr allmählig einen immer größeren Ruf in der pharmaceutischen Welt. Zwei akademische

Freunde Göbel's, der medicinische Privatdocent Dr. Thelle und der Professor der Mathematik Bahl verbanden sich nämlich mit dem von Göttingen zu diesem Zwecke herbeigezogenen Dr. Wadenroder zu gemeinschaftlicher Fortführung des Instituts, welches nach einigen Jahren in Wadenroder's Hände allein überging, weil Professor Bahl im J. 1831 starb, Professor Thelle aber im 1834 einem Rufe an die neuerrichtete berner Hochschule folgte.

Göbel entwickelte in Dorpat ungemein Thätigkeit im Lehrfache sowie, wie auch in administrativen Verbindungen und die russische Regierung schenkte ihm ganz besonderes Vertrauen, namentlich nachdem er im J. 1834 eine große Reise durch die Steppen des südlichen Russlands, insbesondere durch die Kirgisiensteppen zwischen der Wolga und dem Uralflusse unternommen hatte. So besuchte er 1838 im Auftrage der russischen Regierung die technischen Anstalten Teutlands. Er wohnte ferner den in Petersburg gepflogenen Beratungen über die Errichtung eines pharmaceutischen Instituts in Dorpat bei, besorgte dann die erste Einrichtung dieses Instituts, dessen Director zunächst Apotheker Siller wurde und bereite hierauf im J. 1843 im Auftrage der Regierung nochmals Teutland, diesmal zur Untersuchung der pharmaceutischen Institute. Unmittelbar nach der Rückkehr von dieser Reise erlitt er übrigens einen Schlaganfall, der allerdings gehoben wurde, später aber doch repetirte und den thätigen Mann am 27. Mai 1851 der russischen Zeitrechnung, d. h. am 8. Juni 1851 rasch dahinstreckte.

Im Archiv für Pharmacie 1852. 1. Bd. S. 337, wo sich biographische Nachrichten über Göbel befinden, werden nicht weniger als 61 in Journale geleistete Arbeiten aufgeführt. Außerdem verfaßte Göbel folgende Schriften: *Grundlinien der pharmaceutischen Chemie und Stöchiometrie*. (Jena 1821.) Zweite Auflage unter dem Titel: *Handbuch der pharm. Chemie*. (Eisenach 1827.) Dritte Auflage 1840. *Arzneimittelsprüfungsriebe oder Anleitung zur Untersuchung und Prüfung der chemisch-pharmaceutischen Präparate*. (Schmalkalden 1824.) *Neue (Titel-) Aufl.* (Leipzig 1833.) *Pharmaceutische Waarenkunde*. 2 Bde. (Eisenach 1827—34.) (Nur die fünf ersten Hefte sind von Göbel; die übrigen neun Hefte besorgte Professor Kunze in Leipzig.) Die Lagerstätte der Diamanten im Uralgebirge, von Göbel und W. von Engelhardt. (Riga 1830.) *Reise in die Steppen des südlichen Russlands von Hr. Göbel, G. Clausen und A. Bergmann*. 2 Bde. (Dorpat 1838.) Ueber den Einfluß der Chemie auf die Ermittlung der Wässer der Boreit. (Erlangen 1842.) Das Seebad bei Bernau an der Ostsee. (Dorpat 1845.) Die Grundriß der Pharmacie. (Erlangen. 1. Bd. 1843. 2. Bd. 1844. 3. Bd. 1845. 4. Bd. 1846.) *Agriculturchemie für Vorträge auf Universitäten*. (Erlangen 1849.) Dritte Auflage von J. R. Wagner. (Erlangen 1858.) (Fr. Wilh. Thiele.)

GÖBEL (Matthias), teutscher Jurist, im J. 1630 geboren, studierte auf der Universität zu Jena die Rechtswissenschaft und ließ sich, nachdem er daselbst durch die Vertheilung seiner Dissertation: *De jure accrescentis* (Jenae 1652. 4.), unter dem Vorstehe des Professors

^{*)} Vergl. Kläbe's *Reches* gel. Dreyden S. 43 fg. *Neues* f. Erl. von dem Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 242.

^{†)} Siehe Vita Goebeli per Ch. Breithaupt. (Helmstädt. 1748. 8.) *Witter's* Literatur des deutschen Staatsrechts. 1. Th. S. 400 *Wur's* *Reches* histor. biograph. literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 466.

Georg Adam Struve die juristische Doctorwürde erlangt hatte, zu Baugen in der Oberlausitz nieder, wo er zum Bürgermeister erwählt wurde und diese Stelle bis zu seinem Tode bekleidete. In seinen Musestunden beschäftigte er sich indessen fortwährend mit der Jurisprudenz und dra damit verwandten Fächern und erutete als Schriftsteller besonders durch sein Werk über das Papstthum großen Beifall. Er gab es, um sich seine Unannehmlichkeiten zu ziehen, unter dem falschen Namen Theodosius Obelinus unter dem Titel: *Caesareo-Papia Romana*, worinnen die politischen Geheimnisse des Päpstlichen Stuhles, durch welche derselbe eine Oberherrschafft über die Christenheit einzuführen getrachtet und sich bishero in seiner Hohelt erhalten hat, vorgekeltet werden (Frankfurt und Leipzig 1684. 8.), heraus. Da darin die Ansichten Puffenbors's verfochten und weiter ausgeführt werden, so schrieb man diesem das Werk zu, welches auch noch in der zweiten Auflage (Frankf. und Leipzig. 1691. 8.) ohne Namen erschien. Erst auf dem Titel der dritten von Ehr. Gottfr. Hoffmann besorgten Ausgabe (Leipzig und Budissa 1720. 4.) wird der Verfasser genannt und dieser eine reiche Sammlung von diesem hinterlassenen Anmerkungen beigefügt. „Das Abtheilen des Scribenten“, sagt Hoffmann, „ist dahin gegangen, das Gebäude der geistlichen Monarchie, woran die Päpste so viele Secula nacheinander gearbeitet, der Welt in seinem Grund-Risse vorzustellen und die weblausgesonnenen Hiertzen und gebundenen Handgriffe, womit an den Zusammenhang dieser weilsüßigen Maschine bedacht, abzunehmen, damit man denselben Grund und eigentliche Beschaffenheit einsehen könnte.“ Göbel starb am 30. Juli 1698 zu Baugen *). (Ph. H. Kuhl.)

GÖBEL (Sebastian), deutscher Theolog, im J. 1628 zu Dresden geboren, wurde nach der Verendung seiner Studien zuerst Sonnabendsprediger an der Nicolaikirche zu Leipzig und im J. 1669 Abt des Klosters Bergen bei Magdeburg, wo er im J. 1685 starb. Unter seinen Schriften fand seine Anweisung zur Kanzelberedsamkeit (Methodologia homiletica. Lipsiae 1672. 8. und 1678. 8.) bei seinen Zeitgenossen den größten Beifall; jezt dürfte sein „Evangelischer Gebeth- und Liederbuch“ (K. Ausg. Nürnberg 1707. 12.) der darin enthaltenen älteren Eichten wegen den meisten Werth haben: seine übrigen Schriften (Disputationes de pactis et foederibus Dei cum hominibus. De analysi textuum, Programma invitatorium ad saecularem Formulæ concordiae memoriam, Christianae vitae regulæ, d. i. Jezum liebender Seelen tägliche Himmels-Reise oder gottliche Betrachtungen, Christliche Lebensregeln und Gebete, Thesaurus evangelicus und Cibus foeminarum coelestis seu sacer orandi et cantandi libellus) sind jezt völlig entbehrlich geworden *). (Ph. H. Kuhl.)

GÖBEL (Severin), Arzt, geb. zu Königsberg in Preußen am 25. Juni 1530, studirte an der eben neu errichteten Hochschule seiner Vaterstadt und weiterhin in Bittenberg, woselbst er auch die Doctorwürde erlangte. Nachdem er in ärztlicher Stellung beim Landgrafen von Hessen, beim Herzoge von Coburg, beim Kurfürsten von Brandenburg und beim Herzoge von Preußen gewesen war, erhielt er im J. 1583 eine ordentliche Professur der Medicin in Königsberg. Göbel hat mehrere im Ganzen unbedeutende Schriften verfaßt. Am beachtenswertheften darunter ist eine Abhandlung über den Bernstein, die auch in den Acta boreasica und bei Konrad Gesner (De fossilibus) abgedruckt ist. Er starb in Königsberg am 5. Jan. 1612. (Fr. Wilh. Theile.)

GÖCHHAUSEN (Ernst August Anton von), geb. am 15. Juli 1740 zu Weimar, wo sein Vater, Johann Anton Friedrich von Göchhausen, Rittmeister und Kammerjunfer war. Den ersten Unterricht erhielt Göchhausen durch Hauslehrer, unter deren Leitung sich seine Fähigkeiten rasch entwickelten. Noch sehr jung folgte er seinem Vater nach Eisenach, wohin derselbe als Schloßhauptmann versetzt worden war. Die Lage seiner Aeltern, die im Laufe des siebenjährigen Krieges einen großen Theil ihres Vermögens eingebüßt hatten, nöthigte ihn, den anfänglichen Plan, sich den Studien zu widmen, im J. 1758 wieder aufzugeben. Er trat um diese Zeit in preussische Dienste als Page bei dem Prinzen Heinrich, dem Bruder Friedrich's des Großen. Im J. 1759 ward er Officier in dem Regimente Anhalt-Bernburg. Er machte den größten Theil des siebenjährigen Krieges mit, unter anderen die blutigen Schlachten bei Büllow und Lignitz, wo er gefährlich verwundet ward. In Halle, wo sein Regiment in Garnison lag, fand seine Liebe zu den Wissenschaften reichliche Befriedigung durch seinen Eintritt in die Zirkel der gelehrten Prinzessin von Anhalt-Bernburg. Er ward dort auch mit Klop, Krause, Meier und anderen Gelehrten bekannt. Am engsten schloß er sich dem als adrehtlichen Schriftsteller bekannten Oberconsistorialrath Liede an, der damals noch Selbstprediger bei dem anhalt-bernburgischen Regimente war. Wichtig in mehrfacher Hinsicht und von bedeutendem Einflusse auf seine späteren Lebensverhältnisse war Göchhausen's Eintritt in den Freimaurerorden. In Eisenach, wohin er als Werbestoffier geschickt worden war, ersuchte er sich des Wiederlebens seiner Aeltern. Dort fand er auch einflußreiche Freunde, die ihm Ausichten auf eine Anstellung im weimarischen Civiildienste eröffneten. Des Militairlebens längst überdrüssig, bat er um seinen Abschied, den er nicht ohne große Schwierigkeiten erhielt. Der Prinz soll ihn sogar durch die Drohung, ihn auf die Festung zu schicken, zur Zurücknahme seines Gesuchs zu bewegen gesucht haben. Im J. 1769 verließ er die preussischen Dienste. Er ward um diese Zeit als Assessor bei dem Kammercollegium zu Eisenach angestellt, einige Jahre nachher zum wirklichen Rathe und im J. 1784 zum geheimen Kammerrathe ernannt. Gründliche Kenntniß seines Faches, leichter und sicherer Ueberblick des

*) Vergl. Ghr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexicon. 2. Bd. 6. 1041.

*) Vergl. Ghr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexicon. 2. Bd. 6. 1059.

Geschäftsganges und rastlose Thätigkeit bezeichneten, verbunden mit einem streng ethischen Charakter, seinen Wirkungsfreis als Staatsbeamter. Im J. 1802 ward er zum Director der eisenachischen Kammer und nach deren Vereinigung mit der weimariſchen im J. 1809 zum geheimen Rathe ernannt. Als eisenachischer Schloßhauptmann ſetzte er im J. 1819 ſein Dienſtjubiläum. In gerechter Anerkennung ſeiner Verdienſte hatte er das Ritterkreuz des ſächſiſchen Ordens und ſpäterhin das Komthurkreuz erhalten. Er ſtarb am 23. März 1824 im 84. Jahre. Literariſche Beſchäftigungen hatten Zeitweilen großen Reiz für ihn. Beſcheidenheit hielt ihn jedoch ab, ſich als Autor öffentlich zu nennen. Anonym erſchienen daher der bei weitem größere Theil ſeiner zahlreichen Schriften im Fache der Wiſſenſchaft, der praktiſchen Philoſophie, der Poſitik und beſonders des geheimen Ordensweſens. Die meiſten ſeiner Schriften fallen in die Jahre 1772—1798. Den „Natürlichen Dialogen“, mit denen er im J. 1772 ſeine literariſche Laufbahn eröffnete, folgen einige dramatiſche Verſuche, unter anderen: Das Weibler-Hier (Leipzig 1776), in welchem er die ſentimentale Richtung der Zeit bekämpfte. Das Gebiet der praktiſchen Philoſophie betrat er in dem Fragment der Geſchichte eines Menſchenlohnes (Eiſenach 1787. 8.), in den Materialien zur Geſchichte des Sokraismus (1788, ohne Angabe des Druckortes), in dem Büchlein zur Beförderung einſätziger Lebensweiſheit (Erfurt 1790. 8.) u. a. m. Unter dem Namen Martin Sachſ gab er heraus: „Meines Vaters Hauschronika, ein launiger Beitrag zur Lebensweiſheit, Menſchen- und Weltkunde. Mit Belegen, Anekdoten und Charakterzügen“ (Erfurt 1790. 8.). Seine Anſichten über die Poſitik legte er nieder in ſeiner zu Frankfurt am Main im J. 1795 erſchienenen Schrift: „Meine Wanderung durch die Rhein- und Maingegenden und die preußiſchen Cantonierungsquartiere im Februar 1794; nebst Nachrichten über die Mainzer Klubbüſen u. ſ. w.“ Die größte Senſation unter ſeinen Schriften machte ſeine, wie die meiſten anonym erſchienenen, „Enthüllung des Syſtems der Weltbürger und Republik, in Trieben aus der Verlaſſenſchaft eines Grimaures, wahrſcheinlich mandem Reſer zu ſpät publicirt.“ Dieſe Schrift erſchien mit dem angeblichen Druckorte Rom im J. 1788 und ſein „Aufſchluß und Berichtigung“ des erwähnten Syſtems zu Leipzig 1787. 8. In eine frühe Zeit fällt ſeine unter dem Titel: W... R... (Meine Reiſen) im J. 1773 erſchienene Schrift, die im J. 1776 zum dritten Male gedruckt ſeinen literariſchen Ruf begründete. Dem zweiten Theile, der eine Reihe von Jahren ſpäter zu Eiſenach im J. 1798 erſchien, fügte Göchhausen ſeinen Namen bei. Die neuere Auflage dieſer vielgeleſenen Schrift erſchien zu Leipzig 1807, mit Kupfern“).

(Heinrich Döring.)

- 1) Wegen dieſer Schrift vertheidigte er ſich in Wieland's Neuem Deutſchen Merkur. 1797. St. 9. S. 141 fg.
- 2) Vergl. Hoffmann's Wiener Zeitſchrift. 1792. Oct. 9. S. 321 fg. 329. Oct. 10. S. 304. Meußel's Geſ. Deutſchland. 2. Bd. S. 593 fg. 9. Bd. S. 485. Neuer Method der Deutſchen. Jahrg. II. Oct. 2. S. 613 fg.

GÖCKEL (Christian Ludwig), deutſcher Arzt, am 31. Dec. 1662 zu Gräfenſtonna unweit der Unſtrut in Sachſen-Gotha, wo ſein Vater, Veit Ludwig Göckel, gothaiſcher Hofrath und Ranzleidirector war, geboren, widmete ſich zu Jena unter der Leitung des berühmten Lehrers Georg Wolfgang Bebel der Arzneiwiſſenſchaft und erlangte, nachdem er unter dem Vorſitz deſſelben drei Abhandlungen (De convulsione ad praxin clinicam accommodata. Jenae 1683. 4. De Purgantibus. Jenae 1684. 4. und De hydropo. Jenae 1685. 4.) vertheidigt hatte, die mediciſche Doctorwürde. Auf die Empfehlung Joh. Georg Volckamer's, des Seniors des Medicinalcollegiums zu Nürnberg und Präſidenten der kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher, wurde er alſobald nach der Beendigung ſeiner Studien als Phyſicaldarzt zu Herdrub bei Nürnberg angeſtellt. In dieſem Wirkungskreise erwarb er ſich bei einer ausgedehnten Praxis ſo großen Ruhm, daß ihn der Herzog von Sachſen-Gotha bereits im J. 1692 zu ſeinem Leibarzte und geheimen Rathe ernannte. Im J. 1711 ging er in deſſelben Eigenſchaft in die Dienſte des Markgrafen von Baden-Baden über und begleitete deſſelben auf ſeiner Reiſe durch Teutſchland und Italien. Während ſeines Aufenthaltes zu Rom wurde er von dem Papſte Clemens XI. fürſorſcherl. Leiden wegen zu Rathe gezogen und da ſich dieſer bei der Beſorgung deſſelben ſehr wohl beſand, mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Im J. 1722 trat er als Leibarzt und geheimer Rath in württembergiſche Dienſte und im J. 1733 wurde er in deſſelben Eigenſchaft nach Baiern berufen; aber ſchon zwei Jahre ſpäter (1735) verließ er den Hofdienſt und zog ſich nach Nürnberg zurück, wo er am 23. Auguſt 1736 ſtarb. Göckel war durch ſeine ausgedehnte Praxis ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß er für ſein Fach als Schriftſteller nur wenig thätig ſein konnte, auch lieferte er außer den oben erwähnten Iſſertationen nur einige Beiträge zu den Schriften der kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher, in welche er bereits im J. 1696 als Mitglied unter dem Namen Merippus aufgenommen worden war*).

(Ph. H. Kält.)

GÖCKEL (Christoph Ludwig), der Sohn des Vorberghenden, im J. 1689 zu Herdrub geboren, widmete ſich der Arzneiwiſſenſchaft zu Tübingen und Jena und erlangte nach der Vertheidigung zweier Abhandlungen (De incubo und De serpentaria Virginia) auf der leſteren Univerſität unter dem Vorſitze G. W. Bebel's die mediciſche Doctorwürde. Nach der Beendigung ſeiner Studien machte er zu ſeiner weiteren Ausbildung eine Reiſe durch Teutſchland, Holland, England und Frankreich und ließ ſich dann zu Nürnberg nieder, wo er zum Hoſpitalarzte ernannt wurde und ſich bald einen ſo großen Ruf erwarb, daß ihn mehrere benachbarte Fürſten und Grafen als ihren Leibarzt wählten. Im J. 1715

- *) G. Andr. Will, Nürnbergiſches Gelehrtenlexikon u. d. d. J. d. Ehr. Knebel, Fortſetzung und Ergänzungen zu G. H. Gottl. Jäger's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1565. Dr. v. Gottl. Dietrich, Biblioth. literariſch. Anecdota. 2. Bd. Abth. 2. S. 96. Biographie générale. Tom. XX. p. 873.

wurde er unter dem Namen Philostratus in die kaiserliche Akademie der Naturforscher aufgenommen und leistete einige Beiträge zu den Schriften derselben*).

(Ph. H. Kütz.)

GÖCKEL (Heinrich Laurenz), ein Sohn des vorhergehenden Christ. Ludw. Göckel, am 1. Mai 1718 zu Nürnberg geboren, widmete sich zu Jena und Halle der Rechtswissenschaft und erlangte zu Altdorf nach der Verteidigung einer sehr gründlich gearbeiteten Abhandlung *De legali fideiendi nitrum*. Altorf. 1741. 4.) die juristische Doctorwürde. Im J. 1749 wurde er als Syndicus der Republik Nürnberg angestellt und wirkte hier seit 1751 als Consulat an dem Untergerichte und von 1753 in derselben Eigenschaft an dem Stadigerichte; auch nahm er Theil an dem sechsten Bande des von German Philoarchus (Christian Heint. Schwert) herausgegebenen und zu jener Zeit berühmten und sehr verbreiteten Werkes: *Der fluge Beamte oder Informatorium juridicum officiale*, d. i. Unterricht, wie sich ein fluger Beamte bei seines Pränsipals hohen Regalien verhalten soll (Nürnberg 1751. 4.) t).

(Ph. H. Kütz.)

GÖCKEL (Philipp Caspar), Bruder des Vorhergehenden, am 27. Aug. 1720 zu Nürnberg geboren, studierte zu Jena und Helmstedt die Arzneiwissenschaft und erlangte auf der letzteren Universität nach der Verteidigung einer botanischen Abhandlung (*Disputatio sistens meditationes et animadversiones in novum systema botanicum sexuale Linnæi*. Helmst. 1741. 4.) die medicinische Doctorwürde. Er machte darauf zu seiner weiteren Ausbildung mehre Reisen und hielt nach seiner Zurückkunft in seiner Vaterstadt anatomische und chirurgische Vorlesungen. Im J. 1752 wurde er zum Garnisonarzt ernannt. Das von ihm begonnene naturhistorische Werk: *Angenehmer und nützlicher Jeltztreib mit Betrachtung entseuer Vorstellungen überhand freudeher, fliegender und schwimmender Thiere*, nach der Natur gezeichnet, gemalt und in Kupfer gestochen (Nürnberg 1748. Fol.), wurde von dem deutschen Naturforscher G. V. Huth zu Ende geführt t).

(Ph. H. Kütz.)

GÖCKINGK (Friedrich Leopold Günther von), wurde am 13. Juli 1748 in dem unweit Halberstadt gelegenen Orte Werninghausen geboren, wo seine Familie ein Gut besaß und mehre Generationen hindurch die königliche Domaine daselbst verwalte hatte. Sein Vater war zugleich Mitglied der Kriegs- und Domainenkammer in Halberstadt, was ihn wahrscheinlich veranlaßte, diesen Ort zu seinem Wohnsitz zu wählen. Göckingk hatte damals kaum sein zehntes Lebensjahr erreicht. In der Domschule zu Halberstadt empfing er den ersten Unterricht. Die Schuldisciplin scheint nicht streng gewesen zu sein, weil sie dem lebhaftesten Knaben erlaube, allerlei unwillkürliche Streiche auszuüben. Göckingk war unter zehn Geschwistern, die größtentheils früh starben, der

liebling seines Vaters, der jedoch mitunter verdrießlich ward, wenn er wiederholte Klagen über die leichtfertigen Streiche seines Sohnes vernahm. Er untersagte ihm daher den Gebrauch eines ihm geschenkten kleinen Pferdes. Von dem Kaiserer wußte sich Göckingk jedoch mit Hilfe seines Taschengeldes die heimliche Zäumung seines Rosses zu erscheideln, dessen Hufe, mit Hilssohlen beschuht, seine Tritte durch die Hausflur nicht verriethen. In nicht geringer Verlegenheit setzten seinen Vater die Wünsche des Franziskanerflosters zu Halberstadt, welche sich bitter darüber beklagten, daß sein Sohn sich nicht gekümmert habe, zur Beherzeit in die Kirche einzuzutreten und so ihren Gottesdienst zu stören. Diesmal entging der mutwillige Knabe nicht der verdienten Strafe, die auf sein hartes Gemüth den tiefsten Eindruck machte und ihn den festen Vorsatz fassen ließ, sich vor ähnlichen Vergehungen zu hüten. In dem Pädagogium zu Halle, wohin er von seinem Vater in seinem 15. Jahre gesandt worden war, fand Göckingk einen an Geist und Gemüth ihm verwandten Mitschüler. Es war der später als Dichter berühmte Gottfried August Bürger. Die Zuneigung der beiden talentvollen und lebhaften Knaben verwandelte sich bald in eine innige Freundschaft, die ihr ganzes Leben hindurch fortdauerte. Immer konnte jedoch Göckingk seinen Muthwillen nicht ganz zügeln, der ihn häufig in Verlegenheit brachte und in manchen Handeln, sogar einst in einen jugendlichen Zweikampf verwickelte. Gewöhnlich aber wurden diese Zwiste auf dem Wege der Güte beigelegt, da Göckingk nicht lange zürnen konnte und schnell die Hand zur Versöhnung bot. Seiner Gutmüthigkeit und Gefälligkeit wegen war er, ungeachtet seiner oft verlegenden Aeußerungen, von dem größeren Theile seiner Mitschüler geachtet und geliebt. Freigebig unterstützte er Jedem, der es bedurfte, mit seinem Taschengelde, oft in Fällen, wo ihm selbst wenig übrig blieb.

Hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Fortschritte scheint ihm von seinen Lehrern selten ein Vorwurf gemacht worden zu sein. Jeder Anregung von Aufsen kam sein rastloses Streben zuvor, seine Mitschüler an Kenntnissen zu übertreffen. Sein Ehrgeiz kannte keine Grenzen. Zu poetischen Versuchen ward er durch seinen Verehrer mit Bürger ermuntert. Aber auch der Inspector des Pädagogiums, August Schrader, gleichfalls ein Freund der Dichtkunst, war weit entfernt, seine Reizung und sein Talent zur Poesie zu unterdrücken. Er fand ihm vielmehr aufmunternd und belehrend zur Seite. Auch war es Schrader, der den lebhaftesten Knaben von manchen drückenden Fesseln der Schuldisciplin befreite und indem er ihn auf den Weg des Rechts, der Tugend und der Religion hinwies, seinem Garten und von oft wechselnden Eindrücken beherrschten Gemüthe feste Grundzüge einflößte.

In seinem 17. Jahre (1765) eröffnete Göckingk seine akademische Laufbahn in Halle. Er widmete sich dem Studium der Jurisprudenz und Kameralistik. Neben seiner wissenschaftlichen Bildung blieb er auch den Künsten ergeben. Mit einem Garten Gefühle und reger Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, verleihten er eine feste Willenskraft und einen gewissen Stolz, der

*) Will a. a. O. Aelung a. a. O.

t) Will und Aelung a. a. O.

tt) Will und Aelung a. a. O.

ihn abhielt, von der erlangten größeren Freiheit einen Gebrauch zu machen, den er unter seiner Würde hielt. Sorgsam häutete er sich vor Schulden, durch die sich einer seiner älteren Brüder in große Verlegenheit geführt und seinem Vater viel Kummer verursacht hatte. Die Lectüre der vorzüglichsten alten und neueren Schriftsteller hatte seinen Geschmack gebildet und durch den Umgang mit gleichgesinnten Freunden und mit dem weiblichen Geschlechte seinen Vergnügungen eine edlere und feinere Richtung gegeben, die ihm die rohen Ausbrüche wilder Lustigkeit durchaus verleidete. Erholung nach ersten Studien suchte und fand er bei den Musen.

Göckingk hatte sein 20. Jahr erreicht, als er im Jahre 1768 in das väterliche Haus zurückkehrte. Er ward um diese Zeit als Referendarius bei der königl. preussischen Kriegs- und Domainenkammer in Halberstadt angestellt. Dort hatte Gleim einen Kreis von talentvollen jungen Männern um sich versammelt, die sich später als Dichter einen geschätzten Namen erwarben. Zu diesem Kreise gehörten Heinke, Michaelis, Klammer Schmidt, Joh. Georg Jacobi, Nathanael Fischer u. A. In diesen Verein ward auch Göckingk aufgenommen. Er schloß sich vorzugsweise an Michaelis an, der sich in mehreren Dichtungsarten, besonders auch in der poetischen Epistel, durch leichte Verifikation, Gedankenfülle und Eigenthümlichkeit der Erkundung ausgezeichnet hatte. Ungemeinen Reiz hatte aber auch für Göckingk die Zartheit und Reinheit der Empfindung in Jacob's Eiedern und die Gluth der Phantasie in Heinke's poetischen Producten. Ebenso ergozte er sich an den verschiedenen Tonweisen, welche Klammer Schmidt ankündete, an Gleim's feierhaften Eiedern und an dem unermüdelten Eifer dieses Dichters, den teutschen Hellsinn anzubauen. Vielfach anregend und ermunternd wurden für Göckingk die mannichfachen Richtungen, welche das poetische Talent jener jungen Männer verfolgte, ohne daß sie einen eigentlichen Nachahmungstrieb in ihm weckten. Immer behauptete er in seinen Vorlesungen einen gewissen Grad von Originalität, den er durch ein fortgesetztes Studium des Horaz erlangt hatte¹⁾. Eichbar war in allen seinen dichterischen Ereignissen das unablässige Streben nach Correctheit in Gedanken und Ausdruck. In seinem fortgesetzten Briefwechsel mit seinem halle'schen Universitätsfreund Bürger theilte er ihm seine poetischen Producte mit und unterwarf sie seiner Beurtheilung. Zum Epigrammatiken machten ihn seine natürlichen Anlagen von Witz und einer leichten, nicht scharf vorliegenden Satyre. Den Vorzug unter allen Gattungen der Dichtkunst gab Göckingk der poetischen Epistel, zu der er sich besonders durch seinen Freund Michaelis hingezogen fühlte. Durch eine ihm eigene geistreiche Redseligkeit erreichte er in der erwähnten Dichtungsart einen solchen Grad von Vollendung, daß er seine Vorgänger weit hinter sich jurückließ und selbst seinen Michaelis übertraf. Ihm folgte Göckingk, als er im J. 1770 im 26. Jahre starb,

ein schönes Denkmal in seiner Epistel an Herrn **, einen jungen Dichter²⁾.

Mit der Poesie konnte sich Göckingk bei nicht überhäuften Amtarbeiten fleißig beschäftigen. Zum Horaz, besonders zu dessen Lehrschriften, lehrte er immer wieder mit neuem Vergnügen zurück. Der römische Dichter begleitete ihn auf seinen einsamen Spaziergängen. Münter nahm er auch wol Urlaub zu einer kleinen Erholungsreise, während er sich in sein Zimmer einschloß, um ganz den Musen zu leben. Außer mehreren hrischen Gedichten, Epigrammen und Episteln, legte halb in Prosa, halb in Versen geschrieben und größtentheils an Frauenzimmer gerichtet, verfaßte Göckingk damals auch mehrere Erzählungen und satirische Aufsätze, meist in allegorischer Form, die er jedoch nie durch den Druck veröffentlichte. In fortwährender Verbindung blieb er mit dem vorhin erwähnten Dichterkreise, der, wie man mühter irrig behauptet, Nichts weniger als die Absicht hatte, eine eigene poetische Schule zu begründen. Nur die Liebe zur Kunst wollten die innig mit einander verbundenen Freunde erwecken und nach dem Maße ihrer Kräfte fördern. Jeder folgte in der Poesie seinem eigenen Genie und unterwarf seine Arbeiten einer gemeinschaftlichen Kritik, deren Strenge selten Störungen der allgemeinen Einigkeit zur Folge hatte. Noch in späteren Jahren nennt Göckingk seinen Aufenthalt in Halberstadt die glücklichste Periode seines Lebens. Er verließ diesen Ort nicht, ohne den geachteten Freunden, die zu dem halberstädter Dichterkreise gehörten, in dem Eiede: „Naalreons Erbschaft“ ein schönes Denkmal zu stiften³⁾.

Fast ohne allen Umgang verlebte Göckingk die ersten Jahre seines Aufenthaltes in Eürich in der Grasschaft Hohnstein. Im J. 1770 war er bei der dortigen Kammer als Secretair und Kanzleidirector angestellt worden. Die schönen Tage, die er in Halberstadt zugebracht, traten oft vor seine Seele und veranlaßten ihn, wenn er sie mit seiner jetzigen Lage verglich, zu bitteren Klagen in seinen Briefen. Wollte er das Bedürfnis freundschaftlicher Mittheilung befriedigen, so mußte er sich zu einer kleinen Reise entschließen. Zwei Weilen von Eürich, zu

2) Siehe Göckingk's Gedichte. I. Th. S. 187 fg. Denn heißt es von Michaelis:

Er starb, beweint von Drei bis Vierem,
Die ihn allein geliebt, gekannt,
Und oft lang nicht ein ganzes Luth
Solch einen Geist, wie den, verlieren.
Er starb, ein kleiner im Leben,
Dem, was im Glanz der Welten prahlte,
Kaum einen Seitenblick gegeben;
Nur erst im Lobe überstrahlt
Sein Verdorber Stern und Ordensbänder,
Sein Nam' allein den ganzen Schwarm.

3) Das in Göckingk's Gedichten 4. Th. S. 51 fg. abgedruckte Eied beginnt mit den Versen:

Sollt' Naalreons ipi Sterben,
Und wir wären seine Erben:
Stimm, der zweit' Naalreons,
Trübe seine Eiede blüht
Vor uns übrigen davon a. n. n.

1) In seinen Gedichten (Frankfurt. a. M. 1821. 2. Th. S. 108 fg.) findet man eine an den römischen Dichter gerichtete Epistel.

Kleinwerther bei Nordhausen, lebte der Pfarrer Gocking. Es war der einzige Mann, in dessen Umgang er mitunter einige Stunden genoß. In der Umgegend von Ulrich strich er oft einsam umher, sich selbst und seinen Gedanken überlassen. Um seinen Unmuth zu bekämpfen, rief er auch noch dann und wann, wieviel vergebens, die Philosophie zu Hülfe. Einen günstigen Erfolg hatte für ihn der erheiternde Umgang mit den Mäusen. In seinen poetischen Episteln, die größtentheils während seines Aushaltens in Ulrich entstanden, ist oft eine Heiterkeit vorherrschend, die ihm nur seine poetische Stimmung geben konnte⁴⁾. Die Dichtkunst tröstete ihn unter einförmigen und beschwerlichen Amtsgeschäften, die mit seinen geistigen Bedürfnissen in dem größten Widerspruch standen. Ermüdet von mechanischen Arbeiten, die seinen Kopf unbefriedigt ließen, schnte er sich oft nach einem erheiternden Wirkungskreise.

Wenn Gocking diesen auch nicht sobald fand, hatte doch das Schicksal schon für ihn gesorgt, ihn einigermaßen mit seiner traurigen Lage zu versöhnen. Auf seinen häufigen Ausflügen in die Umgegend von Nordhausen hatte Gocking in der dort wohnenden Familie Vogel⁵⁾ zwei liebenswürdige Töchter kennen gelernt, von denen die ältere, Sophie Ferdinande, ein Mädchen von blendender Schönheit, jartem Geblüde und ausgezeichneter Geistesbildung, einen tiefen und bleibenden Eindruck auf ihn machte. Die Bekanntschaft mit Rantzen, wie er sie später in seinen Gedichten feierte, verwandelte sich bald in eine gegenseitige Zuneigung. Gocking verlobte sich mit dem liebenswürdigen Mädchen, das im J. 1775 seine Gattin ward. Er hatte mit ihr eine fortgesetzte Correspondenz unterhalten und ihre an ihn gerichteten Briefe, meistens ungekünstelte Ergänzungsstücke, mit Versen beantwortet, in denen er seine Zärtlichkeit in geistvoller Weise ausdrückte. In den „*Liedern zweier Liebenden*“ hat Gocking unter dem Namen Amaranth dem jarten Verhältnis zu Rantzen ein schönes Denkmal gestiftet⁶⁾. Sein häusliches Glück war jedoch von keiner Dauer. Gekört ward es durch den Tod seines jüngsten Sohnes

und durch eine lange Krankheit seiner geliebten Gattin. Um seine eigene, sehr leidende Gesundheit zu stärken, war er im J. 1781 in die Schweiz gereist, während seine Gattin sich mit ihren beiden Kindern nach Ruchstätt begeben hatte, um das dortige Bad zu brauchen. Die Nachricht von dem Tode seines geliebten Kindes erbieth Gocking auf der Rückreise aus der Schweiz. Seinen Schmerz bei diesem Verluste schilbert die Empfindungen in der Elegie: „*Auf den Tod seines Sohnes Moriz Gumbert*“⁷⁾. Ihn erwartete jedoch noch ein neues Unglück. Kränkel, als er sie verlassen hatte, fand Gocking bei seiner Heimkehr seine Gattin und auch wenigen Wochen ward auch sie ihm durch den Tod entzogen. Auf's Jähtliche war sie, die Verstorbene, von ihrer älteren Schwester Amalie gepflegt worden, die sich zugleich des Haushaltes und der Erziehung der Kinder angenommen und dem tröstlichen Gatten sein hartes Geschick in mehrfacher Weise erleichtert hatte. Mit einer anmuthigen Gestalt vereinigte sie einen höchst liebenswürdigen Charakter, in welchem Sanftmuth und Herzengüte als Grundzüge hervortraten. In ihr glaubte Gocking ein Wesen zu finden, das seine Leiden und Freuden mit ihm theilte. Sieben trübe Monate waren vergangen, als er ihr die Hand am Altare reichte. Er fand seinen Grund, diesen Schritt zu bereuen. Amaliens Besitz machte ihn sehr glücklich. Seine Stimmung war wieder heiterer geworden und selbst seine oft sehr beschwerlichen und geistlosen Amtsgeschäfte schienen ihm minder zu drücken als bisher. Trat ihm auch zuweilen eine trübe Erinnerung an seinen gehabten Verlust vor die Seele, so mußte er sich doch gefallen, daß sein Leben wieder eine über seine Erwartungen günstige Wendung genommen hatte. Immer blieb ihm noch, wenn er seine Dienstarbeiten befristigt hatte, hinreichende Geisteskräfte zu einer weit verbreiteten Wirksamkeit.

Von dem günstigsten Einflusse war die Wendung, welche seine Schicksale genommen hatten, für Gocking's dichterische Productivität. Zu den einzelnen Gedichten und Aufsätzen, die er bisher in mehreren Almanachen und Zeitschriften geliefert hatte⁸⁾, treten nun noch zahlreiche Beiträge zu dem Göttinger Musenalmanach. Längere

4) Gocking's Moriz Gocking, geboren 1783 als Urenkel des berühmten Rinken und erster Professor zu Petersburg; s. *Muskel's* *Zeitschrift* der vom Jahre 1750—1800 verfaßt haben deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 278. 5) Mehr dieser Episteln sind an Gocking geschrieben, die erste vom Jahre 1771, die letzte vom Juni 1777; s. Gocking's *Gedichte*. 1. Th. S. 3 fg. 57 fg. 127 fg. 209 fg. 6) *Nicht Vogel*, wie in den Zeitschriften („*Zweier Liebenden*“) erschienen zu Leipzig 1777 in Osnabrück, mit Bismarck's geist, und in einer zweiten verbesserten und vermehrten Auflage ebenfalls 1779. 8) Einige dieser hatte Gocking in dieser zweiten Ausgabe unterdrückt und sie durch neu hinzugefügte Gedichte ersetzt. Amaranth's Lieber waren von Gocking verfertigt worden, Rantzen's Lieber dagegen von der Stelle gänzlich unterdrückt geblieben. Eine der schönsten war der Frühlingssorgen S. 62. In Gocking's gesammelten Gedichten habe man diese Lieben im dritten Theile S. 1—156. Vergl. neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 21. Bd. S. 2. S. 314 fg. Gocking's *Gedichte*, literarisches Handbuch n. 2. Bd. Abth. 2. S. 90 fg. *Die Göttinger poetische Blumenlese* auf das Jahr 1794 enthält noch vier Gedichte als Nachtrag zu den Liedern zweier Liebenden.

8) Siehe Gocking's *Gedichte*. 3. Th. S. 168 fg. Dort heißt es unter andern:

Mein' dich aus, du volles Herz!
Erden kannst du nur verguden!
Meiner Liebe bangt Leiden,
Meines Auges Sehnsucht
Kann ich mir verkennen.
Doch
Mein Lippe ist verflammt,
Denn vor meinem Ohr summt
Gäthner's letztes Kufen noch n. f. m.

9) In dem Göttinger Magazin, zu dem Göttinger Anzeigerblatt (unter dem Namen *Almanach*), im Deutschen Merkur, zu Göttinger's und Meißner's *Deutscher Anzeiger* für ältere Literatur und neuere Kritik, zu den *Halbescheider* gemeinnützigen Blättern, zu *Reichardt's* *Deutscher Anzeiger* n. 2. Journalen. Vergl. *Zeitschrift* des im ersten deutschen Dichter und Prosaisten 6. Bd. S. 198 fg., wo Gocking's Beiträge einzeln namhaft gemacht worden sind.

Zeit beschäftigte ihn der umfassende Plan einer Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände. Mit rastlosem Fleiße widmete er sich den Verbesserungen seiner bisherigen Gedichte, die er für eine Gesammtausgabe ordnete. Mit einem weitausläufigen Briefwechsel und mit manchem Opfer von Zeit war die von ihm übernommene Redaction einer periodischen Schrift verbunden, die den Titel: „Journal von und für Deutschland“ führte. Von diesem Journale erschienen unter seiner Leitung zwölf Stücke mit einem Supplementhefte. Die Fortsetzung dieses Journal's überließ Göckingk seinem Freunde Vibra in Jülich. Dazu war er durch mannichfache Vertieflichkeiten und Vorfällen, die ihn wegen der Herausgabe seines Journal's trafen, endlich genöthigt worden. Aus Mainz hatte er einen die dortige Justizverwaltung ziemlich scharf tadelnden Aufsatz erhalten und denselben ohne Besenken in seiner Zeitschrift abdrucken lassen, da er durchaus keinen Grund hatte, den ihm bekannten Einsender für einen Leichtsinnigen oder gar für einen Verdammen zu halten. Von dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, bei welchem die mainzer Regierung, durch seinen Aufsatz verlegt, eine Beschwerde eingereicht hatte, ward Göckingk zur Verantwortung gezogen. In einem Briefe an den Professor Schäg in Jena, dem er am 31. Dec. 1784 gestand, daß er bei seinem Journale schon über 1200 Thlr. eingeüßt habe, fügte er hinzu: „Was das Schlimmste ist, so bin ich durch eine Beschwerde des Kurfürsten von Mainz über das Journal in eine Untersuchung verwickelt worden, die mich wol gar noch dahin bringt, die Herausgabe ganz niederzulegen, um nur mit Frieden hinab in die Grube zu fahren“¹⁾. Durch die härtesten Drohungen konnte er nicht bewogen werden, den Verfasser jenes Aufsatzes zu nennen, der als mainzischer Beamter und als Hausvater einer zahlreichen Familie in diesem Falle ohne Zweifel sein Amt verloren haben und dadurch ins tiefste Elend gerathen sein würde. Selbst von Festungskräfte sah sich Göckingk bedroht. Der Minister von Herzberg veranlaßte endlich die Sache dahin, daß Göckingk sich erklärte, seine Zeitschrift aufzugeben. Er that es nicht ohne Schmerz. Manche schöne Hoffnung hatte er an dies Unternehmen geknüpft. Er hatte demselben seine Kräfte und nach seinem eigenen unläugbar erwandten Gesandnisse einen Theil seines Vermögens geopfert. Seine Empfindungen schilbert das seinem Journale beigelegte Abgedruckte.

Mit seinem trüben Schicksale versöhnte ihn um diese Zeit wieder ein frohes Familienereigniß. Es war die Geburt seiner Tochter Wilhelmine, die später als Gattin des Hofmeisters von Würmb auf den schlesischen Besitzungen der in Paris lebenden Herzogin von Dina wohnte. Um diese Zeit war es auch, wo Göckingk in der Nähe von Ulrich sich ein Landhaus bequem und geschmackvoll eingerichtet hatte. In dies Aulj zog er sich zurück, wenn ihn irgend eine portliche Zee ergriß, für deren Ausführung er der Einsamkeit und Ruhe bedurfte.

Dorthin flüchtete er sich auch wol bisweilen, um eine trübe Stimmung, die sich seiner bemächtigte, vor seiner Gattin zu verbergen. Eine solche Stimmung bemächtigte sich seiner bei oft wiederkehrender Erinnerung an die jüngst verlebte traurige Zeit. Sein Aulj raubte voll Schmerz auf den letzten Hefen seines abzugebenden Journal's, mit deren Anordnung er sich beschäftigte. Seinen Unmuth verschonte um diese Zeit, im November 1784, ein Besuch der Schwester der Herzogin von Kurland, Elisa von der Reke, geborenen Gräfin von Rüdern. Mit dieser geistreichen, auch als Dichterin geschätzten Dame und ihrer sie begleitenden Freundin Sophie Weder, nachmal's verheiratheten Schwarz, hatte Göckingk schon seit längerer Zeit in Briefwechsel gestanden. Beide waren auf einer Reise nach Karlsbad begriffen. Von Göckingk, dessen persönliche Bekanntschaft sie zu machen gewünscht hatten, auf freundschaftlich eingeladen, verweilten sie längere Zeit in seinem Landhause. So viel es ihm seine Geschäfte irgend erlaubten, forzte Göckingk in mannichfacher Weise für die Unterhaltung seiner Gäste. Ausflüge in die romantische Gegend wurden unternommen, selbst eine Reise nach Göttingen, zu Göckingk's Jugendfreunde Bürger, der abwesend durch Scherz und Ernst den Gesellschaftskreis zu erweitern suchte, unter anderen durch eine nach vorgeschriebenen Endreimen verfasste und an Sophie Weder gerichtete Liebeserklärung, welche diese ebenfalls nach vorgeschriebenen Endreimen beantwortete²⁾. Von dem frohen Tagen, die er verlebte hatte, gab er seinem Freunde, dem Professor Schäg in Jena, am 31. Dec. 1784 eine kurze Nachricht mit den Worten: „Anfangs November erhielt ich einen dreiwöchentlichen sehr angenehmen Besuch von der Schwester der Herzogin von Kurland.“ Im Gespräche seiner dadurch gekörten Thätigkeit fügte er die Worte hinzu: „welche Abhaltungen, welche Zerstreuungen bei Geschäften wie die meinigen!“

Gleichwol waren diese Zerstreuungen, diese Genüsse des Geistes und Herzens sehr besinn für Göckingk's verletztes Gemüth. Er fühlte sich wieder erhoben in allen Lebensgefühlen. Im Frühjahr begleitete er seine Gäste, die wieder ihren früheren Wohnsitz zu Wülferode bezogen hatten, auf ihrer abermaligen Reise nach Karlsbad. Dahin kehrte er, nach einem kurzen Aufenhalte in Wien, wo er Ailing's und Reper's persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, wieder zurück. An der Feiert seines Geburtstages, auf der Festschloß, einem der reizendsten Punkte der karlsbader Umgegend nahmen Herder, Goethe, Knebel u. A. Theil, die während seiner Abwesenheit in Karlsbad eingetroffen waren. Auf der Rückreise über Bamberg, Würzburg, Frankfurt und Mainz begleitete Göckingk seine Freunde bis Jülich. Dort vollendete er die Geschäfte der Uebergabe seines Journal's an den Kreisberrn von Vibra, den Ressen des Fürstlich'sch's von Sulza. Er war noch nicht lange nach Ulrich zurückge-

10) Siehe die Schrift: G. S. Schäg. Darstellung seines Lebens. (Halle 1835.) 2. Bd. S. 108.

11) Siehe Beilagen. Dritte Reihe. 1. Bd. Heft 4, wo diese Reimsprüche aus den von Jöckingk's herausgegebenen Denkwürdigkeiten aus dem Leben deutscher Dichter und Prosaischen wieder abgedruckt worden sind.

fehrt, als er sich mit seiner Gattin nach Vermont begab, um seine Freundin Eliza von der Rede, die sich mit erschöpften Kräften dorthin begeben hatte, über den Verlust ihres Vaters zu trösten. Als sie sich zu ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland begab, lehnte Gödingk wieder nach Ulrich zurück.

Dort erwarteten ihn, nach so gereizten Tagen, die einsamsten und beschwerlichsten Anzugeschäfte, unter deren Last er beinahe erlag. Lebhafter als jemals sehnte er sich nach einem neuen Neigungen und Fähigkeiten mehr entsprechenden Wirkungsfreie. Dafür konnte ihm der Titel eines Negationsrathes, den ihm der Herzog von Kurland ertheilte, keinen Ersatz bieten. Um äußere Auszeichnungen war es ihm überhaupt nicht zu thun. Die Poesie blieb immer das Gebiet, in dem er seinen wahren Frieden und das höchste Lebensglück fand. Er fühlte eine unendliche Vere, seit er die Redaction seines *Journal*s aufgegeben hatte. Längere Zeit hatte ihn, wie bereits früher erwähnt worden, die Idee einer Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände beschäftigt. Für diesen Zweck wollte er das halb verfallene Schloß in seiner Vaterstadt Gröningen erwerben und einrichten. Dieser Plan scheiterte. Nicht immer vermochte ihn jedoch die Philosophie für die Entlassung zu trösten, zu der er in solchen Fällen seine Zuflucht nahm¹³. Es schien einmal sein Schicksal zu sein, in allen seinen Erwartungen, wenn nicht getäuscht, doch lange hinhaltet zu werden.

Davon überzeugte ihn Gödingk in Berlin, wo er im J. 1784 das große Staatsgramen befaßte und dadurch Ansprüche auf eine Stelle bei der Kriegs- und Domainenkammer erlangt zu haben glaubte. Manche minder Berechtigte wurden ihm vorgezogen. Eine ihm übelwollende Genügnung der höchsten Staatsbehörden konnte er nicht veranlassen. Nachtheilig war jedoch für ihn das damals in Berlin herrschende Vorurtheil gegen Schriftsteller im Staatsdienste. Durch ein prelatiale Zurückgehen fühlte sich Gödingk so gekränkt, daß er beschloß, seine Dienstentlassung zu fordern. In einem Briefe an v. Reper in Wien¹⁴ äußerte er den Wunsch, als Professor an der dortigen Universität angestellt zu werden. Fast noch lieber war ihm ein Amt bei der kaiserlichen Bibliothek. Die Aussicht, durch den Freilern von Eweten in Wien eine Professur der Rechtshilf und Geschichte zu erhalten, gesehnt sich wieder. Im J. 1786 ward er endlich als Rath in der Kriegs- und Domainenkammer zu Magdeburg angestellt. Wegen des äußerst geringen Gehalts, der mit dieser Stelle verbunden war,

mußte er jedoch seine Familie in Ulrich zurücklassen. Diese neue Beförderung konnte für ihn wenig Erfreuliches haben. In trüber Stimmung schrieb er aus Magdeburg einem Freunde: „Es ist nun einmal mein Loos, immer auf Lebenslang hinarbeiten und niemals ihn zu gewinnen.“ Auch in anderen Briefen sprach sich die Unzufriedenheit mit seiner Lage aus. Er lebte fast gänzlich zurückgezogen. Sein Umgang beschränkte sich auf die Familie des Abtes Kersow im Kloster Bergen, auf den Recter Funk und den Hofrath von Köpen. Zwei Jahre mußte Gödingk, getränkt von Heu und Kindern, „in Magdeburg verweilen“, wie er sich in einem seiner Briefe ausdrückt. Eine günstige Wendung nahm sein Schicksal durch einige Sönnner und Freunde in Berlin. Die Minister von Helwig und von Schulenburg-Blumberg bewirkten, daß Gödingk im J. 1788, seinem ausgesprochenen Wunsche gemäß, als Land- und Steuerrath nach Bernierode versetzt wurde. In dem freieren und selbstständigeren Wirkungskreise, der sich ihm geöffnet hatte, Alles zu leisten, was igt in seinen Kräften stand, war Gödingk's erster Voratz, von dem er so wenig abwich, daß er sich nur wenig Erholung gönnte. Er arbeitete oft mit fast zu sehr angelegten Kräften, zum Nachtheile seiner Gesundheit und besonders seiner Augen. Streng gegen sich selbst, war er es auch gegen seine Untergebenen, obgleich sich wol Fehler belangen konnte, hart von ihm behandelt werden zu sein. Seiner Strenge lag immer die reinste Gerechtigkeit zum Grunde. Einem seiner Freunde, der ihm ein zu selbstschätliches und hartes Verfahren zum Vorwurfe gemacht hatte, antwortete Gödingk: „Glauben Sie mir, daß ich mehr dabei leide, als Sie, wenn ich nach meinen Grundsätzen und Ansichten von Pflicht ein Tiger sein muß. Gott Lob! so lange ich lebe, war ich es noch nie, wenn es meinen Vorgesetzten betraf. Ich gehe nicht rühend aus der Welt, als ich hineingekommen bin, eben weil ich lieber gegeben, als genommen habe.“ Das Selbstverleugnung und Unselbstmüßigkeit zu den Grundzügen in Gödingk's Charakter gehörten, zeigte sich auf mehrfache Weise in seiner amtlichen Thätigkeit. Durch sein Hindernis ließ er sich schreden, einschneifige Mißbräuche abzuschaffen. Jedem Geseinde ließ er ein geduldiges Ohr und beseitigte ohne Aufschub alle bei ihm angebrachten Beschwerden. In den häufigsten Ausdrücken des Unwillens äußerte er sich über die harte und grausame Behandlung der Soldaten, dem Officiersstande gegenüber, dessen Willkür er völlig preisgegeben war. Auf den lächerlichen Cantonstreiben, wo ihn ein Stadtschiffier beglückte, widerlegte er sich aufs Nachdrücklichste den oft zu weit getriebenen Annahmen der Militärpersonen. Zu demüthigen war es, wie Gödingk bei seiner vielföhrigen und nie rastenden Thätigkeit noch zu literarischen Arbeiten Ruhe finden konnte. Mehrere poetische Erzeugnisse und zum Theil ansehnliche Recensionen für die *Allgemeine deutsche Bibliothek* und für die *allgemeine Literaturzeitung*, mit deren Herausgeber er in fortgesetztem Briefwechsel stand¹⁵,

¹²) So schreibt er selbst in seiner ersten Briefe an Wolhagen (Schicht 1. Th. S. 4):

Seitdem ich sah, wie dich — des Glüdes
So werth — sein Schlag des Mißgeschicks,
Rein Piel der kummern Töbheit frucht,
Berging mit schnell her Geseindeln,
Für dich sechst mich anzußen,
Daß ich mich hier, in diesen Winkel
Geworfen, mich soll müde sein.

¹³) An den Freiherren Joseph v. Reper, 1. f. Hoffsekreter und Büchererzener, ist auch eine von Gödingk's Briefen gerichtet, datirt vom 22. Oct. 1780; f. Gödingk's Schicht. 2. Th. S. 135 fg.

¹⁴) Siehe die Schicht: G. G. Schg. Darstellung seines Lebens. (Halle 1835.) 2. Bd. S. 107 fg.

fielen in diese Periode seines Lebens. Er unterließ zugleich einen fast ununterbrochenen Briefwechsel mit auswärtigen Freunden und Freundinnen. Besenungsacht besetzte er mit großer Gewandtheit, Sachkenntnis und Umsicht die verwickelten Streitigkeiten, die sich damals zwischen dem preussischen Hofe und der fürstlichen Abtei Duedinburg entsponnen hatten. Friedrich Wilhelm II., der ihn mit diesem Geschäfte beauftragt hatte, ertheilte ihm, in gerechter Anerkennung seiner Verdienste, den preussischen Erbadel. Göcking schützte sich durch diese Auszeichnung überrast, noch zugleich auch in mancher Hinsicht betroffen. Einer seiner Freunde, der im Cabinetsministerium angestellt war, beruhigte ihn darüber mit den Worten: „Sie urtheilen in Ihrem Schreiben über die Ihnen widerfahrne königliche Gnade viel zu bescheiden. Sie ist allerdings darin von den meisten und fast von allen Fällen dieser Art sehr unterschieden, daß sie nicht, wie bei der Landesbaldigung, ein bloßer Ergruß der königlichen Huld, sondern eine wahre Belohnung wirklich geleisteter Dienste ist.“

Eine trübe Stimmung ist vorherrschend in einem um diese Zeit, am 11. Juli 1790, geschriebenen Briefe Göcking's an den Professor Schüz in Halle¹⁵⁾. Er entschuldigt sich wegen seines längeren Schweigens und fügt dann hinzu: „Ich bin gesund, wenigstens dem Leibe nach; meine Seele hat in diesem Frühjahr viel gelitten. Die Aushebung der Rekruten, Stücknechte und Artilleriepferde, die Jouragelieferungen vom Lande in die angelegten Magazine, die Klagen der zurückgebliebenen Soldatenweiber und Kinder — Alles dies hat auf mein Inneres tiefe Wirkung gehabt. Wie viel Thränen hab' ich gesehen, die ich nicht trocken konnte; wie viele Seufzer gehört, durch die ich mich nicht rühren lassen durfte! Dazu kam noch der Tod, der freiwillige Tod des eben Minister's Schulenburg. Es war natürlich, daß diese Nachrichten mich heftig erschüttern mußte. Ich hatte so viele Kellen ganz allein mit ihm gemacht; ihn ganz kennen, schätzen und lieben gelernt; hatte nie (für Andere, für mich selbst hat ich nie etwas) eine Heilbille bei ihm gethan und so mancher Project vorträglich, das meinen äusserlich beschwerlichen Dienst mir erträglich machte. In der That verlieste mich sein Tod so, daß ich zu Nichts mehr aufgelegt war. Ich suchte mich mit Gewalt zu zerstreuen. Da ein Hagelwetter in der Nacht vom zweiten Pfingsttage meine beiden Gärten durchaus verwüstet und mir das einzige Vergnügen geraubt hatte, das mir hier im Garten zur Erholung dient, so mußte ich diese Auswärt's suchen. Ich habe daher mit meiner Familie kleine Reisen nach dem Broden, nach Blankenburg und der Rospitzer gemacht. Dies hat mir so ziemlich den Ton wiedergegeben und da ich seit dem Ausmarck der Regimenter etwas mehr Ruhe gewonnen habe, so werde ich bald alle in Ihre Literaturzeitung rückständige Rezensionen einsehen. Nur neue zu übernehmen hab' ich mir nicht angetraut; denn in funfziger Woche fange ich an, mein Departement zu bereiten und vor dem Herrn

werde ich zu literarischen Arbeiten keine Zeit haben. — Der Fortgang Ihres Unternehmens macht mir außerordentliche Freude. Ich weiß aus eigener Erfahrung, mit wie vielen Schwierigkeiten man in Deutschland zu kämpfen hat. Wollte der Himmel, ich könnte Ihr Institut thätiger unterstützen. Aber im Preussischen giebt man bei den Stellen im Finanzdienste Pferdearbeit und Feigfuttermittel. — Möchte ich doch einmal so viel Zeit gewinnen können, um eine Reise nach Jena zu unternehmen! Für mein Leben möchte ich einen Abend (mehr Zeit wagte ich nicht Ihnen zu stehlen) mit Ihnen und Grisebach verleben. Aber ich sehe vorher, daß ich es bei bloßen Wünschen werde bewenden lassen müssen. — Den lieben Grisebach werde ich wol nicht eher als in jener Welt wiedersehen. Indeß will ich ihn in dieser nie vergessen. Ich habe das Billet, das einzige, das ich von seiner Hand besitze, noch immer so sorgfältig aufgehoben, wie ein Katholik seine Reliquie. Zeigen Sie es ihm, und schiden es mir zurück. Er wird zwar über die Sache lachen, aber ich würde mir selbst weniger gut thun, wenn mir das Billet minder werth wäre.“

Mit unglücklichen Schwierigkeiten und Hindernissen hatte Göcking zu kämpfen, als er im J. 1793 als geheimer Oberfinanzrath in das Generaldirectorium nach Berlin versetzt ward, wo er sogleich eine Reise nach Polen antrat, um sich mit der Organisation des südpreußischen Departements zu beschäftigen, das aus den Trümmern des Königreichs Polen bestand, die dem preussischen Staate zugefallen waren. Göcking's Earschbide konnte die Wichtigkeit des ihm übertragenen Geschäfts nicht entgehen. Er begriff leicht, daß die Polen für die neue Ordnung der Dinge, ehe man sie einfuhrte, erst empfänglich gemacht werden mußten, wenn aus so widerstrebenden Elementen ein harmonisches Ganze hervorgehen sollte. Göcking befaß jedoch, wie wenig Andere, die erforderlichen Eigenschaften, um diese schwierige Aufgabe befriedigend zu lösen. Ihm gebrach es weder an Muth, noch an Kraft und Entschlossenheit. Dazu kam sein strenges Rechtsgesühl, das ihn jeder Verschönerung unzugänglich machte, sowie seine Beharrlichkeit in Allem, was er unternahm. Erleichtert ward ihm sein Geschäft durch das unbedingte Vertrauen des preussischen Ministers von Bock, der alle seine Vor schläge unbedingt genehmigte. Mit unermüdlicher Thätigkeit brachte Göcking die Organisation des südpreußischen Departements im Laufe eines Jahres glücklich zu Stande. Seinen Wunsch, bald nach Berlin zurückzukehren, mußte er vor der Hand aufgeben. Ein Schreiben des Ministers von Hardenberg, das er in Polen empfing, enthielt die Worte: „Ich wundere mich nicht, daß Sie geneigt sind, nach Berlin zurückzukehren, wo Sie so viele Freunde zurücklassen, welche Sie beschützen, und Ihre Familie, die Sie lieb und anseht. Der Gang zur praktischen Ausübung des Beatus illo etc. liegt, glaub' ich, in der Brust eines Jeden, der dem Staate mit wahrem Eifer gedient und mit Mühen und Hindernissen aller Art gekämpft hat. Dennoch aber hatten und so manche Rücksichten davon zurück, deren eifrigste, die Ueberzeugung, nützlich für das

15) Siehe a. a. O. S. 109.

Gänge mitwirken zu können und zu müssen, auch Sie noch abhalten wird, sich jenem Gange zu überlassen."

Auch nachdem Gödingk wieder nach Berlin zurückgekehrt war, verblieb ihm die fernere Verwaltung der südpreußischen Provinz. In den Jahren 1797—1798 war er bei der Gescepromission thätig. Er war auch zum Mitgliede der Dirceraminationsbehörde ernannt worden. Sein Geschäftsfreie ermittelte sich noch durch die ihm übertragene Untersuchung des gesammten Polizeiwesens der Stadt Berlin. Diese Untersuchung erstreckte sich besonders auf die Strafankalten, Krankenhäuser und milden Stiftungen. Zu einer gänzliden Umbildung der Polizeianstalten entwarf Gödingk einen ausführlichen Plan, der genehmigt und ausgeführt ward. Von mehreren Seiten zeigten sich ihm Ausichten zu einer erweiterten praktischen Thätigkeit. Nach dem J. 1800 erfolgten Tode des Herzogs Johann von Kurland ward Gödingk von der künftigen Witwe, der Herzogin Dorothea ersucht, die Vermundtschaft für die minorrennen Prinzessinnen zu übernehmen. Die Schwester der Herzogin, Elisa von der Rörde, hatte ihn zu diesem Amte empfohlen. In dem Herzogthume Sagan, wie in den Herrschaften Rotenburg, Holseln und Teusch-Bartenberg wurden ihm mit dem vornundschastlichen Amte alle herzoglichen Befugnisse übertragen. An den Kaiser von Rußland hatten die Mündel über zwei Millionen Rubel zu fordern. Diese und andere Angelegenheiten nöthigten ihn zu einer Reise nach Petersburg. Durch Reist, Muth und Geistesgegenwart bekämpfte er dort mannichfache Hindernisse, die ihm sein Geschäft erschwerten und legte den Verzügungen, Ausweichungen und Mißverständnissen einen kräftigen Widerstand entgegen. Seine Beharrlichkeit trug den Sieg davon und seine Charakterfestigkeit erwarb ihm in Petersburg allgemeine Achtung. Einen Beweis davon erhielt er durch seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der vorzigen Gescepromission.

Seinen früheren Amtsarbeiten in Berlin unterzog sich Gödingk, als er nach viermonatlichem Aufenthalte in Petersburg wieder nach der genannten Residenz zurückgekehrt war, mit einer Uneigennützigkeit, die beinahe an Uebertreibung grenzte. Er verzichtete auf einen Theil des ihm angewiesenen Gehaltes und es fiel ihm nicht ein, bei kleineren Geschäften die dadurch verursachten Kosten in Rechnung zu stellen. Immer noch so rastlos thätig wie früher ließ er seine Gelegenheiten vorbeigehen, wo er Nutzen stiften konnte. So gab er, wenn auch nicht ohne Widerstreben, dem Ratrage des Prinzen von Dranien Gehör, den ihm zugesallenen Landestheil zu organisiren. Diesen Landestheil hatte der Prinz bei der Verwandlung des Bisthums Fulda in ein weltliches Fürstenthum im J. 1803 als Entschädigung erhalten. Mit Muth und Entschlossenheit unterzog er sich der schwierigen Aufgabe, in Fulda ein Land zu organisiren, das in allen Verwaltungszweigen einer ebenso durchgreifenden Umgestaltung bedurfte als Polen, Ruß, doch ohne Uebereilung und meist mit glücklichem Erfolge, führte er seine mannichfachen Entwürfe aus. Für die Industrie sorgte er durch die Wiederherstellung der gänzlich versunkenen

Saline. Die durch Vernachlässigung tief gesunkene Untervstadt wurde aus seinen Betrieben in ein Gymnasium verwandelt und der beliebte Schriftsteller A. W. Reizner aus Prag zum Director berufen. Auf noch viele Gegenstände richtete Gödingk seine Aufmerksamkeit. "Meine Operationen," schrieb er einem Freunde, "haben den besten Erfolg. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich Ihnen versichere, daß ich dem Prinzen schon dadurch Vortheile gestiftet habe, die hunderttausend Thaler werth sind und dennoch bei Niemand Ursache, sich zu bedauern, daß ich ihm wehe gethan hätte."

Durch das fast ununterbrochene Einverständnis des Prinzen von Dranien mit Gödingk's Ansichten und Vorschlägen wurde diesem sein schwieriges Geschäft ungemein erleichtert. Der Fürst äußerte den Wunsch, Gödingk's Thätigkeit für sein Land zu gewinnen. Er erhielt jedoch eine ablehnende Antwort. Die Hochachtung, deren Gödingk in Fulda sich überall erfreute, erstreckte sich selbst auf den Fürstbischof, der ihm stets geneigt blieb, ungratig Gödingk es nicht hatte vermeiden können, mit ihm in manche unangenehme Berührung zu kommen. Unvergesslich blieb Gödingk den Verehrern von Fulda durch seine Großmuth und Liberalität. Eigennutz war, wie bereits früher erwähnt, seinem Charakter völlig fremd. Sein Gehalt war sehr beträchtlich und er von jeher an eine sparsame Lebensweise gewöhnt. Gleichwol hatte er, als er Fulda verließ, nach seinem eigenen Geständnisse, durchaus Nichts übrigzulegen können.

Ein Uebermaß von Arbeiten empfing ihn, als er nach Berlin in seine früheren Amtverhältnisse zurückgekehrt war. Auf das gesellschaftliche Leben mußte er beinahe gänzlich verzichten, wenn er nicht den Genuß im Kreise einiger Freunde mit Entbehrung der Nachtruhe erkaufen wollte. Unter Aienfanden vergraben, war er den Ruhen fast gänzlich fremd geworden. Einigen Feiern für seine unermüdete Thätigkeit und Gesceanstrengung bot ihm um diese Zeit ein frohes Fest, das die Erinnerung an die Tage seiner Jugend in ihm wieder wachte. Es war die Vermählung seiner einzigen Tochter mit dem Hofmeister von Wurm im Jahre 1806. Bald aber nahte ihm wieder eine sehr trübe Zeit. Er mußte Zeuge sein, wie die siegreiche französische Armeo doreits im nächsten Jahre (1806) raubend und verheerend den preußischen Staat nach allen Richtungen hin durchzog. Sein Patriotismus konnte die Leiden aller Art, die sein geliebtes Vaterland trafen, kaum ertragen. Unter dem Vorwande der Altersschwäche wies er die Aufforderung der französischen Nachbarn von sich, an der Verwaltung Theil zu nehmen. Er zog sich nach Sächsen zurück, auf die Besitzungen der Herzogin von Dina, über die er, wie früher erwähnt, die Vermundtschaft geführt hatte. Auch dort fand er keine Ruhe. Durch Drohungen und selbst Mißhandlungen, deren er fortwährend ausgestet war, suchten die französischen Behörden von den schwer belasteten Gütern der Prinzessin unerschwingliche Geldsummen und andere Lieferungen zu erpressen. Gödingk ward selbst einige Zeit verhaftet, als er den grenzenlosen Forderungen nicht genügen konnte. Unter diesem Drucke ergriff

ihn das Gefühl einer Erbitterung, die höchst nachtheilig auf seine Gesundheit wirkte. Er sehnte sich nach Ruhe und Zurückgezogenheit, nach einem Zustande, wo das allgemeine Elend ihm mehr aus den Augen gerückt war. Als die politischen Ereignisse sich für sein Vaterland etwas günstiger gestaltet hatten, erbot er sich zwar, wieder in preussische Staatsdienste zu treten, war jedoch sehr zufrieden damit, als er mit gerechter Anerkennung seiner Verdienste und einem angemessenen Jahrgehalte in den Ruhestand versetzt ward. Auch die Beforgung der vormundtschaftlichen Angelegenheiten der furländischen Prinzessin war ihm um diese Zeit abgenommen worden.

Zurückgezogen vom Geräusche der Welt hatte Godingt in dem niederschleisschen Dorfe Heidau sich angeßiedelt. Dort lebte er mit seiner Gattin, seinem Schwiegervater, seiner Tochter und deren Kindern in ländlicher Stille. Der Contrast seiner jetzigen Freiheit mit seiner früheren mußte ihm fühlbar werden. „Ich lebe hier,“ schrieb er einem Freunde, „ein höchst einförmiges Leben, aber dennoch ermüdet es mich nicht. Daß ich ein Privatleben auf dem Gute zu Grünigen, in der Nähe von Freunden, Bekannten und mancher Stadt, die Interesse für mich hätte, recht gut würde ertragen können, ohne mich jemals in das öffentliche Leben zurückzukehren, dessen war ich gewiß. Wie aber hätte ich mir zugetraut, in einer für mich menschlicheren Sandwüste mit so gutem Humor ausbauern zu können. Es müßte mir indessen Freude zu finden, daß ich mehr Glückquellen in mir habe, als ich selbst wußte.“ Immer vermochte er jedoch den Humor, von dem er in dem eben mitgetheilten Briefe spricht, nicht lebendig zu erhalten unter manchen unvermeidlichen Störungen, die ihn in der Nähe oder von fern her trafen. In solchen Augenblicken fühlte er mehr als je den Werth seiner ihn zärtlich liebenden Gattin, die kein Mittel unversucht ließ, seinen Unmuth zu beschwichtigen. Er erfreute sich der sanften, wohlthuenden Ruhe eines Lebens, das ihm in dem Gewühle seines Gesellschaftslebens gleichsam verloren gegangen war. Wie sehr er die ihm Jahre lang von ihr bewiesene Liebe und Treue und ihre anpruchlosige Gutmüthigkeit schätzte, geht aus einem seiner Briefe an eine Freundin hervor. „Unsere vortheilhafte Amalie,“ schrieb er, „bleibt sich, seit ich ihr nun wieder näher seyn kann, völlig gleich. Wie habe ich ein Frauenzimmer gekannt, welches sich jeder neuen Lage im Stillen so anzuschließen weiß, als wäre es nie in einer andern gewesen. Mit einem einzigen Wachen hält sie das Haus ebenso reinlich, und ihre Wirthschaft in der nämlichen Ordnung, als da sie noch drei hatte. Auf diesem Dorfe, wo nichts zu haben ist, wird jeden Mittag unser Tisch mit drei eben so guten Schüsseln besetzt als in Berlin. Alles dies besorgt sie mit einer Geräuschlosigkeit, die gar nicht auf Dank Anspruch macht. Am höchsten aber schätze ich das an ihr, daß die Lebhaftigkeit ihres Gefühls für Alle, die sie schätzt und liebt — denn beides ist Eins bei ihr — ihres Alters unerachtet, eben so abgenommen hat.“

Nach dieser Schilderung seiner Gattin konnte ihn kein härterer Schicksalsschlag treffen, als ihr im J. 1814

erfolgter Tod. Jeden Trost von sich weisend, lebte er, düster und in sich gekehrt, nur in der Erinnerung an die Tage, wo sie ihm liebend zur Seite gestanden. Sein Aufenthalt in Heidau ward ihm im eigentlichen Sinne des Wortes zur Wüste. Er vertraute ihn daher um diese Zeit mit Berlin, wo er wieder in den Kreis seiner früheren Freunde und Freundinnen trat. Zu den letzteren gehörte vor allen Elisa von der Recke, zu jenen Hr. Nicolai, dessen Schwiegersohn Hofrath Barthel, Director u. A. Wer sich seines näheren Umgangs erfreute, mußte bemerken, daß mit seiner Einsamkeit eine merkwürdige Veränderung vorgegangen war. Der Verlust seiner Gattin hatte ihn milder gestimmt und eine ungemaine Sanftmuth und Ruhe über sein ganzes Wesen verbreitet, die am klarsten in seiner Unterhaltung hervortrat. Neben dem Umgange mit seinen Freunden beschäftigte sich Godingt wieder mit der Literatur, vorzüglich mit den historischen Wissenschaften. Seltener verweltete er im Gebiete der Poesie. „In meiner Zurückgezogenheit,“ schrieb Godingt einem Freunde, „habe ich mich in vielen Dingen, die mich vormalig interessirten, wieder zurückgezogen; nur das Versetzkamen will mir nicht mehr gelingen.“ Nach seinem eigenen Gesandnisse *) glaubte Godingt seine Gedichte, die ihm selbst fremd geworden waren, auch von dem Publicum vergessen. In dem vorhin erwähnten Briefe sagt er hinzu: „Borden Sie mich nicht auf, Verse zu machen. Das Publicum kümmert sich nicht darum, ob von mir einige hundert Reime mehr oder weniger in der Welt sind; es hat an dem Vorhandensein schon zu viel.“

Ähnliche Messurungen enthält der Vorbericht zu einer neuen Ausgabe seiner Gedichte, die einige Jahre später (1821) erschien. „Seit den ersten Ausgaben meiner Poesien,“ schreibt Godingt, „sind 36 Jahre verfloßen und ich glaube, sie wären vom Publicum ganz vergessen, da ich so selten nur von weit bessern Gedächtnissen älterer Zeit jezt noch reden höre. Von selbst würde ich daher nie darauf verfallen seyn, eine neue Ausgabe zu veranstalten. Die fraufrurter Verlagsbandlung hat aber diesen Wunsch seit fünf Jahren so oft wiederholt, daß ich mich dazu entschloß, als ich, auf mein Bitten von allen Geschenken befreit, endlich Ruhe fand, meine Gedichte durchzusehen und zu verbessern. In einem so langen Zeitraume wäre sie mir so fremd geworden, daß ich sie völlig wie die Arbeit eines Dritten betrachtete konnte. An meiner Vorliebe liegt es also nicht, wenn mir diese Verbesserung nicht ganz gelungen ist. Will etwa ein fünfziger zweiter Kamler die diese Gedichte noch von den Gehirnen, die er darin findet, befreien, so habe ich Nichts dagegen; nur bei meinem Leben habe ich Niemanden damit bemühen mögen.“

So wie ich bin, so will ich seyn.

Und so mich meinen Freunden geben.

Aus diesem Grunde habe ich auch meines verstorbenen Freundes Kamler Umarbeitung einiger von den Eiedern zweier Liebenden, die in die leztigste Ausgabe mit auf-

16) In dem Vorberichte zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte (Frankfurt a. M. 1821.)

genommen waren, jetzt weggelassen. Manche in den vorigen Ausgaben befindliche Gedichte sind jetzt weggelassen, weil sie mir nicht mehr gefallen; andere, später in periodischen Sammlungen gedruckte, die vielleicht der Aufnahme ebenso werth gewesen wären, als ich es von denen glaubte, welche ich hier dem Publicum vorlege, wird einer oder der andere Leser vielleicht vermissen. Von diesen letzteren wußte ich nicht mehr, wo ich sie jetzt suchen sollte und handschriftlich besaß ich sie nicht. Selbst meine Freunde, die in solchen Blüthenschriften belesen sind, als ich und denen ich das Wiederfinden mehr Gedichte, die mir einfallen waren, verdaute, konnten sich nicht weiter für mich bemühen, da ich von denen, die ohne meinen Namen gedruckt sind, die darunter gefehnten Zeichen vergessen hatte. Selbst im glücklichsten Falle kann ich bei meinem hohen Alter nicht hoffen, noch eine neue Ausgabe zu erleben. Wenn aber jemals eine in der Folge gemacht werden sollte, so wünschte ich, daß sie lieber unverändert bliebe, als daß man vielleicht Gedichte von mir aufnehme, die es ebenso wenig verdienen, als die, welche ich aus den vorigen Ausgaben nicht beibehalten, oder von den später gedruckten mit Bedacht jetzt nicht aufgenommen habe. Weir cher kann ich mir eine Verminde rung gefallen lassen, wenn etwa die Kunstschriftler in dieser von mir selbst gemachten Sammlung noch Gedichte finden sollten, die ihnen nicht werth scheinen, dem Publicum noch einmal vorgelegt zu werden."

Mit einer ähnlichen Unschicklichkeit, wie seine eigenen Gedichte, betrachtete Göckingk die neuen Erscheinungen in der poetischen Literatur, von der er, durch einige Versuche, sich mit ihr zu beschäftigen, völlig zurückgeschreckt, wenig oder gar keine Kenntniß mehr nahm. Einem Freunde schrieb er darüber: "Ich lese meine älteren und jüngeren Alten. Da finde ich Erhebung für Geist und Herz; da ist die Schule der Weisheit. Ramler, Wieland, Uz, Alstedt, Goethe, Kleist, Schiller, Musäus, Klingner, Bürger und Andere gehören zu dieser Schule. Was Sie mir von einer neuen romantischen Schule sagen, verstehe ich nicht. Ist sie jener alten entgegengesetzt, dann desto schlimmer für sie! Aber wo ist sie? Woran erkenne ich die neue Schule? Doch wol nicht an der Schülerhaftigkeit, die mich in dem neuesten Schauspiel von H** in einigen schwundächtigen Novellen, in dem stümperhaften Sonettengedüngel und Legendengedreht aufjagte? Jüngst las ich — wo? weiß ich nicht mehr — ein Urtheil über Alstedt. Bei Alstedt's Dorn, sagt der Urtheiler, ist mir, als ob ich mich in der Nähe eines Todtbaues befände. Was sagen Sie zu dieser Aeußerung? Glaublich ist sie nicht, aber wirklich."

Lebhafter als für die neuere poetische Literatur, die ihn nur in eine sehr üble Laune versetzte, interessirte sich Göckingk in dieser Periode seines Lebens für Reisebeschreibungen. Er las sie nicht bloß in deutscher, sondern auch in englischer und französischer Sprache. Die neuen geographischen Nachrichten mit den Berichten der Alten über die Länderkunde zu vergleichen, machte ihm ein besonders Vergnügen. Mitunter lieferte er auch wol Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen

für verschiedene Zeitschriften, abwechselnd auch Oden und Epigramme, nach Marzial und anderen römischen Dichtern bearbeitet. Die Schwäche seiner Augen nöthigte ihn in den letzten Jahren seines Lebens, sich einen Vorleser zu halten. Der fortgesetzte Briefwechsel mit auswärtigen Freunden und Fremden gehörte noch immer zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Dann und wann, wenn auch selten, besuchten ihn wieder die Mäusen. Eine äußere Veranlassung mußte sich ihm darbieten, wenn er wieder einmal die Feder ergriß, um zu dichten. Einem Freundin, die sich die Lieder zweier Liebenden von ihm zum Andenken erbeten hatte, sandte er dies poetische Product, das ihn an die frohe Zeit seiner Jugend erinnerte, mit einigen gemüthlichen Versen ⁷⁾.

Die Zurückgezogenheit, in der Göckingk lebte, seitdem er wieder Berlin zu seinem Wohnsitz gewöhlt, ward von Zeit zu Zeit unterbrochen durch Badereisen, zu denen ihn sein Gesundheitszustand nöthigte. Oft verweilte er auch längere Zeit bei seinem Schwiegervater, dem Hofrathen von Wurmb zu Teutsch-Wartenberg in Schlesien. Von dort aus schrieb er den 30. Aug. 1816 an den Professor Schäg in Halle: "Schon seit vier Wochen bin ich wieder hier bei meinen Kindern. Wenn ich das schlechte Wetter aus dem Gesundbrunnen bei Helmstedt und im Altrishof, sowie die schlechten Wege senkrecht der Elbe annehme, muß ich mich glückselig preisen, auf einer Reise, die über zwei Monate gedauert hat, nicht den geringsten unangenehmen Zufall und gar keinen Aufenthalt gehabt zu haben. — In Freytenwalde ist es mir zwar recht an ergangen, aber dennoch habe ich es oft bedauert, daß mein im Voraus gemachter Reiseplan mich nöthigte, dahin zu gehen, statt in Lauchstädt zu bleiben. Am letzten Orte hätte ich zwar gar keinen Bekannten gehabt, deren ich eine ganze Menge in Freytenwalde fand; aber alle diese waren aus Berlin und da ich Anfang Octobers dahin gehe, so entgingen sie mir nicht. In Lauchstädt hingegen würde ich Sie und andere Freunde nicht nur haben öfters sehen und einige andere, die zur Regierung nach Merseburg versetzt sind, besuchen können, sondern auch einige neue Bekanntschaften in Halle machen, wohin ich vorzüglich die Ihres Freundes Tisch rechne. Die beiden Tage, die ich dort zugebracht habe, sind mir die liebsten meiner ganzen Reise. Ich hatte mir Halle we-

17) An Wachs und Wetz und sanfter Herzensgüte
Gleich Rauten keine mehr als Du;
Ihr oßter! ich des Ruhmes erste Blüthe,
Ihr oßter! ich des Herzes Ruh.
Ihr wahr, ihr unbeschränkt Vertrauen,
Ihr Seelenrausch im ersten Auf
(Für alle Männer, eble Frauen
Der höchste irdische Genuss!)
Bereute mehr, als ich zu geben hatte,
Verzeihe einen Thron und die Unbescheidheit.
Statt noch gar ich mich als Gatte,
Statt hier zu fernem Auf der Zeit.
Irgt hab' ich nicht mehr wegzugehen,
Als eine Freundschaft, die das Leben
Mithelt ein wenig noch erheitern kann.
Wie würdest Du mein Herz erheben,
Rühmst Du sie mit den Liebern an!

niger lebhaft gedacht und ward überflacht, als ich es, dem Kasperen nach, ebenso widerstand, als ich es sonst gekannt hatte. Halberstadt aufgenommen, habe ich für keinen Ort in der ganzen Monarchie so viele Vorliebe als für diesen. Wäre es nicht so sehr weit von meinen Kindern entfernt, zu denen ich im Sommer immer wieder zurückkehre, so würde ich den Winter dort zubringen. Es sind wahrlich nicht die mannigfaltigen Vergnügungen Berlins, die mich dahin ziehen. Selbst das Schauspiel besuche ich nur selten. Bloß um eines kleinen Zirkels von gebildeten und moralisch liebenswürdigen Freunden willen halte ich mich von November bis zum April dort auf und solche Freunde, sowie die Bequemlichkeit, alles Neue in der literarischen Welt ohne große Kosten erfahren zu können, fühde ich ja auch in Halle. — So beschuldigt, wie in diesem Sommer, war das Bad bei Freyenaude noch nie. Nicht nur alle Quartiere am Gesundbrunnen, in der Allee und in der Vorstadt waren belegt; es wohnten auch noch über 50 Familien in der Stadt. Und dennoch war unter dieser großen Anzahl von Fremden auch nicht Ein berühmter Name. Die Duellen bei Schmalz und im Alsterbade sind unstreitig von größerer Wirkung als die zu Freyenaude. Aber diesmal verdanke ich letzterem mehr als den beiden erstern. So vielen Einfluß hat das bessere Wetter auf die Babelur. An Leib und Seele gekräftigt kam ich hier wieder an und fand die Meinigen so gesund, als ich sie verlassen hatte. — Wahrscheinlich werde ich noch eher nach Berlin kommen als Frau von der Rede und Liebe, die wol erst Ende October von Köhlsch, dem Witwensohne der Herzogin von Kurland bei Altendurg, abgehen werden. Unsere Wohnungen liegen in Berlin einander nahe und desto besser werden wir uns alle sehen. Man findet bei Frau von der Rede jeden Abend Gesellschaft und alle Stunden und bei ihr, wie auf einem Kaffeetische, unter einander gemischt. Die Menschen sind größtentheils interessant. Freilich drängen sich auch mitunter langweilige Landseute und vornehme Laffen an sie heran.““).

In einem Briefe Göckings an die vorhin erwähnte vierzigjährige Freundin herrscht eine trübe Stimmung. „Das Alter“, schrieb er, „lebt nur noch in Erinnerungen; es steht die Bilder glücklicher Tage durch einen Trauerflor noch einmal. In meinen einsamen Stunden denke ich jetzt an die Tage zurück, die ich mit Ihnen und Wurm auf meinem Landhause zu Wärsrode verlebte. Sie, liebe Elise, können es mit dem Leben noch aufnehmen; die Zahl der Freunde, die Ihnen geblieben, ist weit größer, als die der meinigen. Ich habe nur noch sehr wenige zu verlieren. Wie wird mir seyn, wenn auch diese weggehen, wenn ich nicht früher als sie hinabgerufen werde zu Jenen.“ In eine so trübe Stimmung ward Göcking durch den Tod seiner meisten Jugendfreunde versetzt. Noch immer trauerte er über Bürger's Tod). Goldhagen

und Erter, jener Superintendent in Pettershagen, dieser Professor der griechischen und römischen Literatur“), waren gleichfalls längst gestorben, zuletzt noch sein vierzigjähriger Freund der Buchhändler Friedrich Nicolai in Berlin. Für den Verlust dieser Freunde mußte er sich durch neue Verbindungen entschädigen. Dazu bot sich ihm Gelegenheit als Mitglied des Montagsclubs in Berlin, der aus einem Vereine der gelehrtesten und würdigsten Männer bestand und sich wöchentlich zu versammeln pflegte. Dort fand Göcking Wolke, Stein, Zeune, Schindl, Langheim und andere Gelehrte, mit denen er sich gern über literarische Gegenstände unterhielt. Reich an Kenntnissen und Erfahrungen, würzte er durch Geist, Wig und Laune die Unterhaltung in jenem Kreise. Lebhafteste Begeisterung verrieth sein gewöhnlich ernstes Gesicht, wenn sich das Gespräch auf eine in moralischer Hinsicht ausgezeichnete Handlung lenkte. Dagegen erlaubte er sich nie, die Schwächen irgend eines Individuums dem Spötze preiszugeben. Seine angefangene Selbstbiographie enthält darüber einige charakteristische Äußerungen. „Dieser Ausruf“, schreibt Göcking, „würde um Vieles interessanter werden, wenn ich von so manchen Männern und Frauen, die eine bedeutende Rolle in der Welt gespielt haben oder noch jetzt spielen, das erzählen wollte, was ich von ihnen aus eigner Beobachtung weiß. Es hat mir jedoch immer mehr Vergnügen gemacht, von den edlen Menschen zu sprechen und gute Handlungen zu verbreiten; und so wird es mir um so leichter, manchen schlichten Zug von denen, die ich selbst gekannt habe, in meinem Gedächtnisse auszuwählen, da man sonst leicht auf die Vermuthung fallen könnte, als wenn persönlicher Egoismus mich verleitete habe, mehr Böses von Jenen zu sagen, als die Welt bisher von ihnen wußte. Unendlich preise ich mich, mit der Ueberzeugung zu sterben, meinen Feinde zu haben. Und so will ich mir denn auch nicht nach meinem Tode Feinde machen.“ Von solchen Ansichten geleitet, verschwieß Göcking, bei allem Drange, die Wahrheit kühn und frei auszusprechen, sie doch stets in Fällen, wo ihm seine Humanität gebot, Andere zu schonen. Unrecht und Thorheit in solchen Fällen ungerügt zu lassen, mochte ihm um so schwerer werden, da die Duelle seines Vorges immer sehr reichlich floss.

Erholung und Zerstreuung fand Göcking, außer in den erwählten geselligen Zirkeln, besonders bei seiner vierzigjährigen Freundin Elise von der Rede. Sie zu besuchen, versäumte er selten, wenn ihm nicht ein oft wiederkehrendes Augenübel davon abhielt. Bei der Wohnungen in Berlin waren, wie bereits erwähnt worden, nicht weit von einander entfernt. Er fand bei ihr den Trost, den sein im höheren Alter oft trübe gestimmtes Gemüth bedurfte. Ein an einen Freund geschriebener Brief enthält über sie das Geständniß: „Wie habe ich ein Frauenzimmer gekannt, in welchem die Gemüthskräfte nicht nur unter sich, sondern auch mit den Geistesgaben in so schönem Gleichgewichte standen, als bei ihr. Darum ist

18) Vergl. die Schrift: G. O. Schö. Darstellung seines Lebens. 2. Bd. S. 111 ff. 19) Einem Anekdoten widmete Göcking das J. 1796 gedruckte Epigramm auf Bürger's Tod in der Odessener poetischen Blumenlese auf das J. 1796, wieder abgedruckt in Göcking's Gedichten. 3. Th. S. 177 ff.

20) An Erter ist eine im Mai 1772 geschriebene Briefe Göcking's gerichtet; dessen Gedichte. 1. Th. S. 30 ff.

Einea so wohl in ihrer Nähe. In dieser Nähe verlebte ich meine schönsten Stunden. Vergangenheit und Gegenwart lieferten den Stoff zu unseren Gesprächen. Gleichzeitige und erhebende Herzenergießungen flossen wie Farbenerschmelzungen in einander. Wenn unsere Meinungen nicht immer mit einander gehen, so ist selbst ihr Widerspruch so liebenswürdig, daß ihre Einstimmung daneben mit desto schmelzenderer erscheint. Ich gehe immer besser gestimmt von ihr ab, als ich kam.“ — Dankbar für den Genuß, den er bei seiner vielfältigen Freundin fand, ließ es Göckingk nicht an zarter Aufmerksamkeit gegen sie fehlen, die sich in einzelnen an sie gerichteten Gedichten kund gab²¹⁾. Wie sehr ihm ihr Umgang zum Bedürfnis geworden war, zeigen mehrere Stellen in Göckingk's damaligen Briefen. „Wie werd' ich,“ schrieb er unter Anderem, „die Entbehrung ertragen, wenn Elisa nicht mehr in Berlin ist? Sie wird wohl den Umständen nachgehen müssen, die sie nöthigen, Berlin zu verlassen.“

Häufigere Schicksalsschläge, als die Trennung von der erwählten Freundin, trafen ihn in der letzten Periode seines Lebens. Im Sommer 1826 entriß ihm der Tod seinen ältesten Sohn Friedrich²²⁾, der als Major in preussischen Diensten stand, nachdem Göckingk schon seinen jüngsten Sohn Karl verloren hatte, der in preussischen Kriegsdiensten im Feldzuge gegen die Russen gefallen war. Ulm für die Erziehung seiner beiden Enkel, die er zu sich genommen, das Nöthige zu kräftigen, verlagte sich Göckingk, bereits weit vorgerückten Alters, manche Bequemlichkeit. An Entbehrungen jeder Art war er so gewöhnt, daß sie ihm nicht schwer fielen. Das Gefühl der Einsamkeit drückte ihn oft fast noch schwerer, als oft wiederkehrende Schicksalsschläge und sein schmerzhaftes Augenleiden. Er hatte sein 78. Jahr erreicht. Eine dunkle Ahnung, daß sein Lebensende nicht mehr fern sei, ergriff ihn oft. Mit dem Entschlusse, den Rest seiner Tage im Schooße seiner Familie zu verleben, verließ er am 26. März 1826 Berlin. Er bezog sich nach Leutich-Wartenberg zu seinem Schwiegersohne, dem Hofrath Meißner von Wurmb. Dort fühlte er sich so glücklich, daß er sich oft einer sehr heitern Stimmung überließ und in seinen Gesprächen, wie in seinem ganzen Wesen die in früheren Jahren ihm eigene Lebenswürdigkeit entfaltete. Er schien an Kräften wie verjüngt. Von seiner früheren Lebensweise wich er in keinem Punkte ab. Zu jeder Jahreszeit stand er um 4 Uhr auf. Er las hienaus oder ließ sich vorlesen, beschäftigte sich mit Briefschreiben an Freunde und Freundinnen und machte Spaziergänge in der umliegenden Gegend. Oft beflagte er, in dieser körperlichen Bewegung, die seine Gesundheit verlangte, sich beschränken zu müssen. Am 30. März 1821 merkte er seinem vieljährigen Freunde Schütz²³⁾, daß er seine Wohnung verändert habe. „Ich habe,“ schrieb er, „ein Logis in

der Taubenstraße Nr. 43 bezogen. Dort hab' ich am Hause einen kleinen, doch schattenreichen Garten, der für mich von großem Werthe ist, da mir, wegen einer Spannung im rechten Arme, das Gehen sehr sauer wird.“ Seine physischen Leiden trug er mit großer Geduld und verlor darüber nie gänzlich seine Heiterkeit. Eine vieljährige Erfahrung, verbunden mit einem reichen Schatze von Kenntnissen, machte besonders seine Abendunterhaltung höchst anziehend.

In die Stille seines äußeren und inneren Lebens trat oft die werthmüßige Erinnerung an seine von ihm so innig geliebte Gattin, an seine Amalie. Auf dem dacht an den Garten seiner Wohnung stehenden Kirchhofe hatte er sich neben dem Grabe seiner Lebensgefährtin eine Bank setzen lassen. Da verweilte er jedesmal, wenn er von seinen täglichen Spaziergängen heimkehrte. Ganz in der Rube hatte er sich auch seine Grabstätte gewählt. Der Abend des 3. Dec. 1827 war der letzte, den er in seinem Familienkreise zubachte. Jahn Tage plagten ihn, mit Giebrerankfällen, heftige Brustschmerzen. Mit den immer mehr sinkenden Kräften verschwand auch die Heiterkeit seines Gemüthes. Die Müde und Sanftmuth, die ihm bisher eigen gewesen war, wich einer heftigen Ungeduld, womit er die augenblickliche Erfüllung von Wünschen fordernte, die schwer oder unmöglich zu befriedigen waren. Doch trat die Müde seines Charakters noch einmal in rührender Weise hervor, als seine jüngste Enkelin, die ein von seiner Freundin Elisa von der Rede ihm geschenktes Glas zerbrochen hatte, heftig weinend ihm um Verzeihung bat. „Verübe die dich!“ sagte Göckingk, „ich verzeihe dir. Bitter wäre es freilich gewesen, wenn du das Glas ein paar Stunden später zerbrochen hättest; dann würde es mich überlebt haben.“ Sein am 18. Febr. 1828 erfolgter Tod war das Entschlummeren eines völlig Ermüdeten nach arbeitsvollen Tagen. Bei dem Grabe seiner Gattin fand er, seinem Wunsche gemäß, seine Ruhestätte. Dankbare Thränen weinte ihm eine Schar von Armen nach, deren Wohlthäter er gewesen war. Ein einfaches Kreuz mit seinem Namen bezeichnet seine Ruhestätte.

Göckingk war, nach der Schilderung eines seiner Freunde²⁴⁾, in jungen Jahren ein schöner Mann, von schlankem Wuchs, kräftiger Haltung, regelmäßiger Gesicht und Augen voll Feuer, immer auf seinen Anstand haltend, ohne alle Jiererei der Mode. Ernst und Ehergüßigkeit schien in seine tiefste geistreiche Unterhaltung. Sie zeigte, daß er einen großen Theil seiner Tage in sein gebildeten Jirseln zugebracht hatte. Von mancher liebenswürdigen Seite zeigte er sich auch in seinem Familienkreise, obgleich er gegen seine Kinder einen gleichen Ernst und eine gleiche Strenge beobachtete, wie gegen seine Dienstboten und jede Störung des Hauswesens scharf rügte. Entfernt davon, ihnen etwas zuzumuthen, was nicht zu ihrer Dienstpflicht gehörte, ging er darin oft so weit, ihnen dieselbe in mehrfacher Weise zu erleichtern,

21) Siehe Zeitgenossen. Dritte Reihe. 1. Bd. 4. Heft. S. 41 ff., wo Einige einige dieser Gelegenheitsgedichte Göckingk's mitgetheilt hat. 22) An ihn, an „seinen Rari“, ist die den 18. Juni 1780 geschriebene Epistel gerichtet: f. Göckingk's's Gedichte. 2. Th. S. 102 ff. 23) Siehe die Schritt: G. W. Schütz. Darstellung seines Lebens. 2. Bd. S. 116.

24) Siehe den Neuen Retrospekt der Deutschen Jahrg. VI. 1. Th. S. 136 ff.

indem er im Winter, wo er wie im Sommer um 4 Uhr aufstand, die Heizung seines Zimmers selbst besorgte. Zu ihrem weiteren Fortkommen war er seinen Untergebenen in jeder Weise behülflich und unterleg sich, wenn sie erkrankten, aufs Sorgsamste ihrer Pflege. Reges Mitgefühl war überhaupt ein Grundzug in Göcking's Charakter und ebenso sein garter Sinn für Freundschaft, der mit seiner Unelgengigkeit in naher Verbindung stand.

In sehr beschränkten häuslichen Verhältnissen besand sich Göcking noch in Ulrich, als er das Honorar für die Mittheilung der Göttinger Musenalmanachs größtentheils der Witwe seines Freundes Goldagen überließ und sie auch noch später durch den Ertrag von zwölf Exemplaren des von ihm redigirten Journals von und für Deutschland unterstügte. Alle seine Kräfte bot Göcking auf, seinem vom Schicksale hart verfolgten Jugendfreunde Bürger ein ruhigeres Leben zu verschaffen. Endlich war es ihm gelungen, dem darbenenden Dichter die Aussicht zu einer Professur in Frankfurt an der Oder zu eröffnen. Wie thätig er für seinen unglücklichen Freund gewesen war, zeigt ein noch erhaltener Brief Bürger's. Darin heist es: „Du einziger unter allen meinen 20- und 30jährigen Freunden und Bekannten, ja wachlich Einziger, dem es wahrer thätiger Ernst um mich ist — mit der Feder in der rechten Hand stand ich schon da, Dir zu schreiben, als Dein Brief meiner linken überreicht ward. Nun aber will mir fast mein ganzes Gedankenswesen in wertlose Empfindung zergehen und ich möchte lieber laut weinend an Deinen Busen fallen, als Worte auf dies Blatt zusammenstopfeln. Lieber, lieber Göcking, wenn auch von allen Deinen Reden, Schreiben und Thun für mich nicht das Mindeste gellingt — und ich suche mich so wahrscheinlich, so gewiss zu machen als möglich, daß Nichts von Altem gelingen werde — so ihut Dein Beginnen dennoch mir so innig und selig wohl. — So muß es dem wohl zu Ruche seyn, der so lange Ursache hatte, sich sowie am Glück so auch an Freundschaft in der Noth für bankrott zu halten und nun — sich auf einmal so unvermuthet süß betrogen findet. Lange hielt ich mich für allein in der großen weiten Schöpfung, ohne Gefährten und Handreicher in der Nähe auf der beschwerlichen Reise zum Grabe. Im Gefühl der Selbsttraut achtete ich das zwar wenig; aber wenn so manches Mal die Kraft faul und dann angstvoll meine Seele unterfragte: Wer hilfst mir? Wie komme ich weiter? Dann schien Alles rund umher mir zuversen: Da siehst du allein zu! — Nun aber, wenn mich künftighin Ohnmacht anwandelt, nun weiß ich doch, es ist wenigstens Einer noch vorhanden, der nicht ablassen wird, mir zuzusehen, wie ich weiter komme bis ans Grab. O dies Bewußtseyn wird manchen Kampf der Ohnmacht noch füllen! Ich fühle, fühle es schon jetzt, welche Glücklichkeit es mir ertheilt und wieviele mir selbst fast ein ganz neues Leben, in dem ich künftighin wacheln werde. O lieber, wenn es mir beschiden ist, das letzte Viertel meines Lebens glücklicher zu seyn, als die drei ersten, so erhebt und wärmt vornehmlich der Umstand mein Glück, daß ich es Dir, nur Dir, dem einzigen, dem ältesten,

dem bewährtesten Freunde von der Schul-, Ballon- und Bolantenflamercaschaft an bis heute, da doch schon nahe an 30 Jahre verflossen sind, zu verdanken habe. Denn wie viel süßer ist, in brüderlichen Umarmungen, als mit unterthänigen Reuerenzen, mit dem Hute unterm Arme, danken zu können! — Eine Professur in Halle oder eine Stelle in Acherdsleben wäre mir freilich lieber als die Professur in Frankfurt. Um nun indessen den ersten Schritt aus diesem mit so ganz unfruchtbaren Lande aus bonis auspiciis zu thun, ginge ich wohl selbst bis nach Samarand; denn hier ist doch unstreitig der Sumpf am tiefsten und es ist allenthalben leicht trodener als hier. Wenn nur der frankfurter Sackel nicht grade jetzt auch voll Spinnweben ist. So geht es mir jetzt mit Helmstadt. Professor kann ich dort gleich werden, wenn ich, statt flügender Pläne, fürs erste mit Spinnweben vorlieb nehmen will, weil im dortigen Gotteskasten nichts Anderes vorrätig ist. Wieb Ach, lieber Göcking, in Frankfurt geht's ebenso. Das Einzige, was mir noch gute Hoffnung giebt, ist, daß meine böse Gluckssee es vielleicht noch nicht weiß, daß Du Dich für mich interessirst und diesen Seitenprung nicht eher ersieht, als bis Alles ausgeführt und richtig ist. Nicht mir die Falsche jetzt über die Schülern, so spielt sie mir eben solche Streiche, wie Dir bei dem Vorfalle, den Du mir in Deinem Briefe berichtst; und wahrhaftig, es kann wohl nichts Aergeres ausgedacht werden, Einen aus der Haut zu jagen. Weil Du denn aber am Ende doch noch ein oder zwei Zipfelchen von dem goldenen Biese, das Dir die Falsche unter den Händen weg zu practiciren suchte, zu Theil geworden sind, so mag dieser Umstand auch mir zu guter Vorbedeutung dienen.“ Den Erfolg von Göcking's Verwendung für seinen Freund vertheilte Bürger's Tod. Dem Trauernden blieb nun Nichts übrig, als dem Dahingeschiedenen in einer bereits erwähnten rührenden Elegie, die zu Göcking's vorzüglichsten Gedichten gehört, ein Denkmal seiner Freundschaft zu stiften“.

Veranlaßt fand sich jedoch Göcking, in Bezug auf Bürger ein Gerücht zu widerlegen, nach welchem dieser eine Romane vermischt haben sollte, um seinem Freunde Göcking, der den gleichen Gegenstand poetisch behandelt, nicht zu nahe zu treten“). In einer von W. Gödicke zu Berlin herausgegebenen Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur erklärte sich Göcking hierüber mit den Worten: „Jedem, der dies liest, muß es leid thun, daß diese Bürger'sche Romane vermischt werden und mich selbst würde es am meisten schmerzen, wenn ich dazu die Veranlassung gegeben hätte. Aber ich habe nie eine Romane über den Grafen von Gleichen verfertigt; mir ist sogar nicht einmal eine Sage von den ehemaligen Besitzern der Schloßer bei Göttingen, die Gleichen genannt, einmütlich; denn von dem Grafen von Gleichen,

25) In der Göttinger poetischen Blumenlese auf das J. 1796, wieder abgedruckt in Göcking's Gedichten. (Frankf. a. M. 1821.) 3. Th. S. 177 ff. Vergl. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 68. Bd. 2. St. S. 240 ff. 26) Siehe Jörbens in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben deutscher Dichter und Prosaisten. (Leipzig 1812.) 1. Bd. S. 336.

der bei Erfurt lebte und auf den eine Romanze von Stolberg sich bezieht²⁵⁾, ist hier nicht die Rede. Aus den Ruinen der vorhin gedachten Schloßer habe ich mit Bürger, der eine Zeitlang ganz nahe dabei wohnte, mehrmals gesprochen und wahrscheinlich würde er mit von der Geschichte der alten Bürger bei dieser Gelegenheit etwas erzählt haben, wenn ihm selbst etwas Merkwürdiges davon bekannt gewesen wäre. Doch angenommen, Bürger und ich hätten über einerlei Gegenstand eine Romanze verfertigt, so würde er doch sicher die feine um der meingigen willen schwerlich ins Feuer geworfen, wenigstens nicht die geringste Ursache dazu gehabt haben. Wir waren seit unserem 15. Jahre zu vertraute Freunde, als daß Bürger nicht hätte wissen sollen, wie ich selbst von meinen Gedichten dachte; wie ich das längste, das ich jemals gemacht hatte, bloß deshalb verachtete, weil es ihm nicht gefiel, ohne es auch nur einem Dritten zu zeigen.“

Bei Göckings's Sinne für Freundschaft mußte es befremden, daß er, der an Alle, die er achtete und liebte, die jährlichen Briefe schrieb, oft ihnen gegenüber eine ab Kälte grenzende Zurückhaltung zeigte. Einer seiner Freunde ward dadurch an ihm irre. Krieger Schmidt, mit dem er in Halberstadt manche frohe Stunden verlebte hatte, schrieb ihm einst darüber: „Warum lieben Sie mich nicht so jährlich, wie mich Ihre Briefe lieben? Schon ein paar Mal habe ich diese Frage in Halberstadt an Sie gerichtet. Sie hatten aber die Grausamkeit, leicht und fast darüber hinwegzuschlappen. Was soll ich machen? Was soll ich anfangen, um meinen Zweifel hierüber zu beruhigen? Ich bin nicht feig; aber ein Gedanke gibt meiner Seele die erhabenste Richtung. Es ist der, daß von allen schönen Geistern keiner an mich schreibt, der mich nicht zugleich liebt. Ich habe kein Verdienst in der Welt auszuweisen, als meine Rechtschaffenheit und einen Enthusiasmus für alles Schöne, was ich selbst nicht erreichen kann. Schreiben Sie meine Eigenliebe! Ich verdiene doch wol deshalb ein Bößes geliebt zu werden. Lassen Sie mich nicht den Dämon führen, lieber Freund, daß Ihre Briefe freundschaftlicher sind, als Sie selbst. Erwinnern Sie sich nur an Ihren letzten Besuch in Halberstadt. Lassen Sie uns einfach und ehrlich zu Worte gehen. Das kleine Leben fliehet bald vorüber. Es würde eine große Verminderung meiner Ruhe seyn, wenn ich dort oben erfahren sollte, daß ich hier unten den vortheilhaften Begriff von meinem Göcking nicht hätte haben sollen, wozu mich seine Briefgespräche berechtigen.“ Krieger und ichendigen als Göcking haben wenige Schriftsteller ihr eigenes Selbst mit allen seinen Schwächen geschildert. Hobeit der Gesinnung und eine lebenswichtige Lebensphilosophie, die sich in brüderlicher Selbstnützlichkeits, in der Entbehrung eider Genüsse, in der Einfachheit seines Handelns und in seiner ganzen Erziehung äußerte, dürften unbedenklich zu den Grundzügen seiner

Gedichte, namentlich seiner Episteln, zu rechnen sein. In dieser poetischen Gattung versuchte sich Göcking mit besonderer Glücke. Kraftvoll und männlich und eben so mild und jart ist der Geist, der in diesen Gedichten weht. In ihnen legte er seine reiche Lebenserfahrung und Weisheit nieder. Den Beifall des Publicums erwarben sich diese Episteln auch dadurch, daß sie so national waren wie seine anderen in der russischen Literatur. Von den Nachahmungen französischer Geisteserzeugnisse derselben Gattung unterscheiden sich Göcking's Episteln durch eine anpruchsfollere Sprache voll vertraulicher Geselligkeit, voll Wahrheit und echter Gefühle. Die Empfindung eines allgemeinen Wohlwollens war darin aufs Deutlichste ausgesprochen. Indem sie das moralische und intellektuelle Interesse in gleicher Weise in Anspruch nahmen, befriedigten sie den Verstand und zugleich das Gemüth, ungeachtet einer mitunter etwas zu weit getriebenen Koselikeit²⁶⁾. An Horaz²⁷⁾ erinnert Göcking, ohne sein eigentlicher Geistesverwandter zu sein, in seinen Episteln durch eine ähnliche Denk- und Empfindungsweise. Treffend bemerkt Manfo²⁸⁾ hierüber: „Wie der römische Dichter freut er sich der Unabhängigkeit, die ihm der goldene Mittelstand bei eigenem Herde gewährt; freimüthig und offen sagt er, was und wie er über den Glanz der Höfe und über die Großen der Erde denkt. Seinen Fremden, die Gefahr laufen, sich auf dem Pfade durchs Leben zu verirren, eilt er mit gutem Rathe entgegen und preist mit einer Innigkeit, die vom Herzen kommt, die Schönheiten der Natur und die Reize des Landlebens. Auch von dem biedersten, trübherigen Tone des römischen Dichters, seiner munteren Laune und seinem neckenden Wuthwillen ist ihm etwas zu Theil geworden.“ Zu den gehaltensten unter den Gedichten der genannten Gattung dürften unbedenklich die Episteln an Goldbach²⁹⁾, an Erler³⁰⁾ und die an einen jungen Dichter zu rechnen sein, während die Episteln an seinen Fris³¹⁾ und an seinen Diener³²⁾ sich durch ihren gemüthlichen Ton auszeichnen.

Göcking's Lieber zweier Liebenden, die bereits früher erwähnt worden, erschienen zu einer Zeit (1777), wo das Publicum der kalten Amorettenandeleien müde war. Neben dem Reize der Neuheit verschaffte diesen Liebern die Wahrheit und Tiefe der Empfindung, die Einfachheit der Sprache, die Klarheit und Angemessenheit des

28) Eine Art von Selbstcharakteristik enthält Göcking's Gedicht: „An den Freunde“ (Gedichte. 4. B. S. 305 fg.), das mit den Worten beginnt:

Hier ich einst, ich sei gestorben,
D' denn siehest aus Theodors
Kein Trauermöbde.
Ich, der auch im Leben nie
Eure Freude hat verborben,
Ich verdrüß im Sterben sie? u. s. w.

29) Eine Art von römischen Dichter gerichtet Epistel bekennt sich in Göcking's Gedichten. 2. B. S. 108 fg. 30) In den Nachträgen zu Eilers's Allgem. Theorie der schönen Künste. 8. Bd. 2. St. S. 218 fg. 31) Gedichte. 1. B. S. 3 fg. 57 fg. 127 fg. 209 fg. 32) a. a. D. 1. B. S. 30 fg. 33) a. a. D. 2. B. S. 102 fg. 34) a. a. D. 1. B. S. 220 fg.

27) Im Deutschen Museum. 1782. S. 99 fg., wieder abgedruckt in der Gedichte-Sammlung von Stolberg gesammelten Werken. (Hamburg 1827) 1. B. S. 298 fg.

Ausdrucks den fast ungetheilten Beifall des Publicums. Das in dieser Sammlung befindliche Gedicht: „Der Frühlingsmorgen“ gehört zu den schönsten in der deutschen Liederpoeie. Sehr bezeichnend ist dies Gedicht ein „frechdandiges Hymnus genannt worden, der durch das bunte Gewühl des Frühlings in rhytmischer Schwelbung dahinstreift und den Leser mit sich fortzieht.“ Kein lyrischer Gattung ist der kleinste Theil von Göckings's Gedichten. Einige sind rein erfunden und epigrammatisch zugespitzt, andere nähern sich dem Tone des Vergeblichseins oder der Satyre. Kein gewöhnliches Talent besaß Göckings für das Epigramm. Mit gewöhnlicher Strenge schloß er jedoch von der Sammlung seiner Gedichte weit über die Hälfte seiner Epigramme aus“). Fast alle ergößen durch einen mit scharfer Spitze leicht und schnell hervor springenden Gedanken; einige seiner Einzeldichter durch die überraschende Aelterkeit der Wendung. Auch in der epischen Poesie versuchte sich Göckings. Er dichtete einzelne Romane und Balladen. Vorzüglich aber gehörte hierher eine poetische Erzählung, „Die Schlittenfahrt“ betitelt“). Den durchaus prosaischen Grund und Boden verräth dies Gedicht schon durch die darin aufstretenden Personen, zu denen ein Kriegsdrach, ein Steuersecretair und ein Herr von Jahren gehören. Reichen, die Tochter eines Kriegsdrachens von Brunnenhain, verschert ihren Liebhaber, den Steuersecretair Albrecht, der im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, sonst aber ohne alle Verdienste, sich um ihre Hand bewirbt, durch ihre Liebelien mit einem adeligen Geden, dem Herrn von Jahren. Für den völlig prosaischen Bodenlaß dieses Gedichtes kann der Leser nur einige Entschädigung finden in der leichten und fließenden Versifikation und in der Correctheit der Gedanken und des Ausdrucks. Witz und Laune spielen in diesem Gedichte ebenfalls keine unbedeutende Rolle.

Göckings's poetischen Werken stehen seine prosaischen

35) Man findet sie, in drei Theilen abgetheilt, im dritten Theile von Göckings's Gedichten S. 221 fg. Auch erschienen sie unter dem Titel: Einzeldichter. Erstes und zweites Hundert (Gotha: 1772 8.), und darauf in einer neuen, verbesserten Auflage in Leipzig 1778 mit dem Titel: Facile est, epigrammata belle scribere, sed librum scribere, difficile est. Martialis. An den Leser seiner Epigramme richtet Göckings die Worte:

Dies Lessing's oder Kallner's Epigrammen
Der Reize nach mit einem Mal,
Denn wird du sie zur Hälfte als schaal
Überwachen verdammten;
Dies täglich zwei, so loßt du sie zusammen.

„Wenn dies,“ sagt Göckings hinzu, „auch bei den meining nicht ganz einleuchtig, so werden doch Leser und Verfasser noch immer ihren Vortheil davon haben.“ — Eine Nachschicht von Göckings's Epigrammen findet man in der von R. G. Jödrum herausgegebenen Blumenlese deutscher Einzeldichter (Berlin 1789.) S. 225—239 und in Fug und Weitz's Epigrammatischer Anthologie 5. Th. S. 162—178. Regal. Abtheilung der lebenden und bildenden Künste. 6. Bd. 2. St. S. 280 fg. 36) Auch gedruckt unter dem Titel: „Albrecht und Reichen“ im Deutschen Museum. 1779. 1. Bd. März. S. 193—206. April. S. 299—307, und hierauf in Göckings's Gedichten, in der neuen Ausgabe (Braunf. a. M. 1821.) 4. Th. S. 5—57. Eingeln herausgegeben ward dies Gedicht von J. G. Reizner. (Wien 1783. 8.)

Schriften weit nach. Die letzteren tragen zu sehr die Farbe der Zeit ihrer Entstehung und haben mit den darin geschilderten Literatur- und Sittenverhältnissen wenig Interesse mehr für das Publicum, dessen Augen sie längst entrückt sind. Von Göckings's „prosaischen Schriften“ erschien der erste Theil, auf den kein zweiter gefolgt ist, zu Frankfurt am Main 1784. 8. Enthalten sind darin die nachfolgenden Aufsätze, die, voll Witz und Laune, an Rabener und Bümmel erinnern und die Manier dieser beiden Schriftsteller eigentlich nachahmen: Ueber die Neujahrswünsche S. 19 fg. Briefe von Thieren *) an ihre Herren S. 53 fg. Das versuchte Schäferleben S. 93 fg. Versuch einer neuen Art von Intelligenzblättern S. 133 fg. Eingelassene Briefe über den Versuch einer neuen Art von Intelligenzblättern S. 173 fg. Geschichte eines Seelenwandlers S. 221 fg. Die Bürgermeisterwahl, vier Wünsche S. 235 fg.“).

Zu Göckings's prosaischen Schriften gehören noch die Biographien von zwei seiner vieljährigen Freunde Ramier und Fr. Nicolai. Die erstere steht vor Ramier's poetischen Werken. (Berlin 1800. 8. 2 Bde.) Ueber die Schrift: Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß (Berlin 1820. 8.), äußert sich Göckings in einem Vorberichte mit den Worten: „Diese Arbeit ist mühsamer gewesen, als ich sie mir vorgestellt hatte. Nicolai schrieb eine deutliche Hand, wenn er an Andere oder für Andere schrieb. Aber desto undeutlicher ist das Meiste von dem geschrieben, wofür er bloß für sich selbst bestimmt hatte. Es ist mir stüchtig auf das Papier hingeworfen und er hat sich dabei einer Menge ihm eigenthümlicher Abstraktionen bedient, die sich nicht immer mit Sicherheit aus dem Zusammenhange errathen ließen. Manche war durch die Länge der Zeit, oder, weil das mit Weißstift Geschriebene sich verwischt hatte, unleserlich geworden. Es hat daher so wenig mir, als Anderen, die mit seiner Handschrift bekannt waren, immer gelingen wollen, den Sinn mit Gewißheit zu entziffern und ich habe lieber alles das, wobei ich zweifeln blieb, weggelassen, als bloß nach Vermuthungen das Unleserliche auslegen wollen.“ Wenn nicht alle Freunde, mit denen Nicolai in Berlin in näherer Verbindung stand, schon gestorben wären, so würde ich aus seiner mittleren Lebensperiode mehr Nachrichten mittheilen im Stande gewesen seyn. Dieser war allein noch übrig; aber auch er starb, ehe ich daran dachte, unseres gemeinschaftlichen Freundes literarischen Nachlaß herauszugeben. Dieser besteht bloß in einzelnen Bemerkungen, Urtheilen und Gedanken. Alles Uebrige hat er selbst schon, theils mit, theils ohne seinen Namen, in der Berliner Monatschrift drucken lassen. Aber er hat außerdem eine schönere Sammlung von Briefen hinterlassen. Da er, bloß der allgemeinen deutschen Bibliothek wegen, mit 135 Gelehrten in Correspondenz gestanden und seinen einzigen Brief, wie es scheint, vernichtet hat, so mußte in einem so langen Zeitraum notwendig eine ungeheure Sammlung daraus entstehen.

37) eines Reitsperdes, Rehen, Schooehundes, Hirschen, Pflanzen u. s. w. 38) In Prosa geschrieben.

Ich habe nur erst den kleinsten Theil davon durchgesehen und werde die bis jetzt ausgedröhten, von denen ich glaube, daß sie dem Publicum interessant sein möchten, nach und nach in einem der periodischen Blätter bekannt machen.“ Mit der ihm eigenthümlichen Bescheidenheit äußert sich Gödingk über die Mängel des von ihm herausgegebenen Werkes bei dessen Uebersendung an seinen vieljährigen Freund, den Professor Schüz in Halle“). Aus Berlin schrieb er am 28. Dec. 1819: „Die erste Hälfte des beiliegenden Buches ist so todt, daß Sie dieselbe sogleich überschlagen können. Inzwischen ist doch nur zur Hälfte meine Schuld, weil der fälschlich verordnete Prediger Dapp das Meiste von dem weggeschrien hat, was sich auf Nicolai's Persönlichkeit, häusliches Leben u. s. w. bezog. Selbst das specielle Verzeichniß der Legate hat er nicht stehen lassen, vielleicht deshalb, weil ihm selbst 2000 Thlr. vermacht worden sind. Dapp war der einzige noch lebende Freund von Nicolai und dies bewog mich, ihm meine Handschrift mit unbedingter Vollmacht zu übergeben, nach Gefallen daraus wegzulassen, was ihm nicht gefalle und hinzuzusetzen, was er mehr wisse als ich. Dadurch haben aber die Leser ein wenig viel verloren. Mein Trost ist insofern, daß nach einem Jahre schon von dem Buche so wenig die Rede sein wird, als wenn es nie existirt hätte.“

Zu Gödingk's Schriften gehört noch eine von ihm im J. 1817 zu Berlin herausgegebene Reise des Herrn von Verschneider nach London und Paris. Seine literarische Laufbahn schloß er mit einer nach französischen Memoiren bearbeiteten Lebensbeschreibung des berühmten Abtes und Reformators des Trappisten-Klosters, Don Armand Johann le Bouthillier de la Rance. In einem Vorberichte zu diesem Werke hat Gödingk die dabei benutzten Quellen angegeben. Die erwähnte Lebensbeschreibung erschien zu Berlin im J. 1820 in zwei kleinen Octavbänden. In einem Briefe vom 30. März 1821“) äußert Gödingk: „Die Leipziger Literaturzeitung hat mir, nicht mit Unrecht, den Zusatz bei Rance's Leben: 'ein Beitrag zur Erfahrung's- und Lebenskunde' vorgeworfen. Aber dieser Zusatz rührt nicht von mir her, sondern vom dem Verleger, dem Stadtrathe Maurer. Ich war zwar dagegen, aber Herr Maurer bestand darauf und daß ich nachgab, hat einen Grund, den ich nicht öffentlich sagen kann. Ich hatte meine Handschrift einem hiesigen Gelehrten geschenkt, der sich in Göttingen befand und diese Verlegerwahl würde noch größer geworden sein, wenn er, um des Wohlgegens des Lesers willen, erst einen anderen Verleger hätte suchen sollen.“

Außer den bereits früher erwähnten Aufsätzen hat Gödingk noch zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften geliefert, zu der von Nicolai herausgegebenen Monatschrift, zum Deutschen Merkur, zu Weder's Taschenbuche zum geistlichen Vergnügen u. a. m.“). Die zweite Ausgabe seiner Gedichte, auf welche keine weitere gefolgt ist, erschien,

wie ebenfalls mehrfach erwähnt worden, zu Frankfurt am Main 1821 in vier Octavbänden, mit vier Kupfern geschmückt. Eine Auswahl seiner Poesien findet man in Bitterlein's Chrestomathie deutscher Gedichte. 3. Bd. S. 473 fg., in Ramler's Poesischer Blumenlese. 6., 8. und 9. Bd. und in Matthißen's Poesischer Anthologie. 8. Th. S. 215 fg.

Gödingk's Bildniß befindet sich vor dem Leipziger Musenalmanach auf das Jahr 1780; vor dem 31. Bde. der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften (1785); vor dem 65. Bde. der Allgemeinen deutschen Bibliothek (1786); vor dem ersten Stücke des Journalen von und für Deutschland (1792) und vor dem ersten Theile seiner Gedichte (1821), gehalten von G. Rauch nach einem Gemälde von Graff“). (Heinrich Döring)

GÖCKINGK (Sophie Ferdinande von), geborene Vogel, Gattin des Vorigen, seit 1775 zu Elrich, wo er damals Kanzleidirektor war, mit ihm verheirathet. Auf seinen Ausflügen in die umliegende Gegend hatte er in Nordhausen, wo sie mit ihrer Mutter und einer jüngeren Schwester Amalie lebte, ihre Bekanntschaft gemacht. Inverläßlichen Nachrichten zufolge war sie eine blendende Schönheit, von hohem, schlankem Wuchse, glänzenden Augen und Wangen voll Jugendblüthe. Nach einer kaum sechsährigen Ehe starb sie im J. 1781, innig betrauert von ihrem Gatten, der neben ihrem liebenswürdigen Charakter auch ihr poetisches Talent schätzte. Im Neuen Deutschen Merkur (1803. St. 4. S. 272) sagt Wieland: „Ihre Liebeslieder, die mit dem Namen Rantzen unterzeichnet, in Gödingk's, 'Liebern zweier Liebenden'“) aufbewahrt sind, machen sie des Namens unserer vaterländischen Sappho noch würdiger als die Karstin.“ Auch Liede“) läßt ihrem poetischen Talente volle Gerechtigkeit widerfahren. Er äußert a. a. D.: „Wahrheit, Liebe der Empfindung und Keuschheit sind die inneren, Reinheit der Sprache, Klarheit und Angemessenheit des Ausdrucks die äußeren Auszeichnungen dieser Poesie.“ (Heinrich Döring.)

GOEDART (Johann), ein Maler in Riddervik, der etwa im J. 1620 geboren wurde und im J. 1668

42) Vergl. Gödingk's Biographie in dem Gelehrten. Juni 1828. Zeitgenossen. Dritte Reihe. 1. Bd. 4. Hft. S. 3 fg. (G. Rätner's) Charakter deutscher Dichter und Prosaischen S. 583 fg. Bitterlein's Handbuch der poetischen Literatur der Deutschen S. 566 fg. Jönsen in dem ersten deutschen Dichter und Prosaischen. 2. Bd. S. 157 fg. 6. Bd. S. 197 fg. Bismarck's Geschichte der Poesie von Deutschland. 11. Bd. S. 488 fg. H. Herr's Werke und Verfassungen der Deutschen. 3. Bd. S. 331 fg. 6. Döring's Gallerie deutscher Dichter und Prosaischen. 1. Bd. S. 359 fg. Gerrens in der poetischen Nationalhistorie der Deutschen. 4. Bd. S. 248, 268 fg. Gillebrand's Deutsche Nationalhistorie. 1. Bd. S. 388, 455. Menzel's Ged. Deutschland. 2. Bd. S. 596 fg., nebst Nachrichten in den folgenden Bänden. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. VI. 1. Th. S. 130 fg. 1) Leipzig 1777. 8. Mit Bismarck. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Göttingen 1779. 8., wieder abgedruckt in der neuen Ausgabe von Gödingk's Gedichten. (Frankfurt a. M. 1821.) 3. Th. S. 1—156. 2) In den Zeitgenossen. Dritte Reihe. 1. Bd. 4. Hft. S. 68. 3) Vergl. a. a. D. S. 12 fg. Menzel's Verzeichnis der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 244.

39) Siehe die Schrift: Hr. G. Schüz. Darstellung seines Lebens. 2. Bd. S. 115. 40) Siehe a. a. D. S. 116. 41) Vergl. Jönsen in dem ersten deutschen Dichter und Prosaischen. 6. Bd. S. 198 fg.

gestorben ist, entwarf recht gute bildliche Darstellungen der Metamorphose der Insekten, soweit sich dieselbe in der äußeren Form fund gibt, und veröffentlichte von 1662 an in Niddelburg in holländischer Sprache eine Sammlung von 150 kleinen colorirten Tafeln. Es erschien aber auch alsbald eine vermehrte lateinische Uebersetzung unter dem Titel: *Metamorphosis et historia naturalis insectorum cum Commentariis Joannis de Mey. Medioburgi*. Pars 1. 1662. Pars 2. (mit Appendix de Insectorum utilitate von Paul Bernardi) 1667. Pars 3 (ohne Jahreszahl). Eine andere lateinische Ausgabe mit mehr methodischer Anordnung des Materials besorgte der Engländer Lister: *Joannes Goedartius de Insectis in methodum redactus; cum notularum additione opera M. Lister*. (London 1695. 8.) Doch hatte Lister schon früher eine englische Uebersetzung besorgt unter dem Titel: *Johannes Goedartius of Insects; done into English and methodized with the addition of notes*. (York 1682.) Es erhielt auch ein französischer Text zu den Abbildungen: *Métamorphoses naturelles ou histoire des Insectes*. 3 Voll. (Amsterdam 1700.) (Fr. Willh. Theile.)

GOEDDÄUS (Johann) oder Gödde, geboren am 7. Dec. 1555 zu Schwert in der Grafschaft Mark, war Anfangs bestimmt, Kaufmann zu werden. Er zeigte jedoch wenig Talent und Neigung zu den mercantilen Geschäften. Seine Aeltern fanden sich dadurch bewogen, ihn seinem Vauwie gemäß dem Gelehrtenstande zu widmen. In der Schule zu Dortmund, die er im J. 1568 besuchte, zeichnete er sich durch musterhaften Fleiß aus. Er machte rasche Fortschritte im Lateinischen und Griechischen, vorzüglich aber in der hebräischen Sprache. Aus der Schule zu Deventer vertrieben ihn die damaligen Kriegen. Bereits im J. 1570, nachdem er kaum ein Jahr dort zugebracht hatte, kehrte er wieder in das väterliche Haus zurück. Zur Fortsetzung seiner Studien begab er sich wieder nach Dortmund zurück. An der Philosophie und Geschichte fand er ein besonderes Interesse. Durch seinen Fleiß und sein stilles Betragen erwarb er sich manche Gönner. Der Landvoigt Friedrich von der Mark zeichnete ihn aus, indem er ihn im J. 1576 zum Erzieher seines Sohnes wählte. Auf der Universität Marburg, die er im J. 1578 bezog, suchte er vorzugsweise seine philosophischen Kenntnisse zu erweitern. Dabei erwachte in ihm ein besonderes Interesse an der Theologie. Von der Ider, diese Wissenschaft zu seinem künftigen Lebensberuf zu wählen, kam er indessen bald wieder zurück. Sein sanfter, anpruchloser Charakter vertrug sich nicht mit der theologischen Polemik, die damals auf der Kangel und auf dem Katheder herrschte. Die Jurisprudenz, der er sich nun widmete, schreite ihn Anfangs durch ihre Trockenheit. Durch angestrengten Fleiß überwand er jedoch alle Hindernisse. Durch Vertheibigung seiner Diss. de contrahenda et committenda stipulatione (Marb. 1585. 4.) erlangte er den Grad eines Doctors der Rechte. Er begab sich hierauf nach

Epyer, um bei dem dortigen Reichskammergerichte sich in der juristischen Praxis zu üben. Im J. 1586 kehrte er nach Marburg zurück, wo er seine schon früher gehaltenen Vorlesungen fortsetzte. Seine Landsteuere gaben ihm einen Beweis ihrer Achtung, indem sie ihn im J. 1587 in seiner Vaterstadt Schwert zum Bürgermeister wählten. Im J. 1588 erhielt er einen Ruf nach Herborn als ordentlicher Professor der Rechte. Im August des genannten Jahres erkrankte er dort seine Vorlesungen. Eine gleiche Lehrstelle ward ihm in Frankfurt an der Oder angetragen. Er zog es jedoch vor, einem Ruf nach Marburg zu folgen. Dort erhielt er im J. 1594 eine ordentliche Professur der Institutionen, später (1603) auch der Pandekten. Mehrere Anträge zu auswärtigen Beförderungen lehnte er ab. Er erhielt einen Ruf nach Heilberg, nach Helmstädt und Franeker. In Bremen ward ihm ein Syndicat, in Gassel die Stelle eines Vicesanclers angetragen. Im J. 1626 wünschte man ihn mit dem Charakter eines königlichen Rathes nach Dänemark zu ziehen. Er war indessen zu beschneiden und zu anspruchlos, um eine Veränderung seiner Lage zu wünschen, in der er sich um zu glücklicher fühlte, da das Streben nach höheren Würden mit seinem Charakter und seiner Sinnesweise nicht harmonirte. Nicht bloß als akademischer Dozent, auch bei manchen Landesangelegenheiten zeigte er sich durch den Umfang und die Gründlichkeit seiner Kenntnisse als einen tüchtigen Juristen. Auf mehreren Landtagen, zu Treysa, Gassel und Marburg, erschien er als Deputirter der Universität. Seine Rechtsprüche und juristischen Bedenken erwarben ihm auch außerhalb Teutschland fast ungetheilte Achtung. Durch sein einfachstvolles Benehmen empfahl er sich als Mitglied einer niedergelegten Commission, die den Streit über die marburgische Erbfolge entscheiden sollte. Im J. 1611 erhielt er Sitz und Stimme im marburger Consistorium. Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm durch manche körperliche Leiden getrübt. Besonders litt er an wiederholten Anfällen von Apoplexie. Er starb zu Marburg am 5. Jan. 1632 im 77. Jahre.

Gründliche Kenntnisse und eine lichte Darstellung empfehlen seine Schriften, von denen die meisten mehrfach wieder aufgelegt wurden. Den vierten Abdruck erlebte im J. 1623 zu Herborn seine dort im J. 1588 erschienenen Schrift: *De sequestratione possessionum et fructuum tit. XVII lib. II. Decretal. Gregor. IX repetitio*. Vielen Beifall fand auch sein zu Herborn im J. 1609 zum dritten Male gedruckter Commentar: *De contrahenda et committenda stipulatione*. Mit dem Lebensrechte beschäftigte sich Göddäus in seinen Schriften vorzugsweise. Im J. 1599 erschien von ihm zu Marburg, in Quart gedruckt, eine *Centuria conclusionum feudalium de successione seminarum* und zu Frankfurt im J. 1688 in der vierten Auflage seine *Feudalia a. Theses et Disputationes de feudis sub ejus praesidio propositae*. Viele seiner Dissertationen

1) Uurächtiger Göddäus geschrieben.

2) Der frühere Titel dieses Werkes, in welchem 21 früher eingeleitete Dissertationen enthalten, lautet: *Modella juris*

nen, Erläuterungen verschiedener Rechtsmaterien enthaltend, fanden in den Consiliis et Responsis Marburgensibus eine Stelle¹⁾. Anonym erschien von ihm ein „Gründlicher Bericht von allen und jedem der freien und kaiserlichen Reichsfürsten Ständ, Religion, Privilegien, Rechten und Gerechtigkeiten“. Von einem damals sehr geschätzten Werke: „N. Maurer's Wasserrecht und Wassergerechtigkeit“ veranstaltete Göddäus eine neue vermehrte Ausgabe, welcher er ein Responsum juris beifügte mit dem Titel: De alluvione maris ac littoris ejusque possessu et acquisitione. Von Sachverständigen wurden die meisten seiner Schriften mit Beifall aufgenommen. Ueber ungünstige Beurtheilungen setzte er sich hinweg. Charakteristisch, auch noch für den heutigen Zustand der Literatur, sind seine Ausrufungen in der Vorrede zu seinem im J. 1596 zu Herborn erschienenen Commentare: De contrahenda et committenda stipulatione. Göddäus tritt dort mit dem Gesandnisse hervor: „Scio, quam periculosum sit, hoc tempore tum de caeteris disciplinis, tum de juris arte quid scribere, vel in publicum emittere. Critici jam sunt multi senes et juvenes; plures mali quam boni, iniqui quam aequi censors; et quibus nihil rectum nihilo ratum et gratum, nisi quod ipsi, vel ii, quos affectu quodam singulari eoque privato sibi elegerunt, fecissent“²⁾. (Heinrich Döring.)

GOEDDÄUS (Johann), Enkel des Vorigen, geboren zu Gassel am 23. Dec. 1651. Er war kaum sechs Jahre alt, als der Tod ihm seinen Vater entriß. Seiner Mutter verdankte Göddäus eine sorgfältige Erziehung. Bis zu seinem elften Jahre erhielt er Privatunterricht. Um diese Zeit (1662) trat er zu Marburg in das dortige Pädagogium. Heinrich Dreyling war dort einer seiner vorzüglichsten Lehrer. Im J. 1666 eröffnete er zu Marburg seine akademische Laufbahn. In dem Gebiete der Rechtswissenschaft, die er sich zu seinem künftigen Lebensberufe gewählte, war der Professor Graf sein Hauptlehrer. Von Marburg ging er nach Leyden, wo damals der berühmte Vödelmann lehrte. Unter seinem Vorfisse verteidigte Göddäus seine Diss. de L. XL seq. de rebus creditis. (Lugd. Batav. 1677. 4.) Nach Verabreichung seiner akademischen Kursbahn durchreiste Göddäus Holland und einen Theil Frankreichs. In Marburg erlangte er den juristischen Doctorgrad durch Vertbeidigung seiner Diss. inaug. ad L. 15. Cod. de rei vindicatione.

(Marb. 1678. 4.) Im J. 1682 wurde er außerordentlicher Professor der Rechte in Marburg, im nächsten Jahre ordentlicher Lehrer der Institutionen, später (1684) der Pandekten, im J. 1692 des kaiserlichen Rechtes und im J. 1704 des Staatsrechtes. In der juristischen Facultät ward er um diese Zeit zugleich Primarius. Von den beiden fürstlichen Häusern zu Gassel und Darmstadt erhielt er im J. 1691 den Titel eines Sammherrscherrathes. Im J. 1692 war Göddäus Deputirter der Universität Marburg auf dem Landtage zu Gassel. Er starb am 29. April 1719 im 68. Jahre, geschätzt wegen seiner gründlichen Kenntnisse, die sich über das Gebiet der Jurisprudenz hinaus auch auf andere wissenschaftliche Fächer erstreckten. Als Decent empfahl er sich durch seinen scharfsinnigen Vortrag. Sein durchaus reiblicher Charakter verschaffte ihm allgemeine Achtung. Der größte Theil seiner Schriften besteht in Abhandlungen über einzelne Rechtsmatrien: De satisfactione pro expensis et reconventionem. (Marb. 1683. 4.) De legato jure subsistente agnito ab haerede illustri impubere tutoris auctoritate accedente. (Ibid. 1686. 4.) De supremo jurisdictionis dominio. (Ibid. 1700. 4.) u. a. m.³⁾. (Heinrich Döring.)

GOEDDÄUS (Johann), der Sohn des Johanns Göddäus, am 22. Aug. 1697 zu Marburg geboren, studierte auf der Universität zu Marburg und später auf der zu Rinteln Jurisprudenz und erhielt im J. 1721 auf der letzteren Universität die Doctorwürde, bei welcher Gelegenheit er seine Dissertation inauguralis exhibens usum aequipollentium (Rinteln. 1721. 4.) schrieb. Schon vorher hatte er eine Lobrede auf den Landgrafen Karl von Hessen (Carolus Magnus redivivus in Carolo Hassiae Landgr. oratione panegyrica exhibitus. Marb. 1716. fol.) herausgegeben, worin er alle gleichnamigen Könige und Fürsten Europa's aufzählt und welche zu jenen wäplos übertriebenen und geschmacklosen Schmeicheleien jener Zeit gehört, mit denen und nur der gute römische Enel und der überall vorstehende patriotische Geist auszusöhnen vermögen. Im J. 1725 wurde er außerordentlicher Professor der Rechte zu Rinteln und fand als Lehrer großen Beifall, hatte aber das Unglück, zuerst in eine unüberwindliche Schwermuth und dann in vollständigen Wahnsinn zu verfallen, so daß er im J. 1748 in das Hospital Haina gebracht werden mußte, in welchem er am 21. Oct. 1757 starb⁴⁾. (Ph. H. Kulte.)

GÖDE (Christian August Gottlieb), geboren in Dresden am 20. Febr. 1774, studierte in Leipzig die Rechte. Im J. 1802 begleitete er den Baron von Blümen auf einer Reise durch England und Schottland. Er war auch einige Zeit in Paris, wo es ihm jedoch weniger gefiel. Weder mit den Eitten und der Lebensweise,

feudalis s. disputationes feudales. Vergl. E. Mauriti Nomencl. script. in jur. feud. lit. G. p. 671.

3) Siehe das Verzeichniß dieser Beiträge in Strieder's Gelehrter Gelehrtengeographie. 4. Bd. S. 515 fg. 4) Frankfurt a. M. 1610. 4. Diese Schrift war durch eine Rechtschwärze der Stadt Rinteln gegen die gleichnamige Burg veranlaßt worden; s. Winkelmann's Geschichte Chronik. 2. Bd. S. 177. 5) Siehe Horden's Form. fun. in obitum Jo. Goedäus; Th. Hysing's Progr. fun. in obitum ejus; Jo. Kornmann's Orat. parent. in honor. Jo. Goedäus habita. Hübner de Gelehrten der Hss. Trim. I. 1729. p. 1 seq. 6) Sieher's Gelehrtenlexikon. 2. Hss. S. 1042. Strieder's Gelehrter Gelehrtengeographie. 4. Bd. S. 507 fg.

*) Siehe Jo. Dreyling's Progr. fun. in obitum Jo. Goedäus (Marb. 1719. 4.) J. H. Schminck's Orat. fun. in obitum J. G. (Ibid. 1719. 4.) Strieder's Gelehrter Gelehrtengeographie. 4. Bd. S. 520 fg.

1) Fr. Willh. Strieder, Gelehrter Gelehrtengeographie. 5. Bd. S. 1.

nach mit dem Charakter der französischen Nation konnte er, seiner Natur nach, sich befreundeten. Nach London kehrte er jedoch später nochmals allein zurück, um seinen dortigen Aufenthalt zur Abfassung eines ausführlichen Werkes über Großbritannien zu benutzen. Von London ging er nach Göttingen. Die Jurisprudenz, sein Berufssach, gab er auf. Ein entschiedenem Interesse fesselte ihn an die Naturwissenschaften, mit denen er das Studium der Medicin verband. Es lag in seinem Plane, nach London zurückzukehren und dort als praktischer Arzt aufzutreten. Er gab indeß diesen Plan wieder auf, als er im J. 1805 einen Ruf nach Jena erhielt. Dort war er zum außerordentlichen Professor der Jurisprudenz und Philosophie ernannt worden. Er trug kein Bedenken, das ihm übertragene Lehramt anzunehmen, fühlte sich jedoch nicht behaglich in seinen neuen Verhältnissen. Sein vieljähriger Freund, der bekannte Romanschriftsteller Hr. Laun (H. A. Schull), den er in Dresden besuchte, fand ihn sehr trübe gestimmt. „Obdion“, erzählt Laun, „seine eigentliche Ursache vorhanden war, ihn mit Abneigung gegen seinen Wirkungskreis in Jena zu erfüllen, machten doch besondere, vielleicht zum Theil durch Hypochondrie — unstreitig eine Folge seiner übergroßen Studienanstrengung — veranlaßte Umstände, daß ihm sein Aufenthalt in Jena nicht behagen wollte. Willkürlich würde er sich wieder mit demselben versöhnt haben, wenn die Kriegereignisse eine andere Wendung genommen hätten. Aber der Gedanke des bevorstehenden Einrückens der Franzosen in Jena war mehr, als er, seiner Individualität nach, ertragen zu können glaubte. Bei einem wahrhaft sinnlich frommen Gemüthe war ihm doch die Ideen des Menschen zu wünschende Eigenschaft des leichten Sinnes verloren gegangen. Schon die der Schlacht von Jena) vorangegangenen, für die Preußen und Sachsen so ungünstigen Geschehnisse ließen seinen Zweifel, daß die Franzosen Meister der Stadt werden würden. Um jeden Preis glaubte Göde daher Jena unverzüglich verlassen zu müssen. Da bei den kriegerischen Streifzügen in der Gegend ein Fortkommen mit Pferden zu versuchen nicht ratsam war, so mietete Göde einen Wagn mit einem Karren, ließ auf diesen eine Auswahl seiner Sachen und Bücher packen und war eben angeschlossen, seine ganze übrige Habe schnellos zurückzulassen, um im Geleite des bedrängten Karrens den Weg nach Weiden einzuschlagen, die noch von der deutschen Armee besetzt waren, als zwei jenaische Professoren, Guchardt und Andread, in sein Zimmer traten. Sie kamen eben aus der Senatssammlung und suchten den bereits völlig Kesselfertigen durch die Vorstellung der Gefahren, denen er bei der vorhabenden Reise sich aussetze, in Jena zurückzuhalten. Seiner Versicherung nach geschah ihm dabei der Antrag, ihnen zu folgen zu dem mit einem Truppcorps vor dem Thore lagernden Marischalle Kanneo, um die Anrede an diesen zu halten und die Stadt seinem Schutze zu empfehlen.“ Aufseizend antwortete hierauf Göde, indem er

zum Fenster hinaus auf den bereits am Hause stehenden Karren deutete, sein Bedauern, daß sich die Sache durchaus nicht mit seinem unabänderlichen Vorhaben vertrüge, welches ihn zum entgegengekehrten Thore aus der Stadt führen werde. Seiner Wanderung schloß es nicht an Abenteuer. Besonders hatte ihm, wie er mit späterhin schrieb, der Unglaube an die Wahrheit seiner Aussagen große Noth gemacht. Man hatte zuweilen versucht, ihm die Unmöglichkeit zu beweisen, daß er an vielen Orten, die er als von Franzosen besetzt angegeben, auch nur die Spur eines Franzosen gewinnen könne und wollte daher oft besto werden, wenn er solche Beweise durch Begehung auf seine recht guten Augen zu entkräften trachtete.“

In Folge eines erhaltenen Rufes nach Kassel als ordentlicher Professor der Rechte befand sich Göde schon auf der Reise dahin, als ihm ein gleiches Lehramt in Göttingen angetragen wurde. Längst war es sein Wunsch gewesen, dort einen Wirkungskreis zu erhalten. Als Herne fand er in Göttingen einen Gönner und väterlich für ihn sorgenden Freund. Der unangenehme Beifall, den seine Vorlesungen fanden, befreundete ihn wieder mit einer Sphäre, der er nicht lange zuvor völlig den Rücken zu kehren gedachte. Ein weites Feld eröffnete sich ihm durch die in Folge der politischen Ereignisse veränderte Zustellung, welche die Ausbildung der gerichtlichen Rechtsankunft nötig machte. Zu seinen bisherigen Vorlesungen über die Materie hielt Göde sein auf die Basis der Römer und Briten gegründetes System nicht für hinreichend. Seine griechischen Sprachstudien, die er lange hatte ruhen lassen, betrieb er nun mit großem Eifer, um durch das innigste Eindringen in das Verständniß der Redner des Alterthums seinen Vorlesungen eine noch höhere Weihe zu ertheilen. Wie von jeder, wenn die Wissenschaft ihn begeisterte, nahm er zu wenig Rücksicht auf seinen Körper. Unter zu rastlosen geistigen Anstrengungen drohte seine Gesundheit zu erliegen. Zu seinen mannichfachen Studien und Arbeiten trat noch die Beschäftigung mit der Herausgabe der Werke Johann von Müller's, zu welcher, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, ihn dieser berühmte Historiker selbst überredet hatte. Göde stand damals zwischen 30 und 40 Jahren. Aber sein Körper schien beinahe völlig erschöpft. Sein Studierzimmer, das er selten verließ, war die Hauptquelle seiner physischen Leiden. Arzte und Naturärzte und seine sonstigen zahlreichen Freunde drangen je lange in ihn, bis er sein Zimmer mit einem Kesselfwagen verließ. Statt jedoch in Paris, wohin er unter Anderem seinen Weg nahm, sich sorglos dem reizenden Wechsel eines von Geschäften befreiten Lebens und den mannichfachen Zerstreuungen zu überlassen, die ihm die Hauptstadt Frankreichs darbot, ward er dort wieder völlig von der Wissenschaft in Beschlag genommen. Eine der seinen gleiche Begeisterung für alles Wissen fand er in Paris an dem berühmten Schulrektor de Sacy. Dem

1) Siehe Hr. Laun's Memoiren. (Bunzlau 1837.) 2. Th. S. 112 ff.
2) Am 14. Oct. 1806.
3) Vergl. J. G. v. d. A.

über's Leben des Philosophen der Universität Jena (Jena 1858.) S. 81.

Drange, mit Hilfe eines von jenen großen Orientalisten ihm empfohlenen Arabers, die Schätze der arabischen Sprache sich aneignen, konnte er nicht widerstehen. Dabei verschlammte sich aber sein Gelandschaftsstand so sehr, daß er genöthigt war, nach Göttingen zurückzuweichen. Er starb dort im 37. Lebensjahre am 2. Juli 1812. Einer seiner Freunde sagt von ihm: „Wer ihn kannte und seine wahrhaft edle, herzlich gute Natur, sein unermüdetes redliches Streben, der konnte dem herrlichen, nur durch Mißgeschick aller Art um den Frohsinn seiner tadellofen Jugend gebrachtten Manne den innigsten Antheil nicht versagen.“

Das Hauptwerk, wodurch Göde sich als Schriftsteller einen geachteten Namen erwarb, führt den Titel: England, Wales, Irland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst, aus einer Reise von 1802 und 1803. (Dresden 1804 — 1805. 2. 5 Theile.) Eine zweite, völlig umgearbeitete Ausgabe dieses Werkes erschien ebenfalls im J. 1806 in fünf Octavbänden. Bruchstücke aus dem vierten und fünften Bande dieser Reisebeschreibung hatte Göde in der Dresdener Abendzeitung (1805. Nr. 15 fg.) mitgetheilt. Ausser seiner zu Göttingen im J. 1806 erschienenen Dissertation: *Ius Germanicum privatum, in usum lectionum academicarum adunbravit etc.* unterzog er sich noch nach dem Tode eines seiner Collegen, des Professors R. W. Böh, der Herausgabe und Vervollendung eines vom demselben hinterlassenen Lehrbuches des Lehrentes. (Göttingen 1806. 8.) In Meusel's Gelehrtem Deutschland (17. Bd. S. 735) wird erwähnt: „Göde habe zum Drucke ein fast völlig fertiges Werk hinterlassen, woran er mehr als zehn Jahre gearbeitet, das aber auf eine unerklärliche Weise verschwunden sei.“ Einer von Göde's Freunden bemerkt hierüber: „Sollte sich dies Manuscript nicht wiedergefunden haben? Der Verlust wäre um so betrübender, da ein Werk dieser Art von einem so tiefdenkenden, kenntnißreichen, sorgfältigen und gewissenhaften Manne der deutschen Geschichte und Literatur zu einem bleibenden Denkmale gereichen würde.“

(Heinrich Döring.)

GÖDE's (Henning) oder Godenus, aus Werben gebürtig, erhielt seine erste Erziehung zu Havelberg in der Mark Brandenburg. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Im J. 1464 begab er sich, um die Rechte zu studiren, nach Erfurt. Schon zwei Jahre nachher ward er dort Baccalaureus, aber erst im J. 1474 Magister der Philosophie. Als Mitglied des großen Collegiums ward er

in die philosophische Facultät aufgenommen. Er hielt seitdem mit Beifall öffentliche Vorlesungen. Im J. 1478 fand er Gelegenheit, der Stadt Erfurt durch Uebernahme einer Gesandtschaft an den Papst in einer wichtigen Angelegenheit wesentliche Dienste zu leisten. Er gelangte dadurch, wie durch seine akademischen Vorlesungen, die er nach Rückkehr von jener Reise fleißig fortsetzte, zu immer größerem Ansehen und zu höheren Würden. Im J. 1481 war er zum ersten Male Defcan in der philosophischen Facultät. Fünf Jahre später (1486) ward er zum Recter der Universität gewählt und während dieses Rectorsats zum Licentiaten beider Rechte ernannt. Im J. 1489 erhielt er die juristische Doctorwürde und ward hierauf in die juristische Facultät aufgenommen, in welcher er das Defcanat seit dem Jahre 1493 noch sieben Mal führte. Sowel durch seine akademischen Vorlesungen, in denen er einem besseren Geiste als dem gewöhnlichen Sinne und Verfahren der Scholastiker gefolgt war, als auch durch seine Urtheile und Gutachten zeichnete er sich unter den Mitgliedern der juristischen Facultät so vortheilhaft aus, daß er zum obersten Professor der Rechte mit einem für die damalige Zeit sehr bedeutenden Gehalte ernannt ward. Außerdem erhielt er ein Kanonikat bei dem Marienstifte zu Erfurt und in der Folge bei demselben die Würde eines Scholasticus. Neben seinen akademischen Aemtern diente Göde viele Jahre dem Rathe zu Erfurt als Syndicus. Auch auswärts verbreitete sich sein Ruhm. Von vielen kaiserlichen Fürsten ward er in Rechtsangelegenheiten zu Rathe gezogen. Er erhielt den ehrenvollen Beinamen *Monarcha Juris*. Zur Frequenz der ersturten Hochschule trug er wesentlich bei. Erpßlich ermahnte er seine Zuhörer zum Studium einer reinen Philosophie und der schönen Wissenschaften. Allgemein rühmt man seinen Fleiß, seine Einsicht und Gewandtheit in den ihm übertragenen Aemtern. Zur Empfehlung geriet ihm auch seine strenge Wahrheitsliebe und die entscheidende Abneigung gegen alle täuschenden Künste, worin viele der damaligen Rechtsgelehrten ihre Stärke suchten. Er besaß die seltene Gabe, überall den wahren Grund einer Eristizfrage zu erschöpfen und in seinen Entscheidungen den Sinn der Gesetze zu treffen und auszusprechen. Aber sein Charakter hatte auch Schattenseiten. Nach dem Urtheile einiger seiner Zeitgenossen soll er von Stolz und Annahmung nicht ganz frei gewesen sein und sich dadurch Reid und Haß zugezogen haben.

In eine bedenkliche Lage gerieth Göde bei den Mißheiligkeiten zwischen dem Rathe zu Erfurt und der dortigen Bürgerschaft. Bekannt als Freund des Rathes, fürchtete er dem Volkshaße und drohenden Verfolgungen nicht entgehen zu können. Er sah ein, daß ihn weber seine geistliche Würde, noch sein persönliches Ansehen in diesem Parteilampfe schützen konnte. Für das Rathsamste hielt er daher, sich auf einige Zeit aus Erfurt zu entfernen. In Leipzig, wohin er sich im J. 1509 begab, bereiteten ihm seine auch dort schon anerkannten Verdienste eine glänzende Aufnahme. Der Kurfürst von Sachsen ernannte ihn zum Professe der Allerhöchsten-

4) Vergl. *Mitscherlich. Oratio in memoriam Heynii*, A. G. Richter et C. A. G. Gerdil. (Götting. 1812 fol.) Öttinger gel. Anzeigen. 1812. S. 1619. *Wlaga. Literaturzeitung*. 1812. Nr. 194. *Wlaga. Anzeiger der Deutschen*. 1819. Nr. 296. *Wlaga's. Nachrichten*. (Baylen 1837.) 2. Th. S. 44 fg. 111 fg. J. Günther's Lebenslizen der Professoren der Universität Jena (Jena 1858.) S. 41. *Meusel's. Gel. Deutschland*. 13. Bd. S. 478. 17. Bd. S. 735 fg.

1) Es schrieb er sich selbst, nicht Göden, wie er mehrfach genannt worden; s. unter andern *Bocher's. Gelehrtenlexicon*. 2. Th. S. 1043.

Eusefische in Wittenberg. Auf der dortigen Hochschule ward er zugleich Ordinarius der Juristenfacultät und Professor des saanenschen Rechts. In ähnlicher Weise, wie früher in Erfurt, machte er sich in Wittenberg vielfach verdient. Auf die noch nicht vollendete Einrichtung der neuen Hochschule gewannen er, als vieljähriger Lehrer auf einer älteren Universität, durch seine reiche Kenntniß und Erfahrung einen wohlthätigen Einfluß. Seine Würden in Erfurt gab er nicht auf. Fortwährend interessirte er sich lebhaft für die Angelegenheiten der dortigen Universität. Er ward sogar im J. 1510 von der Juristenfacultät zu Erfurt, obgleich abwesend, zum Doctor gewählt und war auf diese Weise ein Mitglied zweier Universitäten, was übrigens damals nicht ungewöhnlich war).

Seine fortwährenden Verbindungen mit Erfurt benutzte Göde, um den inneren Frieden in dieser Stadt wiederherzustellen. Lange blieben jedoch seine Bemühungen fruchtlos. Erst durch die eingetretene Vermittelung des Kurfürsten von Mainz waren die Feindseligkeiten einigermaßen beseitigt worden. Immer hörten noch die Rechte der Bürger, welche Erfurt während der Unruhen verlassen hatten und die Verhältnisse der Stadt zu dem sächsischen Hause den völligen Genuß des wiedererlangten Friedens. Um auch hier vermittelnd einzutreten, entschloß sich Göde, wider den Rath seiner meisten Freunde, im J. 1516 zur Rückkehr nach Erfurt. Er erhielt das hierzu verlangte sichere Geleit. Von 30 Reitern, die ihm der Rath zu Erfurt entgegen schickte, ward er wie im Triumphe empfangen. Eine Volksmenge begleitete ihn mit Jubel vom Thore bis an sein Haus. Unterstützt von dem Oberstrathemeister Hüttner, brachte Göde eine Verbesserung der Stadt Erfurt mit dem sächsischen Hause zu Stande. In Folge eines zu Raumburg geschlossenen Vertrages wurden die ausgewanderten erfurter Bürger wieder in den Besitz ihrer Güter und Rechte gesetzt. Aber auch auf die Wissenschaften äußerte Göde's Anwesenheit in Erfurt seinen unbedeutenden Einfluß. Durch seine Verwendung erhielt Curicius Gerdus, der in einem Gedichte Göde's Ehre in Erfurt mit der Rückkehr Cicero's aus dem Exil verglichen hatte, das Rectorat der Marien- oder Domschule, die durch diesen vielseitig gebildeten Mann einen bedeutenden Ruf erlangte).

Zwei Jahre hatte Göde in Erfurt zugebracht. Erst er (1518) nach Wittenberg zurückgekehrt war, sah er jene Stadt nicht wieder. Nach der Rückkehr von einer Reise, auf welcher er den Kurfürsten von Sachsen zur Wahl und Krönung des Kaisers Karl V. begleitet hatte, hielt er zu Wittenberg eine Vorlesung über die Art und Weise, einen römischen König zu wählen¹⁾. Es lag ihm, wie er sich in der Aufkündigung ausdrückte, auch besonders daran, daß die wittenberger Studenten auch etwas von

den Weltbünden erfahren²⁾. Vorträge über Eigenstände des teutischen Staatsrechts waren damals nicht üblich und in dieser Hinsicht war die erwähnte Vorlesung eine Merkwürdigkeit. Aber auch unter Göde's Rediguitäten befanden sich einige, die ins Staatsrecht einschlugen. Um die Bildung talentvoller junger Männer machte sich Göde außerdem als akademischer Lehrer vielfach verdient. Zu seinen Schülern gehörten Gregorius von Brück, Hieronymus Schwurf, Benedict Pauli u. A. Als Zeitereigniß, das mit seinem juristischen Lehramte und seiner Wirksamkeit überhaupt in seiner Verbindung stand, betrachtete er die Reformation Luther's. Er hielt sie für eine bloße theologische Streitigkeit, die bei der damals herrschenden Polemik nichts Ungewöhnliches war. Als aber Luther die päpstlichen Decretalen verbrannte, fand Göde, als Professor des saanenschen Rechts, diese Sache für sich schimpflich. Mit bitteren Vorwürfen ward Luther, der in Erfurt noch eine kurze Zeit sein Schüler gewesen war, von Göde überhäuft. Da er indessen mit Luther auf einem ziemlich freundschaftlichen Fuße gestanden hatte, so wäre er vielleicht mit der Zeit andern Sinnes geworden, wenn ihn nicht der Tod ereilt hätte. Er starb zu Wittenberg am 21. Jan. 1521. Dort, wie in Erfurt, ward er allgemein betrauert. In der zuletzt genannten Stadt erhielt er sein Andenken durch verschiedene gemeinnützige Vermächtnisse. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse erschien von ihm im Druck sein *Processus judicarius et de formandis libellis; it. Repetitio Rudr. X. de caus. possess. et propr.* (Viteb. 1599. 8.); ferner: *Consilia Rev. Clar. ac ingenio, eruditione et usu Excellentiss. I. U. Doct. Henn. Goeden, optimo ordine per D. Melchior Kling, quoad materias conjunctas distributa.* (Viteb. 1541. fol.) Tiefe Consilia, zuerst auf Befehl des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen gesammelt, wurden mehrmals wieder aufgelegt, unter Anderem Budiss. 1563. fol.³⁾.

(Heinrich Döring.)

GÖDECKE (Andreas), auch Gödick und Jodocus genannt, teutischer Theolog, um die Mitte des 16. Jahrh. zu Köbzig bei Halle in Sachsen geboren, weshalb er auch zuweilen Lybekinensis Petrimontanus heißt, wurde zu Wittenberg, nachdem er dalselbst seine Studien beendet und die theologische Doctorwürde erlangt hatte, im J. 1584 Professor der Theologie; durch den Einfluß der Reformirten verlor er aber im J. 1590 diese Stelle. Später wurde er jedoch wieder eingesetzt und im J. 1593 zum Probst und Superintendenten zu Kemberg befördert, wo er im J. 1599 starb. Seine

5) ut Scholares Vitebergenses audiant aliquod de cursibus mundi. 6) Bregl. Adami Vitae German. Jureconsult. p. 6 seq. Kotschmann in der *Erbschaft des Jurispr.* S. 506 ff. Verbindungen und Beiträge von Jodock in der *Verrete zu den Respons. et Sentent. Facult. jurid. Erford.* (Erford. 1770.)

Jaeger's *Gedächtnißreden*. 2. Th. S. 1043. *Reichthum's* *Quallische Beiträge zur alt. Jurisprudenz*. 2. Th. S. 73. *Waller's* *Literatur des deutschen Staatsrechts*. 2. Th. S. 100. *Waller's* *Gedächtniß des Vitebergensischen wissenschaftlichen Bildung*. 3. Th. S. 470 ff. *Martin's* *Juristische Literaturgeschichte* S. 48.

2) In den *Epistolis virorum obscurorum* wird hystorische ein Mann erwähnt, der Mitglied von zehn Universitäten war, und nicht weniger, ob er sagen sollte: ego sum *universorum* et *membra decem universitatum*. 3) Ebbe über ihn Jodock's *Gedächtnißreden*. 1. Th. S. 1096. 4) *Practicum et modum eligendi Romanorum Regem*.

theologischen Abhandlungen (*De attributis Dei ex lumine naturae cognoscibilibus*, *De poenitentia* u. s. w.), welche er als Professor zu Wittenberg schrieb, verrathen große Gelehrsamkeit und einen durchdringenden Scharfblick *).

(Ph. H. Kuhn.)

GÖDECKE (Andreas), aus Schöningen gebürtig, widmete sich dem Studium der Theologie. Seine Lebenszeit fällt in die Mitte des 17. Jahrh. Er bekleidete ein Pfrbstamt zu Quisdorn und war Aßessor des königl. Gerichtes zu Pinnerberg. Sein Todesjahr ist unbekannt. Als deutscher Dichter scheint er bei seinen Zeitgenossen in einem gewissen Ansehen gestanden zu haben. Die religiöse Dichtung sagte seinem Talente besonders zu. Zu Künzberg erschien von ihm ein Gebet- und Gesangsbüchlein, das einer seiner dortigen Freunde, Bernhard Lande, herausgab. Auch andere seiner Dichtungen, auf die er selbst wenig Werth zu legen schien, traten durch Vermittelung seiner Freunde an Licht, so unter anderen ein Davidisches Harfenpiel von zehn trostreichen Psalmen und geistlichen Liedern, deren Herausgabe der Organist und Schulcollege Heinrich Möller besorgte. Außer einbreischen Kriegs- und Siegesliedern ließ Gödecke auch ein „Heilichsches Turteltauben“ erscheinen. Grobmann verdient noch unter seinen Schriften ein *Spicilegium seu Viridarium poeticum latino-germanicum* †).

(Heinrich Döring.)

GOEDE HOOP oder Gute Hoffnung, eine Insel im Archipel der Schiffer- oder Samoaineln im östlichen australischen Inselgürtel, unter 15° 56' 30" südl. Br. und 175° 51' westl. L. von Greenwich, 25 Meilen südlich von Enfanti Verdun. Sie heißt auch Oukoufou- oder Probeniel. Den Namen Goede Hoop bekam sie von dem holländischen Capitain Schouten, der sie 1616 entdeckte, hier Wasser zu finden hoffte und wirklich fand. Die Insel ist gut bevölkert, fruchtbar und zeichnet sich besonders durch schöne Kokospalmen aus.

(H. E. Hüssler.)

GÖDELER (Elias), geb. im J. 1620 auf dem Schlosse Helfenberg, im Lande ob der Enz, bildete sich früh zu einem geschickten Maler und Architekten aus und erlangte dadurch bald einen gewissen Ruf. Er malte in Del und auf frischen Mörten, Anfangs zu Nürnberg, später in den Schöffern zu Baiersuth und Hildburghausen. In Würzburg wurden viele Gebäude unter seiner Leitung aufgeführt. Er erhielt dort die Stelle eines kurfürstlichen Hofbaumeisters. Später begab er sich nach Hildburghausen, wo er im J. 1693 als Oberbaumeister starb. Sandrart hat nach ihm Einiges rabirt *).

(Heinrich Döring.)

GÖDEN (Hans Adolph), geboren am 14. Mai 1785 zu Friedland im Mecklenburgischen, wo sein Vater

Stabssecretair und Senator war, besuchte die dortige Stadtschule. In den älteren Sprachen hatte er sich gründliche Kenntnisse erworben und war auch in seiner Elementarbildung überhaupt nicht zurückgeblieben, als er im J. 1802 die Universität Jena bezog. Neben der Medicin studirte er dort Philosophie. Im J. 1805 lehrte er in seine Vaterstadt zurück. Wo er sich den medicinischen Doctorgrad erworben, ist nicht bekannt. Bis 1811 lebte er als praktischer Arzt in Friedland. Sein unruhiger Geist, vielleicht auch äußere Verhältnisse, bewegten ihn in dem genannten Jahre, sich nach dem Markischen Dargun im Schwermischischen zu wenden. Für seine ärztliche Praxis fand er dort einen weniger geeigneten Wirkungskreis. Mangel an hinreichenden Erwerbsquellen führte ihn zu dem Entschlusse, sich im J. 1812 nach Berlin zu begeben, wo er theils practicirte, theils akademische Vorlesungen hielt †). Von dem Ministerium des Innern ward er im Februar 1813 nach Gumbinnen gesandt, wo ein furchtbarer Typhus, das sogenannte Lazarethfieber, zahllose Verwundete und Kranke und selbst mehr dem Uebel entgegnenwirkende Aerzte hingerafft hatte. Ihn schreckte nicht die drohende Lebensgefahr. Freudig folgte er jenem Antrage, der ihm einen weiten Wirkungskreis eröffnete. Durch zweckmäßige und fräftige Vorkehrungen that er der furchtbaren Seuche altmählig Einhalt. Ueber die Natur und Behandlung des Typhus hatte er sich schon früher in einem ausföhrlichen Werke (Berlin 1811. gr. 8.) öffentlich ausgesprochen und auf dies Werk nicht lange zuvor in seiner „Theorie der Entzündung“ (ebenda, 1811. 8.) hingewiesen. Mit diesem Gegenstande beschäftigte er sich auch in seiner Geschichte des anstehenden Typhus (Dreslau 1814. gr. 8.) und in der von ihm herausgegebenen Schrift: „Von der Argeneitraft der Phosphorsäure gegen den anstehenden Typhus.“ (Dreslau 1814. gr. 8.)

In gerechter Anerkennung der Verdienste, die er sich durch die Heilung der Kranken und Verwundeten mehrerer Nationen erworben hatte, empfing Göden von dem russischen Kaiser Alexander einen Brillantring. Von dem königl. preussischen Ministerium ward ihm ein Barregeld zugesichert mit dem Versprechen, daß er bald eine seinen Fähigkeiten und Wünschen entsprechende Anstellung erhalten solle. Nicht lange nachher ward ihm das Physikat des burlau-löwenbergischen Kreises übertragen. Als Arzt gewann er dort bald einen weit verbreiteten Ruf. Aber auch als Mensch zeigte sich bei ihm der Charakter von einer sehr achtenswerthen Seite durch die Großmuth, mit der er aus eigenem Antrieb der hinterlassenen Familie seines Vorgängers nicht nur die ganze Besoldung, sondern auch das Honorar von den ihm durch den Tod desselben zugefallenen Patienten übergab. Mit Recht aber empörten ihn die Wunderkuren, durch die ein schlauer Betrüger nicht bloß das leichtgläubige Volk, sondern selbst angeesehene und gebildete Leute täuschte. Gegen dies Unwesen erhob er seine Stimme in mehreren Auf-

*) Vergl. Geogr. Zeitl. Jöcher, Gelehrtenlexicon. 2. Bd. S. 1899.

†) Siehe Möllers Cimbrica literata; Reameirer in seiner Dim. de poetis germanicis saeculi XVII; Jöcher's Allgemeines Gelehrtenlexicon. 2. Bd. S. 1092 ff.

*) Vergl. Nagler's Künstlerlexikon. 5. Bd. S. 254.

1) Er erstrebte sie mit einem Programm: Von dem Wesen der Medicin. (Berlin 1812. 4.)

sagen, größtentheils gedruckt in Oken's Jhs. In dem freimüthigen Abendblatte dieser Zeitschrift (1818. Nr. 117) befinden sich unter andern von ihm die Aufsätze: „Ueber den Wundermann Richter zu Roy in Schlesien; über Mistdrei in der Wissenschaft“ u. a. m. In seinen scharfen Rügen bräunlichte er weder Personen noch Verhältnisse und zog sich dadurch manche Feinde und selbst gerichtliche Verfolgungen zu. Er fand nicht für gut, auf die gegen ihn erhobenen Klagen zu antworten und ward daher in contumaciam für schuldig erklärt und zur Kosten verurtheilt. Unter solchen Umständen lebte er ebenso unerwartet und schnell in seine Heimat zurück, als er sie früher verlassen hatte. In Friedland betrieb er mit gewohntem Eifer seine ärztliche Praxis, die durch mehr glückliche Kuren sich immer mehr erweiterte. Unter den mannichfachen Widerwärtigkeiten seines unsäthen Lebens waukte seine Gesundheit. Er starb am 14. Nov. 1826 im 42. Jahre.

Als Arzt besaß Göden gründliche Kenntnisse, wenn er gleich, wie Männer von Fach behaupteten, nicht tief genug in seine Wissenschaft eingedrungen war und als Anhänger einer gewissen philosophischen Schule, beherrscht von einer sehr lebhaften Phantasie, bei seinen Kuren sich mehr an geniale Ansichten und heroische Mittel hielt als an ein gründliches System und sorgsam prüfende Erfahrung. Wie er immer seiner eigenen Ansicht und Methode vertraute, zeigt die originale Art, mit der er sich selbst von einem bödärrigen Nervenfieber befreite. „Als er“, erzählt einer seiner Freunde, „die ersten Symptome davon bei sich spürte, übergab er seinem Diener, der zugleich sein Finanzrath und Alles in Allem war, eine von ihm selbst entworfene Instruktion für den Fall, daß die Krankheit zum Ausbruche käme, mit dem geschärften Befehle, alles in jener Instruktion Vorgezeichnete genau und pünktlich zu befolgen, in keinem Falle aber einen Arzt herbeizurufen. Als das Fieber wirklich eintrat und bis zu einer lebensgefährlichen Krisis stieg, unterwarf sich Göden der von ihm vorgeschriebenen innerlichen und äußerlichen Behandlung, die ihn völlig wieder herstellte.“ An Meinungen, die er einmal angenommen und behauptet hatte, hing er mit unerschütterlicher Festigkeit, Nichts konnte ihn unter andern für die Schulpflicht gewinnen, denen er ein für allemal den Krieg erklärte. Seine Aeusserungen hierüber enthält ein in dem Schwerinischen freimüthigen Wochenblatte (1819. Nr. 133) gedruckter Aufsatz: „Ueber die Kuhpockenimpfung.“ Schon früher hatte er in Oken's Jhs (1818. Nr. 10) einen Aufsatz über die Vaccination eingebracht. Durch gebiegene Ansichten werthvoll, wenn auch nicht ganz frei von paradoxen Urtheilen und gewagten Hypothesen, waren seine Schriften von der Heilmacht der Wasserfäden (Berlin 1815. 8) und des Scharlachfiebers (ebenda. 1822. 8). Dahin gehören auch seine in Huseland's 8 Journal der praktischen Heilkunde (1814. Nr. 2—13) mitgetheilten „Erfahrungen über die Blutausleerungen als Prophylacticum und als Curatorium bei der Wasserfaden.“ Zu dem eben erwähnten Journale, zu Horn's Archiv für praktische Erfahrung (1810—1814), zu den

Schlesischen Provinzialblättern (1817), zu Oken's Jhs (1818—1820), zu dem Schwerinischen freimüthigen Wochenblatte (1819—1820) lieferte er zahlreiche Aufsätze, in dem eben genannten Wochenblatte (1820. Heft 7) interessanter Bruchstücke aus seiner noch ungedruckten Theorie der Medicin, mit deren Ausarbeitung er sich in den letzten Jahren seines Lebens befaßigt hatte.

Durch sein Aeußeres, durch seinen starken, muskulösen Körperbau und sein von Placern gerissenes Gesicht konnte sich Göden nicht sonderlich empfehlen. Seine Persönlichkeit hatte beim ersten Anblicke etwas Abstoßendes und Zurückstößendes. In seinem Auge spiegelte sich jedoch sein fester, tiefer Charakter. Stark wie sein Körper war auch sein Geist, unbüßig und ohne alle Furcht. Dem inneren Drange, über Alles, was ihm unvernünftig oder ungerecht schien, sich freimüthig zu äußern, vermochte er nicht zu widerstehen. Nicht blos im geselligen Umgange, auch in seinen Schriften gab er sich einer jacobinischen Bitterkeit hin, die ihm manche Gegner und Feinde zwog. Wegen seiner raschen und unüberlegten Urtheile, durch die er sich nicht selten Bösen gab, kam er in den Ruf eines ercentirten und unruhigen Kopfes. Seine Vertheile gegen den äußeren Anstand, die Vernachlässigung seiner Kleidung reichten hin, ihn als einen Sonderling zu bezeichnen. Wie früher in Schlesien entlang er auch später in seiner Heimat, besonders in seinen letzten Lebensjahren, nicht dem Schicksale, durch seine rückfällige Freimüthigkeit in Injurienprocessen verwickelt zu werden. Der Verwurf über so unangenehme Verhältnisse und die Unzufriedenheit mit seinen nächsten Umgebungen beschleunigte seinen Tod. Durch den zu häufigen Genuß spiritueller Getränke erprobte er, wie einer seiner Freunde berichtet, an sich selbst das delirium tremens, worüber er eine inhaltreiche Schrift (Berlin 1825. gr. 8.) herausgegeben hatte. (Heinrich Döring.)

GÖDENS (Wedelsfeld), gräflich von Wedelsche Herrlichkeit im Amte Friedeburg des hannoverschen Fürstenthums Disciscord; Schloß und Marktflecken, Kreisstadt Gödens, 900 Einwohner, Reinwandfabriken, Schiffahrt. (H. E. Hooser.)

GOEDEREDE, d. i. gute Arbeit, oder Goeree, auch wol Goree, wiewol mit Utrecht, war früher eine besondere, West-Boorn genannte, von Der-Glaacoe oder Zuidveern abgeordnete Insel in der niederländischen Provinz Seeland (Zeeland). Nachdem sich aber zwischen beiden eine Sandbank angelegt hatte, die über das Wasser hervorragt, hat man im J. 1751 einen Damm zwischen beiden Inseln angelegt, um beide unter einerlei Benennung zu bringen. Auf der nun Goeree oder Goedereede genannten Insel West-Boorn liegt die kleine Stadt Goedereede oder Goeree mit etwa 700 Einwohnern und das Dorf Oudorp. (H. E. Hooser.)

GÖDICKE (Friedrich Wilhelm), geb. am 20. Sept. 1773 zu Magdeburg, wo sein Vater Kammer-

2) Beigl. den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrgang IV. 2. Th. S. 636 fg. Meusel's 8. Bd. Preussland. 17. Bd. S. 736. 22. Bd. Abth. 2. S. 300 fg.

inspector und Zollaufscher war, besuchte nach erhaltenem Privatunterricht das Demgymnasium in seiner Vaterstadt. In seinem 20. Jahre (1793) begab er sich nach Halle, wo er seine akademische Laufbahn eröffnete. Philosophie, Geschichte und schöne Wissenschaften waren dort seine Hauptstudien. Bei Eberhard hörte er Rhetorik und Geschichte der Philosophie, bei Wolf Literaturgeschichte. Fleißig besuchte er auch die Collegien, welche Jacob über die Kantische Philosophie las. Im J. 1796 lehrte er nach Magdeburg zurück, wo er Privatunterricht ertheilte und zugleich als einer dort errichteten Schul- und Pensionsanstalt als Lehrer thätig war. Sein Vater war bereits während seines Aufenthaltes in Halle gestorben. Nach dem Tode seiner Mutter (1804) ging er nach Berlin, wo er sich ebenfalls durch Privatunterricht seine Subsistenz sicherte. Seit dem Jahre 1812 lebte er in einer sehr glücklichen Ehe. Im J. 1814 erhielt er die philosophische Doctorwürde. Im J. 1823 ward er im Ministerium des Innern beim literarischen Bureau angestellt. In höherem Alter, seit dem Jahre 1837, litt er, ungeachtet seiner sehr geregelten Lebensweise und Mäßigkeit in allen Genüssen, an einem hartnäckigen, oft wiederkehrenden Unreieksdäbel, das ihm unerträgliche Schmerzen verursachte und seine gewohnte Thätigkeit lähmte. Im J. 1840 mußte er seinen Privatunterricht, den er bisher ununterbrochen fortgesetzt hatte, völlig aufgeben. Er starb am 19. Mai 1842 im 69. Jahre, gekräftigt wegen seiner vielseitigen Kenntnisse als ein trefflicher Jugendlehrer, der seinen Beruf mit der strengsten Gewissenhaftigkeit erfüllte. Von moralischen Gesichtspunkte ging er bei allen seinen Handlungen aus. Weiter Vortheile, noch Schmeichelei, noch Spott vermochten ihn, seinen als gut erkannten Grundbesitz unteu zu werden. Er liebte den geselligen Umgang. Für eine besondere Vergünstigung seines Geschicks hielt er es, daß ihm vergönnt war, mehrere der ausgezeichnetsten berliner Gelehrten seine Freunde zu nennen. Zu diesen gehörten Götting, Tiege, Pauli, Purgold, Schink, Zeune u. A. Am innigsten hatte er sich an den Dichter Langbein angeschlossen, dem er auch einige Jahre nach dessen Tode ein schönes biographisches Denkmal stiftete ¹⁾. An Langbein's Gattin schrieb er darüber den 25. Juni 1838: „Sie haben mich aufgefordert, daß ich, als ein vieljähriger Freund Ihres würdigen Mannes, dessen Biograph werden sollte und ich bin Ihrer freundlichen Aufforderung um so lieber gefolgt, als es in meinen eigenen Wünschen lag, dem vereinigten Freunde, so viel es in meinen Kräften stand, ein seiner würdiges Denkmal zu setzen. Die mir von Ihnen mitgetheilten handschriftlichen Nachrichten habe ich benützt, wie ich benützt werden mußten und Sie haben sich darüber einverstanden mit mir erklärt. Viele Züge zu dem Charaktergemälde des theuren Dabinggeschiedenen, in meinem langen freundschaftlichen Umgange mit ihm gesammelt, habe ich hinzugefügt und mich wenigstens

eifrig bemüht, ein treues und wahres Bild von ihm zu zeichnen. Sollte mir dies nicht ganz misslungen seyn, so würde ich es für die schönste Belohnung meiner darauf verwandten Zeit halten. Sie wissen ja, daß ich meinem Jahre lang gehaltenen Gelübde, Nichts mehr für den Druck zu schreiben, nur unteu aus Freundschaft wurde. So nehmen Sie denn die kleine Gabe, welche ich Ihnen zunächst darbringe, mit Güte und Freundschaft auf.“

Als Schriftsteller war Göttdie zuerst in zwei Erzählungen im dritten Bande der Beiträge zur Belehrung und Unterhaltung (Wittenberg 1792.) aufgetreten. Die wenige Ruhe, die ihm später sein Privatunterricht gönnte, benutzte er zu Aufsätzen in Koschütz's Journal für Kunst und Künsteleien, im Freimüthigen für Deutschland, in v. Gölln's Freimüthigen literarischen Blättern u. a. Zeitschriften. Diese Aufsätze fallen groentheils in die neunziger Jahre. Einer weit späteren Zeit gehören seine selbständigen Werke an. Eins der umfassendsten war die von ihm herausgegebene Weltgeschichte. (Berlin 1813—1815. 3 Bde. 8.) Von der europäischen Türkei gab er eine „Geographisch-historisch-geschichtliche Darstellung“ (ebendaf. 1821. 8.) heraus. Zum Gebrauche für Schulen und für den Selbstunterricht entwarf er eine Schilderung des „Götterthums der Hellenen und Römer.“ (Berlin 1822. 8.) In dem genannten Jahre erschien noch von ihm eine mit besonderer Liebe bearbeitete „Geschichte der Griechen.“ Durch Gründlichkeit, fleißige Benützung aller ihm zugänglichen Quellen und einem geselligen Styl empfahlen sich seine Schriften. In den Jahren 1824—1825 gab er die Berliner Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur heraus. Von dieser Zeitschrift erschienen drei Bände oder zwölf Hefte, die mehrere Aufsätze von ihm enthalten. Er schloß seine literarische Laufbahn im J. 1826 mit der Beforgung einer neuen Ausgabe von Lessing's Werken, zu denen Schink eine Biographie lieferte ²⁾. (Heinrich Döring.)

GÖDING, im Kreise Brunn der Markgrafschaft Mähren, mit 2200 Einwohnern, einem Gekühe und einer Aerialtaltabs-Druck. Das Städtchen liegt an einem Arme des Flußes March und hat ein schönes Schloß, welches zu Fabriken benützt wird. Die gleichnamige Herrschaft gehörte den Grafen von Boar, von denen sie der Kaiser Franz I. im J. 1762 für eine Million Gulden kaufte, um daraus eine kaiserliche Familienherrschaft zu bilden. In dem nahen Dorfe Theresienstadt legte derselbe eine Colonie von Leibringern an. (H. E. Hoosler.)

GÖDOLLO (37° 1' 30" N. und 47° 36" nördl. Br.), ein Marktflecken in dem ungarischen Comitate Pesth mit 1600 Einwohnern, einem schönen, fürstlich Graafcovich'schen Schlosse, Park, Tiergarten, liebhaftem Handel, einer latholischen und einer reformirten Kirche. (H. E. Hoosler.)

GÖDTKE (Isaak Gottfried), geb. zu Königs am 12. Dec. 1691, verbanke seine Elementarbildung dem

1) A. B. G. Langbein's Lebensgeschichte, vor der zweiten Ausgabe von denselben sämtlichen Gedichten in fünf Bänden. (Stuttg. gar 1838. H. 8.)

2) Göttdie, v. M. u. R. Erste Section. LXXII.

2) Bregl. (Sigis's) Gel. Berlin im J. 1825. S. 77. Den Namen Neofolius der Deutschen. Jahrg. XX. 1. Th. S. 410 fg. Reuvel's Gel. Deutschland. 22. Bd. Abth. 2. S. 391.

akademischen Gymnasium zu Danzig. In Königsberg studierte er Theologie, vertauschte jedoch dies Studium in Leipzig und Wittenberg mit der Jurisprudenz. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn betrieb er die juristische Praxis in seiner Vaterstadt Königsberg. Im J. 1716 ward er dort Notar, im J. 1736 Rathsmitsglied und im J. 1738 zweiter Rämmerer. Diese Stellen legte er jedoch in dem eben erwähnten Jahre (1738) nieder. Im J. 1742 ward er zum Bürgermeister und Präsidenten gewählt. Er starb im J. 1763. Um seine Vaterstadt machte er sich verdient durch eine mit großem Fleiße und gründlicher Sachkenntniß ausgearbeitete „Geschichte der Stadt Königsberg.“ Dies Werk erschien zu Danzig im J. 1724, in Quart gedruckt und mit einem Kupfer geziert. Die von J. D. Titius herausgegebene „Nachricht von den Gelehrten, die aus der Stadt Königsberg stammen“ (Leipzig 1763), verdankt ihm die Grundlage. Seine Schrift: „Evangelisches Predigtamt in den kleinen Städten des polnischen Preußens“ (Danzig 1753. 4.) gab noch bei seinen Lebzeiten Andreas Schott heraus. Beiträge lieferte Gödtke zu den *Meletemata Thorunensia* und zu dem Gelehrten Preußen. Dort (A. Th. St. 2.) befindet sich unter andern seine „Nachricht von dem evangelischen Gottesdienste in der Stadt Schiedau.“ (Heinrich Döring.)

GÖGARDSINLIK (Golubjino), Stadt in dem türkischen Sanjakat Babin, an der Donau mit dem Engpasse Porta Trajana oder das eiserne Thor genannt und einem festen Schlosse. (H. E. Höseler.)

GÖGGING (Mineralquelle). Im bairischen Landgerichte Abensberg, 1/2 Stunde von Reustadt entfernt, findet sich bei Göggung eine Mineralquelle, die nach Vogel's Analyse Natron-, Kalz- und Talksalze mit einer Spur von Eisen und einer Spur von Schwefelwasserstoffgas enthält. (Fr. Will. Theile.)

GÖGGINGEN, 1) bairischer Landgerichtsbezirk von 5 O.W. und ungefähr 15,000 Einwohnern. Darin das marktrechtliche Dorf gleichen Namens an der Werra, eine Stunde südwestlich von Hungenb., Sitz eines Forstamtes und Landgerichtes, mit 1150 Einwohnern, welche Weinweiß liefern, und einem Schlosse.

2) Wapdorf von 5—600 Einwohnern. Es liegt im fürstbergischen Bezirksamte Nockfisch im badenischen Seckreis. (H. E. Höseler.)

GÖHAUSEN (Hermann), deutscher Jurist, im J. 1593 zu Brackel an der Bruch (im jetzigen preussischen Regierungsbezirk Minden) geboren, wurde nach der Beendigung seiner Studien gräflich Schaumburgischer Rath und im J. 1622 Professor der Rechtswissenschaft zu Rinteln, wo er am 27. April 1632 starb. Er galt bei seinen Zeitgenossen, von deren Vorurtheilen über Heren und Zauberer er sich übrigens nicht loszureißen vermochte, bereits als einer der vorzüglichsten Juristen und hätte wahrscheinlich noch weit größeren Ruhm erworben, wenn

ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Außer einigen akademischen Dissertationen sind von ihm folgende Schriften bekannt: *Necessaria informatio super Bachorii animadversionum et Iunonii Resolutionum ad Treutlerum libris* (Rint. 1623. 4.), *Pericula academica in jure publico et privato* (Rint. 1624—28. 4.) 3 Part. Ed. sec. Ibid. 1647. 4.), *Decisiones trium quaestionum circa sagas* (Rint. 1629. 4.) und *Processus juridicus contra sagas et veneficos*, d. i. Rechtlicher Proceß, wie man gegen Unholden und zauberische Personen verfahren soll. Mit erwecklichen Exempeln und wunderbaren Geschichten, welche sich durch Hererei zugetragen, ausführlich erläutert (Rinteln 1630. 8.), welchem letzten Werke auch die *Decisiones trium quaestionum circa sagas* beigelegt sind*). (Ph. H. Kulb.)

GÖHRDE (die), ein im handversehen Amtsbezirk Hipsader gelegener, einige Meilen im Umfange haltender ansehnlicher, von Eichen, Buchen und anderm Laub- und Kachelholze bestandener Wald*) mit einem königlichen Jagdschlosse, zu welchem ein starker Complex von Gebäuden aller Art gehört), wie sie eine intermiscirte Hofhaltung bedingt; in dem Schlosse ist der Sitz einer Forstinpection. Die Göhrde war seit den frühesten Zeiten durch ihren starken Wildstand berühmt und ist es noch bis jetzt. Daher ward und blieb sie der Hauptummelplatz des jagdlustigen Hofes von Hannover und des allda gehegten Schwarz- und Rothwildes. Bis zum Jahre 1643 bestand der damals sogenannte „Göhrder Hof“ nur aus zwei Gebäuden, in deren einem der pensionirte dortige Jögi, in dem andern der im activen Dienste stehende wohnte, mit dessen Stelle die eines Oberförsters verbunden war. Die Göhrde ward als ein zur fürstlichen Jagd bestimmtes Forstrevier angesehen, dessen Grenzen durch Hagezungen isolirt waren, deren Einlen von den Jagdberechtigten der umliegenden Güter nicht überschritten werden durften. Auch enthielten freilich ziemlich dürftige Acten die Nachweisung, daß im 17. Jahrh. drei im göhrder Walde gelegene Dörfer, Lütz, Kütz und Wies-

*) Fr. Will. Strieder, *Stiftliche Geselehtensgeschichte*. 5. Bd. S. 21 ff.

1) Siehe: F. G. Ungewitter, *Neueste Beschreibung* (A. Aufl. Dreßen 1858). 1. Bd. S. 416. Mit diesem Werke hat das Dorf Göhrde, zum handversehen Kirchspiele Schueze und unter das Amt Lachow gehörig, Nichts als den Namen gemein. Dergl. Ungewitter a. a. D. S. 417. — Ausführliche Nachrichten über den Göhrderhof hat aus in ihm beschäufte Jagdschloß, gesammelt vom jetzigen künft. handversehen Oberforstmeister Dr. G. v. Kallott, wurden im J. 1842 vom Verordnungsamt des dem hiesigen Forstrevier zu Hannover mitgetheilt und finden in dem „Baterianischen Archiv“ Jahrg. 1842. St. 1. S. 90 ff. ihre Stelle. Gleichfalls verzeichnet sind die neuerlich in *De la Motte's*, „Beiträge zur Geschichte des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses und Hofes“ (Hannover 1860.) St. 2. S. 143—188 aufgenommen und hier auszugeweiht benutzt. 2) In den eben angeführten „Beiträgen“ u. S. 150 ff. werden deren von dem „Schloß mit zwei Häusern“ an bis zum „Gießeler“ nicht weniger als 22 aufgeführt, darunter neben jährlichen Ställen aus Remisen eine Wache mit Wohnungen für Invaliden, ein Pagen- und ein Schenckelhaus, die Oberjägermeister- und Schloßforstmeisterwohnungen; das im J. 1793 erbaute „Möbriehaus“ des Königs Ernst August im J. 1836 in jener Wohnung ausbauen.

*) Siehe Titius a. a. D. S. 56 ff. Rintel's Edition der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen bairischen Schriftsteller. 4. Bd. S. 245.

kau, abgebrochen wurden, um dem Wiltstunde mehr Ruhe zu geben. Berelch im 16. Jahrh. mögen die gedachten beiden Weigiswohnungen zur Aufnahme der Landesherrschaft bei denjenigen gelegentlichen Jagdplätzen gerichtet haben. Durch Rescript Herzogs August des Jüngeren vom 26. Febr. 1643 *) wurden die in Verfall gerathenen Weigiswohnungen neu hergerichtet und nach einem Berichte des Amtes Sigader vom 16. Febr. 1652 *) befand sich auf dem „Gördehofs“ bereit vor zwei Jahren, „ein großer Reitz-¹⁾Stall von 24 Gehinden“ und an der Stelle des Wohnhauses des Oberförsters Nicolaus Teschner ward durch einen jungen Zimmermeister aus Wappegel der Bau eines neuen ansehnlichen Hauses in Angriff genommen, „zwei mahl aufgeständert, mit vier Ziffeln, auch beste und köstlichste erd zu rothen und machen söndte“²⁾). Berelch im J. 1654 ward von Herzog August eine große Jagd zur Görde gehalten und in den nächsten zehn Jahren wurden die Gebäude bedeutend erweitert. Herzog Georg Wilhelm von Celle ließ von 1682—1684 ein noch ansehnlicheres Haus aufführen, „dessen Wir Uns bei angelegentlichem Jagden in Unserer Nothdurft bedienen können“; es kostete an barem Gelde 14,129 Thlr. Dieser Bau machte es nun dem Herzoge schon eher möglich, einen längeren Aufenthalt dabeist zu nehmen und glänzende Jagden zu veranstalten; das Jagdschlager im J. 1687 dauerte vom 5. Sept. bis zum 13. Dec. Noch mehrere Bauten wurden angeordnet und ein leibhaftig Getümmel fand in der sonst stillen Görde statt, als im J. 1698 der Herzog Georg Wilhelm dem Könige Wilhelm III. von Dranien zu Ehren eine große Jagd anstellen ließ³⁾). Nachdem im J. 1706 die Celle'schen Lande dem Kurfürsten Georg zugesallen waren, ward das Herrenhaus abgebrochen und unter der Benennung „Neues Jagdhaus“ der Bau des zweiflügeligen Schlosses anbestohlen, dessen Ausführung dem Baumeister von Dultin übertragen ward. Die am 30. April 1710 abschließende Rechnung dieses Jagdhauses nebst noch einem Stallgebäude und einer Wagenremise ergibt eine Geldverwendung von 47,740 Thlrn. Die

Möbeln wurden sämmtlich mit dem gekrönten Namenszuge des Kurfürsten gezeichnet. Von da ab ward zu größerer Sicherheit des königlichen Jagdschlusses und des dort befindlichen Reibstalls ein kleines Invalidenthorß dauernd in der Görde stationirt. Sie blieb der Lieblingsausflugslokal des Kurfürsten; von dem Jahre 1716 an fanden die Jagden regelmäßig alle Jahre statt; viele Verbesserungen wurden verfügt, namentlich die Lindenalleen gepflanzt, welche 392 Bäume zählten. Auch als König Georg I. besuchte er seine liebe Görde wiederholt, zum letzten Male im J. 1725. Auch Georg II. besuchte sie wiederholt mit seinem Besuche, freilich von einem großen Hoffstaße begleitet⁴⁾. Das Interesse des Hofes

7) Ueber diese zahlreichen Jagden geben die *Malortie'schen „Beiträge“* viele anziehende Details, aus denen wenigstens einige hierher vertragen sein mögen. Beim Jagdtag im J. 1710 zeigte der Schloßkellner an, daß das Schloßgebäude „ungeordnet“ sei und nach der damaligen Beschaffenheit mit dem „französischen Mantel“ bestrichen werden müsse, weshalb er um Uebersehung des im Schloß zu Danneberg befindlichen Inventars dieser Art bitten wolle. Durch Rescript vom 15. Oct. 1711 befam das Amt Danneberg die Weisung: „Als man in Erfahrung gebracht, daß auf dem Schloß zu Danneberg ein französischer Mantel über auch andere Inventar, womit herrschaftliche Bedient bedruckt werden können, vorhanden und dabeist für jetzt nicht gebraucht werden, so sind solche auf einem zweiflügeligen Wagen nach der Görde zu schicken.“ In den Görde'schen Jagdtagen vom Jahre 1722, so in Begleitung des Königs der Krönung zum ersten Male die Görde, die er gleich seinem Vater so lieb gewannen, besuchte, circulierte ein nettes gemüthliches plattdeutsches Gedicht, das von einer Freizeitsgesellschaft in Gimbbergen verfaßt war aus das damalige Gimbberger Leben und Lieder den zum Gegenstande hat. Es ist in den *Malortie'schen „Beiträgen“* u. s. 182—186 vollständig abgedruckt, und es sei verzeihend, einige Stellen daraus mitzutheilen, um die Aufsuchung des Ganzen, das seine Zeit viel Heiterkeit hervorgeufen haben mag, zu veranlassen. Es lautet also an:

„Geld Gott! Wat giest du doch vor mi an Mienen gieren,
Tom Gördehof upperhant to lopen an to lieren.
Man siet si henn an her an siet si doch nich fatt,
Wenn man of al so lange laten dat.
Zi ginf doe hute fern, als et dörghet to dagn
Un hadde davergrün an Ghere den to dragen.
Men stont Glang ging mit an droeg en Meit voll Blag
Un den droeg et flit, dat et een Jagdtag w.
Toop! si id lid, stont Glang, an will id hute dierren.
Schall of mien Knecht to Hus hie hie hie dierren.“

Sie pflanzten sich nun auf und fragen einen der daher vorbeiziehenden Hofsleuten:

„Mit Gott! si guden Herrn, laun et wol nich geschee,
Dat wi man een mal lönt den leeren König, leen?
„Das kann gar leicht gescheen:
Bleidt si ene immer hier an diesem Blage heden;
Der König nad der Brung, die reien auf die Jagd
Und mien hier voert, dann reuen die Zeit in Rät!“
Kien hoe se neesacht, da hören wi wat liden.
Da lönen Knecht her, de barren we de Schutten
En eenig liden mißing Ding, ad ene Rischen-voll
Un noden was't lo breet ad ene Rischen-voll.
Da püsten se heuen an malen siede Boden
Dat sijn dat Rügen-voll in'n Hatten möde snaden.
Aber, wat Does, wat ging dat glatt,
So wenn de schone Gent to's Knecht selet watt.“

Jetzt kommt der König auf seinem schlanen und muthigen Jagdvierde und

3) Aus den Akten mitgetheilt Beitr. S. 171. 4) Unendlich ebenfalls. S. 172 fg. 5) So waren 100 Gehen in der Görde gefällt worden und die sonstigen 100 Gehen in den Wäldern Danneberg, Sigade, Wappegel, Schutten und Wappegel aufgesucht. 6) Auch der junge Kurfürst Georg Ludwig wohnte hier bei, und untrüglich hat das Gördehaus den verschwiegenen Leuten erster Geisade zwischen Wilhelm III. und dem Kurfürsten den Geesig über der letzten Nachfolge auf dem englischen Throne abgeben. Denn schon früher hatte die Kurfürstin Sophia den König in den Niederlanden besucht, um ihn zu gewinnen, daß er die demnachfolgende Vererbung der Krone England auf ihre Familie bestimme. Später gelang es denn auch, daß auf den Beschlag Wilhelm's III. die Kurfürstin Sophia als Gattin Jacob's I. und die von ihr abkommende kaiserliche Familie auf den Fall des linberloren Absterbens der Königin Anna auf dem englischen Thron berufen wurden. Im J. 1699 war der Kurfürst von Hannover im October wieder in eine Jagd in der Görde. Sie wegen der Weis dahin erlassene Melioration wird in den „Beiträgen“ u. s. 174—178 in extenso mitgetheilt; die zur Jagd im J. 1713 gehörige, sowie die Verzeichnisse der theilnehmenden Personen (s. a. D. S. 178—182) geben ein Bild der Umfänge eines Jagdtagers der damaligen Zeit.

für die Göhrde verlor sich nach dem Tode König Georg's II. im J. 1760, indem König III. die teutschen Stammländer während seiner Regierung nicht besuchte.

Doch ganz vereinsamt blieb die Göhrde nicht; es

„De blanten Kavellechts, de treden alle mit.
„Nu, dacht id bi mi sülft, nu sülft du, wo't em sit;
„Den lewen König geiht' es mi an Miness glesien.
„Ge mutt doch alle Tiet sülft mit to Werde griespen;
„Dum dreihst de König wol, dat he fälst Achtung giff,
„Damit up sinen Dief of noch en Blijgen bliff.“

Nach einer Schilderung der Parforcejagd, die sich wieder in die Nähe des „Weghoffs“ zieht, glück es zuletzt noch den hanteln einzuführten Personen, Aufseher bei der Tafel des Königs abgeben zu können. Sie, denen Nichts über „Etidpnehl, Wolk, Ohen-tinzel“ und faßboden Eyed geht, hätten gar nicht gedacht,

„wat de Ridd könn maken,
„wenn se erst ansejngt, to braden un to saalen.“

Zuletzt kommt noch „den Dredt“ und an rothem, weisem und gelbem Braummeine kann's so großen Herren natürlich nicht fehlen.

„Id hatt of woll mal Lust, von solchen Lust to njyden,
„Doch dat is mi to fett, et makt mi ännedippen.“

Es geht nach Hanse, um alles Gutes dem Souverain zu erzählen, nicht ohne zuvor dem Könige noch viele geeignete Wahlzeiten gewünscht zu haben.

„Indessen wünsch id, dat de lewe König manden Dag
„So as wi hüt enen mag.“ —

Bei der Jagd im J. 1730 jagte die Kaiserliche Kurfürstin Sophia einen Hirsch parforce die zum Hellst, welche Scene der Kurfürst später auf einem Gemälde verewigen ließ. — Am 10. Oct. 1748 wurde auf Befehl König Georg's II. das St. Hubertusfest gefeiert. Es ward nach der Jagd von der in Haldensiefde einquartierten Schwärman'schen Truppe eine Inkantationsvorstellung gegeben; um 8 Uhr legte sich der König mit dem Hofe aus Spiel; um 9½ Uhr begann das Souver. Der Oberjägermeister von Mecklenburg-Magdeburg erhielt den Befehl, die ganze Jägerrei in den Speisestall zu führen. Die beiden jüngsten Jägerburken trugen den Kopf des erlegten Hirsches, welcher einen Vorber Franz im Rande hielt, traten vor die Jägeri und stellten sich vor die Tafel dem Könige gegenüber. Der Oberjägermeister begab sich also mit dem Waldborne hinter der Hofschloß des Königs. Der König besah, einem großen Befehl gehorchend, den der Schloßhauptmann v. Hengenstein präsentirte, brachte die Hofschloß der Jägeri aus, gab dann den Befehl dem Schloßhauptmann zurück, der ihn zunächst der Weich Darmouth überreichte; schließlich aber wurde von der ganzen Gesellschaft aus demselben getrunken. Als der König sich des Hofes bedient hatte, gab der Oberjägermeister das erste Zeichen zum Gehen und darauf blies die ganze Jägeri in Harmonie und in Abständen nach jedem Trunk, der aus dem Becher gefloß. Nachdem sämtliche Personen der Tafelgesellschaft, fünf Damen und zehn Herren, aus dem Hofe gerufen hatten, fand der König auf und wollte, weil es zu einem ordentlichen Gasse an Damen fehlte, die Kammerjägerinnen senden, welche als die Jägerinnen einzutreten hatten. Der dienstthuende Kammerherr o. Schönsfeld und der Oberjägermeister rückten diesen Antrag, der von den Kammerjägern bis 1 Uhr fortgesetzt ward, worauf der König sich gänzlich. — Am der Jagd im J. 1758 war der letzte Jagdtag, der 5. Oct., der glücklichst, indem man 87 Hasen, 11 Hasen und 5 Füchse erlegte; das Rothweiß ließ man laufen. Der König ließ auch — mehrere Hausfchweine, auch Hasen und Fische, und erlegte mit einem Schusse einen Hasen und einen Kuckuck, indem der letztere den Hasen, im Verbeilaufen vor einem Schweine, bei den Füßeln fassen wollte. — Aus einer beiseitigen Ueberricht ergibt es sich, daß allein die Summe der in den Göhrde-Jagden von 1707 bis 1773 erlegten Hirsche sich auf 841 belief.

traten Ereignisse ein, durch welche sie eine bleibende Bedeutung für die handverstehe Geschichte erhielt.

Bereits im August 1761 besuchte die Gemahlin König Georg's III., Prinzessin Sophia Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, auf der Reise von Strelitz nach London die Göhrde und verweilte dort eine Nacht.

Von größerem Interesse ist es, daß vom Juni 1772 ab die unglückliche Königin Karoline Mathilde von Dänemark, Schwester Georg's III., in der Göhrde ihren Aufenthalt nahm, um Alles zu einer mehrmonatlichen Residenz standesmäßig hergerichtet war, während welcher das Schloß zu Gelle für sie eingerichtet wurde, das im October jenes Jahres von ihr besogen werden konnte.

Karoline Mathilde, geb. zu London den 22. Juli 1751, Tochter des Prinzen Friedrich Wilhelm von Waldeck, ward am 1. Oct. 1766 im St. Jamespalace zu London mittels Procuration mit Christian VII., König von Dänemark, vermahlt und trat am Tage darauf ihrer Reise nach Kopenhagen durch Teutschland an. In Wilhelms-hausen, dem ersten Orte, den die Königin im Kurfürstenthume Hanover passiren würde, ward sie auf Befehl Georg's III. von dem handverstehe Hofe empfangen, um von da bis Altona geleitet zu werden⁸⁾. Bekanntlich ward sie schon nach wenigen Jahren, verstorben in das Schicksal Struensee's, am dänischen Hofe unendlich. Nach ihrer Verheirathung, am 17. Jan. 1772, ward sie nach der Festung Kronburg gebracht und eine eigens dazu von ihrem Gemahle ernannte Commission sprach die Scheidung aus. Bereits unter dem 8. April 1772 ließ König Georg III. an das Geheimrathschollegium in Hanover versetzen, daß in Abhäng auf die Differenzen und beschwerlichen Umstände, welche sich zu Kopenhagen mit der Königin ereignet, nach Uebereinkunft mit der dänischen Regierung diese nach Teutschland sich begeben werde. Es sei seine Absicht, daß sie in Empfang genommen werde, zu Stade debarquiere und über Verden nach der Göhrde sich begeben, bis ein anderer Ort im Lande für ihren künftigen Aufenthalt bestimmt sei⁹⁾. Von Hanover aus ward nach London berichtet, daß im Schlosse zur Göhrde für den Aufenthalt der Königin Alles leicht vorbereitet werden könne und schon unter dem 1. Mai erhielt das Geheimrathschollegium weitere Befehle und Instruktionen¹⁰⁾. Am 5. Juni Abends 7 Uhr traf die Königin in einer englischen Schaluppe unter dem Donner der auf den Wällen und Schiffen befindlichen Kanonen und dem Geläute der Glocken von Stade ein und setzte am 7., als dem ersten Pfingstfeiertage,

8) Gute Details über diese Reise in dem Aufsatze *Malortie's*: *Gedächtnis Mittheilungen* aus dem Leben der Königin Karoline Mathilde von Dänemark und deren Tod. 1772—1775, in dessen wiederholt angezogenen, *Beiträgen* etc. 2. Th. S. 63—69. Sie vorsehländigen in dänischenvertheilte Weise die Schrift von G. G. Heimhäger: *Karoline Mathilde, Königin von Dänemark, nach ihrem Leben und Tode* (Gelle 1851), nach mehreren Seiten hin. 9) Man sehe das Verdict der Malortie a. a. O. S. 70. 10) Die betreffenden Details ebenbü. S. 71 fg. Es war angeordnet, daß vom Marfalle zwei Jäger Pferde, und zwar „die gelben“, von den übrigen aber so viel als nothig seien, zum Gebrauche der Königin abgestellt würden.

ihre Kasse nach der Göhrde fort, von einer Cavallerie-Schwadron escortirt. In ihrem kaisertlichen Gefolge befand sich der von Kopenhagen abberufene englische Gesandte, Colonel Keith nebst drei englischen Secretariaten von den Schiffen, welche die Königin von Kopenhagen nach Stade gebracht hatten. Ueber Buntebude und Wilsdorf ging der Wagenzug nach Wilsen an der Eise, wo die Königin im Schloß abstieg, um zu übernachten und zu ihrem Empfang Alles eingerichtet fand. Das Behr'sche Cavallerieregiment hatte im Schloß den Dienst, ein Infanteriecommando denselben in der Stadt. Am 8. Juni Morgens 10 Uhr ward von Wilsen wieder aufgebrochen und über Bardowick und Dahlenburg langte die Königin Nachmittags 5 Uhr im Göhrdejagdschloß an, wo sie von dem Obersten von Wangenheim und dem Hofjunker Grafen von Platen empfangen ward. Von da ab brachte die ansehnliche Hofhaltung ein reges Leben in das noch vor Kurzem so einsam gewesene Jagdschloß¹¹⁾ und seine näheren und ferneren Umgebungen. Die Königin bewohnte die Zimmer der ersten Etage, ihr näheres Gefolge die des zweiten Geschoßes. Die militärische Wache bildeten Detachements der Regimenter von Vehr und von Soldader aus Lüneburg; als Escorte beim Ausführen diente ihr ein Commando des Leibregimentes, das in Hannover lag. Im Gottesdienst, der Sonntags und Mittwochs im großen Saale des Schloßes gehalten ward und bei welchem die Königin allein in ihrer Vorzimmer, der Doctor Böckers ebenfalls fungirte als ihr Hof- und Leibarzt. Es war eine strenge Etiquette eingeführt. Der Kammerherr der Königin führte die Königin zur Tafel und sonst bei allen Gelegenheiten, z. B. beim Ausfahren an den Wagen; der Kammerjunker überreichte ihr Handschuhe und Fächer auf einem vergoldeten Erdenzettel und nahm sie bei der Rückkehr wieder entgegen; der Hofjunker leuchtete und die beiden Jäger trugen die Schleppe. Da die Königin die Musik besonders liebte, wurden sechs Hofmusiker von Hannover nach der Göhrde abgeordnet, um Concerte zu geben; eine italienische Operngesellschaft gab mehrere Vorstellungen.

Auch fürstliche Gäste trafen zur Begrüßung der Königin in der Göhrde ein; unter diesen am 4. Juli die Schwester der Königin, die Erbprinzessin Auguste von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Mutter der nachherigen Königin Karoline von England, mit ihrem Gemahle; am 30. Aug. der in Hannover residirende Prinz Karl von Preußen-Estrelitz.

Nachdem das Schloß in Gelle zur Residenz der dänischen Königin völlig eingerichtet war, siedelte sie von der Göhrde aus dahin über, am 20. Oct. 1772¹²⁾. Das geräuschvolle Treiben, das über vier Monate die Göhrde belebt hatte, wich nun wieder der öden Stille, die sich

selt länger als zehn Jahren über sie gelagert hatte. Sie dauerte über 40 Jahre und nur im baulichen Wesen erhielt man vor der Hand das Schloß und die zu ihm gehörenden Gebäude¹³⁾ für den Fall, daß etwa doch wieder einmal eine fürstliche Jagd veranstaltet werden sollte; unter König Georg III. (1760—1820) geschah dies nicht ein einziges Mal; er hat Teutschland nie besucht, wozu vornehmlich der Umlauf diente, daß schon vom Jahre 1765 an vorübergehende Spuren der Heiligtürrüstung sich zeigten, die später eine bleibende ward. Aber noch einmal sollte die Göhrde Zeuge eines lebendigen Treibens werden; es nahte sich ihr aber nicht in der früheren Gestalt frühlicher Jagden, die das altgewordene Schloß und den grünen Hof durchbraust hatten; es drängte sich an sie in der fürchterlichen Gestalt des menschenwürgenden Krieges, im Befreiungskampfe vom Jahre 1813, wo die Göhrde zu der Ehre eines welt-historischen Namens für immer gelangte, am 16. Sept. 1813.

Die Schlacht in und an der Göhrde¹⁴⁾.

Die wiederholten feindlichen Versuche, mit welchen Napoleon nach der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten im August und September 1813 Berlin durch Truppensörper seines Heeres, hauptsächlich unter Dübiniot und Arx, bedroht hatte, waren durch die Schlacht bei Großbeeren (23. Aug.), durch das Treffen bei Hagelberg (27. Aug.) und durch die Schlacht bei Dennewitz (6. Sept.) völlig vereitelt worden und so hatten auch bei der unter dem Oberbefehle des Kronprinzen von Schweden stehenden Nordarmee die Kriegsergebnisse eine den Allirten günstige Wendung genommen; besonders waren es kleinere Streikcorps, welche hier Ehre einlegten und die gerechte Sache

13) In den Jahren 1760—1790 wurden an die Baukosten 21,400 Thaler Reparaturen verwendet. Da man sich die Wiederherstellung der Barock- und andern Jagden nicht möglich dachte, verfielen die zum Theil alten Schloßgebäude immer mehr; man hielt sie eben nur noch hin und vernachlässigte regelmäßig und gründliche Abtheilung der immer mehr hervortretenden Mängel. Als um 1800 die Frage des Abbruchs oder der Erhaltung der Gebäude von Neuem zum Gegenstande der Prüfung gemacht ward, stellte es sich heraus, daß eine gründliche Reparatur wenigstens 100,000 Thlr. kosten würde. Man einigte sich immer mehr dahin, den völligen Abbruch zu empfehlen. Die französische Occupation verminderte eine definitive Beschlußfassung. 14) Im Verhältnisse zu den größeren und entscheidenderen Zusammenstößen, welche nach Ablauf des Wasserthraues im August 1813 zwischen Napoleon und den Allirten eintraten, dürfte allerdings der Name einer „Schlacht“ für das Zusammenreffen an der Göhrde fast etwas zu hoch erscheinen; es wird daher in Schriften über die Befreiungskriege unter dem Namen des „Schleses“ oder „Treffens“ an der Göhrde aufgeführt. Doch wird man die Bezeichnung durch „Schlacht“ auch nicht unpaßend finden können, wenn man in Betracht zieht, daß in einem Kampfe auf Leben und Tod, wie er damals zwischen Frankreich und Teutschland ausgefochten ward, auch eine Episode wie die des Tages an der Göhrde pro rata mitzählt und als einzelnes Glied in der ereignisvollen Kette jener Zeit volle Ehre beanspruchen darf, auch in Beziehung auf die moralische Erhebung, von welcher damals Alles ausging. Alles zu ihr zurückgeführt. Was man nicht vergessen, daß in einem solchen Zusammenstoße nicht allein die größere Konsumtion von Menschenfleisch — Schacht — Schlächtereien — maßgebend sein kann.

11) Die Einzelheiten a. a. D. S. 75 ff. 12) Nicht wohl drei Jahre hatte sie in Gelle ihre Residenz; sie starb am 10. Mai 1775, erst 24 Jahre alt. Spezielle Nachrichten über ihre Hofhaltung in Gelle und ihr Begräbniß bei Malortie a. a. D. S. 78 ff. Beleg. auch: J. Scherr, Drei Folgeschichten (Leipzig 1860.) S. 123—125.

Teutschlands fördern halfen. Ischernitsch's und Lettenborn's Streifzüge gegen Cassel und Bremen machten im teutschen Publicum großen Eindruck und zählten als gewonnene Schlachten. Hinter ihnen steht die glänzende Bewusstheit nicht zurück, welche der Generalleutnant Graf Wallmoden-Gimborn¹⁵⁾, der mit seinem Corps dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden untergeben war, auszuführen die Gelegenheit fand und von einem günstigen Geschehniß dabei unterrichtet ward. Der Hauptausmarsch war eben die Göhrde.

Der volle Zusammenhang ist folgender: Marschall Davoust, welcher an der Spitze eines Armee-corps von 30,000 Mann, das noch durch ein dänisches Hilfs-corps von 11,000 Mann verstärkt war, in Hamburg commandirte, war zunächst mit der Vertheidigung Hamburgs, das schnell, aber wohl besetzt war, von Napoleon vertraut und hatte zugleich die Aufgabe, seine Verbindung aufwärts an der Elbe mit Magdeburg festzuhalten, es auch wohl zu verproviantiren und mit neuen Truppen seine Besatzung zu verstärken. Nach Ablauf des Waffensstillstandes war er von Napoleon befehligt, das Vorgehen Dubinet's gegen Berlin kräftigst zu unterstützen und dadurch zugleich die Vereinigung der Nordarmee mit den beiden Haupttheeren der Verbündeten, dem sächsischen und böhmischen, zu verhindern, welche im Zusammenwirken die letzte große Entscheidung in Sachsen herbeiführen sollten. Davoust rückte den 17. Aug. von Hamburg aus vor und eröffnete anfänglich die Feindseligkeiten mit großer Energie; bald aber zog er sich nach den Schlägen von Griesbeeren, Hagelberg und Dennewitz auf das dänische Gebiet bei Rölln, wo sich die Siedung mit der Elbe vereinigt, in eine durch Seen, Sümpfe und noch hinzugefügte Befestigungen sehr gesicherte Stellung zurück und verbarrikte lange Weiden in einer solchen Unthätigkeit, welche bei einem sonst so muthigen Feldherrn, der eine Hauptrolle in dem kriegerischen Nachgebäude Napoleon's bildete, bis jetzt den Kriegsfundigen ein Räthsel geblieben ist. Es reduirte sich von da ab Alles auf gegenseitige Beobachtungen und Nichtentscheidende Vorpostengefechte; auch lag es gar nicht in Bernadotte's Absicht, gegen das schwedische Corps an der Rieckelbe angreifungsweise irgendwie vorzugehen, weil ihm

das Jaudern Davoust's für seine projectirte Vereinigung mit der Hauptmacht der Verbündeten mehr Lust machte. Unter diesen Umständen übertrug der Kronprinz dem Generale Wallmoden die schwierige Aufgabe, mit einem bunt zusammengesetzten, keineswegs feuerfesten Heere von 17—18,000 Mann einer Armee von 40,000 Mann, zu welcher gegen 4000 Mann Cavalerie und 100 Kanonen gehörten, die Stirn zu bieten und eine sehr ausgedehnte Linie in einem ganz flachen Lande gegen den Durchbruch eines feindlichen Corps zu schützen. Demnach sah sich Wallmoden nur auf einen Vertheidigungskrieg beschränkt. Vertheidigungskrieg hätte er vielleicht mehr unternehmen können, wenn er volle Macht über den ihm anvertrauten Truppenkörper gehabt hätte, in welchem aber drei schwedische Generale unter dem unmittelbaren Befehl des Kronprinzen standen; außerdem war ihm die Taktik desselben, sein immer auszuweichen und jeden gewagten Stoß zu vermeiden, ausdrücklich zur Pflicht gemacht. Er hielt daher zunächst die Elbübergänge bei Dömitz und Boizenburg besetzt und hatte seine ausgedehnte Vertheidigungslinie nach den vorhandenen Kräften zweckmäßig geordnet. Das hielt ihn aber nicht ab, bei dem patriotischen Geiste, der in dem ihm zur eigenen Verfügung zugewiesenen Truppenheile — Aussen, Preußen, Hanseaten und neuangeworbenen Hanoveranern¹⁶⁾ — vorherrschte, zahlreiche Streifpartien auf das linke Elbufer zu entsenden, welche den Franzosen sehr unbequem waren. Davoust gedachte diesem Treiben ein Ende zu machen und das Land stromaufwärts von den zahlreichen Streifcorps zu säubern. Er detachirte daher den General Pecheur mit einer Division von 8000 Mann auf das linke Elbufer zum Vorgehen auf Magdeburg, und hatte dabei unternimmt gleichzeitig die Abkist, die Besatzung dieser Festung zu verstärken und mit neuen Kriegsvorräthen auszurüsten. Der französische Ordonnanzofficier, der als Courier die Depeschen des Marschalls nach Magdeburg übermitteln sollte, ward am 12. Sept. durch einen hanoverschen Jäger, der von Dannenberg aus mit drei Jägern und einigen Kosaken einen Streifzug machte, in der Gegend von Uelsen gefangen. Die ihm abgenommene Depesche enthielt die Benachrichtigung, daß Davoust eine Division am linken Elbufer hinauf entsenden werde und daß dort die Verpflegung für ein Corps von 10,000 Mann ausgeschickten sei; zugleich ward in dem Schreiben gebeten, es möge aus von Magdeburg aus ein etwa gleich starkes Truppcorps wie das unter Pecheur entgegengeschickt werden, indem beide sich in der Gegend von Dannenberg treffen sollten, um die dort stehenden feindlichen Truppen auf Dömitz zu werfen. Dann sollten sie den Brückenkopf bei Dömitz nehmen, nach Lage der Sachen auf das rechte Elbufer übergehen und das Wallmoden'sche Corps zwischen zwei Feuer bringen.

Wallmoden war sofort entschlossen, die Gelegenheit, die sich ihm darbot, einen außerordentlichen Truppenheil

15) Ludwig Georg Theobald von Wallmoden-Gimborn, geb. zu Wien am 6. Febr. 1769, war einem alten freiherrlichen Geschlechte in Riechen-Sachsen entstammend, kam zuerst im hanoverschen und preussischen, später im österreichischen Militärdienste, wo er sich besonders in den Feldzügen von 1796—1801 als Parteilänger auszeichnete; niedertralt ward er auch zu diplomatischen Sendungen gebraucht. Nach dem Wiener Frieden von 1809 vom Reichsmarschall-Lieutenant befehrt, lebte er, fern von allen politischen Verbindungen, als Divisionsarzt in Böhmen, trat im J. 1813 in russische Kriegsdienste und ward Befehlshaber der teutsch-russisch-englischen Legion, die mit der Nordarmee vereinigt ward. Hier hielt er sich als Obercommandant eines eigenen Corps rühmlich gegen die Uebermacht Davoust's und nobilitate durch sein Vorkriegen in Schleswig die Dänen zum Frieden. Nach dem pariser Frieden trat er in den österreichischen Dienst zurück und zeichnete sich als Befehlshaber in Italien aus, wo er 1848 in den Ruhestand trat. Er bewies in allen seinen Anstellungen Beständigkeit, Verstand und Fleiß; seit des Charakters, verbunden mit einem edlen Gemüthe.

16) Auch Schärer (Deutsche Geschichte u. d. Bd. 1857. S. 316) bezeichnet dieses Wallmoden'sche Corps als ein „ziemlich bunt gemischtes, aber aus tüchtigen Elementen bestehendes.“

des Feindes mit überlegener Macht anzugreifen, und es hätte der besonderen Aufforderung dazu durch den Obersten von Pfuhl, der die Seele und der treibende Geist im Lettenborn'schen Hauptquartiere war, sowie durch andere mutthige Führer¹⁾ einzelner Abtheilungen seiner bunten Völkermuster aus den Kosaken und Kalmüden, Russen und Schweden; Teutschen und Engländern, Italienern und Spaniern nicht erst bedurft. Genug — der Zug nach dem Göhrdevalde stand sozgleich fest, blieb aber immerhin ein gewagtes und kühnes Unternehmen. Man mußte dem so überlegenen Feinde gegenüber die eigene Macht bedeutend schwächen, über den Elbstrom setzen und mehrerlei Märsche zurücklegen, die einem nachsichtigen Feinde nicht wohl verborgen bleiben konnten. Wallmoden wagte die Unternehmung im Vertrauen auf die bisherige große Unthätigkeit des sonst so gefürchteten Davoust, die an Jagdschlacht grenzte, und in der Erwägung, daß doch auch die Macht des Feindes auf dem rechten Elbufer um eine Division vermindert war²⁾.

Wallmoden ließ mehr als 8000 Mann seines Observationcorps, die unter seinem Befehle stehende schwedische Brigade Begelad, die Hanzaten, einen Theil der kaiserlichen Infanterie, das zweite Husarenregiment der russisch-teutschen Legion und einige Pußk Kosaken bei Rhena, Roggenbörn, Jarrenbörn u. s. w. gegen den französischen Derselbörtern, um ihn über sein Vorhaben zu täuschen, auf dem rechten Elbufer zurück. Er selbst brach mit 16 Bataillonen, 3 Kosakendivisionen, 20 Schwadronen und 28 Geschützen, zusammen ungefähr 11,000 Mann, auf, ging den 14. Sept. Abends über die Schiffbrücke bei Dömitz und marschirte auf Dannenberg, wo er den nächsten Tag lagerte. Zur Dedung eines etwaigen Rückzuges ließ er fast zwei volle Bataillone am Brückenkopfe bei Dömitz, sowie zwischen diesem Orte und Dannenberg zurück. General Lettenborn, welcher die Vorhut befehligte, ging zum göhrder Walde vor und sandte Auskundsungen und Streifpartien ab. Am 16. rückte Wallmoden selbst bis an den göhrder Wald vor.

General Bechur, ein umsichtiger und beherzter Feldherr, war erst den 14. Sept. beim Jollenpfeiler auf das linke Ufer der Elbe übergegangen. Seine Nacht bestand aus zwei Regimentern zu Fuß oder sechs Bataillonen, einer Schwadron Chasseurs und sechs oder acht Geschützen, zusammen jedenfalls 7000 Mann, wiewol Berichte der Verbündeten sie auch zu 8000 Mann angeben. Bechur rückte über Lüneburg vor und ließ bei Dahlenburg auf 100 Kosaken. Durch Gefangene, die er machte, erfuhr er die Nähe einer bedeutenden Streitmacht der Verbündeten. Er meldete seine Besorgnis dem Marschall Davoust, ward aber harr angeschlossen und bedrückt, seinen Auftrag auszurichten. Er ging daher bis Oldendorf hart in der Nähe des Göhrdewaldes vor, nahm in der hügeligen Gegend eine sehr vortheilhafte Stellung

und sandte Vortruppen und Schwärmer in den Wald vor, die das Jagdschloß in der Gohrde besetzten.

General Wallmoden glaubte in der fast hügeligen und buschigen Gegend seinen Marsch dem Feinde gänzlich verborgen zu haben und wartete am 16. am Waldrande verdeckt, daß der Feind vorkommen werde; allein er wartete die Mittag vergebens; er mußte aber wegen der schwankenden Angaben der Stärke des Feindes mit aller Vorsicht zu Werke gehen; denn es war auch von Espionen berichtet worden, von Nagdeburg her sei ebenfalls ein französisches Truppcorps im Amarsche auf Ulfen. Als sich weiterhin der Ugrund dieses Gerüchtes erwies, beschloß Wallmoden selbst, um nicht umsonst eine so weite Unternehmung begonnen zu haben, die Offensive zu ergreifen³⁾. Sechs Bataillone, ein Husarenregiment und 12—16 Geschütze sandte er unter dem Generalmajor v. Arenschilde und dem Obersten v. Pfuhl links durch den Wald, um dem Feinde in die rechte Flanke und in den Rücken zu kommen; diese Nacht sollte einen Vorprung gewinnen und brach um 12 Uhr auf. Eine Stunde später setzte sich der Vortritt des Gros unter Lettenborn — drei Kosakendivisionen, zwei Bataillone, vier Schwadronen und vier Geschütze — auf der großen Straße zum Jagdschloße Gohrde in Bewegung; ihm folgte das Gros unter dem englischen Generale Sir Edmund Lyons, die Reiterrei unter General Dörnborg; bei dem Geschütze befand sich auch eine halbe Kavalleriebatterie.

Der Vortritt war schon im Gefechte mit dem Feinde, als man vom rechten Ufer her aus der Gegend von Voipenburg Kanonendonner hörte, zum Beweis, daß Marschall Davoust dort angegriffen haben müsse. Wie mißlich dadurch auch die geringe Stärke der Verbündeten auf dem rechten Elbufer sein mußte, so war darin doch jetzt nicht zu helfen; es mußte um so mehr beim Angriffe bleiben, da dieser auf dem linken Ufer jedenfalls den Verbündeten auf dem andern als Diversion nützlich werden mußte.

Die Kosaken von Lettenborn drangen zahlreich in den Wald ein und vor, umfaßten die Flügel des Feindes und bedrängten ihn zugleich in der Front; die preussischen Jäger rückten nach, um mehr Nachdruck zu geben⁴⁾. Der Feind fühlte sich bald zu schwach und

19) Die Disposition zur Schlacht rührte nach rauchem, an Ort und Stelle gemachten Ueberbilde von dem Obersten v. Pfuhl her. Der hier über ihren Verlauf und Ausgung eingerichtete bayerische Bericht ist aus G. Beigle's Geschichte der deutschen Freiheitskriege (2. Aufl. Berl. 1859. 2. Bd. S. 395—398) übernommen, wie ihn auch Kallert in die Gänge angeführt. Nachrichten über die Gohrde: S. 156—163 aufgenommen hat; die hier nachgebrachten Beschreibungen durch Augenzeugen sind auch der hier gegebenen Darstellung in Geste gefolgt. Räuger, aber wol nicht ohne wesentlichen Irrthum in den Zahlenangaben, erwähnt diesen Kampf S. G. Breichweide, Der Krieg der Verbündeten mit Napoleon. (Annab. 1816. 2. Bd. S. 63—66). Mehrere Details sind hier in Kamerungen und Aufzügen aus H. Jörker's Gesch. der Freiheitskriege 1813—1815 (3. Aufl. Berl. 1857. 1. Bd. S. 863 fg.) drump worden. 20) Es war zunächst das Jägerbataillon des kaiserlichen Reichcorps, welches vordrang; der Premierlieutenant Staudt führte es. Die Tirailleurs, die eine ausgebreitete Linie bildeten, trafen mitten im Walde, wo er von einem

17) Major von Lühon, General von Lettenborn u. s. w.

18) Götze Davoust den Amarschen Wallmoden's geahnt oder erfährt, so würde er gewiß das ihm gegenüber gestiehene schwache Corps energisch angegriffen und es, sich Weg machend, ohne Zweifel zurückgedrängt haben.

wich bis an den jenseitigen Waldbrand zurück; an demselben lief der Graben hin, der den ganzen Forst umschloß. Hier setzte sich der Feind, welcher Verstärkung erhielt und von mehreren Deckungsstellen begünstigt wurde. Es entspann sich ein stundenlanges heftiges Schützengesecht, welches damit endigte, daß der Feind gezwungen wurde, sich auf seine Hauptstellung zurückzuziehen; Letzterborn kam so weit, diese vollständig zu übersehen. Sie befand sich an der Straße nach Lüneburg auf dem Höhenzuge hinter dem gebirgigen Walde, hatte vor der Front einen tiefen Bruch, dessen Abfluß zwischen Hügeln rechts zur Elbe ausging, auf dem linken Hügel das Dorf Rüben, hinter dem rechten Oldendorf. Auf diesem standen zwei, auf dem linken fünf Geschütze, eine Haubitz in der Mitte der Straße, die Chasseurs-à-cabron vorläufig wahrscheinlich im Rückhalte²¹⁾. Sowie die Truppen Letzterborn's sich im Freien vor dem Walde zeigten, eröffnete der Feind ein lebhaftes Kanonenfeuer.

General v. Arntschmidt und Oberst v. Pfuhl waren links am Waldbrande noch nicht angekommen, weil sie einen weiteren Weg zurücklegen hatten. Fürs Erste hatte man aber auch genug damit zu thun, sich zum Gesecht zu ordnen. Letzterborn zog seine vier Geschütze vor, um das Feuer des Feindes zu erwidern und zugleich die rückstrebenden feindlichen Trakturen wirksam zu beschießen. Bald langte auch die Artillerie der Hauptmacht an, wodurch das Feuer der Verbündeten sehr überlegen wurde. Das Anstöß der Vorhut und das Gros ordnete sich, die Kosaken und das Reiterregiment stellten sich verdeckt auf, um jeden Augenblick zur Aktion vorgerücken zu können. Dörnbrag war mit seinen Schwadronen schon vom Jagdschloß Göbde rechts abgegangen, um auf Umwegen dem Feinde die linke Seite und den Rücken abzugewinnen.

Es ist genöth, daß schon die verbündete Macht am Waldbrande zu beiden Seiten der lüneburger Straße allein vollkommen hingereicht hätte, den Feind zu werfen. Aber man hatte von einer ganzen Division von 10,000 Mann gehört und wollte nicht so ohne Weiteres auf den Feind losgehen; es schien daher nöthwendig zu sein, die Umgehungsstraße links unter Arntschmidt abzuwarten. Diese wollte sich noch immer nicht zeigen, und so lange das nicht geschah, blieb der Feind in fester Haltung und feuerte nach Kräften. Es neigte sich bereits zum Abende,

als plötzlich links am Waldbrande Kanonendonner die Ankunft Arntschmidt's und Pfuhl's verkündete. Kurz vorher war auch Dörnbrag aus dem Walde gegen den linken Flügel des Feindes vorgekommen.

General Dechur sah nun, daß er von einer weit überlegenen Macht bedroht sei, brach seine Reiben und wollte den Rückzug antreten. In diesem Vorhaben störten ihn Arntschmidt und Pfuhl, indem sie gegen seinen rechten Flügel losbrachen und ihm im Rücken Oldendorf nahmen. So an beiden Seiten, in der Front und im Rücken gefaßt, blieb ihm nur Ergebung oder ein verzweifelter Widerstand übrig. Dechur wählte beidemüthig das Letztere. Furchtbar umgarrt von einer beinahe dreifachen Uebermacht, defendirte an Reiterei und Artillerie, wehrte er sich, bis alle seine Geschütze genommen waren, bis sein Fußvolk zertrümmert, durchbrochen und von der übermächtigen Reiterei niedergebunden war. Insbesondere verbreiteten die Congregirten Brandraketen, die hier zum ersten Male in diesem Kriege angewendet wurden, Schrecken unter den Franzosen. Daß noch ein Theil derselben dem Tode entkam, machte allein die Finsterniß. Dechur, dem die Flucht nur zu Fuß gelungen war, rettete sich mit noch etwa 2000 Mann nach Lüneburg²²⁾, die sich dort und bei Winsen nur allmählig wieder bei ihm einfanden, und auch nur das waldige Terrain machte dies möglich. Die ganze Nacht wogte es in der Gegend von Franzosen und Allirten unter einander und das Nordgeschloß hatte ausgeföhrt.

Die Franzosen hatten 8 Geschütze und 15 Munitionswagen verloren; sicherer Annahme nach waren 1000 Mann geblieben, 800 verwundet; über 1000 Mann waren gefangen, allein gegen 100 Officiere. Noch am 17. brachten die Kosaken mehr als 200 Gefangene ein; die Verfolgung ward noch mehrere Tage fortgesetzt. Aber auch die Sieger zählten nicht weniger als 1000 Mann an Todten und Verwundeten, ein Beweis der müthigen Gegenwehr des Feindes²³⁾.

Die gefangenen Franzosen wurden am 17. Sept. über Dannenberg nach Dömitz und Voigdenburg abgeführt, die Schwerverwundeten in Dannenberg untergebracht; allein in der Kirche daselbst lagen 440 Franzosen.

22) Wie noch viel schlimmer wäre es den verängstigten Franzosen gegangen sein, wenn es in den Gegenden der lüneburger Gegend neben den nachgehenden Allirten wirklich noch Rehe ihrer Wälder gegeben hätte, mit welchen ein französischer Reiter nicht lange vorher misserthändlicher Weise durch seine Distanz seine Gegenden bevölkert hatte. Denn in der „Voyage dans le Nord de l'Allemagne“ lautet wirklich die Stelle vor: „On trouve dans les forêts de Lünebourg un peuple sauvage, pas encore baptisé, nommé Heiden-Snacken.“ Zum Glück war dies „wilder Heidenwirth“ nicht Anderes als die dort heimischen rauchmüthigen, schwarzen Esel, die Eselshäutchen, von denen sich die Kosaken unheimlich gar manche Nutzen zu Gemüthe gezogen haben. 23) Bei Verdun (s. a. D. S. 65) werden den Franzosen 2500 Tode und Verwundete in Ausrechnung gebracht; auch wird gesagt, daß sich Dechur mit nur noch 600 Mann nach Lüneburg gerettet habe. Beide Angaben sind offenbar übertrieben. Nach die Höcker's (s. a. D. S. 862), daß Dechur an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 6000 Mann verloren habe, während die Allirten an Todten und Verwundeten nur 50 Officiere und 600 Mann gehabt haben, ist falsch.

nachen Landrücken durchzogen ward, auf den Feind en masse, und von dem Panzerreiterjäger unterstützt, an deren Spitze Major Köpcke sich fand, ward der Feind bald aus Gräben und Gehölz vertrieben. Viermalen stieß, auf dem seinem kleinen Hüthorn durch Geschütze aus Gabelstern immer in vorbrecher Linie hin und her galoppirte, war schon lange das Ziel der feindlichen Schützen gewesen, als er, in die Schutter getroffen, vom Pferde fiel. Ausgehobene Unterstützung nahm er nicht an, überlag dem Viermalen v. Lüttich das Commando trieb die Jäger an. sich nicht weiter um ihn zu kümmern, sich vielmehr zu geben und ihn den Gängen der Partienberlein in überlassen, bis ein Heiliger ihn aufstellen werde. Der tapfere Führer wurde dem Corps erhalten. Höcker's a. a. D. S. 864.

21) Nach Eschellers über die gegenseitigen Stellungen bei Höcker's a. a. D. S. 865.

Eben am 17. fehrte Wallmoden in Cölnärichen auf das rechte Ufer nach Demig zurück; auf dem linken ließ er nur die Kosaken von Lettenborn, die Lügower Jäger, das Bataillon Reiche und vier reitende Geschüge mit dem Auftrage, den kleinen Krieg fortzusetzen.

Dem Allgemeinen über die Göttereschlacht mögen noch einige Einzelheiten angefügt werden.

Der Major v. Lügow machte aus dem Walde hervor mit seinen schwarzen Reitern einen Angriff auf die aus ihrem Hinterwalde vorgezogene feindliche Cavalerie; diese aber wartete ihn nicht ab, sondern zog sich hinter ihre Infanterie zurück, welche Bitterde formlerte. Lügow und seine mutige Schar stürzte sich auf die feiggeschlossenen Colonnen, welche ihn mit Kartätschen und Bataillonfeuer empfingen. Die Wirkung in unmittelbarer Nähe vor der Front war mörderisch; Lügow, der Allen vorausritt, wurde durch einen Schuß schwer in den Unterleib verwundet, schwante rechts ab und die Schwadronen, in der Meinung, die Attacke sei aufgegeben, folgten ihm. Da brachte der alte Kittermeister Fischer die wider Willen Flüchtigen wieder zum Stehen. Er brach auf seinem wilden Schlachtfusse den Steinen eine Gasse in die Reihe der Feinde und man sah die schwarzen Reiter innerhalb des logisch wieder geschlossenen Vierecks, von den blühenden Bäumen umringt, wie süße Schwimmer, die sich durch glänzende Wellen durcharbeiten. Dem alten Fischer war seine Klinge zerbrochen; er entriß dem französischen Tambour-Major seinen Rohrstock mit schwerem silbernen Knopf und richtete mit ihm, wie Simon mit dem Hirschfennbuden, eine große Niederlage an. Aber der Hauptangriff der Reiteri war abgeschlagen; das Fischer wieder aus dem Gedränge herauskam, verdanke er seinem Pferde und meinten Freiwilligen, die ihn nicht steden ließen. Nach dem Geschehe belobte Fischer die Freiwilligen. „Woher“, sagte er, „habe ich Sie immer per „„Meine Herren““ angetrieben; von heute ab werde ich nicht anders sagen als: „Meine braven Jüngens.““ Wenn ihr Frauenzimmer wäret, würde ich euch die Hände küssen.“ Hierbei zog er seine Wäge und schmannte“).

Der zurückgeschlagene Angriff der Lügower Reiter führte eins jener kritischen Momente herbei, welche nicht selten über Sieg oder Niederlage entscheiden. Dort entschied eine Hand voll unternehmender Burche aus der Mitte der preussischen Lügow-Jäger, angeregt durch den

fast vorwiegend zu nennenden Einfall eines Einzelnen, mehr als alle Strategie und Taktik. Die Jäger hatten ihre Aufgabe, den Feind aus dem Walde zu treiben, erfüllt; sie waren in einzelnen kleineren Trupps aus dem Walde bis zu der vor ihnen liegenden Hügelreihe vorgegangen, mehr aus Neugier, wie die Attacke der Cavalerie ablaufen werde, als in Erwartung fernerer Theilnahme an dem Geschehe, welches nun so weit gediehen war, hauptsächlich durch Artillerie und Cavalerie entschieden zu werden. Als die Lügower Schwarzen, nach der Verwundung ihres Anführers — eben, zurück — und auseinanderbrachen, ergriff der Jäger Renz die Gelegenheit eines todt an der Erde liegenden französischen kleinen Kataplan, schlug den Sturmwarth und drang, nachdem sich schon einige 50 Mann zusammengefunden hatten, gegen die Feinde vor; auch die aus einander gesprengten Reiter-Scharen schlossen sich wieder zusammen. Renz, immer Sturm schlagend, voran, hatte seine todernuthige Schar schon so weit geführt, daß es nur noch einen beherzten Anlauf galt, um der Batterie so nahe zu sein, daß die Angeln über die Angriffenben weggleiten mußten. Da war wieder ein Schuß seinen zerschmetternden Hagel in die preussischen Reihen; der mutige Trommschläger stürzte; traumhaft ersuchte er den Kopf des ihm zunächst schreitenden Rutenantens Förster mit jammervoller Stimme: „Herr Rutenant! Ich bin ein Wädhchen!“ Der Angerknecht aber riß sich los; denn nur noch wenige Schritte und die feindliche Batterie war genommen. Rutenantens Förster stürzte nach der Stelle zurück, wo der Jäger Renz gefallen war. Er fand um ihn einen der Aerzte beschäftigt; eine Kartätschenkugel hatte ihm den Schenkel zermetert. Man hatte ihm den bestenmöglichen Waffensack geöffnet; ein schmerzloser Bufen vertrieb in pochenden Schlägen das jungfräuliche Helkenherz. Kein Laut der Klage kam über ihre Lippen. Dies heldenmuthige Wädhchen war Eleonore Brechastka, 21 Jahre alt, die Tochter eines invaliden Unterofficiers zu Potsdam; sie hatte das ältliche Haus heimlich verlassen und war unerkannt unter dem Namen August Renz in das Lügowsche Jägercorps als Jäger zu Fuß eingetreten. Unter unsäglichen Leiden, welche sie standhaft und mit Ergebung trug, verschied Eleonore am 5. Oct. in Tannenberg. Ein Armeevericht von da vom 7. Oct. meldet: „Gute Morgens 9 Uhr ward die Leiche der in der Schlacht an der Götterde verwundeten Eleonore Brechastka zur Erde bestattet, welche als Jäger im Lügowschen Jägercorps unerkannt ihren Arm aus reinem Patriotismus der Sache des Vaterlandes geweiht hatte. Gleich einer Jeanne d'Arc hat sie muthvoll den Kampf für König und Vaterland gekämpft. Traurig folgten dem Sarge, der von ihren Waffengrößen getragen wurde, das banoversche und russisch-leitende Jägercorps, der Oberst Graf Rismannsdorff nebst sämmtlichen Officieren. Eine dreimalige Göttereschlacht rief der vom Sturme des Krieges geschnitten Lilie den letzten Gruß in das Grab nach“).

24) Der Rutenantens Förster bei den Lügower Jägern, der Vater seiner verstorbenen angestammten „Weichte der Anstaltliche“ sagt a. a. O.: „Hier erfuhr ich zum ersten Male die furchtbare Wirkung einer vollen Kartätschenladung in einen dicht geschlossenen Schutze auf etwa 150 Schritt Entfernung. Das Häufchen vorwärts, hob und lag aus einander, Jammerschreie aus Thränen überfließen und überlachten sich das andere“ (S. 857). 25) Kittermeister Fischer, 72 Jahre alt, hatte unter Friedrich II. als Trompeter bei den Todtenopfern gespielt. Er war ein Mann von riefiger Gestalt und wahrer Löwenherz, mit Aleranzien, einer Habichtsnase, einem Paar Häulen wie Oerischen und schwarzem, über die Brust herabwallendem Barte. So beschreibt ihn Förster a. a. O. S. 844.

H. Geyff. d. M. u. A. Erste Section. LXXII.

26) Siehe Förster a. a. O. S. 859 ff. Hier ist auch ein 10

Rein Denckstein bezeichnete die Sütte dieser glücklichen Schlacht, bis ein volles Vierteljahrhundert später der König Ernst August von Hannover im J. 1839 ein Monument errichten ließ, das am 8. Juli des eben genannten Jahres eingeweiht ward.

Bei Gelegenheit des Treffens an der Göhrde waren mehrere zum Jagdschloß gehörige Gebäude von den Franzosen sehr beschädigt worden, und einige, z. B. der sogenannte Hanoversche Stall, der für 150 Pferde Raum bot, mußten abgebrochen werden. Nach eingetretenerm Frieden trat der Ausführung gründlicher Reparaturen der Mängel der nöthigen bedeutenden Geldmittel entgegen.

Im Juni 1817 besuchte der Herzog von Cambridge die Göhrde und sprach damals, wo schon der Abbruch des Schloßes in Frage kam, den Wunsch aus, daß die dortigen Gebäude vor fernern Verfall geschützt werden möchten¹⁾. Im J. 1817 kam es zu seinen festen Beschläffen; die betreffende Behörde beantragte nur eine Reparatur des Möbelaufhauses, die aber auch nicht zur Ausführung kam. Nachdem im J. 1815 das Invalidencorps bis auf zwei Mann ausgestorben war, wurde das Schloß von einem aus Pörsburg dahin beorderten Commando bewacht, dies aber schon im J. 1820 wieder als unnöthig aufgegeben, indem das Jagdschloß seit der feindlichen Landesoccupation völlig demödtirt war. In den folgenden Jahren gerietten dann die schon in argem Verfall befindlichen gewesenen Gebäude in immer schlimmeren Zustand²⁾. Trotz des energischen Widerspruches des Herzogs von Cumberland, des nachherigen Königs von Hannover, Ernst August, ward im J. 1826 der Abbruch des Schloßes und eines Theiles der Nebengebäude beschlossen. Mit dem nicht bedeutenden Erlöse aus den Materialien wurden die Abbruchkosten gedeckt und der geringe Ueberschuß wurde zu kleinen Reparaturen der andern Gebäude, der Markallen, des Möbelaufhauses u., verwendet. Man beschäftigte sich damals mit dem Plane, entweder ein neues Jagdhaus zu bauen oder das Möbelaufhaus zum Abtheilungsquartier für die Herrschaft auszubauen und zu erweitern; aber dieses Alles blieb auf sich beruhen. Der Herzog von Cumberland hatte aber der Göhrde stets besonderes Interesse zugewendet; er war daselbst Ende October 1828 und war über den Abbruch des Schloßes sehr unangelegen. Wenige Monate nach seiner Thronbesteigung, Mitte

November 1837, besuchte er als König zum ersten Male den Lieblingsaufenthalt seiner Vorfahren und hatte schon damals eine größere Jagdgesellschaft um sich versammelt, die mehrere Tage daselbst verweilte. Der König ließ zwar den Neubau eines Schloßes vor der Hand noch ausgesetzt sein, beschloß aber, wie eben schon bemerkt ward, das Möbelaufhaus unter der Bezeichnung „Königshaus“ für sich einzurichten und die andern Gebäude zu restauriren. Diese Anordnungen wurden einer eigenen Commission, welche aus dem Oberjägermeister Graf Hardenberg, dem Oberhofmarschall Majorität und dem Oberbaurath Laatz bestand, überwiefen. Schon im November 1838 hielt der König ein Jagdlager in der Göhrde ab; bei dem Feste halbe befanden sich gegen 100 Personen. Diese Jagden wurden 1840, 1841—1842, 1845—1847 wiederholt; sie lieferten stets ein sehr ergiebige Resultat. Die Einrichtung der restaurirten Räume war einfach, aber genügend, da es noch immer zu den Lieblingsabenden des Königs gehörte, wiederum ein Schloß zu erbauen. Sie kam nicht zur Ausführung; König Ernst August starb am 18. Nov. 1851 und die Göhrde scheint wieder vereinsamen zu sollen. (J. E. Volbeding.)

GÖHRENSCHE HÖWT (das), ein hohes, steiles Bergstige, welches auf der Mitte der Tafel Rügen weit vorragt und wegen seiner eigenthümlichen, einem Pferderücken ähnlichen Gestalt auch das Pferd heißt. (H. E. Häusler.)

GÖKUMIT heißt ein Mineral, nach dem Orte seines Vorkommens bei Götum in Upland benannt, das grünlichgrün, an den Ranten durchscheinend und von 3,74 specifischem Gewichte ist. Die nähere Untersuchung hat ergeben, daß es Nichts weiter als gemeiner Thonstein ist, denn es besteht nach Thomsen's Analyse in den Annals of New-York 1828. IX. aus 35,680 Kiesel-erde, 25,748 Kalkerde, 34,460 Eisenoxyd, 1,400 Thonerde und 0,600 Wasser. (Giesel.)

GÖLDEL (Martin Christian), teutscher Schulmann, im J. 1665 zu Gotha geboren, widmete sich auf der Universität zu Jena der Philologie und wurde daselbst im J. 1687 Magister; im J. 1692 kam er als Conrector nach Schlenkungen und im J. 1695 in gleicher Eigenschaft nach Räteb, wo er um das Jahr 1719 starb. Er erwarb sich in seiner Stellung große Verdienste um die Ausbildung der Jugend und beschäftigte sich auch vielfach als Schriftsteller; unter seinen zahlreichen, größtentheils ungedruckten oder wenig verbreiteten und fast gänzlich vergessenen Schriften dürfen zwei bis jetzt unbedachte dramatische Versuche („Der glückliche Adon Henri VII., Königs in England, in einem oratorisch-poetischen Schauspiel“ und „Die von menschlichem Sturme zerstückte Krone der Entfaltung Königs Henri III. in Frankreich, in einem Trauer-Spiel“) eine nähere Untersuchung verdienen. (Ph. H. Kuhn.)

Gedicht auf sie von Freimann Raimer eingeht; zwei Briefe an ihren Bruder waren früher (vergl. das. S. 28 fg.) mitgetheilt worden.

27) Majorität bemerkt a. a. D. S. 164, daß der General von der Decken, der den Herzog von Cambridge begleitete, diesen Wunsch getheilt und dabei geäußert habe, in 20 Jahren könne möglicher Weise Hannover von England getrennt sein, in diesem Falle aber werde, wenn das Schloß abgebrochen sei, der künftige Landesober bei einigen Brücken der Göhrde sich schwerlich mit einem Abtheilungsquartier im Basilien des Markallen begnügen, dessen Restauration allein man noch beabsichtige. Es verzieht bemerkt zu werden, daß jene im Juni 1817, als nach 20 Jahren möglich, angeordnete Trennung Hannovers von England durch das am 20. Juni 1837 erfolgte Ableben Königs Wilhelm IV. von Großbritannien und Hannover wirklich eintret. 28) Majorität a. a. D. S. 165 fg.

¹⁾ Vergl. Obr. Woll. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1044, wo man auch ein Verzeichniß seiner sämtlichen Schriften findet.

GÖLDLIN (Peter Christoph von), geb. 1663 in Luzern, stammte aus einem altadeligen Geschlechte dieses Namens. Kaiser Leopold I., in dessen Diensten Göldlin's Vater gestorben war, interessirte sich für den munteren Knaben, der früh Reizung zum Militärischen zeigte. Der Kaiser sorgte für seine Erziehung, die vorzugsweise bezweckte, ihn zu einem geschickten Officier auszubilden. Im J. 1699, in seinem 36. Jahre, erhielt Göldlin eine Compagnie bei der Herberstein'schen Legion. Im J. 1718 ward er Oberstlieutenant und 1723 Oberst des Regiments Königsfeld. Im spanischen Erbfolgekriege, wie in den Feldzügen gegen die Türken und in Sicilien gab er ähnliche Proben seiner Tapferkeit und Kriegserfahrung. Beiohnt sah er sich dafür im J. 1732 durch die Ernennung zum Reichsbaron. Bald nachher ward er zum Primas und Oberbefehlshaber des Königreichs Serbien erhoben. Mit großer Umficht bediente er in dem ungarischen Felzuge vom J. 1739 nach der unglücklichen Schlacht bei Großa den Rückzug der kaiserlichen Armee. Im J. 1741 befehligte er in dem berühmten Treffen bei Molwitz den linken Flügel des österreichischen Heeres. Er ward tödtlich verwundet und starb in jener Schlacht den Heldentod mit dem Ruhme eines der tapfersten österreichischen Feldherren. Die Kaiserin Maria Theresia soll seinen Verlust tief betrauert haben *).

(Heinrich Döring.)
GÖLDLIN VON TIEFENAU (Johann Baptist Franz Bernhard), ein als gründlicher Geschichtsforscher und durch reine, unbefangene Vaterlandsiebe ausgezeichnete katholischer Geistlicher zu Luzern, geb. 1762, gest. 1819. Das Geschlecht stammte aus der Markgrafschaft Baden und führte von einem dort gelegenen Schlosse Tiefenau diesen Zunamen. Der Ritter Werner von Tiefenau soll wegen Streitsüchtigkeit mit dem Markgrafen das Badische verlassen und sich zuerst zu Epeler und Strassburg aufgehalten haben. Im J. 1330 erwarb er das Bürgerrecht zu Zürich, wo dann einige seiner Nachkommen zu hohen Staatsämtern gelangten. Einer derselben, Kaspar, verließ Zürich 1523 als entschiedener Gegner der Reformation und verpflanzte das Geschlecht nach Luzern, wo er dann bald auch zu hohen Aemtern gelangte. Aus demselben war Johann Baptist Franz Bernhard, der sich mit vorzüglichem Fleisse auf der Lehranstalt zu Luzern den Wissenschaften widmete. Schon im 17. Jahre erhielt er eine Anwartschaft auf ein Kanonicat zu Münster im Margau und im 23. die Pfarrstelle zu Inwil. Das Kanonicat zu Münster wurde 1792 erlosch und fiel ihm nun zu, und im J. 1803 wurde er auch zum Probst des Stiftes ernannt. Schon sein Vater, Alois Christoph Johann Baptist, Mitglied des Rathes zu Luzern, hatte sich viel mit Sammlung von Urkunden, besonders aber luzernerische Geschlechter, beschäftigt. Der Sohn erbt diese Reizung, dehnte aber seinen Geschichtskreis weiter aus auf Schweizergeschichte überhaupt und benutzte dazu verschiedene öffentliche und

Privatarchive. Eine Frucht dieser Forschungen war: Versuch einer urkundlichen Geschichte des Drei-Baldstätte-Bundes oder der ältesten freien Verfassung und Verbindung der drei Cantone Uri, Schwyz und Unterwalden, als Grundlage der schweizerischen Eidgenossenschaft (Zürich 1808. 8., mit zehn Urkunden aus den Jahren 1231—1310.). — Acht Jahre früher erschien von Göldlin: Der Geist des seligen Bruder Klaus (Klaus von der Glüe) zur Förderung eines guten Sinnes und Lebens (Luzern 1801 und vermehrte Ausgabe 1808. 8.). Zwar fällt eine Reihe von Gebeten und frommen Betrachtungen, die nicht von Klaus von der Glüe, sondern meistens von dem bekannten Jesuiten Petrus Canisius herrühren, wori die Hälfte des Werkes aus; aber die andere Hälfte enthält eine, wenn man den katholischen Standpunkt des Verfassers im Auge behält, sehr gründliche Lebensbeschreibung von Klaus von der Glüe. Nachher erschien noch von ihm: Geist der letzten Hälfte des XV. und der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in der Schweiz in politischer, literarischer und religiöser Hinsicht; oder Konrad Schaubers von Allschwil, ein Tochterjohn des seligen Bruder Klaus von der Glüe. 2 Bde. (Luzern 1813 u. 1814. 8.) (Dieser Enkel von Klaus von der Glüe folgte dem Beispiele seines Großvaters und zog sich, nachdem er in jüngeren Jahren dem Vaterlande in mehreren Feldzügen und in öffentlichen Aemtern Dienste geleistet hatte, ebenfalls von der Welt zurück und verlebte seine letzten 15 Jahre als Eremit.) Der erste Band enthält Schaubers Leben, auch mit vielem Aesthetischen vermischt. Den zweiten Theil bildet eine Uebersicht der Schweizergeschichte vom Stanserverderb bis auf den Frieden zu Basel 1499, und Nachrichten von der wissenschaftlichen Thätigkeit und der Buchdruckerei in der Schweiz. Dann aber wurde Göldlin's fernere literarische Thätigkeit unterbrochen. Als es im J. 1815 den ultramontanischen Intriguen gelang war, den zum Bisthume Constanz gehörigen Theil der Schweiz von diesem uralten Diöcesanverbande zu trennen und an dessen Stelle ein Immediatbisthum unter römischem Einflusse zu setzen, wurde Göldlin vom päpstlichen Nuntius eigenmächtig zum römisch-apostolischen Generarvicar ernannt. Zwar verweigerten die Cantone anfänglich die Anerkennung, weil der Nuntius die Regierungen ganz übergeben hatte; aber auch hier siegte die römische Schlaubeit und Bebarthlichkeit. Seine Stellung war jedoch äußerst schwierig. Göldlin war zwar frommer und eifriger Katholik, aber sein milder und toleranter Charakter paßte nicht recht zu seiner Stellung als Vorkämpfer römischer Abüthen. Einen Beweis dieses unbefangenen Sinnes enthält eine Vorrede zu Konrad Schaubers, wo er zwar als Katholik den Wunsch bereitwilliger Einheit der Kirche und des Glaubens in der Schweiz ausdrückt, unterbreitet aber zur Liebe ermahnt und Katholiken und Protestanten mit den Paulinischen Worten (Ephes. 4, 3) anredet: „Laßt Euch recht angelegen sein die Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens zu erhalten. Es ist ja doch nur Ein Leib, Ein Geist, Eine Hoffnung, zu der Ihr alle berufen seid, Ein Herr,

*) Siehe M. Luz. in dem Nekrolog des hiesigen Schweizer E. 178.

Ein Glaube, Eine Tausch, Ein Gott und Vater Aller, der da ist über Alles, und durch Alles und in uns Allen.“ Das ein römischer Generalvicar mit solchen Gefinnungen unaufhörlichen Kränkungen ausgelegt war, ist begreiflich, und es werden dieselben als eine der Hauptursachen seines frühen Todes angesehen. (Eicher.)

Göler von Ravensburg, f. Ravensburg.

GÖLI, teutscher Minnesänger, ritterlichen Standes, wovon das „Her“ (Herr) vor seinem Namen hindrückt, sammelte vielleicht von den Gölen im Thurgau ab, oder von den Gölern im Oettingischen. Von seinen Lebensumständen ist Nichts bekannt. Seine aus 18 Strophen bestehende zwei Lieder in der Minnesüßen Sammlung (2. Th. S. 57 fg.), wieder abgedruckt in der von v. d. Hagen besorgten Sammlung der Minnesänger, haben mit den Liedern Nibardi eine auffallende Ähnlichkeit, die beinahe auf eine Verwechselung oder Nähe der Gegend, wo beide Dichter lebten, schließen läßt.*

GÖLICHE (Andreas Ottomar), Professor der Medicin, war zu Nienburg am Albaltiden am 2. Febr. 1671 geboren. Er studirte Medicin in Frankfurt an der Oder und in Halle, promovierte an der letzten Universität, besuchte dann noch holländische Hochschule und ließ sich zunächst als praktischer Arzt in Jersich nieder. Alsbald erhielt er einen Ruf an die Universität Halle und vorübergehend war er auch Professor in Duisburg; aber wahrscheinlich schon im J. 1715 kam er als ordentlicher Professor nach Frankfurt an der Oder, wo er dann bis zu seinem am 12. Juni 1744 erfolgten Tode blieb. Göliche ist unterschiedener Stabliker und Verfasser einer großen Anzahl von Dissertationen, worinnen er sich in den verschiedensten Gebieten der Heilkunde ergiebt. Der Literatur und Geschichte der Medicin wandte er aber vorzugsweise seine Thätigkeit zu, wie aus der Uebersicht seiner sonstigen Schriften erhellt: *Epistola in qua resutatur praejudicium, medicos omnes romanos olim abjectae conditionis et servos fuisse.* (Lips. 1705.) *Historia anatomiae nova aequae ac antiqua, seu conspectus plerumque, si non omnium, tam veterum quam recentiorum, qui a primis artis medicae originibus usque ad praesentia nostra tempora anatomiam operibus suis illustrant.* (Hal. 1713. Francof. ad Viadr. 1738.) *Historia chirurgiae antiqua.* (Hal. 1713.) *Historia medicinae universalis, qua celebriorum quorumcumque medicorum, qui a primis artis natalibus ad nostra usque tempora incluserunt, vitae, nomina, dogmata singularia, rationica, hypotheses, sectae etc. accurate pertractantur.* 3 Voll (Hal. 1717 — 1720.) *Introductio in historiam litterariam scriptorum, qui medicinam forensam commentariis suis illustrant.* (Francof. ad Viadr. 1723. Ibid. 1735.) *Introductio in historiam litterariam scriptorum, qui institutiones medicinae*

seu partem ejus scriptis suis illustrare cordi habuerunt. (Francof. ad Viadr. 1735.) *Institutiones medicinae secundum principia mechanico-organica reformatae.* (Francof. ad Viadr. 1735.) Auch begann Göliche seit 1736 herauszugeben: *Selecta medica Francofurtensia anatonem practicam, chirurgiam, materiam medicam universamque medicina illustrantia.*

(Fr. Wilh. Theile.)

GÖLIS (Leopold Anton), geb. am 19. Oct. 1764 zu Weisenbach, einem im Raabthale in Steiermark gelegenen Dorfe, wo sein Vater, früher in Militärdiensten, Grundbesitzer und Gemeinderichter war, verbanke seine Elementarbildung und die Kenntniss der lateinischen Sprache seit dem Jahre 1773 der Normalschule zu Gleisdorf. Noch rascher Fortschritte machte er in dem Gymnasium und Locum zu Grätz. Am seinem 24. Jahre (1788) ging er nach Wien. Auf der dortigen Universität widmete er sich dem Studium der Arzneikunde. Im Februar 1793 erlangte er den medicinischen Doctorgrad. Durch den fleißigen Besuch des allgemeinen Krankenhauses erwarb er sich unter der Leitung Nord's, Hietl's und anderer berühmten Ärzte gründliche Kenntnisse in der Klinik. Im Jahre 1794 begann er seine medicinische Praxis. Der um diese Zeit gehörere Dr. Maschauer hatte in seiner Wohnung armen und kranken Kindern einige Tage in der Woche unentgeltlich ärztliche Hilfe geleistet durch Verordnung zweckmäßiger Heilmittel. Dem Beispiele dieses menschenfreundlichen Mannes folgte Gölis. Er gründete ein Institut für arme und kranke Kinder nach einem eben so einflussvollen als zweckmäßigen Plane. Durch die Unterstützung edelmütthiger Gönner erweiterte sich dies Institut nach und nach in solchem Grade, daß die Zahl der Kinder, die dort ärztlich behandelt wurden, sich auf 5000 belief. Auch in der Ungeignetheit fand er seinem Vorgänger nicht nach. Er leistete seine ärztliche Hilfe unentgeltlich und bestritt mit den Summen, die ihm durch auswärtige Wohltäter zufließen, die Ausgaben für Arzneien und andere Bedürfnisse. Während der 32 Jahre, in denen er diesem Institute als Director vorstand, belief sich die Zahl der dort ärztlich und wundärztlich behandelten Kinder auf 159,566. Seine Thätigkeit beschränkte sich jedoch nicht auf diese von ihm gegründete Heilanstalt. Einen noch ausgedehnteren Wirkungskreis hatte seine mit dem glücklichsten Erfolge betriebene Privatpraxis in den angesehensten, sogar herzoglichen und fürstlichen Häusern, wie in den Sütten der hilfflosesten Armuth.

Seine reichen Erfahrungen vermehrte er durch fortgesetzte Studien in seinem Fache. Kaum blieb ihm irgend eine bedeutende Erscheinung im Gebiete der medicinischen Literatur unbekannt, und seine Kenntnisse zu vermehren und zu befrichtigen war und blieb, wie in seiner Jugend, auch im höheren Alter sein eifrigstes Bestreben. Auch als Schriftsteller machte er sich um seine Wissenschaft wie um die Menschheit verdient. Dem Fonde seines Institutes widmete er den Vertrag seiner ersten Schrift, durch die er sich als Autor bekannt machte. Sie erschien unter dem Titel: „Ueber die Kenntniss der häufigen

* Vergl. Koch's Compendium der Literaturgeschichte, 1. Bd. S. 170. v. d. Hagen in f. Literarischen Grundriss zur Geschichte der deutschen Poesie S. 473 und im Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, 1. Bd. St. 1. S. 162.

Prärie, zur Warnung vor zu später Beobachtung derselben.“ (Wien 1808. 8.) Im J. 1823 erschien eine verbesserte und vermehrte Auflage seiner zu Wien 1811 erschienenen „Vorschläge zur Verbesserung körperlicher Kindererziehung in den ersten Lebensperioden; mit Warnungen vor tödlichen Krankheiten, schädlichen Getränken und vererblichen Kleidungsstücken.“ Sein Tractatus de rite cognoscenda et sananda anna membranae erschien zu Wien 1813. Eins seiner schätzbarsten Werke, von welchem in den Jahren 1820 und 1824 eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage herauskam, waren die im J. 1815 zu Wien gedruckten „Praktischen Abhandlungen über die vorzüglichsten Krankheiten des kindlichen Alters.“ Dem ersten Bande dieses Werkes, der von der bisigen Gehirnhäuserkrankung handelt, hatte Göllis eine Geschichte des Wiener Kinder- und Krankenhäuses beigefügt, mit einer Uebersichtstabelle aller seit 20 Jahren in demselben vorgekommenen Krankheitsformen und der Zahl der Kranken Kinder. Den Inhalt des zweiten Bandes bildet eine Schilderung der verschiedenen Arten des äußeren Wasserlopfes.

Die niederösterreichische Landesregierung fand sich veranlaßt, ihm in einem Belohnungsdecrete ihre Zufriedenheit mit der umsichtigen, gewissenhaften und menschenfreundlichen Direction seines Instituts zu erkennen zu geben. Im J. 1816 ward er zum f. k. Sanitätsrath und von vielen gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede ernannt, so unter andern von der physikalisch-medizinischen Societät zu Erlangen, von der kaiserl. russischen Gesellschaft praktischer Aerzte zu Wilna u. a. m. Im J. 1821 ernannte ihn die Herzogin Marie Louise zum Leibarzte ihres Sohnes, des Herzogs von Reichardt. Bei einer sehr geregelten Lebensweise und Mäßigkeit in allen Genüssen blieb ihm auch noch in höherem Alter bis wenige Wochen vor seinem Tode eine fast ungeschwächte Jugendkraft, die ihm vergönnte, mit rastlosem Eifer sich seinem ärztlichen Berufe zu widmen. Er ward allgemein betrauert, als er am 20. Febr. 1827 in einem Alter von 63 Jahren starb¹⁾. (Heinrich Döring.)

GÖLLHEIM oder **GELLHEIM**, Marktsiedel im Landeemissariat Kirchheim-Plönden des bayerischen Rheinkreises, unter dem Donnerberge, mit 1600 Einwohnern und dem Denkmale des Kaisers Adolf von Nassau, das Königstreu genannt, der hier im J. 1298 von Albrecht von Oesterreich geschlagen und getödtet wurde. (H. E. Hüssler.)

GÖLLINGEN. I. Das ehemalige Kloster Göllingen in der unteren Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt. — Das Kloster Göllingen gehörte muthmaßlich zu dem Wipperfau, der sich von Jeckaburg über Sonderhausen bis auf Gansrode erstreckt und die eben genannte Stadt, die Dörfer Debra, Jecha, Berka, Hachelsch, Segza, das Schloß Arnburg,

sowie auch einige jetzt wüste Ortlichkeiten, unter andern Hausen, in sich begriffen zu haben scheint. Nach Mitternacht begrenzte ihn der Nabelgau und nach Mittag der Gau Englinn oder Engelheim. Er wird zuerst in einer, neuerlich ohne hinreichende Urkunde veräußerten, jeckaburgischen Urkunde vom Jahre 1128 erwähnt.

Göllingen liegt zwischen Frankenhäusen und Sonderhausen am südöstlichen Abhange des fast vereintelt aufsteigenden Michaelsberges, dessen Fuß auf drei Seiten die Wipper umspült. Die Gegend ist eine der anmuthigsten. Herrliche Wiesengründe wechseln mit malerischen Baumgruppen, fruchtbaren Feldern und waldbefräuchten Höhen. Ein großer Teich belebt die Landschaft durch seinen hellen Wasserpiegel. Die Wipper fließt sanft und geheimnißvoll in dichtem Gerölgebüsch, ihr Tasein nur durch das Geräusch der unter dem Klosterberge angelegten Mühle verrathend. Eine Vertiefung im Boden, in der Nähe jenes Weibers, deutet auf den merkwürdigen, wegen der öfteren Ersälle und Einbrüche in einen gemauerten Kanal verwandelten Stollen hin, welcher 220 Faden unter dem Berge fort dem Salzwerke in Frankenhäusen das nöthige Wasser aus dem Flusse zuführt, bis sich dasselbe bei Artern mit der Unstrut vereinigt.

Nächst zieht die Straße von Frankenhäusen nach Sonderhausen in einem Hehlwege einen steigten Hügel hinan und bei einem jähen Abhange vorüber. Hier wälzt das Auge des furchelosen, für Naturschönheiten empfänglichen Wanderers auf dem in der Tiefe sich ausbreitenden, bunten Wiesentypidee und den im Glanze der Abendsonne heimleuchtenden Heerden mit Entzünden. Der Name Göllingen läßt sich am süßlichsten von den alten, deutschen Wörtern Gol oder Göl und ing oder ling verleiten, das erste bedeutet eine Lache, einen Sumpf oder See und das letzte etwas von dem andern Abhammen, des, einen Nachkommen. Gölling oder Göllingen ist daher so viel als ein Ort, welcher von einem stehenden See, einer Lache, seine Benennung hat. Die Beschaffenheit der dortigen Gegend, die ebenem wohl viel sumptuöser und weitreichender gewesen sein mag, steht mit dieser Vermuthung in vollem Einklange²⁾.

Das Kloster in Göllingen kann mit Recht unter die ältesten in Thüringen gezählt werden; aber in welchem Jahre und von wem es erbaut worden sei, läßt sich wegen des Verlustes der Stiftung- und Bräutigamsurkunden und anderer glanzwürdigen Zeugnisse nicht mit Gewißheit bestimmen. Es war nebst mehreren thüringischen Klöstern der Abtei Hersfeld in Hessen unterworfen, welche auch noch in späteren Zeiten durch Festsagung der Bröthe u. s. w. gewisse Rechte darüber ausübte. Diese gränzten sich zum Theil auf ein frommes Verhältniß, wodurch gegen das Ende des 8. Jahrh. der ersten gültigen Stiftung von einem und unbekannten

¹⁾ Berst. Wiener Zeitung. 1827. Nr. 297. Stenographische Anzeiger. 1827. 2. H. 8. Den Herrn Hofrath der Deutschen Jahrb. V. 1. Th. 2. 225 fg. Meusel's O. A. Deutschland. 17. Th. S. 737 fg. 22. Bd. Abh. 2. S. 292.

²⁾ Siehe Müllner. Antiq. Goelling. p. 7—9. Berst. Diefenbach. Celsus I. p. 138. W. B. Schott. Ueber den Ursprung der deutschen Ortsnamen (Stuttgart 1842. 4.) S. 28. Erllig Gaisel's Württemberg. Berichte II. III. S. 161. Oben. Thüringische Ortsnamen. 2. Abh. (Götting 1858. 8.) S. 39 fg.

ten Geber zwölf Hufe und ebenso viel Morgen Landes überlassen worden waren. Ein Verzeichniß der Güter, welche Hersefeld zur Zeit seines ersten Abtes, des nachherigen mainischen Erzbischofs Lullus, und nicht lange nach dessen im Jahre 786 erfolgten Tode erworben hatte, gibt uns davon sichere Kunde. Daß aber zu Göllingen nicht früher als in der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. ein Kloster angelegt worden sei, vermuthet J. H. Wüldener, von dem wir eine ausführliche Geschichte desselben besitzen, vornehmlich aus dem Umstande, weil zu Anfange des 11. Jahrh., als sich Gänther der Heilige oder der Eremit kurze Zeit hier aufhielt, die Mönche noch mit Mangel und Dürftigkeit zu kämpfen hatten; doch war es wol natürlich, daß der nicht an Arbeit und Entbehrungen gewöhnte neue Ansiedler den Zustand des Klosters, in Erinnerung an die eigenen glänzenden Verhältnisse, drüßend und ärmlich finden mußte.

Die Schicksale dieses Gänther sind so innig mit der früheren Geschichte unseres Klosters verwebt, daß es sich wol der Mühe lohnen möchte, ihnen hier einige Aufmerksamkeit zu widmen, zumal da diesem wegen seines strengen Wandels von seinen Zeitgenossen und der Nachwelt bewunderten Manne, nach dem Urtheile neuerer Gelehrten, eine Stelle unter den Äbthern des Hauses Schwarzbürg gebührt.

Zwei erst seit Kurzem veröffentlichte hersefeldische Documente, deren Inhalt wir jetzt mittheilen wollen, erheben die desweges geäußerten Vermuthungen zu fast unangefochtener Gewißheit. Zwischen den Jahren 1005 (wobei uns keine Angabe, oder vielmehr 1006 — der Urkunde selbst fehlt das Datum) und 1012 eignete ein vornehmer Thüringer, mit Namen Gänther, von seinem Erbe und aus der Erbschaft der Kinder seines Bruders Eijo Güter in Thüringen, Gimmerode, Jachtershausen und Eichenberg dem Kloster des heiligen Wipert in Göllingen und trau zugleich, auf Alten des Abtes Godhard zu Hersefeld, noch Edinshute und Beringai ab, jedoch mit Vorbehalt des Voigteitrechtes über Döbruf, Wechmar, Kolloda, Walsfazi, Emlen, Schwabhausen und Eichenberg für sich, seine und seines Bruders Söhne und mit der Verpflichtung, daß der jedesmalige Voigt zu den östlichen Heerfahrten fünf bewaffnete Männer für den Abt stellen solle, für deren Unterhalt der letztere jedoch selbst zu sorgen habe. Die Schenkung kam in der benachbarten kaiserlichen Pfalz Walsbäumen zu Stande.

In einem andern, vermutlich von 1039 — 1045 ausgegebenen, Documente erklärt Gänther, daß er von seinen eigenen Gütern und den erblichen Besitzungen der Söhne seines schon erwähnten Bruders zehn Hufen in den Orten Salzha und Olinckroda dem Kammerer, Lehnherrn des Abtes Meinher zu Hersefeld, und seinem eigenen Vasallen Kolbold dergestalt übergeben habe, daß diese Güter der genannten Abtei lebenslang sein sollten. Dabei bedingt er sich also Neue für seine eigene Person, seine und seines Bruders Söhne das Voigteitrecht über Döbruf, Wechmar, Kolloda und Walsfazi aus. Die Unterhandlungen deswegen wurden zu Wiehe gepflogen,

wohin Gänther, der damals als Einsiedler in den bairischen Wäldern lebte, sich vielleicht selbst begeben hatte.

Diese Urkunden, deren Glaubwürdigkeit zwar neuerlich angefochten worden ist, sind für uns von größter Wichtigkeit; denn wir werden dadurch sogar deutlicher über die Familie Gänther's belehrt, als von seinem ältesten Lebensbeschreiber, der sich damit begnügte, ihn unter die Edeln Thüringens zu rechnen. Schon wegen seines in dem Kverenburg-schwarzburgischen Hause so üblichen Namens ist es nicht unwahrscheinlich, daß er demselben angehört. Hierzu kommt, daß wenigstens drei von den Äbthern dieses Geschlechtes, wie sein Bruder, Eijo hießen. Ferner treffen wir einige der in neuen Urkunden gedachten Orte unter den Besitzungen der nachherigen, aus einem Stamme entsprossenen Grafen von Kverenburg, Schwarzburg und Radenwald; manche mögen wol bereits Eigenthum ihrer Vorfahren gewesen sein. Schon in den frühesten Zeiten waren mehr Grafen, die sämtlich den Namen Gänther führten, Schirmvögte der thüringischen Beshungen Hersefelds, der Schloßer Gebese, Verfa, Breitenbach, Wachsenburg, der Städte Gotha und Arnstadt, der Voigten und Schutzherrnämter von Döbruf, Wechmar, Kolloda, Schwabhausen u., womit sie zum Theil diese Abtei selbst begabt zu haben scheinen. Aus dieser engen Verbindung der Familie Gänther's mit der letzteren ist es erklärlich, warum sein Entschluß, der Welt zu entsagen, eben in diesem Kloster zur Reize gelehrt.

Die Selbsthinde stimmen darin überein, daß sich Gänther umh 300 1006 deswegen nach Hersefeld begeben hatte. Fragen wir, wodurch er im Vollgenusse des Reichthums und der Macht zu einem so auffallenden, wenn auch dem Geiste jenes Jahrhunderts nicht unangemessenen Schritte demogen worden sei, so nennt die Erzählung von seinem Leben die Neue über verschiedene, in der Jugend begangene Fehler, und ein neuerer Autor die Betrübniß wegen des frühen Verlustes seiner Gemahlin als Gründe seiner Entsagung. Der Abt Godhard, dessen oben beiläufig Erwähnung geschehen ist, sei es für die Aufnahme des ihm untergebenen Klosters bemüht, hatte es durch unablässige Vorstellungen dahin zu bringen gesucht, daß Gänther einen Theil seines Vermögens dem Schutzherrlichen Hersefeld und Göllingen, Wipert, durch eine förmliche Schenkung übergab, wobei er sich aber die Einkünfte des letzteren, nach willkürlichem Uebertritte in den Beneficienorden zum Unterhalt und zur Vorsehung für sich und die übrigen Mönche ausdrücklich bedungen hatte. Doch scheint er in seinem frommen Eifer nicht so weit gegangen zu sein, Alles, was er bejaß, diesem Zwecke zu opfern, sondern es läßt sich vielmehr vermuthen, daß er sich gewisse Güter vorbehielt, um darüber frei und ungehindert schalten zu können. Jenes Vergehen, wobei man sich auf die angeführte Lebensbeschreibung stützt, widerlegt schon, anderer Thatfachen zu geschweigen, der Inhalt der späteren hersefeldischen Urkunde. Vielleich ist also das Vermögen, womit Gänther das Kloster bei seinem Eintritt bedachte, kein anderes, als das in dem ersten jener Documente erwähnte.

Um den Reuigen stets im Auge zu behalten und dessen Rückkehr zu der vorigen Lebensweise zu verhüten, wozu ihn die an seinem nummehrigen Wohnorte zu erduldenen Beschwerden und Entbehrungen dringend eingeladen haben mögen, nahm ihn Godhard mit sich in das bairische Benedictinerkloster Niederaltaich, dem er selbst schon als Abt einige Zeit vorgestanden hatte. Der damaligen Sitte getreu, reiste Günther nun auch, vielleicht noch im J. 1006, nach Rom, legte, von da in jenes Kloster zurückgekommen, vor dem Altare der heiligen Maria und des heiligen Mauritius den Kriegsgürtel nieder und versah Haupt und Bart. Godhard, noch immer eine Aenderung seiner Gesinnung fürchtend, bewilligte ihm nur ungenen den abermaligen Aufenthalt in Göltingen. Und wirklich regte sich auch noch bisweilen in ihm die Sehnsucht nach den Freuden der Welt. Jener sah sich daher genöthigt, alle Mittel aufzubieten, um ihn unanfechtbar an den geistlichen Stand zu fesseln. Endlich gab Günther den nachdrücklichen Ermahnungen seines Freundes und Rathgebers Gehör, sonderte sich immer strenger von der menschlichen Gesellschaft und wählte im J. 1008 den etwa eine Meile (casta) von Altaich entlegenen Berg Ranzing zum einsamen Wohnplatze. Aber auch hier noch nicht völlig gegen den Anhang der Menge gesichert, welche der Ruf seiner ausgezeichneten Frömmigkeit und der barmherzigen Barmhertzigkeiten, die er sich auflegte, herbeilockte, zog er sich (nach drei Jahren?) in das Innere des Nordwaldes an den bairischen Grenzen gegen Böhmen, um den Ursprung des Flusses Regen, zurück und baute (1011 oder 1012) an dem kleinen Flusse Rinznaach, mit Hilfe der Klosterbrüder, die ihm in diese Einside gefolgt waren, neben den Zellen, welche ihnen zum Obdach dienten, zu Ehren Johannes des Täufers eine Kapelle, deren Einweihung der Bischof Berenger von Passau im J. 1019 verrichtete. Den deutlichsten Beweis, daß Günther auch nach seiner Entfernung diese Stifftung nicht aus den Augen verlor, sondern stets väterlich um das Beste derselben bemüht war, liefert ihre 1040 bei Kaiser Heinrich III. von ihm bewirkte Vereinigung mit Niederaltaich.

Günther that mehrere Jahre zu Rinznaach verlebte, als er nach seiner Rückkehr aus Ungarn den Abt des genannten Klosters, Ratmund, um die Erlaubniß ersuchte, diesen Ort zu verlassen und sich tiefer in den Wald zu begeben. Er baute sich nun in einer eben Gegend des heutigen pragerischen Kreises von Böhmen, in dem Walde Brezgnitz (von den häufig hier wachsenden Birken so genannt), in der Gegend von Rabi und Schüttenhofen, ein kleines hölzernes Haus, wo er sich durch die Anlegung eines Fuß aus Böhmen nach Baiern reisende sehr bequemen Weges, der über und neben Hartmanitz vorbei nach Rinznaach führte, und den die drei Dörfer Bodmossitz, Stankow und Wolosowice noch neuerlich zu verbessern schuldig waren, um Zeitgenossen und Nachwelt verdient machte. Hier entdickte ihn, wie die spätere Legende berichtet, die Mönche von Brezgnitz und luden ihn in ihr Kloster ein. Daß sie ihn, dieser Erzählung zufolge, zum Abte desselben wählen ernannten

wollen, ist nicht wahrscheinlich, weil sie schwerlich einen Laienbruder dazu erforsen haben würden. Günther lebte jedoch diesen so ehrenvollen Antrag an und entfernte sich, um ähnlichen Zumuthungen zu entgehen, in die Gegend, die jetzt Dobra voda (Gutwasser) heißt und seit Erbauung einer Kirche aus dem Hügel um Jahr 1620 seinen Namen (St. Günther) führt, wohin hauptsächlich am zweiten Pfingstfeiertage eine große Volksmenge aus Böhmen und Baiern zu wallfahrtsmäßig pflegt. Hier verlebte er den kurzen Rest seiner Tage. Der Besuch, den Günther vor seinem Tode (er starb den 9. Oct. 1045) von dem Böhmerherzoge Bratislav, bei dessen Vater Wladich er, wegen seines früher bewiesenen Heldennuthes, in so großem Ansehen stand, daß er ihn 1014 zum Tausenigen dieses seines Sohnes wählte, empfangen haben soll, ist wol nur erdichtet. Günther hatte überhaupt ein Alter von mehr als 90 Jahren erreicht, wovon 37 auf den Aufenthalt desselben in der Einside kommen. Sein Leichnam wurde auf des Herzogs Befehl nach dem 16 Meilen entfernten Brezgnitz gebracht und in der dasigen Benedictinerkirche bei dem Altare des heiligen Stephanus, wo sein wol nicht gleichgültiger, sondern erst aus dem 13. Jahrh. herrührender, auf Veranstaltung des Abtes Friedrich im J. 1761 wieder aufgerichteter Grabstein noch zu sehen ist, welcher, da es in der seligen Kirche an einem schädlichen Plage fehlte, in die Mauer von Außen eingefügt wurde. Er stellt eine Figur in Mönchsrocht mit einem Grenzsteinhabe in der Rechten und einem Bogen in der Linken, das Haupt mit dem Heiligenscheine umgeben, vor. Folgende Buchstaben sind auf demselben noch lesbar: — LIS — G — LV — H. (?), vielleicht die letzte Stube von Venerabilis, der Anfang des Namens Guntherus und ein Theil der Jahrzahl seines Todes MXLV. Eine ehemals hölzerne, wundervollste (i) Bildsäule Günther's, welche man gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einer ähnlichen steinernen vertauschte, steht zu Dobra voda. — Nicht nur in den von Brezgnitz abhängigen Klöstern, sondern auch zu Altaich feierte man den 9. Oct. als Gedächtnistag des wegen Verrichtung vieler Wunder gepriesenen Mannes, den der Papst heilig gesprochen haben soll, was aber besonders deswegen in Abrede gestellt wird, weil er häufig mit dem Zusatz beatus, seltener als sanctus, in den alten Schriften und Urkunden erscheint. Doch hat man sich im 13. Jahrh. angelegentlich für seine Canonisation verwendet.

Den Mangel gelehrter Bildung, welche im Mittelalter bei Erziehung der Großen vernachlässigt wurde, ersetzte zum Theil Günther's natürliche Verehrsamkeit, die ihm nicht nur bei geistlichen Vorträgen, als er z. B. 1017 den Zuhörern des Das Evangelium verständigte, sondern auch an den Höfen der Fürsten trefflich zu statuten kam. Er erfreute sich bei Kaiser Conrad II. vorzüglicher Gunst; Heinrich III. zog den in vielfältigen Erfahrungen eines bewegten Lebens ausgerüsteten Mann bei den wichtigsten Verhandlungen zu Rathe und im J. 1040 bewirkte Günther's Einfluss dem überall vom Feinde bedrängten und außerdem reistungslos verlorenen Heer-

hausen des Markgrafen Eard II. von Thüringen un-
gehinderter Abzug aus Böhmen. — Gleiches Vertrauen
schenkte ihm Stephan I., König von Ungarn, welchem
er ums Jahr 1014 und vielleicht andernm noch öfter
besuchte und ihn zu Erlangung mehrer Völkereien, Kirchen
und Klöster veranlaßte. An dem Hofe dieses seines
nahen Verwandten (einige Geschichtschreiber nennen ihn
bloß cognatus, andere Sororius, Bruder der Gemahlin
des Königs) wurde er durch folgende Begebenheit Ge-
genstand allgemeiner Verwunderung: Günther hatte das
Gelübde gethan, kein Fleisch zu essen. Der König, der
dieses wahrscheinlich nicht wußte oder ihn auf die Probe
stellen wollte, ließ ihm einen getriebenen Fasan versen-
den und drang bestig in ihn, davon zu genießen. Dieser
schickte nun verneinend zu Gott um Rettung aus so harter
Verdrängung, und siehe, der Fasan besann sich gleich wie-
der Hören und flücht um Erkennen aller Gänge davon.
Wir lernen vermuthlich aus diesem, von sämmtlichen
Biographen des Eremiten glaubig wiederholten Märchen,
daß im 11. Jahrh. Bayern eine Lieblingspfeife der Gro-
ßen waren, sowie sie auch bei den Römern für eine sel-
tene und theure Kost galten. — Nicht lange nach Gün-
ther, durch welchen wir die erste Kunde von dem Tathum
unseres Klosters empfangen, lebte in demselben der her-
sehbilde Abt Arnolt, der wegen eines ihm Schuld ge-
gebenen Verbrochens seiner Stelle im J. 1031 entsezt und
dahin verwiesen worden war. Er starb am 28. Dec.
1032 und wurde Anfangs in Göllingen, später aber auf
Verordnung des Abtes Rudolf in der Kirche des heiligen
Michael zu Hersfeld bestattet).

Eben aus dem Beispiele der eben genannten Abtei,
welche der Regel des Benedictinerordens folgte, wichen
wir das Nämlche auch bei Göllingen annehmen kön-
nen, wenn nicht noch das andrällliche Zeugniß mehrer
Urkunden dafür spräche. Beide geistliche Eistungen
traten im J. 1510 in der bürschelichen Union, welche
die Wiederherstellung einer itrenngen Riechtracht zum
Zwecke hatte. Verloß im 16. Jahrh. (1270) war Göll-
ingen in die Bruderschaft der Abtei Wallenfried auf-
genommen worden). — Das unser Kloster dem heil-
igen Wipert, den auch Hersfeld als seinen vornehmsten
Schuttpatron anerkennt, geweiht war, ergibt sich nicht

nur aus dem Schenkungsbriefe Günther's, sondern auch
aus andern Documenten, worin die Verwehner desselben:
Conventus sancti Wiperti, oder Servi sancti Wiperti
in Gelingen heißen). Wipert, ein Angehöriger, hatte
als Gehülfe des Beneficiarius zu Befestigung der Thüringer
eifrig mitgewirkt, dann auf Befehl desselben in Ehrdruf
gelobt, um das dänge Kloster in Aufnahme zu bringen,
wob im J. 732 als Abt nach Freyalar zurückgelchrt und
hier im J. 747 gestorben. Mehrere Kirchen in Thüringen
tragen seinen Namen).

Von den weltlichen Schutzherrn Göllingens find
nur wenige der Vergessenheit entriffen worden. Gegen
das Ende des 12. Jahrh. (1186) lernten wir den Sohn
eines gewissen Selgrim, Berthold, aber ohne genauere
Bezeichnung seines Geschlechtes, als Weigt (advocatus)
desselben kennen. Das Document, worin er erwähnt
wird, gibt einige Aufschlüsse über die damalige Beschaffen-
heit unseres Klosters und liefert zugleich ein neues Bei-
spiel von den Betrügungen, welche sich gegen diese An-
stalten häufig selbst diejenigen erlaubten, denen ihre Ver-
theidigung oblag. Es hatte nämlich der Gütes Lütger
einige Güter zu Göllingen und Sachelsbach erkauf und
zu Unterhügung Nothwendiger dem Armenhaufe des
Klosters geschenkt. Berthold aber suchte die Ausföhrung
einer so guten Absicht auf alle mögliche Art zu hindern
und ertheilte erst nach Empfang einer Summe von vier
Mark Silbers seine Einwilligung dazu). Im folgenden
Jahrhunderte übten die damals mächtigen und begüterten
Herren von Hölzungen die Schutgerichtshoheit über Göll-
ingen, als Eigenthümer dieses und der benachbarten
Dör, aus). Von ihnen wichen unser Kloster gleichfalls
manche Verdrängung erdulden. So hatte Hartmann
von Heltzungen demselben durch Wegnahme des Kir-
chenornats großen Nachtheil zugefügt. Sein Sohn Hein-
rich vergiethete daher, um diesen Schaden zu erziehen, den
28. Dec. 1243 auf alle Ansprüche an den Waldungen
des Klosters und bestimmte außerdem noch jährlich eine
Mark zu Bezahlungen und Seelentseffen (einer verstor-
benen und vermuthlich dafelbst an geweihter Stätte be-
grabenen Verwandten). Als Reichthum, edler Herr von

5) Wäldener S. 33. 135. 6) Eb. d. 34 — 37. Krä-
gelin's Nachrichten von Dornum u. L. 6. S. 84. 7) Wäld-
ener S. 27. Hist. Anst. Nr. 1. S. 106 fg. Wend's Heilige
Landgeschichte III, 86. — „frater Luttergerus, custos ecclesie
nostrae in Gellinge (sagt der Abt Siegfried zu Hersfeld in dieser
Urkunde) consilio et auxilio nostro fuerat. beneficium Fulberti
ministerialis nostri quodquid habuit in Hachelche et in Ge-
linge in mansis et areis, datia XXIII marcis. totum coemit. et
nos item beneficium, de manu prefati ministerialis nostri nobis
resignatum, testibus super totius presentibus. recepimus. et
pro petitione iam illi fratris Luttergeri, domui nostrae, qua
est in epe dicta ecclesia nostra in substitutionem presentium con-
tradidimus. Preterea Bertholdus filius Bilgimii advocatus in Gel-
linge, qui in bonis illis impedimentum violenter faciebat, preta-
taxas frater IIII marcas solvit, et illis constanter et firmiter co-
ram testibus promittit, quatenus et ab impedimento cessaret. et
ecclesiam illi, pacata et quicta possessione bona eandem tonere
permittatur.“ 8) Wäldener S. 11. 38 fg. 9) Diese
Urkunde, welche zugleich über die Schuttschutze des Klosters
neues Licht verbreitet, ist bei Wäldener S. 106 fg. und bei
Wend III. S. 116 abgedruckt.

2) S. Wäldener a. a. O. S. 27 — 30. Rummel I.
2. Buch. Ann. 101. S. 112 und Mon. Germ. hist. T. XIII.
Scriptor. T. XI. p. 166, 26; 177, 45; 178, 39; 180, 20; 194,
10; 203, 1; 209, 1; 319, 16; 326, 35; 378, 25. Von der
damals herrschenden Gewohnheit, heilige Geschickte an zur Strafe in
ein Kloster zu verweisen, f. C. F. Ayrmanni Commentatio de
monasterio carcere ad antiquitates monasticas jureque civili
pertinentibus. (Frankf. 1747. 4.) Monasteria loca penitentiarum.
Detractio in monasteria poenae causa. Episcopi et presbyteri
depositi traditi monasterio solati rancus. Vid. Alessera, Accenti-
cum s. originem rei monasticæ lib. ed. Gluck. (Halle 1782. 8.)
p. 734 — 738. 3) Wäldener S. 30 fg. In einer Urkunde
vom Jahre 1323 heißt es ausdrücklich: Monasterium in Gelingen,
ordinis S. Benedicte; f. ebend. S. 124, vergl. S. 143. 4) Wäld-
ener S. 31 fg. f. die Urkunden des Eufes Wallenfried. I. Abt-
hauer. 1852. 8.) S. 287 fa Nr. 441. Eusebius in Anti-
quitat. Walkenred. P. I. e. XIII. p. 260, dem auch Wäld-
ner S. 82 folgt, gibt das Jahr 1376 an.

Heiderungen, mit seinen Söhnen Albrecht und Friedrich am 1. Aug. 1324 dem Grafen Heinrich dem Jüngern (V.) von Hohenstein, Herrn zu Sondershausen, das Dorf Göllingen nebst Hachebüch und Hermst verkaufte, ging unstreitig die Advocatie des Klosters zugleich mit an den letztern über¹⁾. Doch besaß die hohensteinsche Familie dieselbe nur kurze Zeit. Denn nach dem Ableben Heinrich's, mit welchem die sondershäussische Linie dieses Geschlechts wieder erlosch, fielen vermöge der neun Jahre vorher errichteten Erbverbrüderung jene gesammten Lande, vorunter auch der im J. 1324 erkaufte Bezirk enthalten war, an seine Schwieger söhne, die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg. Seitdem behaupteten diese die Schirmvogtei unseres Klosters, welches bei der Landtheilung im J. 1416 zu dem sondershäussischen und im J. 1532 zu dem frankenhäussischen Antheile gezogen wurde, bis zu dessen Aufhebung²⁾.

Göllingen bediente sich der Ausfertigung seiner Urkunden sowohl eines Convents als Probstseiegels. Das erste war länglichrund und in dessen Mitte eine Kreisperson sitzend abgebildet, die in der Rechten eine Kirche mit zwei Thürmen, in der Linken ein Buch vor die Brust hielt. Wahrscheinlich stellt dieselbe den heiligen Wipert oder Wänter den Eremiten vorstellend. Auf den ältern Siegeln dieser Gattung lautet die Umschrift: S. CONVENT. SCI WIPERTI. IN. GELINGEN., auf den neuern findet sich nur der Unterschied, daß das Wort CONVENTUS darin nicht abgefaßt ist.

Das Probstseiegel ist von gleicher Form, aber viel kleiner als jenes. Auf demselben trägt eine stehende und betende männliche Figur in geistlicher Tracht, wodurch vermutlich der Probst des Klosters angedeutet werden soll, eine Kirche mit einem Thurme, vor welchem eine ähnlich gekleidete Person (vielleicht der heilige Wipert) mit aufgehobener segnender Hand steht. Die ältern und neuern Siegel dieser Art weichen nur in der Größe und Umschrift von einander ab. Auf den ältern heißt diese: SIGILLUM. PREPOSITI. IN. GELLINGEN.; auf den neuern: SIGILLUM PREPOSITURE. GELLINGENSIS³⁾.

10) Wäldener S. 11 fg. Weil sich bei den verlaufenen Dörfern einige der Probstei Göllingen gehörige Güter befanden, vorstehende die Herren von Sondershausen die Besitzung und Schirmvogtei des dem Stifte Hersfeld in Lehen getragenen hatten, so wurde der Graf Heinrich des 5. Oct. des nämlichen Jahres auf Neue damit beauftragt; f. ebendst. 11) Wäldener S. 12 fg. 39 fg. Dem Grafen Heinrich von Schwarzburg ertheilte Kaiser Karl IV. auf dem Reichstage zu Metz die Verabshung, in Göllingen einen wöchentlichen Markt anzustellen und alle Gerichte in dem Gebiete dieses Ortes „bi kamen das oberste gericht, das hant mit glicke anriet, römlich zu richten“; f. ebendst. S. 12. 109 fg. Bei der Erbverbrüderung zwischen dem Grafen Heinrich XXV. und Günther XXX., welche 1411 stattfand, wird der Ort edet der große Leich zu Göllingen unter dem Antheile des erstern namentlich aufgeführt; f. Wäldener S. 13 und die Geschichte des Kaiserth. Klosterarchivs S. 10. Von der Verabshung der Probstei Göllingen zu dem ehemaligen Reichthum Sachsen handelt ein Aufsatze in dem neuen Museum für Sächsische Geschichte etc. von G. H. v. Wille, 2. Bd. (Weilberg 1801. S. 98) — 119. 12) Beide Siegel beschreibt Wäldener S. 41 fg., wo er auch Zeichnungen von denselben liefert, die aber nicht ganz getreu zu sein scheinen.

2. Guehl b. W. a. 2. Geste. Ccccl. LXXII.

Im J. 1506 wird Göllingen ausdrücklich zu dem Archidiaconat Jechaburg und dem Archipresbyterialat Frankenhausen, in der Diöcese des Erzbischofs von Mainz, gezählt⁴⁾. — Unter die Gerechtsame des Abtes zu Hersfeld in diesem Kloster gehörte, wie wir schon oben berührten, auch die Wahl und die Bekräftigung der Probstei desselben, welche ohne Einwilligung dieses ihres Oberhauptes, dem sie den Eid der Treue schwören mußten, Nichts von den Klostersgütern veräußern und überhaupt keine Sache von Wichtigkeit vornehmen durften⁵⁾. Da die Quellen der Geschichte dieser geistlichen Stiftung nur spärlich fließen, so ist es nicht möglich, die Namen ihrer Probstei in ununterbrochener Reihe aufzuführen. Nur folgende sind durch Urkunden und andere Nachrichten auf unsere Zeiten gekommen: 1) Nicolo oder Nicolo, welcher, im J. 1201 zum Abte des Petersklosters zu Erfurt erhoben, diese Würde 20 Jahre lang bekleidete und den 9. Jan. 1221 starb⁶⁾. 2) G. (Günther?) 1200. 3) Herlinbert (Herkenbertus) 1203, 1220⁷⁾. 4) Albrecht 1243, 1244, 1252. 5) Cuno 1258, 1260, 1261. 6) Günther 1268. 7) Heinrich 1278. 8) Engelbrecht 1323, 1324, 1326 (P.). 9) Heinrich von Burne, den wir bloß aus einem in Göllingen seit Kurzem wieder aufgefundenen Grabsteine mit folgender Schrift kennen: Anno domini MCCCXXXIII⁸⁾ obiit Dominus Heinrichus de Burnis praepositus praepositus hujus ecclesie idus aprilis requiescat in pace Amen. 10) Walsam von Eichenberg 1374, 1379, 1385. 11) Konrad 1406. 12) Bogandus von Treysa 1438. 13) Ludwig Wigthum 1440. 14) Friedrich Alban 1444. 15) Johann Bertor 1455. 16) Bruno von Schönbad und Wilhelm von Vollerhausen verwalten dieses Amt einige Zeit nach einander und zwar vor dem Jahre 1460. Der erste wurde Defan zu Hersfeld, der letzte Probst in dem Nonnenstift zu Kreuzburg⁹⁾. 17) Heinrich von Brunnhausen (Brunnhart?) 1462, 1463¹⁰⁾. 18) Georg Wep-

13) Wäldener S. 43 — 45. Wend, Urkundenbuch zum 2. B. S. 497 — 499, wo die eist nedes des Jechaburgischen Archidiaconats nach der Reihe angegeben werden. Vergl. Guehl. b. W. a. 2. Oct. 15. Bd. S. 167 fg. Thüringen und der Herz. 7. Bd. S. 53. 14) Wäldener S. 49 fg. 15) Wend, S. 50 fg. In dem bei Ruden (in Descript. rec. German. T. III.) abgedruckten Chronicon saepient. heißt es p. 234: „Anno 1201. Hugo de Erphenfurt Abbatum resignavit, cui Wilelo successit, praepositus de Gelling.“ Vergl. p. 252 und Nicol. de Sydenh. Chronic. ecclesiarum. ed. Weyghe p. 347. 16) Perlinbert befindet sich laut einer von Rudenbecker (in Analact. Haas. collect. XII. p. 328 seq.) zuerst bekannt gemachten und von Wäldener (S. 119 — 121) wiederholten Urkunde vom Jahre 1209 unter dem Schiedsrichtern, welche eine zwischen Hersfeld und dem Kloster Brühlungen wegen der Abteimahl einhaltende Streitigkeit beizulegen. „Arbitri sunt.“ heißt es darin, „a parte Hersfeldensis ecclesie Ludovicus maioris ecclesie praepositus, Herkenbertus praepositus de Gelingen.“ Wäldener macht daraus den Schluß, daß Herlinbert in dem Stifte Hersfeld eine Würde bekleidet habe, die ihm jedoch einen gewissen Rang unter den hohen Klosterämtern verleihe, weil er sonst nach dem Praepositus maioris ecclesie nicht wählbar wäre. Auch in den Urtheilsurtheilen anderer Documente sehen die göllingischen Probstei unmittelbar nach dem Defan, Praepositus maior oder Camerarius zu Hersfeld, und scheinen alle den Vorgesetzten vor dem Cellerarius und Camerarius fratrum überhaupt zu haben. 17) Wäldener S. 64 — 66. 135 — 138. 18) Dieser Probst,

ner 1487. 19) Andreas Warisch 1507. 20) Clemens Pilgrim 1509. 21) Johann Kleinschmidt 1521, 1529. 22) Thomas Schmidt 1539, 1540, 1544. 23) Crafft oder Crato von Weisenbach 1552, 1554, 1559, wurde im J. 1548, nach dem Tode Ludwig's von Hunsfeld, Abt des hertsfeldischen Stiftes. Schon vorher war er Prediger daselbst und nicht bloß Prediger zu Göllingen, sondern auch (1576) zu Kreutzburg und Frauensee. Er starb im J. 1592. 24) Bernhard Rüdiger, wurde im J. 1592 zu dieser Stelle berufen, war, wie der Vorige, der evangelischen Religion zugethan und lebte noch im J. 1628. Nach ihm findet man weiter keinen Prediger zu Göllingen.

Außerdem befanden sich auch noch andere Personen in dem Kloster, welchen eine besondere Aufsicht über die Güter desselben, über die darin lebenden Mönche und die Sorge für die gehörige Abwartung des Gottesdienstes u. anvertraut war. Es sind folgende: 1) Der Dechan, ohne dessen Vorwissen nichts Wichtiges geschehen durfte und welcher die öffentlichen Urkunden mit ausfertigte. Göllingen hatte dergleichen Klosterdecanen schon in ältern Zeiten bis in das 15. Jahrh. Späterhin wird ihrer nicht mehr gedacht. 2) Der Hospitalarius, welcher verpflichtet war, darauf zu sehen, daß die Kranken Mönche und andere in dem Armenhause des Klosters debnliche Nothwendige und Gebührende gehörige Pflege und Wartung erhielten. 3) Der Pfarret (curatus, pastor). Johann Kleinschmidt hatte dieses Pochen vor seiner Erhebung zur probstlichen Würde viele Jahre hindurch versehen. 4) Der Küster (custos), welcher vornehmlich für Anordnung der Lampen und Lichter in der Kirche und auf den Altären, für Anschaffung der Hostien u. s. w. zu sorgen hatte. Er darf nicht mit dem Kirchner oder Kirchenbener (ecclesiasticus) verwechselt werden, da er die Klosterurkunden mit auszufertigen pflegte. Im J. 1186 war Ertger Kustos der Kirche zu Göllingen und im J. 1583 ging dieses Amt auf die Schulmeister oder Cantoren über, deren erster Adam Landgraf hieß").

Die Güter und Einkünfte des Klosters scheinen, wie schon oben gesagt wurde, Anfangs nicht von großer Bedeutung gewesen zu sein. Daß sie aber während der langen Dauer desselben ansehnlichen Zuwachs erhalten haben müssen, läßt sich daraus abnehmen, weil noch in neuerer Zeit viele Dörfer, z. B. das Dorf Göllingen selbst, Hacheibich, Badra, Persa, Sondershausen, Ebert- und Niederbors, Niederpfst, Fintelbräden, Bislingelieben, Gängerode, Rottleben, Benleben, Thaleben, Eppersdorf, Ringelben, Rethorndhausen, Artern, Frankenhäusen, Rannewurf, Kolloda u. s. w., Zinsen darin zu entrichten

hatten. Zu den eigentlichen Klostergütern gehörten: 1) Das Gut zu Göllingen, nebst seinen Meßern, Wiesen, Holzungen, Zinsen u. s. w. 2) Die Besitzungen zu Eichenberg, welche zum Theil aus dem Vermächtnisse Hünibers des Eremiten herrühren. — Der Probst Johann Kleinschmidt sah sich im J. 1525 genöthigt, die freie Behauung eines Stadelhofes mit fünf Hufen Landes, auch alle Erbzinsen, Lehnshufen und Grundstücke, welche die Probstei im Dorfe, Heide und Flur daselbst, zu Wolsleben und Hausen besaß, an die Grafen Philipp, Ernst, Sigismund und Hans von Gleichen, Herren zu Tonna, für 160 rheinische Gulden zu verkaufen. Als Grund dieser Veräußerung wird der während des Bauernkriegs vornehmlich durch Brand erlittene Verlust angeführt und die empfangene Summe zur Wiederherstellung des Klosters bestimmt"). Noch im J. 1593 wurde die genannte gräfliche Familie mit diesen Gütern von der Probstei Göllingen begeben"). 3) Ein Gut zu Rannewurf, wotüber die Herren von Helderungen die Schut- und Schirmgerechtigkeit bis zum Jahre 1367 ausübten, in welchem sie dieselbe nebst allen damit verknüpften Vortheilen den Grafen zu Schwarzburg überließen"). Außerdem hatte Göllingen an Gängerode, Ebert, sowie zu Gängerode, Rottleben und Hacheibich (noch im J. 1518 einen freien Hof) verschiedene Besitzungen"). Daß es dem Kloster nicht an Widungen gemangelt habe, erhellt aus einem Document von 1200 vermöge welches der Ritter von Rinkleben (honorabilis miles datus de Rinkleben) das Eigenthum einiger Holzungen der Heidegel, die er von der Kirche zu Göllingen als Lehn besaß, auf das Stift Isfeld übertrug und aus der bereits erwähnten Urkunde vom Jahre 1243, wozin Heinrich von Helderungen auf alle Ererbschame Verzicht leistete, die ihm in denselben zukamen"). Das sogenannte Wiprechtsholz über Gängerode wurde im J. 1614 von dem Probst

20) Siehe Wäldener S. 78. 21) Die am Tage des heil. Nicolans darüber angestellte Urkunde, welche Wäldener nicht nach ihrem ganzen Inhalte bekannt zu haben scheint, ist von dem Abte, Graf zu Hertsfeld bekräftigt und wird in dem bezog. Archive zu Gotha aufbewahrt. Folgende daraus entnommene Stelle liefert zugleich einen Beitrag zur Aufklärung der damaligen Zeitverhältnisse: „Nachdem uns als zu diesen geprüften die glücklichst möglichsten widerhant hat, als das uns und unsern Jünge und unsern Jünglingen an vielen ertzen verboten und mit gericht werden, Darin das uns dierseiligen ritterschafft erlegen und zu bringen das uns mitler Zeit dierseil Jünge nachden möglich abzugeben und ratzogen werden, sundlich auch diermit mit dranzu vund der bürgerlichen aufste halten und allen unsern Vorraht und Zierheit kommen sein" — so verfahren wir u. s. — Ein Jahr später, am Montage nach Regibil, war zwischen dem Grafen Sigismund von Gleichen und dem Probst Johann ein Vertrag wegen der Lehen in Eichenberg geschlossen worden. Daß abgesehen der Verlust des Klosters sehr beträchtlich gewesen sein mußte, sieht man aus einem 1525, Freitag nach Pancratii, zu Mainz geschlossen Contract, vermöge dessen die Vorbesitzer des Klosters an Michael Rupen zu Eichenberg, „hass Vorstirtheit malter bald ichden weihen und bald Gleichen ist unsern freien heß, und auf heßse hande im Jahr und Tage" dierseil hß 114 Gulden auf Lebenszeit abgetreten haben. Diese Documente sind in dem erwähnten Archive zu finden. 22) Siehe Sagittarius, Zeit der Gräfschafft Gleichen S. 435 und Wäldener S. 79. 23) Siehe Wäldener S. 80. 24) Ebend. S. 80 fg.

den Wäldener nicht kennt, ertheilt in einer Urkunde des Hospitalarius des Klosters zum heiligen Kreuz zu Gotha, welche folgende Aufzählung hat: „Vertraumt des Probstes und der Gemaynung des St. 1206 zu Göllingen, welcher Gerhart Hare und Hermann von Graffen dem Kloster zum h. Kreuz verkauft an sehen Hufen in Hausen, an jeder Hufe 10 Schillinge und 20 Pfennige, ein Gotsacker Bierst Korn und zwei Wälderschnäher. 1463 am Sonntag nach conceptionis Mariae."

19) Ueber die sämmtlichen hier aufgeführten Klosterdecanen kann Wäldener S. 73—77 nachgesehen werden.

Berthold Rüdiger an den Rath zu Kindebräun ver-
kauft"), und schon früher, im J. 1520, war ein Stüd
Waldung bei Eschenberg, mit Ausnahme des zu dem
Kleßergute gehörigen Theils, an den Abt zu Georgen-
thal überlassen worden").

Endlich übte das Kloster über folgende Kirchen das
Patronatrecht oder andere Gerechtsame aus: 1) über die
Kirche zu Göllingen selbst"), 2) zu Kannewurf und
3) zu Sachelsbild, wo die in drei Hufen bestehende Pfarr-
länderei und eine halbe Hufe Schulland von langen
Zeiten her ein Lehn desselben gewesen ist.

Wir kommen nun zu dem Zeitpunkt der Aufhebung
des Klosters. Schon der Bauernkrieg im J. 1525 brachte
dasselbe seinem Untergange sehr nahe. Viele Einwohner
des Dorfes Göllingen hatten sich mit den Aufstrebenden
vereinigt und mußten deswegen nach dem für sie so
ungünstigen Treffen bei Frankenhausen eine namhafte
Geldstrafe erlegen"). Es ist wahrscheinlich, daß bei der
Plünderung des Klosters, wovon gleichzeitige Nachrichten
nicht unendlich sprechen"), die Einfünge- und Schen-
kungsurkunden desselben entweder verloren gegangen, oder
von den Mönchen an einen Fehler, jetzt unbekanntem
Ort gerettet worden sind. Der Probst Johann Klein-
schmidt sorgte auf das Angelegentlichste für die Wieder-
herstellung der beschädigten Gebäude. Zwar erlaubten
ihm die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit nicht,
in Ansehung der Religion eine Aenderung zu treffen und
sie selbst zu Luther's Lehre zu bekennen, allein daß er
dieselben sehr geneigt gewesen sei und sie mit allen Kräf-
ten zu befördern gesucht habe, läßt sich aus verschiedenen
Umständen schließen. So unterstützte er die Berufung
des Doctor Jacob Reibe zum ersten evangelischen Pfar-
rer nach Frankenhausen und leistete bei der im J. 1539
von dem Stadtrathe dafelbst mit dem Schulgebäude vor-
genommenen Ausbesserung durch die Einigen thätige
Hilfe. Sein Nachfolger, Thomas Schmidt, verbarnte
gleichfalls bis an sein Ende bei dem alten Glauben").
Kraus von Weissenbach ist daher als der erste Probst an-
zusehen, welcher der evangelischen Lehre zugehört war.
Doch ließ der Pfarrer Johann Schaub sich auf keine
Weise bewegen, dem Gorgange desselben zu folgen, so daß
erst nach dessen Tode (1571) Bernhard Rübelen zum
ersten Geistlichen dieses Religionsbekenntnisses bestellt wer-
den konnte. Um diese Zeit starb der Abt Michael zu
Herfeld, welcher ein Hospital und eine evangelische
Schule dafelbst anlegte, zu deren Unterhaltung er
40,000 fl. von seinem Vermögen bestimmte und wozu
das Kloster Göllingen jährlich 121 Thlr. zahlen
mußte"). So lange das erste Stist seine blühende
Selbstständigkeit behauptete, so lange geschah auch alles
Mögliche zur Aufrechtaltung der Verfassung unser
Klosters. Nach dem Tode des letzten Abtes Joachim
Kellins (1606) wurde der Landgraf Otto von Hessen

und hierauf (1617) dessen Bruder Wilhelm zum Ad-
ministrator beider geistlichen Anstalten erwählt. Un-
geachtet der Kaiser Ferdinand II. während des 30jäh-
rigen Krieges (1628) seinem Sohne, dem Erbprinzen
Leopold Wilhelm, die Verwaltung desselben übertrug und
den Abt Johann Bernhard von Fulda zu dessen Stell-
vertreter einsetzte, so trat doch der frühere Zustand aufs
Neue ein, als der Landgraf Wilhelm nach der Schlacht
bei Leipzig (1631) mit dem Könige von Schweden Gustav
Adolf ein Bündnis schloß und sich seiner Besigungen
wieder bemächtigte.

In dem westfälischen Frieden (1648) wurde die Abtei
Herfeld nebst Göllingen als ein weltliches Fürstenthum
und Reichslehn mit allen Zugehörigkeiten und Gerechtig-
keiten dem Hause Hessen-Cassel erb- und eigenthümlich
überlassen und dasselbe zu verschiedenen Zeiten bis zu Auf-
lösung des trauischen Reichs von dem Kaiser damit be-
stehen"). Durch den Saandvertrag zwischen Preußen
und Schwaburg-Budolstadt vom Jahre 1816 sind die
jetzigen Verhältnisse Göllingens herbeigeführt worden.

Von den alten Klostergebäuden war schon im J.
1766, in welchem Mülner seine erwähnte Schrift heraus-
gab, Nichts weiter vorhanden, als ein anfänglich und
geräumiger Kirchthurn von festen Steinen nebst wenig
Ueberresten der ehemaligen Klosterkirche. Unter diesem
Thurme befand sich eine unterirdische dunkle Kapelle
(eine Krypta oder Grabskirche) von schöner Arbeit, die
in der Mitte aus vier starken Pfeilern ruhte und an deren
Decke man einen großen vergoldeten Stern erblickte. Der
genannte Grabskirchthelmer vermuthet, daß man diese
Kapelle entweder zur Vorstellung des heiligen Grabes
oder anderer, bei der Gedächtnisfeier der Geburt Jesu
noch jetzt in der römisch-katholischen Kirche üblicher Cer-
emonien gebraucht, oder sie dem Schuttpatrone des Klosters
zu Ehren gestiftet habe. Doch dienen solche Krypten
überhaupt zu Andachtsübungen, zu Bethungen, zu Fleßen
für Verstorbenen und zu Verwahrung ihrer Gebeine, be-
sonders der Älfter und Schuttheiligen der Äbten
und Klöster. So erzählt Lambert von Herfeld: „In dem

32) Der von Mülner (S. 98) angeführte 15. Artikel des
Friedensschlusses zu Osnabrück lautet folgendermaßen: „Secundo:
Domus Hasso-Casselana eiusque successoris Abbatiam Hers-
feldensem, cum omnibus pertinentiis, secularibus et ecclesiasti-
cis, sine lra, sine extra territorium (s. Præpositura Göllin-
gens) sitis, solis tamen iuribus, quae domus Saxonica a tempore
immemorabili possidet, retineant, et eo nomine investitorum a
Caesarea Majest. totius, quoties ex eis eveniret, petant et fide-
litatem praestent.“ In einem zwischen dem Administrator der
An: Sachsen, Herzog Friedrich Wilhelm, und dem Abt Joachim
zu Herfeld am 6. März 1596 errichteten Vertrage hatten sich beide
Theile dahin verglichen: „daß das Kloster Göllingen hinfürder, wie
auch vor Alters und in des Kurfürstlichen Hauses Sachsen
Schutz- und Schirmgerechtigkeit bleiben, und wie andere Schutz-
verwandte, denselben incorporirt, der jeige Schutz und Schirm
auch dem jeigen Abt und Stist Herfeld, dem Hospital und ihren
Nachkommen fürstlich gehalten, und solches bei denselben Gerechtig-
keit, wie anderer Verwandte, geschützt, gehöret und gehandelt wer-
den solle etc.“ Dieser Vertrag wurde am 16. März 1628 von dem
Kurfürsten Christian II. erneuert. Siehe Neues Museum für die
sächs. Geschichte etc., herausgegeben von Ch. G. Weig. 2. Bd.
(Leipzig 1801. 8.) S. 104 fg.

25) Siehe Mülner (S. 79 fg. 26) Ebend. S. 82 fg.
27) Ebend. S. 85. 122 fg. 28) Ebend. S. 92 fg. 29)
Ebend. S. 93. 30) Præposit. S. 93. 31) Siehe Mü-
lner. Vergl. Lünig, Spieß. ecclesiast. Part. spec. Con-
v. II, p. 758 seq.

Jahre 1040 weihte man die Krypta zu Hersfeld und trug die Gebeine der heiligen Bekenner, Wigbert und Lullus, in dieselbe über.“ Vergl. auch diesen Chronisten bei dem Jahre 1072 (p. 100 der Ausgabe in usum Scholarum, der deutschen Uebersetzung S. 114) und Stieglitz, Geschichte der Baukunst in Nürnberg 1827. 8.) S. 350—352.

Erst neuerlich hat der nun verstorbene Bauprincipal Bleichrodt zu Frankenhäusen durch sorgfältige Beschreibung und gelungenen Abbildungen dieses merkwürdigen Denkmals die Aufmerksamkeit der Kenner und Verehrer deutscher Vorzeit wieder auf dasselbe hingelenkt und sich gerechte Ansprüche auf ihren Dank erworben. Die Schilderung des jegigen Zustandes dieses einzigen Ueberrestes des Klosters, in dessen Bauart man den byzantinisch-arabischen oder maurischen Stil erkennt, was zugleich die geschichtlichen Zeugnisse von dem hohen Alterthum des Gebäudes bestätigt, entziehen wir größtentheils aus dem belobten Schriftsteller, mit dem das von Puttrich S. 36 fg. darüber Gesagte, wodurch dieselbe bla und wieder ergänzt wird, vergleichen zu werden verdient. Hier freilebende, kurze, dicke Säulen mit dem abenteuerlichen Capital, einem hufeisenförmigen Bogen als Stütze dienend, von nur 6 1/2 Fuß Höhe, tragen das Gewölbe dieser Gruftkirche, woselbst stehen an den Wänden, die Einförmigkeit und Radikalität derselben angenehm unterbrechend. Der Raum ist 27 Fuß lang und breit, nur 11 Fuß hoch, von zwei kleinen, schmalen Fenstern spärlich erleuchtet, den Säulenkäufen hin verschiedene, zum Theil schon von der Zeit verwitterte Gestalten gegeben.

Als Eingang zur Kapelle führte ohne Zweifel aus dem Sanctuarium der Kirche eine bogensförmige, vermauerte, halb im Erdboden versteckte Thür. Die östlich an den Thurm stoßende Kirche war nicht klein, lang, aber schmal, mit hohem scharfen Satteldache versehen. Man bemerkt noch jetzt Ueberbleibsel des rundgemauerten hohen Chors, morgenwärts in ziemlicher Entfernung vom dem Thurne. Die äußere Verzierung des letztern, der achtseitig auf einem quadratischen Unterlage sich erhebt, ist byzantinisch, rein und fleißig aus Sandstein gearbeitet. Die Fensteröffnungen, mit runden Bogen überwölbt, sind durch eine in der Mitte stehende Säule in zwei Hälften getheilt.

Eine äußerlich angebrachte hölzerne Treppe bahnt den Weg zum Thurne und man gelangt alsdann durch eine Thür unmittelbar in den über der Krypta befindlichen Raum, von wo aus andere hölzerne Treppen in den obern, jetzt zu Fruchtshüttenboden eingerichteten Theil des Thurmes leiten. Durch lange Vernachlässigung und den dieses Heiligthum einwüthenden Gebrauch als Bierkeller (!) in neueren Zeiten sind die kunstvollen Steinarbeiten der Krypta mit Schmutz und Moder bedeckt und größtentheils unkenntlich. Die ehemalige durch den hiesigen-casselschen Amtshauptmann Otto Wilhelm von Mansberg ganz umgealterte Wohnung der Mönche schließt sich in einem dreistöckigen Gebäude an den Thurm und westlich an den jetzigen Domainehof. Sie ist nunmehr der Sitz des Pächters. Die eine Hälfte des untern Geschosses

enthält Viehhälle, die andere eine große gewölbte Küche. Im obern Geschosse zieht sich ein breiter, aber gedrückter Corridor dem Gebäude entlang, welcher die Zellen der Mönche mit der Kirche verbunden zu haben scheint. Nordwärts erblickt man einen Theil des Harzgebirges.

Bald nach dem weiskäffischen Frieden wurde die vielschichtige baufällige Klosterkirche abgetragen und aus ihren Trümmern die Kirche im Dorfe Göllingen hergestellt. Denn es ist wahrscheinlich, daß in diesem klein besonders Gotteshaus vorhanden war, sondern daß ein Klosterbruder das Amt des Pfarrers der Gemeinde in jenem jetzt bis auf unbedeutende Spuren verschwundenen Gebäude verwaltete. An die Stelle des letztern ist jetzt ein Fruchthoden und der früher unbequeme und lästige Haupteingang zur Domaine getreten. Die auf dem Thurne hängenden drei Glocken wurden im J. 1694 nach Cassel gebracht, doch behielt die jetzige, im J. 1722 wieder ausgebeßerte Dorfkirche eine im J. 1381 gegossene Glocke.

Der Friedhof des Klosters grenzte südlich an die Kirche. Hier befindet sich jetzt die Schäferei des herrschaftlichen Gutes. Erst vor wenigen Jahren wurden bei Erbauung eines Schafstalls in dieser Gegend viele Gebeine ausgegraben und so das letzte Restmal eines Gottesackers verrichtet.

Ueber den weiskäffigen, an die ehemalige Probstrei stoßenden Gärten liegt mittagswärts der Michaelsberg, auf welchem der Sage zufolge eine dem Erzengel Michael gewidmete Kapelle stand. Auch auf den Jacobsberg, nach dem Dorfe Segg zu, verstreut der gemeine Glaube ein solches der Verehrung des heiligen Jacob bestimmtes Gebäude“).

Nach einer im J. 1603 vorgenommenen Messung hielt der oben beiläufig erwähnte große Teich bei Göllingen, soweit er im Damme begriffen war, gegen 145 Ader. Er wird schon im J. 1411 ein See genannt. Der Flächeninhalt des kleinen wurde in jenem Jahre auf 10 1/2 Ader angegeben. Im Monat März 1755 verursachte eine Wasserfluth auf diesen Teich und den Wiesen in bortiger Gegend beträchtlichen Schaden. Die Ueberschwemmung war zuletzt so stark, daß dadurch ein ziemliches Stück des über 4000 Schuh langen Damms weggerissen und die ganze Fischerei zu Grunde gerichtet wurde. — Das Dorf Göllingen hat 130 Häuser, in welchen 676 Menschen leben.

Im J. 1356, am St. Thomastage des heiligen Zwölfboten (den 21. Dec.), ertheilte Kaiser Karl IV. dem bei dem Reichstage in Weg gegenwärtigen Grafen Heinrich von Schwarzburg in Ansehung des ihm aus der hohenrheinischen Erbschaft vor Kurzem zugefallenen Dorfes Göllingen einen Freiheitsbrief, kraft dessen er, seine Erben und Nachkommen, nicht nur hier einen wöchentlichen Markt anstellen, sondern auch in dem bairischen Gebiete, „alle Gerichte und bei Namen das oberste Gericht, das Haupt und Glieder anordnen, ewiglich zu richten,“ bezeugt sein sollten.

33) Siehe W. Lilieners S. 5.

II. 1) Verpflichtung der Abtei Hersfeld, quinque scutatos zu den Herzügen gegen die Slaven zu stellen. — Die Abtei Hersfeld mußte, laut der Urkunde Günther's, fünf ausgerüstete und gewappnete Männer zu den Herzügen gegen die Slaven schicken (quinque scutatos ad orientales partes in expeditionem mittat), deren Unterhalt sie zu bestreiten hatte (quibus victus necessaria praebent).

Zwischen den Fürsten, Bischöfen, Grafen und Äbten und ihren Lehnleuten wurden besondere Verträge geschlossen, wie viel scuta oder scutatos diese im Falle eines Kriegszuges stellen sollten; s. *Gruppen, Disceptiones forenses cum observationibus* etc. p. 920.

Günther gewann gegen Erbgüter, die er mit den Söhnen seines Bruders Ezzo in Gemeinschaft besaß, vom Abte zu Hersfeld die Advocacie über gewisse Güter in Thüringen zu Lehen (pro beneficium); dabei wurde die erwähnte Leistung ausdrücklich bedungen. Vergl. Schrader, *Dynastiegeschichte* n. S. 82. Anm. 38. Niggisch, *Ministerialität und Bürgerthum* (Leipzig 1859.) S. 45.

2) Zeugnisse, das Günther zu den Edeln Thüringens gerechnet wurde. — In den Chroniken, Lebensbeschreibungen und Urkunden wird Günther in Rücksicht auf den hohen Stand, dem er vor seinem Eintritte in das kaiserliche Leben angehörte, bald als *nobilis* de Thuringia (f. *Lambert. Hersfeld.* ad ann. 1006), bald als *vir nobilis dignitate et meritis illustris* (f. *Wolheri Vita S. Godehardi* c. 2. p. 482) — *vir honorabilis et potens* de Thuringia (f. *Annalista Saxo* p. Ecard. T. I. p. 404) — *nobilis homo, ingenius vir* etc. bezeichnet. Die Bedeutung dieser Namen erklärt meine Abhandlung von dem Kevenburgischen Gemälde a. a. D. S. 37 fg., wo auch verschiedene andere Schriften darüber angeführt sind.

Noch stellen wir hier zu leichterer Uebersicht diejenigen Personen hohen Ranges unter Günther's Zeitgenossen zusammen, mit denen er bekannt war und umging. Als solche erscheinen, wie wir bereits an andern Orten zu bemerken Gelegenheit hatten, vorzüglich die Kaiser Heinrich II. und Konrad, der König Stephan I. von Ungarn, die Herzoge Udalrich und Bretislav von Böhmen, der Abt zu Hersfeld und Biederfeld (später Bischof zu Hildesheim), Godehard nebst mehreren andern angesehenen Geistlichen.

3) Günther's muthmaßliche Vorfahren, Verwandte und Nachkommen aus dem Kevenburgischen Hause. — Die Geschlechtsreihe der Rhentasseler der Grafen von Kevenburg und Schwarzburg ist nach der reinhardtsbrunner Chronik (f. *Regel's* Ausgabe S. 80 u. 81, vergl. meine Abhandlung über das sogenannte Kevenburgische Gemälde in *Rosenkranz' Neuer Zeitschrift für die Geschichte der Germanischen Völker*. I. S. 24—26, wo diese Stelle zuerst gedruckt worden ist) folgende: 1) Gundar, der von dem Heidenthume zum Christenthume bekehrt und getauft wurde. 2) Egerard. 3) Ezzo, dessen Namen der Kaiser, als Augenzeuge einer von ihm verrichteten Heilthat, in Engelhard verwandelt haben soll, da doch beide gleichbedeutend sind

und der erste durch Abfözung aus dem letzten entspringen ist. Er liegt in der naumburger Domkirche begraben, die er mit mehreren ansehnlichen Besitztümern beschenkt hatte. 4) Günther. 5) Ezzo, Stifter des Klosters Georgenthal. 6) Günther (?), wol mit dem folgenden Günther (Nr. 7) verwechselt. 7) Günther und Heinrich.

Es würde zu weit führen, wenn wir jetzt auf die Prüfung und Erörterung dieser Angaben des Chronisten genauer eingehen wollten, wir begnügen uns daher mit der Bemerkung, daß die in der Chronik erwähnten und auf dem Gemälde abgebildeten ersten drei Personen wirklich Grafen von Kevenburg oder vielmehr Vorfahren des Kevenburgischen Geschlechtes gewesen sind, obgleich vermuthlich in Rücksicht auf die Abstammung des zweiten von dem ersten oder des dritten von dem zweiten, da mehrere Günther, Ezzo oder Sieghard hießen, ein Verthum stattfindet und nur die merkwürdigsten und berühmtesten unter den Vorfahren dieses Hauses, deren Andenken sich seit dem langen Zeitraume vom 8. bis zu Anfange des 11. Jahrh. durch mündliche oder vielmehr auch zum Theil durch schriftliche Ueberlieferung erhalten hatte, in der Chronik genannt und in das Gemälde aufgenommen worden sind.

Da in dieser Artte offenbar mehrere Verbindungsglieder fehlen, so wollen wir versuchen, ob sich durch Zurathziehung anderer Quellen und Forschungen bewährter Genealogen diese Lücken wenigstens zum Theil ergänzen und die Beschauptungen des reinhardtsbrunner Königs bestätigen oder berichtigen lassen.

a) Gundar (Günther, Gantharius), durch Bonifacius zum Christenthume bekehrt und wegen seiner Bändigkeit in demselben nach verschiedenen andern vornehmen Thüringern (*viris magnificis*) in einem Schreiben des Papstes Gregor II. gerühmt. *Vid. Sancti Bonifacii Archiep. et Martyris opera, quae extant omnia. Editio J. A. Giles. Vol. I. (Lond. 1844. 8.)* Epist. VIII. p. 34; cf. Ep. LXXXI. p. 191 seq.; Vol. II. p. 159, bei Serrarius Nr. 128, bei Würtwein Nr. 44; vergl. *Roth's Kl. Beitr. zur deutschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung*. 4. S. (München 1851. 8.) S. 169 fg. und *Rosenkranz, Zeitschrift* a. a. D. S. 27—31.

b) Egerard wird ohne hinlänglichen diplomatischen Beweis für den Sohn desselben gehalten; dagegen ist es gewiß, daß der Bruder Günther's des Eremiten

c) Ezzo hieß. Er soll bereits im 3. 974 vorkommen, kann also nicht einer und derselbe mit demjenigen Ezzo gewesen sein, welcher die Gründung der naumburger Domkirche durch ansehnliche Vermächtnisse beförderte, denn diese Stiftung fällt in eine spätere Zeit. Vergl. *Leptsius, Geschichte der Bischöfe von Naumburg*. I. Th. S. 11. 13. 180. 198. 214 fg., besonders 292—294. Vermuthlich lebte dieser Ezzo, den wir für Günther's Bruder gelten lassen, bereits um Jahr 1006 nicht mehr, weil damals nur seine Söhne erwähnt werden. Ezzo's I. Sohn war also ohne Zweifel

d) Eizzo II., Minister des Boms zu Naumburg. Das von Eizzo dahin verlegte Bisthum wurde im 3. 1028

von dem Papste bestätigt. Er hatte einen oder mehrere Brüder, sowie auch die Gönther den Eremiten betreffende Urkunde von Söhnen desselben spricht, deren Namen uns aber unbekannt sind; doch heist bei dem schä. Annalisten zu dem Jahre 1062 (in Mon. Germ. hist. SS. T. VI. p. 193) ein Gönther vir potens et nobilis de Thuringia. Er ist wahrscheinlich derselbe, von welchem Ludwig mit dem Barte Güter am thüringer Walde gekauft hatte; doch möchte dieses wohl erst nach dem Jahre 1039 geschehen sein, da er nicht namentlich in der erwähnten ausgefertigten Urkunde vorkommt, sondern es nur heist: Praedium, quod ab incolis Thuringiae regionis comparavit, scilicet Aldenberg etc. Dagegen nennt das Document von 1044 ausdrücklich die vielleicht schon dort unter den Bewohnern Thüringens mit begriffenen Gönther und Biso, welche man für Ahnherren der Grafen von Kevernburg oder Schwarzbürg und von Gleichen auszugeben pflegt, als früherer Besitzer, mit den Worten: „sed et ipse a Gunthero quodam et Bione alioque liberis viris praedia nonnulla inibi et villulas silvaticas — comparavit.“ Dieser Gönther kann aber auf seine Weise mit Gönther dem Eremiten eine und die nämliche Person gewesen sein, da der letzte seiner Verfügungen sich schon früher, theils durch fromme Vermächtnisse, theils durch Vererbung an seine Söhne, entsprochen hatte. Jenes Ableben soll ums Jahr 1068 erfolgt sein.

e) Sizzo II. oder vielmehr III., wahrscheinlich der Bruder des Vaters Sizzo III., kommt vor als Zeuge in einer Urkunde des Abtes Ruthard von Hersfeld zwischen 1059 und 1072 (s. Wend 2. Bd. Urkundenb. S. 46) und unterwarf sich 1075 dem Kaiser Heinrich IV. (Lambert. p. 204, wo er mit zu den „Principes regni“ gezählt wird). Ist er der nämliche Sizzo comes, der 1088 eine Ippoldberger Urkunde mit bezeugte (s. Schrader, Donaufränkische. 1. Bd. S. 224, vergl. S. 103. Ledderhose's Al. Schriften. 1. Bd. S. 202), so muß er mit dem K. Heinrich wieder ausgedient und der Haft entlassen, in sein Land zurückgekehrt sein.

f) Gönther III., Graf von Kevernburg, wird 1103 bei dem Annalista Sax. X. p. 737 *unus de principibus Thuringorum* genannt, veruulbte sich ums Jahr 1075 mit Mechthild (s. Gebhardt I. S. 150), der Tochter eines russischen Großfürsten, der bei neuen Historikern bald Smeteslaw, bald Joelaw (oder Demetrid), bald Igor (s. Karasins's Geschichte des russischen Reichs. 2. Bd. Riga 1828. S. 28, vergl. Ann. d. S. 227 und Ann. 87. E. 44 fg. S. 56 des Textes) heist, und der Gräfin Kunigunde von Beichlingen, aus welcher Ehe

g) Sizzo III. entsproß, dessen Gemahlin Gisela, Tochter des Grafen Adolf II. von Berg und Altena (Gisela comitissa ob. XVIII kalend. Febr.), Schwester Adolf's III. und Eberhard's Grafen von Berg war. Diesem Sizzo legt man noch einen Bruder mit Namen Friedrich bei, der von der Großmutter Kunigunde die Grafschaft Beichlingen ererbt haben und Stammvater dieses Hauses geworden sein soll (s. Gebhardt a. a. D. S. 151—154).

h) Friedrich I., Erzbischof von Köln, galt bisher für einen Zweig des schwarzburgischen Grafengeschlechts in Thüringen, doch wird diese Meinung durch eine Stelle der von Kurgen veröffentlichten Annal. Rodenses (s. Monum. Germ. hist. T. XVI. p. 703. 45) widerlegt, welche also lautet: „Anno 1122 conduxit donnuccio Adolphus comes (de Sassenberg) Margaretam, quae nuptis erat Friderici Coloniensis archiepiscopi nata de Suarceburch castro Baezrae, quod sita est juxta terminos Boemiae, de quo etiam castro constat ipse Fridericus fuisse. Adhuc non erat Adolphus Comitatu insignitus, sed cum nepte dedit illum ei Fridericus.“ Vergl. L'Art de vérifier les dates. I. Partie T. XV. p. 191. Friedrich I., Erzbischof von Köln, wird den 12. Febr. 1150 in einem Bekräftigungsbriefe des Bischofs Eberhard von Bamberg über eine Schenkung Berthold's von Svarenburg an das Michaeliskloster dalselbst Vaterbruder des letzten genannt (patruus domini Bercholdi de Suarceburch); s. Eyleß, Archivische Nebenarbeiten. 3. Th. S. 223. Lindner's Nachlese zur schwarzburgischen Geschichte. 11. St. S. 1—8. Usermann, Episcopat. Bamberg. Cod. dipl. p. 106. Schultze, Director. dipl. II, 78 fg.; s. auch Archiv für die Geschichte und Alterthumsk. von Oberfranken. 3. Bd. 2. H. S. 44.

i) Eine Tochter Gönther's und der russischen Prinzessin und Schwester Sizzo's III. hießte Margarettha, zweite Gemahlin Adolf's II., Grafen von Berg und Altena (gest. 1112), Vormünderin ihrer beiden Söhne Adolf und Eberhard, gewesen sein; s. Die Vorfahr der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg u. von Montanus. 1. Bd. 2. Aufl. (Solingen 1837. 8.) S. 9—13. 377 fg. 386—401. 2. Bd. (Ebenfalls. 1839.) S. 6—10. 120.

Geschlechtsreihe der Grafen von Kevernburg-Schwarzburg, die wir aus I. Gebhardt's Hiflor.-genealogischen Abhandlungen 4. Th. (Braunschweig und Hildesheim 1767. 8.); II. Gunguis, Gräfin von Beichlingen S. 120—156 und III. Die ältesten Grafen von Schwarzburg S. 157—172, f. besonders S. 170 fg., zu besserer und vollständiger Uebersicht noch hinzufügen wollen.

Sizzo I., Graf in Thüringen, blüht im Anfange des 11. Jahrh. die Domkirche zu Naumburg stiften und lebt 1027, Gemahlin Gropa (?). Daß Sizzo's Gemahlin nicht Gropa (andere Schreibarten sind: Gopa, Gropa, Gefa und Gera) gewesen habe, sondern daß diese vielmehr mit dem Grafen Wilhelm von Naumburg verheiratet war, hat Lepsius in seinem Werke über die Naumburger Domkirche (S. 26 u. 55) genügend dargethan.

Gönther I., Graf von Kevernburg, 1039. 1044. Sizzo II., Graf in Thüringen, ergibt sich Kaiser Heinrich IV. 1075.

Gönther II., Graf von Kevernburg, heirathet ums Jahr 1075 des russischen Großfürsten Joelaw und der beichlingischen Kunigunde Tochter, die vermutlich Mechthild gewesen hat.

Kinder: a) Sizzo III., Graf von Schwarzburg und Kevernburg, 1112 (1109) — 1157 (1160), Gemahlin

Bischof, Adolfs, Grafen von der Mark und Altena, Schwefter.

b) Friedrich, erbt von der Großmutter die Grafenschaft Weichlingen, Stammvater der Grafen von Weichlingen und Burggrafen (?) von Rothenburg.

c) Tochter, Gemahlin eines Grafen von Bucha in Thüringen.

d) Kunigund (Günja), erste Äbtissin in dem Kloster zu Reimsberg bei Eubna, gest. 1169; f. Gebhardi S. 155, wo *Analecta Anton. Matthaei. Ed. II. (Hagae Com. 1738. 4.)* p. 462 angeführt werden. Vergl. *Batavia sacra* p. 360. De Abdy van Rynsburg door, Dr. G. D. J. Schotel, predikant te Tilburg. Te's Herzogenbosch 1851. gr. 8.

Ob endlich die zwei den Namen Günther führen den Abte von Hersfeld Günther I. vom Jahre 935—969 (v. Kommel, Geschichte von Hessen. 1. Bd. Nam. S. 111. Nr. VIII.) und Günther II. vom Jahre 1098—1107 (f. v. Kommel a. a. D. S. 183. Nr. XXV.) mit Recht als Angehörige der Koenruburgischen Familie betrachtet werden können, läßt sich durch kein diplomatisches Zeugniß beglaubigen.

4) Verschiedene Arten des *cingulum*. — In dem Leben Eusebius's (vid. *Leibniti Scriptor. rer. Brunavici. T. I.* p. 487 und Monum. Germ. hist. SS. T. XI. p. 201. l. 52) wird erzählt, das Günther den Gürtel (*cingulum*) abgelegt und Mönch geworden sei. Der Gürtel galt also für ein Zeichen des weltlichen Standes; f. Bern. Clem. Mettingh. Status militiae Germanorum principalis et accessoriae veteris et medii aevi (Lubecae et Altonae 1760. 4.) p. 60. 266. 411. Man machte einen Unterschied zwischen dem Kriegsgürtel oder dem Wehrgehänge, *cingulum militare* oder *equestre* (f. Mettingh. l. c. p. 414. 663. Hangelmann's Beschreibung v. Nürnberg 1762. Fol. S. 202 fg. Dettler's Wappenbeschreibungen. 4. St. S. 29. 34. 60) und dem obrigkeitlichen oder Staatsgürtel (f. Dettler a. a. D. 5. St. Augsburg 1763. 4. Vorrede S. 4. 4. St. S. 14). Von beiden Gattungen handelt das Handschriftliche Magazin von 1751. Nr. 99, vergl. 1788. S. 1289 fg. Jepernid's Sammlung ausländischer Abhandlungen aus dem Lehrreiche. 2. Th. S. 35, und von dem *cingulum vestis clericalis*, das wir an Günther's Bildsäule (f. *Peter l. c.* p. 100) antreffen: *Gast. Chamillards. De corona, tonsura et habitu clericorum collectio* (Parisii 1650. 8.) p. 165 seq. 239. 282. 293. 301. 459. Vergl. meine Abhandl. über das Koenruburg. Gemälde in Rosenkranz's Zeitschrift a. a. D. S. 6.

5) Benennungen, unter welchen Günther nach seinem Eintritt in den geistlichen Stand vorkommt. — a) *Eremita*; f. über die Bedeutung dieses Wortes; *Alaserra, Asceticum s. originum rei monasticae* (recens. Chr. J. Glück. Halae 1782. 8.) l. I. c. VI et VII. p. 39 seq. — *Seniorum s. coenobii secessus in eremum*. — *Laiorum secessus*. Ibid. p. 618—622.

b) *Solitarius* in dem *Necrologium Monasterii S. Michaelis Luneburg* in Bedekind's *Roten* x. 3. Bd. 9. S. 75. — Äußer Günther wird noch ein anderer um jene Zeit in Böhmen lebender Eremit mit Namen *Wipertus* erwähnt: *Wipertus heremita in consilio Bohemiae confessor Heinrichi Regis c. ann. 1051 v. Annales Palidenses in Monum. Germ. hist. SS. T. XVI. p. 58. 68, vergl. Chron. Luneburg. ap. Ecard. T. I. Corp. histor. p. 1341.* — In Ungarn fanden Fremde jenes Standes die beste Aufnahme. Von einem Schwager des Königs Stephan, Brun, der 1003 zu diesem Rükten mußte, und dem Eremiten Günther, dem Verwandten des Königs, welchem bei seinen Besuchen an dessen Hofe der freundlichste Empfang und hinlängliche Mittel zu reichlichen Almosenpenden zu Theil wurden, versteht sich dieses von selbst; aber auch ein Mönch von S. Emmeram genest seines Aufenthalts in Ungarn mit Vergnügen. (Arnold. De miraculis b. Emmerami in Monum. Germ. hist. SS. IV. 547). Er beschreibt seine Donaufahrt sehr anschaulich; f. *Günther's Österreichische Geschichte*. 1. Bd. S. 414.

c) *Confessor*. Nach dem Style der kirchlichen Schriftsteller bedeutet der Name *confessor* einen Märtyrer, qui Christum palam coram tyranno seu christianae fidei hostibus professus mortemque passus est. Doch nannte man auch alle heiligen Männer späterhin im weitläufigen Sinne *confessores*. „Obtinuit postmodum usus“ sagt Baronius, „ut omnes, qui sancta et laudabili vita vixissent sanctoque demum ac probato fine in domino quieviscent, confessores appellarentur,“ nach dem gemeinen Verste: *Omnis martyr confessor, non sic quoque martyr — Omnis confessor; f. Du Fresnoy, Glossar. und Etretel's Franconia illustrata*. 1. Th. S. 103.

6) Bedeutung des Wortes *rasta*. Darüber wird in *Hieronymi Commentar* in Joëlem c. 3 folgendes gesagt: „Unaquaque gens certa viarum spatia suis appellat nominibus. Nam et Latini mille passus miliaria vocant et Galli *leucas*, Persae *parasangas* et *Rastas* universa Germania.“ Eine andere zur Erläuterung dienende Stelle liefert die erwähnte Urkunde Dagobert's I., worin er dem Kloster Weisenburg die warmen Bäder der Kaiser Hadrian und Antonin schenkt, cum ipsa marcha ad balneas pertinente. Dieser Landesbezeichnung wird nun ganz genau beschrieben: „ad partem orientalem *leucas* sex, quos homines loci istius dicunt *rastas tres esse*.“ S. *Jodoci locci Dagobert*. p. 175. Cod. Laurish. T. I. p. 43. *Leucae duae, rasta una*. Es ist zu verwundern, daß dieses Wort *Rasta*, welches eine zufällige Aehnlichkeit mit dem griechischen *paravas* hat, durch das offenbar aus Mille oder Miliare gebildete Weile verdrängt werden konnte; f. Kinderling im M. Lit. Anzeiger. 1800. Nr. 96. S. 940. Vergl. Carl Gottlob Anton's Gesch. der deutschen Landwirtschaft. 1. Th. 21. Abschn. Nr. 5. S. 170. Andere sind geneigt, unter *Rasta* eine Tagesreise zu verstehen.

7) a) Lage des Nordwaldes. — Der Nordwald ist an den bairischen Grenzen gegen Böhmen, um den Ursprung des Flusses Regen, zu suchen; s. Epieß, Archiv. Nebenarbeiten. 2. Bd. S. 69. Anm. *. Vergl. Ludewig, Scriptor. Bamberg. Vol. I. p. 332. Schwitteß, Hist. Schriften. (Hildsburgbauken 1798. 4.) 1. Abth. S. 10. v. Hermann in den Wiener Jahrbüchern der Literatur. 40. Bd. (1827) S. 97. 114. Vergl. 4. Bd. S. 201. Anz. Bl. 27. — Im J. 1209 bezeugt Bischof Rangoß von Passau: „Ernestus de Truna (Traun), vir strenuus, partem nemoris Nordwald proprietatem sibi attinentem et ex antiqua inhabitabilem — cum excoluisset et in unum hominum redegeisset, ecclesiam in Langsdlage (Langschlag) construxit — fundum penitus ad eum pertinentem, ecclesiae pataviensi tradendo.“

Diese Urkunde, von welcher der zuletzt genannte Geschichtschreiber a. a. O. einen Auszug liefert, dem er andere, den allmählig zunehmenden Anbau dieses Waldes erläuternde Diplome beigesellt, ist vollständig in Monum. boic. Vol. XXIX. N. II. p. 68 seq. N. XLVIII. abgedruckt (vergl. p. 66.); s. über den Nordwald, der nach der Langwald heißt, R. H. Ritter v. Lang, VaterlandsGauen (Nürnberg 1830. 8.) S. 132—135 und Ebend., Vaterlands alte Grafschaften und Gebiete (Ebendaf. 1831.) S. 127 fg. Der Böhmerwald war zu Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrh. allerdings ein Urwald mit seltenen urbarren Flächen und Dörfern, von Böhmen's Herzogen vielleicht als ein Schutzmittel der Grenze absichtlich so gelassen, doch war er keineswegs herrenlos und die böhmische Grenze erstreckte sich hier allenthalben weit über die Wasserscheide hinaus. Klüßige teufliche Bauern, fähige Jäger und Abenteuerer, selbst Eremiten und Mönche rüdten jedoch bei der Unmacht und Nachlässigkeit der böhmischen Herzoge immer weiter darin vor, rodeten die Wälder aus, bauten darin Felder und Häuser, ja Dörfer und Burgen und begaben sich damit unter den Schutz der teuflichen Kaiser, der Herzoge von Böhmen und der österreichischen Markgrafen, welche auch nicht unterließen, sie in diesen Erwerbungen mit Brief und Schwert zu schützen; s. Dobner, Annal. Hage. IV. p. 487 seq. V. 34. v. Lang, VaterlandsGauen S. 123. Paladyn, Geschichte von Böhmen. 1. Bd. S. 206 fg.

7) b) Bedeutung des Wortes eremus. Der Ausdruck eremus (heremus) bezeichnet nur Wald, woran sich allerdings der Begriff des Wilden, Rauben, Wüsten, aber nur im Gegensatz zu dem urbar gemachten Felde knüpft. Das beweisen zahlreiche Urkunden des Mittelalters, welche alle Wälder abwechselnd mit den Benennungen heremus, vastitas, solitudo und andern versehen. Der bairische Nordwald heißt: Eremus quae vocatur Nordwald 1040, 1029, heremus Nordwald 1040 (Hund, Metrop. Salzb. II. 25. 27).

So bedeutete auch Wald nicht allein ein Gehölz, sondern überhaupt Wüsteneien, d. h. unbedauete Denter, Erreden, worin Familien oder Stämme ohne festen Wohnsitz wie Nomaden und Jäger umherstreiften. Vergl. J. K. v. Koch-Sternfeld, Beiträge zur deutschen Länder-, Völkern-, Sitten- und Staatenkunde. 1. Bd.

(Passau 1825. 8.) S. 303—306 und die Recension in der Leipziger Literaturzeitung 1827. Nr. 298. S. 2281. Leop. v. Ledebur, Bilde auf die Literatur des letzten Jahrzehnts zur Kenntniß Germaniens zwischen Rhein und Weiser (Berlin 1837. 8.) S. 27, besonders Anm. 46. v. Buri, Von Bauerngütern, herausgegeben von Kunde (Gießen 1789. 4.) S. 699 fg.

8) Aufenthaltsorte Günther's in Böhmen und Böhmen. — a) Rinchnach. Nach Dobner (s. Hagek, Annal. Bohem. T. V. p. 51—53) bezog Günther schon im J. 1011 die böhmische Emdö, blieb aber in Reß fortwährend Verbindung mit Rinchnach. 37 Jahre verlebte er als Eremit; allein diese 37 Jahre beziehen sich auf seinen Aufenthalt in Rinchnach und im benegigen Walde in Böhmen. Vor 1019 kam Günther, um zu bleiben, gewiß noch nicht in die böhmische Emdö. Wenn er im J. 1017 zu den Lucinern 108, mag er über Prag dahin gegangen sein. Aber wenn er den Prinzen Bretislaw aus der Laufe hob, mußte er auch schon früher dagewesen sein, etwa im J. 1014. Von Rinchnach aus konnte er dahin berufen werden, ohne anzunehmen, daß ihn Udalrich, Bretislaw's Vater, in der böhmischen Emdö bei Gelegenheit einer Jagd einbede, wie Dobner will, der den letzten Besuch Bretislaw's (nach der Legende) auf Udalrich ohne Reß überdrägt. Günther, noch zu Rinchnach sich aufhaltend, ward dem Udalrich bekannt. Denn es heißt in den Leben Godard's: annona agili studio a rege Ungariae et de Bohemia et Polonia — conquistata. Der Jesuit Eruger (in pulveribus sacris) meinte, er hätte den Prinzen noch als weltlicher Fürst aus der Laufe gehoben; moogen das Alter des Prinzen streitet. — Die Zelle Rinchnach ist die nachherige Benedictinerabtei oder Probstei in dem Landgerichte Regen des Regentkreises. Sie ward besonders von den Herren von Tegernberg ausgehattet; s. auch Gaasp. Bruchsch's Chronicon monasteriorum Germaniae s. centuria secunda, ed. a. Dan. de Nessel. (Vindob. 1892. 4.) p. 50. Der Ort war schon in frühester Zeit eine der großen Herbergen zwischen Böhmen und Böhmen und eine Salzleguhütte. Hund, Metrop. II. 24. v. Koch-Sternfeld, Die deutschen Salzwerke u. 2. Abth. S. 174. Der Böhmerische Wald, illustrirt und beschrieben von Bernh. Grueber und Adalbert Müller 1861; vergl. Illustrirte Zeitung 1861. Nr. 436. XVII. Bd. S. 388—390. Nr. 438—439. S. 442—444.

b) Brzeznitz (Brzeznicz). — Dobrowsky's Legende sagt bestimmt, daß Günther nach seiner Rückkehr aus Ungarn von dem Abte Kathmund die Erlaubniß begehrte, Rinchnach zu verlassen und tiefer im Walde eine Emdö zu suchen: „ut sibi liceret locum mutare Rinchnam, in eremo profundiori domino famulari.“ Er begibt sich nach Böhmen: „Sylvam terrae Boemicae ingrediens venit ad locum qui Brzeznicz boemice vocatur, ibique sibi hospitium ex domuncula de lignis simplicibus construens multis annis deo serviens, ardenti animo et sincero, hominibus incognitus, uti erstreckte er sich? In der Urkunde Bretislaw's tus.“ Wo ist nun der Wald Brzeznitz zu suchen und

kommt unter den Dörfern, die der Herzog dem Kloster Břevnov schenkt, Podmokli cum thelonio in Brzeznich vor, wobei *Piter* p. 125 die Anmerkung macht: *Hic est ille collis B. Guntheri habitatione postrema et sancta morte nobilitatus, olim Brzeznich, hodie Bona aqua nuncupatus.* Alle Dörfer, die in der Urkunde vorkommen, sind in der Gegend von Rabi und Schüttenhofen zu finden und wenn man von Podmokl (östlich von Schüttenhofen) nach Hartmanitz (nördlich von Schüttenhofen) eine Linie zieht, so hätte man den Wald Brzeznich gefunden. Darin lag nun der Ort, wo sich Günther zuletzt aufhielt und wo er starb. Auf der Karte eine Viertelstunde von Hartmanitz südlich steht nun *dobra voda* und darunter S. Gunter mit dem Zeichen d einer Kirche auf einem Hügel. Bei Schaller wird in dem Stadter und stadbauer Gerichte (der königliche Waldhofs, von Stadbauern bewohnt, wird in acht Gerichte eingetheilt) St. Günther, Gutwasser, Dobra voda (ein ehemals von den häufigen Firschenbäumen genanntes Dorf) zuerst aufgeführt. Daß gerade dieser Ort Brzeznich geschrieben, ist nicht anzunehmen, vielmehr er (als Ginde, nicht schon ein Dorf) in dem böhmischen Walde Brzeznich gelegen war. In einem alten Register (vom Jahre 1406—1435) wird bei Stanow, südwestlich von Schüttenhofen, angemerkt: „item thelonium in Hertmanicz,“ — ferner „item supradictae villae tres Podmokli, Stanow, Wolosowice debent viam emendare versus Bavariam in sylva, quando illis mandatur.“ Hier ist nun die sylva kein anderer Wald als der ehemals Brzeznich genannte, die via nach Baiern der von Günther herrichte, das Thelonium in Hartmanitz das ehemalige in Brzeznich. *Piter* p. 130. (Alles nach schriftlichen Mittheilungen des berühmten Geschichts- und Sprachforschers Abbt Joseph Dobrowsky.)

c) Der von Günther neu angelegte Weg, dessen schon in der Urkunde von 1029 gedacht wird, ist nicht der sogenannte, zu weit von Hartmanitz entfernte goldene Strig (s. *Dobner* l. c. p. 112 seq.), sondern vielmehr derjenige, der über und neben Hartmanitz vorbeiführt und welchen die drei Dörfer Podmokl, Stanow und Wolosowice zu verbessern schuldig waren. Aber ist der Gegend nicht fundig gewesen, daher er auf den goldenen Strig verfiel. Gewiß führte Günther's Weg nach Rindnach, ein Umstand, der auf den goldenen Strig nicht paßt. Eigentlich ist der von Günther angelegte Weg bei Rindnach außer Böhmen zu suchen.

d) Dobra voda. Die ide Gegend des prachiner Kreises, welche Günther bezog, ist die nämliche, welche jetzt Dobra voda heißt. Günther's Namen führt sie erst seit der auf dem Hügel erbauten Kirche, um das Jahr 1620, seit 1735 eine Pfarre, wohn an zweiten Pfingstfeste die Wallfahrer aus Böhmen und Baiern strömen. Ältere Nachrichten, d. i. solche, die über 1600 hinausreichen, mangeln von diesem Orte.

Gutwasser, Dorf von 10 Häusern, 67 Einwohnern, liegt an der Nordseite des St. Günthersbergs; s. Das Königreich Böhmen, statistisch-topographisch dargestellt von Joh. Gellst. Sommer. 8. Bd. Prachiner Kreis

(Prag 1840. 8.) S. 201 fg., vergl. S. 82, wo ein, wie es scheint, von diesem verschiedenes Dorf Gutwasser (Dobra voda) beschrieben ist. Gutwasser nennen die Böhmen alle Heilwasser. Das Wasser bei St. Günther hat gar keinen mineralischen Gehalt. Die Heilungen werden den Verdiensten Günther's von dem gläubigen Volke zugeschrieben.

9) Jahr und Tag des Abtens Günther's. — Die glaubwürdigen Zeugnisse stimmen dafür, daß er im J. 1045 am 9. Oct. gestorben sei; Andere hingegen geben bald das Jahr 1044 bald 1047 an. Wir wollen jetzt die sich hieraus erhellenden Stellen der Chroniken nach einander mittheilen: XVII Kal. Octobr. (15. Sept.), es muß aber wol heißen: VII Id. Octobr. (9. Octobr.) Guntharius solitarius; s. *Necrologium Monasterii S. Michaelis (Luneburg)* in *Wedekind's* Notizen zu einigen Geschichtsschreibern des teutschen Mittelalters. III. Bd. (Braunschweig 1833. 8.) S. 75, vergl. 2. Bd. 8. H. S. 400 fg.

A. 1045 Guntharius vita decedens huc Eremita. Percipit in coelis praemium cuiusque laboris, Quem prius in mundo tolerat carni dominando;

f. *Joa. Stindell's* Chronica. ab a. Chr. DCC. ad a. Chr. MDVIII apud *Oefele*. Tom. I. p. 474*. cf. *G. Bruch's* Chronica. monasteriorum Germaniae s. Centuria secunda ed. a *Dan. de Nessel* (Vindob. 1692. 4.) p. 50. — 1045. *Hermann. Contract.* Chronica. ed. *Usnermann*. T. I. p. 214 ap. *Pistor*. T. I. p. 286 seq. *Cosmae* Chron. Boemor. in *Mon. Germ. hist.* T. IX. p. 45. 10. *Monachi Sacrasensis continuatio Cosmae* ibid. p. 58. *Lambert von Hersfeld* (p. 29 der kleinen Ausgabe, Hannoverae 1843. 8., und S. 35 der Uebersetzung Berlin 1855.) ist der einzige Schriftsteller, welcher 1047 für Günther's Todesjahr angibt. 1045. Guntherus eremita mortuus Pragae sepelitur. Chron. Augustense apud *Freker*. T. I. Rer. Germ. p. 346. — *Dobner* T. V. p. 281 seq. ad ann. 1045. (cf. p. 78 seq.) Consentiant in anno mortis passim vetusta quaeque externa Chronica praeter Schaafnaburgensem et auctorem Chronici Hildesheimensis, qui eum duobus annis serius ponunt, diem his verbis prodiit Cosmas: (cf. *Mencken* S. R. S. T. I. p. 2029. T. III. p. 170.) VII Idus Octobris obiit Guntherus monachus et heremita, et sepultus est in monasterio sanctorum Adelberti et Benedicti ante altare S. Stephani Protomartyris, quem eundem diem refert *Necrologium Bohemicum*. (Monumenta ined. T. III. p. 15 in notis). — A. 1044. Anno MXLIV. Gunterus Monachus in Břevnov ordinis nostri vir mire sanctitatis, sepultus in Břevnoviensi Eccl. a Severo Episc. Pragensi: comitante Precislao duce, Clero et Nobilibus; vid. *Epitome Chronicae Neplachensis* in *Dobner*, Monumenta hist. Boemiae. T. IV. (Pragae 1779. 4.) p. 101. Wenn man sich zu früherer Bestätigung der Meinung, daß Günther den 9. Oct. 1045 verschieden sei, noch auf die XV Kal. Nov. (den 18. Oct.) dieses Jahres, also zehn Tage nach Günther's Tode, von dem Bohemerbischof *Bytelaus*

ausgestellte Urkunde beruft, worin dieser erklärt: „Ob amorem quoque et memoriam Beati Guntheri Heremite, qui me de sacro fonte baptismatis suscepit, ipsum in ecclesia Brzewnowiensis sepeliendo, contuli eidem ecclesie etc.“, so darf man nicht vergessen, daß die Echtheit derselben mit trifflgen Gründen angefochten und bewiesen worden ist. Ebenso wenig Glauben verdient die Nachricht von dem Besuche des Herzogs bei Günther am Tage vor dessen Tode. Man wollte dadurch nur die Prophezeiung von seinem Hinscheiden an den Mann bringen. Doch mag man ihn annehmen und die Legende nachzählen, so möchte wol die Zeit anders zu bestimmen sein. Dombrowsky's Legende erlaubt sich hierin abzuweichen und sagt: „Ceterum si transmigrationi meo volueris interesse, tertia die hora sexta ad pium dominum transmigrabo.“ Nach Peter p. 34 soll Günther 30 Jahre alt geworden sein, von denen er 50 am Hofe und im Kriegsdienste, 3 im Kloster und 37 in der Einsiedelung zubachte. Seine Geburt würde also etwa in das Jahr 965 fallen. So viel wenigstens ist gewiß, daß er ein sehr hohes Alter erreichte.

10) Grabstein und Denkmal Günther's. — *Hagek*, Annaloes Bohemorum P. II. p. 206, wo der Herausgeber Dobner sagt: „Guntheri lapidem sepulchralem nuper aeri icicium, priusquam a me Brzewnowii visum protulit in suo praclarissimo opere — Praepositus Rayhadenensis et eius elegantia mihi persuadet, cum saeculo XI et fortassis XII posteriorem esse, sigillorum certe superstitum ab hoc aetate et numerorum ruditas id perhibet.“ Peter liefert p. 90—93 (de lapide sepulchrali S. Guntheri) folgende Beschreibung desselben: „Est lapis albus boemicus. Longitudo eius est trium ulnarum boemicarum. Latitudo unius. Profunditas semis. Refert ille monachum heremitam, dextra baculum more heremitarum gerentem, sinistra librum super eor. Caput circulo sanctis appingi solito redimitus (redimitum?). Male vero habitus fuit a murariis ex humo vi eruentibus, adeo ut pene omnes literae marginales decussae praeter paucissimas. Inscriptio supra initialibus literis decussis LIS est a titulo *Venerabilis G. a Guntherus*. A parte dextera has solas reliquias fecerunt LV, ablata forte circa M. et X, quia anno MXLV obiit. Satis nobis esse debet, nullum alium sanctum ibi sepultum et cultum esse praeter Guntherum, nec ullius heremitae, quem lapis relict, corpus servari, a maioribus aut instrumentis nos accepisse.“ Karl Joseph v. Dienenberg, Versuch über einige merkwürdige Altendümer in Böhmen. I. St. (Königsgrätz 1778. 8.) S. 159 fg.

Abbildungen des Grabsteins: a) Bei Peter ad p. 93. l. 2. *Klauber* sc. A. V. (Augustae Vindelicorum) mit der Unterschrift: Lapis sepulchralis S. GUNTHERI Heremite in Ecclesia Brzewnowiensis prope Pragm hodieque aservatur. b) Des an der Mauer der Kirche angebrachten Grabsteins nebst einem Theile der letztern in p. 93 lin. alt. A Weinkopf fec. mit der Ueberschrift: B. GUNTHERI HEREMITAE.

GLORIOSA SEPTICHRALIS MEMORIA RE-STAURATA. A. M. DCCLXI sub F. A. B. (Friederico Abbate Brzewnowiensis). c) Bei Dobner P. V. zwischen p. 280 und 281. — Hierher gehört auch noch die hölzerne Bildsäule Günther's bei dem Dreieckswasser, von welcher ebenfalls bei Peter zu p. 99 ein Kupferstich von M. Weinkopf mit der Unterschrift: Statua lignea S. GUNTHERI Heremite ad Aquam Bonam in Prachinensi Districtu Bohemiae miraculis clara vorkommt, welche der Verfasser dieses fleißig gearbeiteten Werkes p. 95 seq. (f. vornehmlich p. 99 seq.) ausführlich beschreibt hat.

Da für den alten Grabstein in der neuen Kirche sich kein schicklicher Platz fand, so wurde er, wie vor eben bemerkt, an derselben von Augen angebracht, wo er noch zu sehen ist. Des Nimbus wegen hält ihn Dobner (l. c. p. 282) nicht für gleichzeitig, nicht vom Jahre 1045, sondern glaubt, man habe ihn im 13. Jahrh., da man die Canonisation einleiten wollte, verfertigen lassen. Wenigstens müßte der Nimbus erst dann ausgehauen worden sein, als so viele Wunder an Günther's Grabe sich verbreiteten. „Hunc lapidem.“ äußert dieser Gelehrte, „propter radiatum tamen caput nolim existimare statim sub obitu Guntheri appositum, sed postquam illius veneratio crevit, saeculo praesertim sequente et XIII; nisi dicere malimus tum decum veteri primoque lapidi radii incisum. Nam ex Cosma nostro, Monacho Gradicensi et Necrologio liquet Beati opinionem et titulum nec dum generatum illorum aetate in usum receptum fuisse, quod vel ipsa inscriptio lapidis voce *Venerabilis*, si ita legere am oportet, innuit.“ Bergl. Ziegelbauer l. c. p. 144 seq. *Lochner* l. c. p. 12.

11) Günther als geistlicher Redner. — *Wolfkerr's* Vita Godehardi posterior in Mon. Germ. hist. l. c. p. 202. c. 38—53. cf. Peter p. 20 seq. et ap. *Leibnitz*. T. I. p. 487 seq.; f. auch Hauff's *Geschichte* Gröglgkeiten und Nachrichten. 2. Bd. 3. St. (Stuttgart 1774. 8.) in der Abhandlung von den Predigern des alten Teufstums S. 155. Nr. VIII, wo aber Günther für einen Markgrafen von Meissen und Thüringen und den Vater Elisabeth's erklärt wird. *Chr. Guld. Beier*, Sched. de Chrysostomia vet. Germaniae. (Salzweil 1738.) (Bergl. Gränlische Auszüge aus den neuesten Disputationibus I. St. 1740. 8. S. 67. Nr. 8.) Von Günther's Kenntniß der heiligen Schrift siehe *Chr. Schoettgen*, De antiquissimis literarum in terra Saxoniae superioris fatis in *Ej. Opusc. minor.* p. 270 seq. Er verstandigte im J. 1017 den luiticier Wenden das Christenthum. *Thietmar*, Merseburg. l. VII. ad ann. 1017. ed. *Wagner* p. 231 und in Monum. Germ. hist. *Guntherus* conversus causa praedicandi Luiticos adivit (ihn hielt schon Reibnig für den unterstgen). Dobner P. V. p. 103—105, cf. p. 52 seq. *Connersi*, appellatio propria erat Guntheri nostri, qua ipsa appellatione eum Arnolfus synchronus et familiaris impertit, videlicet quod literarum ignarus statum monasticum inter fratres conversos ordinis

S. Benedicti professus fuerit, ut ita Thietmarus procul dubio prope cognitum quasi per antonomasiam *Güntherum convertum* inter alios huius nominis fratres conversos appellaverit. — *Synchrona testimonia* superant, *Güntherum nostrum* etai literarum rudem tamen praedicandi genere excelluisse, ut eloquentissimos quoque suae aetatis superasse visus sit. Cf. *Wolferhus* in vita Godehardi (l. c.): „*Literas omnino, nisi tantum psalmos aliquos, non didicit, erat enim et scienter nescius et sapienter indoctus.*“ E quibus apparet, nil prorsus repugnare ut *Güntherus* a Thietmaro indicatus, noster esse poterit, qui scilicet *cognitione linguae Slavicae*, inter Bohemos acquisitis armatis, et sanctiori desiderio incensus martyrium ipsum inter Laeticios aspiravit. — Quo successu autem res *Güntheri* inter Laeticios processerint, ut cur paulo post ad eremum suam redierit, nihil proditum. — An non fortassis praedicationi *Güntheri* conversionem suam baptismumque *Mistislavus* Princeps Laeticiorum cum uxore sua nurque debuit, quem *max anno sequente*, uti Thietmarus narrat, *Laeticii turmatim potuerunt plurimamque regni sui partem devastantes* — patria extorrem fecerunt — omnes ecclesias incenditis et destructionibus humi straverunt. Qua tanta christianorum persecutione quid mirum fuit, si *Güntherus* praedicationi evangelii consilium interrupit, atque ad eremum suam reversus est? — W. Gieseler's Gesch. der deutschen Kaiserzeit. 2. Th. (Braunschweig 1857. 8.) S. 147, wo es heißt: „*Günther* sagte den hochberzigen Entschluß, das Missionswerk unter den Laeticien aufzunehmen, fand aber bei dem Kaiser nicht die geringste Unterstützung. *Günther* erkannte bald die Erfolglosigkeit seiner Bestrebungen und kehrte nach seiner Einsiedelung zurück.“

12) *Günther* als Vermittler oder Friedensstifter in dem Kriege zwischen den Deutschen und Böhmen. — Im J. 1040 sollten zwei teutsche Heere nach R. Heinrich's Bestimmung gleichzeitig in Böhmen einziehen; das eine, aus Thüringen bestehend, von Norden aus unter Anführung des Markgrafen *Edard* von Meissen und des Erzbischofs *Bardo* von Mainz; das andere größere wurde aus Baiern und Franken aufgegeben und der König wollte es selbst mit dem Markgrafen *Otto* von Schwabenfurt über den Böhmerwald gegen die Feinde führen. In der Mitte des August trat das thüringische Heer bei der Burg *Dobna*, das Heer des Königs bei *Cham* zusammen; beide setzten sich hierauf sogleich in Bewegung. *Bretislav* hatte die Vortheile, die ihm die Natur seines Landes bot, trefflich benutzte, und alle Pässe, welche durch die Waldgebirge in das Innere Böhmens führen, durch starke Verhaue sperren lassen, neben denen er große Verschanzungen aufbaute und mit zahlreicher Mannschaft besetzte. So fand der König, als er von *Cham* her gegen den Paß bei *Ruch* vordrang, diesen versperrt. Um die Eilelung des Heerdes zu umgehen und ihn dann in die Mitte zu nehmen, sandte *Heinrich* den Markgrafen *Otto* mit einigen

Truppen durch unwegsame Theile des Gebirges in den Rücken der Feinde. Es gelang *Otto*, geleitet von jenem thüringischen Grafen *Günther*, der seit langen Zeiten als Klausner im Böhmerwalde lebte und jeden Steg dort kannte, durch die dicke Waldung zu dringen. Er griff sogleich die böhmischen Verschanzungen an, aber es gelang nur unglücklich Stunde (den 22. Aug.). Diese Niederlage hatte der König's Heer entmuthigt, das Vertrauen der Böhmen gehoben; als sie daher Markgraf *Otto* am nächsten Tage (den 23. Aug.) von der andern Seite angriff, kämpften sie mit dem höchsten Bewußtsein des Sieges in derselben Weise, wie sie den ersten Vortheil errungen.

Der Rest von *Otto's* Heerhaube, sowie die dem Gravel von 22. Aug. Entnommenen wären ebenfalls verloren gewesen, wenn nicht *Günther* plötzlich sich eingefunden hätte. Jetzt konnte er seine genaue Kenntniß dieser Gegenden zum Heile seiner Landsleute verwerten; er führte sie auf entlegenen Pfaden wohlthalten über das Gebirge; f. *Annalista Saxo* ann. 1040. *Commas* II, 9. 10. Herim. Aug. 1040. Ann. Saag. maj. 1040. Ann. Augustani 1040. *Lamberti* Ann. 1040. Ann. Hildesheim. 1041. — Den Tag beständig Ann. necrolog. Fuld. a. 1040 ap. *Böhmer*, *Fontes* III. 160 (f. *Büdingen*). *Annales* Magdeburg. 1040 in *Mon. Germ. hist. T. XVI* p. 171 seq. — Alles Vorbringen des Heerhaufens unter *Bardo's* und *Edard's* Befehlen war nach den Ereignissen am Paße von *Neumark* vergeblich und *Bretislav* lebte mit gutem Grunde Friedensanträge des Markgrafen *Otto* ab; vielmehr schlug man sich noch einmal am 30. Aug. Da langte aber am 1. Sept. eine Botschaft des Königs an, welcher *Günther* ohne Zweifel als Führer und Sprecher beigestellt war, die den Rückzug gebot und für Bewerflichkeit desselben Waffentruhe von den Böhmen erlangte.

Während der Erneuerung des Krieges (1041 um dieselbe Jahreszeit) die Böhmen den 15. Aug. durch ein Schicksal in der Front beschäftigt wurden, drangen andere Abtheilungen des kaiserlichen Heeres auf *Schlad*, wegen aber das Gebirge, stießen ihnen in den Rücken und nöthigten sie zur Flucht. — *Volado* fest S. 285 hinzu: „*Diese Zweifel* wurden die beiden teutschen Heere von *Günther* dem Eremiten angeleitet. Trotz dem Schwere der (noch immer dürftigen) Quellen dringt sich diese Meinung unweiderstehlich auf, wenn man *Günther's* vorjährige Theilnahme am Kampfe und *Heinrich's* III. eigene Worte in der Urkunde vom 17. Jan. 1040 erwägt: „*idem Guntherus pro meritorio probitate amabiliter usus est nostra familiaritate.*“ *Heinrich* hätte seinen Verband haben müssen, wenn er, nach den Erfahrungen von 1040 über einen so wichtigen Punkt nicht den größten Kenner, seinen familiaris, zu Rathe gezogen hätte.“ *Büdingen* S. 300 hingegen betrachtet diese Worte nur als eine ironische Andeutung von *Günther's* Treue und Ungeirtheit, die ihm der König aus Achtung vor seinem Schwager zu Theil hatte (17).

Wir stellen hier, in die Fußstapfen *Gieseler's*, *Volado's* und *Büdingen's* tretend, diejenigen Ereignisse dieses

Krieges, bei welchen Günther zur Rettung seiner Landleute aus ihren Bedrängnissen die Rolle des Vermittlers übernahm, kürzlich zusammen, können und jedoch nicht überzeugen, daß Günther selbst persönlich gegen den ihm befreundeten Herzog der Böhmen gesendet habe, da sich die von dem Kaiser in der erwähnten Urkunde gebrauchten Worte auch auf ein schon früher mit diesem bestehenden engeres Verhältniß und die ihm während desselben geleisteten Dienste (s. unter andern *Annales Altahenenses*, herausgegeben von Giesebrecht, bei dem Jahre 1034 S. 54, und das Chron. Ratiabon. [ap. Eccard. T. I. p. 2059], wo es heißt: „Henricus II. sanctus cognita sanctitate b. Godehardi eiusdemque discipuli Guntheri, quorum secretis consiliis fruebatur, Monasterium interioris Altaich larga munificentia dotavit“) beziehen lassen, sodas weder die von Palada, noch von Bübinger beliebte Deutung derselben durchaus nothwendig erscheint. Schwerlich würde auch unter solchen Umständen Breitislav Günther's Leiche nach Brennnow zur Bestattung geführt haben. Vergl. *Wenc. Hagek a Liboczan Annal. Bohem. ed. Dobner. T. V. p. 258, cf. p. 260 et T. IV. p. 487. Geschichte von Böhmen, größtentheils nach Urkunden und Handschriften, von Franz Palada. J. Bd. (Prag 1836. 8.) S. 282—286. Bübinger's Oesterreichische Geschichte. I. Bd. S. 349—352. 360—362. 414. Willh. Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 2. Bd. (Braunschweig 1858. 8.) S. 329—333.*

13) Pfauen als Nahrungsmittel der Großen im Mittelalter. — Pfauen waren schon bei den Römern eine seltene Delicatesse. Um so mehr ist es zu bemerken, daß auch in Ungarn bereits im 11. Jahrhund. dieser Vögel bekannt war. König Siegfried I. ließ einmal den schwärmerischen Einsiedler Günther an seiner Tafel einen gebratenen Pfau vorsetzen. Einen solchen Genuß hielt der heilige Mann für sündlich. Was geschah also? Der gebratene Pfau flog von der Tafel weg (*Wolferi Vita Guntheri*). Dieses Wundermärchen bezeugt wenigstens, daß die Großen in Ungarn wie in Teutschland und andern Ländern damals Pfauen zu essen pflegten.

Im Mittelalter herrschte die Gewohnheit, feierliche Gelände und Erde bei Gasmählern mit Beirührung des Opfertieres oder des vornehmsten Gerichts zu thun, für welches der Pfau in Frankreich gehalten wurde; s. Grimm's Teutsche Rechtsalterthümer S. 901. *Histoire de la vie privée des Français depuis l'origine de la nation jusqu'à nos jours. Par Le Grand d'Aussy. T. I. (A Paris 1782. 8.) p. 299—304. (Le Grand et Roquefort, Vie privée 2, 19 seq. Ueber die Stelle, welche der Pfau in ritterlichen Ceremonien einnahm, vergl. ebend. 25.) De Reiffenberg, Monum. 5, LXXV. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter S. 322. La France au temps des croisades par Vaublanc. T. IV. p. 203 seq.*

III. 1) Verzeichniß der Schriften über das Kloster Göllingen. — a) Antiquitates Goellingenses, oder historisch-diplomatische Nachrichten von dem vormals berühmten, nachher aber säcularisirten und dem

hochfürstl. Hause Hessen-Cassel in dem westphälischen Friedensschlusse mit überlassenen Benedictiner Kloster Göllingen, S. Wiperti, in Thüringen, aus verschiednen bis anher unbekant gemessenen Urkunden und glaubwürdigen Geschichtschreibern geserrigt und herausgegeben von Johann Friedrich Rüdener, ordentlichen Regierungsadvocaten zu Frankenhäusen und des Magistrats daselbst Senbl. (Frankenhäusen und Leipzig 1766. 4. 165 Seiten, 3 Bl. Dedication, 9 Seiten Register. Mit 52 Urkunden von S. 105—165.)

b) Das ehemalige Kloster Göllingen; Nr. II. der Bruchstücke aus der Beschreibung und Geschichte der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt (von L. F. Hesse) in den Schwarzburg-Rudolstadt. Landessalendern von 1825—1828. Auszug daraus in Thüringen und der Harz. 7. B. S. 264—269, nebst einer Abbildung (nach Viechrodt), lithograph. von G. Pfeilich u. Comp. in Dresden.

c) Das Kloster Göllingen in Thüringen, malerisch, geschichtlich-antiquarisch von Wilhelm Günther Viechrodt. Mit drei lithographirten Abbildungen in Fol. (Sangerhausen 1838. 4.) 11 Seiten. Vergl. auch den Allgem. Anzeiger der Deutschen. 1839. Nr. 12. 55. 57.

d) Denkmale der Baukunst des Mittelalters in den fürstlich Schwarzburgischen Landen. Bearbeitet und herausgegeben von L. Puttrich. (Leipzig 1843. Fol.) S. 35—37. Die Kirche des Klosters Göllingen. Mit drei Abbildungen: Nr. 18. Westliche Ansicht vom Kloster Göllingen, gez. von Sproffe, lith. von Witthöft. Nr. 19. Innere Ansicht der Krypta daselbst, gez. von Sproffe, lith. von Schld. Nr. 20. Schlussvignette auf S. 37 des Textes: Grundriß der Krypta daselbst, gez. von Sproffe und lith. von Budras.

2) a) Verzeichniß der Lebensbeschreibungen Günther's des Eremiten. — A. Quellen. a) Guntheri Eremitae vita, auctore Wolfero aequali (?) ex MS. in *Henr. Canisii Lection. antiq. ed. Barnaghi T. III. Sect. I. p. 185—189 et ap. Surium d. 9. Octobr. p. 136.*

b) Eadem ex MS. et *Canisio cum observationibus praevius et notis in Joa. Mabillon, Act. sanctior. ord. Benedict. saec. VI. P. I. (ober Vol. IV.) p. 475—486; vergl. Mabillon, Annales ord. S. Benedicti. T. IV. p. 423*. 445*. 189*. 190. 470*. 202*.*

c) In J. Fr. Rüdener's Antiquitat. Goelling. S. 112—115 (besonders die Günther's Aufenthalt in diesem Kloster betreffenden Stellen).

d) In Act. sanctior. Antwerp. Octob. T. IV. (Bruxellis 1780. fol.) p. 1054—1064.

e) In *Bonaeventur. Piter, Thesaurus absconditus in agro seu monasterio Brzewnowiensis prope Pragm ord. S. Benedicti S. Guntheri confessor et heremita, antea Principe Hassiae s. Thuringiae, S. Stephani, Hungarorum regis cognatus, postea in monasterio inferioris Altaiae, sub Gothardo abbate — professus, et cum ejus induit heremita ac tandem ex ultima voluntate in praefato Mona-*

sterio Brzewnoviensi prope Pragam sepultus et miraculis clarus, — vita et miracula. *Ex cod. MS. membr. Trebonensi Canon. Regul. Lateran. S. Augustini manu saeculi XIV in fol. exarato, aliisque authenticis sanctitatis suae et miraculorum documentis et pluribus dissertationibus etiam de ejus conversatione, vita cenobitico-heremitica etc. illustratus et — in publicam lucem emissus, studio et opera B. Piter O. S. B. antiquissimi liberi, et ex-empti monasterii Rayhradensis Praepositi infusati et Marobionatus Moravie Praelati. (Brunae 1762. 4. 290 Seiten, ohne Dedication, Beträge und Inhalts-angabe) p. 17—35. Bonap. Piter (Piter) war von 1756—1764 Probst zu Kaltern und vorher Secretair und Archivar der brenovener Abtei.*

f) Vita Guntheri Eremitae in Monum. Germ. hist. T. XIII. Scriptor. T. XI. p. 276—279. Mit dem in der Einleitung (p. 276) über diese Biographie geäußerten Urtheile stimmt auch Wattenbach (Deutschlands Geschichtsquellen u.) überein, wenn er S. 229. Anm. 4 sagt: „fast ganz werthlos ist die größtentheils aus Wolfers vita Godehardi posterior (Mon. Germ. hist. XI, 196—218) entlehnte, als Predigt zum Vorlesen verfaßte Vita Guntheri.“ Sie gibt zu wenig Aufschluß über die Abhammung und früheren Verhältnisse desselben, an deren Kenntnis doch dem Geschichtsforscher mehr gelegen ist, als an den selbsthässen, darin enthaltenen Erzählungen; f. auch Stenzel's Geschichte Deutschlands u. II, 54 fg.

g) Vita S. Godehardi { f. unten.

h) Vita S. Stephani

i) Arnoldi De miraculis B. Emmerami I. II. c. 51 seq. ap. Canisium T. III. p. 149 seq. Piter l. c. p. 43—53 in Monum. Germ. hist. SS. T. IV. p. 571. 572. Ex Arnoldi libris de B. Emmeramo in Mon. Germ. hist. SS. T. IV. p. 543—574 apud Canisium ant. lect. II. p. I. repet. Baanage III, 1. p. 88, post quem fragmenta tantum a Mahillonio (Act. VI, 1. p. 5 et Synkeno Act. 56. Sept. 6. p. 186 edita sunt). Cf. Piter p. 44—53. Die Abbrüche in den Mon. und bei Piter weichen in sofern von einander ab, daß in dem einen bald Stellen vorkommen, die in dem andern fehlen, bald umgekehrt; pflegen doch beide das wesentlich Historische meist vollständig mitzutheilen. „Arnoldus, nobili genere ortus, quippe qui avum matrem, Bertholdum marchionem (a quo genus comitum de Cham et Vohburg deducitur), paternum Arnoldum virum nobilem ipse dicat, in S. Emmerami monasterio Ratisbonensi educatus et monachum professus — in Saxoniam profectus, Magdeburgi Meginsfredum scholae magistrum amicitia sibi conjunxit.“ — Er scheint kein Buch in den letzten Regierungsjahren Heinrich's II. angesehen, dasselbe wegen dreißigjähriger Abwesenheit aus dem Kloster unvollendet gelassen und erst 1030 wieder fand an dasselbe gelegt zu haben. — Den Erzählungen der Wauer in der alten Lebensbeschreibung fügte er noch 1035 oder 1036 Fußsätze in einer neuen Bearbei-

tung hinzu. 1037 scheint das Werk völlig zu Stande gekommen zu sein. — p. 544: „Multas res notata valde dignas collegit, quippe qui ex familia nobili oriundus et in itineribus, quae in Saxoniam et Pannoniam suscepit, versatus, alia ipse vidisset (I, 5. 12. II, 22. 46). [Hoc signum ipsi nos vidimus et manibus nostris palpavimus] 47. 52. 56. 57. Guntharium eremitam, de quo c. 61 seq. agit, ipse noverat. c. 68), alia ab amicis et hominibus diversis accepisset. Arnoldus jam aucte medium saeculum XI obiit, quamvis, quum libros suos scriberet, juvenili florere aetate.“

k) Pertz. Monum. Germ. hist. T. VI. p. 571. 572. T. VII. p. 123. 125. 154. 392. 445.

l) Monumenta Boica T. XXVIII. p. 99. 210. XXIX. 62 seq. und 11. 59. 139. 142. 144. 147, auch T. XI (verschiedene gleichzeitige Documente).

m) Zwei hieselbige Urkunden in Wend's Geschichte Landesgeschichte. 3. Bd. Urkunden. S. 40 fg. Nr. XLII. S. 53. Nr. LIV.

n) Annales Altabenses, herausg. von Wilhelm Giesebrecht (Berlin 1841. 8.) S. 22. 48. 54. 76.

o) Ex Othloni libro visionum v. Monum. German. hist. T. XIII. SS. T. XI. p. 383 seq. Visio decima quarta. Quorundam etiam sanctorum purgatorium beati Guntheri discipulo Isaac revelatum. A beato Gunthero heremita coenobium quoddam constructum est in Poemia (Brewnow, cf. Vitam Guntheri eremita p. 279). In quo videlicet coenobio fuisse fertur monachus Isaac dictus praedicti viri disciplina tanto magis instructus, quanto prolixiora tempora gerebat cum eo conversatus. Hic igitur, ut a plerisque fidelibus in Ratispona agnovi, spiritaliter raptus multa vidit miranda, quorum ad nostram notitiam pervenerunt haec pauca. — Dobner Annal. Hagek. T. V. p. 284 seq. „Meminit etiam Guntheri monachus sanct. Emmeramensis Othlonus plene synchronus, qui scilicet circa ann. 1032 in ordinem S. Benedicti Ratisbonae susceptus fuit, et circa annum 1083 grandaevis mortuus, cujus testimonium cum patris scriptoris hucusque latuerit, idque etiam Piterus praetermiserit, hic apponere libet. Narrat ille vero in libro Visionum visione XIV Isaaci cuinadam, qui fuit discipulus Guntheri, visionem his verbis: A. B. Gunthero heremita coenobium quoddam constructum est in Bohemia (Rinchnach) neuter quidquam doctore et pastore dignum egisset.“ Haec Othloni enarratio similima est illi, quae refertur in visione Wetini (?) monachi Augiensis (vid. Acta SS. Bened. saec. IV. P. I. ad a. 824), unde fortasse mutuata est. Eundem Othlonum commercium habuisse literarum cum quibusque Bohemis monachis, ex eius libello de tentationibus etc. liquet.

B. Schriften neuerer Geschichtsschreiber, in welchen von Günther theils abkürztes und ausführliches, theils beiläufiges und weniger richtiges gebandelt wird.

a) *Joa. Adreiter*, *Annal. Boic.* P. I. l. XV. n. 31. p. 379 et l. XVII. n. 10. p. 424.

b) *Bohusl. Balthi* Epitome historica rerum Bohemicarum (Pragae 1677. fol.) p. 184. 188 und in *Eg. Miscellan. regni Bohem.* Decad. I. lib. IV. §. 20. p. 32.

c) *Andr. Brunneri* *Annal. virtut. et fortunae Boior.* (Monachii 1629.) P. II. p. 172. 216. 220.

d) *P. O. David*, *Des Königsrichs Böheim heylsamer Wald*. Wrt. Ober das Leben S. Guntheri, welcher entworfen aus dem Gebürt der alten Fürsten in Thüringen und ein Blutsfreund gewesen des heiligen Stephan I. Königs in Hungarn, Zugleich des heil. Henric II. Römischen Kaisers. Aus verschiedenen Geschichtschreibern zusammen gesucht, beschrieben und erstarkt von P. Georgio David, aus der Gesellschaft Jesu. (Prag 1713. 8.) VIII Bl. Wrt. 152 Seiten. Mit einem Titelfupfer, welches die Bildsäule Günther's vorstellt. Eine bies neue Auflage scheint zu sein: *Wald*. Wrt. Ein in Wahrheit Heilig-Böheimischer. Ober das Leben S. Guntheri, welcher entworfen aus dem Gebürt der alten Fürsten in Thüringen. (Prag 1727. 8.) In dem ersten Bunde werden S. 1—3. 5. 49. 52. 54. 61. 62. 124 mehr, besonders in Böhmen erschiene Schriften von unserm Günther angeführt, die sonst wenig bekannt sind, aber auch nicht von großer Urbedeutung sein mögen.

e) *Wenceslas Hagek a Liboczan*, *Annales Bohemorum e Bohemica editione latine reddit et notis illustrati a Petro Victorino a S. Cruce e scholis piis; nunc plurimis animadversionibus historico-chronologico-criticis, nec non diplomatibus, literis publicis, re genealogica numaria, varique generis antiquis monumentis aucti a P. Gelasio a S. Catharina eiusdem Instituti sacerdote.* (Dobner.) P. II. (Pragae 1763.) p. 206. P. V, quae Bohemiae historia ab a. MIV usque ad a. MCXXXIV complectitur (Pragae 1777. 4.) an mehreren Orten.

f) *Monument. historic. Boemiae*, coll. *Gelas. Dobner*. T. IV. (Pragae 1779. 4.) p. 101. Der Kürze wegen verweisen wir auf die *Brev. dissertat. de diversis scriptoribus sacris et profanis veteribus et recentioribus*, qui de S. Gunthero — aut data opera aut incidenter scriperunt, ex *Ms. Rup. Heusdorff*, bei *Pter* p. 1—4, wo noch mehrere andere Schriften dieser Gattung erwähnt werden.

g) *Dudif*, *Geschichte des Benedictinerstiftes Mangern im Markgraftume Württen*. Mit vieler Rücksicht auf die Landesgeschichte, nach Urkunden und Handschriften zusammengestellt vom Prof. Dr. Seb. Dudif, desselben Stiftes Professor. Erster Band von der Gründung des Stiftes bis zum Ende der Stiftszeit von 1048—1449. XVIII. und 532 Seiten in gr. 8. (Brünn 1849.) S. 43 ff.

h) *Histoire ecclésiastique par Fleury* T. XII. (Paris 1751. 4.) p. 537 seq.

i) *Marc. Hannizi* *Germania sacra*. T. I. (Aug. Vindel. 1727. fol.) p. 240 seq.

k) *Christian Aug. Heinrich Heydenreich's* *Origines illustres et principalis dignitate conspicuae Domus Kevernburgo-Schwarzburgicae* (Wpt.), in deren erstem Theile unserm Günther ein eigener Abschnitt (Cap. X.) gewidmet ist.

l) *Joh. Adam Hoffale*, *Lignum plantatum seors decursus aquarum*, id est: S. Guntherus Confessor et Patronus Bohemiae. Pragae typis archi-Episcopalis in Aula Regia apud Franciscum Hladky anno 1753 in teutscher Sprache, wird aber von *Pter* (p. 225 seq.) nur unter obigem Titel angeführt.

m) *J. Bapt. Lackner*, *Memoriale seu Altachae inferioris memoria superstes* (Passavi 1779. fol.) p. 7—13 und von dem Abte Godehard p. 1—7.

n) *Matth. Raderi* *Bavaria sancta* (Monaci 1615. fol.) p. 112*—114*. Reht einem Kupfer von *Raph. Edelcr*, mit der Aufschrift: Guntherus. Monach. Altach. Anachoreta. *auspudis*, und de Godehardo Episcopo p. 110, wobei sich auch ein Kupferstück von *Raph. Edelcr* befindet. Abbildung bei *Rambel*, siehe *Pter* p. 4.

o) *J. T. Roenick*, *Commentatio de Gunthero Eremita, reformationis sacrorum summe necessariae jam seculo a Ch. n. undecimo teste ac suasore tacito* (Gotting. 1759. 4. 24 Seiten).

p) *Lawr. Suri* *Vitae sanctarum ad d. IX. Octobr.*, f. oben.

q) *Magnold. Ziegelbauer*, *Epitome historica Monasterii Breunoviensis vulgo S. Margaretae prope Pragam in Bohemia* (Coloniae 1740. fol.) cap. X. p. 136—157, de S. Gunthero eiusque sepulcro. Hierzu kommen noch die über einzelne Umstände und Lebensverhältnisse Günther's in dieser Biographie hin und wieder an verschiedenen Orten angeführten Schriften.

2) by *Verzeichniß der Lebensbeschreibungen des Abtes Godehard von Gerßeld und Nideraltach, Bischofs von Hildesheim*. — In *Christoph. Broweri* *Sider. illustr.* Viror. Germ. (Mogunt. 1616. 4.) et ap. *Surius* d. 4. Maii p. 65. In *Leobnitz* *Scriptor. rer. Brunsvic.* T. I. p. 482—517. *Mabillon*, *Acta sanctorum ordinis Benedicti*. Saec. VI. T. I. p. 395—446. *Acta sanctorum Antverp.* T. I. Maii p. 501—530. *W. Ern. Tenzelii* *Supplem. histor. Gothan.* (Casp. Sagittarii) IV. S. Godehardi — vitam et miracula ex *Act. sanctor. Antverp.* p. 12 seq. *Vita Godehardi Episcopi Hildonesheimensis, auctore Wolfherio*, abgedruckt in *Monument. Germ. hist.* T. XIII. *Scriptor.* T. XI. p. 162—221, wo von Günther dem Gerechten p. 163. not. 17. 201, 8. 202, 9. c. 8 et 9 gehandelt wird. *Vita Godehardi prior* p. 167 seq., *posterior* p. 196—218, dann noch *Miracula* p. 218—221. Vergl. *Tenzel's* *Geschichte Teutlands* unter den fränkischen Kaisern I, 50—55. Kritik der Lebensbeschreibungen Godehard's und Günther's und W. Wattenbach, *Deutschlands Geschichte* Quellen im Mittelalter bis zur Mitte des 15. Jahrh. (Berlin 1858. 8.) S. 228—230. — Eine *Vita Gode-*

hardi episc. Hildesh. in einer Handschrift (XII. D. 21) der Bibliothek des Bisthumsstifts zur heil. Dreieinigkeits in Wiener Neustadt — unter dem Monate Mai — wird erwähnt in v. Ruffes, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1854. Nr. I. S. 6; vergl. auch Pers. Arch. XI, 304 und Stenzel a. a. D. S. 55. Translatio Godehardi (1132) mit Wundern Monum. Germ. hist. SS. XIII, 639—652.

2) c) Vergleich der Lebensbeschreibungen des heiligen Stephan (I.), Königs von Ungarn. — S. Stephani, Regis Hung. vita, auctore Carthuito aut Carthuito Episcopo, stilo per Laur. Surium mutato, vid. ap. Surium d. 20. Aug. p. 243—249. *Eadem*, ex editione Craconiensi, collata cum MS. Corsendoncano et editione Surii cum commentario praevio copioso et notis Joa. Stiltingi in Act. Sanctor. Antverp. Septembr. T. I. p. 436—575, auch Jandri 1747. fol. (198 Seiten ohne Vorrede und Index) unter dem Titel: Vita Stephani regis Hungariae, ex latinis et graecis aliarumque gentium monumentis collecta, digesta, commentariis et observationibus illustrata. In qua Joa. Schwarzii Hungari heterodoxi adversus initia religionis apud Hungaros christianae et angelicam regni Ungariae coronam accluminae resutantur a Joa. Stiltingi Soc. Jesu Theologo p. 176—198, cl. etiam p. 7 seq. Vita Stephani regis Ungariae ed. Wattenbach in Mon. Germ. hist. T. 13. Script. T. XI. p. 222—242. Von Günther dem Eremiten etwas Weniges p. 236, 14, vgl. Note 41. Auch bei Endlicher, Mon. Arp. p. 139—192. Die ursprünglichen Legenden, eine kleinere und größere, wurden erst lange nach dem Tode des Königs, um das Jahr 1083, verfaßt und in der Folge von einem Bischof Hartwich mit einander verbunden. Sene gab zuerst 1781 Rancini heraus, Hartwich's Wert Stilting (Acta sanctorum I. c. p. 456) und Redbratsev 1836 mit Commentar (f. Wattenbach, Deutsch. Geschichtsquellen S. 320 fg.). Günther scheint sich im J. 1014 zu dem Könige Stephan, mit dem er durch dessen Gemahlin Gisela, die aus Sachsen stammte, verwandt war, begeben zu haben; f. Steph. Katona, Historia critica regum Hungariae stirpis Arpadianae. (Pestini 1779. 8.) T. I. p. 184—193. Corbuthius (f. p. 145 edit. Prae) testatur Guntherum *sapientis caritate regis illectum*, in Hungariam poetea quoque venisse. Katona p. 191. Verosimile est, consilio Guntheri Stephanum ad monasterium Beel excitandum inductum esse, quod tam *Altahem* monasterium, in quo Guntherus religiosam vitam inivit, quam *Bakon-Belienae*, quod Stephanus ad coronandum eduxit ad diplomate regio confirmavit anno 1037 in honorem s. Mauricii militum specialis patroni, conditum fuerit; vid. Katona p. 192. cf. p. 441.

Ueber die Verwandtschaft Günther's mit dem Könige Stephan äußern sich die Acta sanctor. mens. Octobr. p. 1957 folgen dermaßen: „Apographum nostrum, vitae B. Guntheri, ex cod. Ducis de Altemis transscriptum, illum S. Stephani sororum, s. uxoris

S. Stephani fratrem, appellat: ita cognatio in affinitatem vertitur, verum quum cognationem cum affinitate confundere, non infrequens sit apud scriptores, item ea de re instituire nolo, sed idem apographum, quod Guntherum S. Stephani sororum appellaverat, deus S. Stephanum B. Guntheri *avunculum* nuncupat etc.“ Job. Christian v. Engel, Geschichte des Königreichs Ungarn. I. Bd. I. Abth. (Tübingen 1811.) handelt S. 52 fg. 75 von Günther's Aufenthalte bei Stephan; f. auch Geschichte der Wagaren von Johann Grafen von Mailath. (Wien 1828—1831. 5 Bde. 8.) I. Bd. 2. Cap.

3) a) Hersfeldische, Günther den Eremiten betreffende Urkunden. — Beide Urkunden sind von August v. Werthe in der Abhandlung über die Vertheilung Thüringens zwischen den alten Sachsen und Franken (f. meine Beiträge zu der deutschen, besonders thüringischen Geschichte. 2. Hälfte S. 118. Ann. 240. S. 156. 158. Ann. 277. 278) für mehr oder minder verdächtig erklärt worden. Die für diese kühne Behauptung aufgestellten Gründe sind jedoch so wenig haltbar, daß sie sich, wenn man bei ihrer Untersuchung von genauerer Kenntniß der damaligen Geschichte Thüringens geleitet wird, als jenem Gelehrten zu Gebote stand, sämmtlich widerlegen lassen. v. Werthe war mit der Entleerung des Klosters Göllingen, die er gern in eine viel spätere Zeit versetzen möchte, und mit den Verbindnissen und Schwärsen seines mutmaßlichen Stiefers, Günther's des Eremiten, zu wenig vertraut, und in der Evidenz, deren Urkunden in den Documenten erwähnt sind, nicht heimlich genug, um zu einem gütigen und allgemein befriedigenden Urtheile über den Inhalt dieser Schriftstücke befähigt zu sein. Auch hier geht er, wie nicht selten anderwärts, von vorgefaßten Meinungen aus und verliert sich auf Abwege und in Irrgänge. Die Echtheit beider Documente bezweifelt er vornehmlich deswegen, weil sie bei Wend von dem casseler Archivär Böttel bios durch sein vidi beglaubigt sind, aber nicht die Unterschrift „ex originali“ führen. Doch gilt dieses auch von andern Documenten des nämlichen Wertes, gegen die man nicht das geringste Mißtrauen zu hegen braucht. Dieses erwidert, tragen wir Bedenken, sie mit jenem nicht immer beduttsamen Forscher für bloße Anzeichen spätern Ursprungs zu halten, da wir durch die eigene Ansicht derselben die Überzeugung gewonnen haben, daß Schriftzüge, Schreibart und andere äußere Merkmale ihre Abfassung in dem Zeitraume, in welchen sie gewöhnlich verlegt werden, mit ziemlicher Sicherheit verbürgen. Die Stelle, in der von der Theilnahme an den östlichen Heereszügen durch Abwendung von fünf angedrückten Kriegerleuten die Rede ist, erweckt, gestützt auf die damals herrschende Gewohnheit, keinen Aufseher, ebenso wenig der als hersfeldischer Lehnsman aufgeführte miles Lamprecht, wenn wir auch gern zugeben, daß ein Graf von Gleichen dieses Namens erst 100 Jahre später lebte. Wir erinnern dagegen, daß auch unter den ältesten Ahnherren dieses Geschlechtes einige so gebräuchlich haben, wohn wir Günther's Zeitgenossen, den berühmten Ge-

schichtschreiber Lambert von Hersfeld, muthmaßlich rechnen, von dem wir an einem andern Orte erwiesen zu haben glauben, daß er dem Götting'schen Stamme entsprossen war. Uebrigens zeigt auch dasjenige, was wir bei Gelegenheit der Orte bemerken, deren in den Urkunden Erwähnung geschieht, daß von diesem Punkte kein Anlaß zum Widerspruch gegen die Echtheit und Glaubwürdigkeit gegeben wird.

a) Daß Wallhausen und Wiehe als die Orte genannt werden, wo die Verhandlungen stattfanden und die Urkunden ausgefertigt sind, darf uns keineswegs fremden. Beide dienten früher und später den teutschen Königen und Kaisern von Zeit zu Zeit zum Aufenthalte; kein Wunder also, daß an denselben Gerichtshöfen und Versammlungen angefaßt, Staatsangelegenheiten entchieden, Schenkungen an Kirchen und Klöster beschlossen und bestätigt wurden. In dem ersten Orte geschah dies unter andern in den Jahren 1004, 1029 u. s. w., in dem letzten 1067 u. s. w. und öfter. Günther konnte bei der unbedeutenden Entfernung Göttingens und seiner übrigen Besitzungen in dortiger Gegend von jenen Orten das vieltheils schon vorher durch Rath und That erworbene Wohlwollen der Kaiser während persönlicher Anwesenheit benutzen und die Genehmigung seiner frommen Stiftungen und Vermächtnisse um so eher erlangen.

b) Wenn v. Werthe die Erzählung, daß diese Uebergabe vor der (östlichen oder westlichen?) Thüre des saeslerischen Episcopales zu Wallhausen geschehen sei (*Hec autem traditio facta est — in Wallhusen ante . . . castrum ianuam imperatoris cenaculi*), als eine lächerliche Bestimmung rügt, so nennen wir diesen Tadel ungerechtfertigt, und berufen uns vielmehr auf die im Mittelalter herrschende Sitte, solche gerichtliche Handlungen nicht nur im Freien, sondern auch vor den Thoren und Thüren (der Burgen u.) vorzunehmen; s. Maurer, Geschichte des altgermanischen öffentlich-mündlichen Gerichtsverfahrens (Heidelberg 1824. 4.). S. 161. Jacob Grimm's Deutsche Rechtsalterthümer S. 804 fg. Meine Geschichte der Rothenburg S. 44 fg. Ann. 64; vergl. Pistorii Amoenitat. hist. iurid. Tom. I. p. 49 seq. Vorrede zu Tom. V.

c) Die Worte: „*sub priore Heinricho rege*“ will v. Werthe auf König Heinrich I. bezogen wissen; warum sollte man aber dabei nicht an Heinrich II. denken können, der immer, wenn schon ein Heinrich III. vorhanden und als Regent aufgetreten war, im Vergleiche mit den letzten als prior bezeichnet werden konnte?

Nach, wie uns dünkt, nicht missungener Vertheidigung und Rettung dieser mit so großer Zuversicht angefochtenen Diplome lassen wir eine kurze, unfeine eben ausgesprochene Meinung noch mehr bestätigende Beschreibung der gegenwärtigen Beschaffenheit der Originale des saesler Archives, deren Benutzung mit größter Verehrlichkeit vergönnt wurde, folgen, und knüpfen daran die Verbesserung der in dem Wend'schen Abdrucke vorkommenden unrichtigen Lesarten.

Die erste Urkunde besteht in 21 Zeilen auf einem Pergamentblatte, welchem ein jetzt etwas beschädigter

Siegel mit der Figur eines Christlichen, der in der einen Hand den Krummstab hält und die andere zum Segnen oder Schwören erhebt und ausstreckt, aufgedruckt ist, dessen Rand die nicht mehr vollständig erhaltenen Worte: (AB) BAZ. S. I. PETRI. ✚ umgeben. Die alte äußere Aufschrift lautet: *Tradico gutheri nobil' hōis sup q' bunda p'dijs scz Thirgū etc.* Bei Vergleichung des von Wend geleisteten Titels mit dem Originale haben sich mehrere Abweichungen von dem letzten ergeben, die wir nun mittheilen wollen: S. 40. 3. 27 lies: *Gunciorod* statt *Gunciorod*; *Hessenberch* fl. *Hessenberth*; 28: *altare* fl. *Altare*; 29: *in super* fl. *in super*; 41, 2: *pep(igit)* fl. *pe*; 3: *fratris* fl. *fratres*; 4: *Suabehusun* fl. *Suabehusum*; 7. 8: *propios unus* fl. *propiosus*. — J. *Wallhusen* fl. *Wallhusen*; 12: *Rothum* fl. *Rothune*. — Die zweite Urkunde enthält 16 Zeilen. Das auf dem Pergamente befestigte Siegel stellt ein männliches Brustbild mit der Umschrift: SCS. WIGBE.... vor. Der Inhalt wird auf der Außenseite in mehrfacher Fassung von älteren und neueren Händen, bald fälschlich, bald ausführlicher, angegeben:

a) *De pacto Meginh. abb. Et guntari advocati sui.*

b) *Trad. mans. ab Inogenno viro guthero in Salsaha sit. In Ordorff wechmar et Colledan — etwas verändert:*

c) *Traditio certorum mansorum in Saltza et super advocatiis in ordorff wechmar et Colledan etc.,* und enthält aus weit späterer Zeit

d) *Nobilis homo Guntherius et fratris eius Sizonis filii tradunt X mansos Lamprecto Meinheri Abbati Hersfeldensis militi et Rudolpho Guntherii Vassallo eo tenore, ut praedictus Gunth. sive fratris filii advocacionem super loca Ordorff, Wechmar, Collithi, Walsaci cum suis pertinentiis pro beneficio habeant, q'q's etiam hanc advocacionem habeat, ille etiam ipsius Abbatis miles sit et q'q's scutatos ad Orientales partes in expeditionem mittat. Datum in Castello Wihi, regnante Imperatore Heinricho.*

Folgende von Wend aufgenommene Lesarten sind zu verbessern: S. 63. 3. 7 lies: *mansos* ex hereditario statt *mans. et (ex) hered.*; 10: *predicti* fl. *predicto*; 19: *Engelpred* fl. *Engelbreht*; *Odo* fl. *Odo*; 20: *Odalrich* fl. *Odalrich*; 22: *Liemar* fl. *Tiemar*; *Diedolf* fl. *Diedolf*; 23: *acta* fl. *Acta*; *castello* fl. *Castello*.

3) b) Orte, welche in den beiden hersfeldischen, Günther den Einfeind betreffenden Urkunden vorkommen, ihre Lage und das Gebiet, wozu sie jetzt gehören. — In der zwischen den Jahren 1006 und 1012 ausgestellten Urkunde werden erwähnt *praedia*, worunter man nicht immer bloße Landgüter, sondern auch Gebiete von einem Umfange, aus vielen courtibus oder Höfen bestehende Herrschaften mit Städten, Wäldern, Wägen, Mühlen zu verstehen hat. Dieser Ausdruck bedeutet im Gegensatze von *beneficia* meistens das Eigen oder die

Alte (f. Bedekind's Not. 2. Bd. 7. S. 213. Wachter's Sächs. und thüringische Geschichte II, 180. III, 381; vergl. Lepsius, Geschichte der Bisthümer zu Rumburg. 1. Th. S. 231. Anm. 1).

a) *Dierungen*, Thüringen, Dorf in dem sonst schwarzburgischen, jetzt preussischen Amte Rebra in der goldenen Aue (f. J. E. O. Leopold's Kirchen-, Pfarr- und Schulchronik der Aemter Heringen und Rebra [Herenhausen] 1817. 4. S. 355—357, wo bemerkt wird: sollte eigentlich Dierungen heißen von der Thier, die vor ihrem Einflusse in die Helme bisweilen Dorf und Flur überschwemmte).

b) *Günserode* (nicht Guneisrod, wie bei Wend gedruckt ist), Günzgerode, Günserode, welches ehemals zu dem Wipbergergaue gerechnet wurde, in dem zu der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt gehörigen, jetzt mit dem frankenhäusslichen vereinigten Amte Arnburg oder Sega, wo das Kloster Göllingen noch in späteren Zeiten Güter besaß (f. Müldner S. 6 fg. 58. 79. 125), ungedacht aus ein großer Theil dieses Dries von den Grafen zu Weichlingen im 12. Jahrh. (1188) dem Stifte Walkenried geschenkt worden war (Leuckfeld, Antiquitat. Walkenr. I. p. 136 [?] seq. 417 seq.). Die Urkunden des Stiftes Walkenried. I. Abth. (Hannover 1832.) S. 28. Not. 28. — Ein anderes Günzgerode an der Helme liegt in dem preussischen Kreise Nordhausen; f. A. A. Robad's Beschreibung des Regierungsbezirks Erfurt. 2. Ab. S. 68.

c) *Otrichshuven* (von dieser und anderen ähnlichen, in älteren Zeiten gewöhnlichen Schreibarten des jetzigen Klostens Jüterbohlen; f. Thüringen und der Harz. 8. Bd. S. 410). Schon im J. 947 hatte Herold Besitzungen daselbst (Wend III, 28. Nr. 30). Das Jüterbohlen ehemals Revenburgisch war, erhebt unter andern aus den Bestätigungsbriefen des daselbst errichteten Klosters vom Jahre 1147, worin es ausdrücklich heisst, daß es in dem Gaue Langewitz und in der Grafschaft des Grafen Eizo liege, und aus dem Lehnbriefe, welchen der Landgraf Albert von Thüringen im J. 1302 dem Grafen Heinrich von Hohnstein, Gemahl der Gräfin Irmingard, nach dem Tode ihres Vaters Günther VIII. aus jenem Geschlechte über dasselbe nebst Wachsenburg, Arnau und Arnstadt ausserlegen liess. Außerdem bezogen mehrere Documente die wohlthätigen Gesinnungen, welche Mitglieder des Revenburgischen Hauses durch ansehnliche Geschenke und Vermächtnisse gegen dieselbe zu ihrem Gebiete gehörige Kloster an den Tag legten.

d) *Hesseneberk* (nicht Hessenebeth, wie Wend unrichtig gelesen hat) wird weiter unten *Hesseneberch* geschrieben (f. über die verschiedenen Schreibarten dieses Namens, unter welchen die form Eschinber, Eschinbere, Eschineber nicht selten ist, das Leben des heiligen Ludwig, Landgrafen in Thüringen, herausgegeben von H. Rückert. Leipzig 1851. 8. S. 150 fg.). Müldner (S. 11. 79. 122 fg.) zählt die Güter in dem zwei Stunden von Gotha entfernten Dorfe Eschenberg zu den ältesten Besitzungen Göllingens; f. Brüdner's Kirchen- und

Schulenkataster des Herzogthums S. Gotha. 3. Th. 8. St. S. 3—28.

e) *Seitenstede* (Setenstede, Setinstede, Setinstedt), Seitelshäbi, 4 Stunden von Gotha, 2 $\frac{1}{2}$ von Eisenach, 1 $\frac{1}{2}$ von Waltershausen dieselbe und senkrecht der Hölzel; f. Brüdner a. a. D. 2. Th. S. 20—33. Waltrmanns de Seitenstede ministerialis Landgravi Ludovici führte davon den Namen; f. Chronic. Reinhardtsbrunn. ed. Wegeler p. 194 seq.

f) *Beringig*. Schultheis (im Directorium diplom. I. S. 135. Nr. 28) ist geneigt, diesen Ort für das Gut Beringen oder Berringen, eine halbe Stunde nordwärts von Heringen (f. Leuckfeld, Antiqu. Walkenr. I. 389—391), zu erklären. *Beringen* grangia ecclesiae Walkenriedensis ums Jahr 1250; f. Sudendorf's Urkundenbuch zur Geschichte der Herzoge von Braunschweig. 1. Th. S. 24. Nr. 34. Urf. des Stifts Walkenried. I. S. 172. Nr. 240 vom Jahre 1242. Die Entscheidung über die eigentliche Lage dieses Ortes wird dadurch schwierig, daß mehrere dieser Namens in Thüringen angetroffen werden, nämlich einer zwei Stunden von Arnstadt am linken Ufer der Wipfra (f. Apfelfiedt's Geomathesonde des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen. 2. Heft. Geographie der Oberherrschaft Sondershausen. 1856. 8. S. 105). Drei in dem Herzogthume Gotha erscheinen zuerst in einem heroldschen Documente vom Jahre 932 (bei Wend, Urkundenb. zum J. 9. S. 27: Chiribbaringa, Uuluebaringa und Paring). Von dem zweiten sagt der Abt Siegfried zu Hersfeld in einem undatierten Documente des herzoglichen Archives zu Gotha: „quandam ecclesiam nostram in wolvesberinge a suditione sue matricularis in Majori beringe emancipavimus et liberam esse statuimus.“ Endlich kommen noch vor: die Wüstung Behringen im Wipfra im Amte Arnau (f. Weimarisches Staatsarchiv vom Jahre 1846. S. 164. Nr. 10): „Die Wüstung Behringen köst an die Markung des Dorfes Wipfra im Amte Arnau und fast einen beträchtlichen District in sich. Sie grenzt gegen Morgen an die schwarzburgischen Dörfer Ober- und Unterwillingen, gegen Mittag an Dörsdorf und Neured, Goth. Höheit, gegen Abend an Wipfra und gegen Mitternacht an das adel. v. Verbisdorf, jetzt v. Ketschdorf'sche Gerichtsdorf Behringen.“ f. Schultheis, Beschreibung des Amtes Arnau S. 37. Leherbehringen (Barige 874, Berringen 1104) gehört zur Hälfte in das Am. Eisenach (43 Häuser, 161 Einw.), der übrige Theil ist S. Gotha'sch (f. ebend. S. 208. Nr. 29). Am glaublichsten scheint es, daß man hier an eins von jenen bereits erwähnten Dörfern im Gotha'schen zu denken habe, deren jetzige Benennung und Lage folgende ist: Großbehringen 3 $\frac{1}{2}$ Stunden von Gotha (Brüdner's Kirchen- und Schulenkatast. 3. Bd. 2. St. S. 62—69); Leherbehringen drei Stunden von Gotha (f. ebend. S. 72—83); Wolfbehringen (ebend. 3. St. S. 2—23).

g) *Ordorf*. Die Gegend von Dörsdorf gehörte ohne Zweifel schon vorher zu dem Gerichtsbezirke der Grafen

von Reverbung (f. Ehr. Friedr. Krügelstein's Nachrichten von Dhruf und dessen nächsten Umgebungen aus der Vor-Gleichen'schen Zeit. 1. H. [Gotha 1823. 4.] S. 4. Ebend. Nachrichten von der Stadt Dhruf [1844. 8.] S. 13—15. 76—78).

h) *Weckmar*, sehr ansehnlicher und volkreicher Ort und Sitz mehrerer adeligen Familien in dem Herzogthume S.-Gotha, von welchem J. Ehr. v. Hellbach eine handschriftliche Beschreibung und Geschichte hinterließ, die jetzt in der Schulbibliothek zu Dhruf aufbewahrt wird. Vergl. über die Verhältnisse desselben zu der Abtei Hersfeld Krügelstein's Nachrichten von Dhruf S. 15. 27. 29. 67. 121. 147.

i) *Collihi*, *Gölleba*, *Kölleba*, im jetzigen preussischen Herzogthume Sachsen. Die dasige Kirche war schon am 3. März 802 von etlichen Grafen, unter denen zwei mit Namen Wüthier vorkommen, dem erwähnten Eiste Hersfeld überlassen worden; f. Wend II, 18. Nr. VIII. Unger's Chronik von Gölleba (Leipz. u. Dreßd. 1802. 8.) S. 46 fg. Enthält Lehnbriefe über das dasige Schultheissenamt. Graff's, Abte zu Hersfeld, Kaufbrief über das Schultheissenamt zu Gölleba d. d. 1524 Mittemoch nach Misericord. domini (den 14. April) ist in v. Ledebur, Allgem. Archiv für die Geschichtsfunde des preussischen Staates. 11. Bd. 4. St. 1833. S. 325 fg. Nr. 27 gedruckt. Vergl. Krügelstein a. a. D. S. 15. 27. 29.

k) *Walsazi* (f. auch unten unter γ). Die Vermuthung, dass Walsazi in der Nähe von Dhruf gesucht werden müsse, liegt sehr nahe, da dort auch Weckmar, Emleben und Schwabhausen sich finden. Und wirklich soll, nach dem Zeugnisse des vor Kurzem erschienenen gründlichen Werkes: Regesten und Urkunden zur Geschichte des Geschlechts Wangenheim (Hannover 1857. 8.) S. 9. R. 11, ein jetzt ausgegangener oder wüster Ort in dasiger Gegend diesen Namen geführt haben. Man hat also wohl nicht nöthig, zu Walsachsen in dem herzogt. forburgischen Amte Neustadt an der Saale (f. v. Hoff, Geograph.-statist. Abriss der Länder des Hauses Sachsen Ernestinischer Linie S. 251) oder zu andern ebenso benannten, weiter entfernten Dörfern seine Zuflucht zu nehmen. Uebrigens scheint auch Walsazi der Herr nach nicht Walsachsen, sondern wie holsaten, elsazi von sitan, sitzan zu sein. Derselbe Name, wie in der bekannten würzburger Grenzsurkunde bei Gerard, auch in Wasmann's Abschweifungsformeln S. 183 Unalsazza (pagus) und Monum. Boic. 30, 1. 280 (im J. 1017) Walssezin, verdrückt Walschin in Chronio. Gottwic. 2, 841 (von 1184). Heinrich Leo stimmt mit dieser Ansicht Wasmann's überein, wenn er sagt: „Die Verdrückung von z in ch wäre doch flau. Walsazi würde habitatio amoenae, aber auch Walsazi verdröben, habitatio silvatica bedeuten.“ Vergl. R. Roth's Kleine Beiträge zur teutschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung. 1. H. (München 1850. 8.) S. 24. 3. §. S. 125 fg.

l) *Imilibo*, Emleben, 1 1/2 Stunde von Gotha, zwei Stunden von Dhruf. Die dasige Kirche war dem heiligen Bonifacius gewidmet; f. Brückner's Beschrei-

bung des Kirchen- und Schulstaats im Herzogthume Gotha. 2. Th. 7. St. S. 34—51.

m) *Suabehusen*, Schwabhausen, zwischen Gotha und Dhruf, hat Weckmar, Pettröda und Hohenfricken zu Nachbarn; f. Krügelstein's Nachrichten von der Stadt Dhruf S. 62 fg. und Brückner a. a. D. 2. Th. 11. St. S. 1—7.

n) *Heessenberg* f. oben d.

Urf. zwischen 1039 und 1045. *

u) *Salzaha*. Salza wird in einer Urkunde vom 15. Sept. 802 (Wend's 8 Urkundenb. zum 2. B. S. 19) ausdrücklich in den Helmgau verlegt, woraus hervorgeht, dass kein anderes als das Dorf dieses Namens bei Nordhausen gemeint sein könne (f. auch Breviarium Lulli p. 17. Vergl. Urkundenb. zum 3. B. S. 18 fg. Nr. XVIII, vom 1. Juni 932 ebend. S. 27. Nr. XXIX, vom Jahre 1162 ebend. S. 77. Nr. LXXVIII, vom 30. Juli 1239 ebend. S. 162. Nr. CXC. Vergl. Kobad a. a. D. S. 80 fg.).

γ) *Ottinscova*, vielleicht das jetzt preussische Dorf Ottenhausen an der obern Elbe bei Greußen; vergl. Kobad a. a. D. S. 178 und Apffelstedt, Geographie der Unterherrschaft S. 195*. Noch in neuern Zeiten befah das Haus Schwarzburg daselbst zehn Hufen Landes als feudum extra curtem; f. Hellbach's Archiv von u. für Schwarzburg S. 96. Es gibt auch eine Wüstung Ottenhausen (1037 Ottenhusen, im Amte Römhild gegen Behringen zu, wohin sie auch zum Theil gehört); f. Brückner's Landeskunde u. 2. Th. S. 147. Joh. Voigt (in der Geschichte des Papstes Gregor VII. 2. Aufl. S. 133. Anm. 3) hat auch dieses Ottenhausen, „die jetzige Wüstung Ottenhausen, sonst ein ansehnliches Dorf unter dem Schlosse Hufberg bei Weiningen,“ im Sinne, wenn er den Ort bestimmen will, wohin sich König Heinrich IV., nach Lombard's Erzählung (f. p. 93 meiner kleinern Ausgabe und S. 107 der teutschen Uebersetzung), im J. 1071 von Hersfeld begab, der von diesem Geschichtschreiber „der Weiler (villa) Ottenhusen“ genannt wird. Doch fragt sich, ob man nicht der Sprache Gewalt anthut, wenn man die Emphases covha in hausen aufsetzt, da diese mehr auf hofen oder hube hinzudeuten scheinen.

γ) *Walsazi* (f. oben k).

4) a) Urkundenensammlungen von Böhmen, Mähren und Ungarn. — C. Jaromir Erben, Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae (in 2 Theilen). P. 1. annorum 600—1253. (Prag. 1855.) Codex diplomaticus et epistolarius Moraviae, Urkundenensammlungen, herausgegeben von B. Ritter von Ehlmedy und red. von Joh. Echl. (Brünn 1854. 4.) Codex diplomaticus et epistolarius Moraviae. Studio et opera Ant. Boczek, Soc. Scientiar. Prag. et aliar. membri nec non prof. publ. T. 1. ab ann. 396—1199. (Olmuß 1836. XXIV und 355 Seiten gr. 4., der 5. Band von 1294—1360 erschien 1850.) Codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticae ac

civilis studio et opera *Georgii Feier*, Bibliothecarii Regii. Ofen in der k. k. Hofbibliothek, Leipzig in Commission bei Brockhaus. Tomi sex, die aber mit Einleitung und Register aus 14 Bänden in 8. bestehen.

4) b) Topographien von Böhmen und Mähren. — Jacobus Schaller, Topographie des Königreichs Böhmen. 3. Theil. Bruckner Arcid. (Prag und Wien 1790. 8.) S. 259—262: St. Gunther, Gutwasser, Dobro Woda, ebendem von den häufigen Birkendünen Brzejn genannt. 3. G. Sommer, Das Königreich Böhmen, statistisch und geographisch dargestellt. (1—7. Bd. Prag 1833—1839. 8.) 8. Bd. 1840. S. 261 fg. vergl. S. 82 Gutwasser. Grego. Wolny, Mähren, topographisch, historisch und statistisch geschildert. (Brünn 1835—1846.) Geschichte des Benedictinerstifts Ragnern in Mähren. Mit steter Rücksicht auf die Landesgeschichte, nach Urkunden und Handschriften bearbeitet von Dr. Beda Dubl, Prof. 1. Bd. Von der Gründung des Stifts bis zum Ende der Hussitenkriege 1048—1449. (Brünn 1849. XVIII. und 532 Seiten gr. 8.)

5) Untersuchung der Echtheit und des Inhalts der Documente von den Jahren 1009, 1019, 1029, 1040 (2), 1045, 1046, welche sich auf Günther beziehen, nebst Nachricht von einigen darin vorkommenden Gegenden und Orten. — I. 1009. 7. Jan. Merseburg. Verius circa annum 1029 conceptum et saeculo XII scriptum. Heinrichus Imperator ecclesiae sitae in heremo, quae vocatur Nordwald, a Gunthero monacho constructae, eiusdemque cellae provisoribus, territorium terminis designatum donasse dicitur. Nach *de Lang*, Regesta I. p. 62 ebarta maxime suspecta (i. unten bei dem Jahre 1029). In *den Mon. Boic. Vol. XI* (Monachii 1771.) p. 138—140. N. XXVI mit der Jubeltatsache: Imperialis concessio territorii ad cellam Guntheri, hodie *Rinchna*. an. 1009.

II. 1019. Attestatum *Beringeri* Episcopi. Pataviensis de consecratione Oratorii in heremo Nordwald a S. Gunthero erecti. Ex archivo Altahensi. In die decollationis Joannis, qui est III. kalendas Septembris (den 29. Aug.) bei *Peter I.* c. p. 59 seq. N. II. (nicht ganz genau) und in *Monum. Boic. T. XI.* p. 142. N. XXVIII nicht genau (durch einen Druckfehler mit der Jahrzahl 1018), richtig in *Mon. Boic. Vol. XXVIII.* P. 2. (Monach. 1829.) p. 210 seq. N. VIII, wo folgende Aufschrift und Jubeltatsache verzeichnet ist: *Beringeri* Episcopi Pataviensis testimonium peractae a se dedicationis cellae in bonorem S. Johannis Baptistae a Gunthero nobili Eremita in Nordwald exstructae.

III. 1029 (vid. 1009). Data VII Idus Junii Indictione VII anno dominicae incarnationis MVIII. Anno uero domini Heinrichi secundi regnantis VIII. Actum Merseb. feliciter amen. Die Würtheit der Jahrzahl x. suchen die Herausgeber der *Mon. Boic.* mit folgenden Gründen zu beweisen:

a) Instrumentum hoc, quod Heinrichum II. primo imperatore, in monogrammate autem regem vocat, ex hac ipsa dissonantia iustum esse nequit. *Insolita* jam literarum forma saeculum XII manifestat. Ipsum *sigillum* diligenter inspectum fraudem quandam indicare videtur. Suspicio fraudis augetur ex eo, quod *Conradi II.* diploma de anno 1029 1. Jan. (supra inter originalia N. 330 impressum) in codice Hermannii abbas desit, quodque Niederaltancensibus *novum sigillum* primo impresso addere visum est. Jam vero nostrum transumptum cum diplomate *Conradi* 1029 1. Jan. de verbo ad verbum convenit, *exceptis nominibus Heinrichi II.* et Cunigundae reginae. Fictio ergo antiquissima aetatem Hermannii abbas superat.

b) Notae chronologicae omnes conveniunt anno, in charta indicato 1009, res ipsa ad annum 1029 referenda est.

c) Editum est a *Gretser* in divis Bamberg. (Ingolst. 1611. 4.) p. 69 seq. und in *Ludewig*, Ser. rer. Bamb. I, 331. *Hund*, Metrop. Salisburg. II. edit. Monac. 37, edit. Ratiabon. 25. Monum. Boic. XI, 144—146. No. XXX unter dem Titel: Resignatio territorii Celle S. Guntheri hodie Rinchna concessi. An. 1029 occurrit etiam in codice Hermannii abbas, medio saeculo XIII conscripto fol. 76. Vid. *Monum. Boic. Vol. XXX.* P. I. (Collectionis novae Vol. III. P. L.) Monachii 1831. p. 393. No. VIII (inter diplomata falsa et rescripta).

d) Nomen aquae Salae duplici vice alio atrimento, coseva tamen manu et absque rasura inscriptum est. Cf. etiam *Hannizi* Germania sacra. T. I. p. 240 seq. *Dobner*, Annal. T. V. p. 37 (wo diese Urkunde ebenfalls für unecht erklärt wird). *de Lang*, Regest. a. rer. Boic. Autograph. Vol. I. p. 62.

Ueber die Lage einiger der in den besen Urkunden von 1009 und 1029 erwähnten Orte und Gegenden theilten in dem Jahre 1825 an mich geräthliche Briefe des damaligen Rathes und k. k. Hofbibliothekars *Deister* zu Bamberg und des Oberpostamanns v. *Klein* zu Jülich erwünschte Aufschlüsse. „Man kann mehr in den Schenkungsbrieffen von 1029 und 1040 angeführte Orte als unsichtbar noch jetzt vorhanden bezeichnen. *Leipfusa*, von wo aus die Beschreibung der Grenze anfängt, ist der heutige Bach *Leipfla*, der etwa eine Stunde von der ehemaligen, dem Kloster Altahsch lehnbaren Pfarrei *Rinchna* entspringt. Das kleine Dorf *Leipfla*, welches an diesem Bache liegt, ist aber wahrscheinlich erst später entstanden. Nicht weit davon in der Nähe der Grenzbeschreibung befindet sich eine waldige Anhöhe, welche von den dortigen Leuten der *Girschberg* genannt wird. Es führen zwar mehr Berge in dieser Gegend diesen Namen, allein diese können nicht mit dem beschriebenen Bezirke in Verbindung gesetzt werden. Es dürfte *Chirichsch* hierunter verstanden werden, denn die Endsilbe buch, buel, bug, berg ist gleich. Eine Stunde davon liegt *Holerenberch*, *Goldenberg*, welches sich also gegen die damalige *Bene-*

nung nicht geändert hat und gleichfalls eine walbige Anhöhe ist. Von da aus gelangt man über den Forhenbach (Forenbach), Föhrenbach, Föhnbach in den von Metten (Metema, Metama). Dieser Bach, an dem auch das kleine Dorf Metten liegt, ergießt sich etwa eine Stunde unter dem Markte Regen in den großen Regenafluß (flumen Regen), desgleichen der Sala oder Salla-bach, etwas unterhalb Metten. Im Verflusse des Regenaflusses abwärts gelangt man ganz richtig nach der Beschreibung an den Ort Sebrach (Piperhah), ein Dörmchen und Dorf, welches ebendort zu dem Kloster Gotteszell gehörte und von da aus versehen wurde. Die Grenze zieht nun rechts zu dem See auf dem Berge Gadavich (Hadavich, Hadavut, Hadavut). Diese Benennung ist ganz verschwunden; es ist aber dieser Berg kein anderer als der Arber, denn nur auf diesem ist ein See anzutreffen, und in einer alten Landkarte von 1710 wurde der Berg Atteich genannt. Aus diesem kleinen See entspringt der Sebrach (Sebach), weiter unten am Berge quillt die Schwarzja oder Schwarzbach (Suartz-zaba, in der Urkunde von 1040 heißt es: Et inde sicut intericium est vsque in exostum *swartzabae*) hervor, ersterer ergießt sich oberhalb Zwiesel in den Michel (celtisch: weiß) Regen, letzterer fällt unterhalb Zwiesel, wo sich beide Regen bereits vereinigt haben, in den nun genannten großen Regen. Schwarzja, Schwarzbach, Schwarzach ist ein Dorf an dem Bache gleiches Namens. Von dem Orte, wo der Sebrachbach (ausque ad locum ubi kelbiripach [kelbirisbach, kelbirisbah] cedit in album Regen) in den Michel oder weißen Regen fällt, wird also die Grenze auf dem ehemaligen Wege über den Berg und Ort Limberg gehen bis an den sogenannten schwarzen Regen. In diesen fällt auf der linken Seite der Bach Flanzig (Hadniza). Wird nun der Lauf dieses Baches aufwärts verfolgt, so gelangt man an das Dorf gleiches Namens, von wo aus weiter gegen den Ursprung dieses Baches sich die Grenzbeschreibung schließen wird. Der in einer der Urkunden angeführte neue Weg ist noch zu bemerken, und wird von den anwohnenden Landleuten der Güntherberg genannt („et sic per stratum et super nigrum Regia usque ad eandem novam etiam a Guntherio monacho preparatam“). Uebri gens muß noch angeführt werden, daß bei Kößing gleichfalls ein Bach unter der Benennung „weißer Regen“ fließt, der sich mit dem großen Regen vereinigt. Er ist aber mit dem vorhin beschriebenen auf keinen Fall zu verwechseln, da sich die Grenze dieses Bezirkes nicht bis dahin ausgedehnt hat und eine Verbindung mit diesen nach der Lage der übrigen gleichstimmenden Umstände sich nicht denken läßt. — Wenn auch der erforderliche Aufschluß hier noch nicht vollständig geliefert ist, so können doch die Grenzen als bestimmt angegeben werden, und es dürfte hier wenigstens der Anhaltspunkt zur weiteren Erforschung über das Alter, Entstehung und weiteren Verhältnisse der Orte gegeben sein.“

IV. 1040. 17. Januar. Augustae. Heinrich III. rex monasterio S. Mauritii (Niederaltaach) ecclesiam in Nordwalde a Guntherio monacho constructam

Rimichinaha dictam, bonaque illuc pertinentia in Swenikougau in comitatu Adalberti Marchionis et Diotmari praesidis sita, tradit, terminosque antiquos hocce diplomate designat.

Notae: a) Sigillum impressum fractum quidem est, ast totum adhuc et pro conservatione circulo ex orichalco circumdatum.

b) Notae chronologicae inter se conveniunt.

c) Ineditum sub hac saltem forma, quam tali nimirum limitum descriptione, qua fere sola differt ab alio instrumento eiusdem anni ac diei edito in *Hund. Metrop. II. Edit. Mon. 30. edit. Ratisb. 26. Lünig, Spicileg. eccles. III. Theil. 492. Monum. Boic. XI, 146—148. N. XXXI* mit der Aufschrift: *Ecclesia Rinchina Monasterio Altahensis adtribuitur an. 1040.* — Notandum vero hoc instrumento in edito confirmari limites, quales locus *Rinchina* jam anno 1029. 1. Januar. sive tempore primae confirmationis habuit, uti conferenti utrumque instrumentum patebit; altero antem instrumento illi superaddito noviores limites eiusdem loci continuata rancatione factos ac, ut videtur, in aliquibus partibus dilatatos, neque a rege Heinricho confirmatos fuisse, pro petitione nimirum impetrantium, ac neutrum horum instrumentorum suppositionis aut falsitatis posse redargui, cum neutri quidquam suae perfectionis desit. Cf. *Mon. Boic. Vol. XXIX. Edit. Academiae scientiarum Boica. Pars prima. Monachii 1831. 4. (Collect. nov. Vol. II. P. I.) Augustae Vindelic. Diplomata imperatorum authentica N. CCCL. p. 62—65.*

V. Anno 1040. 17. Januar. Augustae — Heinrichus III. rex monasterio S. Mauritii (Niederaltaach) ecclesiam in *Nortwald* a Guntherio monacho constructam *Rimichinaha* dictam, bonaque illuc pertinentia in Swenikougau, in comitatibus Adalberti Marchionis et Diotmari praesidis sita, tradit, terminosque noviores hoc diplomate designat.

a) Sigillum impressum illaesum, ast pro conservatione circulo ex orichalco circumdatum.

b) Notae chronologicae inter se conveniunt.

c) Editum in *Hund. Metrop. II. Edit. Mon. 39. ed. Ratisb. 26. Lünig, Spicileg. eccles. III. Theil. 492. Monum. Boic. XI, 146—148. N. 30*, ubi p. 149—151. No. 32 etiam habetur *versio germanica antiquissima ex cod. Hermannii med. saec. XIII. fol. 134* indicata in marg. fol. 85 sive copiae huius diplomatis.

d) Praeter descriptionem limitum vix differt hoc instrumentum ab alio eiusdem anni et diei inedito. Notandum vero, hocce instrumento confirmatos esse limites, quales fuerant tempore dati instrumenti, dilatatos nimirum nova rancatione inde ab anno 1029 1. Jan. sive a prima confirmatione facta, quin alterutrum instrumentorum possit fraudis aut falsitatis insinuari, cum neutri quidquam suae perfectionis desit v. g. monogramma ac sigillum; vid. *Monum. Boic. Vol. XXIX. P. I. N. CCCL. p. 65* seq.

VI. 1045. XV. kal. Nouembris (18. Octobr.) Datum in urbe Praga. Diploma *Bretislai*, Bohemorum Ducis, quo ob amorem et memoriam B. Guntheri, qui Ducem de fonte baptismatis ausceperat, et ab eo in ecclesia Brzewnowiensi sepultus fuit, multa ecclesiae praedictae donat. Item in Moravia quandam cellam, cui nomen Rayhrad, ap. de *Ludewig*, Reliquiar. T. VI. p. 51, ap. *Piter* l. c. p. 61 seq. N. IV ex originali archivi Brzewnow. *Ziegelbauer*, Codex probationum N. I. p. 241 — 243. *Doberner*, Hagek. Annales Bohem. T. V. p. 285 — 287. In einigen Stellen und unvollständigen Punkten etwas abweichend von dem Abdruck bei *Piter*. *Doberner* fügt (p. 285) hinzu, daß dieses Diplom versehen sei: *Sigillo non quidem pendente* (cuins normae Boleslaimum superaque memoratum Eponis militis erat) *sed affixo*. Er scheint keinen Zweifel in die Echtheit dieser Urkunde zu setzen. Anders urtheilt *Palady* in der Geschichte von Böhmen I. Bd. (Prag 1836, 8.) S. 285 (S. 283. Anm. 92?). „Daß Günther *Bretislav's* Taufpatrie gewesen sei, wird zwar allgemein behauptet, unterliegt aber doch begründetem Zweifel, da die Urkunde von 1045 nicht recht und die Vita auch erst spätern Ursprungs ist.“ Mit dieser Behauptung ist Böhling in der Oesterreichischen Geschichte I. Bd. S. 351. Anm. 1 nicht ganz einverstanden, wenn er sagt: „Die Urkunde des *Bretislav's* (s. *Bocek*, Cod. dipl. Moraviae I, 120), auf welcher die Nachricht, daß Günther Taufpatrie des Herzogs gewesen sei, beruht, ist von *Palady* und *Erben* (*Regesta* I, 624) für unecht erklärt worden, ohne daß der Erkläre Gründe angegeben hätte. Nebenfalls ist in derselben die Erwähnung des *vicum*: „*alium vicum* *Lauben* nomine propter *furtivum venationem* similiter *patibulo* iudicatum — *Monasterio* dedi,“ — was für diese Zeit ohne Analogie wäre. Im Uebrigen werden besonders äußere Gründe *Palady's* Urtheil veranlaßt haben. Eine eingehende Untersuchung dieser Urkunde (an der auch, so viel wir wissen, *Dombrowsky* keinen Aufstoß genommen zu haben scheint) wäre wünschenswerth.“ Hierher gehört endlich noch das Zeugnis *Dudif's* in der Geschichte des Benedictinerklosters Ragnern, welches wir, da uns das gränzlische Werk selbst nicht zugänglich ist, mit den Worten des Recensenten in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1850, 3. Bd. 139. St. S. 1785 wiederholen wollen: „Als derjenige, welcher die Stiftung von Ragnern durch den Herzog *Bretislav* I. veranlaßt haben soll, wird der Eremit *Günther* genannt, welcher daher auch, obgleich von Rom nicht kanonisiert, von den Benedictinern in Böhmen und Währen von jeher als Heiliger verehrt worden ist. Der Verfasser erkennt jedoch an, daß sowohl dessen Vita, als die auf ihn bezüglichen Urkunden einer weit spätern Zeit angehören, und daß daher seine Lebensverhältnisse (wenigstens in einiger Hinsicht) ungewiß sind.“ Nach *Dudif* wurde das Stift Ragnern erst 1048 gegründet. Im Allgemeinen drückt sich *Wattenbach* (a. a. D. S. 229. Anm. 4) in dieser Beziehung so aus: „Zu warnen ist vor den auf *Günther* bezüglichen falschen Urkun-

den, welche im 13. Jahrh. zu Kloster *Bygenow* verfaßt wurden.“

VII. 1046. 12. November. *Egilbertus* Pataviensis antistes, antecessoris *Berengeri* vestigia premens, cellae, quam *Guntherus* eremita in Nordwald extruxit, omnem decimam terrae cultae vel incoltae infra eandem cellam ad dies vitae suae et *Ratmundi* inferioris *Altahae* concedit. — Ecclesiae Pataviensis, olim *Laureacensis*; Codex traditionum alter; vid. Monument. Boic. Vol. XXVIII. P. II p. 99 seq. N. I. Schon vorher, aber weniger getrennt, in Monument. Boic. Vol. XI. p. 153 seq. N. XXXIV mit der Aufschrift: *Concessio decimarum ad dies vitae*. Der Bischof erklärt darin, daß er diese Vertheilung des Zehnten durch den Bischof *Beringer* jetzt erneuert habe: „*Ratmundi* abbatiss cuius *potentati* cellula eadem *obitu Guntheri* praefati successit *petitione* devictus,“ woraus zugleich folgt, daß *Günther* nicht lange vorher (also, nach der richtigen Angabe, im J. 1045 den 9. Oct.) und nicht erst 1047 gestorben ist. (Dr. *Hesse*.)

GÖLLNITZ, 1) Dorf im Herzogthume Sachsen-Altenburg, zwei Stunden von Schmöln, besaß einen merkwürdigen Apfelbaum, der 300 edle Sorten enthielt und von denen 170 Sorten im J. 1818 Früchte trugen. Die Höhe des Baumes wird zu 4 Fuß, die Breite zu 5 Fuß angegeben.

2) Bergkuppe im zipser Comitate im Königreiche Ungarn (36° 37' 2" d. L., 48° 50' 27" nördl. Br.) am Unterlaufe der auf dem *Kralowa* Gola entspringenden Gölnitz, einem Nebenflusse der in die Heiß fallenden *Lundert* (Gernat), mit 5000 Einwohnern, die fast sämmtlich Bergleute sind, mit Kupfer- und Eisengruben, Messer- und Drahtfabriken. (H. E. *Hössler*.)

GÖLNITZ (Abraham)¹⁾, teutscher Reisender und Geograph des 17. Jahrh., gewöhnlich *Golnitzus* genannt, über dessen Lebensverhältnisse wir Nichts weiter wissen, als daß er zu Danzig geboren wurde, als junger Mann die meisten Länder Europa's durchreiste²⁾ und im J. 1642 zu Kopenhagen als Secreair des Königs *Christian* IV. von Dänemark lebte. Auch das Jahr seines Todes ist unbekannt. Seine geographischen Schriften, welche bei seinen Zeitgenossen den größten Beifall fanden und in vielen Auflagen verbreitet wurden, verdienen jetzt noch Beachtung und insbesondere enthält die Beschreibung seiner Reise durch Belgien und Frankreich (*Ulysses belgico-gallicus*, *fidus tibi dux* et *Achates* per *Belgium hispan.*, *Regnum Galliae*, *Ducat. Sabaudiae*, *Turinum* usque *Pedemontium metropolim*. Lugd. Batav. 1631. 2. Amstelodami 1655. 12.), obgleich sie nicht frei von Irrthümern und von Fehlern in der Orthographie der Namen ist, in der Aufzählung der Merkwürdigkeiten der französischen Städte³⁾ manche, für

1) Joh. G. Th. Gräfe (Verzeichn. der Literairgesch. 3. Bd. H. 2. S. 811) nennt ihn irrthümlich *Albrecht*. 2) Qui ipse maximam Europae partem non semel obivi, *Horreum* cum *Compendio geographico*. 3) Die Reise erstreckt sich nicht über Spanien, wie J. G. Reuß (Bibliotheca historica. Vol. VI. P. I. p. 75) fälschlich annimmt.

die Geschichte und Topographie werthvolle Bemerkungen, welche man anderwärts vergebens suchen würde und eine von Louis Goulon besorgte französische Uebersetzung (Ulysse François. Paris 1843. 12.) beweist, daß die Bewohner des von Gölnitz durchkreuzten Landes den Werth seiner Mittheilungen zu wärigen wußten; für die Geschichte der deutschen Cultur sind die Statuten und Privilegien der deutschen Nation an der Universität zu Orleans, welche er vollständig mittheilt¹⁾, vorzugsweise wichtig. Auch sein zum Uebersetzen des Sohnes des dänischen Königs Christian Thomasus verfaßter Abriß der Geographie (Compendium geographicum, succincta methodo adornatum. Amstelodami 1643 und 1649. 12. Wittenberg. 1671 und 1678. 12.) kann jetzt noch, da er nicht Aueren nachgeschrieben ist, sondern auf eigener Anschauung und gründlicher Untersuchung beruht²⁾, über den damaligen Zustand der europäischen Länder und hauptsächlich über Spanien mit Nutzen zu Rathe gezogen werden. Dagegen haben jetzt sein Princeps ex Corn. Tacito curata opera deformatus (Lugd. Batav. 1636. 12.) und seine Ausgabe der Politica christiana von Lamb. Daneau (Lugd. Batav. 1639. 12.) ihre Bedeutung verloren. Ein genealogisches Handbuch, welches er zu schreiben beabsichtigte³⁾, scheint nicht zu Stande gekommen zu sein⁴⁾. (Th. II. Kuhl.)

GÖLTZSCH (die), ein Fläszchen im Volzlande im königreiche Sachsen, entspringt in der Nähe des Städtchens Falkenstein, geht durch Elfeld, Auerbach, Gölsch, Niederauerbach, Rodewisch, Wlen, Lengsfeld und Waldfirch zu fürstl. reußischen Stadt Greiz und fällt in geringer Entfernung von dieser Stadt bei Elsdorf in die weisse Elster. Bei Reichenbach ist das Gölschthal durch einen großartigen, 2000 Fuß langen, 278 Fuß hohen Biaduct der kais. sächs.-bairischen Staats-eisenbahn überbrückt. (H. E. Hössler.)

GÖMÖR oder Sajo-Gömör, ein Marktflecken im ungarischen Bezirke der gömörer Gespanschaft in Ungarn, an dem in der Gespanschaft entspringenden Flusse Sajo, unter 38° 0' 28" N. und 48° 27' nördl. Br., mit 2000 Einwohnern, einer lutherischen Kirche, einem Gymnasium, Töpfereien, Tabaks- und Weinbau. Das alte Schloß steht auf dem Var-hegy (dem Schloßberge).

(H. E. Hössler.)
GÖMÖRER GESPANSCHAFT, ungarisch Gömör-Varmegye, slowakisch Gemerska Stolica, im Kreise dieses der Theil in Oberungarn, eine der höchsten Berglandschaften Ungarns, liegt mit dem Kleinböhmer Gemste vereinigt zwischen 37° 3' — 38° 32' 5" der L. und 48° 11' — 49° 3' nördl. Br. und zählt auf 76½ Meilen über 150,000 Einwohner, Magyarren,

Leuzische, Slawen und Ilgerner in 13 Marktflecken, 286 Dörfern und 97 Prädien. Der obere Theil ist sehr gebirgig, rauch und wenig fruchtbar, dagegen haben die Berge, unter denen wir den Schyenberg und Sylney nennen, einen Reichthum an Gold und Silber, Eisen (100,000 Centner jährlich?), Kupfer, Quecksilber, Antimonium, Zinnob, Steinsohlen, an Sauerbrunnen und Stalwässern. Bei Agtele findet sich eine berühmte Höhle. Der untere Theil ist eben und fruchtbar an Getreide, Holz, Flachs, Weizen und vornehmlich an gutem Tabak. Auch an Wollprei aller Art mangelt es nicht. Neben den Arbeiten des Bergbaues wird von den Bewohnern auch Schafzucht betrieben und Wapler, allerhand Holzwaren, Leinwand, irdenes Geschirr und Tuch verfertigt. — Ihren Namen hat die Gespanschaft von dem alten, verfallenen Schlosse Gömör, dessen Ruinen an der Westseite des gleichnamigen Flusses sich befinden. (H. E. Hössler.)

GÖNNER (Friedrich Gebhard Theodor), Professor der Medicin bei dem Collegium medico-chirurgicum in Berlin, war in seinen jüngeren Jahren Privatdocent und schrieb eine Einleitung in die Pathologie (Berlin 1778.). Aber in späterer Zeit kam er auf diesen Gegenstand wieder zurück in einer Rede über die Wichtigkeit der Pathologie (Berlin 1790. 8.). Als brauchbar empfahl sich vorzüglich das ergrunnete Werk, das sich mehre Jahre in Ansehen erhielt. Im Jahre 1788 war Gönner Professor der Pathologie und Emlott bei dem Collegium medico-chirurgicum geworden. Mit vielem Beifalle hielt er über 30 Jahre öffentliche Vorlesungen, die sich fast über alle Theile der Medicin erstreckten. Literarisch thätig zu sein, wozu ihn seine Kenntnisse befähigten, fand er keine Ruhe. Sein ganzes Leben war dem ihm übertragenen Lehramte gewidmet. Die Gründlichkeit seiner Kenntnisse und sein ansehnlicher Vortrag als Dozent verschafften ihm ein zahlreiches Auditorium. Mit rastlosem Fleiße erfüllte er, selbst noch in höherem Alter, seine Berufspflichten. Viele Aerzte und Wundärzte des preussischen Staats, besonders der Armer, verdankten ihm einen wesentlichen Theil ihrer Bildung. Er starb am 24. Nov. 1804 im 65. Lebensjahre⁵⁾.

(Heinrich Döring.)
GÖNNER (Nicolaus Thaddäus von), ursprünglich bürgerlicher Abkunft, später in den Adelsstand erhoben, erblühte das Licht der Welt am 18. Dec. 1764 zu Bamberg, wo sein Vater, Michael Gönner, als Rechnungsdirektor und domkapitularischer Kassier angestellt war. Er genoß eine sorgfältige Erziehung. Seine Talente und sein Fleiß berechneten nach dem fast einstimmigen Urtheile seiner Lehrer, schon als er noch die Schule seiner Vaterstadt besuchte, zu nicht geringen Erwartungen für die Zukunft. In den ältern Sprachen und in der Mathematik machte er rasche Fortschritte. Aber auch die schönen Wissenschaften waren von seinem Jugend-

4) Edit. Lugd. Batav. 1631. p. 226 — 252; vergl. Geyffl., Art. Giphanius, 67. Bd. S. 67. 5) Ille monero volui, ut quid ibi ab aliis sit discernimus, posteritas notaret, nam non conseribibile, sed verum scribere mihi animus fuit, Vertere cum Compend. geogr.

6) Was aus diesem Werke hervorgeht. 7) Vergl. Chr. Savic Onomasticon litterarum. Vol. V. p. 557. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 562. Biographie générale. Tom. XX. p. 946.

*) Vergl. Allgem. Literaturzeitung. Intelligenzblatt 1804. Nr. 202. S. 1659. Waisel's Berl. Deutschland. 2. Bd. S. 593. 11. Bd. S. 281. Daus's Russ. höher. Biograph. literarische Sammlerzeitung. 6. Bd. S. 507.

unterrichte nicht ausgeschlossen. Mit dem Plane, sich der Jurisprudenz zu widmen, eröffnete er in seiner Vaterstadt seine akademische Laufbahn. Er war kaum 17 Jahre alt, als er sich die philosophische Doctorwürde erwarb. Bei dieser Gelegenheit verteidigte er seine 1781 im Drucke erscheinende Theses *ex historia philosophiae, logica, ontologia et mathesi*. Zur Fortsetzung seiner Studien begab er sich nach Göttingen. Aus Weplar, wo er bei dem dortigen Reichsammergerichte sich in der juristischen Praxis geübt hatte, kehrte er nach Bamberg zurück. Von seiner gründlichen Kenntniß aller Theile der Rechtswissenschaft legte er in einer öffentlichen Prüfung ein so unzweideutiges Zeugniß ab, daß er bald nachher, im November 1789, zum ordentlichen Professor der Rechte und zum Beisitzer der Jurisprudenzfacultät zu Bamberg und einige Jahre später, im Juni 1791, auch zum Hof- und Regierungsrathe ernannt ward. Er hatte dadurch einen sehr ausgedehnten Wirkungskreis erhalten. Ueber alle wichtigen Lebens- und Criminalsachen mußte er votiren und referiren, über die Berufungen des Domcapitels, über Provocationen des Landgerichts und des Obermerkschallams, über alle Justizsachen in zweiter Instanz, über Gefängnisangelegenheiten, über wichtige politische Verfügungen des ganzen Fürstenthums u. d. h. Dadurch erlangte Gönner seine theoretischen Kenntnisse, und erlangte eine ungemeine Thätigkeit, die verworrenen Gegenstände lichtvoll darzustellen. Einen Beweis seiner juristischen Kenntnisse hatte er schon einige Jahre früher geliefert in einer anonym herausgegebenen Schrift *) und in einer lateinischen Abhandlung, die er bald nachher hatte drucken lassen *).

Sein Scharfsinn zeigte sich besonders in der strengen Prüfung der einzelnen Bestimmungen des neuen Criminalgesetzbuches, das im J. 1791 in dem Fürstenthume Bamberg eingeführt ward. Ebenso nützlich war er auch als Mitglied der Culturcommission durch seine Rathschläge und Anordnungen. Auch zum Mitgliede des Prüfungsenats aller Rechtskandidaten war er ernannt worden. Als akademischer Dozent las er neben seinen übrigen Collegien nach Ritters Tode auch über das Staatsrecht. Als Staatsconferenzrath beauftragt, die damaligen Eingriffe Preussens in die Rechte des Fürstenthums Bamberg gesetzlich zurückzuweisen, begab er sich, begleitet von dem Rechtsconsulenten Ertelstein, nach Nürnberg. Den dort von ihm mit dem preussischen Abgeordneten v. Kretschmann abgeschlossenen Staatsvertrag, den der Fürstbischof mündlich bestätigt hatte, dennoch durch mancherlei Cabalen scheitern zu sehen, mußte für Gönner um so unangenehmer sein, da dieser Vertrag für Bamberg in mehrfacher Hinsicht sehr vortheilhaft geglaubt werden konnte. Ein sehr ausgedehnter Wirkungs-

kreis eröffnete sich für Gönner durch das im März 1797 ihm übertragene Amt eines zweiten Hofammerconsulenten. Als solcher hatte er die Aufsicht über das Forstwesen, über den Bergbau, über die Hofbauten, Domänen, Hofintendanten, Zölle u. d. h. und zugleich als Vice-director nach dem Director die erste Stimme in allen Finanzangelegenheiten zu einer Zeit, wo diese sehr dem Einflusse der französischen Truppen im August 1796 sich in einem sehr zerütteten Zustande befanden. Durch Einführung von Tabellen und durch die Ernennung eines Contrivisors suchte Gönner die eingerissenen Mängel zu beseitigen, was seinem Eifer auch in nicht gewöhnlichem Maße gelang.

Immer blieb ihm unter so vielfachen Berufsgeschäften noch Zeit und Kraft, auch als Schriftsteller thätig zu sein. Aus einem neuen Gesichtspunkte betrachtete er in einer eigenen Schrift (Bamberg 1795. 3.) die Neben- und Haupterfolge in weltlichen Leben. Von Th. Sagemanns Einleitung in das gemeine, in Teutschland geltende Lehrecht hatte er schon einige Jahre früher (1791) eine zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe besorgt. Ein von ihm zu Bamberg im J. 1797 herausgegebenes Werk enthielt die Principien der juristischen Praxis, sowohl im Allgemeinen, als auch in Anwendung auf jede Gattung juristischer Kausale. Zu Erlangen erschien im J. 1800 die von Gönner verfaßte Entwidlung des Begriffs und der rechtlichen Verhältnisse teutscher Staatsrechtsdienstharen. Wenden schätzbaren Auslass enthielten auch seine juristischen Abhandlungen. (Bamberg 1795.), zu denen Gönner 1799 noch einen zweiten Theil hinzusetzte, in welchem er Erörterungen über den gemeinen Proceß mittheilte. Gehaltvolle Beiträge lieferte er auch zu v. Wölbendorfs und v. Kretschmann's juristischer und staatswissenschaftlicher Literatur.

Als Defan und Senior der Jurisprudenzfacultät hatte Gönner in Lehrvorträgen und Disputationen die teutsche Sprache eingeführt und außerdem in mehrfacher Hinsicht zum Flor der bamberger Universität so wesentlich beigetragen, daß es ein großer Verlust für sie genannt werden konnte, als Gönner (1799) einem Rufe nach Ingolstadt folgte. Dort war ihm die Professur des Staatsrechts angetragen worden. Mit Schmerz trennten sich von Gönner die ihn begleitenden Freunde und Schüler. Auch in Ingolstadt verpflanzte ihm seine gründlichen Kenntnisse und sein scharfwoortiger Vortrag ein zahlreiches Auditorium. Er war es, der nicht lange nach seiner Ankunft in Ingolstadt dahin wirkte, daß die Universität nach Landshut verlegt ward. Dies geschah im April 1800. Die Berufung neuer berühmter Lehrer aller Facultäten suchte er möglichst zu fördern, besonders leitete er im J. 1804 zum beständigen Profanzler ernannt worden war. Ihm ward die Auszeichnung, dem damaligen Kronprinzen von Baiern Privatunterricht über teutsches Staatsrecht zu erteilen, und während dessen Anwesenheit in Landshut war Gönner sein feierlicher Gesellschafter, Führer, vertrauter Rathgeber und Freund. Die Liebe und Verehrung der Studirenden gewann er nicht bloß durch seine geistreichen Lehrvorträge, sondern auch durch

1) Unparteiische Gedanken über die Einführung des Simultaneums in den Denarrirlichen Orten Fürstentum und Schloßhausen, und die dagegen von der Stadt Fürstentum gestellten Klagen. (Bamberg und Leipzig 1788. gr. 8.) 2) *Dis. de mutuo domini territorialis et subditorum consensu ad mutandum religionis exercitium contra obsequium anni normalis necessarios et sufficientes.* (Bamberg 1790. 4.)

die Humanität, mit der er wißbegierigen Jünglingen den Zutritt in seinem Hause gestattete, seine Freundschaft oft belehrenden Gesprächen mit ihnen widmete und sich bei jeder Gelegenheit als ihren Freund und Rathgeber zeigte. Auch als Schriftsteller empfahl er sich ihnen, wie in noch höherem Grade allen gelehrten Juristen, durch zwei Werke, durch die er sich ein bleibendes Denkmal stiftete. Beide fallen in die erste Zeit seines Aufenthaltes in Landshut. Mit einer systematischen Bearbeitung aller einzelnen Rechtsformen verband Gönnner eine ungemein scharfsinnige Darstellung in seinem Handbuche über den gemeinen Proceß³⁾. Wie sehr das Bedürfnis eines solchen Werkes gefühlt worden war, bewies die schnelle und allgemeine Verbreitung desselben. Die drei ersten Bände dieses Handbuches waren schon bis zu dem Abdrucke des vierten in zwei Jahren vergriffen. Einer von Gönnners Freunden äußert sich darüber mit den Worten: „Dieses Werk wurde schon im ersten Jahre seines Erscheinens das allgemeine Orakel sämmtlicher deutschen Hochschulen und diente noch lange vielen Juristen zum Lesebuch. Auch die musterhafte Sammlung seiner Rechtsfälle⁴⁾ trug wesentlich dazu bei, den Ruf des Meisters, dem er als Lehrer zu einer nicht geringen Ehre gereichte, immer weiter auszubreiten.“ In einer anonymen Schrift, die ohne Angabe des Druckortes 1803 erschien, entwickelte Gönnner die staatsrechtlichen Verhältnisse der adeligen Gutsherrscher in den kurfürstlich-bairischen Entschädigungsständen, besonders in den fränkischen Fürstenthümern Bamberg und Würzburg. Ebenfalls anonym und ohne Angabe des Druckortes schilderte er 1804 die Staatsverhältnisse der Reichsritterschaft im Bambergischen und Würzburgischen. Diese Schrift enthielt die Resultate einer ihm übertragenen Untersuchung jener Verhältnisse, die er während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in München (1803) genau kennen gelernt hatte. Vor dem bisher weiterverbreiteten Lehrbuche des deutschen Staatsrechts von Bitter hatte ein von Gönnner über die gleiche Materie geschriebenes Werk⁵⁾ den Vorrang durch den darin herrschenden philosophischen Geist und durch die gefällige Darstellungsgabe. Es ward auf mehreren deutschen Hochschulen eingeführt und kaum erschienen zu Augsburg nachgedruckt. Durch eine neue, vielfach vermehrte und verbesserte Ausgabe eines bekannten und weit verbreiteten Lehrbuches (Grundzüge des ordentlichen und summarischen Proceßes von B. A. R. D. A. N.) erhöhte Gönnner nach dem Tode des Verfassers die anerkannte Brauchbarkeit jenes Compendiums. In einzelnen Programmen beschäftigte er sich mit verschiedenen juristischen Materien. Unter andern schilderte er 1804 die Nothwendigkeit einer Verbesserung der Ansicht vom Staate und den Einfluß dieser Reform auf Geschichte, Politik, Statistik, Staatswirtschaft und Völkerecht. Auf diesen Gegenstand kam

Gönnner noch einmal zurück in einem 1805 geschriebenen Programme⁶⁾. In einem andern erörterte er das rechtliche Princip der deutschen Territorialverfassung⁷⁾. Für höchst nothwendig hielt er eine gründliche Bearbeitung des in Teutschland geltenden Privatrechts. Auch über diesen Gegenstand sprach er seine Ansichten in einem besondern Programme aus⁸⁾. In einer öffentlich gehaltenen und später dem Drude übergebenen Rede⁹⁾ schilderte er vom staatswissenschaftlichen und juristischen Standpunkte aus die Nothwendigkeit eines Staatsrechtes.

Ununterbrochen und gelähmt ward seine bisherige literarische Thätigkeit durch den Umsturz der deutschen Staatsverfassung¹⁰⁾. Dadurch waren mehr seiner erworbenen Kenntnisse nutzlos und unbrauchbar geworden. Seine trübe Stimmung ward noch vermehrt durch eine vieljährige Krankheit seiner Gattin, einer geborenen Wippen-dahl aus Erfurt, deren Tod seinen vier Kindern die mütterliche Pflege entzog. Seine Geistesthätigkeit war so gelähmt, daß fast jede literarische Arbeit ihn anstrebte. Er bedurfte Zeit, um sich wieder zu fassen. Sein Geiste lag jedoch nicht unter den mannichfachen unglücklichen Verhältnissen, die seine damalige Lage wahrhaft drückend machten. Sein Widererwachen vom Schluummer verkündete Gönnner durch die wissenschaftliche Begründung und umfängliche Beleuchtung einer Staatsdienstspragmatik¹¹⁾. Dies dem Interesse aller Nationen entsprechende Werk fand den fast ungetheilten Beifall aller Sachverständigen. Dem Könige von Baiern hatte Gönnner dafür die Ernennung zum Ritter des Civilverdienstordens zu verankern. Seinem Scharfblicke konnte es nicht entgehen, wie die durch den Rheinbund veränderte deutsche Staatsverfassung und Frankreichs Einfluß auf Teutschland eine neue Gesetzgebung und gänzliche Reform des juristischen Studiums dringend forderte. Er sprach sich darüber aus in besondern Vorlesungen, die von In- und Ausländern jährlich besucht wurden. In den Geist der französischen Sprache und Gesetzgebung ward Gönnner so tief eingeprägten, daß er über die dunkelsten Stellen des Code Napoléon ein helles Licht verbreiten, schätzbare Lücken ergänzen und die Widersprüche in einzelnen Gesetzen beseitigen konnte. Seine mündlichen Vorträge machte er noch gemeinschaftlicher durch die Herausgabe eines Handbuchs für die Gesetzgebung und Reform des juristischen Studiums¹²⁾. Schon früher, in den Jahren 1808 —

3) Der vollständige Titel lautet: Handbuch des deutschen gemeinen Proceßes, in einer ausführlichen Beschreibung seiner wichtigsten Gegenstände. (Göttingen 1801 — 1803, 8.) 4) Rechtsfälle und Auszeichnungen. (Landshut 1801 — 1805, gr. 8.) 5) Er erschien unter dem einfachen Titel: Deutsches Staatsrecht. (Landshut 1804, gr. 8.)

6) Als Anhang zu J. B. Rübner's Schrift: Der Staat aus dem Organismus des Universums entwickelt. (Landshut 1805, 8.)

7) Bei dem von Lorenz Hammerich herausgegebenen Verlaufe einer Entwicklung des Begriffs und der rechtlichen Verhältnisse der Reichsritterschaft in Teutschland. (Landshut 1804, gr. 8.) 8) Gedruckt als Anhang zu Wörthinger's Versuch einer neuen Theorie über das Juramentum in litter. (Landshut 1806, 8.)

9) Landshut 1805, gr. 8. 10) Anonym und ohne Angabe des Druckortes gab er damals eine Schrift heraus unter dem Titel: Ueber den Umsturz der deutschen Staatsverfassung und seinen Einfluß auf die Quellen des Privatrechts in den neuen (concurrenten) Staaten der rheinischen Confederation. 11) Unter dem Titel: Der Staatsdienstsatz aus dem Gesichtspunkte des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet; nebst der Hauptdienstspragmatik über die Dienstverhältnisse der Staatsdiener im Königreiche Baiern, mit erläuternden Anmerkungen. (Landshut 1808, gr. 8.) 12) München 1808 —

1809, hatte Gönnert ein kritisches Archiv der neuesten juristischen Literatur und Rechtspflege in sechs Bänden herausgegeben. Sein steigender Ruhm als Staatsbeamter und als Autor machte den Reich und die Mogenst reger. Er mußte seine Freimüthigkeit mit dem Schicksale büßen, daß seine Schriften einige Zeit einer strengen Censur unterworfen wurden. Trotz dieses Schicksals, das der Einfluß mächtiger Gegner über ihn verhängte, hatte sich sein Archiv für die Gesetzgebung weit verbreitet. In Oesterreich und Preußen, selbst in Frankreich ward diese Zeitschrift sehr geschätzt. Eine besondere Anerkennung seiner literarischen Verdienste ward ihm von dem Könige von Sachsen, der den Entwurf einer neuen Gerichtsordnung für die sächsischen Lande seiner Durchsicht und Prüfung unterwarf. Seine Kritik jenes Entwurfs erschien 1808 zu Landshut. Die Vielseitigkeit seiner Selbstbildung zeigte Gönnert auch in dem 1810 zu Nürnberg herausgegebenen Beiträgen zur Jurisprudenz der Teutschen.

Unter dem Fortgange seines Professorgeschäftes in Landshut war Gönnert um diese Zeit (1811) zum Gesetzgebungskommissar ernannt worden. Mit seinen Collegen blieb er noch immer in enger Verbindung, da er nur dann und wann auf unbestimmte Zeit nach München gerufen ward. Grundlos war die Beforgnis, daß er die mit einem Gehalte von 2700 fl. im J. 1812 ihm angetragene Stelle eines zweiten Directors des königl. Appellationsgerichts vom Justizreise zu München, als seinen Verdiensten nicht entsprechend, ablehnen werde. Durch das Verschreiben einer Gehaltsanforderung suchte ihn der bairische Minister v. Montgelas an die Universität Landshut zu fesseln, da seine Stelle als öffentlicher Lehrer nicht leicht ersetzt werden konnte, wenigstens nicht von einem so verdienstvollen Gelehrten. Gönnert lehnte jedoch dieses ehrenvolle Anerbieten ab. Der wachsende Einfluß der Jesuiten und der sich schon vermindende Glor der Universität scheint ihn dazu bewogen zu haben. Dann aber glaubte er auch wol in München seinem Vaterlande noch wesentlichen Dienste als bisher leisten zu können. Als Gesetzgebungskommissar hatte er 1812 das von ihm entworfene Testament einer Frau v. Dachsberg mit so vielem Echarfsinn vertreten, daß die Gültigkeit dieses Testaments in höchster Instanz anerkannt worden war. Als das erste legislative Resultat empfing damals das Publicum seine Schrift: Ueber den Begriff eines Rechts und die Erlösung dieser Eigenschaft, in besonderer Anwendung auf deutsche Erbverträge, vorzüglich nach dem römischen und bairischen Civilrechte¹⁴). Diese Schrift erregte um so mehr Bewunderung, da er sie, um den wichtigen Proceß zu gewinnen, in großer Eile hatte abfassen müssen. Noch nicht lange hatte er die praktische Laufbahn am königl. Appellationsgerichte be-

treten, als er (1813) zum Ritter des Civilverdienstordens mit Transmissions des einfachen Adels auf einen Sohn ernannt ward.

Als Schriftsteller war er noch immer thätig geblieben. Seine Erläuterungen zu dem von dem Präbenten v. Heubach verfaßten Strafgesetzbuche, die er in einer Staatscommission vorgebracht hatte, ließ er 1814 drucken¹⁵). Gleichzeitig erschienen sein dem Justizministerium zur unparteiischen Prüfung übergebener Entwurf eines Gesetzbuches über das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Rechtsfachen¹⁶) und die erste Abtheilung seiner Beiträge zur Gesetzgebung in den neuen Staaten¹⁷). In literarischen Arbeiten oft gekört durch die trockenen und mechanischen Directorialgeschäfte beim königl. Appellationsgerichte, ward Gönnert froh, als ihn im April 1815 die Ernennung zum geheimen Justizreferendar von Gesandtschaften befreite, die mit seinen Neigungen so wenig harmonierten. Ununterbrochen beschäftigte ihn seitdem die Ausarbeitung und Vollenbung der zeitgemäßen Gesetzbücher. Im J. 1817 ward er zum Staatsrath im außerordentlichen Dienste und im Februar 1820 zum wirklichen Staatsrath im ordentlichen Dienste bei der Justizsection ernannt. In diese Zeit fallen seine nach dem Muster von Frankreich, Oesterreich und Preußen verfaßten Jahrbücher der Gesetzgebung und Rechtspflege in Baiern. Er gab sie gemeinschaftlich mit dem Ministerialrath Schmalzlein heraus¹⁸). Auf dem ersten bairischen Landtage ward Gönnert königlicher Commissar für alle Gegenstände des Civilrechts und der Proceßordnung. Zu dem auf jenem Landtage am 22. April vorläufig verhandelten Gesetze, die bairische Gerichtsordnung betreffend, schrieb Gönnert einen ausführlichen Commentar¹⁹), der nicht nur unter Rechtswissenschaftlern, sondern auch im Auslande fast ungetheilten Beifall fand. Schon im Jahre zuvor (1819) hatte Gönnert der bairischen Ständeverammlung einen Entwurf über das Hypothekensystem vorgelegt²⁰). Sein Entwurf gründete sich im Wesentlichen auf die Principien der Publicität und Specialität, wodurch alle Unsicherheit und allgemeinen Hypotheken verbannt wurden. Dieser Entwurf eines neuen Hypothekensystems, das auf die bürgerlichen Eigenthumsverhältnisse in einer Reihe von Jahren einen kaum zu berechnenden Einfluß ausüben mußte, fand viele Gegner, obgleich die Landtagsabgeordneten schon bei der ersten Vorlage jenes Entwurfs sich davon einen großen Gewinn für die ganze Nation versprachen. Einer von Gönnert's Hauptgegnern war v. Aretin, der Herausgeber der Landtagszeitung und

1812. 8. 3 Bde. Besonders abgedruckt wurden aus dem zweiten Hefte des dritten Bandes die Aufsätze: Ueber die Nothwendigkeit eines befähigten Collegiums für die Gesetzgebung in Verbindung mit dem Constitutionelltribunal (1808). Ueber die Succession in successive Weiblichen nach erfolgtem Mannstode (1809).

13) Landshut 1812. gr. 8.

14) Geyhl. d. W. u. S. Erste Section. LXXII.

14) Unter dem Titel: Annmerkungen zum Strafgesetzbuche. 15) Göttingen 1815—1817. 8. 3 Bde. 16) Oberst. 1815. 8. Sie erschienen auch mit dem Nebentitel: Ueber Gesetzgebung und Rechtsmündigkeit in unserer Zeit. 17) Oberst. 1818—1820. gr. 8. 3 Bde. Der Grund, daß die Fortsetzung dieser Jahrbücher unterblieb, scheint darin gelegen zu haben, daß nach der neuen Constitution die beiden Kammern zur Auflösung der Gesetze ihre Einwilligung geben mußten und die Verhandlungen der zweiten Kammer abends auf offiziellem Wege zur Kenntniß des Publicums gelangen. 18) Göttingen 1820. gr. 8. 19) Sein ausführlicher Commentar über das Hypothekengesetz des Königreichs Baiern erschien zu München 1823—1824 in zwei Bänden.

gleichzeitiger Referent im Gesetzgebungsausschusse des Landtags. Durch mehrere ständische Arbeiten war er abgehalten worden, diesen wichtigen Gegenstand zur Berathung zu bringen. Darüber erhob sich zwischen ihm und dem Verfasser des Entwurfs eine literarische Fehde, die, wenn sie gleich zu mitunter derben Persönlichkeiten ausartete, doch das Gute hatte, daß beide in den Gegenstand tiefer eingeweiht wurden, während sie sich wechselseitig auf ihre Irrthümer aufmerksam machten. Eine gegenseitige Erklärung trug dazu bei, die streitenden Parteien zu versöhnen, nachdem Gönnér bei der zweiten Ständeverammlung im Winter 1821 das Hypothekengesetz in Verbindung mit der Prioritätsordnung in einer vollkommeneren Gestalt zur Berathung vorgelegt hatte. Seiner gründlichen Vertheidigung dieses Nationalinstitutes gelang es, daß dasselbe mit wenigen Modificationen allgemein angenommen und zum Reichsgesetz erhoben ward. Auch der in derselben Ständeverammlung den Deputirten zur Berathung übergebene Entwurf eines Strafgesetzbuches war, wenigstens was die Bearbeitung des ersten Theiles betraf, dem Plane und der Anlage nach, größtentheils Gönnér's Werk. Durch die eben so gründliche als scharfsinnige Vertheilung von Verbrechen und Vergehen zeichnete sich dieser erste Theil sehr vortheilhaft vor dem zweiten aus, der von einem andern Referenten ausgearbeitet ward. Gönnér's Ansichten blieben nicht unangefochten. Mit großer Ueberlegenheit trat er jedoch einem seiner Hauptgegner in einer eigenen Schrift entgegen²⁰⁾. Manche Stimmen in München, Augsburg und Wien erhoben sich gegen ein von ihm verfaßtes Rechtsgutachten, in welchem er die Staatspapiere des Banklers Rothschild unter den Gesichtspunkt der Lotterieloose gestellt hatte²¹⁾. Immer eröffnete er sich wieder ein neues Feld zu fruchtbaren Forschungen in allen Zweigen der Staatswissenschaft, die er zum Theil durch den Druck bekannt machte, wie unter andern seine Vorträge über Gesetzgebungsgegenstände an die zweite Kammer der ersten Ständeverammlung im Königreiche Baiern²²⁾. Seine Vorlesie für die studierende Jugend bezog ihn, an der neuen Universität zu München das Lehramt der philosophischen Rechtsgelchrtsamkeit zu übernehmen. Inr Celebrität jener Hochschule trug es wesentlich bei, daß im Lectiönskataloge der Name eines Mannes stand, dessen Verdienste nicht bloß von seinem Landesherrn, sondern auch von mehreren fremden Fürsten durch äußere Auszeichnungen anerkannt wurden. Im März 1820 hatte Gönnér vom Großherzoge von Hessen-Darmstadt das Commandeurekreuz des Löwenordens erhalten; im Mai desselben Jahres vom Kaiser Alexander den russischen St. Annenorden und im Mai 1822 von dem Könige von Württemberg den Orden der württembergischen Krone.

Gönnér starb am 19. April 1827. Ueber seinen Tod hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ihn seine vom Könige angesprochene Dispensation von den akademischen Vorlesungen im Sommersemester 1827 sehr verlegt und daß diese seinen Tod befördert habe. Der König, hieß es, habe in dem Lectiönskataloge bei Gönnér's Namen bloß das Wort: „dispensirt“ hingeschrieben, ohne Angabe irgend eines Grundes. Das Ministerium habe erst in dem Rescripte durch Anführung eines plausibeln, zwar schmeichelhaften, doch nicht ernstlich gemeinten Grundes die Bitte zu vergolden gesucht. Die eigentliche Veranlassung zur Dispensation hätten früher, längt vergessene geglaubte Vorfälle gegeben, deren man sich hätte erinnern sollen, als man Gönnér zu freiwilligen akademischen Vorlesungen aufforderte. Auch hätten seine Collegen Mißfallen erregt durch seine freimüthigen Anmerkungen über andere berühmte Juristen. Dies Gerücht scheint, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, völlig ungegründet. Gönnér's Tod war eine Folge seines Alters, seiner übermäßigen Anstrengungen und einer vor längerer Zeit überstandenen Krankheit, die eine bedeutende Schwäche zurückließ und zuletzt in ein Nervenfieber ausartete. In der letzten Zeit seines Lebens war er, wie bereits erwähnt, vielfach beschäftigt mit Gegenständen der Gesetzgebung und mit der Redaction eines neuen Civilgesetzbuches, dessen fleißige Ausarbeitung der König besonders lebhaft betrieb, um es noch in die nächste Ständerversammlung bringen zu können. Aus diesem und seinem andern Grunde wollte der Monarch, „daß der Staatsrath v. Gönnér, der so sehr bei der Gesetzgebungscommission beschäftigt sei, seine Vorlesungen mehr halten sollte.“ So hatte sich der König eigenhändig geäußert in dem an das Ministerium des Innern zurückgeschickten, genehmigten Lectiönsverzeichnis für das nächste Sommersemester.

Neben seinen gründlichen Kenntnissen in allen Zweigen der Rechtswissenschaft zeichnete sich Gönnér vorzüglich aus durch die Universalität seines schnellen Ueberblicks, durch seinen ungemeinen Scharfsinn, durch seine immer rege Phantasie, gepaart mit nüchternem Verstande, und durch die Lebhaftigkeit sowohl im mündlichen als im schriftlichen Vortrage. Er hatte das Schicksal, oft erkannt zu werden. Gerechert, als manche seiner Zeitgenossen, wird die Nachwelt über ihn urtheilen, welcher die Frucht seines reichen Tagewerks als ein reiches Vermächtniß zukommt. Seine vielseitige Bildung und mannichfach verzweigte Wirksamkeit erregt um so mehr Verwunderung, wenn man erwägt, wie wenig er den Verhältnissen und Umgebungen und fast Alles der eigenen Kraft verdankt. Treffend äußert sich hierüber einer seiner Freunde mit den Worten: „frühzeitig zerriß er die Fesseln, die ihn als Lehrer und Schriftsteller an das Alltägliche, an das geistlose Radclen der Meinungen Anderer zu binden drohten. Er erhob sich mit Kraft in die Region höherer Ideen, durch die er das verdienstliche Einzelne in sich zum harmonischen Ganzen gestaltete.“ Mit den Verdiensten, die er sich als Gelehrter um die juristische Literatur erworben, vereinigte Gönnér, als

20) Siehe die von Gönnér verfaßten Motive zum bairischen Entwurf des Strafgesetzbuchs, mit kurzer Würdigung der einschläglichen Prüfung, welcher Hr. Universitäts-Rector 1823 herausgegeben hat (München 1825, gr. 8.) 21) In seiner Schrift: Die Straf-Justiz und der Handel mit Staatspapieren, nach dem jetzigen Aufstande politisch und juristisch betrachtet. (Ulm 1821, gr. 8.) 22) Vorabst. 1820, gr. 8.

Mensch betrachtet, die liebenswürdigsten Eigenschaften. Allen, die ihn näher kannten, gewann er Achtung ab durch seine reine Gemüthsart, seine Parteilosigkeit, sein warmes Gefühl für Wahrheit und Recht, seine hingebende Anhänglichkeit an Freunde und vorzüglich durch die Geradsinn und Offenheit seines Charakters. Schneidelei war ihm ebenso fremd als Selbstsucht. Für den Glor der Universität sorgte er eifrig durch das Herbeiführen ausgezeichneter Lehrer in allen wissenschaftlichen Zweigen, selbst in der Jurisprudenz. Ein inneres Bewußtsein sagte ihm, daß nicht leicht einer der Berufenen den Meister über ihn spielen würde. Er vertrag bescheidenen Widerspruch Anderer, schätzte fremdes Verdienst und suchte es auch geltend zu machen. Mit seinen Collegien lebte er in den freundschaftlichsten Verhältnissen. Wie verlor er den Zorn aus den Augen, zur Beförderung der Wissenschaften eifrig zu wirken, und so hielt er auch ungehörte Eindrücke für unumgänglich nöthig, um diesen Zweck zu erreichen. Im geselligen Leben empfahl er sich durch seine selten getriebene Jovialität, die ihm seine Unannehmlichkeiten, von denen sein Leben nicht frei war, niemals ganz rauben konnten²³⁾. (Heinrich Döring.)

GÖNNINGEN, ein großes Dorf im Schwarzwaldfreie des Königreichs Württemberg, am Nordostfusse des 2690 Fuß hohen, mit dichten Buchen- und Eichenwäldern bedeckten Kopsberges, mit 2500 Einwohnern, welche mit gedörrtem Obste, mit Obstdäumen, Blumen und Sämereien einen sehr ausgebreiteten Handel treiben. Die gönninger Samenbändler ziehen nicht bloß in Teutschland, Oesterreich und Frankreich umher, sondern gehen selbst bis nach Konstantinopel, Petersburg, Moskau, Astrachan, Sibirien, Stockholm und Amerika. Gönningen hat auch eine Mineralquelle und Brüche von Luffstein. (H. E. Hoesler.)

GOENS (Ryklof van), Generalgouverneur der holländischen Besitzungen in Ostindien, im J. 1619 zu Keel im Fürstenthume Cleve geboren¹⁾, kam mit seinem Vater, welcher im Dienste der vereinigten Niederlande stand, in seinem neunten Jahre nach Ostindien, wo er aber seine Eltern schon nach zwei Jahren verlor. Kaum zwölf Jahre alt fand er im J. 1631 eine Anstellung bei der holländischen Compagnie, worin im J. 1646 bereits erster Commis und wurde im folgenden Jahre Mitglied des Collegs der Commissaire für die Geschäfte mit dem Mutterlande. Im J. 1652 von dem Generale Cornelis Spertmann als Gesandter zu dem Kaiser von Java ge-

sandt, gelang es ihm durch sein kluges Benehmen, denselben zum Abschlusse eines für die Holländer sehr günstigen Handelsvertrages zu bewegen. Im J. 1656 führte er die indische Flotte nach Holland und kehrte, zum außerordentlichen Rathe ernannt, im J. 1657 nach Ostindien zurück, wo er sich in dem Kriege, welchen die Holländer auf den Molukken und auf den Sundainseln gegen die Eingeborenen und gegen die Portugiesen zu führen hatten, bei jeder Gelegenheit auszeichnete. Er schlug die letztern in mehreren Treffen, nahm ihnen die wichtigen Städte Coulan, Cranganor und Cochim auf der Küste von Malabar hinweg und demüthigte sich der Perlenscherren an den Küsten von Ceylon und Coromandel. Zwischen den Jahren 1660 und 1663 war er abwechselnd mit van der Werden und Huiskart Gouverneur der Insel Ceylon und blieb dann fest in dieser Stellung, in welcher er mit den Fürsten der nahen Küstenländer sehr vortheilhafte Handelsverträge abschloß. Im J. 1672 begann er, noch ehe der Krieg zwischen Holland und Frankreich erklärt war, die Feindseligkeiten gegen den französischen Admiral La Hève, welcher sich in der Stadt Maleiapur (St. Thomas) auf der Küste von Coromandel festzusetzen versuchte. Von dem Könige von Golconda unterstützt, schloß er diese Stadt von der Landseite ein, die Franzosen leisteten jedoch tapfern Widerstand und zwangen sogar die Holländer, die Belagerung aufzuheben; als aber die französische Flotte durch Stürme zerstreut wurde und zum Theil zu Grunde gieng, mußte sich die Besatzung der Stadt am 5. Sept. 1674 ergeben und van Goens machte nun Jagd auf die einzelnen französischen Schiffe und besam sie größtentheils in seine Gewalt. Zur Belohnung dieser Waffenthat wurde er am 2. Juni 1675 zum Generaldirector von Batavia ernannt und am 4. Jan. 1678 folgte er Johannes Mauritius als Generalgouverneur des holländischen Indiens. Nachdem er diese wichtige Stelle vier Jahre hindurch zur vollen Zufriedenheit der Compagnie bekleidet hatte, erließ er im J. 1682 seines weit vorgehrten Alters wegen seine Entlassung und wurde nach Holland zurückgerufen, wo er am 16. Nov. desselben Jahres starb. Van Goens war jedenfalls einer der tüchtigsten Männer, welche Holland nach Indien schickte, und er hat vielleicht am besten von allen als Krieger, Verwalter und Diplomat dem Mutterlande gedient. Der älteste seiner Söhne folgte ihm als Gouverneur von Ceylon. (Ph. H. Kuhn.)

GOENS (Ryklof Michael van), holländischer Philolog und Magistrat, Urenkel des vorhergehenden Ryklof van Goens, im J. 1748 zu Utrecht geboren, begann seine gelehrten Studien sehr früh und schrieb schon in seinem 15. Jahre eine Abhandlung über die Grabmäler der Alten in den Gärten (De Sepotaphis dardibus. Traject. ad Rhod. 1763. 8.), welche sich des Beifalles seines Lehrers, des berühmten Westling, erfreute. Im folgenden Jahre erlangte er die philosophische Doctorwürde und vertheidigte bei dieser Gelegenheit unter

23) Vergl. Gönners Biographie von J. G. Jach in dem Pantheon der Literaten und Künstler Bamberg (Bamberg 1612.) S. 353 — 404 (auch besonders gedruckt: Bamberg 1813.). Geschichte. 1827. Nr. 124. Zeitgenossen. Neue Reihe. S. Bd. 2. Heft. S. 151 fg. Meusel's Bel. Deutschland. 2. Bd. S. 598. 9. Bd. S. 435. 11. Bd. S. 251. 13. Bd. S. 478 fg. 17. Bd. S. 788 fg. 22. Bd. 2. Abth. S. 393 fg. Der Meyers Conversations-lexikon. 1827. 1. Th. S. 403 fg. — Gönners (unvollständiges) Bildnis von Laurent befindet sich vor dem 99. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek (1806).

1) Nach Andern zu Ostindien oder zu Goens in Ostindien; Manche behaupten sogar, sein Name rühre von dem letztern Orte her und sei in Goens verunkelt worden.

2) Biographie universelle. Tom. XVII. p. 588 seq. Biographie générale. T. XX. p. 947 seq.

dem Vorſiße Beſſeling's die von ihm verfaßten Observationes miscellaneae philologici potissimum argumenti (Traject. ad Rhen. 1764. 4.) mit großem Geschick. Noch in demselben Jahre fügte er zu Ant. de Reoy's Conjecturae criticae (Traject. ad Rhen. 1764. 8.) eine Epistola critica und besorgte im folgenden Jahre eine gute Ausgabe der Schrift des Porphyrius: De antro Nympharum (gr. et lat. cum dissertatione Homerica et Animadversionibus. Traject. ad Rhen. 1765. 4.). Durch diese ungewöhnlichen Leistungen des jungen Gelehrten bewogen, ernannten ihn die Curatoren der Universität zu Utrecht im J. 1766 zum außerordentlichen Professor der alten Literatur; er trat sogleich diese Stelle mit einer sehr gelungenen Rede (De incrementis, quae humaniores literae, historiae imprimis et graecae linguae studium, saeculo XVIII ceperunt. Traject. ad Rhen. 1766. 4.) an und verteidigte nach akademischer Sitte später eine Abhandlung (De Simonide Ceo, Poeta et Philosopho. Traject. ad Rhen. 1768. 4.) gegen den ebenso gelehrten Hetr. Gerard Duter. Seine Vorlesungen fanden großen Beifall und er widmete denselben mehrte Jahre ausschließlich seine Zeit und seinen Fleiß, so daß Niemand an seiner schönen Beförderung zweifelte, aber ein gefährlicher Sturm war bereit gegen ihn im Anzuge. In zwei geistlich geschriebenen Vorreden zu dem ersten und sechsten Bande der holländischen Uebersetzung der Reise D. J. Wolfmann's nach Italien (Utrecht 1773—1774. 8. 6 Bde.) hatte er sich einige Ausmerkungen erlaubt, welche bei der holländischen Geistlichkeit Anstoß fanden, und als er in den Anmerkungen zu seiner vorzüglichen holländischen Uebersetzung der Abhandlung Moses Mendelssohn's über das Erhabene und Naïve (Verhandeling over het Verhevene en Naïve in de fraeje Wetenschappen. Utrecht 1774. 8.) seine Ansichten nach freier ausdrückte, griffen ihn einige orthodoxe Theologen von Rotterdam mit großer Heftigkeit an und suchten ihn als einen gefährlichen Irigläubigen zu verdrängen; er fertigte sie zwar in einer Gegenschrift (Berigt van den Professor van Goens, rakende de Recensie van zyne Vertaling van de Verhandeling van Moses Mendelszoon. Utrecht 1775. 8.) derb ab; da aber seine Gegner immer zübinglicher wurden und bei einer großen Partei Anklang fanden, so legte er aus Verdruss seine Professur nieder und ergriß eine sich ihm grade darbietende Gelegenheit, in den Magistrat seiner Vaterstadt, in welchem sein Vater, der Philosoph und Rechtsgelehrte Dan. Fr. van Goens, lange als ausgezeichnetes Mitglied gewirkt hatte, einzutreten. Mit der Verrückung seines Standes schien er auch jede Lust zu gelehrten Studien verloren zu haben; er verstarb im J. 1776 seine reiche Bibliothek, für welche er durch einen trefflichen Catalog (Catalogue fait sur un plan nouveau, systematique et raisonne d'une bibliothèque de littérature, particulièrement d'histoire et de poésie, d'environ dix-neuf mille volumes, en différentes langues anciennes et modernes. Utrecht 1776. 8. 2 Voll.) einen erstklassigen Preis zu erzielen suchte. In seiner neuen Stellung fand er übrigens die erwünschte Ruhe noch weniger, denn die zu dieser Zeit beginnende politische Bewegung der Niederlande riß ihn unaufhaltsam mit sich fort, und alsbald galt er als einer der Hauptführer der erantischen oder Rathhalterischen Partei. Eine einschneidende politische Streitschrift (Politiek Vertoog over het waar Systeem van de Stad van Amsterdam. Utrecht 1780. fol. Französisch im Auszuge unter dem Titel: L'Esprit du système politique de la régence d'Amsterdam, ou Lettre contenant un précis détaillé d'un Mémoire hollandais fort peu répandu et très intéressant sur les affaires présentes. La Haye 1781. 8.) erregte großes Aufsehen und machte ihn der patriotisch-antioranischen Partei so verhaßt, daß er, als diese die Oberhand erhielt, die Flucht ergreifen mußte. Er begab sich zuerst nach Sachsen und dann nach der Schweiz, wo er, nachdem ihm das Unglück seines in den Strudel der französischen Revolution mit fortgerissenen Vaterlandes noch großen Kummer verursacht hatte, am Anfange dieses Jahrhunderts starb *). (Ph. H. Kütz.)

GÖNTGEN (Jonathan Gottlieb), geb. am 13. Jan. 1752 zu Frankfurt am Main. Seine Elementarbildung verbanke er den Lehranstalten seiner Vaterstadt. Er widmete sich hierauf dem Studium der Theologie. Neben den ältern Sprachen erwarb er sich auch Kenntnisse in den neuern, besonders im Französischen. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn erlangte er im J. 1777 die philosophische Doctorewürde. Im J. 1789 erhielt er eine Pfarrstelle zu Bornheim bei Frankfurt am Main und hiesauf ein gleiches Amt in seiner Vaterstadt, wo er am 7. Mai 1807 starb. Mit einer ansehnlichen Darstellung wußte er Scharfſinn und Gründlichkeit in mehreren seiner Schriften zu vereinigen, aus denen besonders ein reger Eifer sprach, zur Beförderung echter Religiosität kräftig zu wirken *). Sein Einfluß auf die sittliche Veredelung seiner nächsten Umgebungen war um so größer, da sein rein moralischer Lebenswandel der reinste Abdruck seiner Lehren war. Einen geachteten Namen in der theologischen Literatur erwarb sich Göntgen im J. 1787 durch die Herausgabe seines „Schriftforschers“, nachdem er in frühern Jahren mehr Gedichte, Romane und Schauspiele geschrieben, aber dadurch nur bewiesen hatte, daß dies nicht die eigentliche Sphäre war, in der er glänzen konnte *). (Heinrich Döring.)

*) Christoph. Saxii Onomasticon literarium. Vol. VIII p. 258 seq. Biographie nouvelle des Contemporains. Vol. VIII. p. 199. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 564. Biographie générale. Tom. XX. p. 948 seq.

1) Siehe unter andern die von ihm verfaßte Schrift: Ueber die Nothwendigkeit der Aufklärung in der christlichen Religion und deren Beförderung (Krafft. a. R. 1791. 8.) und seine Reden bei der Beerdigung der christlichen Arier des Aemdenmales. (Göndorf. 1800. 8.) 2) Der Schriftforscher. Unterhaltungen mit jungen Personen über wichtige historische Stellen, zur Beförderung einer vernünftigen Allergemeinschaft. (Kroyß 1787—1789. 8.) 3) Tals. 3) Anna Selbe, ein Trauerspiel. (Krafft. a. R. 1775. 8.) 4) Tals. Klagen an Syllis. (Göndorf. 1775. 8.) 5) Donna Olimpia, oder die Treue auf der Probe. Nach dem Französischen des Hrn. Renaud. (Göndorf. 1776. 8.) u. a. m. 4) Vergl. Baur's Reme's Histor.

GÖNTZ oder GINZ, unter 38° 57' d. L., 48° 33' nördl. Br., ein Marktflecken in der abauwädrigen Gegend in Oberungarn am Flusse Hernat, über welchen und über die Moräste eine lange Brücke führt. Der Flecken hat ein Salzversielesamt und die katholischen Einwohner treiben Weinbau. (H. E. Hössler.)

GÖPEL ist eine Vorrichtung, welche theils bei Arbeiten unter der Erde zur Herausziehung erdiger oder steiniger Massen, theils bei den landwirthschaftlichen, technischen Gewerben, theils bei der Landwirthschaft selbst zur Bewegung von Maschinen angewendet und theils mit der Hand, theils durch Thiere, Wasser- und Dampfkraft in Bewegung gesetzt wird. Am häufigsten wird in der Landwirthschaft der Pferdegöpel zum Betriebe von Drehschneidemaschinen, Kartoffel-, Schrotmaschinen u. angewendet. Der Göpel besteht in der Hauptsache in einer horizontalen Welle mit Schwengel, an welchem das Zugthier angepaßt wird. Ein oben an der Welle angebrachtes freisicheres Rad greift mit seinen Zähnen in die Zähne des Rades der Maschine, welche dadurch in Bewegung gesetzt wird. Was insbesondere die Einrichtung des Pferdes oder Ochsenmöpels zum Betriebe von Drehschneidemaschinen anlangt, so muß die Construction eine solche sein, daß die Geschwindigkeit der Drehschneidemaschine 9—10 Fuß in einer Secunde beträgt. Dieses wird erreicht, wenn die Drehschneidemaschine 3—3½ Umläufe in einer Secunde macht, wobei ein vollkommenes Ausdrehen selbst des nicht vollkommen trockenen Getreides erfolgt. Eine größere Geschwindigkeit der Drehschneidemaschine zieht, abgesehen von der Complicirtheit des Göpels, stets einen bedeutenden Verlust der bewegenden Kraft nach sich, weil dann selbst die Breite des Auflegestisches verringert und statt einer Person deren zwei zum Auflegen des Getreides nothwendig werden. Bei einer kleineren als der angegebenen Geschwindigkeit wirken dagegen die Stöße der Drehschneidemaschine zu gering auf das Getreide, um die festhängenden Körner herauszuschlagen. Was den Göpelraum anlangt, so soll derselbe wenigstens 36—40 Fuß Durchmesser halten, um die Zugthiere in zu engem Kreise seiner Dual auszuweichen. Nicht ohne Wichtigkeit ist es, ob zum Umdrehen des Göpels Pferde oder Ochsen verwendet werden. Die Uebersetzung der Geschwindigkeit soll deshalb so eingerichtet werden, daß das Pferd in einer Secunde höchstens 3½—4 Fuß, der Ochse bloß 2—2½ Fuß fortzubewegt. Nimmt man einen Zirkel von 20 Fuß im Durchmesser an, wo der Zugarm also nur 10 Fuß lang ist, so beschleift dessen 63 Fuß haltende Peripherie ein Pferd bei mittelmäßigem Gange in 15 Secunden, ein Ochse in 23 Secunden. Nothwendig ist es auch, daß man die Bahn, auf welcher sich die Thiere bewegen, nivellirt, um ihnen einen gleichmäßigen Gang zu bereiten. Tiefer Bahn ist von Außen oder nach Innen 5—6 Zoll Abfall zu geben, sobald die Heuchtig-

keit abgehen kann. Gußeiserne Göpel taugen übrigens wegen der Sprödigkeit des Gußeisens Nichts. — Die Unregelmäßigkeiten in der Zugkraft der Pferde übt einen sehr nachtheiligen Einfluß auf das Nüchternwerden und andere zur Fortpflanzung der Kraft dienende Maschinen theils aus. Um diesem Uebelstande vorzubeugen, haben Gray und Sohn in Uddington mit dem Schwengel des Göpels einen Zugseilhebel in Verbindung gebracht. Ein winkelförmig gebogener Hebel ist um das äußerste Ende des Schwengels drehbar. Der kürzere Arm jenes Hebels ist nach einem Kreisbogen geformt und liegt in einem auf der oberen Seite des Schwengels angebrachten Einschnitte, sobald Arm und Schwengel bündig mit einander sind. Die Frictionswalze ruht in den Zapfenlagern und hält den Arm nieder. Mit dem Schwengel ist ferner eine Feder verbunden, welche gegen den längeren Arm des Hebels drückt. Ziehen nun die an den Haken angehängten Pferde an, so wird durch diese Feder der Maschine ein Stoß erpart und die Wirkung der Kraft regulirt, übrigens auch den Zugthieren die Arbeit erleichtert. — Eine Göpel sind der Pferdegöpel von Wolf, ganz von Eisen, einfach, schön, dauerhaft, elegant und raumer sparend. Sehr sinnreich, besonders einfach, solid und viel leistend ist auch Weis'se's Göpel. Dasselbe gilt von Regborn's Göpel und von dem englischen Pferdegöpel, welche beide sehr schöne, solide, elegante und viel leistende Werke sind. Der Gollberg's Göpel von Barrett für zwei und vier Pferde, sowie der schottische Göpel für vier Pferde sind leicht vorzüglich und gegenwärtig ganz besonders geschätzt. Hierher gehört auch noch das Transmissionswerk nach Ransome, welches dazu dient, um mit einer und derselben Kraft zwei bis vier Maschinen zugleich bewegen zu können. (Dr. William Löbe.)

GÖPEL (Andreas), geb. 1661 in Eisenach, studierte Arzneiwissenschaft in Jena, wo er sich durch Vertheidigung einer Inauguraldissertation den medicinischen Doctorgrad erwarb. Um seine Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern, unternahm er mehrere Reisen durch das größten Theil Teutschlands. Eine Zeit lang war er Feldarzt in den Lagern am Rhein, an der Mosel und an der Donau. Späterhin ertheilte er in seiner Wissenschaft Unterricht und hielt auch medicinische Vorlesungen. Er stand bereits in seinem 40. Jahre, als er (1701) in seine Vaterstadt Eisenach zurückkehrte, mit dem Vorsatze, dort gemeinschaftlich mit seinem Bruder Heinrich Christian, einem Candidaten des Predigamtes, ein Institut zu gründen. Nach dem großartigen Plane, den er von dieser Lehranstalt entwarf, sollten in dies Athendium, wie er sie nannte, nur Grafen, Freiberren und andere Adelige aufgenommen werden. Dies Unternehmen scheiterte jedoch. Wann Göpel gestorben, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich beschloß er sein Leben in Eisenach. Wenigstens hatte er sich dort in seinem 40. Jahre ein Grabgewölbe mit einer Inschrift erbauen lassen. Außer einer umständlichen Nachricht von seinem vorher erwähnten Athendium machte sich Göpel noch durch mehr Schriften, meist philosophischen und historischen Inhalts, nicht unruhig bekannt. Er verfaßte eine Censura de auctoribus

biographisch, literarisches Handwörterbuch. 6. Bd. S. 507 fg. d. Döring, Die gelehrtsten Deutschen Deutschlands. 1. Bd. S. 508 fg. Meusel's Gele. Teutschlands. 1. Bd. S. 598 fg. 2. Bd. S. 436. 13. Bd. S. 490.

eloquentiae romanae; Censura de patribus ecclesiae primitivae; eine Clavis apocalyptica; einen Templum honoris et virtutis Hispanico-Anstracium u. a. m. Außer seinem medicinischen Doctorgrade hatte Göpel auch die Würde eines kaiserlichen Palstgrafen und gekrönten Poeten erlangt *).

(Heinrich Döring.)

GÖPEL (Johann Andreas), geb. am 13. Oct. 1776 zu Pferdingsleben bei Gotha, widmete sich frühzeitig der Musik. Durch gründlichen Unterricht machte er in dieser Kunst rasche Fortschritte und bildete sich vorzüglich zu einem trefflichen Orgelspieler aus. Mehrere Jahre lebte er in Lübeck als Präfect des dortigen Sängerkhores. Im J. 1808 erhielt er die Stelle eines Organisten an der St. Jacobskirche in Rostock. Dort machte er sich als tüchtiger Orgelgelehrter und Clavierpieler rühmlich bekannt. Auch auf der Harmonika, der Violine und dem Violoncell empfahl er sich durch seinen gefälligen Vortrag. Im J. 1818 stiftete er in Rostock einen Gesangsverein, dessen Leitung er übernahm. Sein unermüdeter Eifer zeigte sich besonders im J. 1819 an dem bei der Auffstellung von Müllers's Denkmal veranstalteten Musikfeste. Bei dieser zwei Tage dauernden Feier wurden von 200 Sängern und 100 Instrumentalisten die vorzüglichsten Werke der Tonkunst *) unter Göpel's Direction aufgeführt. Der St. Jacobskirche verdankte er dadurch einen Gewinn von 800 Rthlrn. Im J. 1821 erhielt er noch die Stelle eines akademischen Musiklehrers. Vielen Bewohnern Rostocks blieb das vorhin erwähnte Musikfest unvergessen. Um so mehr wurde sein frühzeitiger Tod beklauert. Er starb am 26. Jan. 1823 im 47. Jahre, geschätzt als ein gründlich gebildeter Musiker und tüchtiger Orchesterdirector, der sich, wie bereits erwähnt, durch sein Spiel auf mehreren Instrumenten, besonders aber auf der Orgel, auszeichnete. Durch Trunk und Strabfchheit hatte er sich der musikalischen Welt nicht bekannt gemacht. In seinem Nachlasse befand sich jedoch eine sehr vollständige Sammlung von zum Theil seltenen musikalischen Meinenwerten *).

(Heinrich Döring.)

GÖPFERT (Gottlieb), geb. am 24. Jan. 1760 zu Lubenhayn in der Grafschaft Schönburg, ward nach beendeten theologischen Studien 1785 Diaconus zu Neustirchen bei Grimnitzkau in der Jurisdiction Zwickau. Eine gleiche Stelle bekleidete er seit 1800 zu Werbau, wo er 1801 Pastor ward. Er starb dort am 15. Febr. 1811, geschätzt wegen seiner gründlichen theologischen Kenntnisse, mit denen er einen achtungswürdigen Charakter als Mensch vereinigte und sich dadurch die fast ungetheilte Liebe seiner Gemeinde erwarb. Auch als Schriftsteller zeigte er sich von einer beachtenswerthen Seite durch die Herausgabe der beiden Briefe des Apostels

Paulus an die christliche Gemeinde zu Korinth. (Leipzig 1788. 8.) Nach Anstellung des 14. Capitels des Paulinischen Briefes an die Römer übersehte er die von Morus lateinisch geschriebene Schrift: Vom Nachdenken über freigelegene Handlungen. Auch von den sogenannten katholischen Briefen lieferte er eine Uebersetzung mit erläuternden Anmerkungen *). Rosenmüller in Leipzig begleitete dies Werk mit einer empfehlenden Vorrede. Zunächst zum Gebrauche für Schullehrer gab er ein lateinisches Handbuch über die Sinn- und Festtags-evangelien heraus. (Leipzig 1792. 8.) Er schrieb außerdem eine Seiangraphia partis religionis christianae (Lips. 1799. 4.); Kurze Homilien (ebendaf. 1804. 8.); Anreden bei der allgemeinen Beichte (ebendaf. 1804. 8.) u. a. m. Zu erwähnen sind noch seine mit F. Chr. Klinkhardt herausgegebenen Beiträge zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung für Jecuvianen. Es erschienen davon zwei Octavbände oder zwölf Hefte. (Zwickau 1805.) Ein solches Interesse hat seine ebendafelbst (1795) herausgegebene: „Ältere und neuere Geschichte des Pfeiffertgrundes oder Geschichte und Beschreibung der Städte Grimnitzkau und Werbau, mit den in daffiger Gegend an der Reise gelegenen Rittergütern und Pörfchäften *).“

(Heinrich Döring.)

GOEPP (Jean-Jacques), Theolog der französischen protestantischen Kirche, am 6. April 1771 zu Heiligenstein im Elsaß geboren, widmete sich auf der Universität zu Straßburg der Theologie und war noch eifrig mit seinen Studien beschäftigt, als der Ausbruch der französischen Revolution ihn aus seiner friedlichen Laufbahn heraustrieß. Zum Secrétaire des Centralesmittels von Straßburg ernannt, hatte er den zu jener Zeit seltenen Muth, sich der blutdürstigen Tyranni des verächtlichen Gulogius Schneider zu widersetzen, wäre aber sicher ein Opfer der Rache dieses Demagogen geworden, wenn ihn nicht das Decret vom 23. Aug. 1793, welches die ganze französische Jugend vom 18. bis zum 25. Jahre unter die Waffen rief, der Muth desselben entzogen hätte. Die Studenten der Universität Straßburg erhielten den Befehl, sich zur Rheinarmee zu begeben, und Goëpp zog als Hauptmann am 10. Sept. mit seinem Bataillon nach Fort Louis, um an der Vertheidigung dieser wichtigen Festung gegen die Oesterreicher Theil zu nehmen. Nach der Uebergabe desselben wurde er als Kriegsgefangener nach Ungarn geführt und mußte daselbst zwei Jahre bleiben. Im November 1795 in Freiheit gesetzt, verzichtete er auf seine Stelle als Hauptmann und ging, nachdem er sich noch einige Monate bei der Zulenzung der Armee hatte verwenden lassen, gegen Ende des Jahres 1796 nach Straßburg zurück, um seine Studien zu beendigen. Im folgenden Jahre wurde er Hauslehrer bei dem reichen Hüttenbesitzer Champy zu Gramont und erlangte hier während des sechsährigen Aufenthalts im Ehegatte die-

*) Vergl. Daniel's Nachrichten von verstorbenen Schriftstellern. 2. Bd. 2. Th. S. 282 f. 3. Th. S. 581. Leipziger gelehrte Zeitung. 1717. Nr. 20. S. 156 f.

1) Unter andern Händel's Oratorium Samson. 2) Vergl. Wagner's Universallexicon der Tonkunst S. 356 f. Den Anren Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1. Heft 2. S. 782.

1) Diese Schrift erschien in Leipzig 1791 mit einem Anhang von den neuesten Religionsbewegungen und den Äußerlichkeiten und Vocalen in den lateinischen Briefen der Apostel. 2) Vergl. Meusel's All. Deutschland. 2. Bd. S. 596. 9. Bd. S. 496. 17. Bd. S. 739.

fer ebenso geachteten als liebenswürdigen Familie die nöthige Beihülfe in der französischen Sprache, welche ihm bis jetzt weniger geläufig war, als die teutsche; zugleich bildet er in fortwährender Verbindung mit seinen früheren Lehrern Oberlin und Schweighäuser und arbeitet unermüdet an seiner weiteren theologischen Ausbildung. Nachdem die Regierung den evangelischen Gottesdienst im Elsass wieder hergestellt hatte, wurde Goëpp im J. 1802 nach Strasburg als Pfarrer an der französischen-protestantischen Kirche dieser Stadt berufen, wo er durch sein Bisthen und durch seinen Charakter bald die allgemeine Liebe und Achtung erwarb. Schon im folgenden Jahre wurde er zum Seelforger an dem Lycée, im J. 1808 zum Superior des Seminars des heiligen Thomas und im J. 1809 zum Pfarrer an der Kirche der augsbürger Confession in Paris ernannt. Ehe er seine Gemeinde verließ, gab er auf das Verlangen derselben noch eine Auswahl seiner vor ihm gehaltenen Predigten (*Sermons français prononcés à Strasbourg dans l'église française de la Confession d'Augsbourg. Strasbourg, s. a. [1809] 8.*) heraus, und in diese Zeit fällt wohl auch seine Abhandlung über den im Elsass üblichen teutschen Dialect (*Mémoire sur le dialecte allemand en usage dans la ci-devant Alsace. Strasbourg, s. a. 8.*). Zu Paris weichte er mit dem Pfarrer George David Frédéric Boissard die Kirche in der Rue des Fillettes ein und theilte die vielfachen Arbeiten bei der Einrichtung der neuen Kirche mit seinem Amtsgenossen; im Vereine mit diesem verfasste er auch die nöthigen liturgischen Bücher in französischer Sprache und suchte ihnen eine möglichst große Verbreitung unter den Protestanten Frankreichs zu geben. Hierher gehören ein Brief der christlichen Lehre (*Précis de la doctrine chrétienne, expliquée par le texte de l'écriture sainte, par M. les pasteurs de l'église chrétienne de la Confession d'Augsbourg. Paris 1814. 12. N. Ed. 1827. 12.*), ein Gesangbuch (*Recueil de cantiques à l'usage des chrétiens évangéliques. Paris 1814. 8. N. Ed. Paris 1819. 8.*) und ein Gebetbuch (*Prrières à l'usage du culte domestique, suivies de Exercices de préparation à la Sainte-Cène. Paris 1815. 12. N. Ed. 1820. 12.*). Die Rückkehr der Bourbonnen leitete er in einer Festschrift (*Sermon d'actions de grâces pour le rétablissement de la paix et de commémoration de la mort de Louis XVI., prononcé à Paris dans l'église des chrétiens de la confession d'Augsbourg le 26 juin 1814. Paris 1814. 8.*), und obgleich im folgenden Jahre die Ermerdung der Protestanten zu Nîmes ihn tief betrübt, so gab er sich doch alle Mühe, die Aufregung der Protestanten zu beschwichtigen, und wußte durch sein kluges Benehmen aus dem Unfalle für diese Vortheil zu ziehen; denn als die zu London versammelte Gesellschaft für Gewissensfreiheit in ihrer Entrüstung ein Rundschreiben erließ, welches die obnehin große Verlegenheit der französischen Regierung nur noch vermehren konnte, so dankte er zwar in einer Zuschrift an die erwähnte Gesellschaft für die angebotene Unterstützung, wies aber im Namen der französischen Protestanten jeden

fremden Schutze zurück und begnügte sich mit einer gemeinschaftlich mit Paul Henri Batton, Pfarrer der reformirten Kirche zu Paris, verfaßten, ruhig gehaltenen Vorstellung an die Deputirtenkammer (*A Messieurs les président et membres de la Chambre des députés des départements, les présidents des consistoires de l'Eglise réformée et de celle de la Confession d'Augsbourg. Paris 1816. 8.*). Dieser Schritt erhielt nicht nur den Beifall aller Vernünftigen, sondern wurde auch von der Regierung vollständig gebilligt und nach Gebühr gewürdigt; auch war er einer der Hauptbeweggründe, welche Ludwig XVIII. bestimmten, den auch durch andere Verdienste ausgezeichneten Mann im J. 1821 mit dem Kreuze der Ehrenlegion zu schmücken. Goëpp entwidete in dieser Periode seines Lebens eine seltene Thätigkeit; denn abgesehen von seinen amtlichen Functionen an der seiner Leitung anvertrauten protestantischen Kirche, hatte er sich auch mit den geklärten Angelegenheiten einer unseiner, über die ganze Hauptstadt vertheilten Gemeinde von etwa 14,000 Seelen zu befassen, die Conßistentialgeschäfte zu besorgen, die Schulen zu überwachen und einen ausgezeichneten Briefwechsel mit den Pfarrern der Departemente zu unterhalten; außerdem war er einer der Gründer und Vicepräsidenten des Vereines für die evangelischen Missionen bei den nichtchristlichen Völkern, der Bibelgesellschaft, des protestantischen Vereines der Fürsorge und der wechselseitigen Unterstützung und endlich des Vereines für christliche Moral, dessen Zweck er in einer gelungenen Rede (*Discours sur le nom et le but de la société de la morale chrétienne, prononcé dans la séance générale de cette société le 24 Avril 1834. Paris 1834. 8.*) aus einander setzte. Außerdem ließ er nicht leicht eine günstige Gelegenheit vorübergehen, sich seinen Glaubensgenossen gegenüber über ihre Lage und ihre Hoffnungen auszusprechen; mit besonderer Vorliebe benutzte er aber zu diesem Zwecke die Beerdigung bedeutender, seinem Glaubensbekenntnisse angehörender Personen, wie seine Zeichenreden auf die vereweltete Herzogin von Kurland (*Sermon prononcé dans l'église des chrétiens de la confession d'Augsbourg à Paris en commémoration de S. A. S. Madame la duchesse douairière de Courlande et Sémigalle. Paris 1821. 4.*), auf den Grafen von Bohm (*Discours funèbre prononcé dans l'église des chrétiens de la confession d'Augsbourg à Paris le dimanche 22 février 1824 aux funérailles de Christian André Guillaume, comte de Bohm, chambellan de S. M. le roi de Prusse. Paris 1824. 4.*), auf den Grafen von Schlabenrodt (*Discours funèbre prononcé dans l'église des chrétiens de la confession d'Augsbourg à Paris le 24 août 1824 aux funérailles de Gustave, comte de Schlabenrodt, doyen du chapitre de Magdebourg. Paris 1825. 8.*) und auf den Buchhändler J. G. Treuttl (*Eloge de J. G. Treuttl. Paris 1826. 8.*) zur Genüge beweisen; auch hielt er am 27. Juni 1830 die Festsche bei der 300jährigen Feier der augsbürger Confession (Predigt, gehalten am dritten Jubiläum der Augsburger

Confession. Paris 1830. 8.). Im J. 1832 bekam er von Louis Philippe den Auftrag, zu Compigne die Ehe der Königin von Belgien einzufsegnen und wurde bei dieser Gelegenheit zum Officier der Ehrenlegion ernannt. Um diese Zeit schrieb er auch seine Reflexions sur le projet de la loi pour le rétablissement des dispositions du Code civil relatives au divorce. (Paris, s. a. 8.) Ueberhaupt beschäftigte er sich trotz seiner vielen und mannichfaltigen Berufsarbeiten fortwährend mit der deutschen und französischen Literatur und insbesondere mit der deutschen Poesie, in welcher er sich selbst nicht ohne Glück versuchte. Hierher gehören General Foy's Todtenfeier, ein Gedicht mit französischer Uebersetzung (Paris 1825. 8.), Zwei Elegien auf den Fall von Wispolunghi (Paris 1826. 8.) und Der Erdbeber, ein episch-episches Gedicht, nebst Liedern, Gebeten und einigen neuen Melodien. (Straßb. und Paris 1827. 8.) Goëpp war auch Mitarbeiter an mehreren deutschen und französischen Zeitschriften, sowie an mehreren Encyclopädiën, zu welchen er treffliche theologische Artikel lieferte; sein hauptsächlichstes Verdienst besteht aber in dem unermüdblichen Bestreben, die Protestanten Frankreichs zu einer Zeit, wo es ihnen an einem Vereinigungspunkte und an einem gemeinschaftlichen Interesse fehlte, zusammen zu halten und ihnen eine sichere Stellung im Staate zu erwirken. Goëpp starb am 21. Juni 1835 zu Paris allgemein beklauert *).

(Ph. H. Kuhl.)

GOEPPERTIA, so benannte Nees von Ehrenbed zu Ehren des Professors Göppert in Breslau eine zu den Musaceen gehörige Pflanzengattung. Da diese aber mit der von G. R. W. Meyer aufgestellten Gattung Calathea identisch ist und deshalb nicht angenommen werden konnte, so belegte Nees eine Laurinergattung mit diesem Namen, welche folgende Kennzeichen besitzt:

Die Blüten sind vielblüthig, weisbäuhg. Die radförmige, sechsblüthige Blütenhülle hat gleichlange, häutige, ziemlich breite, endlich abfallige Zipfel. Die neun Staubgefäße stehen in drei Reihen und sind sämmtlich mit Staubbeutel versehen; die Fäden sind kurz, linealisch, flach, in der ersten und zweiten Reihe drüsenlos, in der dritten Reihe mit zwei zusammengedrückt, kurzgestielten, röhrenständigen Drüsen besetzt; die Staubbeutel sind zweifach oder vierfachig; das obere Paar der Fächer ist unvollständig, löcherig; die Klappen sind aufsteigend, aufspringend; die sechs äußeren Staubbeutel sind fast freisförmig, dreifachig oder quadratisch, und haben große, fast runde oder eiförmige, nach Innen gewandte Ründungen, die drei inneren sind größer, eiförmig oder dreifachig und haben eiförmige, längliche, nach Außen gewandte Ründungen. Der Fruchtknoten ist einsächerig, eiförmig. Der Griffel ist kurz, die Narbe abgeflucht. Die Beere ist einsamig, eiförmig, von der verhärteten, halbfreisförmigen Röhre der Blütenhülle gefronnt.

Die hierher gehörigen Arten wachsen auf den Anstalten und in Brasilien; es sind Bäume mit abwechselnden, fiedernervigen, mit einer abstehenden oder sitzigen Behaarung besetzten Blättern, schmalen Rippen und an der Spitze zwei bis dreiblättrigen Ästen.

Hierher gehören folgende Arten:

1) *G. hirsuta* Nees von Eckenbeck. Die Pflanze ist filzig-rauhhaarig; die Blätter sind länglich, zugespitzt; die Staubbeutel sind länger als die Staubfäden; die Blütenhüllchen sind länger als die Blüthe. Hierher gehören *Endlicheria hirsuta* Nees von Eckenbeck und *Cryptocarya hirsuta* Schott.

Diese Art wächst in Brasilien, wo sie von Schott, Sello, Beyrich und Pöppig gesammelt wurde.

2) *G. panicularis* Nees von Eckenbeck. Die Pflanze ist raub-weichhaarig; die Blätter sind länglich, an beiden Enden spitz, oberseits zuletzt fahl; die eiförmigen Staubbeutel sind länger als der Staubfaden, die Blütenhüllchen länger als die Blütenhülle.

Diese Art wächst gleichfalls in Brasilien.

3) *G. longifolia* Nees von Eckenbeck. Die Pflanze ist weichhaarig-rauh; die Blätter sind lanzettlich-länglich, zugespitzt; die dreifachigen Staubbeutel sind länger als der breite Staubfaden. Hierher gehört *Ocotea turbaeensis* Poeppig.

Diese Art ist auf den Anden in Peru einheimisch.

4) *G. sericea* Nees von Eckenbeck. Die Blätter sind eiförmig, stumpf, unterseits nebst den achselständigen Blütensträußen seidighaarig. Hierher gehören *Endlicheria sericea* Nees von Eckenbeck und *Laurus sericeus* Hooker.

Das Vaterland dieser Art ist die Insel Timor. 5) *G. anomala* Nees von Eckenbeck. Diese Art ist weichhaarig-striegelig; die Blätter sind länglich, zu beiden Enden zugespitzt, oberseits fahl; die Staubbeutel der dritten Ordnung sind zweifächerig.

Diese Art wächst in der Nähe des Amazonasstromes.

GOEPPERTIA nennt Presl in Sternberg's Versuch einer Flora der Boreäl. 1838. II, 120 ein fossiles Farrenkraut aus der Familie der Pecopteriden zu Ehren des um die vorweltliche Flora verdienten Professors Göppert in Breslau. Der Hauptcharakter liegt in den einfachen, an der Spitze hart verbildeten Nerven der Fiedelblättchen und in den fageligen oder eiförmigen, an der Spitze dieser Nerven stehenden Soren. Die einzige Art wurde im Steinsohlengebirge bei Plass in Böhmen entdeckt und ist in Sternberg's Flora Taf. 50. Fig. 1 abgebildet worden. (Giebel.)

GÖPPINGEN, 1) freundliche, seit 1782 neuerrichtete Stadt an der Riß im Donaustrome des Königreichs Württemberg, Station der von Stuttgart nach Ulm führenden Eisenbahn (zwei Meilen von Stuttgart), mit 5000 Einwohnern, mit rechtswinklig sich durchschneidenden Straßen und einem im J. 1662 erbauten Schloße und Mineralquellen, unter 27° 19' 21" n. l. und 48° 42' 16" nördl. Br. In nordöstlicher Richtung erhebt sich

*) Biographie générale. Tom. XX. p. 949 seq. J. M. Quérard, La France littéraire. Tom. III. p. 393. F. Bourquelot und A. M. Moury, La littérature française contemporaine. Tom. IV. p. 117.

gus war; dieser nahm den Knaben mit nach Tilsit, ließ ihn hier den Schulunterricht fortsetzen und begann zugleich, ihn selbst zum Chirurgen heranzubilden. Allein dieser Entschluß bald dahin, und nun kam Görcke im J. 1766 zu weiterer chirurgischer Ausbildung zum Regimentschirurgus Gerlach in Königsberg. Am 1. Oct. 1767 wurde er als Compagnieschirurgus bei einem in Königsberg stehenden Regimente angeheilt, und er konnte während der sieben Jahre, die er in dieser Stellung verblieb, die Vorlesungen an der königlichen Universität besuchen. Im J. 1774 kam er als Compagnieschirurgus zum trossirischen Regimente in Potsdam, und 1778 wurde er Compagnieschirurgus bei der königlichen Leibgarde; er benutzte aber mit Fleiß die ihm hiedurch gebotene Gelegenheit und Vergünstigung, die Vorlesungen am Collegium medico-chirurgicum in Berlin zu besuchen. Im J. 1780 trat Görcke in den Freimaurenorden ein. Auf Schmudde's Vorschlag wurde er am 15. Febr. 1784 zum Penionairschirurgus in Berlin ernannt und auf Theden's Empfehlung erhielt er 1787 ein Reisestipendium von 100 Friedrichsdor. Er besuchte daher Wien, wo er namentlich an Trambilla einen Gönner fand und über ein halbes Jahr verweilte, weiterhin die verschiedenen Anstalten Italiens bis nach Neapel hinunter, sodann Paris, wo er sich besonders an Desault im Hôtel-Dieu anschloß, und selbst nach England und Schottland dehnte er seinen Ausflug aus. Während er in Paris verweilte, wurde er im November 1788 zum Regimentschirurgus ernannt, und schon unterm 18. Febr. 1789 erfolgte seine weitere Beförderung zum Stellvertreter des Generalschirurgen Theden. Im J. 1792 wurde Görcke als Generalschirurgus zum Wunddirector des gesamten Feldlazarettwesens beim preussischen Heere im Feldzuge gegen Frankreich berufen. Er entsaltete in diesem Feldzuge eine ununterbrochene aufopfernde Sorgfalt für die Feldlazarethe, und er setzte es durch, daß im Februar 1793 die königliche Einwilligung zur Errichtung eines sogenannten ambulanten Feldlazareths von 1000 Betten für Verwundete und Kranke erfolgte, über dessen Einrichtung Görcke selbst in einer weit später erschienenen Schrift Nachricht gegeben hat: Beschreibung der bei der Königlich Preussischen Armee stehenden Kranken- und Transportmittel für die auf dem Schlachtfelde schwer Verwundeten. (Berlin 1814.)

Nach Beendigung des französischen Feldzuges entwarf Görcke den Plan zur Errichtung der medicinisch-chirurgischen Pénitäre, wobei ihm als Zwecke vorzuschreiben: Bildung junger, talentvoller Leute zum Feldarzneydienste; weitere Sorge für Vervollkommnung der schon vorhandenen Compagnieschirurgen; Bildung eines genügsamen Stammes zum Feldlazareth für den Fall der Noth. Am 2. Aug. 1795 erfolgte die Befähigung, und es wurden nun die nöthigen Stabs- und Oberärzte ernannt und 50 der besten jungen Leute zur schleunigen Herstellung des Instituts ausgewählt, dem auch bereits im J. 1797 ein besonderes Gebäude eingeräumt wurde. Bei Theden's Tode im J. 1797 wurde Görcke zu dessen definitivem Nachfolger ernannt.

In den Kriegsjahren 1806, 1813, 1814 und 1815 eröffnete sich für Görcke ein weites Feld der Wirksamkeit. Im J. 1814 sowohl als im J. 1815 führte ihn die Sorge für das preussische Lazarettwesen nach Paris. Er starb zu Sanssouci am 30. Juni 1822. (Siehe Dr. Johann Görcke's Leben und Wirken, auf Veranstaltung sämmtlicher Königlich Preussischer ebern Militärärzte verfaßt von J. D. E. Preuss, in: Dr. Johann Görcke's funfzigjährige Dienstjubelfeier am 16. Oct. 1817. (Berlin 1818.) (Fr. Wilk. Theile.)

Goeree, s. Goedereede.

GOEREE (Hugo Willem), holländischer Arzt und Schriftsteller, nach der Mitte des 16. Jahrh. zu Widdelburg in Zeeland geboren, ließ sich nach der Beendigung seiner Studien als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder und gelangte dasselbe zu großem Ansehen. Er war übrigens nicht nur in seinem Fache, sondern auch in der Theologie, in der klassischen Philosophie und selbst in der deutschen Literatur bewandert, mit besonderer Vorliebe aber widmete er die Muße, welche ihm die Obliegenheiten seines Berufes ließen, der betrüblichen Archäologie. Er übertrug das bekannte Werk des Petr. Genaüs über den Staat der Hebräer (De republica Hebraeorum) in das Holländische und bereicherte es mit vielen eigenen Bemerkungen; die Uebersetzung (De Republyk der Hebreën, of gemeene best der Joden in drie boeken door Petrus Canaeus) wurde aber erst von seinem Sohne Willem Goeree (Amsterd. 1682. 12.) herausgegeben und fortgesetzt (Amsterd. 1685. 12.); man legt jedoch auf diese Fortsetzung keinen großen Werth. Eine neue Ausgabe des ganzen Werkes nebst der Fortsetzung und einem Auszuge aus Wilk. Dantam's Schrift über die Opfer der Alten (Amsterd. 1700. 12. 3 Voll., 1701. 12. 4 Voll. und 1704 8. 3 Voll.) wurde auch ins Französische übersetzt (La république des Hebreux, augmentée de deux volumes, contenant des remarques critiques sur les antiquités judaïques par Basnage. Amsterd. 1705. 12. 3 Voll. 8. Tit. 1713. 12. 3 Voll.) und in dieser Uebersetzung am meisten verbreitet. Dazu fügt man gewöhnlich noch als vierten Band: Antiquités judaïques ou remarques critiques sur la république des Hebreux par Basnage. (Amsterd. 1713. 8.) Hugo Willem Goeree starb im Jahre 1643 zu Widdelburg? (Ph. H. Kahl.)

GOEREE (Willem), holländischer Buchhändler und Gelehrter, ein Sohn des vorhergehenden Hugo Willem Goeree, am 11. Dec. 1635 zu Widdelburg geboren, verlor früh seinen Vater und sah sich, da seine Mutter, die sich alsbald wieder verheirathete, und sein Stiefvater ihm nicht gestatteten, seine bereits begonnenen Studien fortzusetzen, gezwungen, irgend ein Geschäft zu erlernen. In dieser Noth wählte er den Buchhandel als dasjenige Geschäft, welches am wenigsten seinen Neigungen und Wünschen widerspreche. Durch Fleiß und Sparsamkeit

*) Pagnot, Memoires pour servir à l'histoire littéraire des Pays-Bas. Tom. IV. p. 264. Biographie generale. Tom. XX. p. 951.

gelang es ihm, die von ihm zu Amsterdam gegründete Buchhandlung zu einer der angesehensten in Holland emporzubringen und sich ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, welches ihm erlaubte, einen großen Theil seiner Zeit der Pflege der Wissenschaften und Künste zu widmen. Die Geschichte, die Alterthumskunde, die Malerei, die Kupferstecherkunst, die Baukunst, die Naturkunde und die Aesthetik waren zugleich Gegenstand seiner Forschungen, deren Ergebnisse er in sorgfältig ausgearbeiteten Schriften niederlegte. Seine archäologisch-historischen Werke, wozu seine jüdischen Alterthümer (Joodsche Oudheden, of Voorbeelden van de Bybelsche Wysheid en gebruik de Heilige en Kercklyke Historien. Amsterd. 1690—1700 u. 1716. fol. 2 Voll.), seine jüdische Geschichte (Mozaische Oudheden de Hebreuewe Kerke. Amst. 1700. fol. 4 Voll.), welche bis zum Einzuge der Sacerdoten in das gelobte Land reicht, und seine weltliche und kirchliche Geschichte (De Kerckelyke and wereltlyke Historien. Amsterd. 1705. 4. und 1730. 4.) gehören, sind alle zugleich mit herrlichen Kupferstichen, welche als die Hauptstücke betrachtet werden müssen und wegen welchen der Text oft nur da zu sein scheint, angekündigt und gewissen großen Sammlerlei, wenn man auch ein sorgfältiges Quellenstudium und kritischen Scharfsinn an ihnen vermisst; mehr Geist verräth er in seinen die Kunst betreffenden Werken, unter welchen besonders seine Einleitung zur Ausübung der Malerei (Inleiding tot de praectyk de algemeene Schilderkonst. Amsterd. 1697. 12. und 1705. 8., deutsch von Joh. Lange. Hamburg 1674. 1723 und 1744. 8.), seine Minnertkunst (Verlichteriekonde. Amsterd. 1697. 12.), seine Zeichen-, Minnert- und Malerkunst (Teyken-, Verlichterise- en Schilderkonst. Amsterd. 1705. 8.) und sein Entwurf zur Kenntniss des Menschen in seinem Verhältniss zur Natur und zur Malerei (Natuurlyk en Schilderkonstig oantwoor de Menschhonde. Amsterd. 1704. 12. und 1728. 8.) großen Beifall fanden; weniger gelungen ist seine Anleitung zur Baukunst (Allgemeene Bouwkonde, volgens de antyke en heendendaaghe manier. Amsterd. 1705. 12.), die dabei befindlichen Abbildungen sind jedoch sehr gut. Willem Goeree starb am 3. Mai 1711 zu Amsterdam *).

(Ph. H. Kälb.)

GOEREE (Jan), holländischer Zeichner, Kupferstecher und Dichter, ein Sohn des vorhergehenden Willem Goeree, am 2. Oct. 1670 zu Weidewijk geboren, erhielt seine Ausbildung zu Amsterdam, wo sich sein Vater als Buchhändler niedergelassen hatte, und gelangte hier bald durch seine ungewöhnlichen Leistungen in verschiedenen Fächern der Kunst zu großem Ruhm. Als der Magistrat von Amsterdam den großen Saal des Stadthauses würdig auszustatten beschloß, beehrte er im J. 1705 Goeree mit dem Auftrage, die Zeichnungen zu entwerfen, welche dann von den Malern G. Rademaker

und J. Geogzaat ausgeführt wurden. Die gestochenen und geätzten Platten und Titel, welche er zu literarischen und artistischen Werken lieferte, ertheilten sich des allgemeinen Beifalles seiner Zeitgenossen und stehen jetzt noch in Achtung; ebenso werden seine Zeichnungen, die sich in den Kunstsammlungen finden, sehr geschätzt, denn alle seine künstlerischen Proben sind gut gerundet, verständig in der Anordnung und, mögen sie Arbeit des Grabstichs oder der Nadel sein, mit Freiheit und Einfachheit ausgeführt. Zu der von ihm ins Holländische übersehten belananten Histoire de Louis XIV. par les médaillies (De Historische Gedenkenningen van Lodewyk de XIV., uit het Fransch vertaalt. Amsterd. 1712. 8.) lieferte er auch die Kupfer, ebenso zu der von ihm entworfenen Beschreibung der Gemälde auf dem Stadthause zu Amsterdam in dem Wegweiser durch Amsterdam (De Wegwyzer door Amsterdam. Amsterd. 1707. 8.). Als Dichter bewährte Goeree bei weitem weniger Geschmack und künstlerische Zeitgeist, ebgleich sein Trancursus Alexander (Alexander Koning van Cyprus en Cilicien of gewaande zeeroover. Amsterd. 1707. 8.) und seine vermischten Gelegenheitsgedichte (Mengel-Poëzy. Amst. 1734. 8.) Phantasie und Geist verrathen. Er starb am 4. Jan. 1731 zu Amsterdam *).

(Ph. H. Kälb.)

GÖRENZ (Johann August), geb. am 10. Juli 1765 zu Fürstenwalde im sächsischen Erzbistum, verdankte seine Clementarbildung der Fürstenschule zu Weissen. Seine Geistesfähigkeiten unterstützte ein reichlicher Fleiß. Rasche Fortschritte machte er besonders in den alten Sprachen. Auch in Wittenberg, wo er seine akademische Laufbahn eröffnete, war Philologie sein Hauptstudium. Dort erwarb er sich 1791 die Magisterwürde. Seine gründlichen Sprachkenntnisse und seine Gewandtheit im lateinischen Eisle zeigte er in mehreren gelehrten Abhandlungen, größtentheils philosophischen Inhalts: Vestigia doctrinae de associatione idearum libris veterum impressa. (Viteb. 1791. 4.) Diss. I. et II. de libris imitationis hodiernae Graecorum Romanorumque Historicorum regundis. (Ibid. 1791. 4.) Diss. de auctore libri *de re publica*, qui inter Aristotelis scripta reperitur. (Ibid. 1792. 4.) Progr. de dialogistica arte Platonis, interprete hujus re cognoscenda et aperienda, Commentatio. (Ibid. 1794. 4.) u. a. m.

Bereits 1792 war Görenz in Wittenberg Adjunct der philologischen facultatis und Universitätsbibliothekar geworden. Ungern trennte er sich von dem Orte, dem er seine Bildung zu verdanken gehabt hatte. Nicht ganz unvorteilhafte Bedingungen bestimmten ihn, 1795 einem Rufe nach Blauen im Weiglande zu folgen. Er erhielt das Rectorat an dem dortigen Lyceum. In gleicher Eigenschaft ward er 1800 in Jena angestellt, wo er eine Reihe von Jahren in seinem Berufe thätig

*) Vergl. *Paquot* I. c. Tom. IV. p. 262. *Biographie universelle*. Tom. XVII. p. 585. *Biographie générale*. Tom. XX. p. 951 seq.

*) *Paquot* I. c. Tom. IV. p. 268. *J. G. de Chaussepé*, *Dictionnaire historique et critique*. Tom. II. Lit. G. p. 42. *Biographie universelle*. Tom. XVII. p. 585. *Biographie générale*. Tom. XX. p. 952. *G. R. Ragier*, *Künstlerlexikon*. 5. Bt. S. 254 fg.

war. Als tüchtiger Philolog zeigte er sich in dieser Zeit in mehreren Dissertationen und Programmen, die sich meist auf die Kritik römischer Classiker bezogen. So schrieb Görenz ein Tentamen criticum in loca quaedam carminum Tibullianorum. (Zwöckaviae 1806. 4.) Progr. qui insunt duorum codicum scriptorum lectiones in Ciceronis Catilinariarum (Ibid. 1807. 4.) u. a. m. An den Schriften des eben genannten römischen Redners, die er zu seinem Hauptstudium gemacht hatte, erproben sich seine gründlichen Sprachkenntnisse durch eine scharfsinnige Kritik bei der von ihm besorgten Ausgabe. Sie erschien unter dem Titel: M. T. Ciceronis Philosophica omnia, ex scriptis recens collatis editisque libris castigata et explicata edidit. Vol. I. Lips. 1809. 8 maj. — Vol. II. Ibid. 1810 (auch unter dem Titel: Academica Ciceronis, Liber primus et secundus). — Vol. III. Libros de finibus bonorum et malorum continens. Ibid. 1813 (auch unter dem Titel: Ciceronis de finib. bonor. et malor. Libri V). Eine Ausgabe von Cicero's Schrift: De legibus hatte Görenz schon früher, noch während seines Aufenthaltes in Wittenberg, besorgt. Auch über einige Werke griechischer Autoren verbreitete sich seine Kritik in einzelnen Programmen: über Xenophon's Libellus de Republica Lacedaemoniorum, über Platon's Symposium u. a. m.

Das fortgesetzte Studium der Ciceronianischen Schriften erhielt ihn in literarischer Verbindung und in einem fast ununterbrochenen Briefwechsel mit mehreren ausgezeichneten Philosophen, deren Verdiensten er die gerechteste Anerkennung zollte. An den Professor Schüz in Halle, den früheren Herausgeber der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, schrieb Görenz aus Jüdau am 6. Aug. 1816: „Mit Jünglingskraft schreitet Sie in Ihrer Handausgabe des Cicero's vorwärts. Eben habe ich den achten bis zwölften Band erhalten, in welchen wieder eine bedeutende Zahl trefflicher Verbesserungen sich finden. Ich freue mich nun doppelt, daß Sie und kein Anderer es waren, der mir mit dieser Handausgabe wegen einer Grille meiner Verlagsbuchhandlung zuvorkam; außerdem hätte Ihnen die meinige, der Zeit nach, den Rang abgenommen. Jetzt mag Sie ruhen, obgleich sie als Unschädigung für die so sorgfältige Ausgabe der Philosophica gerechnet war.“

Durch genaue Bekanntschaft des Ciceronianischen Sprachgebrauches und sorgfältige Vergleichung der verschiedenen Codices bewahrt sich Görenz vor Irrthümern in der Kritik und Unterzeichnung der echten und unechten Lesarten. Ausführlich erklärte er sich hierüber in dem vorhin erwähnten Briefe an den Professor Schüz in Halle. „Da Sie,“ schrieb er, „jetzt an der Schwelle meiner Ausgabe von Ciceronis Philosophica stehen, so halte ich es für Schulpflicht, Ihnen eine Bemerkung mitzutheilen, die, wenn es nicht die Sache selbst verlangte, wegen eines von mir geachteten Mannes, den

nun die Erde deckt), unterblieben sein würde. Der Götter, welchen der wiener Recensent zur Beurtheilung meiner Ausgabe De finibus benutzt haben will, und der glogauer in Heindorf's Ausgabe De Natura Deorum ist einer und derselbe; beide aber sind erdichtet. Innere und äußere Gründe fordern dies unabweisprechliche Urtheil, welches ich mich einst zur Steuer der Wahrheit aufzubeden gezwungen sah. Heindorf und ich standen nie in Verbindung; aber ich weiß es, daß es ihn verdrossen hat, seine durch die Verlagsabhandlung an mich ergangene Bitte um Collationen um Platon abgelschlagen zu sehen, da ich sie vorher Schäfer's, der mich in Wolf's Namen darum bat, abgelaßen hatte. Hinc illae lacrymae. Doch diese Recension möchte sein. Daß aber De Natura Deorum auf eine solche Art behandelt worden ist, verlangt Räthe. Dieses bemerke ich Ihnen bloß, damit Sie jetzt Ihrem Urtheile bei Beurtheilung dieser Werke die Richtung geben können, die die Sache fordert. Leicht werden Sie übrigens, da Heindorf nicht genug mit Cicero's Sprachgebrauch bekannt war, und Ihnen es wohlbekannt ist, wie aus den Abweichungen die Echtheit oder Unechtheit der Codices erkannt werden kann, Verdacht genug schöpfen, um meine Behauptung nicht ohne Grund zu finden.“

Auf den erwähnten Gegenstand kommt Görenz in einem ungefähr 14 Tage später geschriebenen Briefe (am 15. Aug. 1816) nochmals zurück. Die Sache schien ihm, vom kritischen Standpunkte betrachtet, zu wichtig, um sie nicht von allen Seiten zu betrachten, da sein gelehrter Freund nicht ganz von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugt schien. „Sie sind,“ schrieb er an Schüz, „über die Erdischung des glogauer Codex besonnen. Wie ich mir die Sache ansehe, so kritisiere wirklich ein glogauer Götter, welcher aus von Heindorf collationirt wurde. Vielesicht sind auch aus ihm Varianten benutzt. Aber ein solcher Götter, wie der Quaestiosus erscheint, besonders durch das ganze erste und das zweite Buch der Natura Deorum zur Hälfte, hat noch nie existirt, und wird es vielleicht auch nicht wieder; ein solcher, sage ich, der so vielsch, sich bloß seinen Werth durch Scharfsinn abzuathen läßt. Wollen Sie selbst prüfen, so kommen Sie sicher zu gleichem Resultate, da Sie ohne Streit schon mehrere lateinische Codices selbst verglichen haben. Ich habe über 120 collationirt und folgerte hier aus reinen Erfahrungen. Eine Menge Lesarten beruhen auf Unkunde des Ciceronianischen Sprachgebrauchs, und sind, trotz ihres Scheins, aus diesem Grunde zu verwerfen. Dies kann wol einige Mal der Zufall so farten; aber so oft ist es kein Zufall mehr. Es spricht sich vielmehr in den Lesarten entweder ein corrigirtes Götter aus, wie es wirklich einige solche gibt, unter andern einen des Virgil, oder es ist ein erdichteter. Unter die von einer gelehrten Hand corrigirten Codices läßt sich der

1) M. T. Ciceronis Opera quae supersunt omnia, ac deperditorum fragmenta. Textum accurate recognovit etc. (Lips. 1814 — 1821. 8.) XX Voli.

2) Ludwig Friedrich Heindorf, bekannt durch seine kritischen Ausgaben mehrer Schriften Platon's. Heindorf war am 23. Juni 1816 zu Halle gestorben, welcher er als Professor der Philosophie gerufen worden; v. Meusel's Gel. Deutschland. 13. Bd. S. 90.

wegen äußerster Vileitität merkwürdige glogauer auf seine Weise segen. — Ueberall (einzelne Fälle machen bloß die Ausnahme) liegt, oft fonderbar, der Gode der Herausgeber Zweifel ab. Seine Abweichungen ferner sind oft sich nach des Editors Gedankenassociation fugend, oft aller Codices Kunde spottend. Ich einmal ein nach des Herausgebers Glauben glücklicher Griff durch des glogauers Autorität befragt, dann muß dieser gewöhnlich durch eine von ihm ausgeführte alteme Lesart dafür büßen, damit man nämlich seinen Veracht schöpfe. — Nach und nach scheint Heindorf mit der Manipulation mehr bekannt geworden zu sein, und so fängt allmählig der Gode in seinen Varianten sich zu formiren an. Immer aber behält er durchaus das Eigene, daß er fogleich bei der Hand ist, jede Vermuthung mehr oder weniger zu begünstigen. — Neben diesen innern Zeichen der Unschheit fagen Sie noch: daß Heindorf, wie ich von vielen Orten her vernahme, seine Correspondenten auf die Ausgabe anfernst machte; daß Weigel, der Verleger, in Dresden (wo er kurz nach der Herausgabe dieses Werks war) bei Erwähnung dieses merkwürdigen Godes an mehr als einem Orte in Gelächter ausbrach. Hierzu fegen Sie nun, um zu einem Resultate zu kommen, noch das fonderbare Umständnis von Heindorf selbst: daß er den Gode auf seinen alten Plaz gefegt, daß derselbe aber dort nicht wieder gefunden worden — ein Umstand, der den Bibliothekalen zu seiner fonderlichen Ehre gereicht, welche nach Bibliothekal-Regel in die Manuscript-Schränke Niemand ohne ihr Wissen lassen dürfen, wie sich auch die Schlüssel dazu allein in des Oberbibliothekals Händen befinden sollen. — Fasse ich dies Alles in Eins, so bietet sich mir die Vermuthung unwillkürlich dar: daß Heindorf, dessen Charakter ich weiter nicht kenne, ihn aber als gut annehme, die laren Begriffe über Emendation hatte, welche ich leider jezt nur zu häufig antrefe, und die auch sub rosa Martini Laguna hat: daß Manuscript-Lesarten an sich werthlos, der eigene conjecturirende Kopf hingegen statt aller Handschriften gelte; daß es keinen Nachtheil bringe, seine Vermuthung statt Lesarten zu fegen, sobald sie gehörig geprüft feien und man mit der Größe seines Autors vertraut geworden. Auf diese Weise könne man allein einmal ins Reine kommen, ohne daß die spätern Herausgeber eine Menge Vermuthungen und Varianten als Ballast mit aufzuladen hätten. — Zege ich diese Grundfälle Heindorfs Verfassen unter, dann fällt mir Nichts mehr auf und ich bin im Klaren, ja es läßt sich Alles, wenn die Details gehörig dargelegt find, bis zu hoher Evidenz entwiceln. Gebete mit der Himmel Mische dazu! Leider kann ich jezt noch nicht daran denken."

In dem eben erwähnten Briefe meldet Görenz auch seinem Freunde, daß die von Angelo Majo herausgegebenen Fragmente Hieronimianischer Reden nächstens, "als Nebenläufer" ins Publicum treten würden. "Sie wären schon heraus," fchrieb Görenz, "wenn nicht der Staatsrath Cramer aus Kiel mit neulich, bei seinem Aufenthalte in Jüdau, mehrere Druckbogen von der Ausgabe gezeigt hätte, welche dieser bekanntlich mit Heindorf davon

besorgt. Nun bin ich genöthigt, auf diese Ausgabe mit Rücksicht zu nehmen. Sollte dieselbe Ihnen etwa früher in die Hände fallen, so würden Sie mich durch die Mittheilung derselben ungemein verpflichten. Heraus müssen diese Fragmente sein. Nach Kiel möchte ich aber nicht gern selbst schreiben. — In meinem letzten Briefe hatte ich noch der wicner Recension von meiner Ausgabe: De finibus etc. erwähnt. Ganz derselbe Geist herrscht in den sogenannten Lesarten. Heindorf arbeitete eben an seiner Ausgabe De Natura Deorum, als ihm die meinige in die Hände fiel. Nun war ihm noch das Gefühl meiner Verwahrung der unmittelbar an mich gestellten Bitte. Dieses Gefühl war durch die Erwähnung Wolf's geschüttelt, mit dem er, wie ich später erfahre, in gespanntem Verhältnisse lebte. Auch führte wohl der Intenz noch die Fieber, dem Rival die etwa noch guten Fiebern zu beraufen, damit gar keine Parallele stattfinde. Genug, Sie werden auch hier Zusammenhang wahrnehmen. Ich werde diese Recension gänzlich ignoriren, weil es wider mein Gefühl streitet, Antisitten zu geben, daher ich auch, bei reichem Stoffe zur Erweiterung, fchwäge. Ueberdies betrifft der Schade, der allenfalls dem ersten Cicero erwächst, nur einzelne Stellen, von denen ein ansehnlicher Theil ohnehin bei Ehren bleiben wird, wenn man immer jene Lesarten für echt halten sollte."

Nach einer 16jährigen Verwaltung seines Schulamtes in Jüdau regte sich in Görenz der Wunsch nach anderweitiger Beförderung und Erweiterung seiner mäßigen Einkünfte. Verbinlich dankte er seinem Freunde, dem Professor Schüz in Halle, den er auch in seinen häuslichen Angelegenheiten oft zu Rathe zog, für die Belehrung über den mitgetheilten Gegenstand seiner Wünsche. "Immer wird es," fchrieb er, "mein Bestreben sein, Ihre volle Zufriedenheit zu gewinnen. Zwar möchte dies fchwerlich durch persönliche Beweise meiner innigsten Verehrung gelassen können, da ich, der sich noch nie um eine Stelle bewarb, von der so geringen Aussicht, die erdachte Heindorfsche Professur zu erhalten, mich zurückgekehrt fühlte. Indessen gibt es für die, welche denselben Weg gehen, doch Gelegenheiten, es bemerkbar werden zu lassen, daß sie einander dem Herzen nach nicht fremd find; und hier glaube ich in Zukunft einigermaßen eine Schuld abtragen zu können, die Sie mir durch Ihr Wohlwollen und Ihre Güte auflegten. Sie machen mich auf die noch vacante Heyne'sche Professur anfernstam", und erlauben mir selbst, wenn ich mich um diese bewerben wolte, mich auf Ihr Zeugnis zu berufen. Schreide mich nicht Heyne's groß, und so festbegründeter Ruhm, mit dem ich in keine Parallele treten kann, so würde ich Ihr gütiges Erbieten mit dem warmsten Danke annehmen. Aber ich besorge durch diesen Schritt mir den Veracht der Annahme zuzuziehen. Hält ich einen Grund, der mich auf irgend eine Art in

3) Christian Gottlob Heyne war am 14. Juli 1812 in Göttingen geboren. Vergl. G. W. Heyne, biographisch dargelegt von G. W. Heyne. (Göttingen 1813.) Memoria C. G. H. in den Comment. Societ. Götting. recent. Vol. II. ad a. 1811—1813. Zeugnissen. S. 86. S. 173 fg.

Vorschlag bringen könnte, so würde ich dies Bagdad eher beginnen. Wenigstens würde ich dann der Hoffnung mehr Raum geben, daß es einst meine Sammlungen zu wichtigeren Werken und größeren, wenigstens minder zerstückten Musen rechtfertigen würden."

Diese Muse scheint ihm auch, was er bei seiner Neigung zu literarischen Arbeiten oft bedauerte, als Director der Domschule in Schwerin gefehlt zu haben, wohn er 1817 einen Ruf erhalten hätte und ihm gewesen wäre. Durch seine rastlose Thätigkeit gab er dem dortigen Schulwesen eine durchaus verbesserte Richtung. Auf seinen Antrieb verwendete der Großherzog Franz Friedrich von Mecklenburg-Schwerin die Domschule, die durch Görenz eine bisher kaum gekannte Blüthe erreicht hatte, in ein Gymnasium Fridericianum. Görenz ward zum Oberlehrer ernannt und ihm zugleich die Inspection über die Stadtschulen im ganzen Großherzogthum übertragen. Kurz zuvor hatte er den Ruf zu einer Professur in Kiel abgelehnt, obgleich er nach seinen Äußerungen in einem Briefe an seinen Freund, den Professor Schöp in Halle, wenigstens Anfangs nicht ganz mit seinen neuen Verhältnissen zufrieden gewesen zu sein scheint. An dem Lehrpersonal und dem Schulwesen überhaupt hatte er Naches anzuknüpfen. Besonders fühlbar war ihm, bei seiner Neigung zu schriftstellerischer Thätigkeit, der in Schwerin herrschende Mangel an literarischen Hilfsmitteln. Nicht ungünstig lautet jedoch die Schilderung seines neuen Aufenthaltsortes in einem aus Schwerin vom 30. Aug. 1817 datirten Schreiben. Es war, wie bereits erwähnt, an den Professor Schöp in Halle gerichtet.

"Meine Lage hier," schrieb Görenz, "ist nicht unangenehm, indem man mir von allen Seiten freundlich und voll Vertrauen entgegenkommt, auch innerhalb Jahresfrist mit Gehaltszulage unaufgefordert zugesichert hat. Viel habe ich zu wissen gefunden und schon manches Gute bewiekt. Zum Glück machte man mich durch die hiesige ertheilte Auszeichnung eines Scholarchen von der lieben Geisteslosigkeit unabhängig. — Unter acht Lehrern fand ich drei gute, denen es bloß an Methode fehlt, und die jetzt das Bessere erkennen und es mit möglichster Kraft zu erreichen streben. Die übrigen sind alle noch über dem Mittelmaßigen, doch insgesammt methodelos. Mehrere Woden habe ich daher bloß damit zugebracht, die Mängel durch fleißiges Besuchen der Classenabtheilungen (denn wirkliche Classen gibt es zum Glück nicht) kennen zu lernen, und ich habe wirklich schon viele Mängel bemerkt. Ein günstiger Umstand ist, daß man hier vor einem Notennacher Respekt hat."

In dem eben mitgetheilten Briefe finden sich jedoch auch Stellen, aus denen hervorgeht, daß Görenz in seinen Verhältnissen sich nicht ganz begnügen konnte. "Eins," schrieb er, "ist mir fast unerträglich, der gänzliche Mangel an Bibliotheken. Hierin haben mich die Geographien gewaltig betrogen. Es sprechen von einer Schloßbibliothek; diese ist kaum ein Schatten davon. Das Beste holte schon seit vielen Jahren der verordnete Leihjen nach Rostock. Was noch davon Brauchbares vorhanden,

darum habe ich bereits für die noch ärmlichere Gynasiumsbibliothek angekauft, die die Zahl von 500 Bänden nicht übersteigt, und von denen zwei Drittel wenigstens noch in die Krämerläden wandern müssen. Bloß für die Allgemeine und Mecklenburgische Geschichte ist eine herrliche Sammlung unter dem Namen Regierungsbibliothek angelegt, aus welcher die Rudolfsche Geschichte, ein, wie Sie wissen, wahrhaft prägnantisches Werk, fast gänzlich geflossen ist; denn sie enthält auch alle Archiv-Nachrichten im genauesten Auszuge. Leider ist von Rudolfs herrlichem Werke, welches bloß bis zur Mitte des 16. Jahrh. herauf geht, bei dem 60jährigen Alter des Verfassers und bei seinen überhäuften Arbeiten, da er als Regierungsrath überdies noch den Staatskalender besorgte, seine Fortsetzung zu hoffen, wie er mir selbst oft versichert hat. — Ein häßliches Deficit ist es, daß Mecklenburg-Schwerin noch gar keine besondere Geographie hat, und daß daher alle allgemeine Geographien über dies Land von Irrthümern strotzen. Ich habe bereits darüber mit dem Minister, Präsidenten v. Brandenstein, gesprochen, welcher mich in den Stand setzen will, von überall her die besten Nachrichten einzuleben zu können. Dann werde ich die Arbeit einem meiner Collaboratoren, einem guten Kopfe, nach entworfenem Plane übertragen und heiss dabei die Aussicht mit führen. So, hoffe ich, wird Mecklenburg zu einer soirellen Geographie gelangen können, ohne daß ich grade meinem Fache untrenn werde. — Eine häßliche Methode herrscht in den Mecklenburg-Schwerinischen fünf Gelehrtenschulen und so auch selbst in der meinigen. Man durchkneigt bloß die alten Schriftsteller. Vier Capitel im Livius zu lesen, ist für eine Stunde, eine Kleinigkeit, so auch 100 Verse im Euripides. Dabei wissen sich Lehrer und Schüler mit Rathen trefflich zu helfen. Schade war's seither um die guten Köpfe, die, wie mich dünkt, Mecklenburg vorzüglich hat. — Wenigstens zählt die hiesige Schule, von der untersten Classe auf, ungleich mehr als die widausische. Ich glaube daher, daß hier guter Boden für gute Saat ist. Auch ist die Regierung wirklich sehr willig. Sie hat mir bereits einen neu anzunehmenden Lehrer zugestanden und jede Unterstützung für's Bessere. Ihre Fonds sind nur für das laufende Jahr zu schwach, da der Finanz-Etat nach Ostern jetzige entworfen wird und die für insulige Ausgaben angesehte Summe bereits erschöpft ist. — Uebrigens gefallen mir hier die Menschen, die offen, bieder und juristisch sind, vom Obersten bis zum Niedrigsten, sowie die Umgebenden wegen der herrlichen Seen, die überdies täglich eine ungeheure Menge der trefflichsten Fische liefern, deren mehrere Arten, wie Brachsen, Moränen u., in Sachsen völlig unbekannt sind."

Nicht bloß durch seine rastlose Thätigkeit und durch den Umfang seiner Kenntnisse, auch durch die Humanität,

4) R. A. Rudolfs Handbuch der Mecklenburgischen Geschichte. (Wismar 1781—1794, gr. 8.) 2 Bde. 5) Das Jahr vor Rudolfs Tode, der am 14. Mai 1822 starb, erliegen von dem erwähnten Werke zu Rostock 1821 noch ein dritter Theil in zwei Bänden unter dem Titel: Neue Geschichte von Mecklenburg; f. Meusel's Gel. Deutschlands. 19. Bd. S. 458.

die einen Hauptzug in seinem Charakter bildete, erwarb sich Görgény die Achtung Aller, die ihn näher kannten, besonders aber die Liebe seiner ihm untergebenen Lehrer. Ihnen mit Rath und That nützlich zu sein, ließ er seine Gelegenheit unbenutzt. So schrieb er im October 1817 an den Professor Schäg in Halle: „Einer von den besten Lehrern, der Collaborator Goode, wünscht durch die beiliegende Schrift sich Ihrem Schutze und der Milde seines künftigen Recensenten in der Allgemeinen Literaturzeitung zu empfehlen. Der junge Mann hat, mit dem von ihm verfassten Buche nichts Kleines unternommen. Ich fürchte nur, daß die Sache nicht ganz seinen Kräften angemessen war. Seine Absicht war die beste. Er wollte sich die Bahn zu einer guten Predigerstelle dadurch öffnen, da er für viele mehr Fähigkeiten besaß, als für's Schulfach. Können ihm seine Hoffnung, die er mit dieser Schrift begründen wollte, und meine Wünsche, diese baldmöglichst erfüllt zu sehen, einer gewissen Beurtheilung nicht unwertig machen, so bitte ich ergebenst darum.“

Görgény erkrankte sich einer selten unterbrochenen Gesundheit. In höherem Alter trafen ihn jedoch manche physische Leiden, die in seiner übermäßigen Geistesanstrengung in früheren Jahren ihren Hauptgrund haben mochten. Seine Gewissenhaftigkeit war insofern so groß, daß er selten eine Schlafstunde aussetzte. Seine Amtsverwaltung ward ihm jedoch immer beschwerlicher. Er sah sich genöthigt, um seine Dienstleistung anzuhalten, die er 1833 mit einer beträchtlichen Pension erhielt. Seitdem lebte er, von Berufsgeschäften gänzlich befreit, fast ausschließlich seinen philologischen Studien und in Erholungsstunden der mit großer Sorgfalt von ihm betriebenen Blumenpflege. Oft wiederkehrende Krankheitszufälle verbittrten ihm jedoch seine letzten Lebensstage. Er starb am 3. Febr. 1836 im 71. Jahre. Das Schweriner Freimüthige Abendblatt begleitete die Anzeige seines Todes mit den seinen Charakter treffend bezeichnenden Worten: „Ihm bleibt der Ruhm eines großen Philologen, die Anerkennung der ausgezeichneten Verdienste, die er sich in einer langen Reihe von Jahren um die vaterländischen Schulen, insbesondere um die Schweriner Domschule (das jetzige Fridericianum) erwarb, die Achtung, welche ein erldliches Wissen und unerschütterliche Pflücktreue erregt, die Liebe, welche ihm seine Herzengüte, die Milde und Heiterkeit seines Wesens erwarb, sowie die Dankbarkeit von Vielen, denen er nicht bloß Lehrer und Führer, sondern auch Freund und Wohlthäter war“). (Heinrich Döring.)

GÖRGENY SZENT IMRE (St. Emmerich), unter 42° 33' 45" n. L., 46° 43' 15" nördl. Br., Marktflecken in der siebenbürgischen Gespanschaft Thorenburg am Görgény, mit einer katholischen, einer reform-

irten und einer griechisch-unirten Kirche, einer Papiermühle und Salzquellen. Dabei die Trümmer des im J. 1708 den Rebellen abgenommenen und von dem Genérale Grafen Rabutin gesprengten Bergschlosses.

(H. E. Hösler.)

GÖRGES (Christoph Friedrich), geb. am 12. Nov. 1786 in Peina im Bisthume Hildesheim, wo sein Vater Kantor und Lehrer an der Stadtschule war, zeigte früh Reigung und Anlagen zur Musik. Den ersten Unterricht in dieser Kunst, sowie auch seine Elementarbildung verdankte er seinem Vater. Als Zögling des Katharinengymnasiums in Braunschweig trat er in das dortige Singchor ein, das sich unter der Leitung des Cantors Bürger zu einem der vorzüglichsten Institute erhob. Der Aufenthalt in Braunschweig war für Görges und seine musikalische Ausbildung in mehrfacher Hinsicht förderlich. Ein Interesse an der Tonkunst wuchs durch seinen häufigen Besuch des italienischen Opertheaters, welches der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig damals in seiner Residenz errichtet hatte. Den gründlichen musikalischen Kenntnissen, die er sich in kurzer Zeit durch anhaltenden Fleiß erworben, unterstützte von seinem angeborenen Talente, hatte Görges die Ernennung zum Präfecten des Katharinensingchores zu verdanken. Als ausübender und theoretischer Musiker ward er Allen, die sich für die Tonkunst interessirten, vortheilhaft bekannt. Er wagte jetzt die ersten Versuche in der Composition. Sie fanden, wenn auch nur in dem engeren Kreise seiner Freunde und Gönner, allgemeinen Beifall. Seinen anfänglichen Entschluß, Theologie zu studiren, gab Görges auf, um sich ausschließlich der Musik zu widmen. Unter der Firma eines Musikcomptoirs errichtete er mit einem seiner Freunde, dem geschätzten Componisten J. G. E. Bernhardt, im J. 1803 in Braunschweig eine Musikalienhandlung. Weder Görges noch sein Freund besaß jedoch hierzu die erforderliche Betriebskenntniß. Das Geschäft hatte daher nicht den gehofften Erfolg und gerieth völlig ins Stoden, als im J. 1806 nach der Schlacht bei Jena die französischen Truppen fast ganz Norddeutschland überzogen. Görges war zum Verkaufse seines musikalischen Verlages und seiner Presse gezwungen. Durch Musikunterricht sicherte er sich hierauf einige Jahre seine Subsistenz, bis er im J. 1810 die Stelle eines Präceptors an der St. Blasius-Domkirche in Braunschweig erhielt. Bei seinen beschleunigten Ansprüchen an Lebensgenüsse jeder Art genigte ihm dieser nicht glänzende Posten. Nie regte sich in ihm der Wunsch, eine Stelle, die er bis in seinem Tode bekleidete, mit einer andern zu vertauschen. Seine Musikanfanden wiewohl er fast ausschließlich der Musik. Die Frier des kirchlichen Gottesdienstes durch geeignete Compositionen zu erhöhen, war er rathlos bemüht. Seine Bescheidenheit hielt ihn ab, sich als Componist zu nennen. Die Mehrzahl seiner Musikstücke erhielten unter dem Namen: Vincenz Esli, B. Mann, Neuböser u. s. w. Die erhabenen Iren entwickelte er in der Kirchenmusik. Bei Kennern wie der Laien erntete seine Passioncantate: „Den Abgeschiedenen“ fast ungetheilten Beifall ein. Er

6) Orgel. Intell. u. Bl. der Allgem. Literaturzeitung, März 1836. G. Schäg. Darstellung seines Lebens. (Halle 1834.) 1. B. S. 123 ff. Meisel's Gesl. Deutschland. 2. B. S. 600. 3. B. S. 426. 13. B. S. 480. 17. B. S. 739 ff. 22. B. 2. Abth. S. 396. Den Namen Metrolg der Deutschen. Jahrgang XIV. 1. H. S. 137 ff.

versuchte sich in allen Gattungen der Musik, in Chordlen, Balladen, Liedern u., mitunter selbst in Singspielen und Opern, die jedoch in Teutschland, wo sie in den Jahren 1814 — 1817 einige Male aufgeführt wurden, weniger Glück machten als im Auslande, namentlich in den russischen Kaiserprovinzen, in Riga, Mitau u. a. Orten. Görges war nicht allein der Componist, er war auch der Verfasser des Textes zu seinen Musikstücken. Schon früh war er als Schriftsteller aufgetreten und hatte schon in seinem 20. Jahre unter dem Titel: „Ballor's fester Entschluß“ einen Roman geschrieben, der zu Braunschweig 1796 in zwei Bänden erschienen war. Obgleich kein Braunschweiger, besetzte ihn doch eine große Anhänglichkeit an das braunschweigische Fürstenhaus, die er auch in mehreren seiner Schriften ausdrückte. Immer blieb er jenem Fürstenhause treu und ergeben, selbst in der westfälischen Periode, wo eine solche Gesinnung ihm leicht Gefahr bringen konnte. Für jenes Fürstenhaus Gut und Blut zu lassen, zeigte er sich, nach den Worten eines seiner Freunde, stets bereit. Den westfälischen Machthabern gegenüber untertrüßte er nicht seine patriotischen Aeußerungen, die ihm Ant und Freiheit kosten konnten. Manche Theorien der damaligen Zeit traf die Geißel seiner Satire. Manum ließ er mehrere Gedichte in plattdeutscher Sprache drucken, unmittelbar nach dem Sturze der westfälischen Regierung in Braunschweig. Allgemeine Censuraction erregten zwei unter diesen Gedichten. In dem einen: „Wie Pruder un Dumscher“ betitelt, traf die von ihm gedruckene Geißel der Satire zwei in Braunschweig allgemein bekannte Personen, die, so viel sie auch dem dortigen Fürstenhause zu verdanken gehabt, sich doch als Anhänger der aufstrebenden Fremdherrschaft gezeigt hatten. Das zweite Gedicht: „Wie Lude“ verhöhnte die im J. 1813 in Braunschweig errichtete Bürgergarde, die wenig Erhebliches geleistet und in mancher Hinsicht sich lächerlich gemacht hatte. Seine Auctorität wußte Görges geschickt zu verheimlichen. Erst in späterer Zeit bekannte er sich in vertrauten Kreisen als Verfasser jener in der damaligen Zeit vielfach besprochenen Gedichte. In jenen Jahren zeigte er sich als ein jovialer Gesellschafter, aber auch in allen seinen Verhältnissen als ein streng rechtlicher Mann, als treuer Freund, als zärtlicher Gatte und Vater. In seiner im J. 1807 geschlossenen Ehe lebte er bis zum J. 1829, wo sie durch seiner Gattin Tod getrennt war, sehr glücklich. Als seine Kräfte nach und nach schwanden, zog er sich immer mehr von dem öffentlichen Leben zurück. Seine Dienstgeschäfte ver sah ein Adjunct. Görges lebte fast einzig der Musik, oft zum Nachtheil seiner Gesundheit. Er starb am 16. Dec. 1852¹⁾. Von seinem nahen Tode hatte er keine Ahnung gehabt. Eine Gedächtnisrede des Dompropst's Thiele schätzte seine Verdienste. Der Domchor, an den sich das Orchester des Theaters angeschlossen hatte, sang an seinem Grabe das letzte von

ihm componirte Lied als Schwanengesang. Großen Beifall fand unter seinen Schriften besonders das Werk: „Der von Heinrich dem Löwen, Herzog von Sachsen und Baiern, erbaute St. Blasiusdom zu Braunschweig und seine Merkwürdigkeiten.“ (Braunschweig 1815. 8.) Die sechste Auflage dieses mit drei Holzschnitten geschmückten Werkes (Braunschweig 1850.) hatte sein Sohn Wilhelm Görges besorgt. Es erschien davon auch eine englische Bearbeitung unter dem Titel: The Dome of St. Blasius in Brunswick, with two engravings. (Brunsw. 1838.) Auch die von Görges verfasste Schrift: „Braunschweig und seine Umgebungen“ erlebte drei Auflagen. Die dritte, ebenfalls von Wilh. Görges besorgt, erschien zu Braunschweig 1842. Ein von Görges verfasster Roman, „Der Schultzein“ betitelt, erschien unter dem Namen B. Mann zu Braunschweig 1824. Noch in den letzten Jahren seines Lebens ließ Görges, als bei der braunschweigischen Domkirche von Schülern ein Singchor errichtet worden war, zwei Hefte religiöser Gesänge für Kirche und Haus drucken zur Erhöhung der gottesdienstlichen Feier und zur Beförderung der häuslichen Erbauung. In dieser Sammlung, die unter seinem Namen erschien, waren zwölf Hymnen und sechs Psalmarien enthalten. Handschriftlich hinterließ Görges: „Die schwarze Burg“, Oper in drei Acten; „Das Vaterhaus“, Singspiel in einem Act, und „Die geheime Polizei“, Lustspiel in einem Act. Zahlreiche Aufsätze lieferte Görges für die Leipziger allgemeine musikalische Zeitung, für den europäischen Ausbeiter, für die Zeitung für die elegante Welt, für das Braunschweigische Magazin und andere Journale.) (Heinrich Döring.)

GÖRG (Dominicus), ein Schweizer von Geburt, aus dem Canton Uri stammend, trat 1729 in spanische Kriegsdienste in dem Schweizerregimente Niederröth. Er machte den Krieg gegen die afrikanischen Räuberstaaten mit. Der Eroberung von Oran und der Belagerung von Ceuta wohnte er bei und half durch seine persönliche Tapferkeit manchen wichtigen Vortheil erkämpfen: Vom gemeinen Soldaten schwang er sich bald zum Fähnrich empor. Im J. 1733 kam er mit dem Regimente nach Italien, wo er in den Jahren 1734 — 1735 den Feldzug in Neapel und Sicilien mitmachte. Seines Muthes und seiner persönlichen Tapferkeit wegen zum Unterlieutenant erhoben, trat er nun in siciianische Dienste. Von dem Range eines Lieutenants in dem Garderegimente schwang er, nachdem er sich in den Feldzügen von 1742 und 1744 rühmlich ausgezeichnet hatte, sich 1747 zum Capitän der Compagnie Grenzer und bald nachher zum Obersten empor. Im J. 1759 erhielt er eine Grenadiercompagnie. Im J. 1768 ward er zum Gouverneur von Vercorini ernannt. Er mußte jedoch diesen Platz 1774 den päpstlichen Truppen wieder abtreten. Einen Verweis der Kaiserlichen mit seinem bisher geführten Commando gab ihm der König, indem er ihn zum Präsidenten der Pro-

1) Meusel im Gel. Teutschland. 17. Bd. S. 740 läßt ihn irrig schon am 8. April 1816 sterben als Professor und Inspector der Ritterakademie zu Braunschweig.

2) Vergl. Meusel a. a. C. 9. Bd. S. 436, 17. Bd. S. 748. 22. Bd. Nrh. 2. S. 395. Den Neuen Kriege der Deutschen. Jahrg. XXX. 2. Th. S. 829 fg.

vinc Ghetti, später (1777) von Aquila ernannt. Göriz farb im J. 1783 *).

(Heinrich Döring.)

GÖRITZ, Stadt im preussischen Regierungsbezirk und Kreise Frankfurt, an der Oder, mit 1300 Einwohnern, welche sich von Ackerbau, Viehzucht und Fischerei nähren. (H. E. Hössler.)

GÖRITZ, 1) Konrad, lutherischer Theolog, am 19. Juni 1637 zu Königsberg in Preußen geboren, wurde, nachdem er nach der Beendigung seiner Studien mehrere Jahre, ohne eine Unterthan zu finden, in Teutschland umhergewandert war, im J. 1662 Rektor der Schule zu Schills, einem Städtchen in der gleichnamigen (jezt zum Großherzogthume Hessen gehörenden) Herrschaft, mußte aber religiöser Streitigkeiten wegen schon im J. 1666 diese Stelle wieder aufgeben und nach Preußen zurückkehren, wo er im J. 1668 eine Pfarrei zu Starckenberg erhielt, von welcher er jedoch im J. 1675 nach Königsberg versetzt und daselbst zum Diakone am Dome beiderseits wurde, welches Amt er auch bis zu seinem Tode bekleidete. Er starb am 5. Aug. 1690. Seine von den Zeitgenossen mit Beifall aufgenommenen Schrift: *Syncretista transsubstantiatorum* (Regiomonti 1657. 4.) ist jetzt vergessen.

2) Sein Sohn Christoph Konrad Göriz, geboren zu Königsberg am 12. Nov. 1677, widmete sich ebenfalls der Theologie und wurde, nachdem er seine Studien zu Königsberg und Rostock beendigt hatte, im J. 1705 außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität seiner Vaterstadt, folgte aber noch in demselben Jahre einem Rufe als Expriester nach Belau in Ostpreußen, wo er am 22. April 1752 farb. Außer seiner Inauguraldissertation (*De Jesaja, S. Trinitatis praecone*. Rostoch. 1701. 4.) und einigen polemischen Abhandlungen gegen Nic. Herber und Gottfr. Schönius sind noch seine beiden größeren Schriften: *Papatus irrationabilis* (Halae 1703 u. 1704. 4.) und *Diss. de subditis ad religionem non cogendis* (Regiomonti 1700. 4.) zu nennen.

3) Zu einer andern Familie gehört der protestantische Theolog August Göriz, geb. zu Stuttgart am 29. Nov. 1744, welcher nach der Beendigung seiner Studien zu Tübingen als Hofmeister eine Reise durch Frankreich und Spanien machte und nach seiner Heimkehr Prediger an dem Baisenhause und 1780 Professor an der Karlschule zu Stuttgart wurde, wo er am 6. Nov. 1799 farb. Seine Abhandlung: „Von dem Einfluß der Verbesserung der mütterländischen Sprache in den moralischen Charakter einer Nation“ (Euttig. 1780. 4.) enthält manche gute Bemerkung. Unter seinen übrigen Schriften sind noch zu erwähnen eine „Rede über das Wachsthum Württembergs unter den Herzogen“ (Tübingen 1767. 4.), ein Aufsatz: „Von der Kleidungsart der Spanier und über die Vermählung des Infanten Don Ludwig von Spanien“ (im Deutschen Museum. 1776. S. 769 fg.) und „Don Pedro Rodriguez Campomanes Abhandlung

von der Unterstützung der gemeinen Industrie in Spanien, aus dem Spanischen überetzt“ (Euttig. 1778. 8. 4.)

(Ph. H. Kühb.)

GÖRIZ (Karl Wilhelm Friedrich), ordentlicher Professor der Land- und Forstwirtschaft in Tübingen, war der Sohn des Hauptpostamtsassistenten Göriz in Stuttgart und daselbst den 3. Nov. 1802 geboren. Er besuchte bis zu seinem 17. Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt und trat dann in das damals neu gegründete landwirthschaftliche Institut Hohenheim ein, wo ihn v. Schöner in das Gebiet der Landwirthschaft einführte. Hierauf besuchte er die Universität Tübingen und hörte unter Anderem bei Schöbler Botanik und Agriculturchemie, bei Hundeshagen Forstwissenschaft. Mit der Praxis der Landwirthschaft machte er sich durch mehrjährigen Aufenthalt auf Privatgütern im Württembergischen, Weinmässen und Altkönigschen näher bekannt und begab sich sodann, von dem Staate mit einem Geldbeitrage unterstützt, auf Reisen, durch welche er einen großen Theil Teutschlands, der Schweiz und des nördlichen Frankreichs kennen lernte. Er führte seine Wanderungen größtentheils zu Fuß aus und verweilte da, wo er irgend einen Gegenstand, der ihm interessant war, kennen lernen wollte, so lange, bis er seinen Zweck erreicht hatte. So war er im Herbst 1825 vier Wochen lang während der Weinlese in Burgund, nachher während der Obstmoschbereitung vier Wochen in der Normandie; den darauf folgenden Winter brachte er in Paris und Rheims zu. Die Bereitung des Runkelrübenzuckers in der Nähe von Paris, die Bereitung des Champagnerweines in Rheims beschäftigte ihn damals vorzugsweise und seine Berichte gaben die zuversichtliche Hoffnung, daß beide Betriebszweige einst auch in seinem Heimathlande zur Blüthe gelangen werden, wie sich solches auch bekräftigt hat. Im Frühjahr 1826 verweilte er einige Monate in dem landwirthschaftlichen Institute zu Saville und genoß daselbst bei Mathieu de Dambuille einen Unterricht, welcher ihn in hohem Grade ansprach. Durch diese Art zu reisen gewann Göriz an Bessigkeit und Grundsätzlichkeit, indem sie ihn mit der Wichtigkeit mancher Theile der Landwirthschaft bekannt machte, welche oft ganz vernachlässigt werden, und indem sie ihm stets das ganze Bild einer Gegend verschaffte, während die gewöhnlichen flüchtigen Reisen häufig zu ganz irrigen Ansichten verleiten. Ein noch größerer Vortheil bestand darin, daß er trotz seines jugendlichen Alters mit den ausgezeichneten Männern seines Faches in nähere Verbindung treten konnte. In den Sitzungen der Landwirthschaftsgesellschaft, denen er während seines Winteraufenthaltes in Paris beizuwohnen durfte, lernte er die Vortrægen der französischen Landwirthschaft, Lefèvre, Guyard, Boob, Daill, Perault de Jotens, Girard de Méne, kennen, sowie den Director des landwirthschaftlichen Institutes zu Orignon,

*) Siehe R. Eug. in dem Refrlog deutwilliger Schweizer S. 179 fg.

H. Geyff. d. W. u. A. R. G. Stellen, LXXII.

*) Siehe Ghr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1046. 2. Bd. Ghr. Meinel, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher. 2. Bd. S. 1507. Joh. v. Neufel, Verh. von dem Jahre 1750 — 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 246 fg.

Bella, und den berühmten Seidenzüchter Camille Beauvais, welcher ihm eine Anstellung auf seiner Musterwirthschaft für Seidenzucht anbot. Er übertrug diese auf einen Freund und lebte im November 1826 nach Stuttgart zurück, wo er theils seine Reisenotizen ausarbeitete, theils das Secretariat bei der Weinverbesserungsgesellschaft besorgte, theils sich mit Studien und Einrichtung von Landgütern beschäftigte. Hier genoß er zwar, da sich nicht alsbald eine Anstellung im Staatsdienste für ihn offen zeigte, ein Wartgeld aus der königl. Staatskasse; aber er sehnte sich nach einem festen Wirkungskreise als praktischer Landwirth und nahm deshalb im Sommer 1828 eine Verwalterstelle im Hohenlohe'schen an. Schon im J. 1830 wurde er von dieser untergeordneten Stellung erlöst, indem er die Oberaufsicht über die Güter des Fürsten von Keiningen und das Refectat über die landwirthschaftlichen Angelegenheiten als Assessor in der Domainenkanzlei zu Amorbach erhielt. Das war nun ein Beruf seinen Wünschen und Kräften völlig angemessen. Es galt, ein neues großes Gut aus einer überbürdeten Oetung zu schaffen, die Verwaltung der in Selbstbewirthschaftung befindlichen Güter zu inspiriren, die verwaisteten Güter zu beaufsichtigen, Pachtverträge zu erneuern, Güter zu kaufen, ja ganze Dörfer, die in Güter umgewandelt werden sollten, anzukaufen. Indessen wurde ihm schon nach 1½ Jahren der Ruf, an der Stelle von Babsi die Professur der Landwirthschaft an dem hohenheim'schen Institute zu übernehmen. Auf das frische ruhige Leben eines Verwalters und Güteradministrators folgten nun Jahre des Rudelens, Studirens und Docirens, das noch dadurch vermehrt wurde, weil Göriz anstatt des Lehrpersonals immer neue Häuser übernehmen mußte, so daß er zuletzt außer der Viehzucht die ganze Landwirthschaft, selbst die Betriebslehre vorzutragen hatte, nachdem für die landwirthschaftliche Technologie, welche er früher auch hatte, ein besonderer Lehrer angestellt worden war. Zur besondern Aufgabe machte es sich Göriz, sein württembergisches Heimathland in landwirthschaftlicher Beziehung genau kennen zu lernen. Hierzu verwendete er hauptsächlich die Zeit der Ferien, und es wurden ihm seine Forschungen, je länger er sie fortsetzte, um so mehr erleichtert, weil er außer den anfänglichen gewöhnlichen Jugendfreunden immer einmalige Zuhörer als Wirthschafter auf den Gütern des Landes traf. Die gleiche Richtung verfolgte er bei Verwaltung der Nobelsammlung, in welcher er die einzelne Verträge möglichst vollständig aufzustellen suchte; die Sammlung von Bodenerzeugnissen ist beinahe ausschließlich sein Werk. Da er, der unverheirathet war, in dem Gasthose des Institutes freiste, so kam er mit vielen Fremden, welche die Anstalt besuchten, am häufigsten in Verkehr, und er widmete sich namentlich den Männern vom Fache, hatte dagegen auch den Genuß, eine Menge werthvoller Bekanntschaften anzuknüpfen. Mit seinen Zuhörern lebte er in einem mehr freundschaftlichen als amtlichen Tone, konnte dadurch kräftiger auf sie einwirken und setzte die Verbindung auch nach ihrem Abgange von der Anstalt mit vielen der Besseren fort. Niemals hatte er Ursache, diese Annäherung an die Jugend

zu beklagen, im Gegentheil erhielt er fortwährend Beweise ihrer Dankbarkeit sowohl bei dem Unterrichte als für die sonstige Leitung und Fürsorge. Bei seinem Abgange nach Tübingen widmeten ihm die damals anwesenden Studirenden der Anstalt einen kunstreichen silbernen Pokal und ein Album, in welches jeder seinen Namen eintrug.

So hatte Göriz 14 Jahre in Hohenheim zugebracht, als sein Freund Knaup in Tübingen starb. Die Staatswirthschaftliche Facultät, welche Göriz schon drei Jahre vorher das Ehrenbleim eines Doctors der Philosophie wegen seiner Leistungen als Lehrer und Schriftsteller zugetheilt hatte, schlug ihn zum ordentlichen Professor der Land- und Forstwirthschaft vor und er wurde unter dem 29. Mai 1845 dazu von dem Könige ernannt. Sein Wirkungskreis ähnelte sich nun dahin, daß er nicht mehr für Landwirthe, sondern für künftige Verwalter und Finanzbeamte Vorträge zu halten hatte und diese mußten daher abermal eine neue Richtung bekommen. Ueberdies hatte er ein ganz neues Fach auszubereiten, indem zugleich ein encyclopädischer Vortrag über Forstwissenschaft zu seinen Obliegenheiten in Tübingen gehörte. Dessenungeachtet nahm er sich mit großem Eifer und vieler Liebe auch des dortigen landwirthschaftlichen Vereins an, dessen Thätigkeit unter seiner Vorstandschaft sehr zunahm. Diesem segensreichen Wirken machte ein plötzlicher Tod ein Ende. Am 5. Febr. 1853 fand man ihn todt im Bette — die Folge eines Herzschlags — nachdem seine Freunde längst einen solchen Ausgang des Lungenleidens, an dem er seit vielen Jahren litt, befürchtet hatten. Der schmerzliche Gindrud, welchen die Kunde von seinem Tode im ganzen Lande hervorrief, war der sprechendste Beweis von Achtung und Liebe, die er allseitig besaß. Diese allgemeine Theilnahme hatte sich Göriz besonders durch die Gemüthlichkeit seines Wesens, durch seine Freundlichkeit gegen Jedermann, sowie durch die Bereitwilligkeit erworben, jedem, der sich an ihn wendete, besonders seinen Schülern, auch nach ihrem Austritte aus den Lehranstalten, fortwährend mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Seine wissenschaftliche Thätigkeit ging insbesondere auf ein rationelles Sammeln von Erfahrungen und auf ein systematisches Zusammenstellen derselben. Namentlich ist es die Kenntniß des württembergischen Ackerbaues, sowie die Kenntniß der landwirthschaftlichen Verhältnisse Württembergs, die er durch diesen Sammelgehalt bereicherte, und seine Leistungen auf diesem Felde wurden wesentlich unterstützt durch die Ausbauer, womit er das einmal gesteckte Ziel Jahre lang im Auge behielt, und durch die strenge Ordnung, die ihn bei allen seinen Arbeiten leitete. Diese Leistungen fanden auch außer Württemberg in weiteren Kreisen Anerkennung, wie dieses namentlich die Diplome vieler verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften beweisen.

Was das literarische Wirken Göriz's betrifft, so finden sich aus den Jahren 1824—1830, also namentlich über seine Reisperiode, 18 Aufsätze von ihm in dem Correspondenzblatte des württembergischen landwirthschaft-

lichen Verein und in Andre's Oekonomischen Neuigkeiten; vom Jahre 1834 an über 50 Aufsätze im Hohenheimer Wochenblatt; vom Jahre 1842 an mehrere Kritiken in Fischer's Literaturblatt. Vom Jahre 1846 an war Görig Mitherausgeber der „Tübinger Zeitschrift für die gesammten Staatswissenschaften.“ Als Mitarbeiter hat Görig gewirkt bei Schwegl, „Beispielsicher Landwirthschaft“ (Stuttgart 1836); bei der dritten Auflage von Memminger's „Beschreibung von Württemberg“ (Stuttgart 1841.); bei der „Beschreibung von Hohenheim“, Hefgabe vom Jahre 1842 (Stuttgart 1842.). In dem „Berichte über die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe“ (Osmüg 1841.) befindet sich sein Vortrag über Winterhafer und Winterhülsenfrüchte. Als besondere Schriften mit Nennung des Namens sind von ihm erschienen: „Der kleine Riesling.“ (Stuttgart 1828.) „Beiträge zur Kenntniss der württembergischen Landwirthschaft.“ (Stuttgart 1841.) „Andenken an Carl Christian Knauf.“ (Stuttgart 1845.) „Beschreibung der Modellsammlung des Instituts Hohenheim.“ (Stuttgart 1845.) „Die im Königreiche Württemberg üblichen Feldsysteme und Fruchtfolgen.“ (Tübingen 1848.) „Cours d'Economie rurale, professé à l'Institut de Hohenheim,“ par M. Goeriz, traduit sur le manuscrit allemand par Julius Riesfel. 2 Tomes. (Paris 1850.) Dasselbe erschien kurz darauf als Nachdruck in Brüssel. „Die landwirthschaftliche Betriebslehre.“ (3 Bde. Stuttgart 1853.) In letzterem Werke, mit dessen Herausgabe er bis zu seinem Tode fortwährend beschäftigt war, hat er sich insbesondere ein bleibendes Denkmal gesetzt. Den dritten Band desselben (1854) hat Walz herausgegeben.

(Dr. William Löbe.)

GÖRKAU oder Jörkau (Jarkow, Borek), Stadt im saubren Kreise in Böhmen, mit großen Brauereien, Papiermühlen, treibt Holz- und Getreidehandel.

(H. E. Hössler.)

GÖRLITZ, Hauptstadt der preussischen Lausitz im Regierungsbezirk Liegnitz in Schlesien, mit schönen Umgebungen auf unebenem Boden, 660 Fuß über dem Meere, unter 51° 9' 25" nördl. Br. und 12° 39' 27" östl. L. von Paris, an der lausitzer Reize, mit Mauern, Bastionen und Thürmen umgeben, drei Vorstädten, breiten, geraden, fast sämmtlich mit Basalt gepflasterten Straßen, einer Börse, einem Gymnasium, einem Zucht- und Waisenhause, acht Kirchen, vier Hospitälern, einer naturforschenden Gesellschaft, der oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften mit einer 20,000 Bände umfassenden Bibliothek, einer Tractaten- und Bibelgesellschaft und bedeutenden Sammlungen von Büchern, Karten, Kupferstichen und Naturalien, einem neuen Theatre. Unter den acht Kirchen der Stadt zeichnen sich aus: die St. Peter-Paulskirche, ein Reichthum geistlicher Baukunst aus dem 15. Jahrh., mit der merkwürdigen unterirdischen, in den Felsen gehauenen Kapelle St. Georg, einer 240 Centner schweren Glocke und einer Orgel von 82 Registern; die Kreuzkirche mit einer getreuen Nachbildung des heiligen Grabes, welches der göttliche Burgemeister und Ritter des heiligen Grabes, Georg Emmerich, nach seiner im

J. 1481 erfolgten Rückkehr aus Jerusalem durch den Baumeister Blasius Böhner nach der Originalzeichnung, die er in Jerusalem selbst vom heiligen Grabe genommen, im J. 1489 ausführen ließ. Die 20,000 Bewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Spinnerei, der Fabrication von Tuch, Leinwand, Strumpf- und Stahlwaaren, von musikalischen und optischen Instrumenten und treiben Handel mit Getreide und Wolle, wechslt in der Stadt auch ein Wellmarkt abgehalten wird. In der Nähe der Stadt ist die Landeskronen, ein 1200 Fuß hoher, kegelförmiger Berg, und der Obermühlberg mit schöner Aussicht. Ueber das tiefe Thal der Reize geht die sächsisch-schlesische Staatseisenbahn auf einem prächtigen Viaduct, welcher 120 Fuß hoch ist und auf 30 Pfeilern ruht. Am Hölzberge, bei dem nahen Dorfe Mops, ist dem Generale v. Winterfeld, der hier am 7. Sept. 1757 in dem Kampfe gegen die kaiserlichen Oesterreicher unter Radaski fiel, ein Denkmal errichtet.

An der Stelle der jetzigen Nicolaivorstadt stand in alter Zeit der Hiedon Drenowow, der im J. 1131 abbrannte, von Herzog Sobieslaus I. wieder aufgebaut, zur Stadt erhoben und Jgozelle, d. i. Brandhof, genannt wurde. Aus diesem Namen soll dann der Name Görig entstanden sein.

(H. E. Hössler.)

GÖRLITZ (Johann Christian), geb. am 1. April 1798 zu Draschwitz bei Zeitz, der Sohn eines Zimmermannes, besuchte die dortige Dorfschule bis zu seinem 14. Jahre. Gleichzeitig ward er von dem Prediger des Ortes unterrichtet, der die Fähigkeiten und Talente des Knaben erkannte und ihm zur höhern Ausbildung seines Geistes in mehrfacher Hinsicht beihilflich war. Erst durch seine und seines Lehrers wiederholte Bitten und Vorstellungen ließen sich seine in beschränkten Umständen lebenden Eltern bewegen, ihren Sohn dem gelehrten Stande zu widmen. Als Zögling des Gymnasiums zu Zeitz fand Görig an dem Director seiner Lehranstalt, Dr. Riesling, einen wohlwollenden Gönner, der seine Liebe zu den Wissenschaften weckte und förderte. Mit wichtigsten Sprachkenntnissen bezog Görig 1819 die Universität Leipzig. Er studirte dort Theologie und Philologie, mit besonderer Vorliebe jedoch die letztere, nachdem er ein Mitglied der unter Hermann's Leitung blühenden griechischen Gesellschaft geworden war. Die griechischen Classiker, besonders die Hefler, wählte er nun zu seinem Hauptstudium. Diese Lieblingsbeschäftigung ward jedoch unterbrochen durch den Privatunterricht, den er in mehreren Familien ertheilen mußte, um bei der dürftigen Unterstützung aus dem ältlichen Hause seine Existenz zu sichern. Viele Stunden des Tages gingen ihm dadurch für seine Studien verloren, und er mußte für dieselben einen Theil der Nacht benugen.

Durch den Professor Hermann empfohlen, ward Görig 1823 an dem wittenberger Gymnasium als Ordinarius von Quarta angestellt. Er erhielt zugleich den Titel eines Collaborators. Im nächsten Jahre (1824) ward ihm die neugegründete Stelle eines Subreкторов und dritten Oberlehrers übertragen. Im J. 1827 rückte er als Subrektor in die zweite und bald nachher als

Prorector in die erste Oberschreierstelle und damit ins Directorat von Secunde hinauf. Im J. 1846 erhielt er von dem königl. preussischen Cultusminister Giehborn das Prädikat eines Professors.

Seit einer Reihe von Jahren hatte Görlitz von Zeit zu Zeit an einem hartnäckigen Unterleibsleiden und Brustbeschwerden gelitten. Bei seiner sonst kräftigen Constitution hatte er sich jedoch immer bald wieder erholt. Auch in der Frische und Munterkeit seines Geistes verpürte er keine Abnahme. Vehementere Beforgnisse erregte unter seinen Freunden ein mit Symploemen von Brustwasserfucht verbundenes Uebel, das ihn noch vor dem Wiederbeginne des neuen Schuljahres 1852 — 1853 befiel. Der sorgfältigsten Behandlung seiner Aerzte bot sein Uebel hartnäckig Trop. Er starb am 11. Juni 1852. Sammlische Lehrer und Schüler folgten am 13. seinem Sarge. Der Archidiaconus M. Seefisch schilderte in einer Leichenrede die Verdienste des Dahingegangenen. Im Saale des Gymnasiums suchte der Director Dr. Schmidt den schmerzlichen Gefühlen um den ihm entziffenen vieljährigen Freund ihren Ausdruck zu geben. Als Lehrer empfahl sich Görlitz durch eine Fülle von sprachlichen und literarhistorischen Kenntnissen, durch eine zweckmäßige Unterrichtsmethode und einen lebendigen Vortrag. Seinen Mitschülern blieb er unweigerlich durch seine Gutmüthigkeit und seine harmlose, selten geträubte Stille. Seine Schüler betraueten in ihm einen Lehrer, der sie zu redlicher Benützung ihrer Zeit und zu gründlichen wissenschaftlichen Studien ermuntert hatte.

Die gewissenhafte Erfüllung seines Lehrtvertrages gönnte ihm wenig Zeit, auch als Schriftsteller thätig zu sein. Eine seiner ersten literarischen Arbeiten waren seine 1827 herausgegebenen *Emendationes Julianae*. In einer zweiten, mit kurzen Anmerkungen begleiteten Ausgabe erschien 1832 seine Abhandlung: *Dionis Chrysostomi de eloquentiae studio*. Noch schrieb er: *Emendationes Horatianae*, und veröffentlichte abweichende Lesarten einer alten, der wittenberger Universitätsbibliothek angehörigen Ausgabe des Briefes an die *Virionen**). (Heinrich Döring.)

GÖRMITZ oder GÖRMS, eine kleine vom Achterwasser gebildete Insel im preussischen Regierungsbezirk Stettin, Kreis Ulfhohn, berühmt durch treffliche Butter und sehr guten Käse, welche die starke Viehzucht treibenden Bewohner bereiten. (H. E. Hösler.)

GÖRNE, adeliche Geschlecht der Mark Brandenburg, dessen Stammhaus wol Nieder-Görne an der Elbe unweit Arnburg in der Altmark ist. Im J. 1610 waren die von Görne wegen Nieder-Görne und dem benachbarten Dalschau zu zwei Ritterpfenden veranschlagt. Christoph von Görne, Donkerr, Senior zu Magdeburg, erkaufte 1610 von Kurt von Arnim um 80,000 Thlr. Schloß und Städtlein Plaine an der Havel, Büschen-Priest und das Dorf Nibabne, ingeleichen die Schloßstelle

und Antheil am Städtlein Brigerde und dem Dorfe Kupfow im Magdeburgischen. Dessen Enkel, Christoph Georg, war Director der märkischen Ritterschaft und Domdechant zu Brandenburg. Friedrich von Görne auf Plaine, Gellnitz bei Neustadt-Brandenburg (300 Morgen Wald), Rempitz bei Potsdam (3100 Morgen Wald), Kupfow, Eimow und Ensburg war königl. preussischer wirklicher geheimer Councill- und Kriegsminister, Vicepräsident und dirigirender Minister bei dem General-Oberfinanz-, Kriegs- und Domainendirectorium, Ritter des schwarzen Adlerordens, General-Postdirector und Domdechant zu Brandenburg, starb den 24. Juni 1745 Abends zu Berlin nach einer langwierigen Schwachheit in dem 75. Jahre seines Alters. Er wurde 1718 unter die wirklichen geheimen Staats- und Kriegsräthe aufgenommen, nachdem er schon vorher die Aufsicht über das Postwesen und die Direction der farmärkischen Landschaft bestritten hatte. Im J. 1723 errichtete der König das General-Oberfinanz-, Kriegs- und Domainendirectorium, welches unter seinem allerschicklichsten Präsidio fünf Vicepräsidenten und dirigirende Minister haben sollte. Als ein solcher erhielt Görne das dritte Departement, zu dem Elbe, Oder, Havel, Mürit, Neuchâtel, die oranischen Successionen, die Salz- und Postangelegenheiten gehörten. Auf des Feldmarschalls von Grumbow Ableben, 1739, erhielt er das erste Departement, Preußen, Pommern, die Neumark, woneben das Postwesen ihm verblieb. Bis zu seinem Ende stand er diesem Departement rathsmäßig vor und bei R. Friedrich II., gleichwie bei dessen Vorgänger, in hohen Gnaden, zumal wegen seiner besondern Redlichkeit. In Geschäften war er sehr geheimnißvoll, nicht leicht Jemandem sein Vertrauen schenkend. Er schien daher hochmüthig zu sein, was sich aber bei näherer Bekanntschaft als ungegründet ergab. Aus seiner Ehe mit Eleonore Louise von Stodhausen, geb. den 20. Juni 1750, kamen, neben vier Töchtern, die Söhne Hans Christoph, Kammerpräsident, geb. den 20. Dec. 1697, und Leopold, geb. den 30. Nov. 1715 und im Mai 1763 zum zweiten Director der farmärkischen Kammer ernannt. Karl Gottfried, Oberst und vormaliger Generalintendant von der Armee, starb auf seinem Gute Nieder-Görne den 1. Mai 1783. Sein Nachfolger im Gute, das damals in der vollkommenen ökonomischen Einrichtung und der Bequemlichkeit der Gebäude ohne Gleichen in der Altmark war, der Rittmeister von Görne, nahm ein tragisches Ende: er ertrank bei Stenbal in einem unbedeutenden Graben, indem sich sein Pferd beim Herausarbeiten mit ihm überschlug. Friedrich Christoph von Görne gelangte am 14. Dec. 1774 zur Würde eines wirklichen Staats-, Kriegs- und dirigirenden Ministers und übernahm das Departement des Handels und Fabricwesen, sammt dem Directorium der Seehandlung. Er hatte demnach über sehr reiche Cassen zu verfügen, was ihn zu mehreren gewagten Speculationen in seinem persönlichen Interesse verführte. Namentlich erkaufte er um den Preis von 1,500,000 Thlen. die in Polen gelegenen Herrschaften Krotosyn und Polajewo. Vergleichene Schwandelnisse konnten auf die Dauer der Aufmerksamkeit R. Friedrich's II. nicht

*) Vergl. das Oberprogramm des wittenberger Gymnasiums vom J. 1852. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXX. I. Th. S. 398 fg.

entgehen; Görne wurde am 19. Jan. 1782 durch den Gouverneur von Berlin, General von Ramin, verhaftet und in dem gegen ihn erhobenen Prozesse zur Entsetzung von seinen Aemtern und Würden, zur Confiskation seiner Güter und zu lebenslänglicher Haft in Spandau verurtheilt. Dort zeigte man ihm viele Rücksicht, besonders für höchst wichtige Gewohnheiten. Von da befreite ihn K. Friedrich Wilhelm's II. Rube, und er erhielt sogar, da die Confiskation aufricht erhalten wurde, eine Pension, deren er bis zu seinem Tode genoss. Die Güter Gollwitz und Biegin, im sauchischen Kreise, beide Fideikommiss, hatte man ihm nicht nehmen können, was vielleicht auch der Fall mit dem Schulzengerichte zu Damsdorf war. Die Geheimrathin von Görne besaß 1802 Kengerschlag, Möllendorf, Pläß und Bilsberg, die Frau von Görne, geborene von Treffensfeld, Königin bei Bismark, sämtlich in der Altmark. Noch besaßen die von Görne das oben genannte Ernsthagen, sammt Zugoten, in dem Erzbischofthum Gerdaunen in Ostpreußen, Badingen, 1784, Raghstett, 1595, beide in der Altmark, Bähnis, 1672, Greß, 1711, Grunache, 1600, und Tiefow, 1672, 1765, in der Altmark, Möser im Magdeburgischen, 1732, 1787, Welenig und Todelitz, 1740, 1765, in dem damals sächsischen Amte Torgau.

(v. Stramberg.)

GÖRNIZ, Dorf bei Delbzig im voigtländischen Kreise in Sachsen, bemerkenswerth wegen der schönen Berlen, welche daselbst im Görnitzbache gefunden werden.

(H. E. Häusler.)

GÖRRES (Johann Joseph¹⁾ von), geb. am 25. Jan. 1776 in Goblitz, war unter sechs Geschwistern der älteste. Er stammte aus einer alten katholischen Familie in Rheinfraufen, wo der Name Görres mundartlich so viel als Georgius bedeuten soll. Sein Vater, ein Kaufmann und Holzhändler, besaß ein einfaches Haus, „zum Riesen“ genannt, welches dem Gasthose gleiches Namens den Platz räumte, als er später sein Geschäft aufgab. Seine Gattin, eine geborene Waga, stammte aus einem alten italienischen Geschlechte.

Mit ungemeinen Fähigkeiten, die sich früh entwickelten, und besonders mit einer sehr lebhaften Phantasie vereinigte sich in dem Knaben ein zu ungemein rüstige Körperconformation, daß er während seines vielbewegten Lebens bis in sein höchstes Alter kaum einer bedeutenden Krankheit unterworfen war. In seiner Jugend sah er den Glanz einer geistlichen Herrschaft und des Rituals der katholischen Kirche. Diese Eindrücke blieben ihm unvergessen.

Seine Elementarbildung verdankte Görres den Schulen und dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Durch Talent und Fleiß, der ihn zum Lesen der verschiedenartigsten Bücher spornete, soll er sich vor vielen seiner Mitschüler auszeichnet haben. Die gewöhnlichen Schulstudien schienen ihm Nebensache. Geschichte, Geographie und Physik gewährten ihm ein besonderes Interesse. Auch die Astronomie zog er in den Kreis seiner Studien. Bei

seinem ungemeinen Gedächtnisse brachte er es bald so weit, daß er fast alle Sterne zu nennen wußte; auch entwarf er eine Mondkarte. Angelegentlich beschäftigte er sich mit Mathematik und Chemie. Den Umfang seines Wissens und seine geistige Ueberlegenheit machte er nicht bloß seinen Mitschülern, sondern selbst seinen Lehrern nicht selten fühlbar. Er ließ sich mit ihnen in Disputationen ein über philosophische und theologische Materien. Erzählt wird, daß er einst einem Professor, der ihn belehren wollte, sed geantwortet: „Das ist Nichts als doctrineller Kram; es ist nur eine Schauze, hinter der Sie sich verstellen wollen.“ Mit seinen wachsenden Kenntnissen entwickelte sich sein Hang zur Satyre. Einen auffallenden Beweis davon gab er schon in seinem zwölften Jahre. In einer poetischen Aufgabe ergoß er seinen Spott über den päpstlichen Stuhl und geistlichen Hof von Trien, obgleich dieser Hof in seiner Vaterstadt residierte. Der Lehrer seiner Classe las seine Arbeit laut vor, zerriss sie aber dann sofort, um ihre weitere Verbreitung zu verhindern.

Eine seiner liebsten Beschäftigungen war, wie bereits erwähnt, die Chemie. In seinem Nachhause, umgeben von allerhand zum Theil selbstgefertigten physikalischen und anatomischen Instrumenten, errichtete seine Experimente die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft, die sich beunruhigt an seinen Vater wandte. Dieser, im Schlafrode und mit der Pfeife im Munde, „im Schlafe“ überraschte den Sohn in seinem Nachhause und warf den ganzen Apparat über den Haufen. Erwähnt werden ist bereits, daß Görres in Allem, was Kenntnis, Geist und Witz betraf, sich vor allen seinen Jugendgenossen auszeichnete. Dagegen blieb ihm bis in das höchste Alter eine beispiellose Nachlässigkeit in seinem Anzuge und in seiner äußern Haltung eigen. Daß ihn darin nicht leicht einer seiner Mitschüler übertreffen habe, pflegte er in späteren Jahren scherzend zu äußern. Die „Zwangsjacke und der Schwürle“ widerstrebten seiner Natur und seinem ganzen Wesen.

Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien, im Herbst 1793, sogte Görres den Entschluß, die Arzeneikunde zu seinem künftigen Lebensberufe zu wählen. Einer seiner Jugendfreunde war gleiches Sinnes. Gemeinschaftlich wollten sie auf der kurfürstlichen Universität Bonn Medicin studiren. In dieser Wissenschaft würde Görres, wenn sein Plan zur Ausführung gekommen wäre, wie später in andern Jahren, sicher etwas Vortüchliches geleistet haben. Seinen Entschluß veränderten jedoch die kriegerischen Zeitverhältnisse. Am 20. Oct. 1794 waren die Franzosen in seine Vaterstadt eingedrungen. In Goblitz, wo die französischen Emigranten sich zum Kampfe gegen die neue Gewalt rüsteten, waren ihnen die deutschen Heere zu Hülfe gekommen, die jedoch in einem höchst zerrütteten Zustande wieder heimgekehrt waren. In diese Zeit fiel die Einnahme von Mainz durch den General Custine. Nur durch die Eilmärsche der heimkehrenden preussischen Truppen war das erwartete Eintreffen jenes Generals verhindert worden. In Frankreich hatte sich indessen, im Laufe der politischen Ereignisse und der vielen

1) Nicht Joseph Jacob, wie seine Vornamen mitunter erwähnt werden.

erfochtenen Siege, die Volkseinstimmung so wesentlich veränderte, daß sie sich mit den scheinbar humanen Grundgesetzen der neuen Regierung immer mehr befreundete. Durch ihre Proclamationen und aus den Anweisungen ihrer Agenten war man, wenigstens den Worten nach, zu der Ueberzeugung gekommen, daß der blühende Krieg nicht gegen die Völker, sondern nur gegen die Fürsten, den Adel und den Klerus geführt werde; daß man das durch nichts Anderes bewege, als Garantie der persönlichen Freiheit, Gleichheit aller Staatsmitglieder vor dem Gesetze, Schutz des Eigenthums, Gleichheit der Abgaben, Abschaffung des Jochs und aller Feudalrechte u., mit Einem Worte, eine allgemeine Verbrüderung für alle Völker.

Diesen idealen Träumen und Hoffnungen überließen sich auch in Teutschland alle feurigen jugendlichen Köpfe. So konnte es nicht fehlen, daß auch Görres sich der Politik entziehen wurde. Er lebte und webte in den Ideen, welche die Revolution in allen selbständigen Völkern, die mit dem hergebrachten Schutendian des teutschen Reichs unzufrieden waren, hervorgerufen hatte. Görres konnte sich jenen Ideen hingeben, ohne daß ihn die ausposaunte Freiheit und die Hoffnung allgemeinen Völkerglücks lange schwindlich machte. Die geistlichen Kurfürsten am Rheine waren durch die Revolutionen in französische Hände gefallen. Die französische Republik hatte die Rheingrenze in Anspruch genommen, und in ähnlicher Weise, wie Belgien und der nördliche Theil von Italien, sollten 1796 die teutschen Vorlande in eine römisch-anstaltische Republik verwandelt werden. Eine allgemeine Aufregung hatte sich der Menge bemächtigt und ziemlich allgemein war der Enthusiasmus derer, die sich der Hoffnung einer bessern Zukunft überließen. Zu diesen gehörte auch Görres, der damals kaum sein 20. Lebensjahr überschritten hatte. Seine Studien waren seit dem Jahre 1796 fast gänzlich unterbrochen worden. Er hatte sich nach Mainz begeben, wo auf dem Kornmarkte der Freiheitsbaum aufgezogen worden war und die mannichfachen Feste der Jugend, des Adels, der Blumen begangen, auch Freiheitsbäume improvisirt wurden. Dort, zu Mainz, in den Klubs und Volksversammlungen trat Görres zum ersten Male auf als ein begeisteter Redner für Freiheit, Gleichheit und Republikanismus. Er sprach in begeisterten, kräftigen Worten, wie man sie bis dahin kaum gehört hatte. Durch reise Geistesüberlegenheit zeichnete er sich ebenso aus, wie durch seinen unbescholtenen Charakter. So erregte er schon früh die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger, die in Scharen nach Mainz strömten, um ihn zu hören. Er hatte durch sein Rednertalent ein Ansehen erlangt, das über seine Jahre hinausging.

Es war eine jugendliche Täuschung, sich mit den neuen Weltverbesserern und Menschheitsbeglückern in ein Spiel einzulassen, das, so wenig er es ahnte, ein gefährliches Ende nehmen konnte. Seine lebhafteste Einbildungskraft verführte ihn. Inzwischen gab er dadurch einen ungewöhnlichen Beweis seines Sinnes für Humanität, daß er thätig dazu mitwirken wollte, die allgemeine

Reithargie aufzurütteln. In spätern Jahren äußerte sich Görres selbst über diese Lebensperiode mit den Worten: „Meine Jugend hat manche Irthümer getheilt. Der Stärkste, der mich jetzt noch nicht ganz verlassen, war immer der, daß ich meinen Zeitgenossen mehr zugetraut, als sie zu leisten im Stande waren. Wenn ich mich in dieser Weise biweilen getaucht, so habe ich wenigstens das Glück gehabt, durch seine schlechte Handlung mein Leben zu bereichern.“

Um seine Unabhängigkeit behaupten zu können, nahm Görres kein öffentliches Amt an. Er blieb seinem Vorsatze treu, das Gute zu fördern und das Böse zu hemmen und zu rügen, wo es sich immer zeigen mochte. Den unabweislichen Beweis, daß ihn die Idee, nie gegen seine Ueberzeugung zu reden oder zu handeln, besaß, lieferte ein freisinniges Journal, das er unter dem Titel: „Das rothe Blatt“ um diese Zeit (1797) herausgab. „Es trug“, wie einer seiner Zeitgenossen sich darüber ausdrückt, „bereits den Stempel seines spätern politischen Charakters, indem Görres darin, über jede Partei erhoben, die Fehler und Mißgriffe der Freunde sowohl, als die Uebergriffe der Feinde einer strengen Rüge unterwarf, auch die Mißbräuche der geistlichen Würdeträger so wenig, wie die Ueberschuldung des Adels mit seiner Geißel schonte, und so sich selber und sein Wort zur Geltung in der Zeit brachte.“ Unablässiger Krieg wider Schlechtigkeiten aller Art, aber die Hand dem jugendhaften Wanne — das war die Parole, die er bereits in diesem Journale aufwarf und der er Zeitlebens treu blieb.²⁾

Nicht lange vor der Herausgabe seiner Zeitschrift waren die Rheinprovinzen in Departements getheilt und die oberste Justizverwaltung einem französischen Generalcommissar übertragen worden. Mit unerschütterlichem Muthe sprach Görres in seiner „Decadenchrift“, wie er das „rothe Blatt“ nannte, gegen fremden Druck und gegen die Verurteilung von Personen zu öffentlichen Aemtern, die denselben durch Mangel an Kenntniß der Sprache und der Landesitten durchaus nicht gemachen wären. Seine rüchsigste Freimüthigkeit erwarb ihm viele Freunde und Anhänger, aber fast noch mehr Gegner in dem Civil- und Militärfstande, die seine Ansichten heftig bekämpften. Unerschieden setzte er jedoch sein Journal fort, ohne mit feiner scharfen Feder irgend Jemandem zu schonen. Durch einen in seiner Zeitschrift enthaltenen Auslass fand sich jedoch der Kurfürst von Hessen so verlegt, daß er bei dem französischen Directorium in den Rheinprovinzen auf Unterdrückung des Journals antrug, da dasselbe unzulässige Dinge (chooses inadmissibles) enthalte. Seine unterdrückte Zeitschrift setzte Görres unter dem Titel: „Rübezahl im blauen Gewande“ 1798 fort, bis es ihm selbst gefiel, sie eingehen zu lassen.

Der Charakter und die Tendenz der erwähnten Journale³⁾ waren freilich von der Art, daß sie den Machthabern, denen Görres darin bald in Metaphern,

2) Vergl. über beide die Schrift: „Görres als Verfasser des rothen Blattes und des Rübezahl.“ (Germannen 1815. 8.)

bald völlig unverblümt die bittersten Wahrheiten sagte, unmöglich gefallen konnten. So hatte er unter andern in dem „*Rothem Blatt*“³⁾ geäußert: „Auch wir arbeiten für die Fürsten, indem wir ihre Entbehrlichkeit zu beweisen suchen.“ Daß seine Freimüthigkeit mit ihrem, wenn auch bisweilen nicht grundlosen, Tadel weder gekrönte Häupter, Regierungen und öffentliche Behörden, noch irgend eine bedeutende Persönlichkeit gekostet hatte, dürfte schwerlich Jemand leugnen können. Werthwüirdig ist in dieser Beziehung der *Sarfasmus*, mit welchem Görres „das rothe Blatt“ charakterisirte. In burlesstem Tone äußerte er darüber: „Zum Verkauf hält dies Buch allerlei Waaren feil, die, meines Wissens, weder Contrebande, noch auch irgend von schädlichem Einflusse auf Staat und Kirche sind.“ Unter mehreren andern Artikeln nennt Görres die hier folgenden: „Samen von Freiheitsbaum mit rothkappiger Blüthe, bei Barras und Compagnie. Drei Ohrschnappen von Büffelsfell, weit für dicke Köpfe, mit Turfuralen; dabei Krummhaken von Blei, mit Dolchen versehen und umwunden mit Schlangen. Zwei Bischofsmäusen von Kalisoflamme, brauchbar als rothe Hügen auf Freiheitsbäume. Ein Herzogthum aus Hainfell. Ein Stüb von Scepter: oben ein Marc-Aurelioscopf, mitten Rubicadnegar, wie er Gras frisst; unten Friedrich Wilhelm II., über dem sich ein Kabe und eine Dohle schnabeln. Vier Kriegshäute, wo die Köpfe häufiger sind als die Dummköpfe in Wien. Erdensand, womit man Thron und Altar an einander fetten und sichern kann. Erblidene Sterne, wurmförmige Adelsdiplome aus Gelseid.“

Nach dem wieder ausgebrochenen Kriege hatte die französische Regierung den längst entworfenen Plan einer Vereinigung der Rheinprovinzen mit Frankreich wieder aufgegeben. Die Landesverwaltung war von ihr einem Regierungscommissair übertragen worden, der oft seine Stelle einem mehr Begünstigten, wenn auch nicht Fühigeren, hatte abtreten müssen. Im J. 1799 hatte sich der französische General Leval aus eigener Willkür erlaubt, die Mitglieder der neuen Municipalverwaltung abzusetzen. Darüber beschwerte sich Görres, nachdem eine von ihm versuchte Gegenvertheilung unbeachtet geblieben war, bei dem Regierungscommissair Vaccaud in Mainz, mußte jedoch diesen Schritt mit einer Mißthigen Haft büßen. Auf dem Wege nach Mainz war Görres mit den ihn begleitenden Patrioten angehalten und nach Coblenz zurückgebracht worden.

Ähnliche Vorfälle brachten die Patrioten des linken Rheinufer zu dem Entschlusse, eine Deputation an das Directorium zu Paris zu senden. Dies geschah im J. 1799 und Görres ward zum Mitgliede dieser Botschaft gewählt. In einem von ihm herausgegebenen Buche⁴⁾ berichtet Görres selbst: „Als durch den Vertrag von Campo Formio ein in den Rheinprovinzen gemachter Versuch auf die in den Präliminarien von Reoben zu-

gesagte Trennung dieser Provinzen von Teutschland, ihre Unabhängigkeit unter einer freien Verfassung zu bewirken, an deren entschiedener Gegenwirkung das Directorium gescheitert war, reisten im J. 1799 die Abgeordneten nach Paris ab.“ Dort waren große Veränderungen eingetreten. Das Directorium war gestürzt, der Rath der Hundshundert verjagt und Bonaparte, der dies große Werk vollbracht, an die Spitze einer neuen Partei gestellt worden. Mit dieser allgemeinen Umwälzung war ein neues Regierungssystem durch Bonaparte eingetreten, der sich im Besitze seiner Siege zu erhalten strebte und Alle entfernte, die ihm wegen ihres revolutionären Geistes oder als Partiegänger verdächtig schienen.

Wie bereits erwähnt, war Görres mit dem besondern Auftrage nach Paris gereist, eine Vereinigung der Rheinprovinzen mit Frankreich zu bewirken, falls er sie, nach reiflicher Erwägung, jenen Provinzen für zuträglich erachten sollte. Nach seinem eigenen Geständnisse in späteren Jahren überzeuge sich jedoch Görres bald nach seiner Ankunft in Paris davon, „daß in Bonaparte der Welt eine Tyrannei erwache, wie sie seit der Römer Zeit nicht mehr eingetreten sei.“ Mit beleidigenden Ausdrücken erwähnte die pariser Zeitung die Ankunft der Deputation vom linken Rheinufer. Görres und seine Begleiter mußten lange warten, ehe sie zur Audienz des ersten Consul zugelassen wurden. Werthwüridig war die Antwort, die sie in einer späteren Audienz bei dem Marschall Lesebvre, dem damaligen Commandanten von Paris, auf ihre gegen den General Leval erhobene Klage erhielten. „Ich weiß“, sagte Lesebvre, „daß der General Leval Unrecht hat, aber ich werde meine Freunde zu schützen wissen, selbst wenn sie Unrecht haben.“

Vergebens bemühte sich Görres während seines dreimonatlichen Aufenthaltes in Paris eine Audienz bei dem ersten Consul zu erhalten, der endlich die Deputirten mit einer nichtsagenden Antwort abfertigte. Diese erhielten sie durch ihren Begleiter, den mainzischen General Eidenmaier, der als französischer Brigadegeneral sich eine Audienz beim ersten Consul zu verschaffen genöthigt hatte. Mißmuthig über den unglücklichen Erfolg, verließ Görres Paris und kehrte, gänzlich getaucht in seinen Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, im Januar 1800 wieder nach Coblenz zurück. Von seinen fruchtlosen Bemühungen statete er seinen dortigen Freunden mündlichen Bericht ab. In der bereits erwähnten Schrift: „*Resultate meiner Sendung nach Paris*“ äußerte er sich, daß jeder weitere Schritt, für die gute Sache zu wirken, vergeblich sein werde. Entschieden erklärte er sich gegen die Anschließung der Rheinprovinzen an Frankreich mit den Worten: „Dieser Staat habe um den Preis der Freiheit nur Macht und Größe eingetauscht. Nichts bleibe übrig,“ fügte er hinzu, „als ruhig die Veränderung zu erwarten, welche die Zeit in ihrem unaufhaltsamen Gange von selbst herbeiführen werde.“

Von seiner republikanischen Begeisterung, die er mit den eifrigsten und edelsten Männern der damaligen Zeit getheilt hatte, war Görres so weit zurückgekommen, daß er nach seiner Rückkehr von Paris sich gänzlich vom

3) Seite 13. 4) „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit.“ (Stuttgart 1822. 8.) Vergl. die gleichfalls von Görres verfaßte Schrift: „*Resultate meiner Sendung nach Paris*.“

öffentlichen Leben zurückzog. Er übernahm um diese Zeit (1800) die wenig einträgliche Stelle eines Lehrers der Naturgeschichte und Physik an der Sonderschule zu Götting. Aus unabhängigen städtischen Fonds besolde, pflanzte er in spätem Jahren mit Nachdruck hervorzuheben, daß er Napoleon Nichts zu verdanken gehabt, daß er „nicht sein Brod gegessen und nicht aus seinem Becher getrunken habe.“ In den Wissenschaften fand sein rastlos thätiger Geist die Befriedigung, die ihm die gesüßlichen Hoffnungen seiner Phantasie nicht hatten können. Die Liebe zum Studium der Arzeneifunde erwachte wieder in ihm. Er machte sich mit den besten anatomischen und physiologischen Werken bekannt. Viel Anziehendes hatte für ihn die damals erschienene Brown'sche Theorie. Sein Lieblingsstudium aber war die Schelling'sche Naturphilosophie.

Den Einfluß dieser Studien auf die Richtung seines Geistes zeigt der Pantheismus in dem von ihm herausgegebenen Buche: „Glauben und Wissen.“ (München 1808. gr. 8.) Naturwissenschaftlichen Inhalts war der größere Theil der Schriften, die in diese Periode seines Lebens fielen. Aus dem Französischen übersehte er Fourier's „Synoptische Tabellen der Chemie.“ Sie erschienen 1802 in Solio ohne Angabe des Druckortes. Von seinen „Aphorismen über Organologie“ erschien zu Götting 1803 der erste Band. Statt des versprochenen zweiten Bandes gab er ebenfalls 1804 „Aphorismen über die Kunst“ heraus⁵⁾, als eine „Einleitung zu Aphorismen über Organonomie, Physik, Psychologie und Anthropologie.“ Während er sich mit der Herausgabe dieser Schriften beschäftigte, drang sich ihm die Ueberzeugung auf, daß seinen Schülern die hinreichende Vorbereitung fehlte, um seinen Unterricht zu fassen. Immer fähiger ward ihm der verfehlte Zweck seiner Vorträge. Er sehnte sich nach einem andern Auditorium, das er auf einer Hochschule zu finden glaubte. Von von ihm erbetenen Urlaub auf ein Jahr bewilligte ihm die französische Regierung. Er begab sich 1806 nach Heidelberg, wo er als Privatdocent auftrat. Nach hinreichend verhörgten Nachrichten mangelte ihm die Gabe eines geordneten mündlichen Vortrages auf dem Katheder. Seine lebhafteste Phantasie führte ihn schnell von einem Extrem ins andre. Ebenso schnell suchte er die dazwischen liegenden Füden auszufüllen. Die Folge davon war, daß seine Vorträge meist aus unzusammenhängenden Bruchstücken bestanden, die von seinen Zuhörern nur mit Mühe geordnet und in gehörige Verbindung gebracht werden konnten. Seine Vorlesungen wurden immer seltener besucht und schon im zweiten Semester hatte sich die Zahl seiner Zuhörer so sehr vermindert, daß ihm fast nur die Benutzung der Universitätsbibliothek an Heidelberg sesseln konnte.

Einigen Ersatz für den Mangel an Beifall, den er

5) In den Selbstamteiten dieses übrigens geistreichen Buches heißt, daß darin die Kosmos die „Wald der Flüsse“ und die Kosmologie die „Wald der Flüsse“ genannt wird. Vergl. Fourier's Geschichte der Poesie und Verstand. 11. Bd. S. 331.

als Docent fand, gab ihm die in Heidelberg angehängte Bekanntschaft mit Arnim und Bruns, mit denen er eine „Gefühlserziehung“ herausgab⁶⁾. Auch mit Novalis (v. Hardenberg), Tieck, Fr. Schlegel, Fouqué und andern Mitgliedern der romantischen Schule war Görres nach und nach in ein näheres Verhältnis getreten. Sein lebhafter Antheil an dem engern Bunde der Poesie und Religion weckte sein Interesse für die außereuropäischen Mythologien, namentlich die persische⁷⁾, zugleich aber auch für die altclassische Literatur. Eine Frucht dieser Studien waren die von ihm herausgegebenen „Deutschen Volksbücher“⁸⁾. Sein früheres Interesse an der Naturphilosophie war unter diesen heterogenen Beschäftigungen nicht schwächer geworden. Doch schien er, der Außenwelt immer mehr entfernend, dem Innern, besonders dem kirchlich-religiösen Leben sich zuzuwenden zu haben. Auch in seiner Vaterstadt Götting, wohin Görres 1808 zurückgekehrt war, lebte er an der Seite seiner Gattin Katharina, geborene v. Raskau, und umgeben von drei Kindern in seiner gewohnten Weise fast ausschließlich seine literarischen Beschäftigungen. Fußwandlungen durch die umliegende Gegend dienten ihm zur Erholung. Aus sein Gesundheitszustand machte sie nöthig. Einer seiner auswärtigen Freunde, Dorow in Berlin, der ihn 1811 besuchte, schildert ihn mit den Worten: „Seine einfache, natürliche Art und Weise, bisweilen rhapsodisch wie ein altes Lied, war hinreichend. Was Politi sei, schien er kaum mehr zu wissen. Weder das „Roths Blatt“, noch der „Rübezahl“⁹⁾ waren in diesem gemüthlichen Manne zu ahnen.“

In das Gebiet der Politik führten ihn die Zeitereignisse wieder zurück. Der Krieg in Spanien hatte dem Kaiser Napoleon, nach seinen bisherigen glänzenden Siegen, die Möglichkeit des Verluſtes und den Wankmuth des Kriegsglücks gezeigt. Der feste Charakter der Spanier machte ihm den Ausgang des Kampfes zweifelhaft. Bei diesen wichtigen Zeitereignissen warf Görres in seiner Abgeschlossenheit zum ersten Male wieder einen Blick auf das Welttheater. Nach dem russischen Einzuge, der die ungeheure französische Armee vernichtete, überließ sich Görres wieder der Hoffnung einer schönen Zukunft. Er sah den Sturz des Mannes voraus, der sie ihm geraubt hatte. Lebhaft interessirte er sich für die damals unter dem Namen des „Tugendbundes“ in Teutschland gestiftete Verbrüderung. Er betrachtete sie

6) Heidelberg 1808. gr. 8. 12 Hefte. Fortgesetzt nach des Journal von Nimis (1809) unter dem veränderten Titel: „Zweites Heft“ n. f. w. 7) Eine hierher gehörigen Schriften fallen erst in eine spätere Zeit. Zu nennen hat darunter vorzugsweise seine „Mythengeschichte der altclassischen Welt“ (Heidelberg 1820. gr. 8. 2 Bde.) und das „Gedächtniß von Jean, auf dem Schatz Namen des Helden“ (Berlin 1820. gr. 8. Mit Kupfern und Aesteten.) 8) Die deutschen Volksbücher. Märchen, Sagen, der schönen Geschichten, Weltere und Arzneibücher, welche nicht inneren Werth, theils Zufall, Tadelnswürdigkeit hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. (Heidelberg 1807. 8.) 9) Von diesen politischen Zeitschriften, welche Görres an dem und mit Theilnahme des Druckers herausgegeben hatte, erschien das „Roths Blatt“ 1797 und der „Rübezahl“ in dem folgenden Jahre.

als ein wirksames Mittel zur Erreichung eines gemeinschaftlichen Zweckes. Im J. 1812 wird Görres als Mitglied des erwähnten Bundes genannt. Ob er es dem Buchstaben nach gewesen, dürfte schwer zu ermitteln sein. So viel scheint gewiß, daß er, dem Geiste nach, jener patriotischen Verbindung angehört und für ihre Zwecke gearbeitet habe.

Von seiner politischen Wirksamkeit gab Görres ein vollständiges Zeugnis durch die Herausgabe des Rheinischen Merkurs. Diese Zeitschrift erschien im Februar 1814, nachdem die deutschen Heere einen Monat zuvor über den Rhein gegangen waren, der seit 20 Jahren die Scheidewand zwischen Frankreich und Teutschland gebildet hatte. Eine noch kraftvollere Sprache, als in seinen früheren politischen Blättern, führte Görres in diesem Journal, dessen Werth in ganz Europa anerkannt und von Napoleon selbst mit Grund als die fünfte der gegen ihn verbündeten Mächte (cinquième puissance) bezeichnet ward. Durch die Erfahrung war Görres belehrt worden, daß die philosophische Idee einer allgemeinen republikanischen Verfassung auf unserer Erde keinen haltbaren Boden finden könne, eine constitutionelle monarchische Regierung hingegen den Bedürfnissen der Zeit und dem Interesse der Völker wie der Fürsten bei weitem angemessener sei. In dieser Ueberzeugung schrieb Görres sein Journal, das als ein treuer Spiegel der damaligen Verhältnisse betrachtet werden kann. Die französischen Gesinnungen in Teutschland bekämpfte Görres im Rheinischen Merkur mit allem ihm zu Gebote stehenden Waffen. Mit Wärme empfahl er dagegen die Liebe zum Vaterlande, die Erhaltung der Fürsten und Völker, die Erhaltung der politischen Selbstständigkeit, damit Teutschland nicht, wie er äußerte, „den Franzosen oder Russen als Beute anheimfalle.“ Nur Einheit der deutschen Völker könne diesem Unbetheil kräftig begegnen. Eine so kühne und freimüthige Sprache führte Görres nicht bloß im Rheinischen Merkur, sondern auch in mehreren seiner damals herausgegebenen Schriften, unter andern in dem Werke: „Deutschlands künftige Verfassung.“ (Frankfurt a. M. 1816. 8.) Von der deutschen Bundesacte erwartete er wenig Heil für die Völker. Er forderte Pressefreiheit und eine ständige Verfassung. Seine politischen Ansichten gewannen ihm einen großen Kreis von Lesern, wenn auch einige darunter den beinahe fanatischen Eifer mißbilligten, mit welchem Görres auf die Zurückgabe der dem Klerus entzogenen geistlichen Güter und auf die Wiederherstellung der Unabhängigkeit drang, die der geistliche Stand im Mittelalter behauptet hatte.

Ohne irgend einen Einspruch von Fürsten oder obrigkeitlichen Behörden hatte Görres den Rheinischen Merkur, der als eigentliches Organ der Pressefreiheit gelten konnte, einige Jahre fortgeführt, als sein Blatt wegen eines darin enthaltenen Aufsatze: „Küdwirkung in Berlin“ die preussische Regierung veranlaßte, den Rheinischen Merkur durch ein Verbot in unterdrücken. Görres hatte sich in jenem Aufsätze aufs Heftigste gegen eine Partei erklärt, die den Entwicklungsgang der erlöschenden Freiheit wieder zu hemmen suchte. Einen ungläublichen

Eindrud machte diese Maßregel, wie auf ihn selbst, so auch beinahe im ganzen Westen und Süden von Teutschland. Selbst von Lesern, die seinen Ansichten nicht durchaus beistimmen konnten, ward Görres aufschüttig bedauert.

Mühsamly begab er sich mit seiner Familie um diese Zeit nach Heidelberg. In dem Betrachten der dort aus Rom angelangten Kunstschätze fand er einige Zerstreuung. In Heidelberg zeigten sich ihm, dem Anscheine nach, sehr vortheilhafte Aussichten, eine neue Zeitschrift mit völliger Censurfreiheit herauszugeben. Mit diesem Antrage, den ihm der bairische Minister Graf Montgelas machte, war eine bedeutende Besoldung verbunden. Görres durchschaute indessen bei diesem Antrage die gegen Preußen gerichtete Absicht des bairischen Ministers. Er lehnte ihn daher ab mit der Erklärung, „erst wenn die Preussische Regierung aufsuchen zu wollen.“ Er war nämlich nicht lange zuvor der Leitung des öffentlichen Unterrichts, die ihm der Generalgouverneur der Niederlande, Justus Brünner, übertragen hatte, ohne Weiteres entbunden worden. Ohne wesentlichen Erfolg blieb längere Zeit der von Görres in dieser Angelegenheit geführte Schriftwechsel mit dem Staatskanzler v. Hardenberg und der preussischen Regierung, und erst die Zeitumstände gaben nach Verlauf von fast zwei Jahren der Sache eine günstige Wendung.

Görres hatte sich indessen wieder in seine Vaterstadt Coblenz zurückgegeben. Seine Stimmung war trübe und bei seiner großen Reizbarkeit konnte er leicht bitter werden, wenn sich das Gespräch auf Gegenstände der Politik lenkte. Mit den noch immer schwankenden Grundsätzen bei der Behandlung der Rheinlande war er durchaus nicht einverstanden. Den Grafen v. Sackenhausen, meinte er, hätte man jenen Provinzen als Oberstatthalter lassen sollen. Seine feurige Veredelmacht kleidete Görres oft in kühne und überraschende Bilder. Einer seiner vieljährigen Freunde, Barnhagen von Ense, der ihn im August 1817 in Coblenz besuchte, äußert sich über Görres mit den Worten: „Ihm fehlte nur ein großer Standpunkt, um die Macht seiner Talente zu entfalten, und es ist Schade, daß er nie Gelegenheit gehabt, in einer beratenden Versammlung als Redner aufzutreten.“ Zu den literarischen Arbeiten, mit denen er sich damals beschäftigte, gehört seine Sammlung „Altdeutscher Volks- und Meisterslieder.“ (Frankf. a. M. 1817. 8.) In der Mehrzahl dieser Lieder hatte sich Görres an Eine Quelle und an Eine Zeit gehalten, wodurch sein Werk vor ähnlichen Sammlungen sich vorthellhaft auszeichnete.

Das eigene Mißgeschick vergaß Görres bei der allgemeinen Ueberzeugung und Hungernöth, welche damals (1817) die Rheinprovinzen drückte. Sein Charakter zeigte sich dabei von einer sehr achtenswerthen Seite. Durch die Stiftung eines allgemeinen Hülfsvorlehns erwarb er sich das Verdienst, manchen Kummer gestillt und manche Thräne getrocknet zu haben. Ueber die zahlreichen Beiträge, die das Gedeihen dieser milden Anstalt förderten, theilte er einen öffentlichen Bericht ab. Nach seiner eigenen Erzählung glaubte Görres „das gewonnene

Vertrauen unter seinen Landesleuten als ein gutes Capital des Ganzen auslegen zu müssen, wobei die Provinz auch zugleich einen Theil ihrer Schuld an ihre hilfreichen Standesgenossen abtragen könnte, indem von ihr aus der Anfang zur Erwerbung der verheißenen Constitution gemacht würde."

Einer von ihm in dieser Angelegenheit verfaßten Adresse an König Friedrich Wilhelm III. schloß es nicht an zahlreichen Unterschriften. Der preussische Staatskämmerer v. Hardenberg war damals in den Rheinprovinzen angelangt. Ihm übergab Görres als Sprecher an der Spitze einer Deputation, die sich aus 18 der achtenswerthesten Männer aus allen Ständen gebildet hatte, zu Engers am 12. Jan. 1818 die erwähnte Adresse. Damit jedoch nicht zufrieden, trug er sein Bedenken, ungeachtet ihm der Staatskämmerer in seiner Audienz die Anzeige eines ihm zu zahlenden Barzuges von 1800 Thlm. gemacht hatte, seinen Bericht über die Unterredung mit ihm unmittelbar darauf zu veröffentlichen. Ohne seinen Namen und ohne Angabe des Druckortes erschien diese Schrift 1818 unter dem Titel: "Die Uebergabe der Adresse der Stadt Coblenz und der Landtschaft an Se. Majestät den König in öffentlicher Audienz bei Sr. Durchl. dem Fürsten Staatskämmerer v. Hardenberg am 12. Jan. 1818 als Bericht für die Theilnehmer." Ein öffentliches Blatt äußerte sich über diese Schrift mit den Worten: "Wenn man mit ihrem Inhalte die Urtheile unbefangener Zeitgenossen über Görres und sein Auftreten dem Staatskämmerer gegenüber zusammenhält, so weiß man nicht, ob man mehr den Staatsmann bedauern soll, den Görres so schonungslos angegriffen, oder mehr den Kritiker beklagen, der sein Gefühl hatte für die ungemeine Schonung und Mäßigung, die der Staatskämmerer, auch bei dieser Gelegenheit seinen wohlwollenden Charakter und seine gute Gesinnung betragend, dem fürwisch leidenschaftlichen Wesen des hochmüthigen Rheinländers entgegenstellte." Wie die nach Berlin gesendete Berichtserstattung Hardenberg's dort aufgenommen worden, erstuhr Görres bald nachher durch ein vom 21. März 1818 datirtes, höchst ungnädiges Cabinetschreiben Friedrich Wilhelm's III.

Kein mäßiger Zuspruch konnte Görres bleiben bei den ungewöhnlichen Ereignissen, die im nächsten Jahre (1819) die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Der Ermordung Kobzebue's durch Sand in Mannheim war König's Angriff auf das Leben Jell's in Schwabach gefolgt. Große Censuration hatten auch die durch v. Kamp entredeten demagogischen Untriebe in und außerhalb Preußen erregt. Gewaltig war der Eindruck, den diese Vorgänge auf Görres machten. In wenigen Wochen waren in ihm die Ideen zu einer seiner merkwürdigsten Schriften gereift, die er im September 1819 unter dem Titel: "Deutschland und die Revolution" herausgab. Als Druckort war "Deutschland" angegeben. An die Fürsten und Völker teutschen Stammes richtete er in dieser Schrift sühne und freimüthige Worte mit Prophezeiungen nahe bevorstehender Stürme, die ihn für seine eigene Sicherheit besorgt machten. Auf die erste

Nachricht über die von der preussischen Regierung decretirte Censuration der noch in demselben Jahre (1819) erschienenen zweiten Auflage seiner Schrift begab sich Görres nach Frankfurt am Main. In dem Glauben, dort völlig sicher zu sein, fand er sich getäuscht. Der dortige Polizeidirector und nachherige Bürgermeister Thomas erhielt, während Görres bei ihm zu Mittag speiste, auf Requisition des Bundestages unerwartet den gemessenen Befehl, ihn zu verhaften. Dies trug sich im Herbst 1819 zu. Görres hatte sich über die Mainbrücke nach Sachsendaunen entfernt. Dort erfuhr er, daß der Verhaftsbefehl an alle Stadthore geheset worden war. In Strassburg, wohin er sich geflüchtet hatte, erhielt er durch einen seiner Freunde die Nachricht, daß seine in Coblenz befindlichen Papiere confiscirt und nach Berlin gesendet worden seien. Vielesch räumte er noch im nächsten Jahre die französischen Gehege, die ihn vor der Willkür, der er in seinem Vaterlande preisgegeben war, geschützt hatten. Fast ein Jahr blieb Görres in Strassburg. Nach der Schweiz, wohin er sich nun wandte, folgte ihm auch seine Familie, von der er bisher getrennt gewesen war.

Von seinem Aussehen entwirft der bekannte Historiker Ernst Münch, mit dem Görres 1821 in Marau zusammentraf, keine sonderlich glänzende Schilderung. "Er war", berichtet Münch, "ein Mann von geklebten Jahren, in einem abgehakten, altteutschen Rocke, nachlässig geknüpft, durch den eine halbverlitterte Halskrause sich gleichsam Luft machte, mit einigen Tabakresten besetzt; das mehr rothe als gelbliche Haar in dithorambischer Freiheit durch einander und mehr emporsiehend als sich legend. Am Arme führte er eine sehr einfache, aber reinlich gekleidete Dame von kräftigem Körperbau und völliger Gesundheit, mit Spuren ehemaliger Reize, und es stellte sich hier wirklich ein Bild altteutscher Hausväterlichkeit dar. Diese zeigte sich in seinem Familienleben. Des Vaters tüchtige Natur, die jugendliche Innigkeit, mit welcher er an seiner treuen Gattin hing, die anmuthige älteste Tochter, die ungeschminkte Frömmigkeit, die freie und doch von aller heißen Seite entfernte Ungebundenheit der Erziehung — alles dies zusammen stellte ein merkwürdiges Bild dar, ganz verschieden von der gewöhnlichen Lebensweise der Marauer, die an der rohen Ungebührlichkeit des Fremdling's Anstoß nahmen, so sonderbare Gestalten sich aus jeher Zeit in ihrer Stadt sammeltgefunden hatten."

Zu den mannlichen Eigenheiten, durch die Görres in den Ruf eines Sonderlings gekommen war, gehörte besonders sein unverwundlicher Haß gegen den modernen Liberalismus. Sein geliebtes Rheiland unter der Herrschaft Preussens zu erblicken, war ein Gedanke, der ihn empörte. Rückfichtlos und mit gesteigerter Heftigkeit sprach sich sein Patriotismus in mehreren Schriften aus, die in die Zeit seines Aufenthaltes in Marau fielen. Zu Stuttgart erschien 1821 das von ihm herausgegebene Werk: "Europa und die Revolution." Durch eine minder bilberreiche Sprache würde wohl diese Schrift, als eine ihr unmittelbar folgende, mehr Eingang beim Publicum im Allgemeinen gefunden haben. Diese Schrift

* erschien zu Stuttgart 1822 unter dem Titel: „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona.“ Auch die Schrift: „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit“ trat gleichzeitig (Stuttgart 1822. 8.) und Licht. Von dem Inhalte dieser Schriften wesentlich verschieden war eine „Uebersetzung des Heldensbuchs von Iran aus dem Ebnah-Ramch des persischen Dichters Herbuß.“ Dies Werk hatte Görres bald nach seiner Anstellung in der Schweiz 1822 zu Berlin in zwei Octavbänden herausgegeben. Aus den in dieser herrlichen Dichtung enthaltenen Volksfagen, Legenden, Hagiographen, Runen u. wehte wunderbar der Geist der alten Welt.

Durch literarische Betriebsamkeit hatte Görres seine Subsistenz sich sichern müssen, da das von dem preussischen Staate ihm gezahlte Wartegeld ihm längst entzogen worden und eine von dem Stadtrathe zu Glogenz an Friedrich Wilhelm III. gerichtete Vorstellung erfolglos geblieben war. Eine bleibende Stätte hatte Görres nach längerem Umherirren 1827 in München gefunden. Die von ihm verfaßte Schrift: „Eandrede an den König Ludwig“ (Stuttgart 1827.) hatte den Monarchen bewogen, ihn in seine Residenz zu rufen. An einer katholischen Univerſität, wie München, als Professor der Philosophie und Literaturgeschichte eine Anstellung und ein weites Feld für seine Wirkſamkeit gefunden zu haben, harmonisirte um ſo mehr mit ſeiner Neigung und Geistesrichtung, da ſeine Heſſung, die unbedingte Herrſchaft des Klerus in ſeinem Gebietslande wiederherzuſtellen, geſichert war. Als Haupt der eifrigen Katholiken, wofür er in München mit hinreichenden Gründen nach dem Inhalte ſeiner Lehrvorträge und Schriften allgemein galt, gehörte Görres zu der hierarchiſchen Partei in Baiern, die ſeine eigenen Grundſätze, für die er ſeines Lebens gekämpft, öffentlich ausgeſprochen hatte. In ſeiner „Chriſtlichen Poſtil“ (Regensburg 1836—1842. 8. 4 Bde.) entwarf Görres, der nach einer früher herausgegebenen Schrift unter den Proteſtanten gar keine Poſtil gelten laſſen wollte^{*)}, ein ebenſo vollſtändiges als kunſtvollerſtes Schema der katholiſchen Poſtil, mit einer Menge von Erzählungen aus dem Leben der Heiligen. In dem geharniſchten Vorworte zu dieſem Werke, deſſen Hauptzweck die völlige Völkereiſung des Geiſtes vom Jüde zu ſein ſchien, äußerte ſich Görres auf höchſt charakteriſtiſche Weiſe. „Da ſich“, ſchrieb er, „jezt ein ſatirer Höllephant auf Erden verſpüren laſſe, der allen ordentlich Chriſtenmenſchen den Athem verſeße, ſo wolle er dagegen rathen mit Kirchengerruch, ſo den ganzen Jammer des Fleiſches recht am Tageslicht bringen, wolle den Theologen helfen gegen den Eindrud der Weibensgeſichte, die Männer der Mitte in ihrer Weißeit beſtärken, die Philoſophen als bloß und nackt darſtellen; er wolle endlich der katholiſchen Welt mit der Poſtil myſtiſche Handlungen, heilige Thatſachen ſammt dem Glauben daran ſichern und die Frage zu beantworten verſuchen: Was iſt

Sache der Natur, was Sache der Gnade? — eine Frage, die nur Gott entſcheiden, der Menſch nur ahnend beantworten könne.“

Einen auffallenden Contraſt mit dieſer friedlichen Aſſert ſtellte die polemische Richtung, welche Görres in dem „Athanaſius“ (Regensburg 1838.) verfolgte. Veranlaßt ward dieſe Schrift durch die am 20. Nov. 1837 erfolgte Amtseſetzung des Erzbischofs Clemens August von Köln, der wegen mehrfacher Verweiſe des Ungehörſams gegen die preuſſiſche Regierung nach der Heſſung Minden abgeführt worden war. Eine dreifache Auflage dieſer Schrift noch in demſelben Jahre bewies die große Senſation, die ſie in ganz Teuſchland erregt hatte. Ungeachtet ſeines vorgerückten Alters vermochte man darin nicht die Kraft und das Feuer, womit Görres viele Jahre früher den Rheinliſchen Merkur geſchrieben hatte. Bis zu einem verlebenden Grade heigerte ſich jedoch in dem „Athanaſius“ ſeine Entrüſtung über manche Zeitereignisſe und ebenſo ſein Eifer für die katholiſche Kirche, die er für die allein gültige und einzig zum wahren Heile führende erklärte. Nach ſolchen Anſichten nahm er den Starrſinn des Erzbischofs von Köln kräftig in Schutz und ſprach der preuſſiſchen Regierung die hinreichende Kenntniß der Bedürfniſſe ihrer katholiſchen Unterthanen gabrau ab. Ebenſo glaublich ſie es aber auch, ſügte Görres hinzu, daß ſie jene Bedürfniſſe nicht habe kennen wollen. Die Verlaſterung der katholiſchen Kirche, die er den Proteſtanten zur Laſt legte, heigerte ſich in Görres nicht bloß zu den heſtigſten, ſondern auch in gleichem Grade geſchmackloſen Äußerungen. Sein Jern richtete ſich beſonders auf den gebildeten Theil der Proteſtanten, den er als „die aufgeklärte Meute“ bezeichnete, die recht gut wiſſe, daß die katholiſche Kirche bedrängt und verlaſſen ſei. „Eben darum“, ſügte Görres hinzu, „iſt auch Alles aus ſeinen Röhren hervorſtrömte: Wölfe und Eber, Warden, Gänſe, Luchs und Stinkthier, Meerſage ſammt Keinele's aller Sippschaft; und es hat nun ein Heulen, Fiſchen, Bellen, Drallen um die Kirche und ihre Vertheidiger ihr begonnen.“

Um ſeine Unzufriedenheit mit den beſtehenden Staatseinrichtungen auszuſprechen, ergriff Görres in ſeinem Buche jede ſich ihm darbietende Gelegenheit. Als eifrigen Katholiken verdroß ihn die Verminderung der Proceſſionen und Feiertage. Die Bildung der katholiſchen Jugend in proteſtantiſchen Schulen war ihm ein Greuel. Bitter beſlagte er den traurigen Zuſtand der Katholiken unter proteſtantiſchen Behörden, die er als die „regierende Mandarinenclaffe“ bezeichnete unter den „Oberſchreibern und unter den zahlloſen Schreibern und Druckenmeiſtern beim großen ſeculären und finanziellen Pumpenwerke.“ In ſeiner heſtigen Entrüſtung über die gemiſchten Ehen ſprach er von „zweifelſchächtigen Daſarben“ u. ſ. ſchloß ſeine Polemik mit einer erſten Warnung an die Bemohner des Rheinlandes, der Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Kirche treu zu bleiben und ſich vor dem religiöſen Indifferentismus frei zu erhalten. Gegen den Andrang alles Fremdartigen ſollten ſie zwar muthig kämpfen, aber, wie er ausdrücklich bemerkte,

*) Siehe die Schrift: „Emanuel von Eberberg. ſeine Wiſſen und ſein Verhältniß zur Kirche.“ (Straub 1827. 8.)

„nicht um des Streites, sondern um des Friedens willen.“

Die fähne, auch die ruhigten Gemüther aufregende Sprache, welche Görres im „Athanasius“ führte, war eine natürliche und unausbleibliche Folge der mannichfachen, Jahre lang fortdauernden Zerwürfnisse in den Rheinprovinzen. Es ließ sich voraussehen, daß die in jenem Werke enthaltenen Ansichten nicht ohne Widerspruch hießen konnten. Kräftig nahmen Warheinde und besonders H. Leo in seinem „Sendschreiben an Görres“ die protestantische Kirche in Schutz. Die rheinischen Provinzialblätter enthielten selbst von Katholiken mehrfache Aufsätze, in denen „die Unzulänglichkeit des alten Jacobinismus“ und sein Abfall von Grundbäßen, zu denen er sich früher bekannt hatte, scharf gerügt ward. Man machte ihm zum Vorwurf, daß er sowohl bei der Wanderung der rheinischen Kirche durch die französischen Truppen als auch bei dem Abfalle von Ehen ohne kirchliche Einsegnung ein völliges Schweigen beobachtet habe. Auf solche Angriffe blieb Görres die Antwort nicht schuldig. Er gab sie in seiner Schrift: „Die Trilateral, Heintich Leo, Philipp Warheinde und Bruno Bauer.“ (Regensburg 1838. 8.) Seine fortwährende heftige Polemik zeigte sich auch in mehreren Artikeln, die er in dem genannten Jahre in die „Historisch-politischen Blätter“ einräute. In dem Kampfe, der durch das von Strauß verfaßte „Leben Jesu“ erzeugt worden war, theilte sich Görres durch eine dogmatisch-philosophische Vorrede, die er zu dem „Leben Christi“ von Serp, einem seiner Schüler, schrieb¹¹⁾. Zu dem Gebiete der Polemik, das er in seiner Schrift: „Der Dom zu Geln und das Münster zu Straßburg“ 1842 verlassen hatte, kehrte er wieder zurück in der von ihm herausgegebenen „Wallfahrt nach Trier.“ (Regensburg 1845. 8.) Auch in dieser Schrift, wie im „Athanasius“, regte sich wieder sein alter Haß gegen Preußen. Nur beiläufig erwähnte er die „großartige Bekämpfung Friedrich Wilhelm's IV. in Bezug auf den eöner Dombau.“ Der bei weitem größere Theil der erwähnten Schrift war polemischen Inhalts. Kräftig bekämpfte Görres die Richtungen der Zeit, die aller kirchlichen Symbolik entgegenstehen. Ein Grauel waren ihm die rationalistischen Ansichten in mehreren protestantischen Journalen, namentlich den „Sächsischen Vaterlandsblättern“, gegen die er müßig zu Felde zog. Zahlreiche Artikel von ihm enthielten die „Historisch-politischen Blätter“, die, von ihm begründet, seit dem Jahr 1838 zu München, jährlich in 24 Hefen, erschienen, und nach seinem Tode von G. Görres und Fr. Binder fortgesetzt wurden.

Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München fand Görres in den letzten Jahren seines Lebens Veranlassung zu einigen historischen Arbeiten. Dahin gehört seine wissenschaftliche „Erörterung der Mosaischen Zeittafel“ in der von ihm verfaßten Schrift: „Die Taperiden und ihre gemeinsame Heimath Arme-

nien.“ (München 1844. 8.) Fast gleichzeitig (1845) erschienen von ihm ebenfalls eine Entwerfung der gälischen Stammfolge unter dem Titel: „Die drei Grundwurzeln des christlichen Stammes in Gallien und ihre Einwanderung.“ Von einer „Welt- und Menschen-geschichte“ erschien um diese Zeit nur der erste Theil, der, wenn auch nicht ganz vollendet, doch einen unabweisenden Beweis für seine rastlose schriftstellerische Thätigkeit ablegte. Görres' Hand, als er das Werk schrieb, beruht in seinem 72. Lebensjahre. Auf seine feste Körperkonstitution hatte das vorgerückte Alter keinen wesentlich nachtheiligen Einfluß gehabt. In seinem Äußeren war er sich völlig gleich geblieben unter den Stürmen eines reichlich bewegten Lebens. Ues erschütterten ihn jedoch die mit dem Jahre 1847 eintretenden Zeitverhältnisse, auf die er zum Theil in seinen Schriften mit prophetischem Geiste hingedeutet hatte. Einen besonders nachtheiligen Einfluß äußerten jene Ereignisse auf Böhmen. Erleben mußte Görres den Sturz des Abel'schen Ministeriums und die Entlassung der ihm befreundeten Professoren Philipp, Lassault u. A. Ueber den errungnen Sieg der ultramontanen Partei konnte er sich nicht beruhigen. Das traurige Schicksal der vorhin erwähnten Gelehrten verwundete sein Herz. Er fand seinen Trost darin, von einem gleichen Loos verschont geblieben zu sein. In tiefer Trauer verpfehten ihn die Ereignisse in der Schweiz. Es war das Land, das ihm früher als Flüchtling ein Asyl gewährt hatte.

In den letzten Tagen des Januar 1848 erkrankte Görres. Er mußte, so selten dies auch der Fall gewesen, das Bett hüten. Von seinem Zustande und seinem zum Theil höchst charakteristischen Äußerungen in der letzten Lebensperiode hat sich ein genauer Bericht erhalten, den einer seiner Freunde nach seinem Tode veröffentlicht¹²⁾. Ein Auszug daraus möge hier mit dessen eigenen Worten eine Stelle finden. „Görres“, heißt es in der erwähnten Schrift, „sah in seinen letzten Tagen das Leben der ganzen Zeit. Zugleich erschien ihm, bei seiner christlichen Weltanschauung, seine Krankheit als ein göttliches Verhängnis zur Abbuße für Alles, worin er irgend in der Vertheidigung des Rechts und der erkannten Wahrheit im Leben gegen Hobe und Niedere geirrt haben sollte. „Ihr müßt mich nicht so auf die Beine sehen“, sprach er. „Ein Jeder geht seinen eigenen Lebensweg; in der Mitte aber kommen wir wieder zusammen.“ Er glaubte an seinem Geburtstage in der Mitternacht am 25. Jan., dem Tage vor Pauli Befreiung, zu sterben. Aber die ihm noch gegönnten drei Lebenstage sollten zu seiner irdischen Verklärung dienen. Nachdem er sichtbar mit dem Tode gerungen, eroberte sich noch kräftig vom Lager und empfing die Gläubigen der Seinen. Nicht er bedurfte übrigens eines Trösters; er selbst war der Tröster derer, die ihn umgaben. Am schönsten schloß die Seinen bei seinem scheinbar gestörten Zustande wieder momentane Hoffnung, indem sie seine

11) Dies „Leben Jesu“ erschien zu Regensburg 1843—1846 in sieben Octavbänden.

12) Siehe die anonym erschienene Schrift: „Joseph v. Görres. Eine Skizze seines Lebens.“ (Regensburg 1848.) S. 24 ff.

Reden auf eine geistliche Genesung deuteten. „Die Sanftmuth will ihre Rechte haben,“ äußerte er sätzig. „Die Kräfte müßten mich gern dem lieben Herrgott abtrotzen und haben viele Kasse vorgespannt. Mit Recht halten sie sich an die Natur; aber zur Heilung gehört, daß in dieser auch noch ein Lebensprincip sei.“ — Noch einmal ging er im Geiste sein ganzes vielbewegtes Leben durch. Sein Auge leuchtete wie verklärt; seine Reden ließen seinen ganzen Gedankengang verfolgen. Alles stand klar vor seiner Seele, und er konnte die Verabingung schöpfen, daß er Reis mit allen Kräften dem erkannten Besten nachgestrebt habe. Doch pres er in Allem die Hügungen Gottes. Mit vollkommener Beherrschung seiner Sinne bis zu seinem letzten Momente erwartete er gefaßt den herannahenden Todesengel. Die Entbindung der Seele vom Körper bezeichnete er mit den Worten: „Bei diesem Kindebette kann man nicht mit gewöhnlichem Gleichmuth der Natur zuschauen.“ Mit dem Abbruche des vorletzten Tages sollte sich noch einmal das große Bild der Weltgeschichte vor ihm auf; ein Wolf nach dem andern ging an seinem Bilde vorüber. Nüchtern rief er aus: „Die Pfaffen sollen leben! Gebt mir ein polnisches Gewehr! Einen polnischen Säbel will ich!“ „Wo sollen wir es hernehmen?“ war die Antwort. Da seufzte er: „Ach, um die Magnolien, die nicht einmal ein polnisches Gewehr hat! Aber“ wiederholte er nach einer Pause, „auch sie find faul!“ Er meinte die Pfaffen. Er kam auf die Ungarn zu sprechen und rief aus: „Ich sehe ein großes Leichenfeld!“ Sein Sohn richtete die Frage an ihn: „Water, sollen wir beten?“ „Ja,“ sprach er, „betet für die Völker, die Nichts mehr sind.“ Die Gegenwart charakterisirend, äußerte er: „Es ist zum Abschied gekommen; der Staat regiert, die Kirche protestirt.“ Zu einem seiner Freunde, der sein halbentblößtes Haupt bedecken wollte, sprach der Sterbende: „Willst Du mir Deine Kniesschappe aufsetzen? Soll ich noch einmal das Steuerruder auf die Schulter nehmen, um die Weltfahrt anzutreten? Das war eine stürmische Fahrt! Jetzt ist es zu spät.“ Dann begehrte er seinen Fels: „Laßt mich hinauf! Ich will den großen Sprung thun und über die gähnende Kluft hinweggehen.“ Er erhob sich dabei mit Macht. Als man ihn zurückhielt, brach er unruhig in die Worte aus: „Alsoierend soll ich mein Nichts cultiviren.“ — „Noch heute Nacht,“ fuhr er fort, „wird es in diesem Hause zu einem furchtbaren Kampfe kommen. Sehet zu, daß Ihr Leute bestelt, die sich darauf verstehen.“ Auf die Frage, welchen Kampf er meine, erwiderte er: „Es ringen zwei Kräfte mit einander: das Leben und der Tod!“ Er schnüffte sank er auf sein Lager zurück. Man beschwerte ihm die Lippen mit Wein; er aber begehrte frisches Wasser aus einem nahen Brunnen. Als man pörrte, daß es ihm schädlich sein könnte, erwiderte er ruhig: „Eid unbesorgt! mir schadet Nichts mehr. Bald werdet Ihr Euch überzeugen, daß mir Nichts mehr Schaden bringt.“ Auch weigerte er sich gegen alle Anzeigen. — Am Morgen des 27. Jan., da seine Auslösung nahe schien, hatte er nach der heiligen Communion verlangt und mit inniger Nahrung den Leib

des Herrn empfangen. Er segnete hierauf seine Kinder und nahm jählich Abschied von seiner Gattin. Allen Umstehenden reichte er die Hand und bat sie, auch die entfernten Freunde zu grüßen. Die Nacht zuvor hatte er eine Vision gehabt. „Gott ist mir erschienen,“ äußerte er, „und hat mir geoffenbart, ich müßte noch drei Tage leben, um alle Schuld abzutragen.“ „Laßt mir,“ fuhr er fort, „auch den kleinen Mann noch einmal kommen, der heute Nacht bei mir war.“ Auf die Frage, wen er meine, erwiderte er: „Es war ein schlichter, unscheinbarer Mann, mit einem Mantel angethan, aber er hat große Worte mit mir geredet.“ Mehr brachte man nicht von ihm heraus. Am folgenden Tage aber äußerte er: Es sei Paulus gewesen. Er begehrte, daß man ihm aus des Apostels Briefen vorlesen sollte. Als man das 15. Capitel des Briefes an die Korinther aufschlug, wo es heißt: „Es wird ein vornehmlicher Leib geset, aber ein unwiderstehlicher kommt zur Auferstehung“ — da ging mit einem Male eine große Veränderung in ihm vor. Sein Auge strahlte voll Klarheit, seine Züge lebten sich in außerordentlicher Milde. Mit fast gebrochener Stimme sprach er: „Jetzt ist es genug, jetzt wird Alles seinen geordneten Gang gehen. Gegen 11 Uhr Morgens nahmen seine Brustbeklemmungen zu. Mit dem Aufste der Kiste: „Heilige Magdalena, bitte für uns!“ starb er am 29. Jan. 1848 im 72. Jahre. Ein feierlicher Zug folgte seinem Sarge, als er am 31. Jan. beerdigt ward.

Görres war ein vielseitig gebildeter Mann und einer der ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller, bewandert, wie wenige seiner Zeitgenossen, in den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Fächern. Durch seine schon früh begonnenen und bis in sein Alter fortgesetzten Naturstudien war er zur klaren Auffassung des wirklich Gegebenen gelangt. Diesen Studien verdankte er die scharfe Beobachtungsgabe, welche die Wahrheit seiner Schlüsse an Erfahrungen knüpfte. Beherrschend war unter seinen Naturanlagen eine sehr lebhaftes Phantasie; aber ihrer Gebilde wurden von seiner Denkraft beherrscht, und seine moralischen Ideen gewannen auf diese Weise die feste Bestimmtheit realistischer Gedanken. Mit solchen geistigen Eigenschaften durchwanderte er das Gebiet der Geschichte und den weiten Kreis der Mythen und Sagen. Seinen Naturfuss trug er in die Reiche der fittlichen Welt hinüber. Ob er das Leben der Menschheit erforschte, oder die positiven Fragen des Völkerverkehrs aufgriff, oder sich in die Tiefen der Physik versenkte — immer zeigte sich in ihm eine Geisteskraft, die den Stoff eines ungeheuren Wissens zu bewältigen vermochte.

„Sein Leben,“ sagt ein geistreicher Schriftsteller, „söunte man mit dem Rheinstrome vergleichen, an dem er geboren war, in einer Stadt, die Teutschland schon viele große Männer gegeben. Wie der Rhein in seiner Jugend herunterflürzt von des Goethes Höhen und mit Donnerhall zwischen den Bergen einhebrausend Steine und Felsen mit sich fortbewegt: so hat auch Görres schon im ersten Mannesalter die so lange tot ruhenden Kräfte der Natur erhoben und in Bewegung gesetzt

und Alles in seiner Begeisterung mit sich fortgerissen. Wie dann der Rhein in seinem ruhigen Laufe in einem weiten Seebecken sich sammelt, worin der aurne Himmel mit allen seinen Sternen und die ganze umliegende Landschaft, das Gebiet vieler Staaten sich spiegelt: so hat auch in Görres' Gemüth die Poesie in ihrem ganzen Bereiche sich gesammelt und ihren Abgang gefunden. Er hat die engen Grenzen der alten Glaisiaid nach Norden und Osten hin erweitert und die Schätze der Dichtung mit den Reichthümern der neuen und fernern Länder bereichert. Wie aber endlich der Rhein dahinströmt zwischen den vollfreuden Städten, den mittelalterlichen Burgen und erhabenen Mönkern, welche Zeugen eines andern Volkes im Leben waren: so reflectirte auch in Görres' Geiste im letzten Drittheile seines Lebens sich die historische Zeit. Er hat die ganze Weltgeschichte in ihrem Verlaufe mit allen Lehren und Mahnungen seinem Volke vor Augen gestellt, damit es aus den Erlebnissen in der Vergangenheit sich sein Schicksal in der Zukunft abnehmen möchte."

Wunder billig hat sich die allgemeine Kritik über Görres' und seine vielerzweigte Wirksamkeit ausgesprochen. Verschiedener, als er, ist nicht leicht ein zeitlicher Gelehrter und Schriftsteller von seinen Zeitgenossen beurtheilt worden. Ihn nach seinem wahren Verdienste unbefangenen und gerecht zu würdigen, scheint eine schwierige Aufgabe, die wol nur der einigermaßen beschränkend zu lösen vermöchte, der seine zahlreichen Schriften in den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Fächern zu einem ersten Studium gemacht hat. Ein harter, wenn auch nicht ganz grundloser und unverdienter Tadel hat ihn getroffen wegen der rüchichtslosen Freimüthigkeit, mit welcher er in bitteren, oft schwer verletzenden Äußerungen, unter dem Drucke einer verhängnißvollen Zeit, seinem geprüften Herzen Luft machte. Von allen Vorwürfen, die ihm gemacht werden, scheint der am wenigsten begründet, daß er nur für seinen Glauben, für das Heil der katholischen Kirche ein lebendiges Interesse gefühlt habe. Alles Andere, meinte man, sei ihm gleichgültig gewesen. Seine Schriften widerlegen diese grundlos falsche Ansicht. Man braucht kein Kryptokatholik zu sein, um Görres wenigstens theilweise gegen jenen Vorwurf in Schutz nehmen zu können. Er gehörte zu den Männern, deren Thätigkeit sich in dem Streben concentrirte, die durch Fr. Schlegel angebahnte Richtung der katholischen Romantik des Mittelalters auf das praktische Leben weiter auszubilden. Daß Görres als eifriger Anhänger und Vertreter der romantischen Schule sich zugleich als einen der rüthigsten Kämpfer für Papstthum und römische Consequenz zeigte, läßt sich nicht ganz in Abrede stellen, und ebenso wenig, daß er dabei, ohne alle Rebenrücksichten, raslos eine Dahn verfolgte, die ihn in Bezug auf Kirche und Hierarchie nicht selten zu dem höchsten Exterme des religiösen Rigorismus führte.

Hinreichende Belege dafür findet man in dem von ihm verfaßten Aufsatze: „Johann Heinrich Voß und seine Todtenfeier in Heidelberg“¹³⁾. Gerecht worden war Gör-

res durch die tief herabwürdigende Schilderung, die Voß in seiner „Antisymbolik“¹⁴⁾ von ihm entworfen und ihn geradezu der Charakterlosigkeit beschuldigt hatte. Als aufrichtiger Befenner und treuer Anhänger des Lutherthums schien Voß die einmal von Goethe ausgesprochene Maxime befolgt zu haben: „Der Intoleranz konnte nur durch intolerantes Wirken gesteuert werden“¹⁵⁾. In seiner „Antisymbolik“ hatte sich Voß mit den Worten geäußert: „Wenig verliumt habe Görres in der bekannten Schrift, die seine Obrigkeit strafbar fand, seine länglich bekannte Theokratie empfinden. Er wünschte eine Religion, vom römischen Oberpriester besorgt, und ein heiliges römisch-katholisches Reich mit einem weltlichen Oberhaupt und lediglich mit abhängigen Reichsämmern, wie der römische Stuhl sie anerkennt. — Lange vernahmen wir Anderdenkende in des Papstlers Görres dunkler Bildersprache nur unschuldig verirrte Phantasie, nur arglosen Affecten; und was war asiatische Unmüthigkeit, nur gebedrte, schien gleich arabischen Märchen unerschwinglich. Manche lobte sogar die Gefälligkeit, daß ein Schullehrer zweiter Art aus Gehlgen, wie verlautet, hier in Heidelberg an der erneuerten Universität eine Gastrolle übernommen, um der Jünglinge wissenschaftlichen Ernst durch etwas poetischen Schwung aufzumuntern. — Wenn Görres sich seiner vormaligen Genossen treu erinnert, so nennt er Gait die, bei denen er jedesmal etwas zu gewinnen denkt. Er, jetzt Schwärmer für Hildebrand'sche Priestergeralt, war vorher Schwärmer für Jacobinische Vöbelherrschast; von jeder ein Feind der wahrhaft Guten, denen heilig ist Gottes Lichtreligion, Menschenwohl und geistliche Fürstenthum. Was er seit 1805 als heilige Religion bekannte: Roms Hierarchie über Fürsten und Volk! das war ihm wenige Jahre zuvor ein Alchm u."

Das vorhin erwähnte Interesse an der katholischen Romantik scheint in Görres durch das Studium der Schelling'schen Naturphilosophie zuerst geweckt worden zu sein. In diesem Sinne verfaßte er die „Deutschen Volksbücher“ und andere Schriften, deren bereits gedacht worden. Den Gipfel romantischer Stimmung schien er in seinen 1817 herausgegebenen „Volks- und Meisterliedern“ erreicht zu haben. „Hoffnung, Liebe, Heilensinn“, heißt es in der Einleitung, „gingen im Mittelalter in einem großen Strom zusammen und erlebte der neue Garten der Poesie, das Eden der Romantik.“ Der Tendenz nach mit den erwähnten Liedern verwandt war die von Görres herausgegebene „Mittelaltersgeschichte der asiatischen Welt“, die dem Interesse an Creuzer's „Symbolik“ ihre Entstehung verdankt.

Wie Görres neben diesen literarischen Arbeiten in

Jahreszahl, und ward wieder abgedruckt in Görres' Vermischten Schriften. (Erfurt 1827.) Vergl. die Erwiderung auf diesen Aufsatz von G. H. E. Paulus unter dem Titel: „Worum eilt G. Görres gegen Voß?“ (im Sophronien. 1827. 9. Bd. 4. H. S. 115 ff.)

14) 2. Th. S. 252 ff. 15) Vergl. G. H. E. Paulus in den Lebens- und Todesstunden von J. G. Voß. (Heidelb. 1826.) S. 68.

13) Dieser Aufsatz erschien zu Straßburg, ohne Angabe der

die neueren politischen Zustände als Schriftsteller verflochten war, zeigt ein Rückblick auf seinen Lebensgang. Ermüdet worden ist bereits, wie die clubbistischen Vereine in Mainz in seiner Jugend in ihm die Begeisterung für die französische Revolution geweckt hatten. Der Enthusiasmus, mit dem er in seinem „Roten Blatte“ die republikanische Regierungsform vertheidigt hatte, erlosch allmählich, nachdem er durch unmittelbare Anschauung in Paris sich von den Schattenseiten der Directorialregierung überzeugen konnte. Er wandte sich nun von Frankreich ab, um thätigen Antheil zu nehmen an den politischen Bewegungen, die der in Preußen gestiftete „Zugendbund“ veranlaßt hatte.

Die bedeutendsten politischen Schriften, welche Görres verfaßte, fallen in die Zeit seiner vollen Manneskraft, wo das Herz noch frisch, die Empfangsähigkeit lebendig, das Vermögen der Auffassung noch nicht abgestumpft ist und die Begriffe klarer geworden sind. „Es war“, mit den Worten eines geistreichen Schriftstellers, „die Zeit, wo man den Muth nicht für eine Tugend, sondern nur die Fähigkeit für ein unnatürliches Loos hält.“ Als die Basis für die Verhältnisse des öffentlichen Lebens betrachtet Görres das christliche Moralprincip. Das höchste Grundgesetz wollte er in den positiven Staatsanordnungen zur Geltung bringen; er wollte führen und Völkern über die Anwendung dieses Gesetzes in einzelnen Fällen seinen Rath nicht vorenthalten und in dieser Beziehung die öffentliche Meinung bestimmen oder verändern. Diesen ethischen Charakter hatten fast ohne Ausnahme die von Görres verfaßten politischen Schriften. Sie waren begeisterte Worte in einer thatenreichen Zeit, mitten unter den Stürmen großer Ereignisse, größtentheils in den Jahren 1806 — 1815 gesprochen. Sachverständige vermischen in diesen Schriften die durchsichtige Klarheit, die man von politischen Betrachtungen mit Grund fordert. Einzuwenden ist dagegen, daß Görres nicht als Staatsmann sprach, sondern als Redner, der in der ganzen Nation die Empfindungen, die ihn selber bewegten, hervorrufen wollte. Treffend bezeichnet sein Styl die Eigenthümlichkeit seines Wesens. Seine Worte, aus seinem innern Leben gegriffen, waren dauern und mild, herbe und verständlich, wie Görres selbst. Es scheint nicht zu viel behauptet, daß seine Sprache nur der nachahmenden könnte, der der gleichen Stärke der Empfindung gleichen Reichthum an Geist und Wissen besäße.

Nicht unpassend scheint es, die bereits gegebenen Andeutungen über die wichtige Stellung, welche Görres in der Politik behauptet, durch Auszüge aus seinen in fünf Octavbänden gesammelten politischen Schriften zu ergänzen und zu vervollständigen. Ein solcher Beitrag zur Charakteristik dieses in so vielfacher Beziehung merkwürdigen Mannes darf hier nicht fehlen. Man hat ihm, wie früher erwähnt, in Bezug auf vaterländische Angelegenheiten Mangel an Interesse vorgeworfen. Gleichwohl hatte in der Zeit, die nach dem teuflichen Befreiungskriege eine neue Ordnung der Dinge in Europa herstellen sollte, fast Alles, was Görres dachte und was er schrieb, die nächste Beziehung auf Deutschland, dessen Unglück

und Erniedrigung ihn vielleicht tiefer und heftiger ergriß als die große Masse seiner Zeitgenossen. Er haßte Alles, was der Erhebung Deutschlands hindernd entgegenstand. Frei, geistig und mächtig wollte er es dastehen sehen unter den europäischen Völkern.

In dem in seinen politischen Schriften wieder abgedruckten Aufsatze: „Die Resultate meiner Sendung nach Paris“ (im J. 1800) hielt Görres die Sache der Freiheit, für die er bisher geschwärmte, für so gut als verloren. Er war der Meinung, daß in Venaparte der Welt eine fürchterliche Zwangsherrschaft erwachen werde, gegen die sich ganz Europa erheben müßte. Ebenso stimmte äußerte er, daß Frankreich schwerlich lange den Besitz der Rheinlande behaupten könnte. Daß Görres in richtiger Voraussicht sich gegen die Rückkehr zu den alten Zuständen erklärte, oder auch gegen die Verbindung der Rheinlande mit Frankreich zeugte von seiner nicht gewöhnlichen Urtheilskraft in einem Alter von 24 Jahren.

Zwischen diesem Berichte und seiner nächsten Schrift liegt ein zehnjähriger Raum, in welchem Görres das Gebiet der Politik verlassend und sich mit den verschiedenartigen Studien und Ausarbeitungen beschäftigt hatte, die sich auf Naturgeschichte, Physiologie, Chemie u. dergleichen. In diesen zehn Jahren war die Welt von ungeheuren Ereignissen Zeuge gewesen. Venaparte, zum Kaiser ernannt, hatte seine Herrschaft über den größten Theil des Continents ausgedehnt; die deutsche Reichsversammlung hatte aufgehört und an ihre Stelle war der Rheinbund getreten. Preußen war seine Macht mehr und mehr und Trübsal befand sich im Zustande der tiefsten Erniedrigung.

Unter dem Namen Prion schrieb Görres damals, in der Zeit der Franzosenherrschaft, einen Aufsatz unter dem Titel: „Ueber den Fall Deutschlands und über die Bedingungen seiner Wiedergeburt“. Der Grundgedanke zu diesen Betrachtungen war die von Görres ausgesprochene Ueberzeugung, daß das Vaterland sich wieder aus seiner Schmach erheben werde, wenn die Teutschen, zu ihrem wahren Wesen zurückkehrend, sich als Nation wieder fühlen und deren Bedürfnisse und Ansichten erkennen würden. Die in diesem Aufsatze enthaltenen Betrachtungen waren kein Aufruf zu einer gewaltthätigen Volksbewegung; aber die kleine Schrift enthält eine Masse von Wahrheiten, die noch heutzutage beachtlich zu werden verdienen.

Mit einem Blicke auf die vaterländischen Zustände äußerte Görres in dem erwähnten Aufsatze die seinen religiösen Sinn charakterisirenden Worte: „Wie sollte das deutsche Volk bei seinen fragmentarischen, wirren und unbefähigten Bestrebungen den ordnenden Himmelsmächten Achtung abgewinnen, die nur Thaten wollen und leere Worte bis auf den Grund durchschauern? Wie sollte eine Nation, die so lange sich selbst vergessen, nicht auch endlich vom Schicksale vergessen werden? Innere

16) Dieser Aufsatz erschien im „Vaterländischen Museum“ (Hamburg 1810.) und ward wieder abgedruckt in Görres' Politischen Schriften. I. Bd. S. 115 fg.

Rechtlichkeit ist unbrauchbar für die Welt, wenn sie nicht durch Kraft und Einheit sich geltend zu machen weiß. So lange triumphirt die Gewalt, bis jene sich zur Macht erhoben. Gegen ohnmächtige Tugendhaftigkeit übt gerade der Trübsal in der Geschichte sein strenges Recht. Völkerei wird von ihm gekräftigt, Stärke liebt der Himmel. Matter Tugend aber vermögen alle Geister nicht auszuheilen. Gehärtniß muß vor Allem das Recht auf Erden sein, wenn es in der Geschichte etwas bedeuten will, aber nicht bloss in Harnisch gesagt. — Was die Teufel heft zu erstreben gesucht, dessen haben sie sich nur erst innerlich werth gemacht. Werden sie zu einer kräftigen, in sich einigen Nation gemachsen sein, so werden die Hefeln, die man ihnen angelegt, wenn sie sich aufrichten, von selbst zerreißen und in Staub zerfallen. Vermögen sie aber auch nicht, sich zu einer solchen Würdigung zu erheben, so wird doch immer, was sie gepflanzt, auch seine Früchte tragen. Von Dornen aber lassen sich nimmer Reigen lesen. Was Roth thut vor allen Dingen ist, daß in der Mitte der Nation eine feste, bestimmte öffentliche Meinung sich bilde, die entscheiden und unverkennbar den eigenthümlichen Charakter des Staates ausdrücke."

Was Görres vier Monate nach dem unseligen Wiener Frieden geschrieben, dürfte noch heutzutage seine Bedeutung nicht ganz verloren haben als eine Mahnung. Die Görres vor einem halben Jahrhundert den Männern seiner Nation zugerufen. „Jeder," äußerte er damals, „der in dieser Zeit nicht bedeutungslos gelebt und ein festes, sicheres Urtheil sich erworben, das im Laufe der Ereignisse sich bewährt, hat den Beruf, zu sprechen in allen Angelegenheiten, die mit dem gemeinen Wesen zusammenhängen. Es ist nicht möglich, daß dem, der mit Mühseligkeit, aber ohne Ehrer diejenen Beruf ausfällt, ein Leid widerfahren sollte, wenn die ganze Nation und das Recht sich für ihn erklärt. Es kann böser Zwang und Drohung schreden: dem allgemeinen Unwillen und der Empörung der Gemüther wird er doch zuletzt nachgeben müssen. Darum sage Keiner! Es gilt ein bedeutendes Gut. Gelänge es der Nation, die bisher lautlos summen geblieben, solche Sprache zu gewinnen: alles Unglück dieser Zeit wäre nur Vorbereitung zu ihrer Wiedergeburt gewesen. Die deutsche Nation hat seitdem Sprache gewonnen und sie geht ihrer Wiedergeburt entgegen, die freilich ohne heftige Kämpfe sich nicht vollenden wird."

Einem Inhalte noch nahe verwandt mit diesem Aussage ist ein anderer, der in die gleiche Zeit, in das Jahr 1810, gehört: „Der Fall der Religion und ihre Wiedergeburt." „Nur in solchen gedankenlosen Zeiten," sagt Görres, „ist die Religion entsetzt — Zeiten, die vergessen, was vergangen und was kommen soll, in enger Gegenwart zerstreut den Augenblick nicht mehr befragen um den Ursprung und das Leben um seine Quelle; wo Alles in seiner Gemüthlichkeit erlarrt, wie ein anderes bewußtloses Naturprodukt sich in der Idee niederzuschlagen und so viel thöulich von ihr ausgeschieden hat. Solche Zeit war für Teutschland die nicht längst vergangene und der größte Theil der Gegenwart noch gehört ihr an."

Ein sehr trauriges und abschreckendes Bild entwirft Görres von der Verdorbenheit der höhern und niederen Stände im Vergleich mit früheren Zeiten. „Was ist," sagt er, „bei dem Volke, das dem Neuen sich hingeben, übrig geblieben von Allem, was sonst dem Menschen heilig und ehrwürdig war? Was ist an die Stelle früherer Zucht und Ehrbarkeit getreten in den unteren Classen als freche, jüggelose Sinnlichkeit und die Raserei der größten Genüsse? Seit sie die ängstliche Furcht vor ungewisser Zukunft verloren, ist die Hölle für sie ausgebrannt und erloschen, ist freilich die Freude und die Lust bei ihnen eingekehrt. Aber man möchte sagen, jene Flammen seien in ihrem eigenen Marke wieder ausgebrannt und trieben sie zur Sünde und Selbstvernichtung, in wilder Windobrand, wie Dante's verdammte Geister, beim Kaufman einer höllischen Wust."

Mit diesem Unmuth äußerte sich Görres über den aus dieser Elitenverdorbnis entspringenden religiösen Indifferentismus in der katholischen Kirche, deren Einigkeit er übrigens die angebliche Zerrissenheit der Protestanten schroff entgegenstellte¹⁷⁾. „Unsere Priester haben es schon längst dahin gebracht, daß die Welt glaubt, sie entbehren zu können, und die Regierungen, immer klüglicher auf den eigenen Vortheil bedacht, haben, ehe sie sich versehen, die Fesle daraus gezogen, daß nun auch jene frommen Stiftungen, auf die eine frühere Zeit sie angewiesen, verfallen. Damit aber hat die Kirche alle irdische Basis verloren; sie ist in der Erbsinnung zu einem untergeordneten Antheile des Staates geworden und zu einem Werkzeuge seiner Zwecke und ihre innere Selbstständigkeit, der sonst die Verfassung nur als Mittel diente, ist untergegangen in jener Dienstbarkeit."

Aber auch eine Aussicht auf einen neuen Aufbau der Kirche eröffnete Görres seinen Zeitgenossen. Er war der Meinung, daß in Allem, was im Religiösen sich auf Erden verändert habe, die Religion selbst doch nicht im mindesten angetastet worden sei. „Es ist," schreibt er, „etwas so Hohes und Erhabenes in dem inneren Wesen der Religion, daß kein vergänglich Meteor der Erde zu diesem Wesen reicht, wenn es gleich, als seine Sternschnuppe von ihm ausgegangen, dahin zu schiefen schreit." Dieser Metapher, die unverkennbar an Jean Paul's Styl erinnert, läßt Görres unmittelbar eine andere folgen. Er vergleicht die Kirche mit den alten Mitterburgen. „Ihre Bewohner," schreibt er, „sind ausgestorben; sie liegen begraben in den Gräbern unter ihnen und um sie her. Wie in den Propyläen des Todes schiebt die schwebende Generation noch in ihnen umher, die werdende aber geht auf ganz andern Wegen als jenen, die zu diesen verlassenem Gewölben führen."

Als Teutschland durch die leipziger Völkerschlacht von dem schweren Trude der Fremdherrschaft befreit worden war, da erinnerte sich Görres der wenige Jahre zuvor von ihm gesprochenen Worte: in bewegter Zeit mußte sprechen, wor die Macht der Rede besäße. Daß die öffentliche Meinung durch ein kräftiges Organ einen

17) Vergl. Weber's Lehrbuch der Weltgeschichte, 2. Bd. S. 59.

wahrhaften Ausdruck erhalten müßte, sagte ihm seine Ueberzeugung. Sie war es, die ihn zur Gründung des „Rheinischen Merkur“ bewog. Diese wertwürdige Zeitschrift, in der, nach dem Ausdruck eines seiner Freunde, „seine politische Vorentsamkeit wie eine verzehrende Flamme brannte, die Keinen verschonte“, konnte in der großen europäischen Allianz als die fünfte Macht (*la puissance cinquième*) gelten, der man freilich nur so lange zu wirken erlaubte, als man ihrer bedurfte. Mit Grund könnte man behaupten, daß diese Zeitschrift über zwei Jahre „das politische Leben“ ihres Herausgebers war und zugleich entscheidend für seine Schicksale bis ins spätere Alter“).

Der „Rheinische Merkur“ wollte den Nationalismus der Deutschen wecken und thatkräftig machen. Sein Ziel war die Volkseinheit. In feiner Richtung zu diesem Ziele ergriß Görres alles Einzelne. Er besprach jede Frage von einiger Wichtigkeit; er predigte die Einheit der Fürsten und den Gemeingeist der Völker. Vorzüglich war ihm daran gelegen, die Achtung für deutsche Sitten und Gebräuche zu erwecken und die Ausbeutung aller Fremden zu bewirken. Weder publicistische Abhandlungen, noch wissenschaftliche Erörterungen sollten, wie Görres dachte, in dem Rheinischen Merkur eine Stelle finden. Auf die Masse seiner Zeitgenossen wollte er wirken; er wollte als ein Sprecher der Nation auftreten. Unter den in dieser Zeitschrift enthaltenen Aufsätzen befinden sich nur wenige, die nicht noch heutzutage ein bestimmtes Interesse hätten. Manche darunter gehören der Geschichte, andere der Literatur an. In dem größten Theile derselben dürfen Geist und Gemüth eine kräftige Nahrung finden.

Am 14. Mai 1814 war der erste pariser Friede unterzeichnet worden. Da sprach Görres, als die Bestimmungen des Vertrages bekannt geworden, sein tiefstes Bedauern aus, daß das Interesse Deutschlands, wie schon früher erwähnt, allen andern Interessen nachgelehrt worden sei. Als fröhlicher Mann wollte er sich jedoch nicht in fruchtlose Klagen ergießen. „Gar Vieles“, äußerte er, „laßt sich von deutscher Seite über diesen Frieden reden. Aber Alles sind eitle, leere Worte, weil, was unwiderstlich abgeschlossen, mit unwilligen Reden anzugreifen eine Thorheit ist.“ Als Herausgeber des Merkur fügt er hinzu: „Wir haben von Anfang an gegen solche Bedingungen gestritten, weil wir gehofft, die öffentliche Stimme möchte vielleicht zum Ohr der Mächtigen gelangen und als Besseres sich gewinnen lassen. Nun es sich nicht zugetragen, beschreiben wir uns gern, daß unser Rath nicht gut gewesen, weil wir einmal des festen Glaubens sind, daß, wenn des Menschen Kraft und Verstand das Mögliche gethan und die Dinge sich doch zum

andern Ende neigen, eine höhere Macht die Angelegenheiten zum besten Ziele leitet.“

Daß diese Resignation seine bloße Reformsucht, vielmehr das Resultat der sich selbst bewußten Kraft war, scheint die unmittelbare darauf folgende Aeußerung zu beweisen. „Nieder wollen wir,“ sagt Görres, „und gegen die andere Seite wenden und die marrenden Geister zu befestigen suchen, indem wir ihren Blick dahin lenken, wo Handeln gilt und Einwirkung möglich ist.“ Die Fürsten und Völker ruft Görres auf, für die innere Wohlfahrt des Vaterlandes zu sorgen. Diese (die Völker) sollten durch Nationalität, Einigkeit und bürgerliche Tugend stark werden; die Herrscher aber sollten die Zeit verheizen, die gerechten Forderungen der Nation und ihre billigen Forderungen erfüllen. „Die innere Entwicklung“, fügt Görres hinzu, „macht uns stärker als die Provinzen, die der pariser Vertrag bei Frankreich gelassen und hätte machen können“).

Bekannt ist, daß der Rufus an die Deutschen, den der russische Feldmarschall Fürst Kutusoff-Smolenski bereits am 13. März 1813 erlassen hatte, das stieliche Versprechen der Allirten enthielt: Deutschlands Befassung solle ganz allein dessen Fürsten und Völkern anheimgestellt werden. Jene hatten diesen die freie Entscheidung nach dem Wunsche der Nation zugesagt. Indessen war die Zeit gekommen, die dies Versprechen zur That machen sollte. Zur Lösung aller schwebenden Zeistfragen war von den verbündeten Mächten ein Congreß beschloffen worden. Es handelte sich um die Zukunft des Vaterlandes. Der Preffe war daher die Aufgabe gestellt, die Nation über jene Fragen aufzuklären. Görres unterzog sich dieser Aufgabe in dem merkwürdigen Aufsatze: „Die deutschen Zeitungen.“ Er schilderte die Eigenthümlichkeit der vorzüglichsten deutschen Journale und entwarf ein klares Bild von der Tagesliteratur zu einer Zeit, wo deren Tendenz größer und wichtiger war als jemals und von gar Vielen nicht verstanden sein mochte. Was Görres über diese Tendenz sagt, bezeichnet zugleich den Gang des von ihm herausgegebenen Blattes.

„Es ist nicht zu verkennen“, schreibt Görres, „daß, wo nicht äußerer Zwang Alles gewaltsam niederreißt, überall das dunkle Gefühl sich regte, es müßte etwas Besseres als das bisher Uebeliche geleistet werden; und die Zeit verlangt ganz etwas Anderes als das gewöhnliche Gerächse, womit man sich wol ehehem geistet. Dies dunkle, halb bewußtlose Gefühl soll man sich klar und deutlich machen; man soll erkennen, daß die Kraft und die Gelegenheit zu kostbar sind, um sie zu gewöhnlichem Zeitvertreibe zu mißbrauchen, weil das Volk verlangt, daß alle Stimmen, die da reden, zu seinem Wohle sprechen; weil die Zeit jetzt gekommen, wo gefähet werden soll für Jahrhunderte. Ueber ist es so gehalten worden, daß die Fürsten mit ihren Rächen auf der einen Seite standen und die Völker mit ihren Wünschen und An-

18) Ueber dies Journal soll Gutz die merkwürdigen Worte gedruckt haben: „Nicht leicht hat Irman edelbarer, fürchterlicher und trübsamer geschrieben als Görres.“ In dieser Hinsicht stellte ihm Gutz in Eine Reihe mit „Fichte, Schlegel, Dant und Schopenhauer.“ Vergl. Hillebrand's Deutsche Nationalhistorie. 3. Th. S. 854.

II. Gneist. d. B. u. S. Erste Section. LXXII.

19) Siehe den Aufsatz: „Der Friede von Paris,“ in Görres's Politischen Schriften. I. Bd. S. 440.

sprächen auf der andern, und daß selten eine unmittelbare Gemeinschaft die Einen mit den Andern verknüpfte. So ist es denn nur zu oft gesonnen, daß sie beide einander entfremdet worden, daß der beste Wille der Fürsten verloren ging, weil ihm die feste breite Begründung in der Nation gemangelt, und daß die gerechtesten Erwartungen der Völker in Nichts aufgegangen, weil ihr Ausdruck nicht zum Ohr derjenigen hat dringen können, die sie zu verwirklichen im Stande waren. Aber auch hier hat die Zeit ganz Anderes herbeigeführt. Durch das große Gottesurtheil des Krieges hat sie klar gemacht, daß dieselbe Scheidung in der Wurzel verderblich ist. So lange nicht die Völker mit den Fürsten in den Streit gezogen, sind alle Anstrengungen zu Schanden geworden. Erst als die Gesamtheit sich erhob und ihre Herrscher in die Mitte genommen und eine starke Schildeburg um sie gezogen, sind alle Angriffe des Feindes an dem undurchdringlichen Erge gescheitert. Wie im Kriege erst die alte urtheile Form als heilbringend sich bewährt, so soll sie auch im Frieden geübt und aufgenommen werden. In der Mitte Aller ist der Ort des Fürsten, um ihn her seine Edlen und Führer. In weitem Kreise aber umfaßt Alle das Volk: ein großer offener Rath, wo mit dem Schilde das Zeichen des Beifalls und des Mißfalls gegeben wird. Die Stimmen aber, die da lauthun die Meinung der Versammlung, müssen Gerölde sein, aus der Menge ausgewählt als Männer von demüthiger Treue und geprüfter guter Gesinnung."

Die Völkersprache in seinen Aeußerungen verlassend, fügt Görres hinzu: „Der ist strafbar, der, weil ihm die Macht gegeben ist, Rüchliches zu vollbringen, die schöne Gelegenheit aus den Händen läßt. Dreifach strafbar aber ist der Müßige in dieser Zeit, wo so überaus viel guter Wille von allen Seiten jedem nützlichem Bestreben entgegentritt und wo die Augenblicke so kostbar sind, weil an jedem ein künftiges Jahr hängt. Alle ihre Wünsche, alle Hoffnungen, alle ihre Ueberzeugungen muß die Nation an den bevorstehenden Reichstag²¹⁾ und an die Fürsten bringen. Alles, was gegenwärtig in den Geistern treibt und sie bewegt, muß klar ausgesprochen werden. Das allein kann dem Guten rechten Bestand gewähren, wenn es überall an allen Orten in besonderer und eigenthümlicher Weise aufsteht und unaufhaltsam wie Gras und Kraut aus der Erde dringt. Dafür sind die Zeitungen bestellt, daß sie aussprechen, worüber Alle einverstanden sind, und daß, wie keiner Völkerschaft die rechte Gesinnung fehlt, so keiner auch der passende Laut abgeht²²⁾“).

Solche Sprache und solche Gedanken konnten den Fürsten nicht gefallen. Die Völker, meinen sie, sollten sich mit ihren Angelegenheiten nicht befassen und die deutschen Staaten hätten ihre Souveränität nicht darum erworben, um in der Ausübung vom Volke und den Zeitungsschreibern gemehmt und gehindert zu werden.

Es kam daher, daß in Aachenburg die Polizei gegen den von Görres herausgegebenen Rheinischen Merkur einschritt. In Baiern war er im Juni 1814 verboten worden. Görres äußerte sich darüber mit den Worten: „Das war der Schwefel Napoleon's in Teutschland, der noch nicht zerstreut worden.“ Er berief sich dabei auf die Worte eines früheren Publicisten. In seinen anthropologischen Abhandlungen²³⁾ hatte Borchke geäußert: „Ein Fürst, der den fremden Zeitungen den Eingang in sein Reich verwehrt, macht sich eines bösen Gewissens verdächtig und rüftet sich vielleicht gar zur Irranlei. Er will in Finsterniß wohnen, wo sich unreine Geister um ihn her versammeln können, mit welchen er alle Reime freier oder vernunftmäßiger Gedanken bis auf die letzten Aeußerungen des guten Willens vertilgen kann.“

Kaum einen Monat nach diesen Aeußerungen ward der Rheinische Merkur auch in Württemberg verboten. Görres aber ließ sich dadurch nicht schrecken. Er besprach vielmehr das frühere bairische Verbot in einem besondern Aufsatze mit dem Motto: „Tu contra audentior etc.“ und blieb diesem Motto treu. Mit seiner gewohnten Freimüthigkeit beleuchtete er mehrere Zeitfragen. Für eine der wichtigsten hielt er die Vertheidigung des Vaterlandes. Sehr ausführlich erklärte er sich darüber in seinem Aufsatze: „Die künftige deutsche Reichsverfassung“²⁴⁾.

„Was uns Noth thut vor Allem,“ äußerte er, „wird was zuerst durch die Verfassung geschildert begründet werden muß, ist innere Festigkeit und geschlossene Haltung dem Auslande gegenüber. Haben alle andern Völker nur eine einzige Seite gegen uns zu wenden, dann sind wir, wie die Berber in Asien, nach allen Seiten bloßgelegt. Teutschland ist der Kreuzungspunkt, wo alle Völkerschaften sich begegnen. Alles drängt und stößt, wie von einer innern Spannkraft getrieben, gegen uns in der Mitte an; und bekümmert die Spanier noch die Niederlande, kein Volk könnte anrathig in seinem Siege sich bewegen, ohne daß die Wellen irgendwo unmittelbar an die Ufer unseres Landes schlugen. Slawische und lateinische Völker umgeben uns von allen Seiten, beide gleich sehr gegen uns abgeneigt; in beiden der gleiche Trieb, sich auf unsere Kosten zu vergrößern. Auch hat es seit den Zeiten der Völkerwanderung also sich geordnet, daß große Völker, vom teutschen Stamme bevölkert, jenseits der Weichsel und des Rheins, in fremdes Gebiet hinüberziehen und zu nie ausgehenden Ansprüchen schwebende Gründe anführen, auf welche sie achten die Ehre des einen und untheilbaren Stammes nicht erlaubt. — Darum ist unsere Stellung auf der hohen Barre des gesammten Welttheils, von wo aus wir mit unablässiger Wachsamkeit auf alle Völkerbewegungen zu achten haben. Sicher ist es, daß jede, die wir sorglos vorübergehen lassen, zu unserm Verderben führt. — Wie das alte Germanien mit einem Haufe von Mann Männern und kriegerischen Völkerschaften im Süden gegen die Welt Herrschaft der Römer sich umgab, so müssen wir rundum

20) Den wiener Gengress.

21) Siehe Görres' Politische

Schriften. 2. Bd. S. 9 fg.

22) Königsberg 1801.

23) Aus dem Rheinischen Merkur wieder abgedruckt in Görres' Politischen Schriften. 2. Bd. S. 94 fg.

mit einer solchen Wehr und umgürtet und mit einer Schildburg und unschließen. Die bewaffneten Völker werden die Mauern dieser großen Feste sein und hoch über ihren Zinnen werden die Fürsten wie starke Thürme sich erheben, die weit umhauen in die Ferne und alle Zugänge sichern und bewahren. Innen muß Alles dann Ein Leben und Ein Bund zum Schutz und Trutz sein, damit beim ersten Schlage, der an fernster Grenze am Schildebrande auffällt, Alles aufmerksam horche und beim wilden Angriffe insofern dem angegriffenen Stamme zu Hilfe eile. Dann allein kann es und gelingen, daß wir die Schwach nicht wieder sehen, daß Feindesheere aus der Donau, Elbe, Weser, aus dem Main, Rhen und Inn nimmer Herzblut trinken. Wir können in Ruhe unsern Wohlstand pflegen und dürfen nicht besorgen, daß er mit jedem Jahrhundert einmal dem streichen Raube zur Beute werde."

Davon war Görres überzeugt, daß die Einheit der monarchischen Staatsform den benachbarten Völkern große Mittel für einen Angriff und eine starke Schenkstrast für die Verteidigung gäbe. Sagen mußte er sich aber zugleich, daß die religiöse Entwurzelung und der uralte Stammgeist dieser Einheit widerspreche. Für die wirklichen Mittel, diese schwierige Aufgabe befriedigend zu lösen, hielt er eine Centralgewalt und einen Reichstag. Jene sollte von den beiden großen Mächten, die über beträchtliche Länder außerhalb des Reichsgebietes herrschten, ausgeübt werden. Diesen Mächten mußte man, nach seiner Ueberzeugung, die Gewalt der Einheit anvertrauen. Mit fargem Arme sollten sie das verbindende Band zusammenhalten, das Reich vertreten vor dem Auslande, die Kriegsmacht handhaben und alle Kräfte zum allgemeinen Ziele der Selbsterhaltung verwenden. Wachen sollten sie zugleich über die Reichs-gesetze und jede zerrührende Willkür niederhalten. Was den Reichstag betrifft, so war er der Meinung, daß ihn die Fürsten zu bestimmten Zeiten in eigener Person besuchen sollten. Unter ihrem Vorsitze müßte dann ein Rath die gesetzgebende Gewalt ausüben.

"In solcher Weise," äußerte Görres, "dürfte ein fortschreitendes, sich selbst ergänzendes Leben in die Verfassung gebracht und verhältet werden, daß sie erstarre. Sollten wir sie, wie die Franzosen, in jedem Jahre ändern, so würden wir offenbar zum Gespött werden. Von dem erwählten Rathe möge dann des Reichs neue innere Ordnung ausgehen, daß Alle nach dem gleichen Rechte gerichtet werden, daß mit gleichem Maße gemessen wird, daß Abgaben unter Alle in gleicher Verteilung umgelegt werden, daß alle Waffenfähigen zur Verteidigung des Vaterlandes und alle Verköndigten zu seinem Dienste berufen sind. Wenn die Fürsten also auf gemeinen Reichstagen beisammen sind, so werden sie fühlen und erkennen, daß nun der Geist des Volkes über ihnen ruht, daß aber Jeder für sich nur einen Strahl davon in sich trägt, den er beugen und pflegen muß in frommer Liebe und nicht verrathen und verkaufen darf fremden Völkern. Jeder wird einsehen, daß er für sich selbst Verderb mit dem Auslande haben darf, daß der Geist seines Volkes

im Zorne von ihm weicht, wenn er sich verrätherisch zum Auslande wendet, und daß das entseelte Glied sogleich von dem lebendigen Reibe des Ganzen geschieden werden muß. Denn nicht mehr soll das Auslande zwischen die Ringe und Schienen des Harzscheds seine Dolche bohren; Alles soll fest und eng geschlossen auf einander liegen, damit jede drohende Gefahr an der schirmenden Wehr abgelenkt."

Von der Zusammenberufung des wiener Congresses hoffte Görres nach seinen eigenen Worten, „daß so mannichfacher guter Wille, wie er von vielen Seiten sich gezeigt, viel Gefährliches in Bezug auf die Grundlagen des ganzen Gebäudes bringen werde.“ In dem Aufsatze: „Der deutsche Reichstag“ erklärte nun der Rheinische Merkur: Teutschlands Verfassung dürfe nicht gebildet werden, wie man in den vorhergegangenen Jahrzehnten geglaubt habe, Verfassungen bilden zu können. Darum müßten auf dem ersten Reichstage der Teutschen nicht allein politische Geschäftsmänner, sondern auch echte Kenner alter teutscher Geschichte, Sitte, Sprache und Verfassung erscheinen. Diese sollten den übrigen Officieren der Versammlung „den Geist unserer großen Vergangenheit lebendig vor Augen stellen,“ damit „uralte Formen in verjüngter Gestalt wieder aufstehen und, gleich den ehrwürdigen Bildern großer Ahnen, uns ernsthaft anschauen, gegen jede Entwürdigung des teutschen Adels uns bewahren. In verjüngter Gestalt sagen wir, denn auch von dem Waken müssen wir uns frei halten, daß ein Vergammes, Abgelaufenes sich, wie es war, herstellen lasse."

Zu den mannichfachen Zerwürfissen, welche die Verhandlungen des wiener Congresses veranlaßt hatten, gehörte auch die Frage über den fernern Bestand oder die Auflösung des Königreichs Sachsen. In dem Rheinischen Merkur bemächtigte sich Görres auch dieser Frage in mehreren Aufsätzen. Ungeachtet er die Rechte der Sachsen völlig anerkannte, meinte er doch, daß sie sich den Verfügungen unterwerfen müßten, welche die Sicherheit Teutschlands verlange. Es war jedoch offenbar ein Fehlgriß, den nur die Verhältnisse des Jahres 1814 einigermaßen entzünden konnten, wenn Görres in der Auflösung des Königreichs Sachsen und der Vereinigung seiner Lande mit dem preussischen Gebiete einen wirksamen Schutz erblickte. Diese Ansicht sprach er deutlich aus und war zugleich der Meinung: „man müsse Preußen mächtig und reich machen, damit es nicht mehr begehre."

Die Spannung zwischen den europäischen Mächten war zu Ende des Jahres 1814 so heftig geworden, daß, wenn auch ein friedlicher Vergleich nicht zu bezweifeln, doch auch die Möglichkeit eines unseligen Krieges vorhanden war. An eine freie Vereinbarung der Fürsten über eine Verfassung Teutschlands konnte man kaum noch denken. Der Norden schien sich von dem Süden trennen zu wollen und die fremden Mächte machten den Ris fortwährend größer.

Görres erkannte diese Misstände und Gefahren. Eine Ausgleichung schien ihm nur möglich durch Uebertragung der Kaiserkrone an das Haus Habsburg-Loth-

thringen. Diese Idee wollte er gründlich erörtern. Er wollte alle Meinungen bezeichnen, alle Gründe und alle Einwände beleuchten. Dies that er in dem von ihm in dialogischer Form abgefaßten Aufsatze: „Der Kaiser und das Reich“²⁴⁾. Die verschiedenen Ansichten über Deutschlands Gegenwart und Zukunft legte er zwölf Personen in den Mund, die sich in dem Salon eines Fürsten in Wien versammelt hatten: einem preussischen Generale, einem Dörmern vom Rhein, einem ehemaligen Reichshofrath, einem Reichsräth aus Franken, einem bairischen Generalcommissar, einem württembergischen Landesvoigte &c. Am Schlusse des Gesprächs ließ er den Fürsten S. sagen: „Möge die Dornenkrone der Drangsale und Noth, die wir tragen, zu einer neuen Kaiserkrone erblühen und in ihr Teutschland Glück und Frieden wieder finden.“

Je mehr Görres gegen eine lockere Scheinvereinigung der deutschen Staaten kämpfte, um so mehr befaßte sich in seinem Geiste die vorher erwähnte Idee einer Liebertragung des Kaiserthums auf Oesterreich. Er erklärte sich darüber in einem besondern Aufsatze, „Congressangelegenheiten“ überschrieben. „Wird Teutschland,“ heißt es darin, „ein Staatenbund, dann formiren sich bloß seine einzelnen getrennten Kräfte, und es ist dem Auslande leicht, dem Aggregate jede beliebige Zahl von Mitgliedern abzugeben. In Teutschland als Staatenbund aber sind alle Kräfte Factoren, mit sich selbst in ein Product multiplicirt, und seine europäische Macht wird es vermögen, mit des Schwertes Schläge diesen Fels zu theilen. Oesterreich, um seiner Macht und Gewalt und früherer Verdienste willen, gebührt die Kaiserwürde. Oesterreich hat seinen Vortheil wahrgenommen, wie alle dem ihrigen nachgegangen; es hat sich getrennt vom Reiche und irrig geglaubt: es dürfe nicht seiner achten und selbständig dastehen. Gott hat es dafür, wie die Andern, heimgesucht. Das Reich, wo es nicht mit Oesterreich ist, ist gegen Oesterreich“²⁵⁾.

Ungeachtet des lebhaftesten Wunsches, jenen Staat an die Spitze von Teutschland zu stellen, war Görres, bei aller Anerkennung der historischen Tugenden des österreichischen Hauses, nicht verblendet gegen seine Fehler. Am wenigsten war er mit der Verwaltung der österreichischen Finanzen zufrieden, die er höchst tadelnswürdig fand. In einer „Frage an Oesterreich,“²⁶⁾ wo er auf diesen Gegenstand zu sprechen kam, verlangte er „Gerechtigkeit für die Gläubiger des Staates.“ Er berührte die gemalsame Maßregel, welche die Inhaber der wiener Stadtsanct-Dobligationen zur Einbezahlung von 30 Proc. bei gänzlichem Verluste des Capitals gezwungen hatte; er erinnerte an die spätere Herabsetzung der Papiere auf ein Fünftheil ihres Nennwerthes, und forterte, das Oesterreich das Fischen derer, die es arm gemacht, erhören sollte, wobei er die Ehrlichkeit jenes Staates keineswegs in Abrede stellte.

In dem vorher erwähnten Aufsatze äußerte sich Gör-

res hierüber mit den Worten: „Dadurch, daß Oesterreich seit unendlichen Zeiten sich auf den festen Grund der Rechtlichkeit gesetzt, ist es der Bankier für das ganze Reich geworden. Alle Welt hat diesem Staate Hab und Gut hingegeben. Hunderttausende haben ihm ihr Vermögen anvertraut; und es geht ihm Unglaubliches, welche Forderungen Teutschland an diesen Staat zu machen hat. Immer hat die gewissenhafteste Ehrlichkeit bei diesem ihm anvertrauten Gute gewaltet; die Interessen sind aufs Nichtigste gefallen und der Credit war unbedingte, selbst unbedingte als der englische; denn es war der Kaiser, dem man gab. Seit 14 Jahren erst hat die strengen Grundzüge in der Finanzverwaltung des Hauses wankend geworden und der Credit ist in allmählichen Stufen und endlich ganz verschwunden. Teutschland weiß, daß unerhörte Ereignisse und Anstrengungen dies herbeigeführt; aber Teutschland begt auch das Vertrauen, daß nun, wo Drang und Noth vorüber, auch die Hülfe und gewissenhafte Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten der lebenden Armuth nicht verweigert werden wird. Verlangend hat Teutschland seine Bitte nach Wien hin gerichtet. Es will die alte Liebe wiedergeben und verlangt nur die alte Treue zurück.“

Mit minderer Schonung ist ein späterer Aufsatz von größerem Umfange abgefaßt, in welchem Görres auf denselben Gegenstand zurückkommt. In diesem Aufsatze: „Oesterreichs Finanzen und Papiergeld“ überschrieben, tadelt Görres, statt wie früher bittweise aufzutreten, unumwunden „die schlechte Verwaltung, die Trägheit oder Unfähigkeit der Finanzbeamten,“ denen er die jürchbare Lage schuld gibt, durch die ein so mächtiges Reich so ohnmächtig geworden. Er stellt den österreichischen Staat einem andern gegenüber, der sich aus weit größern Verdrängnissen errettet.

Charakteristisch ist die hier folgende Stelle in dem erwähnten Aufsatze: „Preußen, vom Feinde zertrüßert, zertreten, beraubt, verarmt und am Rande der Verzweiflung durch Anstrengung und Hingopferung der letzten Kraft gerettet, hat aus diesem weit hoffnungslosen Zustande sich herausgerissen und seine Finanzen wiederhergestellt. Wenn Manches hier befördernd und gänzlich eingewirkt, so ist zuverlässig doch auch ein großer Theil dieses glücklichen Erfolges der Ordnung in der Verwaltung und tüchtigen Thätigkeit zuzuschreiben. Oesterreich allein, unter allen europäischen Staaten jetzt wieder der größte, eine Unermesslichkeit von Hilfsquellen in sich schließend, aller Erzeugnisse eines geeigneten Himmelsstriches sich erfreuend, sogar aus Vergewerten aller Art schon unmittelbar das Metall und somit den Geldreichthum erzielend, ist gegen alle andern Staaten zurückgeblieben und hat die Demüthigung erfahren, im Angehakte aller Fürsten seine Fonds tiefer fallen zu sehen, als sie je mitten im Kriege gefallen. Wie sehr hat nicht politisch sein Einfluß auf dem Congresse dadurch gelitten und welchen Nachdruck konnte es seiner Verwindung geben, da der Stand der Papiere jede Kriegsdrohung als gänzlich leer und unsinnhaft vernichtete, bei jedem ernstlichen Schritte das Zittern des Courages und die Angst

24) Siehe Görres' Politische Schriften. 2. Bd. S. 319 fg.
25) Siehe a. a. O. 2. Bd. S. 415 fg.

der Befitzer verrieth und nicht mehr beweisen ließ, daß mit dem Friedensstuhle aller Credit des Staates gänzlich hinschwinden würde. So ist es geschehen, daß Oesterreich, das auf jenem Congresse die Wage zu halten den Versuch gehabt, unter die Streitenden treten mußte; daß nun die Verhandlungen ohne Schwerpunkt langwierigen Differenzen hingegeben waren, die zurückweisend das Uebel noch immer vermehrten“²⁶⁾.

So hatte Görres zu Anfange des Jahres 1815 geschrieben. Im Februar war der Wiener Congress beendet, ohne daß jedoch in den deutschen Verhältnissen eine förmliche Aenderung eingetreten war. Diese Verhältnisse waren noch immer so unbestimmt wie einige Monate früher. Der Rheinische Merkur äußerte sich darüber mit den Worten: „Die Völker kamen und fragten, was fertig geworden, und man hatte Nichts aufzuweisen: nicht eine Note, die des Menschen Herz erfreute, war zu Stande gekommen.“

In neue Bewegung versetzte um diese Zeit ganz Europa ein unerwartetes Ereigniß: die Entweichung Napoleons von Elba und seine Verbündung in Genua, welche der Rheinische Merkur am 1. März 1815 mit den Worten verkündete: „Als die Wächter geschlafen hatten und die Herren um den Kaisermantel stritten und wütheten, hat der böse Geist, den man sorglos sich selbst zur Bewachung übergeben, den Stein von seiner Höhe weggerückt und ist entronnen.“

Was Görres unter diesen Umständen vor Allem dringend forderte, war die Erhebung der deutschen Verhältnisse. Mit Bezug auf die ihm verhasste französische Nation äußerte er: „Haben die Räuber ihren kaiserlichen Hauptmann sich zurückgenommen, dann müßten die deutschen Fürsten von Gott verlassen sein, wenn sie noch einen Augenblick länger zögerten, sich ein oberes Haupt zu setzen, das alle ihre Anstrengungen zum Ziele leite. Daher werde Franz als deutscher Kaiser angerufen. Aber nicht als ohnmächtiges Schattenbild werde er hingestellt, wozu sich vielleicht noch wol der Congress verstanden hätte, sondern besetzt mit der ganzen Würde der alten Kaiser. Ihm werde die oberste Leitung aller Kriegsgewalt anvertraut und Aller Hochmuth sollte sich beugen vor dem selbstgewählten Oberhaupte, damit ihm nicht die Demüthigung werden möge zu finien vor dem Räuberhönige.“

Groß war die durch das vorhin erwähnte Ereigniß herbeigeführte Gefahr. Sie bedrängte zunächst Deutschland. Erneueten die europäischen Völker den Allianzvertrag, so fehlte es zwar nicht an Soldaten; aber dem Ganzen fehlte der Kern, das feste Band, so lange Deutschland nicht ein fester politischer Körper war und die deutschen Staaten nur einzeln und nicht als Gesamtheit in den Kampf eintreten konnten. Was Görres damals in dem höchsten Tone glühender Begeisterung den Fürsten und Völkern rief, verdient hier als höchst charakteristisch eine Stelle.

„Es thut wahrlich Noth,“ äußerte er, „daß die

Zeit in ihrer furchtbaren Bedeutung endlich begriffen werde. Die sie zu leicht genommen, sind schon so oft zu Schanden geworden. Laßt uns nicht ferner mehr auf ihre Reden hören! Seht den Drachen, wie er mit seinem Schwefel ein ganzes verblendetes Volk umschlingt; seht, wie sie, bekannt mit allen Künsten der Verführung, Feuerbrände nach allen Seiten schleudern und eine Hölle in lichten Brand entzünden! Hört den Jubel, der euch von allen Seiten entgegenhallt, und urtheilt dann, ob durch gewöhnliche Mittel solcher Gefahr begegnet werden kann, ob auf dem Geschickswege solch Unwetter sich beschwören lasse. Geheulricher fallet Despotismus mitten in der Feuerlebe des Jacobinismus, ein von Blutwurth und Uebermuth wahnsinniges Heer beherrschend — wo hat sich je ein Verein von solcher Furchtbarkeit gefunden? Und dieser Gefahr sollen wir in unsicheren Verbände entgegengehen! Schon droht und kracht das alte europäische Gebäude in allen seinen Fugen; es heulen unterirdische Stürme in den Höhlen unter unsern Füßen; in leichten Zudungen hebt schon die Erde und kündigt das Raben der unterirdischen Gewalten an; und wir wollen nicht aus unsern täglichen Gleisen weichen und bleiben immer in unsern morschen, wankenden Kanzelstühlen, bis sie über unserm Haupte zusammenbrechen und uns zerschmettern! Was würde Alles und verschlagen, ständen wir in rechter Fassung fest auf unserer Erde, Jeber an seiner Stelle, klar und leicht die Gefahr übersehend und tausend Mittel ihr entgegen ordnend? Aber diese Verblendung, die uns überhastet seit so langen Jahren, sie ist das einzig Furchtbare; denn wenn die Schicksalsmächte den Untergang beschlossen, dann verthüllen sie das Haupt ihres Opfers mit dunklem Dualim, damit es in der Finsterniß in sein Verderben renne. Darum, ihr Fürsten, laßt durch die Stimme eurer Völker euch beschwören, zerreißt endlich, wenn es noch möglich ist, die Kette, die euch umstricken!“²⁷⁾.

Wie man aus diesen und andern Aeußerungen sieht, hatte sich in Görres die Liebe zum Vaterlande bis zum gläubigsten Franzosenhass gesteigert. Aber seine Gerechtigkeitssinne war härter als sein Haß. Darum forderte er, nach der Schlacht bei Waterloo und dem Eingange der Verbündeten in Paris (am 7. Juni 1815), auch Gerechtigkeit für die Franzosen. „Geben wir,“ äußerte er²⁸⁾, „sie ganz bewingend, so laßt uns sorgen, daß wir vor Allem und selbst bewingend: den eigenen Dünkel und die Eier, die zu vernichten, die im Heile nicht geschlagen und vom Schwerte nicht getroffen wurden. Sorgen wir vor Allem, daß wir das Recht auf unserer Seite halten und auch an den Ueberwundenen kein Unrecht üben.“

Vom religiösen Standpunkte aus betrachtete Görres die glückliche Wendung, welche für Deutschland die politischen Ereignisse genommen hatten. „Wer ernstlich will,“ schrieb er²⁹⁾, „dem fügen sich die Dinge gebo-

27) Siehe den Aufsatz: „Die Wiedererneuerung des Vertrags von Ghosem“ a. a. D. 3. Bd. S. 40 fg. 28) In dem Aufsatz: „Ueberlegungen von Paris“ a. a. D. 3. Bd. S. 153. 29) a. a. D. 3. Bd. S. 208.

26) Siehe a. a. D. 2. Bd. S. 467 fg.

sam, wenn seine Willensmeinung nicht mit höhern Rathschlüssen im Widerspruch steht. Daß der Volkswille jetzt Gottesurtheil sei, hat sich in dieser Zeit wol klar und unverkennbar ausgewiesen, indem Alles gelungen, was mit ihm übereingestimmt, und Alles jämmerlich zu Schanden worden, was ihm widerstrebte."

Mit Klarheit und mit ihm selbst eigenthümlichen Scharfsinne entwickelte Görres die Gründe, welche die verbundenen Mächte bestimmten, die Abtretung der teutschen Provinzen nicht durchzuführen. „England will nicht," äußerte er³¹⁾, „daß Frankreich irgend eine Abtretung machen solle. Die Politik seiner Minister meint: Frankreich sei ein moralisch sinkender, Teutschland ein steigender Staat; die Macht der Entfristung sei nicht mehr zu fürchten, wol aber der rasche Ruß des Wiedererlebens." Ueber Rußlands Stellung äußerte sich Görres mit den Worten: „Es hat seine großen Zwecke erreicht. Finnland ist ihm gewährt und Polen ihm zugesallen. In dem reichen Besitze, den es sich im Süden erworben, biebt es ungestört. Frankreichs Macht ist fern von seinen Grenzen abgetrieben und es besorgt kaum weiteren Angriff von dieser Seite. Darum will es die Franzosen nicht weiter sinken lassen und sucht in ihnen einen Bundesgenossen für künftige Vergrößerungspläne sich zu erhalten und zu schonen. Oesterreich," fährt Görres fort, „will allerdings, daß Frankreich zur Abtretung des alten Reichsgebietes angehalten werde: aber es ist mit dieser Macht auch hier wie auf dem Congresse befaßt. Der Wille ist gut, aber ohne allen Nachdruck und in fortwährend Unbestimmtheit schwankend. — Preußen allein ist zur deutlichen und klaren Einsicht desjenigen gekommen, was die Zeit verlangt. Es hat das Verhältnis Teutschlands gegen Frankreich durchschaut und demgemäß seinen Entschluß gefaßt. Entscheidend und bestimmt hat es auf jene Abtretungen gedrungen und sie zur Friedensbedingung gemacht."

Einen sehr widerwärtigen Eindruck machten auf Görres, als sie allmählig bekannt wurden, die Grundlagen des zweiten pariser Friedens. Die Bedingungen, unter denen dieser Vertrag geschlossen worden, hielt er beinahe für unmöglich. Schwer ward es ihm zu glauben, daß man die heiligsten Rechte so misachten könnte. „Wer wollte," äußerte er im Rheinischen Merkur, „das Wagniß übernehmen, einer so einstimmigen, einer so furchtbaren und geharnischten Meinung zu widerstehen? Wer könnte es über sich gewinnen, einer Nation, die so entseßlich gequält und dann so groß gethan und gehandelt hat, mit einem solchen Werke, mit einem solchen Lohne für alle ihre Mühen unter die Augen zu treten?" — Von Rußland sprechend sagt Görres hinzu: „Daß es unsere Stärke nicht will, läßt in gemeiner Politik sich in keiner Weise ihm verzeihen. Aber daß der Wille einer fremden Macht uns Gesetz sein müßte, daß es nur einer Opposition von ihr bedürfte, um ihr folglich unsere heiligsten Interessen hinzugeben, das wäre eine schändliche Demüthigung, die uns billig zum Gespöht der Welt

machen müßte und verachtet zuerst bei denen, welchen wir also zu Willen lebten."

Wie sehr der Rheinische Merkur, der diese Aeußerungen enthielt, Recht hatte, bewies die berühmte Note Gotischales³²⁾. Görres bemerkte darüber: „Es ist schwer zu begreifen, auf welchen Theil der Pitt'schen Veranlassung Englands Minister diesmal ihre Politik begründen. Sicher ist, daß, wenn Pitt selbst am Leben wäre, er in keiner Weise mit ihnen einerlei Meinung sein würde. Die Art, wie sie seither an Teutschland gesündigt haben, ist das Unverantwortlichste von Allem, was vorgegangen, da kein geheimer thierischer Geshwinger sie antreibt, uns schwach zu erhalten, um uns dereinst ganz oder mit den Franzosen halbierend zu verschlingen, und da sie, über die unmittelbaren Interessen des Continents hinausgehoben, grade am ersten berufen wären, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben."

Seine Ansichten über die damaligen politischen Verhältnisse concentrirte Görres in den Worten: „Wer den Rhein oder auch nur einen Theil des Rheins in Besitz hat, behält die Pulsader unseres Lebens und somit unser Leben selbst in seiner Gewalt; und Süddeutschland, das hinter dem Bollwerke des Rheins wohl gesichert läge, wird vor ihm, grade wie die Rheinlande, immer der Schauplay französischer Kriege sein!"

Schon vor dem Abschlusse des pariser Friedens hatten die Verhältnisse dem Herausgeber des Rheinischen Merkur die Worte ausgesprochen: „Wahrlich, Teutschland hat für seine Treue und seine bewiesene große Kraft ein besseres Loos verdient, als daß ihm zu der Einheit seine Freiheit und mit der Verfassung seine Geschichte und nun noch obenrein seine äußere Sicherheit geraubt werden sollte." — Später fügte Görres noch hinzu: „Sicher will die Masse des französischen Volkes die Ruhe haben. Aber dies Geschlecht ist durch die Zeit in die Höhe hinausgetrieben, solche meteothische Beweglichkeit ist an die Stelle alter Trägheitskraft getreten, daß es überall in der Befähigung einen Punkt gibt, über den hinaus Alles, was scheinbar schlief und ruhte, mit einem Male aufsteigt und was auf den täuschenden Grund unversichtlich erbaut worden, mit sich in die Lüfte nimmt."

In mehrern, meist größeren Aufsätzen und Abhandlungen, die der Rheinische Merkur enthielt, sprach Görres die Erbitterung des teutschen Volkes aus und zugleich seinen eigenen Schmerz. Er beklagte den Gang der Verhandlungen von allen Seiten. Rathlose Thätigkeit war ihm zur Gewohnheit geworden. Indem er sich zur Vergangenheit wandte, suchte sich ihm eine fernere Zukunft. Mit hochpoetischem Schwunge begrüßte der Rheinische Merkur das Jahr 1816, und grade dies Jahr war es, wo seine weit verbreitete Zeitschrift das Schicksal traf, von der preussischen Regierung durch eine Cabinetsordre vom 3. Jan. 1816 verboten zu werden.

Als Grund ward angegeben, daß der Rheinische Merkur „Aufsätze lesere und verbreite, welche die Un-

30) a. a. D. 3. Bd. S. 208 fg.

31) Siehe den Aufsatz: „Ob Frankreich oder Deutschland seine Integrität wieder gewinnen wird?" a. a. D. 3. Bd. S. 223 fg.

zufriedenheit und Zoietracht der Völker nährten und durch zügellosen Ladel und offene Aufforderungen die Gemüther beunruhigte.“ — Aus den von Görres veröffentlichten Schriftkünden geht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit hervor, daß die Idee der Uebertragung des Kaiserthums an das Haus Habsburg das eigentliche Verbrechen gewesen, dessen er sich schuldig gemacht haben sollte. „Hätte“, schreibt Görres, „der Rheinische Merkur die Meinung Jener verfochten, die da sagen: da Kaiser Franz 1806 die teutsche Kaiserkrone niedergelegt, so sei es nun die Bestimmung des Hauses Hohenollern in Teutschland, an die Stelle der Habsburger als deren Erbe einzutreten — vielleicht wäre dann dem Merkur und seinem Herausgeber ein anderes Loos geworden““).

Auch nach dem Aussehen seiner Zeitschrift verleiht Görres nicht ganz das Gebiet der Politik. Sein Hauptinteresse nahmen die Rheinprovinzen in Anspruch, deren Verhältnisse noch immer nicht festgestellt waren. Das Bestreben der Rheinländer für Erwirkung eines constitutionellen Reichthandes bildete den Inhalt mehrerer damals von Görres geschriebener Aufsätze. In den Gemüthern aller Teutschen, die es mit dem Vaterlande redlich meinten, herrschte eine furchtbare Spannung, die seinen Ausgang fand. Den entsehligen Zustand mußte eine grauenvolle That den teutschen Staatsmännern verurfunden.

Am 23. März 1819 war Koebene in Mannheim ermordet worden“). Görres war, wie Viele, tief erschüttert von jenem Verbrechen, zu welchem die Verblendung einen schwärmerischen Jüngling getrieben hatte. In jenem Mord erblickte er ein prophetisches Zeichen, und, seiner Meinung nach, „die drohende Zukunft und das Schicksal der kämpfenden Zeiten sich leicht Jedem deute, der im Kleinen das Größere und im Einzelnen das Allgemeine wahrzunehmen wisse. Die europäische Gesellschaft“, fügte er hinzu, „ist kränker, als sie selbst zu glauben scheint.“ Ueber die furchtbar ergreifenden Worte, die er damals sprach“), äußerte er: „Mögen sie als eine Predigt gelten über den Geist der Zeit, aber freilich nicht in der Weise, wie sie den Ohren der Nachbarn oder verblendeten Parteilanger angenehm sein mag. Die Ansicht aber, die darin herrscht, werden selbst die Gründer der heiligen Allianz nicht mißbilligen können, weil sie die biblische ist.“

Mitten unter den bekannten demagogischen Umtreiben, denen die teutschen Regierungen, namentlich die preussische, überall nachspürten, schrieb Görres, um die Fürsten und Völker über den Proceß einer immer weiter fortschreitenden Währung aufzuklären, seine Schrift: „Deutschland und die Revolution““). Er demüthete sich,

darin zu zeigen, daß die Ursache jener allgemeinen Währung weit tiefer liege, als man glaube. Görres meinte diese Ursache in dem entsehligen Nationalgefühl zu finden, in den getäuschten Hoffnungen, in dem gedrückten Leben, in der starren Willkür und den despotischen Regierungsmethoden. Alles dies, äußerte er, habe einen allgemeinen Ummuth erzeugt und dieser stelle die angebliche allgemeine Verschönerung dar, von der die Regierungen nur kleine Erscheinungen wahrnahmen.

Wie weit Görres davon entfernt war, einen allgemeinen Ummuth der Dinge das Wort zu reden, zeigt in der erwähnten Schrift die hier folgende Stelle: „Revolutionen sind wie der Tod, vor dem nur Feige jagen, mit dem aber nur die Frivolität zu spielen wagt. So furchtbarer Bedeutung sind diese Katastrophen in der Geschichte und so ernstes Inhalts, daß nur Verirrte oder Verzweifelte sie Herbeiwünschen mögen. Eine Staatsumwälzung kann einzig das Werk der Leidenschaften sein; darum ist Religion, Ehre, Geist, Wissenschaft, Erfahrung alles ihr hinderlich.“ Daß die Schrift, die diese Aeusserungen enthielt, ihrem Verfasser einen Verhaftsbefehl zuzog und dadurch die Flucht aus seinem Vaterlande veranlaßte, ist bereits früher erwähnt worden.

Eine zweite Schrift verbanden Inhalts, schon in der Verbannung im Frühjahr 1820 geschrieben, erschienen“), als schon die Immediatcommission in Mainz eingesezt, die karolobar Beschlüsse gefaßt und Teutschland mit dem politischen Interdicte belegt worden war. Den Standpunkt, von dem er bei der genannten Schrift ausgegangen, bezeichnete Görres mit den Worten: „Sei es dem Geiste, der schon oft aus dem Verfasser dieser Blätter geredet, vergönnt, noch einmal von einer der hohen Alpenfirnen, dem Schauplatz der arbeitenden Parteien selbst entrückt, die weite, tief bewegte Gegenwart mit ihren Gewittern zu betrachten, die langsam und drohend aus der Ferne durch ihre Klüfte herangezogen kommen; sei es ihm vergönnt, das Rundgemäde dessen, was er erblickt, hier darzulegen.“

Aus einer großartigen Auffassung der Weltgeschichte zieht Görres die Schlußfolge, daß bei dem Zerfallen der gegenwärtigen Zustände Europa durch eine furchtbare Katastrophe hindurch gehen müsse, ehe die Ruhe des Gleichgewichts wieder hergestellt werden könnte.

„Die Zukunft Europa's“, äußerte Görres, „wird die fortschreitende Evolution weiter führen, indem sie einerseits den anfangenden Zerlegungsproceß zu Ende drängt und andererseits die begonnene Umbildung bis zu ihrer vollsten Reife leitet. Während die zugleich fortschreitende Zerkörung des Alten die Anhänger der Stabilität und diejenigen, die zur Erhaltung des Bestehenden berufen sind, ohne Unterlaß ängstigt, werden dem aufmerksamen Auge immer sichtbar die Anfänge der neuen Ordnung, die sich gestalten will; und die Kräfte, die in wirksamer Arbeit die Masse durchfahren, treten

32) Siehe z. a. D. 3. Bd. S. 374 fg. den Aufsatz: „Zur Geschichte des Rheinischen Merkurs.“ 33) Görres darüber A. v. Kopske's Leben von Heinrich Döring (Weimar 1890). S. 338 fg., wo man die durch dies Orakel veranlaßten Schriften S. 462 fg. vergleicht findet. 34) In dem Aufsatze: „Kobene und was ihn ermordete“, aus der von Görres herausgegebenen Zeitschrift: „Die Wage“ wieder abgedruckt in Görres' Politischen Schriften. 4. Bd. S. 58 fg.

35) Stuttgart 1819, wieder abgedruckt a. a. D. 4. Bd. S. 66 fg.

36) In Stuttgart 1820 unter dem Titel: „Europa und die Revolution.“ Wieder abgedruckt ward sie in Görres' Politischen Schriften. 4. Bd. S. 247 fg.

immer unverhüllt mit ihrem Werte aus Tageslicht hinaus.“

Nach verdient unter den von Görres verfaßten Schriften besonders eine erwähnt zu werden, die den Titel führt: „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß von Verona.“ Diese Schrift, die im J. 1822 erschien, bezieht sich auf den Charakter des großen Parteilampfes, des Kampfes zwischen dem „Togma der absoluten Gewalt des Regenten“ und dem andern: „der absoluten Gewalt des Volkes.“ Görres hatte in dieser Schrift den Wiener Congreß aufgerufen, die Grundidee der heiligen Allianz klar zu entwickeln und dadurch die Revolution zu unterdrücken.

Dass Görres die großen Weltereignisse wie seine eigenen Lebensschicksale von einer höhern Leitung aller irdischen Dinge abhängig zu machen gewohnt war, ist bereits mehrfach erwähnt worden.⁸⁷ Mit einem reinigten Sinnbilde auf die Gegenwart und Zukunft sprach er in seinen Schriften seine Ansichten darüber aus an einer Stelle, die zu charakteristisch ist, um hier übergangen zu werden. In seinem gewöhnlichen metaphysischen Style äußerte er sich, wie folgt: „Ein ernster, strenger Geist hat seinen Stuhl unter die Lebenden hingestellt. Obgleich unsichtbar, hat der Wölfeist im Volke das Nahen doch bemerkbar. Jedem Vergehen hat er seinen Tag gesetzt, über jeden Irreler ist er zu Gericht gegangen, jedes Unmaß hat er in seine Schranken zurückgewiesen. Die ihrem eigenen Willen gefolgt und sich ihrer Eist gefreut, sind nach einander zu Schanden geworden; die Hochmuthigen sind zu Fall gekommen; die Gewalt ist vor ihnen zertrümmert in Nichtigkeit. Nichts ist vor ihm bestanden als Wahrheit, Recht und Billigkeit und das sittliche Maß, worauf er mit Wohlgefallen niedersieht. Wie er es in solcher Weise bisher gehalten, so wird er auch thun in den Zeiten, die noch kommen werden und fort und fort handhaben die Gerechtigkeit. Nichts bleibt er durch die magischen Karren großer hoher Worte durch, womit Heuchel, Falschheit, Zweigängigkeit, Treulosigkeit, Gewaltthätigkeit und alle schlechten Lebensweisen sich zu verhallen wissen. Sie werden ihm für Nichts gelten, wo nicht Thaten mit ihnen reden. Mögen anarchische Gelüste unter dem Vorwande der Freiheit immer aufs Neue versuchen, die Welt zu verwirren: sie werden, je heftiger sie zum Ziele eilen, um so schneller auf überlegene Gewalten stoßen, die sie so weit hinter das Ziel zurückwerfen, als sie über dasselbe hinauseingedrungen. Mögen despotische Instincte in der Finsterniß Werke des Trugs und der Gewalt verüben: jener Geist wird ihnen immer neue Kräfte wecken, die sich zum Streite rühtig zeigen und den Bau niederwerfen, ehe er vollendet werden. Auf neue Fluthen werden neue Rückfälle folgen. Wie das irdische Element auch stürmisch sich bewegt, es wird nur blenden, den Willen dessen zu erfüllen, der in der Geschichte geübt.“⁸⁸

Ueber den wahrhaft religiösen Sinn, der sich in

diesen Betrachtungen ausdrückt, möchte man bemerkt den Starchman und die Einsichtigkeit vergessen, womit Görres, wie früher erwähnt, für Papstthum und römische Consequenz kämpfte. Zu bleibendem Ruhme gereicht es ihm, daß er in der Zeit der Noth und harten Trübsal für die Erhebung des deutschen Volkes zur Freiheit und Selbstständigkeit muthig das Schwert des Wortes geschwungen. Ein vollgültiges Zeugniß für seinen Kosmopolitismus liefert sein politisches Glaubensbekenntniß, welches während des Wiener Congresses der Rheinische Botschafter am 18. Aug. 1814 mit den Worten verkündete: „Eure Völker allein können starke Fürsten machen, und nur die Völker sind zu allen Zeiten stark gewesen, die an gemeinen Wesen Theil genommen.“ Wo der Staat nur im Wenigen lebt, da führt ihr Verderben ihn auch zum Untergang und er sinkt und steigt mit ihnen. Wo die Gesamtheit aber ihm ihre Theilnahme zugewendet hat, da lebt er ein unverwundliches, immer sich verjüngendes Leben.“

Mit der Charakterfestigkeit, die sich in diesen Worten ausdrückt, hing die Unvergänglichkeit zusammen, durch welche sich Görres, nach himmlisch verhängten Nachrichten, vor vielen seiner Zeitgenossen auszeichnet. Jedes, auch das schwerste Opfer dazubringen, wo es das allgemeine Wohl galt, war er stets bereit. In seinen wechselvollen Schicksalen blieb ihm ein Gleichmuth, den Nichts zu erschüttern vermochte. Ebenso war ihm eine seltene Genügsamkeit eigen. In sich selbst fand er die Erholung und Befriedigung, welche Andere anderswo suchen müssen.

Sein wohlgetroffenes Bildniß, mit einem Facsimile seiner Handschrift, befindet sich vor der zu Regensburg 1848 anonym erschienenen Schrift: „J. v. Görres. Eine Skizze seines Lebens.“ (Heinrich Döring).

GÖRRES (Guido), des Vorigen Sohn. Er war zu Coblenz den 28. Mai 1805 geboren; seine Mutter war Katharina, eine geborene von Lauffau. Mit zwei Geschwistern verlebte er im älterlichen Hause seine Kinders- und den größten Theil seiner Knabenjahre in beinahe glücklicher Ruhe; sie fing an gestört zu werden, als in den Jahren, wo Guido aus dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine Studien begonnen hatte, sein Vater auf

88) Vergl. außer dieser Schrift den Aufsatz: „Joseph Görres.“ Von M. (in den Zeitgenossen. 4. Bd. Heft 4. S. 171 fg.). Einmal in dem Almanach der Universität Greifswald. S. 139 fg. Görres als Verfasser des „Nothen Blatts“ und des „Kühnheits.“ (Germanen 1815). G. Görres und Dr. Binder's Göttinger politische Blätter. 43. Bd. Heft 10. S. 803 fg. 45. Bd. Heft 3. S. 161 fg. Heft 4. S. 249 fg. Heft 5. S. 249 fg. Heft 6. S. 517 fg. Heft 8. S. 721 fg. Heft 9. S. 801 fg. 3. u. 4. Heft in seiner Autobiographie. 2. Th. S. 252 fg. Warum eifert Görres gegen Pest? Ein Aufsatz von G. G. v. Pannas (im Archiv für die Geschichte der Philosophie. 1848. Nr. 212. Pest's Welt-Ansichten. 13. Bd. S. 451 fg. 17. Bd. S. 741 fg. Neues Repertorium der Deutschen Jahrgänge. XXVI. 1. Th. S. 131 fg. Magdeburger Allgem. Zeitung. 1848. Nr. 34. Bonstetter's Geschichte der Peste und Pestepidemien. 11. Bd. S. 331. J. Gillebrand's Deutsche National-Literatur. 3. Th. S. 352. F. Varnhagen's Deutsche National-Literatur der Gegenwart. S. 35.

87) Siehe den Aufsatz: „Deutschland und die Revolution.“ in Görres's Politischen Schriften. 4. Bd. S. 481 fg.

politischem Gebiete die harten Kämpfe zu bestehen hatte, die seinen Namen zu einem der berühmtesten in Teutschland machten. Mit seinem Vater verlor und gewann der heranwachsende Sohn; er verlor mit ihm die liebe Heimat und die regelmäßige Ordnung des äußerlichen Lebens. Er wanderte mit ihm ins Elß nach Strassburg und folgte ihm von da im J. 1821 nach Karau in der Schweiz. An beiden Orten wurden die zu Göttingen begonnenen Gymnasialstudien mit mannichfachen Unterbrechung und nicht ohne Hemmnis durch diesen wiederkehrenden Wechsel der Wohnsitzen fortgesetzt. Dafür entschädigte ihn jedoch des Vaters immerwährende Nähe, der zwar absichtlich dem emporschneidenden Jünglinge die ganze Freiheit der Entwicklung ließ, aber doch, wo es noth that, mahnend und helfend einwirkte. Guido gewann auch durch das Familienleben voll großer Herzlichkeit, einem Abbate wahrhaft altväterlicher Hausvaterlichkeit. Durch das durch ausgezeichnete fremde Besucher reichbewegte Leben im ältesten Hause wurden dem strebsamen Jünglinge geistige Vortheile gewährt, die ihn ungemein förderten. Glänzende Wissenbegierde und beharrlicher Fleiß waren charakteristische Eigenschaften des jungen Görres; während aber die meisten jungen Leute nach Wissen dürsten, um vor der Welt zu glänzen oder ein bestimmtes Ziel des Ehrgeizes zu erreichen, war in ihm eine seltene geistige Unbegrenztheit. Es war die Sache, die ihn fesselte; hatte er einmal irgend Etwas ergriffen, so fragte er wenig darnach, ob die darauf verwendeten Kräfte Jinsen des Ruhms oder zeitlichen Lohn abwerfen würden; selbst Einreden und Warnungen des Vaters und nahestehender Freunde, von irgend einem Gegenstande unermüdlichen Fortschens, der minderen Belanges schien, abzuschrecken und sich einer dankbareren größeren Aufgabe zuzuwenden, halfen Nichts; das einmal angebracht Studium mußte als ein Werk der Liebe und Treue durchgeführt sein. Zu diesem Fleiße gesellten sich noch andere Vorzüge, die auf der sittlichen Wage schwer wiegen. Die Freiheit, die ihm nach des Vaters genialer Natur, sowie nach der patriarchalischen Seite des Hauses zu Gebote stand, mißbrauchte er nie; aber er benutzte sie, was sonst mit eiserner Beharrlichkeit in den Studien nicht oft geübt zu sein pflegt, zu lebensfrischen Uebungen seines frühigen und schongebauten Körpers in unermüdlichem Fußwandern, Bergsteigen, Schwimmen u. s. w., oft bis zur wahren Anstrengung. Dazu gestellte sich in ihm ein bei Jünglingen nicht grade häufig vorkommender religiöser Ernst und eine solche Reinheit des Wesens, daß sein frivoles Wort über seine Lippen ging, so wenig es ihm auch an jugendlicher Heiterkeit gebrach. So trefflich an Leib und Seele ausgerüstet bezog er im Alter von 20 Jahren die Universität Bonn, welche damals eine Anzahl der bedeutendsten Männer Teutschlands vereinigte. Die Hochschulen waren in jener wiederbelegten Zeit für viele junge Männer gefährliche Klippen schlimmer Gesellschaft; allein Guido Görres konnte sie mit sicherem Steuerruder glücklich umsegeln, innerlich gefestigt durch die aus dem ältesten Hause mitgebrachten Grund-

sätze und fest an die Lehre des Vaters sich haltend: „Wieb Gott die Ehre, halte Frieden mit den Menschen und hüte dich vor bösen Rufen.“ Frühzeitig für höhere Interessen empfänglich gemacht, gab er seinen Studien eine Ausdehnung, welche klar den Einfluß bewies, den des Vaters große Vielseitigkeit auf ihn geübt hatte. Geschichte und Philosophie, das klassische Alterthum, die neugeöffnete inländische Literatur, vergleichende Sprachkunde, selbst China waren die Gebiete, die er nicht blos mit nachhaltiger eifriger Aufmerksamkeit, sondern mit allem Ernste begeisterter Arbeit zu erobern suchte. Je schwieriger die Aufgabe, desto mehr füllte er sie getrieben, sie zu lösen. An eine, vom Professor Heinrich, einem seinen Kenner des klassischen Alterthums, aufgesetzte Preisaufgabe über verschiedene Specialitäten des Ciceronianischen Stiles machte sich der Studiosus Görres, erwarb den Preis und erntete wegen seines scharfsinnigen Fleißes ausgezeichnetes Lob. Etwas später ergiff er mit derselben Lebhaftigkeit eine in Paris gestellte Preisfrage über die baskische Sprache und trug auch hier den Sieg davon. Seine Arbeit war ein schönes Denkmal des wissenschaftlichen Geistes und Muthes eines 23jährigen Jünglings und brachte ihn in ehrenvolle Berührung mit Wilhelm von Humboldt. Ramentlich aber waren es seine geschichtliche Studien über christliche Vorgänge und hervorragende Erscheinungen in ihr, z. B. über Karl den Großen und die meisterhaften Schilderungen Nislaus' von der Blau und der Jungfrau von Orleans, mit welchen er als Schriftsteller debütierte, waren eigentlich nur populär bearbeitete Fragmente aus seinen historischen Studienkreisen; auch wendete er bereits auf der Universität seinen jugendlich-kraftigen Sinn der Poesie und besonders der Herstellung teilsch-christlicher Volksdichtung zu, die ihm später so viel verdanken sollte. Bel dem Allen war er kräftig genug, der Gefahr, sich in zu viele Anregungen zu zerplittern, fest zu begegnen. Die Ferien benutzte er, dazu von Haus aus glücklich gestellt, zu Reisen in Belgien und Frankreich, in Italien und Tyrol, und angelockt dazu aus dem ältesten Hause, in welchem die geistreichsten und trefflichsten Männer aus- und eingingen, knüpfte er mit den hervorragendsten Persönlichkeiten neuen Verkehr an und unterhielt ihn angelegentlich. Als sein Vater im J. 1827 durch König Ludwig an die Universität zu München berufen ward, zog es ihn wieder in den Schoos seiner Familie zurück, so daß er sich nicht wieder von ihr trennte. Ein gewisser Unabhängigkeitsfinn und das Verlangen, unbeirrt die Wege seines Fortschens und Dichtens zu gehen und die Unentbehrlichkeit von seinem Vater und den Seinigen bezogen ihn, nie ein öffentliches Amt anzunehmen. Nur durch mannichfache und originell unternommene Reisen ward dies trauliche Zusammenleben zeitweise unterbrochen und als er bereits im reifen Mannesalter im J. 1844 sich verheirathete, hob auch dies den Familienbund nicht auf, da seine Wahl auf eine Lebensgenossin gefallen war, die sein treues Wesen wohl verstand und es vorzog, lieber mit ihm Kind des väterlichen Hauses als Herrin

eines eigenen zu werden. Wer den Vater erst in München kennen lernte, ward so sehr an die Nähe des Sohnes gewöhnt, daß er sich ohne diesen den ersten gar nicht vorstellen konnte. Die einnehmende Persönlichkeit des Sohnes, die jedem Besucher aufsteig, fügte dem tiefen Ernste der vom Vater empfangenen Eindrücke die willkommene Zugabe jugendlich-freundlicher Heiterkeit bei. Wenn aber auch der Sohn dem Vater gleichsam Schritt für Schritt gefolgt war, so war doch seine geistige Ausbildung eine durchaus selbständige. War es des Vaters Eigenthümlichkeit, Alles in der Sprache der Denker oder der Propheten zu sagen, so mußte der Sohn fast Alles in die Sprache der Kinder übersezen; sein ganzes Wesen war das des sinnig-kindlichen Gemüthes; das Schaffen desselben war die Seele seines ganzen Thuns und Lebend. An Großartigkeit des öffentlichen Wirkens blieb er weit hinter dem Vater zurück; an Offenheit, Geradheit und verfühlicher Milde war er ihm gleich. Als Schriftsteller war sein Element im Reiche der kindlich-sinnigen Epik und Sagenpoesie. Ueberall und vor Allem hatte er bei seinen Schriften das katholische Leben vor Augen; er hatte ein demüthig gläubiges Gemüth und einen christlich frommen Sinn; er lebte mit und in der Kirche. Ihren Einfluß zu heben und zu stärken, das war der Zweck seiner Schriftstellerei; durch sie wollte er den an modern heidnische Lectüre gebannten Katholiken Erheiterndes und Erbauendes zugleich in muttersüßlicher Form in die Hände geben und der frische jugendliche Humor, mit welchem er manchen altväterlichen Schwanz des Mittelalters wieder aufsteigt und die sinnigen Arabesken um scheinbar trodene Passagen schlang, wird ihn unvergesslich machen. An den im J. 1837 gegründeten historisch-politischen Blättern nahm er den regsten Antheil und in den bis zu seinem Tode erschienenen Jahrgängen dieser Zeitschrift finden sich sehr zahlreiche Aufsätze von ihm, manche von wahrhaft classischer Vollendung. Denn er nahm es auch mit der literarischen Thätigkeit der periodischen Presse sehr ernst, bis zu einer übertriebenden, ihn beinahe aufreibenden Gewissenhaftigkeit. Die wichtigsten Tagesfragen, die in den historisch-politischen Blättern, ihrem urprünglichen Plane nach, discutirt wurden, bedrückten ihn oft schwer; oft mußten jene Blätter von Gewittern sprechen, die sich am kirchlichen Himmel zusammenzogen, nicht selten von solchen, die geräuschend niedergefahren, manchmal sprachen sie selbst wie ein Gewitter, daß die Brust des Lesers sich ängstlich beklommen fühlte. Da kamen einige Zeilen von Guido Görres dazwischen und es war dann wie das Lied der Lerche, die sich aufschwingt und uns sagt, daß wir nicht Wetterwolken, sondern Frühlingsgewoll vor uns sehen. Aber sein Humor ward schwächer; es nagte etwas Heimliches an seiner Lebenskraft; am Sterbetage seines Vaters im traurigen Jahre 1848 begann eine zunehmende Umbildung seiner sonst kindlich heiteren Seele; man hoffte, es werde sich mit ihm wieder zum Besseren lenken; aber vergebens. Das Todtengeklage ließ sich näher und näher hören; er starb den 14. Juli 1852; mit ihm ist der letzte Träger dieses Namens

dahingegangen. Von seinen zahlreichen Schriften seien folgende genannt: „Die Jungfrau von Orleans“ (Regensburg, 1834. 2. Aufl. 1835.; für eine dritte machte er besondere Studien in den französischen Archiven, die aber noch nicht veröffentlicht sind); „Schön Rölein.“ Ein Märchen (Münch. 1838.); „Thom. v. Kempis Bücher von der Nachfolge Christi.“ Aus dem Lateinischen (Münch. 1839.); „Marienlieder“ (Ebenfalls. 1842. 2. Aufl. 1844.); „Der barmh. Slegfried und sein Kampf mit dem Drachen“ (Schaff. 1843.); „Das Weibnachtsfrühsplein“ (Ebenfalls. 1843.); „Geichte“ (Münch. 1844.); „Die Gottesfahrt nach Trier und des Leufels Landsturm“ und „Die arme Pilgerin zum h. Kofe“ (Göbenz 1844 und 1846.); „Deutsches Hausbuch“ (2 Bde. Münch. 1846—47.); „Ueber die Gefahren der Gegenwart und die Gründung polit. Vereine“ (Münch. 1848.). Auch war er Herausgeber von „Elem. Brentano's Märchen“ (2 Bde. Stuttg. 1847.), denen er eine treffliche Charakteristik Brentano's voranstellte. Er hatte auch die Lebensgeschichte seines Vaters zu schreiben und seine Werke herauszugeben in Absicht. Allein seine aufreibenden Kräfte reichten dazu nicht mehr aus*). (J. E. Volbeding.) Görreschen, f. Gross-Görreschen.

GÖRTZ oder GÖRZ, italienisch Gorizia, unter 31° 8' 30" n. L. 45° 57' 30" nördl. Br., Kreisstadt im österrichischen Königreich Triest, am linken Ufer des Monjo oder Rissono, unregelmäßig gebaut, im görz. Kreise, dem ehemaligen Friaul, mit freischänden, nicht hohen Häusern, an denen Trottoirs hulaufen, und etwa 10,000 Einwohner. Die Stadt war in früherer Zeit die Residenz der Grafen von Görz, deren halbverfallenes Schloß in ein Gastel verwandelt als Gefängniß gebraucht wird. Am Schloßberge liegt die alte Stadt, am Fuße desselben, längs des Flusses, die neue oder untere. Zunächst am Gastel liegt der Hauptplatz mit der Caserne, dem ehemaligen Jesuitencollegium mit einem kunstvollen Hochaltare und einem von dem Jesuiten-Laienbruder Christoph Laus gemalten Altarblatte. In dem Palaste Atteneo findet man einen berühmten Kesselstein, der als Zeugniß dafür benutzt wird, daß Korzja in der Nähe des heutigen Görz gestanden habe. Die auf dem Monte Santo stehende Gnadenkirche, 33 Schritte lang, 10 Schritte breit, im J. 1544 eingeweiht, ist ganz aus Quadern erbaut, enthält ein vom Patriarchen Marco Grimani geschenktes Madonna-Bild auf dem Hochaltare und eine an Sculpturen reiche Kugel von weisem Marmor. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, hat ein theologisches Seminar, ein Gymnasium, Gesellschaften des Ackerbaues, des Handels, der Künste, Musikschulen und Jucker-, Leber-, Seiden- und Leinwandfabriken. Görz war früher Hauptstadt einer gefürsteten, mit Gravisa vereinigten Grafschaft und bildete mit dem Gebiete von Aquileja und den Hauptmannschaften Friaul und

*) Man f. Gerbers, Leipziger Repertorium. Jahrg. 1852. 4. Bd. Nr. 476. S. 247 f.; Schilling in d. österr.-polit. Blättern" v. 30. Bd. (München 1852.) S. 129—147; (Görlitz), „Neuer Refektor der Deutschen.“ Jahrg. 1852. 2. Bd. (Weimar 1854.) S. 923.

Tolmino einen eigenen, zu seiner Provinz gehörigen Kreis von Inner-Oesterreich, der auf 64 QM. gegen 120,000 Einwohner enthielt, welche theils die windische oder slowenische, theils die aus verdrängtem Italienisch und Slavonischem gemischte friaulische Sprache redeten. Im J. 1807 trat Oesterreich den im Westen des Jonjo gelegenen Theil, Grabiola, gegen Monfalcone und einige Dörfer und im J. 1809 im Wiener Frieden die ganze Grafschaft ab, die nun zur ersten Militärdivision der illyrischen Provinzen gehörte. Der jetzige Kreis Görtz enthält auf 46 QMilen etwa 116,000 Einwohner in den Bezirken Canale, Grabiola und Görtz.

(H. E. Hösler.)

GÖRTZ oder GÖRZ (Gorizia), war das Eigenthum mächtiger Grafen, deren erster wol jener Berient oder Berichen war, zwischen welchen und den Patriarchen von Aquileja Kaiser Otto III. im J. 1001 einen bestimmten Theil der Landchaft Friaul, beinahe den Umfang der nachmaligen Grafschaft Görtz, vertheilte, oder vielmehr zu gemeinschaftlichem Besitze anwies. Varietinus comes comitatus Foro Julii wird noch 1028 genannt. Vermuthlich ist er der Vater jenes Azo filius Varietini, der bei Gelegenheit des kaiserlichen Hofgerichts zu Verona 1027 zwischen dem Patriarchen Poppeo von Aquileja und dem Herzoge Adalbert von Kärnten genannt wird. Von der Verrent fernerer Nachkommenschaft ist Nichts bekannt. Im J. 1056 wird ein Grafen von Friaul, ohne Auführung des Namens, gedacht, nach ihm eines Grafen Enwig, auf dessen Abgang R. Heinrich IV. die ganze Grafschaft Friaul dem Patriarchen Sighard von Aquileja schenkte, 1077. Um das Jahr 1068 erscheint ein Graf Marquard von Görtz, Sohn des seines Herzogthums entsetzten Adalbert von Kärnten, aus dem Hause der Grafen von Eppenhein im Mürztale. Adalbert hatte aber noch zwei andere Söhne, Luipold, der Markgraf, gest. 1045, und Adalbero, Bischof zu Bamberg 1064, gest. 1057. Marquard gelangte 1073 zu dem Besitze des von dem Vater verwirkten Herzogthums und hinterließ aus der Ehe mit Luipoldes die Söhne Luipold, Heinrich, Ulrich, Patriarch zu Aquileja 1086, gest. 1121, und Hermann, Bischof zu Bassau 1085, gest. 1087. Luipold, Herzog in Kärnten 1077, starb 1090, und es folgte in dem Herzogthume sein Bruder Heinrich Graf von Görtz. Dieser starb 1127, kinderlos in drei Ehen, und Görtz gelangte durch Erbschaft oder königliche Vertheilung an ein anderes Geschlecht, als dessen unmittelbaren Stammvater man einen Grafen Geoffried von Heimfels, Riez und Sonnenberg, des großen Stammes von Andechs betrachtet. Mit der Gräfin Luigard von Stilleheft vermählt, wurde Geoffried der Vater des heiligen Otwin, Graf von Lurn im Pustertale, und von Fritzen, der, geboren zu Heimfels im J. 951, das Kloster St. Georgen am Langsee, unweit St. Veit in Kärnten, für Nonnen Benedictiner ordens stiftete. „Weil dieser Graf Otwin alles das seinige verbannt und arm geworden, hat er eine Wallfahrt in Palästina, hernach auf Rom gethan, bei seiner Zurückkunft aber unweit von hier, auf einen Berg (vorzeiten

Porthener Berg, jetzt aber Otwiner Berg) sich begeben, alda er wie ein Eremit heilig gelebt, selig gestorben und in der Kirche bei St. Georgen, obgedachten Klosters, begraben worden, bei welchem Grab, dem gemeinen Ruf nach, viel Miracul sollen geschehen, als Blinde sehend, Krumme gerad, auch drei todt Kinder wiederum lebendig worden sein; auch soll dessen noch vorhandener Hut die Kopfschmerzen und seine Kleider unterschiedliche Krankheiten stillen, und unter andern ist auch noch sein hölzerner Sack, oben mit einem silbernen Knopf beschlagen, zu sehen; dieser hat 17 Schnitt nach einander, bedeutet, daß er 17 Jahr als ein Eremit gelebt, inmassen er alle Jahr selbst einen Schnitt daran gemacht.“ Er soll um das Jahr 985 gestorben sein und sein Andenken wird den 7. Jan. begangen. Das Kloster wurde 1782 aufgehoben. Otwin's erste Gemahlin, Hilsha, vermuthlich die Erbin von Görtz, 975, starb über der Geburt einer Tochter 978, die andere, Wihburg, des Grafen Friedrich von Ortenburg Schwester, starb den 20. Juli 1017, eine Mutter von sieben Kindern. Der ersten Ehe gehören an Volkold oder Volcarr, Hilsgard, die erste Abtissin zu St. Georgen am Langsee, und Hilshild; in der zweiten Ehe wurden geboren Gertrud, Engelbert, Heinrich, Gerslach, 1010—1018, Hilsburg, zuerst einem sächsischen Fürsten verlobt, dann Abtissin zu St. Georgen, Berchthgund, dritte Abtissin zu St. Georgen, Wihburg, eines Dynasten Heinrichs Gemahlin. Volkold, der Markgraf, in späteren Urkunden der edle Reute genannt, erhielt in der Bräutigamszeit das Schloß Suaneburg, das nachmalige Sonnenburg im Pustertale. Ansbach von Herzen, schenkte er im J. 1018 sein ganzes väterliches Erbe der heiligen Jungfrau Maria, welcher die Schloßkapelle in Sonnenburg geweiht war; das Schloß selbst verwandelte er in ein Frauenkloster nach der Regel des heiligen Benedict. Viele Ländereien, oberherrliche Renten und Rechte zu beiden Seiten der Gader und in Ennsberg waren von ihm zu dessen Ausstattung bestimmt. Er selbst lebte ganz zurückgezogen, meist in einer niedrigen, im dunkeln Gebälke versteckten Hütte hinter den Klostermauern, bis zu seinem Tode um das Jahr 1041. Gertrud, der Selige, deatus, gelangte 1027 zu dem Bisthume Brixen. Er vollendete den schon begonnenen Bau der Stadtmauern von Brixen, führte die St. Michaelskirche auf und that viel zur Befestigung und Erweiterung der Rechte seiner Kirche. Er entschlief am 31. Jan. 1039 im Aufse der Heiligkeit. Ein alter Katalog der Bischöfe von Brixen rühmt von ihm, er sei durch Weisheit und Tugenden so ausgezeichnet gewesen, daß er seinem guten Palatinen jener Zeit nachgehanden. Heinrich, in erster Ehe mit Hilsha, in anderer Ehe mit Judith vermählt, starb um das Jahr 1015, die einzige Tochter Wihburg hinterlassend, welche die erste Abtissin zu Sonnenburg geworden ist. Engelbert I., Gaugraf im Pustertale auf Lurn und Michaelsturg, 1027—1049, erzeugte in der Ehe mit Lufardis der Söhne mehr, von denen zu nennen Heinrich I. Graf von Istrien (von Görtz) 1075, 1080, 1100, Reinhard I. und Engelbert II., Gaugraf im Pustertale, 1070, 1078, 1080.

Weinhard I., Gaugraf in Furn 1045, 1060, 1080, 1090, Gemahlin Adelheid, erzeugte die Söhne: Engelbert III., Heinrich II., 1121, 1139, 1150, Weinhard II., von welchem als dem Schirmvogel der Kirche von Aquileja und seinem Sohne Heinrich die Urkunde des Patriarchen Peregrinus vom Jahre 1139 handelt. Engelbert III. Graf von Görz 1121, nur eben heimgekehrt von dem Kreuzzuge, für welchen er K. Konrad's III. Begleiter gewesen, gerieth mit dem Patriarchen Peregrinus in Streit, 1149, wegen verschiedener Befugnisse und Gerichte der Schirmvogel. Der Patriarch forderte ihn vor sein Gericht, wurde jedoch darüber dem Grafen Gefangener. Um ihn zu befreien, erhoben sich der Markgraf von Friaul und sämtliche Vasallen der Kirche von Aquileja, und Angesichts der ihn erdrückenden Uebermacht bequeme sich Engelbert zu dem Vergleiche vom 30. April 1150, wodurch er dem Rechte, die Eisdünentributen zu besuern, entsagte, dem Patriarchen den Lehnseid ablegte und versprach, im Falle er ohne Kinder sterben würde, der Kirche von Aquileja: Velgrado, Weisseno und Görz zu hinterlassen, unbeschadet der 30 Manen auf dem Karst und anderer 30 Manen in Kärnten, welche sofort abzutreten der Graf sich verpflichtete. Dagegen bewilligte ihm der Patriarch den lebenslänglichen Besz der Feste Möbburg und die gewöhnliche Besatzgebühr, das Drittel von allen Gerichtshöfen. In späteren Zeiten erwarb Engelbert die Schirmvogel der Klöster Ossiach und Belvino, und er scheint nach ausserdem die Pfalzgrafschaft Kärnten, von welcher Möbburg eine Dependenz war, besessen zu haben. Er mag um das Jahr 1187 gestorben sein, mit Hinterlassung der Söhne Weinhard III. und Engelbert IV. Weinhard III. Graf von Görz oder Friaul, Schirmvogel von Aquileja 1186, besand sich zu Görz, als K. Richard von England, durch Sturm an die Küste zwischen Aquileja und Venedig geworfen, dort anlangte, 1192. Einer von Richard's Rittersn musste sich zu dem Grafen verfügen, überbrachte ihm einen kostbaren Rubin zum Geschenk und dat um Geldbriefe für Baldwin von Bethune und Hugo, den Kaufmann, die in Jerusalem gewesen Pilger. „Das Geschenk,“ sprach Weinhard, „ist das eines Fürsten. Es muß König Richard sein. Sag ihm, er möge in Frieden zu mir kommen.“ Dem Frieden nicht vertrauend, mietete Richard Roffe und ritt bei nächstlicher Weile davon. Baldwin von Aconens und sieben seiner Gefährten blieben zurück und wurden auf des Grafen Befehl festgehalten, der zugleich seinen Schwager Friedrich von Petau von dem unerwarteten Besuche in Kenntniß seze und somit eine weitere Verfolgung des Königs veranlasse. Einige Jahre später begab sich auf Weinhard auf die Wallfahrt nach dem heiligen Lande und er besand sich 1198 zu Violemais an dem Sterbelager des Herzogs Friedrich von Österreich. In schwere Fehde mit dem Patriarchen Peregrinus II. verwickelt, hatte er für solche die Stadt Treviso zu Besand, während die Venetianer sich zu seinem Gegner hielten. Schiedsrichterliches Erkenntnis vom 5. Jan. und 5. Febr. 1202 gab den Grafen von Görz auf, aus das Bündnis mit Treviso zu zerlegen und sich

mit dem Grafen Albrecht von Tyrol auszuföhnen. Der Patriarch befähigte ihnen den Besz aller Lehengüter (tenutium), die ihr Vater in seinen letzten Tagen (1182) von dem Patriarchen Ulrich II. erhalten hatte, mider nicht das Eigenthum von Görz, verwandelte das Lehen Möbburg in ein Weiterlehen, das jedoch, sammt Görz, nach dem Abgange der Nachkommenschaft beider Grafen, an die Patriarchatskirche zurückzufallen habe. Alles dieses ist in dem Zeugenverhöre vom 13. Dec. 1202 ausgebrüt, sammt vielen merkwürdigen Nachrichten von der Zustüßpfege, dem Aufwande, den Sitten und der Verforgungsart hoher Beamten in jener Zeit. Auch finden sich darin die Nachweise der Nachherbergen des Grafen von Görz auf seinen Fährten aus Kärnten nach Friaul, woraus sich schließen läßt, daß er ebenfalls die Pfalzgrafschaft Kärnten besessen habe. Weinhard mag um 1232 gestorben sein, scheint aus Kinder hinterlassen zu haben, indem sein Brudersohn, Weinhard IV., im März 1232 seines Oheims Stistung, die Teufelorden's Komthurei Prencinis (Prencanis) befähigend, hinzufügt, „qui patris et patrnelibus bonis Deo auctore successimus.“ Weinhard's III. Witwe, Rechteide, Tochter Berthold's von Andechs, des Markgrafen in Friaul, vermählt um 1210, starb den 17. Jan. 1245. Ihr erster Mann war Graf Friedrich von Hohenberg. Graf Engelbert IV. von Görz regierte in Gemeinschaft mit seinem Bruder, verschied aber vor dem Jahre 1222, nach welchem sein Bruder allein urkundlich erscheint. Engelbert's Witwe, Mathilde, Gräfin von Pfisso (Nitterburg), stiftete, in Gemeinschaft von Sohn und Schwager, im Februar 1222 des verstorbenen Herrn Jahrgedächtnis im Kloster St. Peter am Walde, das in der Grafschaft Nitterburg lag. Ihr Sohn, Graf Weinhard IV., gelangte 1232 zum Alleinbesze der Grafschaft Görz, gleichwie er in Nitterburg der Mutter Nachfolger geworden ist und demnach die Stistung von St. Peter am Walde vervollständigte. Verlobt 1210 mit des Grafen Albrecht von Tyrol Schwester, heirathete er nach ihrem Tode dieses Grafen eine Erstochter Adelheid, gest. 1275, während deren ältere Schwester um 1234 an den Herzog Otto II. von Meran und als dessen Witwe, seit dem 18. Juni 1248, an den Grafen Erchard II. von Hirschberg vermählt wurde. Diese beiden Erbinnen stellten 1254, sobald der Gräfin von Hirschberg das obere und untere Inntal, das übrige Land der Gräfin von Görz zuziel. Weinhard wurde 1248 von dem Kaiser zum obersten Hauptmann des erledigten Herzogthums Stiermark verordnet, doch ließen die Ereignisse ihn nicht lange dieser Würde genießen. In des Grafen von Tyrol Fehde mit dem Erzbischofe von Salzburg verwickelt, 1252, mußte er bei der Auswechslung des in Gefangenenschaft gehaltenen Schwiegervaters seine beiden Söhne dem Erzbischofe zu Geiseln geben. Graf zu Görz, Furn und Fusterthal, Pfalzgraf in Kärnten, Schirmvogel von Aquileja, erhielt er vom Hochstifte Trident die großen Rehen der Grafen von Gyppan und Ullen. Er starb den 22. Juli 1268, vier Kinder hinterlassend, Weinhard V., Albrecht II., Adelheid, an den Grafen Friedrich von Ortenburg, Bertha

an den Grafen Konrad von Kirchberg und Wulenstein vermählt.

Weinhard V., der Stammvater der tyrolischen Linie, befand sich, wie es scheint, zur Zeit vor des Vaters Ableben noch im Gewahrsam des Erzbischofs von Salzburg und wurde von diesem als ein tüchtiger Kriegsmann erogen, zugleich aber in die Geheimnisse der Politik eingeweiht, wie sie damals nur Wenigen zugänglich war. Seine erste Fehde galt dem Bischofe von Freisingen, besonders den Lehen derer von Gamsino im Lande Cadore, dem Gebiete Innäiden und Schloß Haberberg, das er gewann, jedoch am 7. Febr. 1260 gegen einen Jahreszins und die Abtretung der cadorer Lehen zurückgab. In demselben Jahre bestritt er den Patriarchen Gregorius von Aquileja, nahm aber zuletzt 4000 Mark statt der seinem Vater unlängst verliehenen Lehen und Pfandschaften, und wollte fortan sich mit den Lehen, welche seine Vordrtern von Aquileja gehabt, begnügen, dagegen zwang er 1264 den Patriarchen, ihm alle Stiftslehen im Umfange der Grafschaften Tyrol und Görz abzutreten, vorbehaltlich des einzigen Gemona. Hauptmann der Stadt Triest seit 1262, geriet Weinhard wegen der Lehen von Eppan und Ulten in Fehde mit dem Bischofe Cagno von Trident, 1263; er nahm Trident im J. 1266 und setzte dahin zwei Hauptsteine als seine Beamten, jedoch wurde er durch den von Papsi Clemens IV. gesprochenen Bann genöthigt, die Stadt zurückzugeben, 1267. Er klappte wieder in Cagno d'Isria von dem Patriarchen Gregor belagert, doch am 19. Juni 1267 durch seinen Bruder befreit, welcher den Patriarchen gefangen nahm. Vorher, d. d. Klein den 8. Febr. 1267, hatte Weinhard sich mit seinem Bruder über eine Theilung der väterlichen und mütterlichen Lande geeinigt, diesem Görz überlassen, für sich Tyrol genommen; der Titel von beiden Grafschaften sollte gemeinschaftlich bleiben. Dieser Erbvertrag wurde zweimal erneuert und erweitert, zuerst auf Schloß Tyrol den 4. März 1271, dazu Görz das Pusterthal, zu Tyrol ein Jahresgeld von 300 Pfund aus den gräflichen Zöllen gelegt, die Erbfolge den Nachkommen beider Brüder wechselseitig versichert und die Hälfte der tridentinischen Eroberungen einem jeden von ihnen zugesprochen wurde, und ferner im J. 1272, da zu Albrecht's Antheil die windische Mark, die Grafschaft Nitterburg und die schwäbische Herrschaft Reaberg gelegt worden sein sollen. Im J. 1270 besetzte Weinhard den Grafen Ulrich von Taufers, im J. 1274 begann er neue Feindseligkeiten mit dem Hochstifte Trident, da Cagno's Nachfolger, Bischof Heinrich, dem Grafen die weiland von den Häusern Eppan und Ulten besessenen Lehen zu entziehen trachtete, auch die Ausübung der von dem Grafen Albrecht hergebrachten Gerichte und Verordnungen zu Bogen verweigerte. Der Bischof unterlag und versicherte demnach am 18. Mai 1275 auf die bestrittenen Gegenstände, nichtsdestoweniger ließ ihn Weinhard gegen Ausgang des Jahres gefangen nehmen. Der Haft entflohen, den von Bologna auch der Bischof seinen Gegner in den Bann, was diesen jedoch bestimmte, am 25. Mai 1276 sich zu ver-

gleichen. Den Vertrag bestätigte der Kaiser am 3. Nov. 1277, zugleich dem Bischofe das Schloß in Trident zusprechend, doch ward erst am 3. Aug. 1279 die Strung völlig getilgt und der Bann aufgehoben. Im J. 1274 erhielt Weinhard von dem Kaiser die durch des Grafen Albrecht von Wangen dem Reiche heimgefallenen Lehen und 1283 von dem Bischofe von Freisingen der Grafen von Roßburg Lehen in Tyrol. Von dem Grafen Heinrich von Eichenlohe erkaufte er 1281 die Güter im Ober-Innthal und 1288 von den Erben der Grafen von Rhaum die Hälfte des gleichnamigen Gebietes. Dem Kaiser Rudolf wurde Weinhard für den Krieg mit dem Könige von Böhmen der wichtigste Bundesgenosse. Er durchzog als Sieger Kärnten und Steiermark 1276, regierte beide Herzogthümer als des Kaisers Statthalter und erhielt 1277 das Versprechen, daß ihm Kärnten als ein erbliches Reichthum zugewendet werden solle. Dieses geschah vermuthlich in Rücksicht seiner Kriegskosten, die er zu 20,000 Mark Silber berechnet und für welche ihm vorläufig das Land Krain verpfändet wurde. Der Erfüllung jenes Versprechens stellten sich mancherlei Schwierigkeiten entgegen; es mußten der Kurfürsten Willkürtheile beigebracht, die Herzoge von Oesterreich bestimmt werden, die drucksichtige Veräußerung zuzugeben. Diese stellten die Bedingung, daß Weinhard die Pfandschaft Krain, sammt der windischen Mark zurückgebe, allen darin gelegenen Herrschaften der vorigen Herzoge von Kärnten entfage und niemals die Güter und Lehenleute, welche weiland die Herzoge von Oesterreich und Steiermark in dem Umfange von Kärnten besessen, beschweren oder an sich bringen wolle. Als man sich darüber verglichen, wurde er am Weihnachtstage 1285 als Herzog von Kärnten aufgerufen und am 1. Jan. 1286 ihm die Belehnung erteilt, auch am 31. Jan. der Lebensbrief ausgesetzt. Um die Besitznahme des Landes zu vervollständigen, unterzog er sich am 1. Sept. 1287 der bekannten Ceremonie auf dem Herzogstuhle im Eisfeld. Bei der hierauf vorgenommenen Lebensertheilung äußerte Weinhard's Bruder, der als Pfalzgraf von Kärnten sein Lehenmann wurde, eine gefährliche Eifersucht, und wollte nicht huldigen, sondern zum Schen die Lehen seinem Sohne abtreten, die Sache wurde jedoch durch einige von der Ritterchaft vermittelt. Durch Zerhörung vieler Raubschlößer zog Weinhard sich den Haß der theilhaftigen Familien zu; sie erhoben sich zu Aufrühr 1292, nahmen den Prinzen Ludwig gefangen und suchten mit Hilfe des Erzbischofs Konrad von Salzburg das Herzogthum dem Grafen Ulrich von Heimburg zuzuwenden. Durch Gewalt und Unterhandlungen wurde der Aufrühr am 27. Mai 1293 gedämpft. Den von Papsi Nicolaus IV. zum Bischofe von Trident verordneten Willipp Buonaccolli verhinderte Weinhard, in seiner Eigenschaft eines Schirmvogtes des Hochstiftes, mit gewaffneter Hand an der Besitznahme des weltlichen Gebietes. Der Papsi belegte ihn mit dem Banne, erlaube aber auf sein demüthiges Ansuchen die Lösung des Bannes, sobald er dem Bischofe seine Schlösser wieder eingeräumt haben würde. Dies bewerkstelligte er in Bezug auf Riva und

Tribent und er wurde 1291 wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. Indem er aber nicht Alles zurückgab, wurde der Pann erneuert, was den Grafen veranlaßte, den Abt von Stams nach Rom zu entsenden als Überbringer eines am 12. Febr. 1295 ausgestellten Angebots, worin die vollständige Auslieferung aller Eisthügel verheißen wurde. Bevor jedoch der Abt mit der in solcher Weise erlangten Lösung zurückkam, war Reinhard am 1. Nov. 1295 zu Greifenburg gestorben, ein um Kärnten und Tyrol gleich verdienter Regent. Innebrud wurde durch ihn vergrößert, der Grafschaft Tyrol beilaufend ihre heutige Gestalt gegeben durch die vielen einzelnen Erwerbungen, vornehmlich aber durch den Ankauf des obern und untern Innthales, wozu Reinhard durch Vertrag vom 17. Mai 1284 an den Grafen Gebhard von Hirschberg 4000 Mark Silber entrichtete. Er ist auch Stifter der Cistercienserabtei Stams geworden, 1273. Zu München den 6. Oct. 1259 vermählte er sich mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Otto IV. von Baiern und Witwe des K. Konrad IV. Diese, gest. den 9. Oct. 1273, wurde in ihrer zweiten Ehe eine Mutter von vier Söhnen: Otto, Ludwig, Albrecht, Heinrich, und drei Töchtern: Elisabeth, Agnes, Margaretha. Elisabeth wurde im Mai 1276 dem nachmaligen Kaiser Albrecht I. angetraut und blieb Zeitlebens der Gegenstand seiner zärtlichen Anhänglichkeit. Witwe 1308, ist sie den 28. Oct. 1313 mit Tode abgegangen. Agnes, Friedrich's mit der geheißenen Wange, des Markgrafen zu Meissen und Landgrafen zu Thüringen Gemahlin 1286, starb den 14. Mai 1293. Margaretha wurde des großen böhmischen Herrn Ulrich von Neubaus Gemahlin. Ludwig, der erstgeborene Sohn, wurde in dem Kufflande der Kärntner, in St. Veit, Erzbischof Konrad's von Salzburg Gefangener, 1292, und bis zum Frieden im folgenden Jahre auf der Feste Wersien verwahrt. In Gemeinschaft seiner Brüder regierend, verfiel er als Anhänger Albrecht's von Oesterreich der von K. Adolf ausgesprochenen Reichsacht, 1296, womit der Verlust des Herzogthums verbunden sein sollte. Die Sache nahm eine andere Wendung auf dem Schlachtfelde von Gheiwiler und Ludwig wurde zu Speier, 1299, von seinem königlichen Schwager mit dem Herzogthume belehnt. Wegen Verschwendung des Bischofs von Trient sammt seinen Brüdern dem päpstlichen Bann verfallen, wurde er 1302, auf des Papstes Bonifacius VIII. Befehl, durch den Patriarchen von Aquileja abgesetzt. Er starb unvermählt den 22. Sept. 1305. Albrecht war noch vor dem Vater den 24. April 1292 gestorben, Vater der einzigen Tochter Margaretha, welche dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, gest. den 19. Mai 1332, vermählt wurde. Albrecht's Gemahlin Agnes war eine Tochter des Grafen Albrecht von Hohenberg-Haigerloch, dem Schwager von K. Rudolf. Otto, als der älteste Sohn, folgte dem Vater in dem Herzogthume, ohne darum seine Brüder von der Gesamtregierung auszuschließen. K. Adolf sprach ihm das Herzogthum und die Grafschaften ab und vernichtete am 13. Nov. 1295 alle Verträge, Befehlungen und sonstige Handlungen,

wodurch seinem Vater von den Bischöfen Ego und Heinrich trientinsische Eisthügel überlassen wurden. Der Erbe von Trient, wie der König ihn genannt haben will, ließ sich aber in seinem Besitze nicht irren, demüthigte sich vielmehr beinahe des ganzen Bischofthums Trient, nöthigte auch des Bischofs Helfer, die Städte Verona und Mantua zu dem einseitigen Friedensvertrage vom 29. Dec. 1301. Bischof Philipp mußte bis zu seinem Tode, 1303, das Hochstift in des Gegners Gewalt sehen, und nur seinem Nachfolger, Bartholomäus Curtini, ist es gelungen, das glückliche Ueberkommen vom 26. Juli 1306 herbeizuführen. Laut desselben wurde der Herzog am 19. Febr. 1307 mit Allem, was sein Vater von dem Stifte gehabt, belehnt. Im J. 1308 verglich er sich mit seinen Vettern, den Grafen Albrecht und Heinrich zu Görz, über die Erbschaft des Grafen Gebhard von Hirschberg. In seines Bruders Heinrich Krieg um Böhmen verwickelt, wurde ihm ein großer Theil von Kärnten entzissen. Er starb zu Innebrud den 25. Mai 1310. Vermählt vor 1290 mit des Herzogs Heinrich von Breislau Tochter, Euphemia (gest. 1347), erzeugte er die Töchter Anna, Elisabeth, Ursula und Euphemia. Ursula und Euphemia starben unvermählt, Anna, jugendlich von Särntheim, des Kurfürsten und Pfalzgrafen Rudolf Gemahlin, starb 1331. Elisabeth wurde, laut Verleibnisse vom 23. April 1323, mit Peter von Krain, König von Sicilien, vermählt. Heinrich, Reinhard's V. jüngerer Sohn, erscheint seit 1310 als Alleinbesitzer der von dem Vater hinterlassenen Lende. Vermählt den 13. Febr. 1306 mit des K. Wenzel II. Tochter Anna, wurde er noch in demselben Jahre von seinem Schwager, K. Wenzel III., zum Statthalter bestellt. Nach dessen Ermordung, den 4. Aug. 1306, war ein Theil der böhmischen Großen nicht ungeneigt, die Krone dem Gemahle der Prinzessin Anna zuzuwenden; er hatte sich aber im Allgemeinen die Liebe der Nation nicht erworben und eine stärkere Partei lud den Kaiser Albrecht ein, seinem Sohne Rudolf den ererbigen Thron zu geben. Das bestvertheilte der Kaiser in einem kurzen Feldzuge, aber K. Rudolf starb den 4. Juli 1307, und die Partei, welche diesem das Regiment sauer gemacht hatte, wählte den Herzog Heinrich von Kärnten zu ihrem Könige, in dessen eine Minorität sich für den Herzog Friedrich von Oesterreich erklärte. In Gile führte Heinrich, der, ohne sich des Königtums zu bedienen, in seinem Erblande weilte, nach Böhmen zurück; er demüthigte sich der wichtigsten Feste, behauptete auch Kolin und Kuttenberg gegen des Kaisers verlangte Anstrengungen. Albrecht's Ermordung beseitigte den sächterlichsten seiner Gegner, die Anhänger des Herzogs Friedrich verminderten sich täglich und der von diesem ausgehende Angriff auf Kärnten brachte keine wesentlichen Resultate. Friedrich sah sich genöthigt, durch den Vertrag von 1308 das Grobste zurückzugeben und für seine Ansprüche auf Böhmen und Wärrn 45,000 Mark prager Groschen zu nehmen. Heinrich's Thron schien vollkommen begründet, er besaß aber nicht die erforderliche Klugheit, denselben übermächtigen unbeständigen Großen gegenüber zu be-

haupten. Die der Abhänglichkeit zu Oesterreich Verhäng-
 tigen wurden verfolgt und streng bestraft, die Reichs-
 kleinodien, sammt der reichen Ausbeute der Bergwerke,
 nach Kärnten geschickt, alle einträglichen Aemter an
 Teufel, besonders Kärnthner, vergeben, die vornehm-
 sten der Mißvergnügten auf einem Lanthege gefänglich
 angehalten und prager Bürgern in Verwahrung gegeben,
 die Klöster mit einer ungewöhnlichen Schatzung belegt.
 Ein Aufstand war hier von die Folge. Die Bürger von
 Prag, auf deren Widerwillen gegen den Tod der König
 vornehmlich rechnete, verheiratheten ihre Töchter an die
 ihnen anvertrauten Gefangenen und verschloßen dem
 Könige ihre Thore. Der Kahlb des von dem Mark-
 grafen Friedrich dem Ghibellinen von Weissen seinem
 Schwager zugeschieden Hülfsheers und die Falsche, daß
 die Hefen fortan nur böhmischen Hauptleuten anvertraut
 werden sollten, bestimmten die Bürger, den König und
 seine Weisner in die Stadt aufzunehmen. Die Falsche
 ward aber bald vergessen, melchisches Volk in die Schlösser
 eingeführt, das flache Land vielfältig durch ihre verheer-
 enden Streifzüge demüthigt. In wiederholten Gefech-
 ten befehden des Königs Soldner die Oberhand. Seine
 Unvorsichtigkeit gab indeß der Empörung ein Ober-
 haupt, das in der allgemeinen Uneinigkeit der Nation
 die gefälschten Waffen zum Kampfe mit der Fremde-
 herrschaft fand. Heinrich fürchtete seine Schwägerin,
 K. Wenzels II. jüngste Tochter Elisabeth, und beabsich-
 tigte deshalb, sie an Hinel Barla von Duda zu ver-
 heirathen, auf daß nicht irgend ein mächtiger fürstlicher
 Schwager ihm ein Nebenbuhler für den Thron werde.
 Sie verworf den Antrag mit dem Zufage, daß sie, statt
 eine ungleiche Verbindung einzugehen, den ehrovergeßenen
 Schwager der Krone berauben würde. Diese Aeußerung
 zog ihr barmherziges Gefängniß zu, welchem sie jedoch mit Hilfe
 ihres unehelichen Bruders Johann Wolek, Probst auf dem
 Witschbrad, entfloß. Sie gelangte nach Nürnberg, dessen
 Bürgerchaft sich zu ihrem Schutze bewaffnete. Bald
 wurde Nürnberg ein Waffenplatz für mehrer mächtige Ba-
 rone, die bis zu den Thoren von Prag vordrangen,
 auch unter Johann's von Wartenberg Anführung die
 Weisner und Kärnthner besiegten. Wie 300 Jahre später
 der Winterkönig, so sah vom Walle herab Heinrich die
 Niederlage der Seinen. Gleichwohl behaupteten sich noch
 auf vielen Punkten seine Anhängen und Eilbner, das
 ganze Königreich war der Schauplatz der grimmigsten
 Kechden. Diesem Zustande ein Ende zu machen unter-
 nahm Peter von Kappel, der Kurfürst zu Mainz und
 jüngst noch Probst auf dem Witschbrad. Auf seinen Be-
 trieb sprach K. Heinrich VII. 1309 dem Herzoge von
 Kärnten das Königreich Böhmen ab wegen Mißbrauchs
 seiner Herrscher Gewalt, und seinen Sohn Johann am
 1. Sept. 1310 mit der böhmischen Prinzessin Elisabeth
 vermählend entband er die Böhmen aller dem Herzoge
 von Kärnten geleisteten Huldigungseide und Pflichten.
 Bei Nürnberg versammelte sich das kleine Heer, welches
 der Kurfürst von Mainz für die Besiegung von Böh-
 men hinreichend erachtete; am 1. Nov. überschritt es die
 Eger und der Bischof von Prag führte ihm eine ansehn-

liche Mannschaft zu. Dem weiter vordringenden Heere
 öffnete zuerst Pilsen seine Thore, und soichem Beispiele
 folgten alle übrigen Städte, bis auf Prag und Nitten-
 berg, die dem allgemeinen Impulse zu folgen durch die
 starken Besatzungen verhindert wurden. K. Johann durfte
 sich indeß nur vor Prag zeigen und das eine Thor
 wurde ihm überliefert, den 5. Dec. Heinrich von der
 Lippe und seine Scharen waren die ersten in der Stadt,
 es folgte der König unter allgemeinem Jubel der Bürger-
 schaft, während die Kärnthner und Weisner über die
 Brücke dem Schlosse zu flohen. Aber auch hier erwartete
 Heinrich von Kärnten den Angriff nicht, zumal das
 Schloß gänzlich von Lebensmitteln entblößt war. Am
 8. Dec. begab er sich auf die Flucht, jedoch von Wilhelm
 von Hagenburg verfolgt und bald erlegt; die Söhne der
 prager Bürger, die er als Geisel entführt, hat Hagen-
 burg ihm abgejagt, ihn selbst aber, sammt Gemahlin
 und Gefolge, nach Kärnten jechen lassen. Am 5. Febr.
 1311 wurde K. Johann in der Domkirche zu Prag ge-
 krönt. Des Königreichs entsezt, empfand Heinrich die
 Nothwendigkeit, wenigstens mit seinen unmittelbaren
 Nachbarn, den Herzogen von Oesterreich, Frieden zu
 haben. Diesen abzuschießen, hat er Chünich zu Be-
 haim und zu Polan, Herzog zu Cherrnden, Graue zu
 Tirol und zu Gortz, vogt der Gotesheuser zu Aglay,
 zu Triend und zu Brischen, am 10. Juli 1311 seine
 Schwester, die verheirathete Königin Elisabeth, bevolmach-
 tigt, ein Auftrags, dessen sie schon am 14. Juli sich ent-
 ledigte, gleichwie sie am 15. Juli 1311 sich verpflichtete,
 ihrem Bruder für die Lösung der ihm verpfändeten Lände
 Krain und windische Mark 2000 Mark Silber zu be-
 zahlen. Vollständig war auch die Ausöhnung, daher
 bei der Kaiserwahl, den 19. Oct. 1314, Herzog Heinrich
 als König von Böhmen dem Herzoge von Oesterreich
 seine Stimme gab, auch Critikens sein Anhänger blieb.
 Diefes anerkennend, ernannte ihn K. Friedrich III. am
 5. Sept. 1321 zum Reichshochmarschall in Italien, eine
 Würde, die er jedoch nicht annahm, weil er sie einem
 Könige unanständig hielt. Doch beauftragte er sich bei
 den Justizflichtigen der Papuaner mit den de Scala, wie
 er denn 1321 ein Heer von 20,000 Mann vor Mon-
 fesselle führte, ohne den Ort erobern zu können. Im
 Juni 1324 war er in des Königs Auftrag bemüht, den
 Frieden in Padua herzustellen, seine Strenge zog ihm
 aber allgemeinen Haß zu. Seines Vetter, des Grafen
 Johann Heinrich von Görz Vormund und als solcher
 die Regierung der Landschaften Görz, Friaul, Karst,
 Istrien und Treviso führend, 1323 und 1329, bestellte
 er für solche den Hugo von Tybein zum Hauptmann und
 den Grafen Albrecht von Görz zum Oberaufseher.
 Der Patriarch von Aquileja, Pagan della Torre, und
 die Städte von Friaul beschloßen am 11. Febr. 1328,
 ihn, den Vormund, zu beschiden, weil verschiedene Be-
 setzungen des minderjährigen Grafen mit Unrecht der Kirche
 von Aquileja entzogenes Eigenthum sei, und da gleichzeitig
 die de Scala und mehrer Papuaner als des Herzogs
 Gegner auftraten und die Papuaner am 10. Sept. 1328
 dem Gane de la Scala ihre Stadt öffneten, besaß sich

Heinrich im entschiedenen Nachtheile, wie denn am 18. Juli 1329 auch Treviso für ihn verloren ging. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich vornehmlich mit milden Stiftungen. Eine solche war die Karthause zu Schnals, den 25. Jan. 1326, und das Hospital zum heiligen Geist in der Vorstadt zu Innsbruck, den 16. Jan. 1329; auch die sogenannten königlichen Messen oder sein Jahrgedächtnis hat er 1334 verordnet, zu Trident für den 2. Mai, zu Villingen für den 31. Oct. zu Benediktenern. Die Herrschaft Tansen hat er 1315 von den Grafen von Kirchberg erhandelt, dagegen am 9. Febr. 1335 Venzone an den Grafen Heinrich von Götz verkauft. Im J. 1313 hatte er Schulden halber die ganze Finanzverwaltung von Tyrol auf drei Jahre an zehn seiner Gläubiger übergeben. Heinrich starb auf Tyrol, während er in St. Pantzenkapelle Messe hörte, den 2. April 1335. Seine erste Gemahlin, die böhmische Prinzessin Anna, hatte er am 3. Sept. 1313 verloren, sowie am 1316 das einzige Kind dieser Ehe, den Knaben Leopold. Vorher, um 1315, war dem Herzoge die zweite Gemahlin, Adelheid, des Herzogs Heinrich von Braunschweig-Grubenhagen Tochter, „causis sororem habuit imperator Constantino-politana“, angetraut worden. Mutter von zwei Töchtern, Margaretha und Adelheid, ist sie am 18. Aug. 1320 mit Tode abgegangen. Die dritte Gemahlin, Beatrice von Savoyen, hatte Heinrich's vormaliger Gegner, K. Johann von Böhmen, in Vorschlag gebracht, am 2. Juli 1324 derselben Ausrücker übernommen, ihr 10,000 Mark zum Brautkauf angesetzt, zugleich mit 20,000 Mark die rückständige Heirathsumme von Heinrich's erster Gemahlin Anna bezahlt; diese ungewöhnliche Freigebigkeit war eine Folge von der Verlobung der Tochter des Herzogs von Kärnten mit dem böhmischen Prinzen Johann Heinrich und der Entfugung seines künftigen Schwiegersvaters auf alles Recht zu Böhmen. Es vergingen aber einige Jahre bis zu Heinrich's Vermählung mit der Prinzessin von Savoyen; sie erfolgte vor dem 26. März 1328 und Beatrice ist am 20. Dec. 1331 kinderlos gestorben. Des Herzogs Heinrich jüngere Tochter, Adelheid, blieb unverheirathet. Ihre vermuthlich ältere Schwester Margaretha, bald nach dem Jahre 1316 geboren, wurde dem jüngern Sohne des Königs von Böhmen, dem Prinzen Johann Heinrich, verlobt. Unstreitig war es kein Missethater von Pollitz, als K. Johann denjenigen, welchen er um die Krone von Böhmen gebracht, bestimmte, auch noch sein Erbland an den Sohn des vormaligen Feindes zu geben. Der Prinz, geb. 1322, wurde als fünfjähriger Knabe nach Tyrol gebracht, damit er, nach der Sitte jener Zeit, an dem Hofe des Schwiegersvaters erzogen werde und spielesam gleichsam einige Kenntniss des Landes und die Liebe der Unterthanen sich erwerben. Die Eheverbindung hat K. Johann vollkommen ad Mantzilles (Moncel, Clarissienfloster bei Pont-Saint-Mairene) Montag nach Peter und Paul, den 2. Juli 1324. Es scheint nicht, daß der Prinz bei den Tyrolern viel Glück gemacht habe, noch viel weniger bei seiner Zukünftigen, die von den Zeitgenossen den

Beinamen Maulschaff empfing, entweder, nach alter Sage, von ihrem Gange zur Klauerei oder von dem übermäßig großen Wunde, ein Defect, durch welchen zwei Johaan von Winterthur sich nicht abhalten läßt, sie als pulchra nimis, was jedoch auch ironisch gemeint sein könnte, zu bezeichnen. In der neuern Zeit hat indessen die Meinung Platz gegriffen, daß die anstößige Benennung den Schlosse Mantzschaff, über Telfan, nördlich von Bozen, entlehnt sei. Margaretha „hatte sich diesen fremdlichen und umstößlichen Eih vor allen ausgewählt. Er schien ihr Lieblichsanfenthalt gewesen zu sein, da sie auf demselben viele Zeit des Jahres zubrachte.“ Die Trauung erfolgte 1331; sieben Jahre später, da der Prinz das 16. Jahr erreicht hatte, wurde das Verlöbte vollzogen. Herzog Heinrich von Kärnten starb den 2. April 1335 und am 2. Mai n. J. verließ Kaiser Ludwig Kärnten und Tyrol als erledigte Reichthelen an die Herzoge von Oesterreich, jedoch mit Ausnahme des nördlichen Theils von Tyrol, des Innthales, das er seinem Erblande Baiern einzuverleihen Willens war. Kärnten, wo der Marschall Konrad von Ruffenstein für Oesterreich gestimmt, ging alsbald verloren, die Tyroler hingegen blieben in der Erbth das Andenken der alten Grafen, ihnen nur die projectirte Zerstückelung des Landes ein Creuel, diesem mochte sich das Willehien für die Waise gesellen, und der böhmische Kronprinz Karl, abgetand, um seiner Schwägerin Recht zu vertheiligen, wurde aller Orten freudig begrüßt, und sah sich sofort von einem Heere umgeben, das sohrlich genug war, um an einem Verbündeten der Herzoge von Oesterreich, an dem Grafen von Götz, schwere Rache zu nehmen, während seine Schwägerin mit einer Heresabtheilung Kärnten überzog. Margarethens Erfolge brachten sich an der unmittelbar folgenden Feste Dierwiz, von der Sect. III. Bb. 7. S. 54 gehandelt ist. Es schreibt ein neuerer Besucher von Dierwiz: „Darauf begann an kärnthnerischem Boden eine zwösjährige Fehde mit Oesterreich; der Bundesbaumann von Ruffenstein ward bei Telfen geschlagen und das kriegerische Weib verheerte das Land und kranthschapte die Städte und Abteien. Alle Denkmale der Fehdung Oesterreich und jener kärnthnerischen Zeit sind ziemlich verlässliche Andeutungen, daß die nach jarmatidischer Art in Waffen geübte Margaretha vor dieselbe gerüdt sei, und, wie jene böhmische Waka den Wilschrad, die erste Burg Kärnthens habe überwältigen wollen. Beide narkten die Vermuthung fühlen, daß weibliche Feuerschaft dem ausdauernden männlichen Troge weichen müsse. — Am Fuße des Felsens ist ein kleiner künstlicher Hügel, den die feindlichen Knechte aufzumengtragen haben sollen, um der Margaretha die Ueberstir ihrer Mannschaft zu erleichtern. In dem obern Gewölbe hängt eine Stierhaut, die den Belagerten erpfrißliche Dienste leistete. Sie wuiden den letzten Stier mit glühenden Jangen, damit er durch sein schallendes Brüllen noch einen großen Vorrath an Lebensmitteln anjagte. In die Haut nähten die Belagerten einen Theil des noch übrigen wenigen Getreides, und ließen sie mit dem Vermelden herab: daß die Belagerten noch so viele Jaber,

als in der Stierhaut Körner senen, vor der Festung liegen konnten, ohne das Uebergabe erfolgen würde. Hierauf soll Margaretha mit dem tyrolischen Heere abgezogen seyn. Der hier aufbewahrte Hut, den die erkrankte Gräfin getragen haben soll, gleich einem sämtnrissigen schwarzgefärbten Bauernhute von grobem Filz. Nach zwei rohen Abbildungen ist Margaretha als männerfichtige rauhe Weib, das gleich einer Spartanerin Verbe dändigte und mit dem Schwerte raste, statt den Gürtel des Schönen in das finstere Ritterschloß wehen zu lassen. Vielmehr hat Frau Margaretha dem armen Gemahl Verdruß und Schmach erweckt, so viel ihr nur möglich war, namentlich die versammelten Landesherren gebeten, wie die tyrolische Landtagschronik nicht genug sich ausdrückt: „so wollten ihren unmanbaren Herrn, Herzog Hansen aus Merben, von ihr treiben und sie mit einem andern kräftigeren Herrn und Landesherrn versehen.“ Daß Margaretha mit Kaiser Ludwig im tiefsten Geheimnisse unterhandelte und mit mehreren Landesherren sich gegen ihn verschworen habe, erlaß Johann Heinrich aus einem Schreiben des Bischofs von Trient, „Er verließ daher Predburg“ so erzählt der nachmalige Kaiser Karl in seiner Selbstbiographie, „ging mit dem Bruder nach Böhmen, dann in Eile nach Tyrol, wohin Karl mit einem reißigen Zeug ihm folgte. In Tyrol angelangt, war dieser bedacht, das Geheimniß der Verschworenen und ihre Absichten zu ergründen. Es ergab sich in Folge seiner Nachforschungen, daß Margaretha Willens war, eine andere Ehe einzugehen mit dem kaiserlichen Prinzen, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, der Winter und ein schöner Mann war, und daß sie bei diesem Vorhaben auf den Beistand der Landstände rechnen konnte.“ Als das offensichtlichste Haupt dieser Verschwörung wurde Albrecht genannt, der Margaretha natürlich, etwa zehn Jahre älter Sohn. Diesen ließ Karl gefangen nehmen, nach der Feste Steinburg bringen und ihm auf der Folter zusehen, bis er beinahe mehr besamte, als man zu wissen verlangt hatte. Das eigentliche Haupt der Verschwörung, des Biskars mutmaßlicher Vater, Heinrich von Kottenburg, wurde späterhin ebenfalls ergriffen, eintheilen seine Burg eingenommen und bis auf den Grund gebrochen. Eine starke, der Feste Tyrol eingelegte Befestigung übermachte jeden Schritt der Margaretha, die auch eine Zeit lang aus Petersberg verwahrt wurde. Von dort aus correspondirte sie mit dem Kaiser durch des Bischofs Leuthold von Freisingen Vermittelung. In jener Einsamkeit mag sie wol den ihrem Mundstücker eingegrabenen Reim: „Langer Lebensmangel ist meines Hergens stärkste Angel“ gefunden haben. Jetztig wurde Karl abgerufen, und er hatte kaum das Innthal verlassen, als Margaretha der Hoff sich entzog, aus des Kaisers Gebiet flüchtete, mit dessen Hilfe ihr Erbland einnahm und den wackelnden Ghebern in Bande legte. Johann Heinrich entwich seine Gütern, den 2. Nov. 1341, und fand Zuflucht bei Bertrand, den Patriarchen von Aquileja, von dem er ferner nach Böhmen zu dem Vater flücht begab. „Margaretha riß nun alle Schranken des Anstandes nieder und legte alle weibliche Schamhaftigkeit

ab. Sie trat vor den Kaiser als Klägerin über das Unvermögen ihres verstorbenen Gemahls auf und Ludwig erhöhte nicht, darüber ein Urtheil zu sprechen, in einer schamlosen Urkunde das Betragen Margarethens gut zu heißen und so sich selbst und sein kaiserliches Nachkamt herabzuwürdigen. Die Bedenklichkeiten seines Sohnes Ludwig, welcher Anstand nahm, die Frau eines Andern zu heirathen, beseitigte der Vater. Die Zweifel, welche in Teutschland und in der ganzen Christenheit sich gegen diesen seltenen Fall erhoben konnten und auch wirklich erhoben, mußten Ludwig's Hofminimorien widerlegen und zu Boden schlagen. Für die Dispensation einer Ehescheidung und für die zweite in Rücksicht der Blutsverwandtschaft der neuen Brautleute sorgte Ludwig selbst und ertheilte sie. Und so wurde die Vermählung des Markgrafen Ludwig von Brandenburg mit der Margaretha Maultasch freierlich vollzogen und Ludwig's alter Wunsch endlich erfüllt, die Grafschaft Tyrol an das bayerische Regentenhaus zu bringen.“ So kurz, der diese Darstellung durch die beiden in Reddors's Annalen, bei Treher und anderwärts abgedruckten kaiserlichen Urkunden gegründet. Sinegen urtheilt Böhmer in seinen Regesten: „Daß Kaiser Ludwig die erste Ehe der Maultasch geschieden und sie Besuche der zweiten von dem allzu nahen Verwandtschaftsgrade dispensirt habe, sagt kein Gleichzeitiger. Indessen erlischt darüber zwei Urkunden ohne Datum, die ich jedoch nach meiner Kenntniß des damaligen Kanzleystils ganz unbedenklich für unecht erklären muß.“ Der so wohl unterrichtete und glaubhafte Anonymus Leobicensis sagt also, apud Paz 1, 960, die ganze Wahrheit gefast haben *). Bei Steyert heist es: „Am Sonntag den 10. des Monats Hornung 1342 kamen der Kaiser Ludwig sammt den obgedachten Herren gen Meran und geschah also der Handschlag und Beschlag in Gegenwart des Kaisers und seiner vorgenannten Herren von des Kaisers Sun genannt Margraf Ludwig von Brandenburg und Frauen Margareten, Kunig Heinrichs von Bohem Tochter aus Tyrol (die Trauung vielmehr in der Hauskapelle der Keilerei zu Meran,

*) „Imperator Ludwicus, quae in cordis affectu congestae de dominio Tyrolensi, coepit effectu operis exillire. Nam Johannes filius Bohemorum regis de partibus Athasis eliminato, fama percrebuit, quod causa fuerit impotentia coeundi, ipsaque cum conjux Margaretha, cupiens esse mater, hoc aspiciens familiaribus patefecerit, quod haereditas ardentem desideravit, quod per ejus consortium penitus fieri desperavit. Percrebuit a plebe, quod huc olim per Beatricem, Heinrichi duci Carinthiae tertiam uxorem, latenter fuerit procuratum, per artem malefice procurare volentem, ne ex his soboles nasceretur, et ipsa, quae fructum non habuit, dotatilis frustraretur. Imperator audire quod est gentium, illum eum Ludwicum marchionem de Brandenburg, ejus uxor, filia regis Deciae, jam dudum decesserat, stimulavit, ut comersent Johannis ducem, terrarum inclytam apprehenderet. Qui dum remitteretur totis viribus, et horretet, sermo patris praevalebat: et assumpto eorum quodam suae partis episcopo intravit Frisingensi, ut divorcium celebraret, iter cupient ad montana. Et dum ad clivum montis enudam pervenissent, intrasse ille dum decesseret equo sedens, casum faciens expravit. Nihilominus ecclesiastici juris formula postergata, inter Ludwicum et Margaretham nuptiae celebrantur.“

einst des Landesherrn Eig), und am Montag darnach ritt der Kayser mit dem Bräutigam und der Braut von Tyrol gen Meran, alda sezt sich der Kayser angesetzt in seiner Majestät Lebengewandt und lehn der Fürstin und ihren Gemahl zwen Land, Karnthen und Tyrol.“ Vorher schon, den 29. Nov. 1341, hatte Papst Benedict XII. den Eingriff des Kaisers in seine Gerechtsame mit dem Banne bestraft und dem Patriarchen Vermand von Aquileja aufgegeben, alle diese Ehescheidungs- und Vermählungsproceße für ungültig zu erklären. Zu schwerer Rache schien das mächtige Haus von Tyrol, zu nächst Kurfürst Balduin von Trier, herausgefordert und Verdruß genug hat durch sein abermaliges Streben nach Vergrößerung K. Ludwig sich zugezogen, wenn auch nicht sofort die Strafe auf ihn kam. Denn des Königs von Böhmen verkehrte Bisthofschaft erlaubte ihm nicht, eine der Größe der Beleidigung angemessene Genugthuung zu suchen; Balduin allein vermochte das gleich wenig, das Bündnis mit Oesterreich zeigte sich unnützlich. Aber die Wahl eines Gegenkönigs hat ganz eigentl. Ludwig durch den Scandal mit der Waulstalt hervorgeufen. Nun machte zwar der römische König kein sonderliches Glück, als er im J. 1347 mit den von den Herren von Carrara und den Mailändern erhaltenen Hilfstruppen der Margaretha Erbland überzog; er mußte die Belagerung der durch die Fürstin in Person vertheidigten Hauptburg Tyrol aufgeben und in dem zu Ertoll den 26. Mai 1349 errichteten Friedensvertrage, um den ihm gestellten Gegenkönig Günther von Schwazburg zu entwaschen, allem Anspruche zu Tyrol entsagen und sich verpflichten, daß er beim heiligen Stuhle die Aufhebung des Bannes und die Bestätigung der zweiten Ehe der Margaretha betreiben werde. Hiernach beantragten Karl und Johann Heinrich die Auflösung dieser Ehe, zumal dieser die Wirkung des auf ihn verordneten Apscheldens, so viel die Person der Gräfin Margaretha betreffe, nicht in Abrede stellen könne, wenn er auch für anderweitigen Verleß sich von der Macht des Jäubers frei befinden habe. Es wurde hierauf die Untersuchung der Gründe für die Ehescheidung dem Bischofe Ulrich von Gurk aufgetragen und dieser hat, Juli 1349, die Ehe für ungültig erklärt, aber dem Gesunde, die zweite Ehe zu bekräftigen, gab Clemens VI. sein Gehör. Meinhard, der Sohn, welchen Margaretha um das Jahr 1343 dem Markgrafen von Brandenburg geboren, blieb demnach vorläufig ein Bastard. Nachdem aber dieser Meinhard der Margaretha von Oesterreich, Tochter Herzog Albrecht's des Weissen, durch Verträge vom 10. Aug. 1352 und 22. Oct. 1354 verlobt worden war, mußte wol der Schwiegervater seinen ganzen Einfluß aufbieten, um den Frieden in der Geburt des künftigen Schwiegersohnes zu tilgen. Des Papstes Innocentius VI. Bulle, an Othobon von Besencon, den Erzbischof von Salzburg, und an Paul Traumbred, den Bischof von Gurk, gerichtet (1358), erlaubte endlich die nochmalige Einsegnung der bis dahin von der Kirche nicht anerkannten Ehe. Abermals wurde die Vollstreckung der Bulle verzögert durch des Bischofs von Gurk Verletzung nach Friesingen. Nachdem auch dieses Hinderniß beseitigt

war, mußten die beiden Eheleute sich trennen, zwar nur auf drei Tage, und öffentl. Reue über ihr Vergehen aussprechen, sobald wurde zu München den 3. Sept. 1359 der Bann aufgehoben und am folgenden Tage traute der Bischof die reuligen Sünden zum andern Male, dergleichen den für ecklich erklärten Sohn Meinhard und die oesterreichische Prinzessin. Nur zwei Jahre hat Markgraf Ludwig diese Verhandlung überlebt; er starb den 18. Sept. 1361 und sein Tod wurde einer Vergiftung zugeschrieben. Es hieß, er habe seiner Gemahlin Liebesverhältniß mit Konrad von Traubenberg entdeckt und sie deshalb bedroht, sie sel aber der Erfüllung der Drohung zuvorgekommen. Sofort erhob sich Streit und Heide um die Vormundtschaft, welche der Kurfürst von der Pfalz und die Herzoge von Balern, brandenburgischer Linie, in Anspruch nahmen, während die durch den letzten Willen des Markgrafen Ludwig zu der Vormundtschaft bestimmten Räte und Rathsbeden sich darin mit Hilfe des Herzogs Stephan II. in Landeuth zu behaupten suchten. Die Heide fand ihr Ende, nachdem Meinhard am 16. Juni 1362 in die Gewalt des Herzogs Stephan gegeben wurde. Nicht lange und Konrad von Traubenberg und Konrad von Königsbrunn verschafften ihm die Mittel, der Haft zu entweichen und nach Tyrol zu gelangen. Hier besaß er sich gänzlich in Abhängigkeit von der Mutter, während die Unterthanen in Balern auf seine Rückkehr drangen. Bevor er ihren Wünschen genügen konnte, verschied er plötzlich am 13. Jan. 1364. Wiedermur wurde ausgeprengt, in einem unbewachten Augenblicke habe er gegen die Mutter gedauert, er wisse, durch wen des Vaters Mord geboten, und werde an ihm Rache nehmen, worauf er dann ebenfalls Gift empfang; so erzählt Bilsani. Den Scandal zu vervollständigen, nahm Meinhard's junge Witwe noch in demselben Jahre 1364 den zweiten Mann, eben jenen Traubenberg Johann Heinrich, der in seiner Ehe mit der Waulstalt einer Hete Gewalt so schmerzlich empfunden mußte. Es scheint aber die jüngere Margaretha an dem zweiten Herrn ebenfalls kein sonderliches Begehren gefunden zu haben; sie starb den 13. Jan. 1366, Johann Heinrich den 13. Nov. 1375, seine erste Gemahlin, die Erbin von Tyrol, den 3. Oct. 1369. Sie hatte durch Vertrag vom 8. Sept. 1363 ihr Land den Herzogen von Oesterreich zu Erb und Eigenthum übergeben und verlebte ihre letzten Tage zu Wien. Das Leben scheint sie selbst im Alter nicht aufgegeben zu haben, wie denn Petermann von Schena schwerlich der einzige Gegenstand ihrer verpöndelten Zärtlichkeit gewesen sein wird. Bei Mutius heißt sie: „Femina inextinctae libidinis et audax, quam monstrum si peius in vita mortalium nihil esset, praestitum si accedat, ut semper solet, loquacitas et fastus.“ Bon Albert. Argent. wird Margaretha „femina semitastus“ genannt.

Die Grafen von Görz, Albrecht II., des Grafen Meinhard IV. und der Erbin von Tyrol jüngerer Sohn, besaß sich zur Zeit des Vaters Tode als Erbsitz für die Verträge, welche sein mütterlicher Großvater, der letzte Graf von Tyrol, eingegangen war, in dem Ge-

wahrhaftig des Erzbischofs von Salzburg, bestimmte aber seinen Hüter, den Ritter Erhard von Bolwen, daß dieser ihn, um den Preis von 700 Mark Silber, ohne des Erzbischofs Vorwissen in Freiheit setzte (1263). Von dem Bruder in die Gemeinschaft der Güter aufgenommen, verbündete er sich, zugleich mit demselben, mit Bischof Bruno von Belzen (1265). Zwei Jahre später, den 8. Febr. 1267, theilte er mit dem Bruder in der Weise, daß ihm die Grafschaft Görz zufiel. Er wurde sofort mit dem Patriarchen Gregor von Aquileja in Fehde verwickelt, hob den Prälaten zu Villanova bei Fojazzo im Bette auf (den 19. Juli 1267) und brachte ihn als seinen Gefangenen nach Görz. Gregor fand jedoch Hilfe bei dem Papste, bei dem Erzbischofe von Salzburg und bei K. Ottokar von Böhmen, so daß er bereits am 27. Aug. der Gefangenschaft entlassen werden mußte. Es erfolgte gleichzeitig die Auslösung der beiden streitenden Herren, die sich namentlich um die Herrschaften Raitzana, Rienz und Kottenstein verglichen, aber die Fehde entbrannte sofort von Neuem, um mit abwechselndem Glücke bis zum Tode des Patriarchen, 1269, fortgesetzt zu werden. Es ergab sich in der Kirche von Aquileja ein Schisma, indem das Capitel den Prinzen Philipp von Kärnten wählte, indessen der Papst den Raimund della Torre zum Patriarchen ernannte. Gegen diesen nahm der Graf von Görz Partei und bemächtigte sich zugleich eines großen Theils der Eissellende. Raimund mußte sich mit ihm abfinden, 1273, verweigerte aber nachher die Abtretung der Burg Hermone. Wiedermur wurde gerauft, endlich doch am 25. Febr. 1275 Frieden geschlossen. Inzwischen war Albrecht auch mit seinem Bruder wegen des Theilungsgeschäftes in Uneinigkeit gerathen; es kam zu dem Vergleiche vom 4. Mai 1271, wodurch Weinhard ihm das Pustertal und die Hälfte der in dem Tridentinischen zu machenden Eroberungen überließ. Vermöge eines nachträglichen Abkommens vom Jahre 1272 erhielt Albrecht auch noch die Besitzungen in der windischen Mark, Reichberg und Witterburg. Hierdurch zu unmittelbarer Berührung mit den Venetianern gekommen, unternahm er im J. 1278, sie aus den Steppen von Istrien zu vertreiben. Zu dem Ende verbündete er sich mit dem Patriarchen von Aquileja und dieser sollte ihm vertraulich Casp d'Istria und die Burg St. Lorenzo überlassen. Letzter trug der Prälat Bedenken und Albrecht sah sich genöthigt, in dem Vertrage vom 2. Febr. 1279 von seiner Forderung abzustehen, um sich den Beistand des Patriarchen für die langwierige Fehde mit Venedig zu sichern. Wenig wurde damit erreicht, nur gerieth der Graf durch seine Anstrengungen in schwere Schuldenlast, die ihn bestimmte, im J. 1289 mit der Republik einseitig Frieden zu schließen, ungeachtet des Widerpruchs seines Sohnes Albrecht, der auch bei dem Patriarchen blieb. Einem beschwerlichen Feinde sich zu entziehen, hatten die Venetianer eine baare Abfindung vorherzusehen; diese wurde auch entrichtet, jedoch in faischem Gelde, wegen Betrug zu ahnden der Graf nochmals zu Fehde zog, worüber Triest für die Republik verloren ging. Dagegen verlangte der Patriarch die Auslieferung der in

Istrien eroberten Feste, besonders von Albona und Giauona, eine Forderung, welcher der Graf mit Verheerungen in des Patriarchen Gebiete entgegenetzte, indessen er gleichzeitig der Ungarn Einfall in die windische Mark zurückwich. Er verhandelte sich mit dem Patriarchen im J. 1289, räumte die in Anspruch genommenen Plätze, wurde aber gleich wieder des Patriarchen Feind, wie er denn am 15. März 1290 dessen Städtchen Tricesimo niederbrannte. Doch erscheint er am 11. März 1291, da der Patriarch mit Venedig sich verglich, als des Prälaten Freund. Im J. 1292 stand er in Fehde mit dem Erzbischofe Konrad von Salzburg und im J. 1296 unterstüßte er seine Brudersöhne gegen K. Adolf, sowie den Patriarchen in dem abermaligen Kriege mit Venedig, wiewol er diesem seinen Bundesgenossen am 21. Jan. 1291 Tullino entriß. Am 25. Oct. 1303 wies er einem jeden seiner beiden Söhne aus der Ehe mit des Herzogs Konrad von Glogau Tochter Euphemia oder Dsmen sein Erbtheil an und ist im September 1304 zu Rienz, wo er gewöhnlich Hof hielt, verstorben. Es überlebte ihn seine zweite Gemahlin, die Gräfin Dsmen von Ortenburg, um derenwillen er die Grafschaft Garded beanspruchte und davon den Titel geführt hatte. Das einzige Kind dieser Ehe, Clara Euphemia, scheint ledigen Standes geblieben zu sein. Albrechts ältester Sohn, Graf Heinrich III., geboren um 1261, erscheint von 1286 in Urkunden zugleich mit seinem Vater, der ihm die Pfalzgrafschaft Kärnten abtreten wollte, um nicht seines Bruders Vassall zu sein. Im J. 1289 suchte er für den Patriarchen Raimund gegen die Venetianer. Bald darauf in Feindschaft gerathen mit dem Prälaten, verwarfte er dessen Gebiet, bis endlich am 1. Dec. 1297 die Auslösung erfolgte, bei welcher Gelegenheit Heinrich von des Patriarchen Hand den Ritterschlag empfing. Bei Gelegenheit der Siedeburgs in Aquileja wurde er am 18. März 1294 zum Hauptmann des Landes Friaul erwählt. Dies zog ihm viele Feinde zu, namentlich wollte die Stadt Udine den Hauptmann nicht anerkennen, dann suchten die beiden Prälaten zu der Insel von Aquileja, der von dem Capitel erwählte sächsische Prinz Konrad und der von dem Papste ernannte Peter von Guerra, wechselseitig ihn zu bestreiten, bis er am 8. April 1300 die Hauptmannschaft an den Vicomed und Archidiacon Gilo aufgab. Bei Gelegenheit des Kaiserthums Sacile, welches Gerhard von Camino dem Patriarchen Peter vorzuzog, ergab sich im Sommer 1300 neue Fehde und nach Peter's Ableben wurde Graf Heinrich abermals von der Geistlichkeit und Ritterschaft zum Landeshauptmann erwählt, während die Städte als solchen den Grafen Reinhard von Ortenburg annahmen. Die beiden Herren schlugen sich, bis das Auftreten des von dem Papste bestellten Patriarchen Diobonus de Ragusa sie bestimmte, gemeine Sache zu machen und im Bunde mit Riccardo von Camino den Patriarchen und den Herzog Heinrich von Kärnten zu beschützen. Vermöge der von dem Vater gemachten Theilung sollte Graf Heinrich alles Land in Friaul, Istrien, auf dem Karst, in der windischen Mark und in Krain haben, sofern dasselbe jenseits des Brenz-

berges gelegen war, dann auch die Feste Gerslein; Graf Albrecht dagegen erhielt, was hieselbst des Krenzberges zwischen der Klausse zu Haslach bis an die Grenze von Kärnten und was in Kärnten gelegen war. Ungachtet der von R. Albrecht am 23. Jan. 1306 ertheilten Befähigung wurde diese Erbtheilung bald wieder umgestoßen und verabredeten die Brüder nach des Vaters Tode, daß Heinrich einwischen und für die Dauer von fünf Jahren das ganze Erbe übernehmen sollte. Am 11. Juni 1307 wurde jedoch eine neue Theilung beliebt, wodurch Heinrich Gerslein, Stein im Jauntale, die Städte Rienz, Drauburg und Brud, das Schloß und die Klausse bei Rienz, die Feste Walsperg, Rähnen, St. Michaelsburg und Görg, das Land in Fritzen, Friaul, auf dem Karst, in der windischen Mark und in Krain hieselbst des Krenzberges erhielt, während seinem Bruder die Gebiete jenseits des Krenzberges gegen Kärnten zu, Birzen, Kals, Deferegg, Heimfeld, Werbenstein, Frägan, Kallenstein, Mosburg, Kermis, Pernegg, Rienz und Rothenec, im Allgemeinen das Pustethal zuziel. Dabei hatte es aber nicht lange sein Bewenden, durch den neuen Vertrag vom 12. Dec. 1307 erhielt Heinrich noch Wörling, Laß, Choban, St. Stephan und Kirchheim; er blieb auch in der Gemeinschaft der Vogteigerichte zu Wühlbach, wovon er doch den Vertrag seinem Bruder überließ. Im J. 1308 wurden beide Antheile vermehrt durch die den Brüdern aus des Grafen Gebhard von Hirschberg zugesallenen Güter. Schon vorher hatte Heinrich angefangen, das unter seiner Burg Görg gelegene Dorf zu vergrößern; er verließ demselben im J. 1307 Stadtrechte und Privilegien, welche den Ort sehr bald in Aufnahme brachten. Als des Herzogs Heinrich von Kärnten Verbündeter beschloß er im J. 1305 den Patriarchen von Aquileja, selbst noch, nachdem dieser am 25. Sept. sich mit dem Herzoge versöhnt hatte, wie er denn im J. 1307 dem Patriarchen das Castell Epilimberg entzief. In demselben Jahre tritt er für R. Albrecht gegen den Herzog Heinrich von Kärnten, dem er ganz Krain abgerwann, auch solches als Pfand für die ausgehenden Kriegskosten und als des Königs Statthalter behielt, bis der Herzog mit dem Könige ausgesöhnt wurde. Von allen Seiten bedrängt und genöthigt, sein Land zu verlassen, besetzte der Patriarch Ottobonus am 8. Mai 1308 den Grafen zu seinem obersten Kriegshauptmann; es ergaben sich aber bereits im J. 1309 zwischen beiden Herren arge Händel, welche auszugleichen und zugleich die von dem Grafen geleisteten wichtigen Dienste zu belohnen, Ottobonus am 16. Nov. 1310 ihm die Castelle Sacile, San Vito, Laß, Ronfalcone und Silufa abtrat, ihn auch zum General-Capitanen seines weltlichen Gebietes ernannte. Bald darauf wurde der Graf von Kaiser Heinrich VII. als Statthalter nach Treviso gesetzt, die Befestigung der Stadt und der vielen Castelle der tarviser Mark konnte er jedoch nur durch eine Reihe von Gesandten erzwingen, 1311. Des Statthalters wurden jedoch die Trevisaner bald überdrüssig, sie verbündeten sich insgeheim mit den Paduanern, überredeten auch den Patriarchen Ottobonus und den Herzog

Friedrich von Oesterreich zu einem Angriffe auf die görgischen Lande, October 1313, der jedoch dem Patriarchen so übel bekam, daß er genöthigt war, bereits im November den Fritzen unter den härtesten Bedingungen zu verkaufen. Er bestellte den Grafen zum Generalcapitan des Patriarchats, überließ ihm auch dessen gesamtes Einkommen, sich lediglich eine Rente von 2000 Mark vorbehaltend. Die Trevisaner wurden zu Paaren getrieben und blieben in des Grafen Gehorsam, da diesem R. Friedrich III. das Reichsvicarariat über die tarviser Mark beistellte. Dagegen ließ Graf Heinrich durch die Rücksicht für den dem Patriarchen befreundeten König sich bewegen, am 19. Sept. 1314 dem Patriarchen sein ganzes weltliches Gebiet mit allen Hoheitsrechten, nur mit Ausnahme der fünf oben genannten Castelle, zurückzugeben und sich mit einem Monatsgehalt von 100 Mark für seine Hauptmannschaft zu begnügen. Schon im folgenden Jahre wurde dieser Vertrag durch des Patriarchen Ableben aufgelöst. Die Geistlichkeit und mehr Castellane wählten hierauf im Januar 1315 den Grafen für die Dauer der Erbschwärze zum Gonfaloniere, andere Castellane, von Cane della Scala, dem Herrn von Babua, unterstützt, widersprachen zwar, wurden jedoch durch Wassergewalt zur Unterwerfung genöthigt, den 29. Aug. 1315. Der neue Patriarch, Gaston della Torre, erhielt des Grafen Verzicht auf die fünf Schloßer, beschäftigte ihn aber in dem Rute eines Gonfaloniers. Wieder empörten sich die von Treviso gegen ihn, die auch den Cane della Scala und den Golo de Camino zu Hilfe riefen, 1318, jedoch sich unterwerfen mußten, nach der von R. Friedrich dem Grafen ertheilten Befähigung des Reichsvicarats. Im nächsten Jahre wählten ihn auch die Paduaner zu ihrem Hauptmanne und Schutzherrn, der sie gegen Jacob von Carrara verteidigte; er trat jedoch am 3. Jan. 1320 die hierdurch erworbenen Befugnisse an Ulrich von Walsee ab, den von R. Friedrich für Padua ernannten Reichsvicar. Gleichwohl blieb er mit der Stadt in freundschaftlicher Beziehung, so daß er, als sie von Cane della Scala belagert worden war, den Entsatz bewerkstelligte. Die Stadt Triest erbat sich ihn im J. 1320 zu ihrem Vodesen und in demselben Jahre verließ ihm der König die ausgedehnten Berechtigungen in der tarviser Mark, so daß er sich beinahe als deren Erbherrn ansehen konnte. Dieses erregte aber die Eifersucht der einflußreichsten Familien in der Provinz und sie einigen sich mit Cane della Scala zu Anschlägen gegen das Leben des Grafen von Görg. Zwei der ausgehenden Mordgeheulen fielen in seine Hände, 1322, ein dritter scheint glücklicher gewesen zu sein, denn der Graf wurde plötzlich über einem Gastgebote zu Treviso von einer Uebeltäterin befallen, die in derselben Nacht, den 24. April 1323, sein Lebendes herbeiführte. „Dissoi cho messer Cane di Verona il fece avvelenare: fu huomo valoroso molto in arme.“ Drei Tage vorher war das Gerücht von seinem Ableben in Padua verbreitet. Von der ersten Frau, Beatrice von Camino, die am 2. Mai 1297 ihm verlobt worden war, hatte Heinrich den Sohn Meinhard, von der zweiten, des

Herzogs Stephan von Niederbairern Tochter Beatrix, den Sohn Johann Heinrich. Reinhard VI. mochte kaum das dritte Jahr zurückgelegt haben, da er am 11. Aug. 1300 einer noch nicht geborenen Tochter des kroatischen Grafen von Verbit aus dem Hause Subics verlobt wurde, was ein späterer Vertrag vom Jahre 1314 bestätigte. Die Vermählung unterließ aber, vermuthlich wegen des Bräutigams frühzeitigen Abganges. Zum letzten Male erscheint Reinhard VI. in der Urkunde vom 21. März 1318. Sein Halbbruder Johann Heinrich verlor den Vater in dem Alter von zwei Jahren, die Treusüher erkannten ihn aber als ihren Herrn, während dessen Minderjährigkeit Hugo von Tübingen die Angelegenheiten des Vicariats besorgen sollte. Bald erschienen aber zwei andere Prätendenten zur Vormundschaft, Herzog Otto von Oesterreich und Heinrich von Kärnten, der Titularkönig von Böhmen. Für diesen entschied das Kriegsgelübde und ihn als Obervormund anzuerkennen, sah die Gräfin Mutter sich genöthigt. K. Heinrich übertrug darauf die Regierung des Landes dem nächsten Vetter, dem Grafen Albrecht von Görz, 1323. Diese Einrichtung war aber nicht von Bestand, denn im Januar 1325 führte die Gräfin Mutter schon wieder die Vormundschaft in ihrem Titel und versprach K. Heinrich im nämlichen Jahre nach Verlauf von acht Jahren seinem Mündel das ihm angefallene Erbe auszuliefern. Im J. 1326 wurde, auf Verlangen des Advocatus zu Treviso, der von der Gräfin bestellte Vicarius abgesetzt und von dem Könige ein anderer Vicarius geschildet, den anzunehmen die Bürger sich weigerten, in dessen die Gräfin, in Folge des hierdurch ihr angehauenen Schimpfes, die Stadt verließ und nur nach Verlauf eines Jahres, nachdem K. Heinrich ihr Genugthuung gegeben hatte, dahin zurückkehrte. Sie war kaum bräutig und Bagnus della Torre, der Patriarch, entbot den 11. Febr. 1328 seine Vasallen zum Kriege gegen Kaiser Ludwig und gegen K. Heinrich als Vormund des minderjährigen Grafen und kaiserlichen Vicarius zu Treviso. Des Grafen Mutter verließ die Stadt, deren hierauf Gane della Scala im J. 1329 sich bemächtigte. Dagegen wurde Johann Heinrich im J. 1332 von der Stadt Triest zu ihrem Podestà ernannt und im J. 1333 begab er sich nebst seiner Mutter für einen Zeitraum von zehn Jahren unter K. Heinrich's Schutz, was diesen gänzlich umstimmte. Denn hatte Heinrich bisher getrachtet, seinem Mündel Tyrol und sogar die göttlichen Stammlande zu entziehen, um sie den eigenen oder seines Bruders Töchter zu zuwenden, so erkannte er nun in der am 9. Febr. 1335 ausgestellten Urkunde in der Person von Johann Heinrich den rechten Erben zu Tyrol, indem er ihm zugleich Benzone, Stocchenberg und Hainstein in Lebensgenossenschaft überließ. Der König verschied bald darauf, den 2. April 1335 und sofort wurde seine Tochter Margaretha, im Widerspruch zu dem feierlich anerkannten Rechte des Grafen von Görz, als Gräfin von Tyrol ausgerufen. Johann Heinrich mußte geschehen lassen, was abzuwenden er nicht vermochte. Nochmals im J. 1336 zum Podestà der Stadt Triest ernannt, geriet er mit ihr in

Feinde; diese war kaum geföhnt, den 11. März 1338, als der Graf wenige Tage nachher starb, den 17. März, Erwa im J. 1334 hatte er sich mit Beatrix von Aragon, Tochter des K. Peter von Sicilien, verlobt, die Vermählung unterblieb jedoch und Johann Heinrich verpflichtete sich am 24. Juni 1335, die österreichische Prinzessin Anna, K. Friedrich's III. Tochter, zu heirathen. Verlobt wurde er im folgenden Jahre, da er nur das 14. Jahr zurückgelegt hatte. Als kinderlose Witwe verließ Anna sich in dem Clarissenkloster zu Wien und sie ist als defuncta den 13. oder 14. Dec. 1343 verschieden.

Albrecht II. oder Johann Albrecht, der jüngere Sohn aus Albrecht's I. erster Ehe, erhielt durch die Erbtheilungen von 1303 und 1307 den nördlichen Theil der Grafschaft Görz sammt den Besessungen in Kärnten. Er ist vor 1327 gestorben, aus seiner ersten Ehe mit der Landgräfin Elisabeth von Hessen die Tochter Elisabeth und Katharina, aus der zweiten Ehe mit der Gräfin Osmeia Uelich (Euphemia Welich) von Metz die Söhne Albrecht III., Reinhard VII. und Albrecht IV., dann die Töchter Clara, Katharina, Margaretha hinterlassend. Elisabeth heirathete als des Grafen Hermann von Heimbürg Witwe den Grafen Wilhelm von Schaumburg, ihre vollbürtige Schwester Katharina den Grafen Ulrich von Tausers, gestorben im J. 1337. Clara erscheint im J. 1319 als Herzeugin von Petau Gemahlin. Die jüngere Katharina wurde 1323 dem berühmten Ulrich von Waller, dem Landeshauptmann in der Steiermark und Reichsvicar zu Padua angetraut. Margaretha heirathete einen Grafen von Ortenburg. Albrecht III. wurde von seinem Vater, K. Heinrich von Böhmen, am 4. Juli 1329 zum Hauptmann über des minderjährigen Grafen Johann Heinrich von Görz Gebiete bestellt, mit einem Jahresgehälte von 2000 Mark von Verona. Nach dem kinderlosen Abgange seines Schwagers, des Grafen Ulrich von Tausers, wurde er mit dessen Lehen im Pustertale, Mülbach, Görz und St. Georg von Bischof Leopold von Bamberg belehnt, 1337. Die von dem Vater hinterlassenen und durch den kinderlosen Abgang des Grafen Johann Heinrich bedeutend vermehrten Stammgüter besaß er in Gemeinschaft mit seinen Brüdern, doch nicht ohne Ansprechung von Seiten der Herzoge von Oesterreich; diese nahmen Wölling und andere Schloßer in der wiandischen Mark und in Kärnten als zu dem Bluthume der Gräfin Anna gehörig in Besitz, zogen auch Wien und die dazu gehörige Palzgrafschaft Kärnten als eröffnetes Lehen ein. Die Palzgrafschaft gab jedoch Herzog Albrecht von Oesterreich dem Grafen zurück, den 11. Dec. 1339, aber nur aus Gnaden und als neues Lehen. Im J. 1344 verheirathete Albrecht, als der Venetianer Feind, das Grenzland Istrien; er geriet aber darüber in Gefangenschaft und mußte einen nachtheiligen Vergleich eingehen. Raub in Freiheit gesetzt, erneuerte er die Feinde, die doch im J. 1345 zu dem Grafen noch lästigen Bedingungen ausging. Gegen die Ansprüche des Patriarchen Bertrand auf seiner Kirche vielleicht mit Unrecht entzogene Güter sich zu bebaupten, schloß er am 23.

Oct. 1348 ein Bündniß mit der Stadt Cividale und vielen Castellanen des Landes Friaul. Im Laufe der im J. 1349 zum Ausbruch gekommenen Hebbe wurde in dem Gefechte vom 7. Juni 1350 der Patriarch gefangen und alsbald durch den Ritter von Valtorta, einen görsischen Lehensmann, ermordet. Dieser Mord scheint dem Grafen nicht zur Last gelegt worden zu sein, wie streng auch Bertrands Nachfolger gegen den Mörder und dessen Gehilfen verfuhr. Im J. 1355 traten Albrecht und sein Bruder Meinhard der großen Allianz bei, mittelst deren K. Ludwig von Ungarn die Republik Venedig zu vernichten dachte. Mit Herzog Rudolf von Oesterreich eng befreundet, entsagte er am 6. Juni 1364 allem Ansprüche auf Tyrol und versicherte außerdem besagtem Herzoge und dessen Brüdern auf den Fall seines unterben Abganges die Grafschaft Görg, die Markgrafschaft Nierreich, die Herrschaften Nittling, Lienz in dem Fusterthale und die Pfalzgrafschaft in Kärnten, „und all ander unser Hub, sie sey eigen oder Lehen.“ In dieser Schenkung war das Ertheil seines noch lebenden Bruders Meinhard einbezogen; das wollte er betreffenden Falls nicht im eigenen Namen antreten, sondern als eine von Oesterreich ihm auf Lebenszeit anvertraute Plege annehmen und damit wandeln nach der Herzoge Rath „in unsern Lebtagen.“ In Betracht solcher Schenkung übernahm Herzog Rudolf die bedeutenden Schulden, welche der Graf von Görg bei Juden und Christen gemacht hatte, es konnte auch sein, daß ihm bei dieser Gelegenheit die von Oesterreich in Beschlagn genommenen Güter der ältern görsischen Linie in Istrien und der wüthischen Mark zurückgegeben worden wären, denn er befähigte am 29. April 1365 den Zufallen ihre Privilegien, was bei den ersten Huthlungen gewöhnlich war. Albrecht muß im J. 1366 gestorben sein, kinderlos in zwei Ehen. Die zweite Frau, die Gräfin Katharina von Gilly, heirathete nachmal den Truchseß Johann von Waldburg. Auch Graf Heinrich von Görg sah seine Kinder in seiner Ehe mit Joliola von Carrara. Bei den Kriegen mit dem Patriarchen und mit dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg war er meist seiner Brüder Helfer. Im J. 1349 erzwählten ihn die gegen den Patriarchen verbündeten Stände zu ihrem Herrführer und zum Capitaneus generalis von Friaul. Er muß im J. 1361 verstorben sein, wiewol die Brüder sich erst am 14. Sept. 1364 in seinen Nachlaß, die Herrschaft Lienz, theilten. Graf Meinhard VII. empfing im J. 1339, in Gemeinschaft seines Bruders Albrecht, das Lehen der Pfalzgrafschaft Kärnten. Im J. 1347 verbündete er sich mit dem römischen Könige Karl, in der Hoffnung mit dessen Beihilfe sein Recht auf Tyrol durchzusetzen. Starb durch die von Karl empfangene Bezeichnung sich er in das Land ein, ohne doch Namhaftes ausdrücken zu können. Er ließ sich einen Stillstand gefallen. Dagegen theilte er sich am 23. Oct. 1348 bei dem Bündnisse, welches die Städte Cividale und Portonone, die Castellane in Istrien und Friaul dem Patriarchen Bertrand entgegengegesetzt hatten und es setzte die Heirathschaft des Grafen von Görg, wie wir gehört haben, dem Patriarchen das Leben.

Meinhard's Beistand verschaffte dem neuen Patriarchen Nicolaus den Sieg über Johann Franz von Castello, aber bereits im J. 1352 tritt Meinhard als des Patriarchen entscheidender Gegner auf und die Hebbe währte viele Jahre. Die Veranlassung dazu gaben des Patriarchen Bemühungen, die seiner Kirche entzweyten Güter zurückzunehmen. Mit des Patriarchen Nachfolger, Ludwig della Torre, errichtete jedoch Meinhard ein Schutzbündniß, worin bestimmt war, daß Meinhard und seine Erben, nach deren Abgange aber seines Bruders Albrecht Erben, die Schwirnwogel des Patriarchats bescheiden sollten. Mit Schirmung Schulden befaßt, vermachte Meinhard am 22. Sept. 1361 seine Grafschaft sammt den davon abhängenden Herrschaften dem Herzoge Rudolf von Oesterreich, eine Bestimmung, die jedoch die Geburt von zwei Söhnen rückgängig machte. Im J. 1369 stiftete Meinhard das Carmineukloster zu Lienz. Am 8. Nov. 1374 verglich er sich mit Bischof Paul von Freisingen in Betreff der Herrschaften Innichen und Habersberg und im J. 1379 gab er dem Patriarchen Marquard das Pfandschloß Tulumio zurück. Im Frühjahr 1385 wollte er, wie es scheint, sein Haus verlassen, denn er überwies seinem Schwagersohne, dem Grafen von Beglia, das Schloß Schwarzeneck, versicherte seiner Gemahlin die ihr vertheilte Morgengabe von 5000 Gulden auf die Herrschaft Freisingen (den 3. Mai) und ernannte am 6. Mai zu seiner Kinder Vormündern den Bischof Johann von Gurk und den Grafen Friedrich von Ortenburg. Noch in demselben Jahre theilten die Kinder sich in seinen Nachlaß. Ihrer waren sechs, fünf Töchter, Katharina, Euphemia, Anna, Ursula und Elisabeth, der ersten Ehe mit der Gräfin Katharina von Pfandberg angehörig, dann aus der zweiten Ehe mit der Gräfin Richild von Retz die Edhne Heinrich V. und Johann Meinhard, deren Mutter als Witwe den Grafen Johann von Hardeß heirathete. Katharina wurde am 22. und 25. Sept. 1361, zur Bestärkung des Erbfolgevertrages, dem Herzoge Leopold von Oesterreich verlobt, zu Ausgang Octobers 1372 dem Herzoge Johann von Baiern-München angetraut, nachdem sie demselben seit 1369 verlobt gewesen war. Sie war sehr miltthätig und scheint des Vaters Liebling gewesen zu sein, da sie in dem Testamente ihren Brüdern gleichgestellt war und folglich ein Drittel der Erbschaft erhielt. Sie starb den 21. Juni 1391. Euphemia erhielt zur Aussteuer bei ihrer Vermählung im J. 1370 Belgrado in Friaul, Costelnovo bei Triest und Haberg auf dem Karst. Daß ihr Gemahl ein Frangipani, Graf Nicolaus von Jenz gewesen sei, ist nur Vermuthung. Anna stiftete für ihren verstorbenen Gemahl, Johann Frangipani, den Banus von Kroatien und Slavonien, den 3. Aug. 1394 ein Jahrgeldschätz zu Görg. Ursula, die im J. 1362 als des Grafen Heinrich von Schaumberg Gemahlin erscheint, starb nach dem Jahre 1383. Elisabeth, dem Grafen Wilhelm von Gilly im J. 1373 verlobt, starb gleich nach dem Verlöbniß. Johana Meinhard VIII., nur eben der Vormundschaft entlassen, errichtete im J. 1394 in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder die Erbverbrä-

derung mit den Herzogen von Oesterreich. Am 18. Oct. 1406 theilte er sich mit seinem Bruder in die väterlichen Länd, nachdem ihm bereits im J. 1404 Görz überlassen worden war. Im J. 1430 wird seiner als eines Verstorbenen gedacht. Er hatte sich vor dem Jahre 1405 mit des Herzogs Heinrich des Reichs von Baiern Landeshut Schwester Margalena und als Witwer, vermögte Verlöbniß vom Jahre 1422, mit Agnes von Veltau vermählt. Ohne Zweifel hat er die beiden Söhne seiner ersten Ehe, Heinrich und Ernst, überlebt. Seine Witwe ging im J. 1432 die andere Ehe ein mit Leutold von Stubenberg. Heinrich V., Meinhard's VIII. ältester Sohn, war im J. 1376, zwischen dem 8. April und 22. Juni geboren und demnach großjährig, als er im J. 1394 mit den Herzogen von Oesterreich, Albrecht, Leopold, Ernst und Friedrich die Erbverbrüderung errichtete. Laut derselben sollte beim Erlöschen des Mannstammes die Grafschaft an Oesterreich, im entgegengesetzten Falle Krain, Ästrien und Nödling an Görz kommen. In dem Kriege der Venetianer mit Herzog Ludwig von Ted, dem Patriarchen von Aquileja, 1419, war der Graf für diesen seinen Lehnsherrn, ohne doch dessen gänzlichen Ruin abwenden zu können. Das Patriarchat, Friaul und Ästrien gerietzen unter die Vormügschaft der Republik Venedig, von der seine Grafschaft und das Erzbischofthum von Aquileja zu Lehen zu nehmen der Graf von Görz genöthigt war, nachdem er der Besatzung des Festschloßhauptmanns der Venetianer, des Markgrafen von Eise, geworden war. „Al primo di Novembre 1424, nella piazza di San Marco fa fatto un gran solajo, e con grande trionfo venne su il detto conte di Gorizia e del Tirol, co' frastelli, uno de' quali aveva una bandiera in mano, l'altro una bacchetta colle sue arme. Ed il Doge l'investì del detto contado di Gorizia.“ Landeshauptmann in Krain, 1424, gerieth der Graf in Streit mit Kaiser Sigismund wegen einer Schuld, welche dieser abzutragen verweigerte und der Monarch wurde von dem Grafen, dessen Beistand Herzog Ernst von Oesterreich war, beschützt. Der Kaiser lud den Verwegenen vor den Reichstag und Heinrich wurde in contumaciam zu einer Buße von 100,000 Dukaten verurtheilt. Im J. 1436 erneuerte er die Erbverbrüderung mit Oesterreich, dergleichen er aber im J. 1437 mit den Grafen Friedrich und Ulrich von Gilly, die sich über alle Länd von Görz und Gilly erstrecken sollte, einging. In seiner Lebensart war Heinrich gleich unständig und jugendlich, im höchsten Grade dem Trunke ergeben. Nicht selten redete er seine Söhne, die noch im Knabenalter waren, aus dem Schlafe, um ihnen Wein aufzundthigen: „illisque recusantibus ac evomentibus vinum, conversus ad uxorem dixit: ex alio concepti, meretrix, neque enim filii mei sunt, qui noctem integrum uli stientes dormiant. Cum pastoribus et rusticis saepius quam cum nobilibus diversatus est. Senex super glacie cum pueris ludit. Inter vulgata scorta frequentissime latuit, raro in aula pransus est, solus coquum adiens, oillus in ipsa popina voravit. Vestes induit viles ac perunctas, pectus nudum et

apertum ostendit. Oculi semper lachrymantes fuere.“ Seine Gemahlin Katharina mißhandelnd, veranlaßte er einen Aufruhr; er wurde im J. 1443 auf der Gräfin Befehl in Banden gelegt und zu Bruck in einem Verliese verwahrt. In dieser Noth nahmen sich seiner der Bischof Johann Georg von Eßten und Graf Ulrich von Gilly an und die Vermittler brachten die Gemahlin dahin, daß sie am 21. Oct. 1443 ihm die Freiheit wiedergab. Dagegen mußte er gränzlische Befestigung versprechen, seine Söhne, behufs ihrer vermünftigen Erziehung, dem Grafen von Gilly anvertrauen und am 24. Nov. der Gemahlin ein Jahrgehalt von 300 Pfund und die Schloßer Gränzburg und Ocul verschreiben. Allein nach kurzen Tagen, im December, wurde die Gräfin nicht nur aus der Residenz, sondern auch aus dem Lande verjagt, dann wieder zu Gnaden aufgenommen, doch abermals so hart behandelt, daß sie 1445 entfrang und bis zum Tode ihres Tyrannen in dem Schlosse Weidenberg weilte. Diese Burg hatte sie mit Gilly ihrer Söhne und einiger Freunde eingenommen. Durch sein Testament vom 22. Jan. 1453 übertrug der Graf die Vormundschaft über seine Söhne nicht der Mutter, sondern den Landeshänden und zwar so lange, bis sein Erstgeborener Johann volljährig und aus der Gefangenschaft (am Hofe von Gilly) zurückgeführt sein würde oder, wenn dieses nicht zu erreichen, der jüngste Sohn mündig geworden wäre. Daß dieser Anordnung allerdings nicht Folge geistet worden ist, vielmehr noch bei Lebzeiten des Gemahls die Gräfin und ihr Sohn Johann Herrscherrechte ausübten, ergibt sich aus der Bestätigung der Privilegien der Stadt Cormons, welche sie am 30. Juni 1453 ausfertigen ließen. Ohne Zweifel ist Heinrich V. kurz vor oder nach dem 18. März 1454 gestorben. Am 2. Oct. 1382 hatte er sich mit des Herzogs Leopold von Oesterreich und der Viridis Bisconti Tochter Elisabeth verlobt und dieselbe sollte einen Brauttag von 32,000 Dukaten haben; sie ist aber als Jungfrau den 24. Juni 1391 mit Tode abgegangen. Dagegen hat Heinrich etwa im J. 1407 des Grafen Hermann von Gilly Tochter geheirathet. Diese scheint im J. 1426 verstorben zu sein und der Witwer nahm die zweite Frau, die reiche, sehr schöne und tüche Katharina von Gara, die Tochter des ungarischen Palatins Nicolaus von Gara (vergl. den Art. Gara in den Nachrichten zu G.). Als Witwe hatte Katharina mit der Landtschaft Görz zu rechnen, 1454, und im J. 1455 überließ sie ihren Söhnen alle Ansprüche an die Grafschaft, das Wittthum wol ausgenommen, über welches sie im J. 1456 sich mit ihrem Sohne Johann einweilte. Um ihn dafür zu bestrafen, vermachte sie den Herzogen von Oesterreich die Schloßer Gränzburg und Rosburg. Zu Willak hat sie im J. 1471 Seelmessen gestiftet, im J. 1483 war sie nicht mehr unter den Lebenden. Ihr unternehmendes Erbe in Ungarn, Eßlitz, Simontorna, Wischa, Möra, Pruska, Gyrenau, Gyenel, Güssing, Comivo, Hibeagut, Gersnau, Bapa, Gara, verschaffte sie ihrem jüngsten Sohne Leonhard. Als Kinder Heinrich's aus der ersten Ehe werden in einer alten Stammtafel des Fürstbischofs zu Görz angegeben: Anna, Barbara, Sigismund, Georg und

Ulrich, urkundlich ist aber die einzige in der Stammtafel übergangene Margaretha bekannt. Sie erscheint am 7. Dec. 1433 als Gemahlin des Grafen Johann von Dettingen, dem sie auch die von ihrer Großmutter Ulrich von Weich herrührende Grafschaft Kirchberg in Schwaben zubrachte. Ohne von ihr abzustammen, haben doch die Grafen von Dettingen bis auf die Zeiten Kaiser Ferdinand's I. die gürzlichen Lande in Anspruch genommen. Des Grafen Heinrich ältester Sohn Johann war ungefähr im J. 1436 geboren. Im J. 1443 an den Hof des Grafen von Gilly gegeben, hatte er nicht jederzeit Ursache, des Mentors sich zu rühmen. Einseitig änderte der Graf von Gilly im J. 1455 die Erbverbrüderung, indem er den Kindern von Götz blieb die Erbfolge in der Grafschaft Ortenburg ließ, dann wollte er sich der gürzlichen Lande bemächtigen, welches aber der Voigt zu Willach verhinderte, indem er in Gile die Bergpässe besetzte. Im November 1456 starb der Graf von Gilly und Graf Johann nahm, vermöge der Erbverbrüderung, wenigstens Ortenburg in Anspruch. Diesen wies aber Kaiser Friedrich als unbegründet ab, daher der Graf von Götz sein Recht mit Waffengewalt geltend zu machen suchte. Er überzog Oberösterreich im J. 1457 und richtete da arge Verwüstung an. Aber der Kaiser stellte ihm seinen obersten Hauptmann Gilly, den krieglustigen Johann von Wiltoweg und den Grafen Hans von Rösing und St. Georgen entgegen und die nahmen zuvörderst Ortenburg an der Trave und setzten Riez sammt vier andern Burgen gürzlichen Gebietes. Also bedrängt mußte Graf Johann Frieden suchen und nicht nur dem Anspruche zu Ortenburg entsagen, sondern auch die verlorenen Feste dem Kaiser abtreten. Dieser verschenkte sie, Riez namentlich an Johann von Wiltoweg, der sich jedoch bewegen ließ, das entlegene Besitztum gegen eine Summe Geldes, die Andreas von Weisprach vorschoss und dafür Riez und Brud pfandweise erhielt, zu überlassen. Bald darauf erlitt Johann neue Ansetzung von Seiten der Grafen von Schaumberg, die von ihm im J. 1459 den Brautkauf ihrer Großmutter Ursula von Götz, 24,000 Dukaten, dann an Zinsrückstand und Strafgebern 25,000 Dukaten forterbten. Er starb zwischen dem 7. März und 22. Mai 1468, unvermählt, denn die am 9. Dec. 1443 verlobte Braut, die Gräfin Elisabeth von Gille, hatte sich im J. 1451 einem andern Bräutigam, den Matthis Hunvad, gefallen lassen. Graf Ludwig von Götz wird als mitregierender Herr bis zum 17. Juni 1456 in Urkunden aufgeführt, der Lehenbrief vom 4. April 1457 gedenkt aber nur seiner Brüder Johann und Leonhard. Graf Leonhard ist der erste seines Geschlechts gewesen, urkundlich den Fürstentitel zu führen, wiewol bereits seinem Vater derselbe von den Zeitgenossen beigelegt worden war, wie Alencas Styrius bezeugt. Als Reichsfürst übte er, obgleich mehrtheils Lebensmann von Oesterreich und Venedig, auf den Reichstagen zu Nürnberg, 1467, Regensburg, 1470, Augsburg, 1473 und 1474, sein Stimmrecht. Im J. 1465 erhielt er von Katharina, der Witwe des Grafen Ulrich von Gilly, die Herrschaft Belgrado in Friaul, weiland seiner Vaters

schwerer Kuchfeuer, zurüd, die er jedoch im J. 1497 dem Kaiser überließ. Im J. 1471 erkaufte er von dem Grafen Wilhelm von Schärdenberg mehr Güter. Im J. 1473 erbaute die Venetianer auf seinem Gebiete die Festung Gradiska, was er sich nicht gefallen lassen wollte, und damit seinen Landen die Verheerungen des Jahres 1474 zujog. Am 9. Nov. 1462 hatte Erzherzog Sigismund, der sich als seinen Erben betrachtete, ihm erlaubt für den Fall, daß er ohne männliche Erben sterben sollte, auf Riez, Rabenstein und die Besitzungen im Pustertale 10,000 Dukaten zu verschreiben und darüber in seinem Testamente zu verfügen. Sigismund starb im J. 1496 und an dessen Erben, den Kaiser Maximilian, überließ Leonhard Götz und seine übrigen, fester Besatz von Venetianern und Türken ausgesetzten Lande in Friaul, 1497, moogegen der Kaiser ihm minder gefährdete Besitzungen, fünf oder sechs Herrschaften anwies. Diesem widersprach Venedig in Bezug auf seine lebensherrlichen Rechte, ohne sie jedoch wegen des anhaltenden Türkenkrieges durch Waffengewalt geltend machen zu können. Nach des Grafen Tode ließ der Kaiser dessen Schloß besetzen und in Folge des Krieges mit der Liga von Cambray mußte Venedig der Lebenshoheit über Götz entsagen, 1511, außerdem die Feste Gradiska abtreten. Graf Leonhard war den 12. April 1500 zu Riez gestorben. Seine erste Gemahlin, des Nicolaus von Mel, des Banus von Slavonien und Königs von Bosnien Tochter, lebte noch im J. 1475. Die zweite Gemahlin, Paula von Gengaja, Tochter des Markgrafen Friedrich von Mantua, wurde von ihrem Großvater, dem Markgrafen Ludwig, mit 8000 Dukaten ausgestattet, zu deren Empfangen Graf Leonhard im J. 1477 den Balthasar von Welsberg und den Virgilius von Graben bevollmächtigte. Mit diesem Gelde sollte Rafisana am Taglimento eingelöst werden, was jedoch unternommen, weil der Graf im J. 1493 zu diesem Einlösungsgeschäfte seine Gemahlin und ihren Bruder, den Markgrafen Johann Franz, ermächtigte. Die Pfandschaft befand sich in den Händen der venetianischen Patricierfamilie Vendramin. Paula lebte noch im J. 1497, denn im Dome zu Riez sieht man einen Stein mit ihres Gemahls Bilde, den beiden Wappen und der Aufschrift: „Pinbar B. G. S. Pfalsenitz Grave fur Karsthen Grave zu Götz und zu Zirel Bogte deren Gotts-Häusern zu Aglar zu Trenandt und zu Brichessen hat diesen Stein machen lassen Anno MCCCCIIC.“ sie war aber im J. 1500 verstorben und Leonhard hinterließ weder Witwe noch Kinder. Es ist demnach seine Grafschaft, ungefähr 47/100 Meilen, in Folge der Erbverträge an Oesterreich gekommen. Das reichste Besitztum der Mutter, die Güter des Hauses Gara, sog. A. Wablslaw von Ungarn ein. (v. Stramberg.)

GÖRTZ VON SCHLITZ, genannt von Götz. Das Buchenland, Buchonia, wo der Apostel der Teutschen Winfried am Ufer der Fulda ein Kloster gründete, das nach dem Namen des Flusses genannt wurde und von König Pipin im J. 754 die ausgedehnte wäldige Einsamkeit, „das Buchenland“, zu dessen Donation erhielt und im Laufe der Zeiten zu einem Hochstifte erhoben,

wurde endlich nach einem mehr als tausendjährigen Bestehen säcularisirt.

Seine Bestandtheile sind jetzt in vier ungleiche Theile zerfallen, der größte mit der Hauptstadt Fulda zu einem Großherzogthume erhoben, dem Kurfürsten von Hessen, die andern Theile den Großherzogen zu Hessen und zu Sachsen und dem Könige von Baiern zugeeignet. Es ist das Stammland des jetzigen gräflichen Geschlechtes von Schlig genannt von Görg. Von den über 400 adeligen Vasallen des Hochstifts, die seit dem 12. Jahrh. bis zur Säcularisation Besigungen im Stiftslande selbst oder in den benachbarten Landen, im Eßfeld, Thüringen und Hennenberg, Lehen Güter besaßen, wozu selbst die alten Herzoge von Sachsen und die Landgrafen von Thüringen, belehnt mit Provinzen und Städten, gehörten, sind die Grafen von Schlig genannt von Görg und von Weineburg zu Lengsfeld und die Freiherren von der Tann zu Tann und von Mannsbach zu Mannsbach die Einzigen, welche seit Anfang des 12. Jahrh. ihre „in Buchenland“ (Hochstift Fulda) erblichen Güter, die sie theilweise dem heiligen Bonifacius aus Devotion auftrugen, noch besitzen und bewohnen.

Eine Geschichte dieses Hauses, welches seit seinem Ursprunge mit der des Landes und seiner geistlichen Regenten innig verbunden, durch die Größe seiner Besigungen und der darin liegenden Schlößer Schlig, Planfenwald, Hönberg, Hufelsheim und Eckenfenwald, wornach schon in der Mitte des 13. Jahrh. ebensovieler Linien den Beinamen führten, ist bis jetzt noch nicht bearbeitet, obgleich wegen seiner vielen daraus hervorgegangenen ausgezeichneten Staatsmänner und Gelehrten, welche in preussischen, dänischen, sächsischen und beiden heilschen Diensten die ersten Stellen bekleideten und einen europäischen Ruf erlangten, dieses schon längst hätte geschehen sollen.

Das, was in den ältern, neuern und neuesten genealogisch-historischen Werken über das Geschlecht gesagt worden, ist unbedeutend und was dessen Abstammung betrifft von den Grafen von Görg in Kärnten, so sind dies Vermuthungen, die auf seiner urkundlichen Basis beruhen.

Aus den gedruckten Urkundenwerken eines Schannat, Wenk, Kudenbender und Anders und aus denen von mir in den Archiven zu Fulda und Cassel zufällig vorgefundenen unedirten Urkunden bei Forschungen über mein Geschlecht habe ich versucht, nachfolgende Darstellung zu entwerfen.

Eine von mir auf Urkunden basirte Geschichtstafel, vom 11. Jahrh. anfangend, dient zur schnelleren Uebersicht und Auffindung der in der Geschichte benannten Personen und entkräftet theilweise die von den neuern historischen Schriftstellern dem Zeitgeiste huldigende unrichtige Auslegung der Urkunden. Die Ministerialität eines Geschlechtes behauptet man fast, wenn aus ihm Einer so genannt wird, weil er sich für seine Person aus Devotion in diesen Stand begeben hatte, obgleich alle Uebrigen liberi, ingenui und viri nobiles sich so nennen und auch genannt wurden.

Wiedermann's Geschlechtsregister der gräflichen, frei-

herrlichen und edeln Häuser der Reichsritterschaft in Franken, Ost- Rhön und Werra enthält auf neun Tafeln die Genealogie der Grafen und Freiherren von Schlig genannt Görg, die in dem bündereichen Werke zu denen gehören, die auf Urkunden begründet, wie ich mich selbst überzeugt, und durch die von mir aufgefundenen Personen vervollständigt werden sind.

Wenn auch die Erben von Schlig geb. Görg das Erbmarckallan des Stiftes Fulda zu Lehen trugen, so geschah erst diese Lehensauftragung im 15. Jahrh. nach Austritten der Grafen von Jegenhain.

Früher schon trug die Linie, Schlig genannt, an Schenkmund das Unterlehenamt des Stiftes Fulda von Thüringen zu Lehen, womit der Graf Ludwig der Vürge von Thüringen im 11. Jahrh. als Erbkämmerer des Stiftes mit der Stadt und der Provinz Eilenach (in soweit es nicht die edeln Herren von Frankenheim vom Stifte früher lehenweise besaßen) belehnt wurde. Der Graf Ludwig und seine Nachkommen, die Landgrafen von Thüringen, wurden dadurch Erbbeamten oder Diener des Stiftes als ministeriales conventi, ebenso wie die Erbbeamten des Kaisers und des Reichs, die Herzoge von Sachsen, Baiern, Brandenburg, als Marschall, Truchseß und Kämmerer in den Urkunden des 12. Jahrh. „ministeriales regni“ genannt werden. Die ältern und neuern Historiker haben auch keine Zweifel aufgeworfen, daß diese Fürsten, Grafen und Edeln, wenn sie ein Erbamt bei dem Kaiser oder den Stiftern zu Lehen übernahmen, dadurch ihrer freien Geburt und somit ihres Standes verlustig wurden. Ein Gleiches nehmen auch die freien und edeln Herren (Dynasten-) Geschlechter in Anspruch, wenn sie als Ministeriales des Reiches oder der Kirche vorkommen. Dieses letztere aber wird von den neuern Geschichtschreibern — obgleich die Urkunden vorliegen, wo unter den ministeriales, comites et nobiles viri mit dieser Benennung erscheinen — auf das Festigste bestritten, indem sie behaupten, daß, wer ein Amt übernehmen, seine freie Geburt verliere und sein liber sei. Wenn solche Ansichten von einem Geschichtsforscher in seinen Büchern behauptet worden, so wurden dieselben von den übrigen spätern Geschichtschreibern als eine Autorität (ohne Unteruchung) nachgeschrieben, um so mehr, wenn es dem Zeitgeiste ansprach, und wurde im vorigen Jahrhundert in den Streitkräften (Dissertationen) von den gebildeten Dienern eines Fürsten als untrüglich behauptet, wenn es sich um Rechte des Adels gegen den Landes- und Lehenfürsten handelte, welche jenen schon entzogen oder noch zu entziehen waren.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts, wo die Staats-, Landes- und städtischen Archive mehr oder minder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden sind, verlieren die von einem Eßtor, Kopp, Moser und Anders aufgestellten Behauptungen, die als Autorität galten, diese Dualität, wenn man noch einmal die Urkunden im Original nachgesehen und das nicht darin findet, was man früher darin zu finden glaubte. In der geschichtlichen Entwicklung des edeln Geschlechtes der Schlige wird sich urkundlich herausstellen: daß Erminold von Eltze, der

ministerialis ecclesiae fuld. genannt, zugleich als ein reicher und freigeborener Mann (sat dives et ingenuus) bezeichnet wird (1118). Sein Sohn Gerlach von Elltse wird in einer fuldischen Urkunde vom Jahre 1128 als vir nobilis ohne die Bezeichnung ministerialis aufgeführt und noch andere im 13. Jahrh. werden „edle Basallen“ von den Ketten genannt. Folglich gehörten die von Elltse zu den vielen edeln und freigeborenen Geschlechtern, die im 11., 12. und 13. Jahrh. diesen Stand besaßen, und erst später, nachdem ein großer Theil der Besitzungen durch weibliche Vererbungen oder durch sociale Verhältnisse verloren gingen, zum niedern Adel gerechnet wurden.

Die Untersuchung der Wappen dieses Geschlechtes ist nicht minder merkwürdig, sowohl wegen seines Alters (das auf einer Leichenstein gebauene Wappen Simon's von Elltse vom Jahre 1170 in einer Kirche zu Fulda) als auch für die Epigraphiker jetziger Zeit, das ein und das nämliche Wappenbild bei acht Familien zu finden ist, die größtentheils später nicht mehr den Namen Schütz, sondern den Beinamen von ihren Schlössern führten, wodurch urkundlich gleiche Abstammung bewiesen wird. Dieses schließt aber nicht aus, daß das Wappenbild der acht Geschlechter, „ein geädelter Balken,“ in der Zahl, der Trinkblume, der Gestalt und der Stellung verschieden ist.

Der Ort Elltse, von dem die edeln Herren von Elltse, die jetzigen Reichsgrafen, den Namen führen, wird schon in einer der Urkunden vom Jahre 812 genannt, wie auf Bitten des Abtes Hilgar zu Fulda vom Erzbischof Adolph zu Mainz die Kirche zu Elltse am 12. Oct. d. J. zu Ehren der heiligen Jungfrau und Märtyrin Margaretha eingeweiht und zugleich die Grenze des Pfarreibezirks beschrieben wird. Der Abt hatte bestimmt, daß jene 16 Hufen in Elltse zur Dotation des Hospitals für die Pilger, welche zum Grabe des heiligen Bonifacius nach Fulda kamen, bestimmt sei, und da zugleich das „oogno. minis. gens illustris“ erwähnt wird, so ist wol anzunehmen, daß diese Hufen mit ihren Besauern von diesem Geschlechte dem Hospital übergeben und dieses Besitzer des Ortes Elltse und dessen Beizt war. Die ersten aus dem Geschlechte, dessen Familiennamen in den fuldischen Urkunden als Zeugen vom Jahre 1080 und 1100 vorkommen, sind Heinrich von Elltse und Otto von Elltse nach Viermann's genealogischen Tabellen. Es ist wol anzunehmen, daß dieser Otto I. ein Sohn von Heinrich II. gewesen, wie auch der Vater von Erminold von Elltse, der in den fuldischen Urkunden (1116, 1117 und 1118) erscheint; daß diese beiden verheirathet und die Stifter verschiedener Klöster wurden, geht aus andern Urkunden hervor.

Die Edelfreiherrn von Elltse (viri nobiles, ingenui).

A. v. Elltse (Ober-) und v. Schenkenwald

Unter A. und B. (i. d. genealogische Stammtafel) werden die Personen jeder Linie aufgeführt und beschrieben worden.

Als Otto's Söhne werden genannt: Heinrich II. und Berthold; dieser war Groß-Combedant zu Fulda und wurde nach Resignation des Abtes Heinrich zu Fulda zu dessen Nachfolger erwählt, 1133, als ein Muster von Sitteneinheit und Frömmigkeit, der den Kaiser Lothar II. zu dessen Krönung nach Rom begleitete, wo er durch seine Tugenden und seine Rednergaben die Achtung und Liebe des Papstes Innocenz II. und des Kaisers gewann, von Innocenz II. mit der Inful geschmückt, den Tind des Primats unter allen Ketten in Germanien und Gallien erlangte und damals den Rang von der Erbsitze von Wagerburg bebaute. Zu den fuldischen Leichenbüchern wird dieses angeführt und das Bedauern ausgesprochen, daß der „gekrönte Abt“ nach zwei Jahren plötzlich gestorben sei.

Es ist wahrscheinlich, daß der Kaiser Lothar den Abt Berthold zu Fulda dahin vermachte, den von ihm edeln zum Landgrafen in Thüringen mit herzoglicher Gewalt erhabenen Grafen Ludwig den Bärtigen mit der Schenkname des Stiftes Fulda zu beleihen und als Beneficiarius die Lehenbarkeit über die Stadt Eisenach und der dazu gehörigen Umgebung, welche die edeln Herren von Frankenhain, Wartenburg, Brandenburg und andere mehr ehemals dem heiligen Bonifacius aus Tarenton aufgetragen hatten, wie gleichfalls der Abt Heinrich zu Hersfeld den Grafen Ludwig zum Schultheiß des Stiftes ernannte und zum Beneficiarius die Städte Gertha, Waltershausen, Odruf und andere nebst mehreren Schlössern zu Lehen gab.

Der Landgraf Ludwig I. von Thüringen übertrug nun dieses Erbschenkennamen Heinrich II. von Elltse, dem Bruder des Abtes, mit einer passenden Lehennotation. Wahrscheinlich fand dieses statt, als der Abt Berthold, aus Italien zurückgekommen, im Kloster Paulinzella zu dem Landgrafen Ludwig (regionarius comes) eine Zusammenkunft hatte, wo unter andern Geschäften der Landgraf den Tausch einiger Güter zwischen Fulda und Paulinzella vermittelte (1133). Heinrich II. von Elltse erscheint urkundlich 1141 und als dessen Sohn wird Simon I. (Siegmund) in einer Urkunde vom Jahre 1188 erwähnt, sowie auch in gleichem Grade der Verwandtschaft Otto II. von Elltse 1218. Der älteste von dessen Söhnen, Demmo und Heinrich III., befaß das Erbschenkennamen von Thüringen im Stifte Fulda (1233). Er war der Urheber einer Linie, die den Geschlechtsnamen nicht mehr gebrauchte und sich nach ihrem Schloß „Wald“ und nach ihrem Amt als Schenken beide Namen zusammengezogen „Schenkenwald“ nannte. Je weiter später auf diese Linie zurückkommen. Heinrich III. ein tapferer Mann, der Ritter genannt, war einer der Anführer des fuldischen Aufgebotes in der Fehde zwischen dem Abte Konrad III. zu Fulda und dem Bischofe Hermann zu Würzburg, wo jormal die Würburger, an deren Spitze der Bischof selbst wie auch der Abt Konrad kämpfte, geschlagen und bis an die Grenze verfolgt wurden.

Der unruhige schelmische Charakter des Abtes Konrad, der mit seinen Nachbarn wie mit den abeligen Land-

mann von Götz und von Brissberg.

wald und Götz.

von Stitese und Blankenwald.

Erminold I. (ingenueus),
Sage 1116. 1117. 1118.
Gerburg. † 1118.

Gerlach I. (vir nobilis)
1127. 1128.

Erminold II.
1178. 1187.

Simon II.,
Kanonikus zu Würzburg.
1170. 1215.

Bertold,
† 1241.

3) Simon III.
1232. 1239. 1246.

1) Giso,
Mitter.
1271.

Simon VI.
1269.

2) Friedrich III.
zu Unterschlitz. 1263.
1264. 1265. 1269.
1272. 1287. 1294.
Hildegardis v. Steinau.

3) Konrad
zu Oberhörschlag.
1259.
Königsmunde.

4) Friedrich IV.
jun., Probst des Bist.
Frankenberges bei
Jaila. 1265.

5) Hermann,
genannt v. Blanken-
wald. 1265.
Agnes † 1269.
Stifter der Linie zu
Blankenwald.

3) Albrecht,
König zu Würzburg.
1287.

4) Walter.
1290.

Friedrich V.,
Mitter.
1290.

1) Simon,
(ehel. Herr) fuld. Rath.
1270. 82. 92. 1308. 14. 19. in Blanken-
Lucardis.

2) Lucardis,
Klosterfrau
in Blanken-
1269.

1) Heinrich V.
Probst zu
bei Gerstfeld.

1) Simon IX.,
gut. v. Haselstein.
Mitter. 1379.
Adelheid.

2) Friedrich VI.,
gut. v. Haselstein.
1379.

Werner v. Blankenwald.
1319. 1338.
Elisabeth v. Eisenbach.

Heinrich v. B.
1365.

Johann v. B.
der letzte seiner Linie.

2) Simon XI.,
Mitter. genannt v. Hohenberg.
1370. 1371. 1373.
Königsmunde † 1380.

herren (nobiles terrae, wie sie der Bischof von Würzburg laut Urkunde vom Jahre 1436 nennt), die ihre Schlösser und Besitzungen nur theilweise vom Stifte Fulda zu Lehen trugen und in soweit nur Vasallen des Stiftes waren, in beständigem Unfrieden lebte, machte es, daß sie ihn zwangen, endlich abzugeben und den Erzbischof Siegfried von Mainz zum Gubernurator mit Bewilligung des Papstes Innocenz IV. der Abtei zu bestellen (1247). Dieser Heinrich III. von Sillese wurde mit noch einigen andern Ritters in Gemeinschaft des Domkapitels vom Erzbischof Siegfried als dessen Verweser bestimmt; daher auch seine Unterschrift in den ausgefertigten Urkunden während dieses dreißigjährigen Interims vorkommt. Der neu erwählte Abt Heinrich IV. schenkte ihm das nämliche Vertrauen und in den Urkunden bis 1253 nimmt er als Gewähltester die erste Stelle ein. Die Söhne Heinrich's III. werden Simon III., Berthous senior und Berthous junior genannt. Simon II. war Kanonikus in Würzburg 1272 und Probst zu Borsdorf, ein fuldisches Ghorherrenstift an der Werra. Mit Genehmigung des Abtes Berthous zu Fulda vertheilt er die jährlichen Einkünfte seiner Probstei, die wie alle geistlichen Einkünfte damaliger Zeit größtentheils in Naturalien bestanden, unter den Ghorherren des Stiftes (1273). Berthous und Simon kommen als Zeugen vor in der Stiftungsurkunde, wie sein Bruder Berthous, Presbyter und Kapellan des Benedictiner-Frauenstiftes in Blankenau, welches erst vor einigen wenigen Jahren von seinen Stammgenossen „Sillese genannt von Blankenwald“ erworben war, von seinen Allodialgütern in Heingelle, Beseiwines, Stodhausen, Maliez und Hammende, zur Gründung eines Hospitals neben dem Kloster schenkte (1288). Mit diesen drei Söhnen scheint die Linie erloschen zu sein.

Ich will nur füglich bei dem Schlusse der Hauptlinie A. der Schenken zu Sillese noch bemerken, daß sie in der Mitte des 13. Jahrh., wo das Geschlecht in mehreren Linien sich ausbreitete, zur Untertheilung den Namen ihrer Schlösser sich beilegte, wo bald darauf der Hauptname verloren ging.

Dymmo (Dymo) von Sillese (ein Bruder von Heinrich III., war thüringischer Unterschenk zu Fulda und wird mit Rudolf Schenk von Bartle, Ludo von Stein und Friedrich von Drefurt als edler Bürge des Landgrafen Konrad von Thüringen genannt, wie dieser sich mit den Grafen Gottfried und Berthold von Jiegenhain über mehrer Landesangelegenheiten vergleicht (1233). Seine Söhne Giso, Friedrich, Ludwig, Poppo und Albrecht (1270—1295) nannten sich, mit Auflösung von Sillese, von ihrem Schlosse Schenkenwald.

Giso war einer der Verbündeten gegen den Abt Berthous zu Fulda, der mit Strenge den Landfrieden in den Stiftslanden aufrecht zu erhalten suchte, bei demjenigen, die sich dem Gebote nicht fügten, vor ihre Schlösser und Burgen zog, meistens theils sie auch eroberte, ausbrannte und den Gefangenen auch Urtheil sprach und den Kopf vor die Füße legen ließ.

So hatte der Abt Berthous nach und nach die Schlösser Eberstein, Ebersberg, Blankenwald, Klebersillese,

Borberg bei Geisa, Frankenhein an der Werra und Eissenbach belagert, erobert, einige zerstört und einen der angesehensten Stifts Vasallen, reich an Schlössern und Besitzungen, Hermann von Ebersberg, da nun einmal sein angekauftes Recht, Fehde gegen Jedermann zu führen, die ihnen verbrieften Vertheidlichkeiten nicht nachkommen wollten, dabei gefangen bekommen. Trotz der Vorbitten seiner zahlreichen Verwandten und Bundesgenossen blieb der Abt unerbittlich und ließ Hermann von Ebersberg öffentlich auf dem Markte zu Fulda hinrichten (1270).

Giso von Schenkenwald verband sich daher mit Giso von Steinau, Albert von Ebersberg, Albert von Brandau, Konrad von Rosdorf, Eberhard von Spala und Konrad und Berthous, um ihres Freundes und Bruders Tod dadurch zu rächen, daß der Abt zum Südnopfer fallen sollte. Am 15. April 1271 ritten sie in Fulda ein, ließen ihre Kasse von ihren Knechten vor der Kapelle des heiligen Jacob halten, in welcher eben der Abt das Hochamt verrichtete, und stießen ihn vor dem Altare mit ihren Dolchen nieder. Eine orientalische Bluttrache, die im Mittelalter auch in Europa sehr gebräuchlich und noch jetzt in Italien und Irland gebräuchlich wird. Welche Folgen diese That auf Giso von Schenkenwald ausübte, hat die Geschichte nicht aufbewahrt, seiner wird nicht mehr gedacht. Wahrscheinlich wurde das Schloß Schenkenwald erobert und ihm und seinen Brüdern entzogen, da das Jahr 1287 im Besitze des Grafen Bertold von Henneberg sich befand, laut des Vertrags zwischen ihm und seinen Vettern, den Grafen Hermann und Heinrich von Henneberg.

Friedrich senior und seine Frau Agnes, Ludwig, Poppo und Albert von S., Brüder, übergaben zum Heile ihrer Seelen der Stiftskirche zum heil. Kreuz in Hünnefeld Güter in Marbach (1295). Ludwig, der Ritter genannt, der unter den Brüdern von Landgraf Albrecht von Thüringen allein mit dem Schenkennamen des Stiftes Fulda belassen wurde (Bartburg am 15. Juni 1291), war sowohl bei den Landgrafen von Thüringen als bei den Knechten von Fulda in großem Ansehen; so war er in dem von L. Friedrich von Thüringen, Abt Heinrich zu Fulda und Grafen Bertold zu Henneberg ausgerichteten Landfriedensbündnisse als einer der Schiedsrichter ernannt (1311). Desgleichen in dem erneuerten Bunde zwischen L. Friedrich von Thüringen und dem Abte Eberhard (1311—1327) kommt er mehrmals in fuldischen und thüringischen Urkunden vor, namentlich in den Verträgen und Schenkungen seiner Geschlechtsgenossen. Die Schenkenwalder blühten in mehrern Linien bis zum Ausgange des 15. und Anfange des 16. Jahrh.

Friedrich's von Schenkenwald Söhne, Friedrich, Kanonikus im St. Jönnestift zu Hünnefeld (1308), und Heinrich im Goge verlaufen mit ihrem Onkel Albert ihre Burglehen zu Eissenbach und ihren Zoll zu Hünnefeld an den Abt Heinrich zu Fulda um 240 Pf. Heller (1319). Ob von Heinrich oder Gogo Konrad, Ritter, ein Sohn war, der urkundlich genannt wird (1340), ist unbestimmt. Dessen Söhne waren Johann, Probst zu St. Petersburg bei Fulda, der nach Abfertigung des Abtes

Heinrich zu Julda von Seiten des Capiteis zu einem der Pfleger des Stiftes erwähnt wurde (1382). Friedrich war Probst des Stiftes zu Hersfeld (1376) und Heinrich der Ritter (1376 — 1385), der das Geschlecht fortpflanzte. Sein Sohn, Eckenbrecht von S., unterschreibt den Friedensvertrag zwischen dem Abte Johann zu Julda mit dem L. Friedrich von Thüringen (1430). Simon scheint der letzte seines Stammes gewesen zu sein, da alle seine Güter zu Wadenzell, Großbach und Mosbach seine Nefen Johannes und Christoph von Vibra, dessen Mutter Simon's Schwester war, zu Lehen vom Abte zu Julda erhielt (1513). Das Wappen: zwei wagrecht liegende, doppelt gezinnte schwarze Balken im blauen Felde.

B. v. Elitese und v. Blantenwalt.

Grminold I. de Elitese, der wahrscheinlich jüngere Bruder von Otto I., ist zugleich der Stammvater der Linie Elitese von Götz, von Blantenwalt, von Haiselstein und von Hönberg, die im 13. Jahrh. den Beinamen von ihren Schlössern annahmen, nachdem brüderliche Theilhebungen stattgefunden hatten. Es gehört wol zu den Seltenheiten, daß aus den Urkunden vom Anfange des 12. Jahrh. eine Filiation herausgestellt werden kann, wie hier in diesem Geschlechte.

In fuldischen und hennebergischen Diplomen von den Jahren 1116 und 1117 kommt der obgenannte Grminold als Zeuge unter der Rubrik der nobiles und liberi vor und im folgenden Jahre (1118), wo er nach dem Tode seiner Ehefrau Gerbirga ein Seelengeräth mit dem Gute (praedium) zu Himmeweide im Kloster des heiligen Bonifacius zu Julda stifte, wird er ein freier und reicher Ministerial dieser Kirche genannt. Diese Schenkung sei geschehen zur Zeit des Abtes zu Julda, unter der Regierung des Kaisers Heinrich 1118 indic. XII. Er scheint 1123 das Zeitalter geegnet zu haben, indem sein Sohn, der gottesfürchtige (religiosus) und edle Herr (vir nobilis) Gerlach de Elitese, mit Einverständnis der Erben ein Gut in Salmanaß dem Altare des heiligen Bonifacius zum Seelengeräth seines verstorbenen Vaters Grminold schenkt, dessen Jahrgedächtniß jährlich vom Abte und den Klosterbrüdern feierlich begangen werden sollte (1128). So befindet sich noch sein Name unter den vielen Zeugen, mit welchen einige Jahre nach dem Tode Christian von Goldbach's seine Witwe Veretorda das Dorf Glende unweit Eisenach durch die Hand ihres Bruders Hartung von Schaffenberg dem Abte und den Klosterbrüdern zu Julda zur Erwerbung des ewigen Lebens übergibt (1137 indic. XV).

Die Brüder Grminold II. und Simon I. (Siegmund), die Söhne Gerlach's, werden unter den Zeugen genannt, wie Abt Burhard von Julda einige Dörfer und Gehöfen, die dem Hospitale der Pilger von benannten Personen überwiesen waren, bestätigt (1170 indic. III).

Bei ähnlichen Donationen an das Stift Julda zum Jahrgedächtniß ihrer verstorbenen Verwandten findet sich Grminold und sein Sohn Gerlach II. unter den Zeugen vor (1178. 1187). Gerlach's Bruder Simon II. er-

wählte den geistlichen Stand und ward Kanonicus zu Würzburg (1215). Wahrscheinlich waren Gerlach II., Simon III. und Bertold (Berthouf) Söhne von Grminold II., obgleich keine Bezeichnung vorliegt, daß sie Brüder gewesen.

Simon III. wurde mit Gerlach von Haiselstein und Simon von der Lann vom Abte Konrad zu Julda als Bürgen erwähnt in dem Vertrage zwischen ihm und dem Grafen Poppe von Henneberg wegen der Dörfer Schmiedshausen und Heningen (1232). Wie Gerlach von Haiselstein mit Genehmigung seiner Frau Wechbild die Vogtei über die Dörfer Teiten, Balten, Efrides und Windelins zum Heile ihrer Seelen den Klosterbrüdern zu Julda übergibt, findet sich sein Name unter den Zeugen (1239). Simon hatte dem Grafen Ulrich von Wingenberg in dessen Hebbe gegen seinen Sohn beigegeben und erhielt dafür Güter in den Dörfern Egingen, Buch und Kaubach.

Als fuldischer Vasall des Gerichts Moos am Vogelsberge — aus den Dörfern Ober- und Nieder-Moos, Gungenua, Wegelos und Weglosgech bestehend — resignirt derselbe sein Allod an Heinrich von Rodenstein und bietet den Abt, diesen damit zu belehnen (1249). Im nämlichen Jahre bestätigt er den Vertrag zwischen dem Abte Konrad von Julda und dem Grafen Berthold von Ziegenhain, worin ersterer dem Grafen die Hälfte der Kinder, die aus der Ehe seines Vassallen Konrad von Warburg mit dessen Frau Kunigunde von Reiskausen hervorgehen, dem Grafen als Vassallen zuteilen sollten, wenn sie die Frau Kunigunde des Lebens ihres Mannes fähig erklären würde (den 17. Dec. 1240). Mit andern Worten, daß der Heimfall der Güter an den Grafen nach Erlöschen des Mannstammes nicht stattfinden, weil nach fuldischem Lehenrechte und Herkommen alle Lehen, die nicht als Burglehen gegeben, als aufgetragene Güter Erblehen zu betrachten sind.

Gerlach II. und Bertold von Elitese, Ritter, sind Zeuge, wie Tragbodo von Beberstein und seine Frau Hildegardis zwei Hufen im Rissebach zum Seelengeräth den Brüdern des Klosters zu Julda übergibt (1241). Gerlach hinterließ zwei Söhne, Friedrich und Simon, die mit ihren Ehefrauen Berta und Gese auf alle ihre Rechte an den Marken jener Dörfer, worauf das Kloster Blantenau gestiftet und erbaut sei, zu Gunsten desselben renuncirten (1285). Friedrich's Sohn Heinrich, Ritter, der jüngste genannt, einer der Lehenrechte-Grichtelbeitzer zwischen dem Abte zu Julda und Ulrich's, Edelherren von Bickenbach, hinterlassenen Töchtern (1340). Seine Nachkommen führten den Beinamen „genannt von Haiselstein“ (s. unten).

Simon III. hatte urkundlich vier Söhne hinterlassen: Friedrich I. senior, Hermann, Konrad und Friedrich II. junior, welche verheirathet und daher nach dem Tode ihres Vaters ihre Schiesser vertheilten und den Beinamen davon sich beileigten. Hermann, dem das Schloß Blantenwalt zuziel und dessen Nachkommen, mit Weglassung des Stammnamens, nach dem Schlosse hin nannten und Urheber einer besondern Linie ward, ist,

wie die Linie von Schenkenwald, jetzt zuerst in soweit anzuführen, als sie mit der Hauptlinie von Elstze in Verbindung blieb.

Das 13. Jahrhundert während des Interregnums war eine sehrbedrückte Zeit, und da, nach dem Falle der Hohenstaufen, nur ohnmächtige Grafen, oder aus fremden Thronen sitzende Könige zu Kaisern gewählt wurden, hatten in Teutschland Willkür und Anarchie den höchsten Grad erreicht. Jeder Stand suchte den andern zu unterdrücken und das erstreckte sich auf die einzelnen Personen, wenn man mächtig sich dazu fühlte. Daher entstanden die vielen Bündnisse der Städte gegen weltliche und geistliche Fürsten, Bündnisse, die aber, wenn sie auch gleich von dem schwachen Kaiser (Heinrich VII.) für nichtig erklärt (1223), unbeachtet blieben. Die Fürsten besaßen die reichen geistlichen Einkünfte, die ihre Grenzschutzmann waren, und diese lagen wieder in Hader und Streit mit den Grafen und Herren, die theilweise ihre Vasallen waren. Der Lehensadel verband sich nach seinem Interesse bald mit den geistlichen und weltlichen Fürsten, welches um so leichter und unbedenklicher von ihm ausgeführt werden konnte, weil der Adel damals seine Schlösser und Burgen eigenthümlich noch besaß. Selbst die Bauern in manchen Gegenden dadurch ermuthigt, fielen in die Häuser und Gehöfte ihrer Geistlichen und nahmen ihnen Vieh und Getreide, wenn sie vielleicht zu streng ihre geistliche Macht zu fühlen ließen. Die geistlichen Äbte gaben dem bündeligen Kinde, daß vom ersten Reichsfürsten bis zum Bauer hinunter Gebrauch war, durch Fehde sich das zuzueignen, was ihnen nicht gehörte.

Es liegen eine große Anzahl von Urkunden vor, wie z. B. der erste Landgraf von Hessen, Heinrich I., den Schloßbesitzer, den Herren des Hessenlandes mit Gewalt ihre Schlösser eroberte, damit die Besizer als Vasallen des Landgrafen sich zu unterwerfen und als Lehen ihre freien Besigungen zurückzunehmen hätten. Ehe diese vollständige Unterjochung stattfand, vergingen mehrere Generationen. Die Abte von Fulda, die einen so bedeutenden Lehenbesitz hatten, waren keine Lehenherren der vielen Schlösser, womit jeder Vasallstügel des weiten Buchenlandes gekrönt war, und erst in Verbindung mit ihrem Schwager, dem Grafen von Siegenbain, und ihres Vasallen, des Landgrafen von Thüringen, besaßen sie diese fuldischen reichen und mächtigen Landbesitze, ihre Schlösser eroberten sie und zerstörten sie, sodas diese sich gewöhnen sahen, ihre Schlösser und deren Zubehörungen als ein Erblehen vom Stifte Fulda anzunehmen.

Vor der Mitte des 13. Jahrh. finden sich keine Urkunden vor, aus denen man zu schließen berechtigt wäre, daß die Schlösser Falsenstein, Ebersberg, Eberstein, Buchenau, Angersbach, Worsberg, Wartemberg, Blankenwald, Eisenbach, Herzberg, Schloß den Namen tragenden Besitzern vom Stifte zu Lehen gereicht, wol aber Urkunden, daß die Schlösser in den Händen von den Abten erobert und nach der erfolgten Einnahme dem Besizer zu Lehen zurückgegeben wurden. Solche Lehenwerbungen der Schlösser fanden noch statt im 14. und 15. Jahrh.

Ein Ministerial der Kirche im 12. Jahrh. genannt zu werden, bedingt nicht und setzt auch nicht voraus, daß dessen Burg oder Schloß von ihr zu Lehen als ein Beneficium gegeben sei; denn wie hier aus den vielen fuldischen Urkunden des 12. Jahrh. zu lesen ist, nennen sich die Besizer obiger Schlösser oder werden von dem Aussteller derselben genannt „edle Freiherren“ (viri nobiles, liberi, ingenui). Ministerial der fuldischen Kirche bedeutet nicht mehr und nicht minder, als Diener der Kirche geworden zu sein, ein Beneficium von ihr dagegen angenommen zu haben, was sie wieder aufgaben und zurückgaben, wenn ihnen das Verhältniß nicht mehr behagte und sie des Lehens nicht mehr bedürftig waren. Zum Beweise dieses geben uns mehrere Urkunden den Beleg dazu. Hermann von Elstze genannt von Blankenwald, dessen Schlösser und Besigungen in dieser Stillschleife zerstört und verwüstet waren, beschloß mit Genehmigung seiner Frau Agnes, am Ende seiner Tage ein Benedictiner-Frauenkloster zum Heile seiner Seelen Stille zu stiften. Er bestimmte dazu die verwüsteten Dörfer Etaden, Geroldsrode und das Thal Juvinels, nebst dem Berge Blankenberg, wo ehemals das Schloß gestanden habe, mit allen ihren Zubehörungen und Rechten; dafür sollte seiner Tochter Eucardis ein Aufenthalt, wie ihm und seiner Frau nach ihrem Absterben das Begräbniß darin gestatet sein. Unter den Zeugen werden sein Bruder Friedrich, Probst des Frauenberges bei Fulda, Konrad von Elstze und Friedrich von Unter-Elstze genannt (1205). Wahrscheinlich, nachdem die Kirche und das Kloster erbaut war, ward den Namen von dem Berge und Burg Blankenberg in Blankenau verändert erhielt, bekräftigt der Abt Berthold und das Capitel dasselbe. Auch hier kommen unter den Zeugen Friedrich von Elstze, nicht der Probst, sondern ein Ritter gleiches Namens, und Simon von Elstze, Bruder des Elstzers, vor (1269). Nach dessen Tode vergleicht sich Simon von Blankenwald, der Sohn Hermann's, mit dem Kloster Blankenau durch die erwähnten Schiedsleute, Berold Grelbert von Rieberg und Eberhard von Bleichenbach, dahin, daß er gegen alle seine Rechte, die er auf die von seinen Aeltern zur Erbauung des Klosters gestifteten Dörfer und Zubehörungen gehabt, gegen Entgang von 30 Pfund Heller renuncire und trat zugleich dem Kloster sein Dorf Hammabes mit allen Rechten und Zubehörungen ab (1284).

Simon von Blankenwald gerieth nach seines Vaters Tode mit seinen Vettern von Elstze wegen des Gerichtes Moos in Irrungen und erbielt nach dem Schiedsspruch vom Abt Berthold die Hälfte davon (1270). Im J. 1290 erbaute er mit dem Besizer der andern Hälfte des Gerichtes, Berold von Rieberg, auf dem Berge, Karberg genannt, ein Schloß gleiches Namens. Der Abt Berthold verbot den Bau, da die Burg dem Stifte lehnbar wäre. Die Zeugnisaussagen besaßen das Gegenheil. Da aber das Schloß vom Abte zu Fulda in einer Fehde zerstört wurde, so gab dieses die Veranlassung, das Gericht Moos und Karberg dem Pfälzgrafen, Herzog Ludwig von Baiern, Kurfürsten von Brandenburg,

dem Sohne des Kaisers Ludwig, als Lehen aufzutragen. Simon von Blankenwald verlegte an seinen Schwager Hermann von Eiberg nicht allein seine Hälfte an Moos und Narberg, sondern auch seinen Theil am Schlosse Freienheim um 800 Pfund Heller. Er mit seiner Frau Eudardis baten den Abt Heinrich zu Fulda, die Schenkung des vom Stifte zu Lehen tragenden Dorfes Herdingelle mit allen Zugehörungen und Rechten zum Seelengrabe an die Kirche des Klosters Blankenau nach ihrem Tode zu bestätigen (1308). In dem Vertrage zwischen dem Herzoge Ludwig von Baiern mit dem Abte Eberhard von Fulda, worin ersterer ihm verspricht, 3000 Mark Silber zu geben, wenn er ihm zur Erlangung der römischen Königwürde behülflich sein würde, wird der edle Herr und Ritter Simon von Blankenwald Rath des Abtes genannt, dem das Geld übergeben werden sollte (1314 am 15. Sept.). In der Fehde zwischen dem Erben von Blankenwald und den Erben von Breuberg, die endlich durch den Abt Heinrich zu Fulda und Grafen Berthold von Henneberg geführt, scheinen sie für Schloß Blankenwald dadurch verloren zu haben (um's Jahr 1319).

Simon's Sohn Werner, mit Elisabeth von Eisenbach verheiratet, löste mit seinen Schwägern von Eisenbach die Pfandschaft ein (1338), um sie bald darauf an diese gegen Auszahlung von 300 Pfund Heller erblich zu verkaufen. Heinrich von Blankenwald, dessen Sohn, lebte 1365. Johann von Blankenwald lebte in seinen alten Tagen im Kloster Blankenau, daher er sein Haus mit Zugehörungen in Gerbheim mit Bewilligung des Abtes von Fulda dem Kloster übergab (1380). Mit Konrad von Blankenwald, dem Sohne Johann's, scheint die Linie Blankenwald erloschen zu sein (1454). Laut Lehenbrief wurde dieser mit den mütterlichen Gütern in Madenzell betrieben (1454). Die Linie von Schenkenwald besaß noch bis zu ihrem Erlöschen ebenfalls Güter in Madenzell (1515) und beursundet, wie auch das Wappen, daß diese beiden Linien aus dem von Schlg. (Elstze) entsprossen sind. Das Wappen: im schwarzen Schilde zwei über einander quer liegende gezahnte silberne Balken.

Zur Hauptlinie von Elstze zurückkehrend, führten Hermann von Blankenwald's Brüder Konrad zu Ober- und Friedrich I. zu Unter-Elstze das gleichnamige Geschlecht fort. Konrad verkaufte alle seine Güter und Männer in Biberach mit Bewilligung seiner Frau Kunigunde, seiner Kinder und anderer Erben an Rudolf von Dmso, abtlichen Schöffen in Altselt (1269). Mit seinem Bruder Friedrich III. bezogte er die von seinem Bruder Hermann gemachte Stiftung des Klosters Blankenau (1265) und war 1269 schon verstorben, als seine Witwe Kunigunde und ihre Kinder diesem Kloster wieder einige Güter schenkten.

Friedrich III. zu Unter-Elstze (dem jetzigen Städtchen Schlg. und der Residenz des mediatisirten Grafenhausen) ward zufolge der vorliegenden vielen Urkunden ein ausgezeichnete Mann in dieser fehdereichen Zeit. Wie schon erwähnt, tritt er als Zeuge auf in den Jahren 1263, 1264 und 1265, und selbständig, wie er in Ge-

meinschaft mit seiner Frau Hildegunde von Steinau, seines verstorbenen Bruders Konrad Witwe, und deren Kinder 5 Pfund Heller aus ihrer Veigetei Maria dem Kloster Blankenau stiftete, die innerhalb zehn Jahren mit 40 Mark Silber abzulösen hieß (1269).

Als nach dem Tode des Grafen Gottfried von Jüngenbain die zunehmende Habgucht des ersten beistehenden Landgrafen Heinrich I. sich in Besiz eines Theiles des Landes setzen wollte, suchte die Witwe Hedwig für ihren unmündigen Sohn Gottfried Hilfe bei den jährlichen ehelein Geschlichtern, die Hefsen begrenzten und gleiche Unbilden beschickten. Friedrich von S. sagte ihr seinen Beistand zu gegen alle ihre Feinde, dafür wurde ihm eine Rente von 21 Mark Silber aus Gütern zu Holzmarsfeld als Pfandschaft und ein Burgagat zu Treis von 4 Pfund Heller Renten verschrieben (1272). Friedrich, der mit seiner Frau Hildegunde nach Absterben ihres Vaters Giso von Steinau die Hälfte des Schloßes gleiches Namens erbeirathet hatte, aber keinen Antheil an der Fehde zwischen diesem und dem Abte Berthold genommen, dessen Ermordung dadurch, wie auch des Schloßes Steinau Eroberung veranlaßte, schloß einen Vertrag mit dem Abte Marquard zu Fulda, daß ihm die eroberte Hälfte des Schloßes Steinau zu Lehen gegeben, unter der Bedingung, die erriethe Hälfte des Schloßes nicht wieder bezusetzen (den 1. Sept. 1287).

Auf Friedrich's Witten befreit der Abt zu Geroldshausen, Heinrich von Weinberg, das Dorf Geroldshausen von den Lehenverbanen, welches Friedrich dem Johanniter zu Gräbenau geschenkt hatte, wahrscheinlich wegen eines seiner Söhne, der als Ordensbruder eingetreten war (1294). Friedrich hinterließ fünf Söhne: Albrecht, Domherr zu Würzburg (1287), Heinrich IV. und Simon VII., die ihre Linie fortpflanzten, Walter (1290) und den nicht mit Namen genannten Johanniterritter.

Heinrich IV. und Simon VII. besiegeln und unterschreiben mit ihren Vettern Ludwig von Schenkenwald und Simon von Blankenwald und andern südbairischen Vasallen den Vertrag, den der Abt Heinrich zu Fulda mit ihnen aufgerichtet hatte, um die langwierigen Streitsachen, die in Fehden ausgeartet waren, für immer zu beizulegen. Als beiderseitige Bürgen besiegelten und unterschrieben Berthold Graf von Henneberg, Gerlach Herr zu Breuberg, Heinrich Graf zu Vattenberg, Engelbert Graf zu Jiegenbain und Simon von Blankenwald (Julius 1308 am Palmsonntag). In der Fehde zwischen dem Abte Heinrich mit dem Grafen Johann von Jiegenbain war Heinrich IV. von S., Ritter, fuldischer Marschall 1319. Derselbe wird mit Heinrich von Stotternheim in dem Bündnisse zwischen dem Erzbischofe Heinrich von Mainz und dem Abte Heinrich zu Fulda zu Rathsherrn ernannt, wenn Klage zwischen ihren beiderseitigen Stiftingsabhängigen in Thüringen und Hefsen angebracht werden sollte (1338).

Mit dem Bischofe Otto und dem Hochstifte zu Würzburg schloß er ein Schutz- und Trutzbündniß, daß er in dem Stiftestriege seine Schloßer Steinau, Schlg. und Riebsheim öffnen wolle, wogegen das Hochstift ihm mit

benannten Gütern und Gefällen zu Burgmannlehen zu geben versprach (1340). Er unterschreibt auch den Vertrag zwischen dem Grafen Johann und Gottfried von Ziegenbain und dem Abte Heinrich zu Fulda, wie ersterer seine Vogtei, Court und Gerichtliche im Stifte, ausgenommen das Erbmarthallamt und Lehen, um 7100 Pfund Heller an letzterem verkauft (1344). Von seiner Frau Elisabeth waren ihm drei Söhne: Simon VIII., Heinrich V. und Erminold III., geboren.

Simon VIII., der wahrscheinlich in der Theilung das Schloß Steinau (Freiensteinau) erhielt, auch die Beinamen davon, da mehrere Lebende den Namen Simon führten. Er kommt als Zeuge vor 1305 und 1308 und in dem Friedensinstrumente zwischen Fulda und Ziegenbain durch den Erzbischof Balduin von Trier als Vertreter des Erzbischofs Mainz wird dessen unentgeltliche Freilassung aus der Gefangenschaft verordnet, da er in den Krieg nicht verwickelt gewesen wäre und dessen Ursache Nichts weiter enthalten sollte als der Gefangenschaft wegen (1331). Der Abt Heinrich zu Fulda gab ihm nun das Gericht Widelis-Rombach um 507 Pfund Heller lebenslänglich in Handpacht (1332). Vom Grafen Johann von Ziegenbain wird er zum Burgmann auf Schwarzenborn gewonnen und zum Burggut im Kirchheimgasse überwießen (1349). Seine Witwe Eucardis und ihr Sohn Heinrich VII. werden 1369 von dem Großbedienten des Stiftes zu Hersfeld mit 30 Pfund Heller zum Burggut des Schloßes Hattenbach angewiesen. Der dritte Sohn Heinrich's, Erminold III., war in dem geistlichen Stand getreten und kommt 1355 als Pförtner des Stiftes und 1369 als Probst zum St. Johannerberg vor.

Da am Anfange des 14. Jahrh. vier verschiedene Linien der Stifflie blühten, die größtentheils die Taufnamen Simon und Friedrich führten, so wählten sie zum Beinamen den von ihren Besitzungen; es bleibt aber beinahe ungedacht sehr schwer aus Urkunden zu unterscheiden, welche von den vier Stammvätern gleiches Taufnamens den Beinamen zu Hofelslein, zu Hönberg, zu Steinau und zu Görs führten. Da aber alle die Linien bis auf die Linie von Görs erloschen, so ist kein großes Gewicht darauf zu legen, wenn nur das von ihnen merkwürdig Geleitet hier angeführt wird. Simon IX., Ritter, und Friedrich VI., Söhne von Friedrich V. von S., Ritter, der jüngste genannt, erhielten vom Abte Konrad zu Fulda das Schloß Hofelslein als eine Handpacht und führten den Beinamen von Hofelslein. Simon IX., Ritter, und Adelheid, seine Ehefrau, erklärten für Alle, denen es angeht, daß sie von dem Grafen Gottfried zu Ziegenbain wegen des Amtes, welches sie von dessen Vater gehabt, ihre Ansprüche auf Loß, Schaden und Verlust befriedigt worden wären (1379). Er und sein Bruder, wie auch die übrigen Verwandten und mehr andere bürgerliche Adelsgeschlechter, hatten in Gemeinschaft des Landgrafen Hermann von Hessen, des Grafen Heinrich von Henneberg und der Stadt Hersfeld dem Abte Konrad zu Fulda einen Erbderbrief gelandt und sofort die Grenzen des Stiftes überschrieben und sich

um die Stadt Fulda gelagert. Die Veranlassung gründete sich auf des Abtes Konrad feindseliges Betragen, der mit Hilfe seiner Brüder, den edlen Herren von Hanau, gegen Hessen und Henneberg und vorzüglich gegen den bürgerlichen freien Adel, der, wenn er auch des Stiftes Lehmann war, seine größten Besitzungen und Schloßer als freies Eigenthum noch besaß, feindselig verfahren war.

Der Abt Konrad verlangte gegen Recht und Herkommen, daß seine Vasallen ihm gegen Hessen, Thüringen und Henneberg beistehen sollten in den Kriegen, die er nach seinem Gurdanken, ohne ihre Zustimmung zu erhalten, angefangen, und da sie sich weigerten, entzog er ihnen ohne Entgeld die verpfändeten Schloßer, Weizen und Dörfer. Nicht minder hatte der Abt der Stadt Hersfeld ihre Kaufmannsgüter auf der Straße anhalten lassen wegen vermeintlichen Schadens, den sie ihm zugefügt hätten, auch dem Kloster Kreuzburg an der Werthe die Güter entzogen.

Der Abt Konrad ward nun gezwungen, sich den Bedingungen, die ihm vorgeschrieben, zu unterwerfen, um der Gefangenschaft zu entgehen (1380). Da aber der Abt dem Versprechen nicht Folge leistete, wurde er von Kapitel und Adel abgesetzt und ihm das Amt Gersa und das Schloß Rodenstahl zum Unterhalt gegeben (1381). Einen gewaltsamen Tod fand er in Espenbergen, wo er den Grafen von Ziegenbain als Erbmarthall des Stiftes persönlich aufgeführt hatte, sich an die Spitze des von ihm gewonnenen Haufens zu setzen, um sich des Stiftes, wieder zu bemächtigen (1383).

Friedrich VII. und Simon XL, die Söhne von Heinrich V., nahmen den Beinamen von dem Schloße Hohenberg an, wahrscheinlich ein im Hochstifte Würzburg gelegenes, jetzt unbekanntes Schloß; sie waren würtzburgische Burgmänner zu Bodenlauben und Ueberberg. Beide Brüder verglichen sich wegen des Schloßes Rodenstahl im Hochstifte Würzburg, wo Friedrich's Ehefrau Kunigunde mit genannt wird (1370). Er und König von Eisenbach sind von Friedrich, edlem Herrn von Hohenberg, als Würzburg eingekauft, daß nach dessen unterbemt Tode dem E. Heinrich von Hessen die Wiedererlangung des Hauses Gräbenau gegen die Handsumme von 200 Gulden geschehen soll (1371), worüber von Beiden auch ein besonderer Versicherungsbrief angefertigt wurde (1373).

Friedrich war schon tot, als sein Bruder Simon XL von Stifflie genannt von Hohenberg den schon erwähnten Friedensvertrag mit dem Abte Konrad zu Fulda unterschreibt (1380). Simon wurde vom Bischofe Albrecht zu Würzburg zum Burgmann in der Feste Ueberberg gegen Auszahlung von 200 Pfund Heller gewonnen, dafür trug Simon dem Hochstifte die Hälfte des Dorfes Rimbach zu Lehen auf (1369). Simon war, als Ganerbe des Schloßes Hohenberg, mit Friedrich von Hohenberg und die von Eisenbach mit dem von Lüber zu Lüber zu Hülfa in eine Fehde geraten, die durch das Domecapitel zu Fulda, Eberhard von Buchenau und Simon von Steinau gesüht wurde, bergschalt, daß die von Lüber 1400 Goldgulden für die bezagangenen Brände, Todschläge und Wunden an jenen zu entrichten hätten (1394). Nach

seinem Tode wurde seine Witwe Agnese von dem Abte Friedrich zu Fulda mit einem Hofe zu Schilg, der ihr zum Leibgedinge verschrieben, belehnt. (1396).

C. Die Reichsfreiherrn von Schilg genannt von Görg.

Wahrscheinlich sind Simon VIII. von Schilg zu Steinach und Eucardis die Aeltern der Brüder Simon X. und Heinrich VI., Ritter, welche zuerst den Beinamen von Görg annahmen. Es ist bis jetzt noch unaufgeklärt, ob der Name von einem Schlosse oder von einem Geschlechte, das man berört hatte, seine Entstehung zu verdanken habe, da in Büchern weder ein Schloß noch Geschlecht dieses Namens bekannt war. Diese Vermuthung ist nicht einmal anzunehmen, die Ursache, vorzüglich in Büchern, wo viele Adelsgeschlechter einen Beinamen sich zulezten, ist größtentheils daraus entspringen, wenn Einer ein Schloß durch Heirath einen Erbtöchter erwarb, seinen Wohnsitz daselbst nahm und eine besondere Linie stiftete. Doch müssen noch andere Gründe mitgewirkt haben, die unbekannt geblieben, denn nicht immer ist dieses der Fall gewesen. Diejenigen aus dem Geschlechte von der Taan, die im 14. Jahrhund. die Schösser Bischofsheim, Greinberg, Frankenberg und Bieberstein erwarben, nahmen den Beinamen von einem dieser Schösser an. Aeltere Genealogisten leiten die Abstammung derer von Eltfice von den Grafen von Görg aus Karnten her, wo vor Zeiten Gebaut aus ihnen im Buchenlande das Schloß Eltfice existirte und den Namen davon den Einigen beigelegt habe. Weiter die Gleichheit noch die Ähnlichkeit des Wappens beider Geschlechter begründet diese Vermuthung, dann daß der Name Görg eher nicht als nach der Mitte des 14. Jahrh. vorkommt.

Simon X. und Heinrich VI. bekennen, daß sie vom Bischofe Gerhard zu Würzburg als Erbburgmänner zum Bischofsheim angenommen, dafür 150 Gulden erhalten, daher sie dem Hochstifte ihr Erbgut im Dorfe Kyndelboes als ein Lehen aufgetragen und wieder empfangen hätten (30. Jan. 1374). Wahrscheinlich ist Simon X. von S. der Ritter der nämliche, welcher einige Jahre früher vom Bischofe Gerhard von Würzburg um 200 Pfund Heller zum Erbburgmann in der Feste Ueberberg gewonnen wird, dagegen er die Hälfte seines Erb- und eigenen Dorfes Rimberg zu Lehen aufträgt und wieder empfängt (12. Aug. 1369). Hier führt er aber noch nicht den Beinamen, mit dem er erst in der Urkunde vom Jahre 1374 erscheint. Auch kommen die Brüder mit den beiden andern Stämmen von Schilg zu Hahlfeld und zu Hohenberg im J. 1380 in der Abtensungs-urkunde des Abtes Konrad zu Fulda vor, als er die Regierung des Stiftes in die Hände des Domcapitels und des Adels legen mußte. Heinrich VI. Ritter wird im J. 1390 als Marschall des Abtes Friedrich zu Fulda erwähnt. In dem Vergleich zwischen der Stadt Hammelburg und dem Abte Friedrich, wo erhere versprochen die abverlangten 2000 Gulden Steuer zu zahlen, wenn sie jene 1410 Gulden von denen von Thüngen und Hohenbach, wegen ihrer Gefangenschaft herrührend, erhalten hätten.

Die Schwestern der genannten Brüder waren Margaretha, an Friedrich von der Taan, Ritter, verheirathet, 1372, Kunigunde, die Ehefrau Giso's von Eberberg, genannt Weyher, Ritter, 1374, und Katharina, die an Friedrich von Gerdon verheirathet war, 1374. Letzter Bruder waren verheirathet und hinterließen Nachkommenschaft; die von Heinrich ist die, aus dem die jetzigen Reichsgrafen entsprossen sind.

Seine Söhne waren: Leopold (1408), Constantin I., Gyracus I. und Simon X., der mit Katharina von Buchenau das Geschlecht forsetzte. Simon XI. kommt 1414 schon als Zeuge in einer kaiserlichen Stiftungs-urkunde vor; er wurde bald darauf wegen seiner Kenntnisse unter die heimlichen Räte des Abtes Johannes aufgenommen (1424). Als Senior des Geschlechtes wurde er mit seinen Vettern und Onkeln mit der Stadt Schilg, mit dem Gerichte und allen seinen Zugehörigen als ein Erbmannchen vom Abte Johann zu Fulda belehnt (1439). Es ist der erste kaiserliche Lehenbrief, den das Geschlecht erhielt. Die darin nicht mit Namen genannten Vettern sind wahrscheinlich die Söhne von Simon XI., als: Friedrich VIII., in dem Fiskusvertrage zwischen dem Landgrafen Ludwig von Hessen und Krich von Eisenbach als einer von dessen Bundesgenossen genannt, Werner (1429) und Karl. Simon XII. erhielt vom Abte Hermann zu Fulda die Stadt und das Amt Hünnefeld lebenslänglich gegen 1400 Goldgulden in Verpfug (1440). Bei seinem Absterben stiftete er und seine Söhne: Stamm II. (Constantin) und Krichen II. (Gyracus), zum Seelenheil der Aelteren zum Conventstische des Klosters „zu der Reuenburg“ bei Fulda ein Fischwasser zu Lüdergemund: darum sollen die geistlichen Herren ihn, seine und alle ihre Aelteren in ihren Gebeten und Seelengeräth zu ewigen Zeiten einschließen (1451). Aus dieser Stiftungsurkunde geht ferner hervor, daß er damals ein Präbendarus des Klosters war (1451). Als Geschlechts senior wird er in dem vom Abte Johann ausgestellten Lehenbriefe mit dem Namen „Langore“ angeführt (1453) und starb 1457.

Mit dem 15. Jahrhund. hörte das sogenannte Winkler auf. Durch die Kraftlosigkeit der teutischen Raiser usurpirten alle Stände des Reichs jene Rechte, woraus nach und nach die Landesherrenlichkeit hervorsprang. Wer die Macht in sich fühlte, den Landfrieden zu brechen, so oft er auch vom Landfriedensrichter publicirt wurde, bekümmerte sich wenig darum, weil die executive Gewalt fehlte, die Uebertreter zu bestrafen. Die geistlichen und Laienfürsten waren die ersten, welche den Grafen, dem Adel und den Reichsfürsten ihre Rechte nicht allein einzuschränken, sondern zu entziehen suchten. Ein gleiches Gelüste entstand bei den weltlichen Fürsten, durch die kirchliche Revolution, von Haß herbeigeführt, sich des Kirchengutes zu bemächtigen und die geistlichen Fürsten ihrer Länder zu berauben. So war Teutschland ein Kampfplatz aller Stände. Daher sahen sich die minder mächtigen Reichsverwandten, die Grafen, der Adel und die Städte, genöthigt, Corporationen zu bilden, um mit der Gewalt der Gewalt zu widerstehen. In Schwaben entstand

5) Katharina.
Friedrich v. Carben.
1374.

6) Karl.
Katharina v. Trobe.

2) Werner II. 3) Katharina. 4) Kunigunde. 5) Maria.
† 1490. Konrad v. Weitershausen. Philipp v. Schwalbach. Albrecht v. Ebers-
berg,
genannt v. Weibers.

1) Guda X.,
Simon v. Doris Sulba.
berg.

1) Barbara.

er nach
h.
etha. 5) Barbara.
had Heinrich
da. v. Bülsingsleben.

Eustach II. 4) Agnes.
83. 1603. J. Christian
v. d. Malsburg. v. Bülsingsleben.
M. v. Berlepsch.

1) Eustach. 2) Clara Anna. 3) Christine. 4) Agnes. 5) Dorothea.
Herman Reihard v. Berlepsch. Balthasar Elias v. Hsen. Johann v. Hagen.
urg. v. Cramm.

Goburg. Helena. 3) Christoph 4) Hedwig Beata. 5) Christoph 6) Anna 7) Dorothea
Cramm. Friedrich. J. Kaspar v. Ohr. Heinrich. Maria. Katharina

1) Ann
Eleonor
Hilmar v. M
hausen.

4) Eva Eleonora,
posthuma 1704.
Georg Wilhelm v. Spessart
zu Unsleben.

1) Margare
1695.
Georg v. Ebers
gut. Weiher

1) Christia
August.

1) Georg
(Einer

der St. Georgenbund aus dem reichsfreien Adel, Grafen und edeln Herren, womit sich der in Franken vereinigte und in Schweinfurt im J. 1402 abgeschlossenen wurde; in Türol der Bund der Etsch (1404); in Thüringen der Hieglerbund (1413); in Westfalen der märkische Adelsverein zum wechselseitigen Schutze (1419); in der Kurmark gegen den neuen Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hohenzollern'schen Hause. Der Kaiser Sigismund unterthürte alle diese Adelsbünde durch eine Urkunde vom 13. Sept. 1422, worin er sagt: „Da die Ritterschaft des Reiches in teutschen Ländern viel Zwang erleide, indem sie von ihren Rechten verdrängt würde, so stehe ihm als Oberhaupt des Reiches zu, zu bewirken, daß der Adel besthe und nicht zerrütet, zerröhrt oder bedrängt werde, sondern vielmehr in seinem Rechte glücklich und selig bleibe. Daher gebe er des Reiches Ritterschaft volle Macht und Gewalt, sich überall in teutschen Ländern mit einander zu verbinden, wie ihr dieses am besten bedanken möge.“

So schloß auch der Reichsadel im Lande Buchen sich an den St. Georgenbund an. Wie vorher schon angedeutet, die Hebde der Fürsten unter sich oder mit dem Adel der Städte und endlich die Reichsbesitzungen gegen die Aufrücker hatten den teutschen Adel sowohl in Anzahl als auch an Befugnissen verringert, so daß am Ende des 15. Jahrh. aus der Ritterschaft in den Buchen mehr als 200 Geschlechter erloschen waren. Zwischen dem Abte zu Fulda und zwischen den Cognaten in der Erbfolge der erledigten Lehengüter entpfiessen Streitigkeiten, die oft in Hebde ausarteten. Daher sah sich der Adel im Allgemeinen genöthigt, und die von Schlich im Spedellen der Hebelust zu entsagen und um so mehr den Studien sich zuwenden, da in diesem Jahrhundert mehrere Hochschulen errichtet wurden und man nicht erst nöthig hatte, die Kneppinnen zu übersteigen, um sich den Doctorhut zu holen. Die Umänderung der socialen Verhältnisse erstreckte sich fast auf alle Gegenstände, selbst auf die Taufnamen; man verließ die frühern Urnamen, neue und im Lande Buchen unbekante traten an deren Stelle, die nach teutscher Sitte im gemeinen Leben jugenfermig gemacht und so auch urkundlich in Schriften aufgenommen wurden. Diese unteutschen Namen, welche in den Stammtafeln des Geschlechtes jetzt vorkommen, sind: Constanin verkürzt in Stamm, Eustach in Etaz, Rupeld in Ruport, Gvriacus in Kriches (im nördlichen Teutschlande Krafte). Letzterer Name ist für die Etymologen interessant, da man damals den Namen Gvriacus richtiger aussprach als jetzt, wo er Zier lautet. Die Gewohnheit der untern Stände, die Taufnamen bis zur Unkenntlichkeit zu verkrümmeln, dauert in den Buchen noch fort, z. B. Hironimus in Krummes, Theobald in Deubel, Simplicius in Blus, Tiemann in Döll ic. Abgegeben vom Christenthum, den Tausfungen den Namen eines Heiligen als dessen Schutzpatron beizulegen, bedient man dennoch theilweise die heidnischen Namen bei. Und in den mir vorliegenden Stammtafeln der Adelgeschlechter in Buchen findet sich keiner, der den Taufnamen Bonifacius oder Simplicius geführt habe, obgleich der eine Stifter und der andere Schutzpatron dieses Stiftes war,

dem man zu Ehren Kirchen erbaute und im 15. Jahrh. den Namen einem von dem Abte Johann zu Fulda gestifteten Ritterorden gab (1492), selbst Simon XI. von Schlich genannt von Görg mit drei andern des bühischen Adels zu den Vorstehern des Ordens vom Abte gewählt wurden. Genach ist der Name Constanin und Gvriacus nur bei denen von Schlich und in seinem andern Geschlechte früher oder später üblich gewesen.

Simon hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft, sechs Söhne: Gvriacus II., Constanin II., Georg und Simon XIII.; auch zwei Töchter: Katharina, an Konrad von Herda zu Brandenburg verheiratet, und Dorothea, Klosterfrau zu Blankenau (1458).

Gvriacus II. (Riges) war schon früher als der Vater mit Hinterlassung von Nachkommen gestorben, daher erscheint Otto, der sich Drost der Grafschaft Ziegenhain nennt und einen Vergleich zwischen dem Grafen Johann von Ziegenhain und seinem Schwager Reinhard von Hain zu Hain abschließt. Letzterer verspricht in der Hebde gegen die von der Tann und von Buchenau dem Grafen beizulegen und seine Schloßer Burgmann und Hauler zu öffnen, wozogen der Graf ihn mit einem Gute zu Kirchheim belehnt und dasselbe als Burgmann zu Schwarzenborn zu verdienen (1433). Als der Graf Johann, der letzte seines Geschlechtes, den Landgrafen Ludwig von Hessen die Erbfolge in seinen Ländern Ziegenhain und Niddo zugesagt, auch der Abt Hermann von Fulda denselben einen Lehenbrief erteilt und der Landgraf mit Bewilligung des Grafen die Huldigung der Burgmänner und Bürger der Stadt Niddo angenommen, so stellte auch Otto von Görg als des Grafen erster Rath und Drost dem Landgrafen Ludwig einen Revers dahin aus, daß er nach dem Tode des Grafen Johann alle die Einigungen und Verschreibungen, die er hatte abschließen helfen, wobei mit Worten und Werken in geistlicher und weltlicher Weise zu verbinden suche (1443). Einige Jahre früher hatte Otto und sein Bruder Heinrich VII. und ihre Ehefrauen, beide Margaretha genannt, die von denen von Hattenbach pfandweise beiseitigen Burglehen im Schloße Hattenbach nebst allen andern Pfandgütern in Aula, Wengerskirchen, Kirckenhausen, Kirchheim, Jossa und andere um mehr als 4000 Gulden an den Abt Konrad von Hersfeld verkauft (1440). Nach dem Tode seines Vaters ward er als ältester des Geschlechtes mit Schloß und Herrschaft Schlich von Fulda belehnt (1408) und starb 1472, ohne Kinder von seiner Frau Margaretha von Hainp, wie der Stammbaum besagt, zu hinterlassen.

Heinrich VII., mit Margaretha Reifebuch verheiratet, aus deren Ehe zwei Söhne, Johann und Werner, und drei Töchter, Katharina, Kunigunde und Maria, welche Konrad von Weiershausen, Willip von Schmoldach und Albrecht von Eberberg genannt Weßherb zu ihren Eheverweibern erließen, geboren wurden, war durch seinen Sohn Johann, südbairischen Kntmann zu Hommelburg (1466), eine Linie entstanden, die aber mit dessen Enkel Johann III. schon am Ausgange des Jahrhunderts erlosch.

Von Simon's zwei jüngern Söhnen, Georg und

Simon XII., und zwei Töchter, Margaretha und Eva, verheiratet mit Heinrich von Rüdelsheim und Hans von Doornick, zufolge der Stammtafel, findet sich Nichts weiter ausgezeichnet.

Konstantin II. (Stamm), der dritte Sohn von Simon XII., führte das Geschlecht mit Katharina von Thüngen dauerhaft fort mit zwei Söhnen, Simon XIII. und Ludwig II.; von den Töchtern wird Lucie, Abtissin zu Kreuzburg an der Werra (1476), und Anna, die Ehefrau von Volpert Schenk zu Schweinsberg, genannt. Konstantin II. war der erste, der nach Absterben des letzten Grafen Johann von Ziegenhain mit dem Amte eines fuldaischen Erbmarchalls von Neuem vom Abte Reinhard Grafen von Weisnau beliehen wurde (1473). Wahrscheinlich durch Simon's Bruder Dito hatten die Unterhandlungen mit dem Abten zu Fulda nach dem Wunsche des Grafen Johann dahin geleitet, dem Landgrafen Ludwig zu Hessen die erlöseten fuldaischen Lehen zu übertragen; dagegen versprach er dem Stifte, es gegen alle seine Feinde zu verteidigen (1461) und sich die Vergünstigung erbeten, daß die erlöseten Erbmarchallswürde auf Simon, seinen Bruder, übergehe. Ein fuldaischer oder vielmehr heftiger Lebensriß über das Erbmarchallamt ist mir unbekannt geblieben.

Konstantin, der in allen den Umständen unter dem Namen „Stamm“ vorkommt, war nicht allein bei dem Abte Reinhard, sondern auch bei dessen Nachfolger, dem Abte Johann, einem Grafen von Henneberg, in großem Ansehen und bekleidete auch bei diesem die Stelle eines heimlichen Rathes, daher ihm auch nach Aussterben des Geschlechtes Sparwasser dessen Lehen, wie auch die Erburgmannschaft das Schlosses Schilbes und der Stadt Brückenau übertragen wurde (1490). Konstantin hatte auch die Verträge abgeschlossen mit dem Grafen Wilhelm von Henneberg (1465), wie auch mit dem Herzoge Wilhelm von Sachsen, daß, wenn sie in Fehden geriethen, gegenseitig sich schützen und schirmen wollten, dagegen dem Herzoge die Öffnung der fuldaischen Städte und Schlösser bewilligt ward (1466). Auch in der Fehde des Abtes Reinhard mit denen von Riesel, Wallenstein und von Buchenau, die durch den Landgrafen Ludwig mit mehr als 1000 Mann und noch einmal so viel zu Fuß unterstützt wurden, sodas bis zur Stadt Fulda die Dörfer verbrannt und die Stadt Geisa und das Schloß Rodensuhl eingenommen, hatte Konstantin (Stamm von S.) auf Seiten des Abtes Reinhard dem Landgrafen Ludwig von Hessen einen Fehdbrief gefandt, wiewegen auch Schloß geplündert wurde und auf Ansuchen des Landgrafen Heinrich von Hessen suchte sich Landgraf Ludwig mit Stamm aus (1467). Der Herzog Wilhelm zu Sachsen suchte einen Stillstand zwischen ihm und Fulda herbeizuführen, der aber vom Landgrafen Ludwig von Hessen um so weniger angenommen wurde, weil er als Nachfolger der Grafen von Ziegenhain Ansprüche machte auf alle die ehemaligen volgeistigen Gerechtigkeiten auf Fulda, die aber schon vor mehr als 150 Jahren säkular an das Stift überlassen waren.

Konstantin im Namen des bühischen Adels suchte

den alten Abt Reinhard zu überzeugen, daß, um Widerstand gegen Hessen mit Erfolg zu leisten, ein Coadjutor zu wählen und in der Person des jungen Capitulars Johann Grafen von Henneberg und dessen Bruder, Grafen Wilhelm, zur Uebernahme der Stelle eines Stifthsauptmanns zu bewegen sei, damit durch dessen Unterstützung kräftig geführt der Krieg zum Vortheil geführt werde. Alle Hindernisse wurden endlich beseitigt, beide Grafen entschlossen sich, die Coadjutors- und Stifthsauptmannswahl zu Fulda anzunehmen, welcher Vertrag Montag nach dem neuen Jahre 1465 abgeschlossen und einige Monate darauf der Fehdbrief vom Stifthsauptmann im Namen des Coadjutors Johann an L. Ludwig abgefendet wurde. In dieser Zeit entstand eine Fehde zwischen Willibald von Thüngen Herr zum Reusenberg und Karl von Grumbach zu Burg Grumbach gegen den Abt Johann zu Fulda. Nachdem sie einige Zeit gebauert und sie gegenseitig Erfangene gemacht, so ersuchte der Abt Johann den Bischof Lorenz zu Würzburg, zwischen ihm und dessen Vasallen eine Sühne zu stiften, indem ihm des Bischofs Urtheilsspruch genehm sei und sendete zu dem Ende den Erbmarchall Simon XL. von Götz und seinen Kautler, den Eborhern zu Adelshausen, Reinhard Schenk, nach Würzburg; beiden Theilen wurde aufgelegt, ihre Erfangenen ohne Entgelt in die Hände des Bischofs zu liefern und der thüngische Knecht Peter West und der fuldaische Knecht Hans Epon verpflichtet, sich vor die dazu beauftragten Räte zu stellen, welche das Urtheil zu fällen hätten (1475). Wahrscheinlich hatte der thüngische Unterthan sein Recht gegen den fuldaischen gesucht und nicht erhalten, wiewegen sich sein Herr Willibald von Thüngen der Sache angenommen und als dessen Ansuchen vom Abte zu Fulda oder seinen Räten nicht willfahrte, den Fehdbrief abgefendet.

Aus sechs bis acht Sühneverträgen, die mir vorliegen gegen die Abte Reinhard und Johann von Fulda, ist zu entnehmen, daß diejenigen sich selbst Recht durch Anlagen der Fehde nehmen mußten, um zu ihren Forderungen, z. B. den Geldsummen für die mit Gewalt ihnen genommenen Pfandgegenstände oder die Vorenthaltung der Erburgmannsgüter, die nach fuldaischem Lehensrechte und Gewohnheit nach Erlösung des Mannsammes auf die Töchter oder deren Ehemänner überzugehen hatten, zu gelangen. Daß aber, wie immer bei einem Kriege, die feindlichen Dörfer geplündert, beraubt, verbrannt und diejenigen, die sich in ihrem Besitze vertheiligten, vernichtet wurden oder das Leben verloren, ist bei fast noch der Fall.

Der Unschuldige muß die Schuld seines Herrn im Kriege büßen. Die Chronisten, welche die Begebenheiten ihrer Zeit aufzeichneten, was im 15. Jahrh. noch von den Stifthschiffen geschah, aber den Raub, Brand und Todtschlag im Allgemeinen, nannten sie Kaubritter, verschwiegen aber aus Gunk ihrer geistlichen oder weltlichen Herren die Ursache, warum dieses geschah. Selbst die Sühneverträge sind dunkel abgefaßt, erwähnen selten den Gegenstand und bestimmen nur, daß die Erfangenen frei gelassen werden sollten. Ursache schwören, sich nicht rächen zu wollen und Bürgen dafür zu stellen, mußte ein Jeder, der seiner Ge-

fangenschaft entledigt war, Eier oder Knecht. Das oberste Schloß oder die Burg mußte wieder zurückgegeben werden unter der Bedingung, das Alod als ein Lehen zu nehmen oder die Befestigung zu gestatten und Besatzung einzunehmen, wenn man mit Krieg überzogen würde. Der schwächere Theil der Gebrüder suchte im Bündnisse mit Andern durch Heirathen gegen den Ueberhaber desselben sich schadlos zu halten, indem er in dessen Land einfiel, um Gefangene zu bekommen.

Wie die Aebte von Fulda verfahren gegen ihre Vasallen oder gegen andere von Adel, die ihnen Geld vorgekehrt hatten, so in einem noch weit größern Maßstabe die mächtigen Kirchen- und weltlichen Fürsten. Die Eühnverträge, welche dem Verfasser vorliegen über sein Geschlecht mit den Erzbischöfen von Mainz, Herzogen von der Leine (Braunschweig), Markgrafen von Weissen, den Landgrafen von Hessen und den Fürsten und Grafen von Hesseberg im 14. und 15. Jahrh., liefern ferner den Beweis, daß alle die Fehden der Weinebunge aus dem oben Angeführten ihren Ursprung hatten.

Es entstanden durch die Fehden Unsicherheit der Straßen, so daß Handel und Wandel stand, die Fluren verheert und die Dörfer geplündert wurden, und wenn auch die Fürsten Sieger blieben, hielten sie es doch nicht für rathlich, sich in einen Vergleich mit ihnen einzulassen und von ihrem ungerechten Vorhaben theilweise abzustehen. Der Weineburgische Burgfrieden, aufgerichtet im J. 1430, enthält das nämliche Versprechen, daß keiner von ihnen eine Fehde mit jenen Fürsten anfangen habe, bevor nicht ein gemeinschaftlicher Beschluß gefaßt und durch Vermittelung anderer fürstlicher Freunde Sühne versucht worden sei. Mit dem Friedensvertrage zwischen Johann II. von Görg und dem Abte Johann zu Fulda wegen Ansprüche letzterer an Schloß und Thurm Schlit, dessen Antheil nach Johann's Tode an Simon XI. von Görg und Ludwig, dessen Bruders Kinder, beide Ritter, vererbt, wurde die Fehde durch Wilhelm den Ritters zu Hessen beigelegt, indem Fulda seiner Ansprüche entsagte (1493).

Der Abt von Fulda nahm wol wahr, wie am Ende des Jahrhunderts durch die unaufhörlichen Fehden ein großer Theil seiner Vasallen geblieben, ihre Geschlechter erloschen, dadurch ihre Zahl sich verringert und bedeutender Ausfall der Reihigen die Folge davon war. Zu gleicher Zeit hatte der bückische Adel sich dem Bündnisse des Georgenschildes in Franken und Schwaben angeschlossen und dem Abte die thätige Hilfe versagt, wenn er gegen Einen von den Bundesgenossen in Zweifel gekommen war. Der Abt glaubte den Bund zwischen ihm und seinen Vasallen durch Errichtung eines Ritterordens unter dem Namen und Schutze des Ritters St. Eimplicius, einer der Stiftpatrone zu Fulda, (seiner zu verknüpfen, wie sein Bruder, der Fürst Wilhelm von Hesseberg, 30 Jahre früher aus der nämlichen Ursache den Ritterorden zum heiligen Christoverus gestiftet.

Der Abt sagt in dem Stiftungsbriebe, „daß er nach gehabtem Rath der Decanats und Capitul und der Besten und Besten aus den Geschlechtern in den Buehen zum

Wohle des Stiftes und zum Seelenheile derer, die in des Ritters St. Eimplicius Gesellschaft eintreten würden, dasselbe in Schug nähme.“ Und ernannte zu den Vorstehern des Ordens vier vom Adel: Simon XIII. von Schlit genannt von Görg, Erdmarschall Hans von Ebersberg genannt Wehner, Waiher von Morle genannt Schm und Kaspar von Buchenau (1492). Keine Urkunden haben sich erhalten, woraus zu ersehen wäre, ob der bückische Adel die goldene oder silberne Rebalie mit dem Bilde des heiligen Eimplicius angenommen und der Orden scheint 30 Jahre später durch die Reformation, als sich der bückische Adel und die Städte größtentheils zur gereinigten Lehre der Christenreligion seit 1525 bekannnte, erloschen zu sein.

Der Zweck ist nicht erreicht worden, da der bückische Reichsadel zufolge des kaiserlichen Privilegiums mit dem Rittersanton Rhön-Werra als ein besonderes Quartier sich vereinigt hatte (1510). Somit war außer dem Kehnverbande jede Obliegenheit mit dem Stifte Fulda aufgelöst.

Der Erdmarschall Simon von Schlit erhielt vom Abte Johann mit Abtrich von Trübenbach, Simon von Schenkwald und Simon von Werlau den Auftrag, die Banerben von Haun zu Schloß Haun, die mit gewappneter Hand gegen einander sich gestellt hatten, laut des Burgfriedens, den der Abt mit ihnen als Mitglieder der Banerbschaft abgeschlossen hatte, zu vergleichen (1497).

Nach Johann's II. von Schlit genannt Görg Tode wurde Simon XIII. und sein Bruder Ludwig II. mit dessen Antheil an Schloß und Burg Schlit belassen (1494); zwischen 1501 und 1505 scheint Simon gestorben zu sein, weil seine Söhne Werner III., Simon XIV. und Friedrich im J. 1506 zum ersten Male im Lehenbriebe aufgeführt werden. Ludwig I. war aber schon früher gestorben und hatte von Guda Küppel von Gierschhausen einen Sohn Constantin III. (Etamm), der im J. 1505 belehnt wurde und eine Tochter Guda, mit Simon von Doringenberg (Dörnborg) verheirathet (1515), dessen Schwäger Margaretha zur Frau hatte.

Etamm III. wurde von der Ritterschaft in Buchen mit drei andern als Beisitzer nebst dem Obmannen Konrad von Wernbach, Ritter, erwählt, in der Einigung sich gegenseitig zu schützen, wenn sie von Fürsten, Grafen und Herren angegriffen und mit Fehden überzogen würden, mit dem Verbote, daß keiner aus ihr ohne ihre Genehmigung sich in eine Fehde einzulassen, wenn er Hilfe von der Gemeinschaft zu erwarten habe (1536). Mit dessen Sohne Adhards, der mit Juliana Schenk von Schweinsberg in kinderloser Ehe lebte, erlosch diese Rehenlinie und die Bettern verglichen sich in Ansehung der Lehen mit den hinterlassenen Schwestern, Barbara, die Ehefrau Kilian's von Eberstein, Anna, Margaretha und Dorothea. Simon hinterließ drei Söhne, Werner III., Simon XVI. und Friedrich IX. und zwei Schwestern, Margaretha, mit dem Erdmarschalle von Hessen Theodor Niebels von Effenbach vermaählt (1531) und Dorothea, Wittisin des Ritters Weidenwint, welche sieben Jahre dieselbe Stelle bekleidete und im J. 1548 starb. Im näm-

lichen Jahre hatte auch Werner das Zeitliche gesegnet, seine Witwe Margaretha von der Lann und zwei Töchter, Elisabeth mit Wilhelm von und zu Schachten, Feldmarschall des Landgrafen Philipp von Hessen und Margaretha, mit Georg von und zu Waldburg verheiratet, hinterlassen; Simon XIII. unterschreibt im J. 1510 die vorher erwähnte Einigung des bairischen Reichsadels und starb unverheiratet (1548).

Friedrich IX., der jüngste Sohn, war nach 1548 der Einzige, der am Leben geblieben war, auf dem die Erhaltung des Geschlechtes beruhte, und ist als Stammvater aller der Ämner, die aus seiner im J. 1529 geschlossenen ehelichen Verbindung mit Katharina, der dritten Tochter des Landhofmeisters von Hessen, Ludwig von Boineburg zu Langelscheid, und Nachbiller von Herda entsprossen sind, zu betrachten. Er war der dritte sächsische Erbmarschall, indem seine beiden ältern Brüder diesen Titel nicht führten. In den Stammtafeln des Geschlechtes wird dessen Todesjahr 1560 angesetzt und ihre gegebenen Kinder, drei Söhne, Johann IV., Simon XV. und Gustaf I., wie auch zwei Töchter, Margaretha und Barbara, verheiratet mit Johann Schade von Leopoldsdorfen und Heinrich von Bülsingleben. Die Söhne waren alle verheiratet, doch nur Simon XV. und Gustaf I. erhielten Nachkommenschaft; die Ehe von Johann, ob er gleich zweimal mit Agnes von Dalmig zu Schaumburg und Margaretha von Doringenberg ein Ehebündniß geschlossen hatte, blieb kinderlos.

Simon XV., der vierte Erbmarschall zu Fulda, hinterließ von Maria von Eberberg genannt Wenders drei Söhne: Johann V., Heinrich und Ludwig III.; sie wurden 1570 mit ihrem Antheile an Schloß und Stadt Schloß von Fulda belehnt und Johann unterschreibt den Einigungsvertrag zwischen dem bairischen Reichsadels und dem Canton Rhön und Werra, von nun an als ein besonderes Duarier zufolge kaiserlichen Mandats einzusehrt zu sein (1576). Auch ein Georg von Schloß genannt von Götz unterschreibt diesen Vertrag, ein Name, der aber in der Stammtafel nicht vorkommt. Von den Brüdern war nur Ludwig III. mit Katharina von Gissa verheiratet, mit deren Nachkommenschaft, Heinrich Gustaf, und dessen Schwester, die Linie erlosch (1603).

Gustaf I. (Stag), der jüngste Sohn Friedrichs und der Katharina von Boineburg, der fünfte Erbmarschall nach dem Absterben seines Bruders Simon, trat in die räumlichen Fußstapfen seines Großvaters Simon. Er hatte auf italienischen und deutschen Höfischen den Wissenschaften obgelegen und ward daher einer von den Erwählten des bairischen Adels, der in den Verhandlungen mit den Ämtern zu Fulda und dem Canton Rhön und Werra als Bevollmächtigter heimgefunden wurde, z. B. wegen der von Kaiser und Reich aufgeschriebenen Kriegskriegssteuer (1566). Auch zu einem der Statthalter des Stiftes Fulda ward er ernannt, als Abt Balthasar zu Fulda mit Gewalt und Hilfe der Jesuiten in den sächsischen Städten den protestantischen Gottesdienst und die Ehe zwischen beiden Religionsparteien verbot, wegen der Abt mit Zustimmung des

Domecapitels und eines Theils des bairischen Adels gezwungen wurde, seine Regierung niederzulegen und als Erulant 26 Jahre in Mainz zu leben (1576). Nach einigen Jahren legte Gustaf I. diese Stelle nieder, indem der Bischof Julius zu Würzburg seiner Verdienste halber ihn zum Rath und Oberhofmeister ernannte und das Oberamt Kurfürst an der Saale ihm überantwortete (1583). Er wurde vom Bischof Julius bis an seinen Tod (1598) vorzüglich in diplomatischen Verhandlungen mit den kaiserlich sächsischen Häusern, Hessen-Darmstadt und den sächsischen Grafen verwendet, daher sein Name in den Verträgen öfters vorkommt. Aus seiner Ehe mit Agnes von der Haas wurden ihm vier Kinder geboren: die Töchter: Anna und Agnes mit Wolfgang Dietrich von Buchenau und J. Christoph von Bülsingleben verheiratet; die Söhne: Gustaf II. (Johann) und Wilhelm Balthasar I. Er war, wie sein Vater und seine Vorfahren, nicht zu der neuen Lehre übergetreten, daher erhielt er eine Präbende im Domstift zu Würzburg (1589), auf die er aber resignirt (1603), mit Anna Clara von Waldburg ein Ehebündniß schloß und nach deren baldigen Tode ein gleiches mit Anna Maria von Berleisch; aus beiden Ehen erhielt er Nachkommenschaft, einen Sohn, Johann Christoph, und vier Töchter, die, wie die Stammtafel besagt, verheiratet waren.

Johann Christoph kommt als Deputirter vor in den Vergleichen (Recessen), welche der bairische Reichsadel mit dem Canton Rhön und Werra einging (1656: 1660). Infolge der Stammtafel verheiratet er sich 1621 mit Helene Elisabeth von der Waldburg, aus deren Ehe drei Söhne und vier Töchter entsprossen waren, welche aber im jugendlichen Alter starben, und mit ihnen endigte diese Nebenlinie.

Wilhelm Balthasar I. war der älteste Sohn von Gustaf I. und wie sein Bruder als Domherr zu Würzburg aufgenommen (1579), überließ jedoch die Präbende seinem Bruder und begab sich als Rath in den Dienst des Kurfürsten von Mainz und besetzte zugleich die Stelle eines Oberamtmanns (1631). Er unterschrieb in den Jahren 1608 und 1610 die Vereinigungsrecessen des bairischen Adels mit dem Rittersanton Rhön und Werra. Aus der Ehe mit Margaretha Kiesel hinterließ er eine zahlreiche Nachkommenschaft, sechs Söhne und vier Töchter, die bis auf Vertha, welche sich mit Ludwig Rudolf von Schwarz verheiratete, unverheiratet blieben; Hermann Gustaf, Adolf, Heinrich, Johann Volpert, Jan Hermann und Georg Stütz I. Diese letztern drei waren Stammväter ebenso vieler Linien. Der älteste, Gustaf III. (Hermann), dessen Namensunterschrift in einem ritterschaftlichen Recess 1656 vorkommt, beschloß sein Leben als Amtshauptmann von Coburg. Friedrich Wilhelm verlor dasselbe als kaiserlicher Oberwachmeister während desjährigen Krieges.

Georg Stütz I., kaiserlicher Oberlieutenant, wurde mit seinen Brüdern 1639 mit dem Schlosse und der Herrschaft Schloß belehnt. In den bairischen und ritterschaftlichen Recessen in den Jahren 1651, wo er die Kriegsdienste verlass, bis 1677 unterzeichnet er die

selben. Gegen ihn und seinen Bruder Otto Hermann wurde eine kaiserliche Commission erbeten, da er sich weigerte, die auf seinen Güterantheil ausgedrohte Kriegsgelder zu zahlen (1656). Durch seine Ehefrau Eva Magdalena Senf von Eutburg war er Gründer einer Adelslinie mit einem Sohne, Gustav Friedrich (geb. 1674), verheiratet mit Barbara Johanna von Streiberg. Er starb aber schon 1704, nachdem vor ihm seine zwei Söhne und eine Tochter gestorben; nur Eva Sophie überlebte ihn, die Ehefrau von Georg Wilhelm von Spreßart zu Umleben, braunschweigischer geheimer Rath. Otto Hartmann wird in dem südbairischen Lehenbriefe vom Jahre 1639 genannt. Er und sein älterer Bruder Johann Volpert I. hatte auf in- und ausländischen Universitäten, in Frankreich und Holland, den Wissenschaften obgelegen und nach deren Vollenbung Frankreich, die Niederlande und England bereist, um nach damaliger Sitte an fürstlichen Höfen Zutritt, d. h. Anstellung zu erhalten. Diese fand er an dem Hofe des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, wo er nach Beendigung des Jährigen Krieges als Rath und Kammerjunker eintrat, bald aber in Staatsgeschäften einen solchen Echarfsmuth bewies, daß er mit dem Range eines wirklichen Geheimrathes die Stelle eines Statthalters der hessischen Lande bis an seinen Tod (1670) bekleidete. Aus seiner Ehe mit Hedwig Margaretha von Ganstein blühten ihm drei Söhne und die Tochter Anna Eleonore, mit Himant von Münchhausen, und Sophie Louise, mit Johann Burkard von Garben verheirathet. Von den Söhnen Otto Hartmann's (gest. 1702) pflanzten Philipp Friedrich und Georg Ludwig Einiß ihr Geschlecht fort. Dieser hatte die militairische Laufbahn ergriffen und im kessenen-cassischen Dienste sich bis zum Generalmajor, Oberst eines Regiments zu Fuß emporgeschwungen. Seine tapfere Vertheidigung der Festung Rheinfels gegen die Franzosen unter dem Marschall de camp, Grafen Tallard, wird in dem Kriegsberichte rühmend erwähnt (vom 2. Jan. 1693). Er starb Ausgangs des 17. Jahrhunderts mit einer von Maria Katharina von Randsberg hinterlassenen Tochter, Maria Friederica (geb. 1696), verheirathet, welche mit ihrem Vetter, dem vom Kaiser Karl VI. in den Grafenstand erhobenen Reichsgrafen Johann von Schlig genannt von-Görz, 1717, verheirathet war.

Philipp Friedrich (geb. 1629, gest. 1696) hatte ebenfalls auf Universitäten eine wissenschaftliche Bildung erhalten und Frankreich und die Niederlande bereist. In seinem 20. Lebensjahre (1649) wurde er im Canton Rhön-Werra immatriculirt, erhielt frühzeitig eine Prävende im Hochstift Halberstadt und bekleidete die Stelle eines Viehdom und Landesdirectors dieses Fürstenthums. Seine Reichsgebaben hatte er, verbunden mit einer gewissen Thätigkeit, als Mitglied des buchischen Quartiers, zu dessen Rittersatz er später erwählt wurde, seit 1650 bis an seinen Tod energisch bewiesen. Durch seine Beherzlichkeit setzte er in den Streitigkeiten mit der Ritterhauptmannschaft des Cantons Rhön und Werra, welche das vertriebs Recht und die Freiheit des buchischen Reichsadels nach seiner Vereinigung dahin ausdehnen wollte,

die Steuerquote für das buchische Quartier allein zu bestimmen und zur Mitbezahlung älterer Schulden, welche die drei andern Quartiere des Cantons bewirkt hatten. Diese Verweigerung des Zahlens hatte freilich zur Folge, daß auf Anrufen des Cantons ein kaiserliches Mandat erlassen wurde (1659), durch eine ernannte Commission diese Irrungen zu untersuchen und wo möglich zu beseitigen. Obgleich sein Vetter, der Ritterhauptmann Johann Volpert von Schlig genannt von-Görz, an der Spitze stand und mit Hülfe der vom Herzoge von Sachsen-Coburg erbetenen 200 Mann Soldaten die durch diesen Streit rücksichtlich gebliebenen laufenden Steuern sogar aus ihrer gemeinschaftlichen Herrschaft Schlig beizutreiben ließ (1658), so ward durch die Commission auf Philipp Friedrich's Anhalten festgesetzt, daß in Zukunft die Ausgaben eines jeden Quartiers unter sich durch Steuern aufzubringen und nur in Gemeinschaft dasjenige aufzubringen, was zur Erhaltung des ganzen ritterlichen Corpsus nöthig sei. Seine unermüdeten Bestrebungen, den Status quo der Reichsritterschaft immer mehr zu befestigen und zu vervollkommen, erhob ihn durch einstimmige Wahl zum Ritterhauptmann des Cantons (1694), aber schon im folgenden Jahre schloß der Tod plötzlich seine thätige Thätigkeit, wo er eben vom Kaiser Leopold I. das Reichsfürstendiplom für das ganze Geschlecht erhalten hatte (am 24. Aug. 1694). Von seinen beiden Ehefrauen, Juliane von Wünnigrode und nach ihrem Tode von Sophie von Alfen, die er 1688 im 69. Jahre heirathete, wurden ihm sechs Söhne und von letzterer eine Tochter, Margaretha Eleonore, geboren (1693), die 1718 mit Georg Ludwig von Ederberg genannt von Wesberg, Herr zu Heidefeld, kaiserlicher Rath, Rittersatz und Leutnantmeister des Cantons Rhön und Werra, in die Ehe trat. Dieses veranlaßte ihn, wahrscheinlich gegen eine Abfindungssumme, seinen Güterantheil an die Vettern abzutreten. Von den Söhnen erreichten vier das männliche Alter; Philipp Wilhelm blieb als heffischer Hauptmann in Klabern (1703); Gustav III., kaiserlicher Oberhofwachmeister und Generaladjutant, blieb bei der Belagerung von Turin (1706); Otto Friedrich starb als holländisch-gottorpischer Oberlieutenant der Garde. Aus seiner Ehe mit Anna von Wengand ward ihm eine Tochter, Friederike, die mit Detlev von Ranzau verheirathet, und zwei Söhne, Georg Heinrich II. und Christian August, geboren. Letzterer erzeugte mit Adelheid von Absfeld einen Sohn, Georg Heinrich IV., dessen Nachkommen noch in Obersachsen begütert sind, von denen mit aber alle Kenntniß mangelt. Nach der künftigen preussischen Rang- und Stammtafel lebte 1813 ein Oberst und Kammerinspector, dessen Schwager oder Onkel das Gut Godow im Kreise Rebed besaß.

Der vierte und jüngste Sohn von Philipp Friedrich war Georg Heinrich I., der durch seine Verdienste als Staatsminister beim König Karl XII. von Schweden unausgesprochen bemüht war, alle erdenklichen Hülfsmittel zu öffnen, um durch Fortsetzung des Krieges einen verheißenen Frieden herbeizuführen und wie durch seinen Tod hat er auch in den Annalen der europäischen Ge-

schickte eine traurige Berühmtheit erlangt. Sowol seine durch Schulen und Reisen erworbenen Kenntnisse und Bildung, verbunden mit einem energischen Charakter, brachten ihn frühzeitig an den Hof des Herzogs Christian August von Mecklenburg, Bischofs zu Lübeck, wo er in kurzer Zeit sich zum Geheimrath und Obermarschall empor schwang. Von diesem Fürsten zum König Karl XII. von Schweden gesendet, als er 1706 mit seiner Armee siegreich in Sachsen einrückte und den Frieden von Altranstädt dicitte (1706), nahm er mit Freuden dessen Anerbieten, in seine Dienste zu treten, an, indem ihm ein größerer Wirkungskreis in Aussicht stand. Er ward von jezt an ein beständiger Begleiter des Königs bis in die Türkei. Hier wurde er von Karl XII. nach Constantinopel gesandt (1709), um den Sultan zum Krieg gegen Rußland zu bestimmen, was ihm auch gelang. Nach der unglücklichen Schlacht von Pultawa (1711) theilte er die fernern Schicksale des Königs und wurde nochmals zum türkischen Kaiser gesendet, den von ihm gewünschten Aufschluß der Abreise des Königs anzugeben. Er war einer der zwei Begleiter, welche die Courtierreise zu Pferde durch Ungarn und Teutschland Tag und Nacht in solcher Eile fortsetzten, daß er nicht mehr im Stande war, zu folgen (1714). Doch bald war Georg Heinrich von Götz wieder bei dem Könige in Stralsund, welches sich endlich nach einer tapfern Vertheidigung, selbst unter Anleitung des Königs, an die Allirten ergeben mußte (den 22. Nov. 1715), worauf er den König nach Lund in Schweden begleitete. Georg Heinrich's tühne, aber geistreiche Entwürfe, der Lage des schwedischen Monarchen angemessen, setzten Karl XII. besonders an ihn. Nach seinem Rathe sollte der König Peter den Großen durch bedeutende Abtretungen für Schweden gewinnen, sich Norwegen bemächtigen und von dort aus in Schottland landen, um Georg I. zu entfernen, der sich gegen Karl erklärt hatte. Götz eröffnete Hilfsquellen zur Fortsetzung des Krieges und unterhandelte auf Island mit dem Bevollmächtigten des Jars, dessen Zustimmung erfolgte. Georg Heinrich wurde darauf als Gesandter nach dem Haag gesendet, um nicht allein ein Bündniß mit der Republik, sondern auch ein Geldgeschäft für Schweden abzuschließen, dem Nichts mehr als dieses fehlte. Die ausgefangenen Briefe zwischen ihm und dem schwedischen Gesandten in London, dem Grafen von Wollsenburg, worin er diesem die Pläne mittheilte, um den Prätendenten nach Schottland zu führen, brachte ihn auf Ansuchen des englischen Hofes während seines Aufenthaltes in Rheims in gefängliche Haft, die aber nach wenigen Monaten wegen anderer diplomatischer Gründe, indem der König ihn zurückerief, aufgehoben wurde. Eine Unterredung, die er bald darauf mit dem Jar Peter in Loo hatte, veranlaßte die Fortsetzung der angefangenen Unterhandlungen und den Entwurf eines Friedens, welcher damals schon das Königreich Norwegen, das größtentheils schon erobert, unter Schwedens Herrschaft gebracht haben würde, wenn nicht Karl XII. bei der Belagerung von Friedriksbush, während er sich im Kampfen an die Brustwehr gelehnt, von einer Kugelflugel, von einem seiner Adjutanten, Seguer, einer

der Widerschworenen, abgeschossen, getödtet worden wäre (den 30. Nov. 1718). Während dieses unerwarteten Ereignisses befand sich Georg Heinrich auf Island, mit dem Abschlusse des besagten Friedens beauftragt, wo er auf seiner Rückreise auf Befehl der Thronfolgerin Prinzessin Ulrike, Schwester des ermordeten Königs, in Haft genommen, nach Stockholm gebracht und von einer Commission verurtheilt wurde. Werkzeuge der rachsüchtigen Thronfolgerin und einer Camarilla aus dem schwedischen Ritterstande, hatten sie aus Haß gegen diese ausländischen Minister, da er wenigstens kein Franzose war, seinen Tod schon im Voraus beabsichtigt, eine Verurtheilung von Oben, die in unserm aufgeklärten 19. Jahrh. nicht mehr stattfindet, dagegen tritt von Unten die Volkswuthe jetzt an deren Stelle, wo ohne Anklage derjenige, der den Haß des Völkels sich zugezogen hat, oder vielmehr einer Ulltrapartei, durch Geld oder Dersaufung bestochen, den kurzen Proceß, wie man ehemals eine solche Proceur nannte, noch kürzer macht.

Die Anklage besagte: er habe den König Karl dem Senate und allen Collegien verhaft gemacht, ihn zu verberblichen Unternehmungen verleitet, besonders zu dem Einfalle in Norwegen, schlechte Münze eingeführt und die ihm anvertrauten Summen übel verwaltet. Ohne auf seine Entgegnungen zu achten, ward er verurtheilt und am 28. Februar 1719, Andere behaupten am 8. März, enthauptet. Einige Stunden vor seinem Tode machte er sein Testament, worin er seinem Bruder, dem holländischen Obristlieutenant Otto Heinrich, eine jährliche Rente auf seine erworbenen Güter bestimmte; die Güter selbst seinem einzigen Sohne Georg Heinrich II. und jeder seiner beiden Töchter, die ihm von seiner Gattin Christiana Magdalena von Reventan geboren, 100,000 Gulden vermachte. Auch seine Grabchrift lautet: *Mors regis, fides in regem, est mors mea*. Sein Körper wurde auf dem Executionsplatze eingelassert, aber nach Ansuchen seines Bruders ausgetragen und auf seine Güter nach Teutschland zur Bestattung gebracht. Die Zeitgenossen erkannten ihn für einen Mann mit Energie und andern lobenswürdigen Fähigkeiten degabt, vorzüglich in diplomatischen Verhandlungen und im Finanzwesen bewandert; vertraut mit den Sprachen der alten Classiker, die er nicht allein redete und schrieb, wie auch mit drei europäischen Sprachen. Der König Karl schätzte und liebte ihn deswegen so hoch, weil er dessen vorzuziehenden Plänen nie die Beistimmung verweigerte, aber doch so viel als möglich zu moderiren suchte, um aus ihnen das Abenteurliche zu entfernen. Dagegen warf man ihm Hochmuth gegen Obere und gegen seines Gleichen vor, und die schwedische, in Orthodorie versunkene Geistlichkeit hielt ihn für einen Freigeist, weil er gegen ihre Unbuddsamkeit und Scheinheiligkeit auf Staatsgrundlagen widersprechen mußte. Daß in Schweden die ihm vom Könige geschenkten Güter confiscirt und selbst seine in Teutschland liegenden Besitzungen einige Jahre mit Beschlag belegt wurden, war demnach zeitgemäß. Dem Verfasser dieses fehlen die weitem genealogisch-historischen Nachrichten, ob dessen Sohn Georg Heinrich III. aber

von Götz und Wisberg.

Friedrich Wilhelm II.,

geb. 1647. † 1728.
marschall zu Götta, königl. großbrit.
lgl. hanov. Oeh. Rath, Premierminister,
r. und Kriegspräsident, Oberhofmarschall
in Privat bei der Krönung Karl's VI.
Dorothea v. Hanthausen, Gräfin von
Kpenburg.

1) Anna
Albertine,
geb. 1675.
† 1676.

2) Ernst August,
Kaiserlicher,
eb. 1687. † 1720,
Schwed. u. hess. Ober-
ammer, heir. 1713
prothen v. Gebien
u. Chalon v. Hohen-
winkel.

4) Christiane,
geb. 1696,
heir. Rudolf Frei-
herr v. Wisberg,
f. großbrit. Staats-
minister.

6) Friedrich X.,
geb. 1696. † 1717,
kaiserl. Hauptmann,
blieb gegen die
Türken.

7) Ludwig
Christian,
geb. 1698,
† 1720,
kaiserl. Haupt-
mann.

8) Sophia,
geb. 1700,
heir. 1720
Friedr. Wilhelm
v. Wurmb,
sachf. goth. Ober-
Rathmeister.

1) Friedrich
Wilhelm
geb. 1718. † 17...

1) Karl Friedrich I.,
geb. 1716. † 17...
g. Erbthron, nahm Namen und
Wappen an 1737.

2) Dorothea Johanna,
geb. 1717, heir. 173...
Heinrich Victor v. Voss.

3) Wilhelm Plato,
geb. 1719. † 1724

August Friedrich,
geb. 1740. † 17...
heir. 17...

Ludwig Ernst Hermann,
geb. 17... † 1806,

1) Karl
Reichsgraf, ge-
schäft. Geheim-
rath in
Dorothea Grä-
11. und Kaiser

1) Karl
Reichsgraf, ge-
schäft. Geheim-
rath in
Dorothea Grä-
11. und Kaiser

3) Moritz,
Graf v. Schlip-Götz genannt
v. Wisberg, geb. 9. Dec. 1779
als Zwilling, † 12. Sept. 1853,
kaiserl. kair. Kammerer,
heir. Eugenia v. Staß,
geb. 1821. † 1847.

Friedrich
Reichsgraf,
† 31. Dec
1) Juliana Re

1) 1832 Emma,

2) Alfred,
geb. 1812, geb. 1814.

3) Gustav,
geb. 1815, Major,
heir. Eugenia v. Hara-
berg.

4) Adolf,
geb. 1817,
kaiserl. pers. R.
Leutnant.

5) Hermann,
geb. 1819, b. braunschw.
Officer, heir. 1847
Helena Meyer.

Karl F. Friedrich
Lohnstein.
Reichsgraf und
1822, großbrit.
Suite, beollt
kaiserl. pers.
hanov. Gefe:
Anna Albertine
Wittgenstein u

1) Lebrecht,
geb. 1851.

4) Moritz,
geb. 1853.

5) Sophia,
geb. 1855.

1) Irmgarde, 2) Mathilde;
geb. 1848. geb. 1850.

Emil Fri
geb. 11

des gleichnamigen Bruders Sohn Stammvater der Linie ist, die in Oberpfalz begütert und dessen Nachkommen größtentheils im preussischen Kriegsdienste Stellen einnahmen.

D. Die reichsgräflichen Linien.

Johann Volpert, der älteste Sohn von Wilhelm Balthasar und Margaretha von Werlepp (geb. 1602), ist der Begründer der jetzt noch blühenden zwei Linien. Sein im Schlipfischen Geschlechte bis dahin unbekannter Taufname ist der seines Großvaters mütterlicher Seite, Johann Volpert Kiesel zu Eisenbach, Erbmarischall von Hessen; er wurde seit dieser Zeit mehrmals wiederholt und trat an die Stelle des vielmal wiederholten teutschen Urenamens Simon, die Abfärgung von Siegmund, der in dem Ridelungenliede schon erscheint. Er war der erste, der seit dem Tode seines Großvaters Fußsach I. den Titel eines Erbmarischalls wieder aufnahm, und somit war er der höchste in der Reihenfolge. Wenigleich er und seine vier Brüder sich auf den Hochschulen und den notwendigen Reisen jene wissenschaftliche und sociale Bildung angeeignet, um an einem der so zahlreichen teutschen Höfe seine Karriere zu machen, so zog er vor, als Senior des Geschlechtes auf der Herrschaft Schlipf, die damals noch ein gemeinschaftlich herkommunischs Besitztum war, sein Leben zuzubringen, um bei der Regierung des Cantons Rhod-Berra entweder als Deputierter, Traubenmeister, Rittersrath oder Rittershauptmann gewählt zu werden; ein Amt, welches mit dem Range und Titel eines kaiserlichen und des Reiches Rath verknüpft und mit „Excellenz“ angedreht wurde, was er auch erreichte. Nach seiner Zurückkunft von Universitäten und Reisen ging er an den Hof des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, am Ende des Jahres 1626, wo ihm die Stelle eines Rathes und Kammerjunkers angeboten wurde, mit der Aussicht, des Landgrafen jüngeren Bruder Johann zwei Jahre als dessen Hofmeister auf Reisen zu begleiten, mit einem nach damaliger Sitte ihm untergebenen ansehnlichen Comitate. Johann Volpert, geschmeichelt, in seinem 25. Jahre einen jungen Prinzen auf Reisen in die Länder zu führen, die er eben verlassen und als ein Paradies im Gegenfaze seines Vaterlandes ihm vorkamen, nahm dankbar diese Stellung an. Und trotz der Kriegsläufe, die Teutschland verheerten, wurde nach Verlauf eines Jahres die „granz Tour“ durch Frankreich, die Niederlande, England und Teutschland und zurück nach Italien angetreten und binnen zwei Jahren vollendet (1629). Die Reiseberichte und Briefe, welche er laut der mit vorliegenden Instruction an Landgraf Georg zu senden hatte, werden sich in dem Familienarchiv des großherzoglich hessischen Hauses noch aufbewahrt finden.

Volpert fand, als er auf seine durch den Krieg verwüsthete Besitzung nach Schlipf zurückkehrte, ein großes Feld, was seine Thätigkeit in Anspruch nahm, nicht minder in den Streitigkeiten zwischen der Rittershauptmannschaft Rhön und Berra gegen das bischöfliche Quartier mit dem Abte zu Fulda. Seine Theilnahme in

diesen Verhandlungen beginnt seit 1642, und namentlich mit der kaiserlichen und bairischen, wie auch mit der schwedischen Generalität während der Kriegsjahre, die durch ihn zum Vortheil der ritterschaftlichen Besetzungen ausfielen. Nach dem Tode des Rittershauptmanns von Bollerdshausen wurde er einstimmig an diese Stelle erwählt, oder, wie es in der Kanzleisprache ausgedrückt wird, „als Rittershauptmann erbeiten.“ Während seiner Regierung bis 1662 dauerten die Kämpfe zwischen der Reichsritterschaft und dem Abte Joachim von Renhof fort, der sie trotz der früheren Verträge unter seine Landeshoheit bringen wollte, was aber durch kaiserliche Mandate vereitelt wurde. Selbst mit einem Theile des bischöflichen Adels, an deren Spitze seine Bettern Philipp Friedrich und Otto Hermann von Schlipf sich befanden, die sich den Aussprüchen der Rittershauptmannschaft in Ansehung der Geldquote, die nicht mit Zustimmung des bischöflichen Quartiers normirt war, erlassenden Urtheilsetten, die endlich verglichen wurden. Doch scheint es auf die Niederlegung seines Amtes Einfluß gehabt zu haben (1662); er starb 1677. Aus seiner Ehe mit Anna Kiesel zu Eisenbach waren ihm fünf Söhne geboren: Wilhelm Balthasar II. (geb. 1643), Johann I. (geb. 1644), Wilhelm Sittig (geb. 1645), Friedrich Wilhelm I. und Johann Volpert II. (geb. 1652), von denen Johann und Friedrich Wilhelm ihr Geschlecht fortpflanzten.

Johann VI., der sechste Erbmarischall des Cantons, wie auch sein Bruder Friedrich Wilhelm II. gehören zu denen, die sich in den höchsten Stellen des Staatsdienstes besonders ausgezeichnet haben. Döglrich der evangelischen Kirche zugehört, wurde er doch von dem Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, als Bischof von Würzburg, in seine Dienste als Geheimrath nach Würzburg berufen (1668) und zugleich das Oberamt Trimbarg an der Saale ihm anvertraut. Nach dem Tode des Kurfürsten (1672) legte er die Stelle nieder und wurde vom Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel zum Geheimrath und Kammerpräsidenten ernannt. Vom Kaiser Leopold I. wurde er mit seinem Bruder Friedrich Wilhelm I. in den Reichsfreiherrnstand erhoben (15. Juli 1677). Durch die von seiner Gattin Katharina Freiin von Wallenstein zugebrachten Reichsgüter in der Wetterau ward er ein Mitglied der rheinischen Reichsritterschaft und Burgmann zu Friedberg; daher traf ihn die Wahl zum Reichsburggrafen zu Friedberg und Stoben wie auch zum Rittershauptmann des Cantons Rittersheim. Aus dieser Ehe waren drei Söhne und ebenso viel Töchter geboren; letztere starben unverehelicht.

Simon XVI. (Ludwig, geb. 1680) blieb als beffischer Hauptmann 1703 im niederländischen Feldzuge; Wilhelm Balthasar III. (1678), beffischer Kriegsrath und Kammerjunker, starb 1724, ohne von seiner Gattin Anna Christiane Freiin von Wallenstein sich einer Nachkommenchaft zu erfreuen, und mit Johann Volpert II. (geb. 1677) erlosch diese Linie, da ihm aus seiner Ehe mit Elisabeth Anna Rau von Holzhausen nur eine Tochter, Dorothea Anna (1707), geboren ward, welche mit Balthasar von Wittotshausen genannt Schrauten-

bach, heilischen General, in einer kinderlosen Ehe lebte und 1732 starb.

Friedrich Wilhelm II. (geb. 1647), der jüngere Bruder von Johann I. (Friedrich) und nach dessen Tode der achte Erbmarschall des Eisiges Fulda. Nach Beendigung der Studien und der Reisen erhielt er eine Hauptmannstelle in dem Leibregimente des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt und wurde in kurzer Zeit von dessen Bruder, dem Landgrafen Johann, der zu Braunschweig residierte, zu seinem Hofmeister ernannt. Aus der Instruktion zu zu ersehen, daß Landgraf Johann beabsichtigte, „abermals eine Reise in fremden, weit entlegenen Ländern zu unternehmen, daher Friedrich Wilhelm, Hauptmann, zu dieser Begleitung als Hofmeister beauftragt sei.“ Diese Instruktion besagt ferner: „Da dieselbe aber gefährlich, wichtig und also gethan ist, daß, wenn nicht Gott, der Allmächtige, seine väterliche Gnade, Schutz über Uns und Unsere Mitreisenden haben würde, wir und sie leichtlich in schwere Ungelänglichkeiten, Noth und Dienstbarkeit Unseres Lebens und Leibes kommen könnten u.“ Hiernach scheint es, daß der Landgraf Johann Willens war, ins Morgenland zu gehen, vielleicht auch nach Jerusalem zu reisen beabsichtigte. Ob aber diese mysteriöse Reise in Ausführung kam, ist nicht ersichtlich und wahrscheinlich durch eintretende Verhinderungen vereitelt worden. Friedrich Wilhelm nahm deswegen seine Entlassung und trat in hollstein-gottorpische Dienste als Kammerjunker und Hofrath, um den Erbprinzen Friedrich, den Sohn des Herzogs Christian, auf Reisen durch Teutschland, Frankreich, Holland und England zu begleiten (1687). Nach Beendigung derselben begab er sich an den Hof des Herzogs Ernst August von Hannover und schwang sich bald zu den höchsten Stellen am Hofe und im Staate empor, indem er die eines Ministers und Oberhofmarschalls bekleidete. Er hatte sich die Liebe und das Vertrauen der beiden Kurfürsten Georg Ludwig und Georg August, nachherigen König Georg I. von Großbritannien, durch die Ausführung der ihm beauftragten Geschäfte in Versetzung an fremde Höfe erworben. So ward ihm auch die Auszeichnung, daß er 1711 als Principalgesandter bei der Wahl des Kaisers Karl VI. nach Frankfurt gesendet und den Auftrag erhielt, das Reichsamt im Namen des Kurfürsten von Braunschweig auszuüben, und als der Kurfürst Georg zum ersten Male nach London sich begab, um den königlichen Thron von Großbritannien einzunehmen, begleitete er denselben als der Erste an Rang des großen Gefolgtes (1714). In dem 61. Jahre seines Alters (1728) verläufte er das Zeitliche mit dem Erigen und seine Gattin Anna Dorothea von Harthausen, Erbin des Schlosses Appenburg, eine Mutter von sechs Söhnen und drei Töchtern, folgte ihm in einer Frist von sechs Wochen nach. Von den Töchtern waren vermählt Anna Metta (geb. 1686) mit dem Staatsminister Bodo von Dberg; Christiane Henriette (geb. 1696) mit Rudolf Freiherrn von Brühlberg, ebenfalls königlicher Staatsminister in Hannover, und Sophie (geb. 1700) mit Friedrich Wilhelm von Burchard, hessisch-gothaischer Oberstallmeister und Baudirector. Von

den vier das männliche Alter erreichenden Söhnen waren die beiden jüngern, Friedrich und Christian Ludwig, in kaiserlichen Kriegsdiensten, wo sie als Hauptleute in dem Türkenkriege ihren Tod fanden; die beiden ältern, Johann II. und Ernst August, sind die Stifter der beiden jetzt noch blühenden gräflichen Linien.

a) Die mit der ehemaligen Reichshauptstadt betriebene, jetzt händelherliche reichsgräfliche Linie.

Johann VII. (geb. 1683), der neunte Erbmarschall des Hochstifts Fulda, war, wie sein Vater, in königlich-britannischen Hof- und Staatsdienssten Schlosshauptmann, mit dem Titel und Range eines Geheimraths, auch Ritter des königlich-preussischen schwarzen Adlerordens, ernannt bei einer am berliner Hofe gehaltenen Mission. Aus unbekannten Gründen nahm er 1733 seine Entlassung und zog sich auf seine Herrschaft Schütz zurück (1733). Einige Jahre darauf wurde er vom Kaiser Karl VI. in den Reichsgrafenstand erhoben (1736). Dem aber widerspricht das genealogische Staats-Handbuch, 66. Jahrgang, 2. Abth. 1835, S. 468, wie auch das Histor.-heraldische Handbuch der gräflichen Häuser, 1856, S. 296 mit dem Ansätze, daß der furkaunischweigsche Premierminister Friedrich Wilhelm von Schütz vom Kaiser Karl VI. schon am 10. Juni 1726 gegrafit worden sei. Ohne hierüber ein Urtheil zu fällen, da mir weder das eine noch das andere Diplom vorliegt, so entnehme ich aus andern Documenten, daß weder Friedrich Wilhelm, noch sein Sohn Johann II. bis 1733 den Titel „Graf“ führten, wie dieses auch aus Pfiffinger's Historie des Braunschweig. Hauses, 3. Th. S. 676 hervorgeht. Dessenungeachtet kann diese Standeserhöhung geschehen sein, aber, wie es im Anfange des 18. Jahrh. mehrmals vorgekommen ist, daß die Begrabenen von dem Titel keinen Gebrauch machten, „weil sie nicht darum nachgesucht hatten.“ wie dieses J. B. von dem f. l. Generalmajor Franz Anton von Buntlar zu Buntlar, einem Bruder des Fürkhabtes Constantin zu Fulda, geschah, als er von Kaiser Karl VI. am 27. Jan. 1726 gegrafit wurde.

Zwischen dem Grafen Johann VII. von Schütz und dem Vorkhanbe des reichsritterchaftlichen Corps kam es wegen des jus collectandi cum annexis zu einer beschwerlichen Rechtfertigung bei den Reichsgerichten (1732), indem der Graf Johann seinen Unterthanen bei Strafe verboten hatte, die Anlagen, welche das bischöfliche Truchsenamt ansahriebe, nicht dahin abzuliefern, da ihm allein das Recht, Anlagen auszufrieden, gebühre. Als durch die unterliebene Steuerlieferung von der Herrschaft Schütz ein großer Theiltheil entstand, so wurde von der Ritterhauptmannschaft dem Grafen angezeigt, „daß man die currente Ritter- und Charaktirsteuer immediate an die Unterthanen auszufrieden und in das Truchsenamt liefern zu lassen zufolge der reichsgerichtlichen Erkenntnis sich gründenden Collectationsgerechtigkeit hiemit anzeigen wollte“ (25. Oct. 1746). Da der Graf Johann einige Monate darauf das Zeitliche segnete (28. Juni 1747), so unterließ von Seiten des Nachfolgers die fernere Widersepflichkeit. Aus der Ehe mit Maria Friederike Freilin

von Schlip, der Tochter von Georg Ludwig Stütt, waren ihm 13 Kinder, sechs Söhne und sieben Töchter, geboren. Von diesen waren verheirathet: Henriette (geb. den 4. Juli 1722., gest. 1782.) an Ludwig Freiherrn von Mandach zu Mandach; Wilhelmine (geb. den 28. Juni 1733, gest. 1814.) an Friedrich Karl Freiherrn von Bölowarth, Herrn zu Marlesingen, königl. württembergischen General-Lieutenant, und Christiane (geb. den 14. Aug. 1731, gest. 1760.) an Siegmund Freiherrn von Doppel. Von drei Söhnen war Georg (geb. den 20. Nov. 1724) Fortsetzer der noch blühenden Linie; Karl Friedrich Adam (geb. den 12. Dec. 1733) königl. preussischer General der Cavalerie (s. d. Art.), und Eustach IV. Johann (geb. den 5. April 1737) königl. preussischer Staats- und Kriegsminister (s. d. Art.).

Karl Friedrich II. (Adam), geb. den 12. Dec. 1733, königl. preussischer General der Cavalerie und Inhaber eines Cuirassierregiments, gest. den 24. Aug. 1797, heirathete Louise Charlotte, Tochter des Grafen Ebert von Knuth zu Kopenhagen (den 4. März 1764), erhielt in dem brüderlichen Vergleich die Güter in der Wetterau. Sein einziger Sohn Johann Heinrich (geb. den 16. Oct. 1769, gest. 1778) starb vor dem Vater (gest. 1797) und nur zwei Töchter überlebten ihn; Sophie Elisabeth (geb. den 15. Febr. 1771) heirathete 1791 Karl Friedrich von Raoul, königl. preussischen Rittmeister, nach dessen Tode den von dem Busche zu Lohse, heffischen Oberst, 1796, und Friederike (geb. den 5. Jan. 1783) heirathete 1801 von Haugwitz, königl. preussischen Lieutenant (s. d. Art.).

Eustach V. (Johann), geb. den 5. April 1737, königl. preussischer Staats- und Kriegsminister, war seit dem 11. Oct. 1768 mit Karoline von Weichitz vermählt. Da ihm keine Söhne, sondern nur Töchter geboren waren, Mariane (geb. den 9. Sept. 1767), verheirathet 1797 mit dem königl. bairischen Reichsrathe, Staatsminister Grafen Alois von Reichenberg, und Karoline (geb. den 7. März 1772) mit Hans von Labes 1794, adoptirte der Graf Eustach diesen Schwiegersohn, den der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gefraßt hatte, unter dem Namen von Schlip. Nach dem Tode des Grafen Eustach war er Erbe der im Herzogthume Mecklenburg-Streitz liegenden Güter Rarkorf, Tärrow, Hütten, Hohenstein, Klein- und Groß-Kotel. Da aus dieser Ehe nur eine Tochter entsproß, Johanne Karoline (geb. den 12. Oct. 1801), so erhielt diese neue gräfliche Linie von Schlip, indem der Graf Heinrich von Vossrowitz, mit dem sie sich am 14. Oct. 1822 vermählte und außer obgenannten Schlip'schen Gütern das Allergut Jernislow ihm zubradte, seinen Familiennamen nicht ablegte, sondern nur den Namen „Schlip“ hinzufügte.

Der Graf Georg, der zehnte Erbmarschall des Hochstifts Fulda, f. l. Kammerer und f. französischer Gesandter im fränkischen Kreise, erlittete mit seinen Brüdern wegen der Reichsherrschaft Schlip und der in Kurheffen und in der Wetterau liegenden Güter ein Familienideelcommiss, nachdem er sich mit seinem Vetter Karl Friedrich Reichsfreiherrn von Schlip, der von seiner Mutter, als Erbtöchter des freiherrlichen von Wrisbergischen

Geschlechts, dessen Besigungen im Kurfürstenthume Hannover gerbt, verglichen hatte. Der Graf Georg trat an seine Brüder den Antheil an obigen Gütern gegen Ueberlassung der Herrschaft Schlip sammt den darauf haftenden Schulden ab. Er war dreimal in ein Ehebandnis getreten; 1750 mit Josepha Frein von Pinleco, Witwe des Grafen Christian Albrecht von Recktern, die ihm einen Sohn und zwei Töchter gebar. Nach ihrem im Wochenbette erfolgten Tode (20. Nov. 1753) verheirathete er sich mit Christiane, der Tochter des Reichsgrafen Heinrich von Stolberg-Schwarzburg (19. Dec. 1754) und nach deren Dahinscheiden mit Katharina Haselnaar, Witwe des Marquis Franz Gabriel du Chasteler de Courcelles. Von seinen drei Söhnen und vier Töchtern überlebte ihn der regierende Graf Karl Heinrich (geb. 1752, gest. den 10. Dec. 1824) und Karl Ludwig (geb. den 30. März 1756, gest. 1805), königl. preussischer Hauptmann a. D., der die Jüdicommissgüter in der Wetterau und in Kurheffen erhielt. Er war mit Christine, der Tochter des Reichsfreiherrn Albrecht Friedrich von Müller zu Lengsfeld, ehelich verbunden am 21. Mai 1798, auch Vater eines Sohnes, Karl Albrecht, der aber noch im jugendlichen Alter starb; die Witwe heirathete darauf den Grafen August von Rhode. Von den Töchtern war nur Sophie Charlotte (geb. den 20. Febr. 1767) mit dem Freiherrn von Treitz zu Solz 1800 in den Stand der Ehe getreten und farb 1800.

Karl Heinrich I. war der erste und letzte fuldische Erbmarschall und nach des Vaters Tode Erbe der Majoratsherrschaft Schlip, die durch seine Vermählung am Reichstoge zu Regensburg die Reichshandshaus erhielt mit Sitz und Stimme im weiteraußen Grafencollegium (1804); ehe aber dieses zur Vollziehung kam, erfolgte die Auflösung des teutschen Reichs. In Folge der rheinischen Bundesacte (1806) kam Schlip unter großherzoglich heffische Souveränität mit Landesherkömmem Rechte, wodurch das Haupt der Familie den Titel „Erlaucht“ zu führen berechtigt war (1829). Karl Heinrich war seit 1774 in fuldische Staatsdienste getreten, 1780 zum Geheimenrath und Gesandten am königl. dänischen Hofe ernannt, 1808 in gleicher Eigenschaft am königl. bairischen Hofe und einige Jahre später bis 1814 am königl. preussischen Hofe, seit 1815—1821 aber königl. sächsischer Bundestagsgesandter in Frankfurt, woselbst er auch am 10. Dec. 1826 farb. Aus seiner Ehe mit Dorothea Henriette, Tochter des Grafen Dagobert von Bummern, f. l. Generalfeldmarschall (vermählt den 5. Juli 1783, gest. den 1. Dec. 1827), erhielt er einen einzigen Sohn, Friedrich Wilhelm III. (geb. den 15. Febr. 1793). Dieser succedirte seinem Vater und verheirathete sich am 6. Sept. 1820 mit Juliane, Tochter des Grafen Karl von Gind, nach ihrem Tode, der am 16. Dec. 1831 erfolgte, mit Elisabeth III. 1832. Er befaßte sein Leben am 31. Dec. 1839 unter großherzoglich heffischem Curatel.

Sein einziger Sohn Karl Heinrich II. (geb. den 15. Febr. 1822) folgte dem Vater in der Regierung. Er hat sich rühmlich bekannt gemacht durch seine mehrjährigen, außer Europa gemachten Reisen, die von ihm heraus-

gegeben wurden und vorzüglich in naturhistorischer Hinsicht großen Beifall erhalten haben. Als großherzoglich hessischer Oberst à la Suite ist er außerordentlicher Gesandter und Minister am königl. preussischen, königl. sächsischen und königl. hanoverischen Hofe. Er vermählte sich mit Anna Albertine, Tochter des Prinzen August von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, herzoglich naussauischen Staatsministers, von der ihm ein Sohn geboren, der Erbgraf Emil Friedrich, am 15. Febr. 1851.

Die Besitzungen: 1) Die ehemalige reichsunmittelbare und bei der Reichsteilung in dem bairischen Quartier (Buchenla) des fränkischen Rittercantons Rhön-Werra immatriculirte gewesene Herrschaft Schlis (drei Meilen, 900 Einwohner) mit der Stadt Schlis, an dem Flusse gleiches Namens, seit 1808 dem Großherzogthume Hessen incorporirt. 2) Die Herrschaft Begfurt und 3) die Herrschaft Reiberg.

Das Wappen ist quadriert und mit einem Herzschildlein versehen; das Hauptschild zeigt im ersten und vierten Quartier einen silbernen Kof in Roth, das dritte und vierte Quartier ist getheilt. In jedes enthält rechts drei silberne Rosale in Gold, links zwei silberne Ronden in Blau. Im Herzschildlein das Stammwappen, zwei rothe dreifach gezähnte, schrägrechte Balken in Silber.

b) Die jüngere Linie Schlis von Wörs genannt Wrisberg.

Der Stifter dieser Linie, der Reichsfreiherr Ernst August (geb. 1687), ein Bruder des Reichsgrafen Johann L., war königl. schwedischer und hessischer Oberkammerer, verheiratete sich 1713 mit Dorothea von Chalon genannt Sehlen von Hohenwinkl, starb aber schon 1720. Eine Tochter, Dorothea (geb. 1717), mit Heinrich von Voß verheiratet, und Karl Friedrich (geb. 1718) waren die Pfänder dieser Ehe.

Karl Friedrich I. vermählte sich 1733 mit seiner Vase Katharina Eva, Erbtochter Johannes Rudolph Freyherrn von Wrisberg, königl. großbritannischen und kurbraunschweigischen Staatsminister, der letzte seines Geschlechtes, und nahm mit Bewilligung Kaiser Karls VI. dessen Namen und Wappen mit dem seinigen an. Der einzige Sohn August Friedrich (geb. 1742) hinterließ ebenfalls nur einen Sohn Ludwig Ernst Heinrich (gest. 1800), königl. großbritannischen Schatzgraber und ritterschaftlichen Deputirten, und wurde durch Karolina von Löwenfels Vater einer Tochter, Wilhelmine, geb. 1783, vermählt 1802 mit Bernhard von Pawel-Rammingen, königl. bair. Kammerer, und eines männlichen Zwillingspaares Werner und Moriz (geb. 1779), Stammvater der jetzt blühenden zwei gräflichen Linien, die vom Könige Georg IV. von Großbritannien, als König von Hannover, die Bewilligung erhielten, den gräflichen Titel der ältern Linie ebenfalls zu führen (18. März 1817).

Werner, Geheimschreiber, königl. preussischer Jannitterritter, königl. hanov. Droß und ritterschaftlicher Deputirter, trat nach dem Tode seiner ersten Frau Friederike von Pawel-Rammingen (1847) mit Annette von Grödenmeier aus dem Hause Bennecke in die zweite Ehe. Aus dieser Ehe wurden ihm geboren zwei Söhne, Plato

(1848) und Werner (1849); die Töchter: Bertha 1846, mit Victor von Eshow; Emma 1842, mit Boris von Beaulieu; Minette 1831 mit Wilhelm von Weile und Elfride 1838 mit Moriz von Weiling vermählt.

Moriz (gest. 1847), Herr zu Brunkensen und Bränntshausen, königl. bair. Kammerer, hinterließ von Eugenie, Tochter des großherzoglich sächsischen Oberjägermeisters von Staff, fünf Kinder, als vier Söhne und eine Tochter, Emma (geb. 1812), die Gattin Friedrichs von Löhneisen; von den Söhnen sind verheiratet: 1) Gustav (geb. den 27. Dec. 1815), herzoglich braunschweigischer Major, mit der Tochter des Generalleutnants von Herzberg, Eugenie, verheiratet (1847). Von ihren geborenen Kindern leben die ehemals in dem Schlichtischen Geschlechte beliebten alten Taufnamen wieder auf: Kraf, wie im nördlichen Teutland der Name Goriar, sowie im südlichen Rigos mundbar gemacht; dergleichen Stamm anstatt Konstantin, Eitig und Gustav. 2) Hermann (geb. den 5. April 1819), herzoglich braunschweigischer Leutnant, vermählt mit Helene von Waver 1847, deren Ehe mit mehren Kindern beglückt ist (s. die Stammtafel).

Die Besitzungen dieser beiden Linien: 1) Im Fürstenthume Kalenberg: die Rittergüter Rittmarshausen und Brunningshausen mit den Dörfern Kerslingrode, Brenrode, Weisendorn, Bilschhausen und Limmer. 2) Im Herzogthume Braunschweig: die Rittergüter Brunkensen, Leigenholzen, Holmünden und Koppengraben. 3) Im Fürstenthume Hildesheim: die Rittergüter Wrisbergelholzen, Wesseln, Irmsenful und Sosenen.

Das Wappen quadriert: 1 und 4 in Roth eine silberne Hahnhire, bestehend aus zwei Beinen, welche in geringer Entfernung schrägrecht neben einander getheilt und durch drei in Gestalt eines Z mit Nägeln darauf besetzte Leisten mit einander verbunden sind (Harthausen). 2 und 3 senkrecht getheilt, rechts in Gold drei (2. 1) Briefe in rothen Kreuzverweis ohne Siegel, links in Blau zwei mit den Sicheln rechts gekreuzte, silberne Halbmonde, einer über dem andern (Kerslingrode). Gezierter Mittelschild quer getheilt; oben in Silber zwei schwarze, oben dreimal gezähnte, linke Schrägbalten (Wörs), unten ebenfalls in Silber auf grünem Raten ein gebender Fasan natürlicher Farbe (Wrisberg). Devise: „Suum cuique.“

(Albert Freih. von Boineburg-Lengsfeld.)

GÖRTZ VON SCHLITZ (Johann Eustach, Graf von), geb. am 5. April 1737 auf der Familienherrschaft Schlis, war der jüngste Sohn des Grafen Johann von Götz und seiner Gemahlin Marie Friederike Sophie, geborenen Eitig von Schlis, genannt Wörs. Mit seinem am drei Jahre ältern Bruder Karl Friedrich Adam¹⁾ erhielt Götz seine erste, ziemlich vernachlässigte Erziehung. Sein Lehrer war ein durch Alterschwäche pedantischer Mann, Tobias Raab mit Namen, dem es an allen zu seinem Berufe erforderlichen Fähigkeiten und Kenntnissen durchaus fehlte und der in seinem Zöglinge wol Nichts weniger als den

1) Als königl. preussischer General der Cavalerie trat er später in hessen-casselsche Dienste.

künftigen großen Staatsmann ahnen mochte). Des Knaben natürliche Anlagen waren vielleicht erhdit worden, wenn nicht seine Mutter ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls (1748) ihre beiden Söhne auf das Carolinum zu Braunschweig geschickt hätte. Dieser berühmten Lehranstalt, die unter der Leitung des Abtes Jerusalem im größten Flor stand, verdankte Götz die Grundlage seiner Bildung. Bereits im J. 1752 ward er jedoch in das mütterliche Haus zurückgerufen. Ohne Führer, ohne Unterstützung blieb er sich selbst noch anderthalb Jahre überlassen.

Um diese Zeit bezog Götz die Universität Leyden. Durch Familienverhältnisse scheint die Wahl dieser niederländischen Hochschule bestimmt worden zu sein. Sein ältester Bruder war, mit einer Baronin von Lintelo, Witwe eines Grafen von Rechten, vermählt. Mit deren Schwiegertochter, Ballard ist Kappel, erhielt Götz einen Leihbringer Willers zum Hofmeister, der jedoch sehr beschränkte Kenntnisse besaß und unter andern Leidenchaften den derselbe auf Götz hätte haben können, war dadurch abgemindert, daß der als Lehrer des allgemeinen und teutschen Staatsrechts allgemein geschätzte Professor Weiß und der gelehrte Repetitor Wulfs sich seiner väterlich annahmen. Die Freie benutzte Götz zu einem Ausfluge nach dem Haag, wo er, trotz seiner Jugend, in den angesehensten Häusern Zutritt fand. In Leyden legte Götz den ersten Grund zu seiner vielseitigen Bildung und Welt- und Menschenkenntnis. Dort scheint er auch den ersten Impuls zur diplomatischen Laufbahn erhalten zu haben, auf der er sich späterhin so glänzend auszeichnete.

Nach der Rückkehr von Leyden, im Frühjahr 1754, vermittelte Götz bis zum September im mütterlichen Hause. In Straßburg, wohin er sich um diese Zeit zur Fortsetzung seiner Studien gewandt hatte, widmete er sich unter Schöpslin's Leitung besonders dem Staats- und Völkerrechte. Den Gedanken, in französische Kriegsdienste zu treten, verwarf er wieder, als er im J. 1755 seine erste Anstellung in herzoglich-sachsen-weimarischen Diensten erhielt. Seine Mutter hatte ihm dazu verhoffen durch den Oberhofmeister der gothaischen Prinzen v. Rotberg.

In Weimar ward Götz in seinem 22. Jahre zum Regierungsrath ernannt mit dem Charakter eines Legationsrathes. An der Spitze der Landesverwaltung stand damals, mit dem unbeschränkten Vertrauen des Herzogs Ernst August Konstantin, als Statthalter und erster Minister der Graf von Bünau. Von diesem vielseitig gebildeten Staatsmanne ward Götz bei seinem Dienstantritte dadurch ausgezeichnet, daß er ihn in sein Haus nahm und ihm die Führung seiner Correspondenz übertrug. Gleichwol fühlte sich Götz Nichts weniger als befragt in seinen neuen Verhältnissen. Ihm gefiel weder der Aufenthalt in Weimar, noch seine Stellung zu dem Grafen Bünau, der, seiner Kenntnisse und vieljährigen Erfahrungen ungeachtet, sich oft stolz und mürrisch zeigte. Götz fühlte sich bald so unglücklich in

Weimar, daß er sich viele Mühe gab, den Aufenthalt in dieser Residenz mit Gotha zu vertauschen. Für diese Stadt schien er eine besondere Vorliebe gefaßt zu haben. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Bei einem Besuche der Herzogin von Gotha, Louise Dorothea, brachte es diese Fürstin dahin, daß Götz von dem Grafen Bünau die Erlaubnis erhielt, in gothaische Dienste zu treten. Als Kammerjunker und Regierungsrath ward er dort später durch den Hofrathshötel ausgezeichnet.

Wie früher in Weimar, bezog auch Götz in Gotha seinen Gehalt. Er war, außer der freien Tafel, auf seine Apanage von 1500 Fl. beschränkt, die er, nach den Familienverträgen, von der Zeit einer Dienstanstellung an zu beziehen gehabt hatte. Auf seine Bildung äußerte jedoch der Aufenthalt in Gotha den günstigsten Einfluß. Zu den würdigen und talentvollen Männern und Frauen, welche die geistreiche Herzogin von Gotha um sich zu versammeln pflegte, gehörte vor Allem die Oberhofmeisterin von Buchwald. Zu anderen gleich ausgezeichneten Personen gehörten von Einsiedel, der Geheimrath und Kanzler von Döppel, der Geheimrath von Richterstein u. A. Noch in spätern Jahren erinnerte sich Götz seines frohen Aufenthaltes in Gotha und stets blieb er in freundschaftlicher Verbindung mit seinen dortigen Bekannten.

Zu Ende des Jahres 1759 rief die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar, deren Gemahl Ernst August Konstantin das Jahr zuvor gestorben war, da sie, noch minderjährig, die Vormundschaft über ihren zwölfsjährigen Prinzen und die Landesadministration nicht übernehmen konnte, den Grafen Götz in ihre Dienste zurück. Nach der Uebernahme der Regierungsgeschäfte, die bisher ihr Vater, der Herzog Karl von Braunschweig, unter Aufsicht des Grafen von Bünau geführt hatte, erklärte Anna Amalia jedoch zugleich die Absicht, die Erziehung des Erbprinzen Karl August und seines jüngern, nach dem Tode seines Vaters geborenen Bruders, des Prinzen Konstantin, dem Grafen von Götz zu übertragen.

Treffend bemerkt hierüber ein geistreicher Schriftsteller: „Wenn die Wahl einer päpstlichen Mutter, welche dabei als eine der gastreichsten Frauen ihrer Zeit allgemein anerkannt worden, auf einen jungen, kaum 22jährigen Mann fallen konnte, um Prinzenrzieher zu sein, und mehr noch die Erziehung und Bildung eines künftigen Regenten zu übernehmen: so bedarf es wol keines weitern Zeugnisses oder Beweises, daß Graf Götz in dem Alter, in welchem die Weiden wol selbst noch eines Führers oder Aufsehers bedürfen, bereits zu einem hohen Grade von Ausbildung, Selbständigkeit und Festigkeit des Charakters mußte gelangt gewesen sein, aus Unstehhaftigkeit stiftlicher Eigenschaften mußte erprobt haben, wie sie dessen nachheriges ganzes Leben bewährte.“)

Das Rufname und die große Verantwortlichkeit der ihm zugewandten Stelle veranlaßte Götz keineswegs. Es ward ihm süßbar, daß er, um seine Pflichten streng zu erfüllen, seine Freiheit, die Vergnügungen seines Alters, wie den Umgang mit Verwandten, Freunden und Be-

2) Vergl. J. v. Arnolbi in den Zeitgenossen. 2. Bd. Heft 4. S. 129.

3) Siehe J. v. Arnolbi a. a. O. S. 182 fg. 23*

kannten zum Opfere beizugehen müßte. Ohne große Glücksgüter besaß er jedoch hinreichende Einkünfte, um frei und unabhängig leben zu können. Seine Kenntnisse, seine Bildung ließen ihn überdies eine andere, seinen Jahren mehr angemessene Stelle erwarten. In einem seiner damaligen Briefe äußerte sich Görg mit den Worten: „Der Vorfall, mich der Welt und meinen Nebenmenschen nützlich zu machen, hat allein mich zu dem Entschlusse bringen können, ein Amt anzunehmen, welches die schwerste Verantwortung mit sich führt und in welchem der größte Theil derjenigen, welche ein eben solches in allen Ländern vor mir bekleidet, den größten Kummer und einen unglücklichen Ausgang erlebt haben.“

Im März 1762 hatte Görg, mit dem Charakter eines obervermundschafflichen Hof- und Legationsrathes, die ersehnte Stelle angetreten, die ihn zur Erziehung der vierjährigen Erbprinzen und später auch seines jüngeren Bruders verpflichtete. Die von ihm selbst entworfenen Instruktion dient zum Beweise, wie sehr er die Wichtigkeit seines Amtes erkannte. Mit der größten Uneigennützigkeit war er über die damit verbundenen Bedingungen hinweggegangen. Ausbedungen hatte er sich nur die Freiheit, seine Stelle niederlegen zu können, wenn er das Zutrauen der Herzogin oder des geheimen Rathes collegiums vermissen sollte. „Ein unglücklicher Ausgang,“ schrieb er am 4. Nov. 1761, „würde mich die geringsten Vortheile, die ich genoßen hätte, bereuen lassen und ein erwünschter Erfolg wäre allein meine schönste Belohnung.“

Durch den rasselosen Gieße, mit dem er sich seiner Stelle hingab, rechtfertigte Görg im vollen Maße das in ihn gesetzte Vertrauen der Herzogin. Außer einem mit großer Genauigkeit geführten Tagebuche über das Betragen, die Zierlichkeit und die Entwicklung des Geistes und Charakters seiner Zöglinge erstattete er der Herzogin halbjährige, ausführliche Berichte über die moralische und physische Beschaffenheit der beiden Prinzen. Ueberall zeigte sich sein unablässiges Streben, seine Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Seine fürstlichen Zöglinge waren ihm mit der gleichen Liebe ergeben. Besonders entwickelte sich in dem Erbprinzen, dem nachherigen Großherzoge Karl August, große Vorzüge des Verstandes und Charakters⁴⁾, welche die schönsten Hoffnungen für die Zukunft erweckten. Außer der Erziehung der beiden Prinzen übernahm Görg auch im J. 1765 die der beiden Söhne seines ältesten Bruders, die er bis 1773, Anfangs in Weimar, später in Jena, bei sich behielt.

Eine aussehnliche Vermehrung seiner Einkünfte verdankte Görg einer ihm angelassenen Erbschaft in der Wetterau. Um diese Zeit (1768) verheiratete er sich mit einer Tochter des herzogl. sachsen-gothaischen Ge-

heimeneathes von Uechtrig. Wie er diese, in jeder Hinsicht seiner würdige Frau schätzte, zeigen die Stellen, die er, nachdem sie ihm der Tod entriß, als 81jähriger Greis wiederbeschrieb. „Ihren Tugenden,“ äußerte er, „ihrem ausgebildeten Verstande und der reinen Güte ihres Herzens danke ich das größte Glück meines Lebens und die Ausbildung meiner vortrefflichen Kinder. Sie war mehr, als sich mit Worten ausdrücken läßt. Im September des Jahres 1809 ging diese Heilige in die Ewigkeit hinüber.“

Im December 1774 begleitete Görg die beiden seiner Erziehung übergebenen Prinzen nach Karlsruhe, wo der damals 17jährige Erbprinz Karl August die von seiner Mutter ihm bestimmte Braut, die Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt, sehen sollte. Noch im December fand die Verlobung statt und im folgenden Jahre (1775) die Vermählung. Mit Bewilligung ihrer Mutter unternahmen die beiden Prinzen eine Reise nach Paris, von wo sie im Juni 1775 nach Weimar zurückkehrten.

Auf dieser Reise hatte die Prinzen auch Görg auch noch Knebel begleitet, der nachherige Lieberseger des Proterg und Lucres, der, früher Officier bei der Leibgarde Friedrich's II., seit dem Juli 1774 von der Herzogin Amalia zum Instructor des Prinzen Constantin, besonders in den militairischen Wissenschaften, ernannt worden war⁵⁾. Die Schilderung, welche Knebel von dem Grafen Görg entwirft, trägt seinen Charakter in einem weitestehenden Lichte. Mit Rück Erinnerung an eine frühere Lebensperiode schrieb Knebel aus Weimar am 18. Jan. 1790: „Als ich vor 15 Jahren die Reise mit dem Herzoge (Karl August) nach Frankfurt machte, hatte Graf Görg, welcher Oberhofmeister war, die rüftigste Sorge, an jedem Orte und an jedem Hofe, wo wir hinkamen, mich durch irgend einen Anhang, den er sich sogleich machte, auf das Bestmögliche zu verrufen, und in Paris, wie es mir der Herzog selbst nachher gesagt, hat er diesem alle Nächte vor dem Bettgehen noch eine besondere Predigt gehalten, die ihn vor mir und meiner Gesellschaft warnen sollte, obgleich er sonst sehr freundlich gegen mich that, und ich ihm nicht die geringste Gelegenheit gab, sich über mich oder meine Aufführung zu beklagen“⁶⁾. Auch in einem früheren Briefe hatte Knebel seine Abneigung gegen Görg mit den Worten ausgesprochen: „Gente,“ schrieb er aus Weimar den 14. März 1788, „haben wir hier den großen Grafen Görg aus Berlin, der nach Regensburg geht, und ich bin leider diesen Mittag nach Hofe gebeten“⁷⁾.

Der ununterbrochene Briefwechsel zwischen der Herzogin Amalia und dem Grafen Görg während der Abwesenheit ihrer Söhne enthält die unzweideutige Anerkennung der Verdienste, die er sich um die beiden Prinzen erworben. Befremdend mußte es ihm daher sein, als er kurz Zeit nach der Wiederankunft in Weimar und kaum drei Monate vor dem Regierungsantritte des Erbprinzen seine

4) Mit besonderem Wohlgefallen an dem Erbprinzen äußerte sich Friedrich II., als er ihn 1763 zum ersten Mal in Weimar sah. Später (1771), als der 13jährige Prinz ihm in Braunschweig aufwartete, soll der König dem Herzoge Karl von Braunschweig gesagt haben: „Noch nie habe ich einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der so großen Hoffnungen berechtige.“

5) Vergl. S. 2 v. Knebel's literarische Nachlass und Briefwechsel S. XXXIV. 6) Briefe S. 1 v. Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Genetrix (Jena 1868.) S. 108. 7) Briefe a. a. D. S. 77.

Dienstentlassung erhielt. Sie war indessen höchst ehrenvoll. Mit dem ihm erteilten Charakter eines wirklichen Geheimenrathes und dem Prädicat Excellenz war ein lebenslänglicher Jahrgalt von 1500 Rthlrn. verbunden. Die Landstände bewiesen ihm die Anerkennung seiner Verdienste durch ein Geschenk von 20,000 Rthlrn, zu denen der Herzog Karl August noch 4000 Rthlr. aus seiner Chatouille hinzufügte).

Obne weitere Verpflückung gegen Weimar konnte nun Götz, da sein Erziehungsgeschäft beendet war, sich eine neue Laufbahn eröffnen, oder zurückgezogen von Amtsgeschäften ein ruhiges und sorgenfreies Leben führen. Durch den bestimmt geäußerten Wunsch des Herzogs Karl August fand er sich jedoch bewogen, vor der Hand in Weimar zu bleiben. Nicht lange blieb er jedoch in der glücklichen Unabhängigkeit, die er seit seiner Dienstentlassung genossen hatte. Der Herzog wünschte seinen ehemaligen Erzieher als Gesellschafter, Freund und Rathgeber an seinen Hof und an seine Person zu fesseln. Er übertrug ihm daher die ehrenvolle Stelle eines Oberhofmeisters seiner Gemahlin, der Herzogin Louise. Die Abhängigkeit an den Herzog und die hohe Verehrung für die junge Fürstin bestimmten den Grafen, diese neue Stelle anzunehmen.

Seinen Entschluß gab Götz in einem an den Herzog gerichteten Schreiben mit den Worten zu erkennen: „Die Hoffnung, Sie glänzend in Ausübung der Tugenden, die ich Ihnen stets einzuflößen beflissen war, und im Besitze einer Fürstin zu sehen, welche der Himmel für Sie geschaffen zu haben scheint, das Vergnügen, mit Freunden zu leben, die ich liebe und schätze, das Glück, mich dem Dienste der Frau Fürstin zu widmen, und die Zuversicht, daß Ew. Durchl. mir Ihre Achtung nicht verweigern können, veranlaßt mich, mit Freuden, selbst mit Dankbarkeit die Stelle anzunehmen, die Sie mir übertragen, und die mir doppelt werth wird, indem ich Ihnen dadurch meine Uneigennützigkeit beweisen kann.“

Der Grund, weshalb Götz die ihm übertragene Stelle bereits im folgenden Jahre (1776) niederlegte, ist ihm bekannt. Er blieb jedoch vor der Hand noch in Weimar. Ueber seinen künftigen Lebensplan war er mit sich nicht einig. Er schwankte, ob er sich aufs Land oder nach Frankfurt begeben sollte. Wieder in preussische Dienste zu treten, war er abgeneigt. Indessen hörte er von mehreren Seiten, daß Friedrich II., bei dem er früher in großer Gnust gestanden, sich seiner noch immer mit Wohlwollen erinnere. Sein in Berlin lebender Bruder, Karl Friedrich Adam, der täglich um den König war, theilte ihm sogar zu Anfang des Jahres 1776, daß Friedrich ihm einmahl widerzusehen wünsche. Götz reiste im Frühjahr nach Potsdam. Während seines dortigen dreiwöchentlichen Aufenthaltes unterließ sich der König mit ihm in der huldreichsten Weise und endete ihn mit den Worten: „Wir sehen uns wieder!“ Dessenungeachtet that Götz, gegen den Rath seines Bruders und seiner

Freunde, keinen Schritt, wieder in preussische Dienste zu treten. Im Juni 1776 kehrte er wieder nach Weimar zurück. Auf einer Rheinreise, die er um diese Zeit unternahm, bewarb er sich vergebens um die Stimmführung der protestantischen Höfe an dem nächsten Reichstage. In Weimar, wohnte er zu Ende des Jahres 1777 zurückgekehrt war, empfing er einen Brief seines Bruders mit dem darin ausgesprochenen Wunsche, daß Götz wieder in preussische Dienste treten möchte. Er jagerte, dies Schreiben zu beantwortet. Inzwischen kam sein Bruder am 8. Jan. 1778 selbst nach Weimar. Von ihm empfing Götz ein Schreiben Friedrich's II. mit den wichtigsten Aufträgen in der damaligen baltischen Erbangelegenheit. Diesem ehrenvollen Rufe glaubte Götz folgen zu müssen. Er schloß seine Laufbahn in Weimar, um eine neue und glänzendere zu betreten.

Die Erlaubung an die genannte Residenz und seine dortigen Freunde blieb ihm unvergessen. Wie sehr der Herzog Karl August das Wohlwollen gegen seinen Erzieher unter allen Verhältnissen bewahrte und ihm auch da noch sein volles Vertrauen schenkte, als er nicht mehr unter seiner Leitung stand, beweis die Freimüthigkeit, mit welcher Götz dem Herzoge am 2. Sept. 1775, am Vorabend seines Regierungsantritts die Wichtigkeit seines hohen Berufes schilderte. „Morgen also,“ schrieb Götz, „werden Sie, lieber Prinz, das erhabene Amt, wozu Sie die Vorziehung bestimmt hat, antreten und anfangen, der Vater von vielen tausenden Ihres Gleichen und das Bild jenes Gottes zu sein, der einst über dieselben und über Sie richten wird. Mögen Sie sich stets dieser ersten und wichtigsten Lehre erinnern! Lassen Sie keinen Tag vorbeigehen, ohne von der Glückseligkeit, der Sie Ihr Beruf empfänglich macht, durchdrungen zu sein! Die weissen Fürken machen sich unglücklich, weil sie die hohe Stufe, auf der sie stehen, für eine Last ansehen; sie suchen sich deshalb durch frivole Lustbarkeiten Zerstreuung zu verschaffen und vergessen auf der Jagd oder im Schauspielhause ihre Pflichten. Vergeltlich suchen sie dort Vergnügung für ihr Herz, diesen empfindlichen Theil ihres Wesens, und unglücklich sind sie, wenn sie dessen Regungen erlösen. Gewöhnen Sie sich, Prinz, Ihren hohen Beruf aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, und freuen Sie sich, daß Sie die Vorziehung in den Stand gesetzt hat, zu jeder Stunde Ihres Gleichen glücklich zu machen. Wenn Sie ein gutes Beispiel geben, wenn Sie das Laster unterdrücken, wenn Sie die Tugend belohnen, so werden Sie sich am leichtesten das höchste Glück verschaffen können. Mit jeder Morgenröthe nehmen Sie sich vor, Gutes zu thun und am Abend mag Ihnen Ihr Herz sagen, ob Sie diesen Voratz erfüllt haben.“

Unter den Bekannten und Freunden, die sich Götz während seines Aufenthalts in Weimar erworben hatte, verdient vor Allem Wieland genannt zu werden, der sogar, was nicht allgemein bekannt, als Professor der Philosophie in Erfurt dem Grafen den Ruf nach Weimar und das Amt eines Instructors der beiden Prinzen zu einer Zeit verdankte, wo Götz diese Stelle noch nicht bekleidete. Ob sich das freundschaftliche Verhältnis zwis-

8) Götz R. v. v. Ruedel's Briefwechsel mit seiner Schwägerin Gräfin (Jena 1858) S. 466.

schen Götz und Wieland auch später erhalten, ist zweifelhaft. Aus der Correspondenz zwischen Götz und Dalberg scheint hervorzugehen, daß das Verhältniß durch ein zweideutiges Benehmen Wieland's gegen seinen ehemaligen Freund losgerissen worden. „Wenn Wieland etwas entschuldigst,“ schrieb unter Anderem Dalberg am 18. Sept. 1775, „so ist es die Eigenschaft eines Dichters.“ In minder getrübbten Verhältnissen lebte Götz während seines Aufenthaltes in Weimar mit Herder, seiner dortigen Bekanntschaft mit mehreren geistreichen Männern nicht zu gedenken.

Eine noch wichtigere Rolle als bei seinem nun beendeten Erziehungsgeschäfte spielte Götz in dem Erbfolgestreite, der sich nach des Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern Tode (1777) erhoben hatte. Mit ihm war die älteste Linie des Hauses Wittelsbach ausgestorben. Sein nächster Erbe war eigentlich das Haupt der jüngeren Linie, der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, der sich jedoch, erschreckt durch Oesterreichs Ansprüche an die Erbschaft, zu einem Vertrage hatte bewegen lassen, nach welchem er im Jan. 1778 ganz Niederbayern abtrat. Dagegen hatten sich jedoch der nächste Lehenserbe, Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken und außerdem Sachsen, Mecklenburg, die Hochstifte Augsburg, Kempten, Salzburg u. a. erhoben, die alle die bayerische Erbschaft unter mancherlei Titeln in Anspruch nahmen. Friedrich's II. Willst ließ ihn bei diesen Ereignissen nicht gleichgültig bleiben. Obgleich sehr einkassisch, Oesterreichs Vergrößerung im deutschen Reich durch Erwerbung eines Theils der bayerisch-pfälzischen Staaten möglichst zu verhindern, fehlte es ihm doch an zuverlässigen Nachrichten sowol über die Gesinnungen der dabei theilnehmenden Höfe als selbst über Oesterreichs Pläne. Darüber wollte er sich Gewissheit verschaffen durch einen zuverlässigen, aber nicht in seinen Diensten stehenden Mann, dessen geheime Sendung selbst den preussischen Gesandten und Agenten an fremden Höfen unbekannt bleiben sollte. Des Königs Wahl fiel auf Götz, dessen Bruder ihn in Weimar, wie früher erwähnt, mit dem erhaltenen Auftrage Friedrich's bekannt machte.

Götz erkannte die mannichfachen Schwierigkeiten und selbst die Gefahr, ohne irgend eine Beglaubigung und Vollmacht, sogar ohne formliche Instruction ein Geschäft zu übernehmen, das ihn dem ganzen Unwillen des österreichischen Hofes preisgeben konnte. Einer wohlgegründeten Bedenklichkeit ungeachtet, bewog ihn jedoch das Zureden seines Bruders und wie es scheint auch Herder's Rath, sein rathloses Familienleben und seine sorglose Lage mit einer Aufgabe zu vertauschen, die selbst für einen geübten Diplomaten absehbend sein mußte. Mit diesem Entschlusse begann die zweite Periode seines Geschäftelebens, über die er sich in einer im 81. Jahre für seine Kinder niedergeschriebenen biographischen Notiz mit den Worten äußerte: „Wenn auch bei den meisten Ereignissen meines Lebens, wie es wol bei allen Erblichem dasselbe sein wird, sich eine höhere Leitung gezeigt hat, so war diese höhere Leitung der Vorsehung, der ich auch nach dem Rathe meines verklärten Freundes Herder

mich überlassen habe, besonders sichtbar und unverkennlich in der zweiten Periode meines Lebens und bei dem Eintritte in die königl. preussischen Dienste.“

Ueber seine so folgenreiche Unterhandlung in dem bayerischen Erbfolgestreite gab Götz in späteren Jahren (1812) eine historische Denkschrift heraus, in der er die wichtigsten Umstände theils ganz, theils auszugeweiht mittheilte⁹⁾. Zu vergleichen sind damit die in einer Reihe von Schriften enthaltenen Unterhandlungen der einzelnen, mittelbar oder unmittelbar bei der Erbfolge theilnehmenden Höfe vom April 1778 bis zu dem am 13. Mai zu Leoben geschlossenen Frieden¹⁰⁾.

Unter dem Vorwande eines Processus, der seine persönliche Gegenwart fordere, hatte Götz am 10. Jan. 1778 Weimar verlassen und sich nach Reglar begeben, um seine neue Laufbahn anzutreten. Er fühlte das Zweideutige und Gefährliche der von ihm übernommenen Rolle eines heimlichen Beobachters. Daher hatte er schon von Würzburg Friedrich II. ersucht, ihn mit einem Breve zu versehen. Er sah ein, daß es ihm außerdem beinahe unmöglich sein würde, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Er machte dem Könige demerslich, wie leicht er bei dem Mangel irgend einer Beglaubigung sich compromittiren und den größten Unannehmlichkeiten sich aussetzen könnte, da nicht einmal die preussischen Gesandten im Auslande von seiner geheimen Mission in Kenntniß gesetzt waren. Er fügte hinzu, daß es ihm ohne eine Instruction unmöglich wäre, sich selbst bei den Unterhandlungen zu betheiligen, wenn sich ihm vielleicht eine günstige Gelegenheit dazu darbiete.

Seine Lage war unter diesen Umständen höchst misslich und sein Unternehmen, so klug auch seine Schritte waren, schien, von mehreren Seiten betrachtet, höchst gewagt. Er war weder ein Unterthan noch ein Diener des Königs von Preußen, denn er sich nur ein Paar Mal genähert hatte und ihn nur durch den allgemeinen Ruf kannte. Lediglich aus eigenen Mitteln mußte Götz auf eigene Gefahr alle seine Reisekosten bestreiten, da er von Friedrich II. weder einen Voranschuss noch irgend eine Versicherung erhalten hatte und er daher von einem Tage zum andern seines Auftrags entbunden werden konnte. Dem ganzen preussischen Ministerium unbekannt, stand er isolirt da, ohne Rath, ohne Unterstützung. In dieser Lage entfernte er sich nun von der Wahn, die ihm der König, wenn auch unbestimmt, vorgezeichnet hatte. Er wagte sogar, die später von Friedrich II. erhaltenen Zu-

9) Die erwähnte Denkschrift führt den Titel: *Mémoires historiques de la négociation en 1778 pour la succession de la Bavière, confiée par le roi de Prusse Frédéric le Grand au Comte Eustache de Goertz.* (Francfort sur le Main 1812. gr. 8.)

10) Zu nennen sind unter diesen Denkschriften vorzugsweise: *Recueil de déclarations, manifestes etc. par le Ministre d'état Comte de Herberg.* (Berlin 1788.) Gr. 8. Dehnen: *Denkwürdigkeiten meiner Zeit.* (Ermge 1814.) Gr. 8. Histoire abrégée des traités, par Mr. Schöll. (Paris 1817 seq.) Histoire générale et raisonnée de la diplomatie française, par Mr. Flasson. *Seconda édition.* (Paris 1811.) *Oeuvres posthumes de Frédéric II., roi de Prusse.* (Berlin 1788.) Bergl. Allgem. Deutsche Bibliothek. St. 36. 37. 39 u. 45.

siructionen in mehrfacher Hinsicht zu überschreiten. Nach dem über die bayerische Erbfolge glücklich verhandelten Streite erhielt Götz die Weisung, seinen bisherigen Aufenthalt in Zweibrücken, wo seine Anwesenheit nicht mehr für nöthig erachtet ward, mit Berlin zu vertauschen. Friedrich II. befohl ihn für die ihm geleisteten Dienste mit der früher von dem Grafen Werber besetzten Stelle eines Grand maître de la Garderobe und Staatsministers.

Der scheinbar beendigte Streit schien indessen in einen förmlichen Krieg ausarten zu wollen. Seit dem 1. April 1778 hatte ein lebhafter Briefwechsel zwischen den Höfen von Wien und Berlin stattgefunden. Diese Correspondenz hatte mit der Erklärung Oesterreichs geendigt: es sei entschlossen, die durch Vertrag in Niederböhmen erworbenen Besitzungen nicht zurückzugeben. Beide Monarchen, Friedrich und Joseph II., hatten sich zu ihren an den Grenzen von Böhmen, Mähren und Schlesien versammelten Heeren begeben, Friedrich mit der Absicht, die Gerechtsame des Herzogs von Zweibrücken zu verteidigen, Joseph, um die Ansprüche seines Hauses in behaupten und sich neuen Waffenruhm zu erkämpfen. Von Preußen war die Hoffnung, Baierns Integrität zu erhalten, damals schon aufgegeben worden. Unumwunden äußerte sich Götz hierüber in einem Schreiben vom 8. Mai 1778 mit den Worten: „Der König von Preußen verlangt Nichts für sich, sondern nur die Befriedigung seiner Alliierten und die Erhaltung des Gleichgewichts. Es ist freilich nach den von Anfang gethanen Schritten von kaiserlicher Seite nicht zu hoffen, daß ganz Baiern wieder zurückgegeben werde. Allein die Erhaltung des Friedens ist vielleicht möglich, dies dem päpstlichen Hofe, dem Herzoge von Zweibrücken und dem Reiche weniger nachtheilich zu machen.“ In einem späteren Schreiben vom 12. Mai 1778 fügte Götz hinzu: „Die böhmischen Lehen in der Oberpfalz, vielleicht auch ein Theil der Niederlande, könnten wol zur Entschädigung und letztere für den Herzog gleich abgetreten werden. Auch würde von Niederböhmen noch viel zu retten sein, aber die Mitwirkung des Herzogs ist nöthig.“ Demgemäß trug Götz bei dem preibürder Hofe darauf an, daß unverzüglich ein Bevollmächtigter des Herzogs nach Berlin gesendet werden möchte. Von dem Erfolge der Unterhandlungen, äußerte Götz, erwartete er zwar nicht viel, doch verlange der König, der Herzog möchte wenigstens vorläufig erklären, ob er sich in die Unterhandlung einlassen wolle und allenfalls, was er für Bedingungen wünsche.

Indessen hatte sich die Kaiserin Maria Theresia bereit und entschlossen erklärt, Alles, was sie durch ihre Truppen in Baiern und in der Oberpfalz habe in Besitz nehmen lassen, zurückzugeben und den Kurfürsten der durch die Uebereinkunft vom 3. Jan. eingegangenen Verpflichtungen zu entbinden, wenn Preußen auf die Vereinigung der Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth mit der Primogenitur seines Hauses so lange entsagte, als in denselben nachgeborene Prinzen vorhanden wären. Diese Vorschläge hatte Friedrich II. für nicht annehmbar erklärt mit dem Bemerken, daß die innern Verhältnisse

seines Hauses einem Dritten Nichts angingen und er nicht zugeben könne, daß dieselben mit den Ansprüchen Oesterreichs in gleicher Weise behandelt würden. Indessen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß es nur bei ihm gestanden, Baiern ganz zu retten, wenn er Oesterreichs angebotene Vergleichseistung unter den verlangten Bedingungen angenommen hätte. In Bezug auf dies Gerücht äußerte Götz, daß der König nur die Waffen ergriffen, um die Sache seiner Mißstände zu verfechten. Man könne jedoch nicht von ihm erwarten, daß er, außer den ungeheuren Kriegskosten, auch noch andere Opfer bringen solle. Man werde am Ende selbst fühlen, wie wenig aufsichtig die österreichische Proposition gemeint wäre und daß selbst gegen Oesterreichs Verzicht auf ganz Baiern der König nicht einer rechtmäßigen Erbfolge entsagen und eine Uebereinkunft aufgeben könnte, welche mit Zustimmung seines ganzen Hauses schon vor 20 Jahren geschlossen worden. Das könne der König nicht, ohne seiner Ehre zu nahe zu treten. Jeder einmüthig und gutgegründete Rechtsstand müsse den Widerspruch des weinert Hofes gegen Familienverträge als einen Eingriff in die Gerechtsame der Fürsten betrachten und wünschen, daß die Vereinigung der Fürstenthümer in Franken mit der preussischen Monarchie soviel als möglich das Gleichgewicht erhalte.

Von zwei fremden Mächten, Frankreich und Rußland, waren unterdessen entscheidende Schritte geschehen, um einem Kriege vorzubeugen und die entzweiten Parteien zu versöhnen. Zur Annäherung von Friedensunterhandlungen ward die Stadt Tschern bestimmt. Die Bevollmächtigten, welche dort am 13. Mai 1779 erschienen, waren von Seiten Rußlands der Fürst Reppin, von Seiten Frankreichs der Baron von Breteuil, beide als Minister der vermittelnden Mächte; von Seiten Oesterreichs der Graf von Cobenzl, von Seiten Preußens der Freiherr von Riedesel. Der Kurfürst von Pfalz-Baiern hatte den Grafen von Törring-Seefeld bevollmächtigt, der Kurfürst von Sachsen den Grafen von Zinzendorf, der Herzog von Zweibrücken den Herrn von Hohenfeld. An diesen Unterhandlungen nahm Götz im Wesentlichen keinen Antheil. Mit Wärme aber verbandete er sich für den Herzog von Zweibrücken, dessen Interesse er den Staatsministern Finkenhein und Herzberg aufs Angelegentlichste empfahl. Bei den angeknüpften Friedensunterhandlungen mußte, neben der Schwierigkeit, die verschiedenen, zum Theil völlig entgegengesetzten Interessen zu befriedigen, auch ein gewisser Geist von Mißtrauen und Bitterkeit beseitigt werden, der sich der streitenden Parteien bemächtigt und sich unter ihnen durch zahllose officielle und nicht officielle Schriften verbreitet hatte. Nicht ohne Mühe gelang es, endlich alle Schwelgereien zu überwinden. Am 13. Mai 1779 wurden die verschiedenen Conventionen und Urkunden des Tractats unterzeichnet.¹⁾

Nur kurze Zeit verweilte Götz nach Beendigung des bayerischen Erbfolgestreites in Berlin, wohin ihm seine

1) Bzgl. die Schrift: Der Jesuitische Friedensschluß vom Jahre 1779, mit Anmerkungen von J. J. Mejer. (Frankf. a. M. 1779. 4.), wo man die einzelnen Tractate vergleichen findet.

Familie gefolgt war. Friedrich II. ernannte ihn zum Gesandten am russischen Hofe. Es war ein ehrenvoller Posten, den der Graf von Solms 17 Jahre bekleidete und nur wegen seiner leidenden Gesundheit niedergelegt hatte. Bei dem hohen Werthe, den der König auf seine enge Verbindung mit dem russischen Hofe legte, war es ein ausgezeichnetes Verzeichen seines Vertrauens, diese Stelle einem Fremden zu verleihen, der sich erst seit so kurzer Zeit in preussischen Diensten befunden. Für Götz hatte jedoch diese neue Bestimmung wenig Loderndes¹²⁾. Sein Einkommen ward dadurch nicht hinlänglich vermehrt und er war nicht reich genug, um den erwähnten Gesandtschaftsposten ohne Nachtheil für sein Vermögen antreten zu können. Der von dem Könige ihm bewilligte Gehalt von 10,000 Thlrn. war nicht hinreichend für einen unabhängigen Haushalt eines Gesandten in Petersburg, der dorthin seine Familie mitnehmen wollte. Mit der Summe von 1200 Thlrn., die ihm für seine erste Einrichtung in St. Petersburg angewiesen worden, war nur ein kleiner Theil der nothwendigsten Ausgaben gedeckt. Unter solchen Umständen war es eine schwerste Aufgabe für Götz, die Pflichten gegen seinen Monarchen und gegen seine Familie zu vereinigen, ohne das Vermögen der letztern empfindlich zu schmälern. Er war dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, die Gesandtschaft in Petersburg mit Zurücklassung seiner Familie in Berlin anzutreten. Es war, wie Götz sich selbst darüber ausdrückt, das schwerste Opfer, das er dem ihm übertragene Dienste bringen konnte. Vor seiner Abreise hielt sich Götz noch drei Wochen in Potsdam auf nach dem ausdrücklichen Bunsche des Königs, der, genau bekannt mit den Verhältnissen des russischen Hofes, ihm das Nöthige darüber mittheilte und dazu täglich, gewöhnlich nach der Tafel, drei bis vier Stunden verwendete. Seine Aufträge ertheilte er ihm größtentheils unmittelbar; doch erhielt Götz von dem Ministerium noch eine Instruktion. Vor Allem lag dem Könige daran, das Freundschaftsbündniß mit Rußland nicht nur zu erhalten, sondern noch fester zu schließen. Diese Verbindung gründete sich auf einen im J. 1760 für die Zeit von acht Jahren geschlossenen Vertrag, der 1772 auf die gleiche Zeit erneuert worden und für Preußen bei dem bayerischen Erbfolgestreite von großem Vortheile gewesen war.

Die Kaiserin Katharina hatte, als Götz im September 1779 in Petersburg anlangte, den höchsten Gipfel ihres Ruhms und ihrer Größe erreicht. Unermüdlich lautete die Schilderung, die Götz von ihr entwarf. „Sie ist,“ äußerte er, „eine Frau von ausgezeichnetem Verstande und Charakter. Aber bei der hohen Stufe, auf der sie steht, muß es allein der Rücksicht vorbehalten bleiben, ein unparteiisches Urtheil über sie zu fällen, wenn sie nicht mehr ist. Katharina besitzt einen außerordentlichen Grad von Güte, hervorgebracht und genährt durch die an sie verschwundenen Schmeicheleien. Sie ist Meisterin in der Verschleierungskunst und man

möchte beinahe sagen, Alles an ihr sei Verhüllung. Selbst ihre Feinde müssen ihrem großen Verstande Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie leitet und entscheidet selbst alle wichtigen Angelegenheiten; ihr Wille ist das Maßgebende für die Minister, die nie demselben entgegen zu handeln wagen und dessen treue Vollstrecker sie heiss sind.“

Günstiger lautete die Schilderung, welche Götz von dem Sohne und Thronfolger der Kaiserin, dem damaligen Großfürsten und nachherigen Kaiser Paul entwarf. Einige Zeit nach seiner Ankunft in Petersburg äußerte er sich über diesen Fürsten mit den Worten: „Unterwürfig und ehrerbietig als Sohn, jählich, treu, gefällig als Vater, aufrichtig, behändig und bescheiden als Freund, vereint Paul alle Eigenschaften, die Liebe und Vertrauen einflößen können. Mit einem regen Gefühle für Wahrheit und Gerechtigkeit verbindet er Verstand, richtiges Urtheil, Bescheidenheit, Kenntnisse und das größte Verlangen, sein Volk einkaläftig zu machen. Er sängt an, seine frühere Heftigkeit und manche jugendliche Unbesonnenheit abulegen und seine Strenge, weit entfernt bei einem Prinzen von so vortrefflichem Charakter ein Hindernis zu sein, erscheint als nothwendig, um nicht schmach zu sein.“¹³⁾ Uner schöplich ist Götz in dem Lobe der Gemahlin des Großfürsten, der nachherigen Kaiserin Maria. „Sie besitzt,“ schrieb er, „Alles, was glücklich machen kann, Schönheit und Verstand, einen sehr gebildeten Geist und ein vortreffliches Herz; sie ist ihres Gemahls erste Freundin und Vertraute, eine jähliche und gefällige Gattin, eine sorgsame, liebevolle Mutter, ein erhabenes Bild von Tugend und Reinheit an dem verdorbenen Hofe ihrer Schwelgermutter.“

Eine unumschränkte Gewalt übte am petersburger Hofe, als Götz dort ankam, der von der Kaiserin Katharina begünstigte Fürst Potemkin aus, der bereits auf der höchsten Stufe seines Glückes stand. Götz deutete ihm günstiger als manche andere Schriftsteller¹⁴⁾ in einer bald nach seiner Ankunft in Petersburg entworfenen Schilderung, die er nie wieder zurücknahm. „Vor allen Andern,“ schrieb er, „zeichnet sich am Hofe der Kaiserin Potemkin aus, nicht nur, weil er sich die sicherste Einwirkung auf die Kaiserin zu verschaffen wußte, sondern auch, weil er derjenige ist, der am meisten Talent, Geschicklichkeit und Gewandtheit besitzt, um solche zu behalten. Es ist bekannt, daß er sich den Weg recht durch die Liebe erwarb; aber sowohl durch seinen Geist als durch seine Gewandtheit über alle seine Umgebungen erhaben, hat er sich der Kaiserin so zu bemächtigen gewußt, daß sich Alles vor ihm beugt. Weit entfernt, ein gewöhnlicher Mensch zu sein, ist er unfehlbar in seinem Vaterlande ein ausgezeichneter Mann, und dies würde er auch in jedem andern Lande sein, wenn seine natürlichen Anlagen durch eine gute Erziehung die richtige Leitung erhalten hätten.“

Die Schwelgerlust, mit diesem Günstlinge in nähere Berührung zu kommen, schätzte Götz ungesehr zu der-

12) Vergl. die von ihm selbst geschriebenen historisch-politischen Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. (Stuttgart 1827.) I. Th. S. 107.

13) Vergl. den Grafen Segur Mémoires ou souvenirs et anecdotes. Tom. I. p. 220 seq. 14) Ghr. W. Dohm's Denkwürdigkeiten u. 2. Th. S. 406.

leben Zeit mit den Worten: „Man findet ihn beinahe niemals weder am Hofe, noch in Gesellschaften und zu Hause sind seine Vorgemächer mit Höflingen angefüllt, unter welche sich zu mischen einem fremden Gesandten nicht gelingt. Er steht selten vor 11 Uhr auf und dann hatten 100 bis 200 Personen in seinem Vorzimmer auf gehört. Nach Tische ruht er wieder bis 5 Uhr, wo bei seinem Erwachen sein Vorzimmer wie Vormittags überfüllt ist. Vergebens sucht man ihn in Gesellschaften auf; er kommt in keine. Er hat zwar Aufmerksamkeiten für die Gesandten fremder Mächte, welche ihn um eine Stunde stunden lassen; allein ohne besondere Aufträge zu haben, will man solche nicht verlangen.“ In den engern und vertrauten Cirkel Potemkins aufgenommen zu werden, gelang Götz nicht. Doch gab ihm der Fürst mehrfache Beweise seiner Achtung.

Ueber sechs Jahre, vom September 1779 bis zum October 1785, befand sich Götz als Gesandter am russischen Hofe. Reich war diese Periode an großen und interessanten Ereignissen, reicher noch an wichtigen und folgenreichen Verhandlungen, an denen er selbst meist Theil genommen hatte. Der erste Auftrag, den er von dem preussischen Hofe erhalten, bestand in dem Vorschlage einer Tripel-Allianz zwischen Rußland, Preußen und der Pforte. Auf eine nicht nur für das Interesse seines Hofes als auch für ihn persönlich nachtheiliger Art hätte Götz seine Sendung kaum eröffnen können zu einer Zeit, wo Katharina sich mit dem Napoleon beschäftigte, die Türken aus Europa zu vertreiben und ein griechisch-orientalisches Kaiserthum zu gründen. Dazu aber war ihr die Allianz mit Oesterreich und auch mit England notwendig und von einer wie von der andern Macht glaubte sie eine ungleich fruchtbarere Unterstützung erwarten zu können als von Preußen. Unter so ungünstigen Verhältnissen mußte Götz, ungeachtet seiner Staatsklugheit und Gewandtheit, alle seine Bemühungen scheitern sehen. Am Ende seiner Sendung schienen die früheren Bande zwischen Rußland und Preußen so locker geworden zu sein, daß beide Höfe sich über die wichtigsten Gegenstände in einem offensbaren Widerspruch und in einer unfreundlichen Stellung gegen einander befanden. Götz war daher froh, als er die wiederholt und lange vergeblich erbetene Entlastung von einer Stelle erhielt, in der sein eifrigstes Streben an der Gewalt der Umstände gescheitert war.

Das Wiedringen seiner ersten Unterhandlung in Petersburg hatte Götz seinem Hofe dadurch weniger fühlbar machen wollen, daß er die Aufmerksamkeit des russischen Ministeriums auf einen Gegenstand richtete, von dem er sich, bei Katharina's Gütlichkeit, einen glücklichen Erfolg versprach. Ueber Rußlands Verhältnisse zum deutschen Reiche hatte er mehrfache Unterredungen mit den Staatsministern Diermann und Panin. Aber beide waren, zu seinem Bedauern, mit den deutschen Angelegenheiten beinahe gänzlich unbekannt. Er bemühte sich daher, ihnen die nöthige Kenntniß darüber zu verschaffen und sie zu überzeugen, wie große Vortheile sich für Rußland ergeben würden, wenn es auf das deutsche Reich

Einfluß gewönne. Außer persönlichen Besprechungen entwarf er noch eine Denkschrift, worin er mit vieler Feinheit und großer Schonung jene Vortheile und die verschiedenen bei diesem Gegenstande zu beachtenden Interessen erörterte.

In dieser Denkschrift, die hier auszugsweise eine Stelle verdient, heißt es unter Anderem: „Frankreich und Schweden sind seit anderthalb Jahrhunderten die Garantien der deutschen, durch den westfälischen Frieden festgesetzten Verfassung gewesen. Dieser Eigenschaft verdanken beide Kronen den für eine große Macht so ruhmvollen Vortheil, die Beschüßer und oft die Wohlthäter minder mächtiger Fürsten zu sein. Noch andern Gewinn hat Frankreich daraus gezogen, während Schweden durch die seit Anfang des Jahrhunderts erfolgten Revolutionen zu viel an Macht verloren hat, um seiner Garantie einiges Gewicht zu geben. Seit 60 Jahren hat daher Teutschland im Grunde nur eine fremde Macht zum Garant seiner Constitution. Der iseyner Frieden, das Wort des Wohlwollens der russischen Monarchie für Teutschland, hat diesem einen neuen Garant gegeben, dessen Macht, Politik und Lage größeres Vertrauen einflößt, als die beiden ursprünglichen Garantien, wovon der Eine wegen Entkräftigung, der Andere wegen des Andenkens an die Regierung Ludwigs XIV. und an seine für Teutschland so nachtheiligen Projekte sowohl, als wegen der Nachbarschaft, nie das unbegrenzte Vertrauen genießen kann, welches Rußland erwarten darf und wodurch diese Macht, als Garant der westfälischen Friedens, Gelegenheit erhält, seinen gegen wohlthätigen Einfluß auf das deutsche Reich zu entwickeln, was vielleicht schon in dem Plane Peter's des Großen gelegen, aber nun Katharina II. vorbehalten scheint. Um jedoch sich in eine Stellung zu versetzen, in welcher man mit vollem Grunde die Wünsche und Bitten zu beurtheilen vermag, welche die deutschen Fürsten ihrer Beschüßer vortragen könnten und um diese in ihrem Vertrauen zu bestärken, ist es notwendig, daß nicht, wie bisher, nur am Elbe des deutschen Reichstages, sondern im Mittelpunkte von Teutschland, ein russischer Minister bei den Kurfürsten und Fürsten unmittelbar accreditirt werde, damit dieser an Ort und Stelle selbst von allen Verhältnissen urtheilen und seinem Hofe darüber Aufklärung geben könne. Durch eine solche Ernennung wird Rußland den sprechensten Beweis seiner Theilnahme an Teutschlands Wohle geben, das Vertrauen der deutschen Fürsten erwerben und zu ihrem Besten im Stande sein, gleich beim Entstehen manche Irrungen und Mißverständnisse, die in der Folge bedeutend werden können, beizulegen, sich selbst aber durch ein solches Uebergewicht in Teutschland einen noch größeren Einfluß auf die ersten europäischen Höfe verschaffen, die mit den deutschen Fürsten in freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Verhältnissen stehen. Frankreich hat beinahe an allen vorzüglichsten deutschen Höfen und selbst in bedeutenden Städten Gesandte oder Residenten: in Mainz, Coblenz, Bonn, München, Cassel, Lüttich, Nürnberg und Frankfurt. Grossbritannien, die Republik Holland, Dänemark haben deren drei oder vier

an verschiedenen Orten Teutschlands. Da aber Frankfurt oder Mainz als der Mittelpunkt des teutschen Reichs zu betrachten ist, so haben alle jene Mächte, sowie Oesterreich und Preußen, gewöhnlich einen Gesandten an einem dieser Orte, der zugleich an mehreren Höfen bevollmächtigt und folglich im Stande ist, sich immer an denjenigen zu begeben, wo seine Gegenwart am nützlichsten sein kann."

Durch die in dieser Denkschrift enthaltenen Ansichten überzeugen sich die russischen Minister von den Vorteilen und die Kaiserin Katharina von dem Ruhme, den die Uebernahme und Geltendmachung der Garantie von Teutschlands Verfassung bringen dürfte. Sofort ward der Entschluß gefaßt, die dazu nöthigen Einleitungen zu treffen. Bald aber nahmen wichtigere und dringendere Geschäfte die ganze Aufmerksamkeit des russischen Cabinetes in Anspruch und erst im J. 1781 kam die Sache zur Ausführung, als der Graf Nicolas Romanoff, ein Sohn des Feldmarschalls, zum russischen Gesandten in Teutschland ernannt wurde und hierzu eine unter Mitwirkung des Grafen von Götz entworfene Instruction erhielt.

Der früher erwähnte Plan der Kaiserin Katharina, die Türken aus Europa zu vertreiben und ein griechisch-orientalisches Kaiserthum zu gründen, harmonirte nicht mit der Politik und dem Handelsinteresse Frankreichs. Es war der Wunsch des französischen Cabinetes, die Staaten des osmanischen Reichs ungeschwächt zu erhalten. Aber Frankreich war durch einen fast beendeten Krieg zu sehr geschwächt, um ernstliche Maßregeln ergreifen zu können. Durch Nachgiebigkeit auf der einen Seite und durch geschickte Unterhandlungen auf der andern mußte es seinen Endzweck zu erreichen suchen. In dieser Absicht wurden von Frankreich Unterhandlungen mit Oesterreich und Preußen angeknüpft, deren Hauptzweck war, die russische Kaiserin von einem feindseligen Unternehmen gegen die Porte abzuhalten¹⁵⁾.

Ganz anders als die französischen Diplomaten betrachtete der preussische Staatsminister von Herzberg Rußlands und Oesterreichs Plan gegen die Porte. Er nahm dabei freilich das Interesse seines Hofes zum Augenmerk. In einem Schreiben an Götz vom 28. Dec. 1782 hatte er sich mit den Worten geäußert: „Ich gestehe, daß ich es als kein Unglück betrachten kann, wenn die beiden Kaiserhöfe ihr großes Project gegen die Porte ausführen und zwar aus folgenden Gründen: Wenn denselben ihr Unternehmen nicht gelingt und sie vielmehr von den Türken geschlagen werden, wie ich von den Hilfsmitteln, der muthigen Tapferkeit und dem Fanatismus dieser Nation und von den Schwierigkeiten sie anzugreifen erwarte, so werden beide Mächte geschwächt, ihre gegenseitige Freundschaft wird erkalten und Rußland um so früher wieder zur Verbindung mit uns zurückkehren. Gelingt es im Gegentheile dieser Macht, Griechenland zu erobern und dort eine neue regierende Linie

festzusetzen, so ist zu erwarten, daß früher oder später der neue Souverain Preußens Freund und Allirer und Oesterreichs natürlicher Feind wird, weil diese Macht ihm weit gefährlicher ist als die Porte und daß der Wiener Hof, aus allen Seiten von Rußland und Preußen umgeben, sich in einer ungleich weniger vortheilhaften Lage befinden wird als früher, selbst wenn derselbe die evolvirten Provinzen von Serbien, Bosnien, Dalmatien und selbst Bulgarien erhalten sollte. Dies ist ganz unbezweifelt und scheint auch der Grund zu sein, warum der Fürst Kaunitz sich der Ausführung des Projectes widersetzt, was seiner Staatsklugheit Ehre macht. Es kann endlich noch ein dritter Fall eintreten: daß nämlich die beiden Kaiserhöfe, wenn sie einmal begonnen haben, zum gänzlichen Erfolg die Hilfe Preußens nöthig finden, wie dies bei der Theilung Polens geschah und folglich uns Vortheile einräumen müssen, um Oesterreichs Vergrößerung zu compensiren, welche im Grunde von beiden Seiten doch immer unscheinbar und für uns keineswegs gefährlich sein wird."

Mit dieser Ansicht schien Götz völlig einverstanden. In seiner Antwort auf diesen Brief äußerte er: „Es ist selbst wünschenswerth, daß Rußland und Oesterreich nicht zögern, Hand an Werk zu legen, denn es möchten bald zwei Fälle eintreten, wo es für Preußens Interesse sehr wünschenswerth wäre, entweder, daß die Allianz zwischen beiden Kaiserhöfen gebrochen oder daß sie anderwärts zu sehr beschäftigt wären, um auf solche ihre ganze Aufmerksamkeit zu richten. Der erste dieser Fälle wäre der Tod des Kaiserthums von Paladaiern, der zweite der des Königs von Polen. Beide Fälle dürften bei dem Alter und der Hinfälligkeit dieser Regenten nicht weit entfernt sein und dann müßte man mit Grund besorgen, daß eine oder das andere dieser Ereignisse könnte die veränderten Kaiserhöfe in eine feindselige Stellung, vielleicht gar in den Kriegszustand gegen Preußen versetzen. Das Erstere, weil Oesterreich dann unvermögend den nur versprochenen, nicht aufgegebenen Plan eines Einberaustretens auszuführen trachten würde, das Letztere, weil Rußland und Oesterreich den Einfluß Preußens auf die neue Königsmacht verhindern und einem dieser Mächte ebenen Candidaten zum Thron verhelfen würden."

In Götz regte sich die nicht unangeordnete Besorgnis: Josephs II. Absicht sei nur, mit Rußland eine Allianz zu schließen, um dadurch die zwischen dieser Macht und Preußen bestehende Verbindung zu schwächen, die Zeit und Umstände einträufen, sie gänzlich zu zerören. Er meinte, das streng genommen eine Allianz zwischen Rußland und Oesterreich mit einem der Artikel des zwischen Rußland und Preußen im J. 1764 geschlossenen Vertrages nicht harmonirte, weil in jenem Artikel bestimmt worden sei: keine der beiden contrahirenden Mächte dürfe Verbindungen eingehen, die jenem Vertrage entgegenstünden. Endlich besorgte Götz, der Kaiser Joseph möchte leicht ein Bündniß mit Rußland denken, um über die Türken, über Venedig, den Papst und alle Staaten herzufallen, die für seine Erwerbungslust einen Reiz haben könnten. Nicht einmal des Königs Beliziu

15) Interessante Aufschlüsse über diese Unterhandlungen findet man in der von A. J. J. de la Harpe herausgegebene *Histoire générale et raisonnée de la diplomatie française*. Seconde édition. (Paris 1811.) Vol. VII. p. 376 seq.

zu einer solchen Allianz wollte ihm gefallen. Er glaubte voraussetzen, daß dadurch das Mißtrauen aller Mächte gegen dies neue Bündniß wachsen und der König das Ansehen, das er sich in dem bayerischen Erbfolgestreit erworben, wieder einbüßen würde. Daher hielt Götz für den Fall, daß doch jene Allianz zu Stande käme, es für rathsam, wenn eine geheime Uebereinkunft zwischen Katharina und Friedrich geschlossen würde, worin man sich über die Maßregeln verständigte, um den neuen Vertrag für Preußen so wenig nachtheilig als möglich zu machen und zu verhindern, daß dieser Vertrag der seit 1764 zwischen Rußland und Preußen bestehenden Allianz nicht schade¹⁶⁾.

Den Grafen Götz über diese Besorgnisse zu beruhigen gelang den russischen Staatsministern Panin und Ostermann nicht. Er wußte, daß Katharina seit einiger Zeit gewohnt war, nach eigener Ansicht zu handeln und ihre Minister weder im Voraus zu Rathe zu ziehen, noch sie von dem, was wirklich geschehen, eber, als sie es für gut fand, in Kenntniß zu setzen. Selbst der Fürst Potemkin schien keinen wesentlichen Einfluß auf die Politik im Allgemeinen zu haben. Unter solchen Verhältnissen sah Götz voraus, daß seine wenn auch noch so richtigen Ansichten den gewünschten Eindruck nicht machen und den Abschluß einer Allianz mit Oesterreich nicht verhindern würden. Die einzige Hoffnung eines günstigen Erfolgs beruhte für ihn noch darauf, wenn es gelänge, die Kaiserin zu überzeugen, daß ein Bündniß mit Oesterreich weder Rußland einigen Vortheil bringen, noch der Ausführung ihres Lieblingsplanes, der Gründung eines griechisch-orientalischen Kaiserthums, förderlich sein dürfte.

Gegen Potemkin und Ostermann äußerte sich Götz darüber, wo er es zweckmäßig fand. Er bemerzte unter Anderem: „Der mächtigen Monarchie des größten Reichs und ihrer Politik sei es durchaus nicht angemessen, zu behaupten, die Verbindung mit Oesterreich wäre für die russische Kaiserin vorthellhaft, um ihre Staaten gegen die Unternehmungen der Türken zu sichern. „Rußlands eigene Kräfte,“ äußerte Götz, „sind ohne allen fremden Beistand mehr als hinreichend, um es mit der ganzen Macht der Worte aufzunehmen. Bei dem verheerenden Zustande der Krümm kann solche voraussichtlich nicht lange mehr zum Kriegsausplauge dienen. Eine einzige Armee von 50,000 Mann regelmäßiger Truppen, bei Gründung eines Heubundes gegen Osakow und in der Folge gegen die Moldau vorgerückt, kann alle Streitkräfte der Osmanen im Zaume halten. Vergessend erwartet die Kaiserin, daß ihre Verbindung mit Oesterreich allein sie in Stand setzen wird, ihren Lieblingsplan gegen das osmanische Reich auszuführen, vorgeblich, daß sie dadurch den andern europäischen Staaten, die ein Interesse haben, sich ihren Absichten zu widersetzen, imponiren kann. Gerade eine solche Verbindung muß die Eifersucht und die Besorgnisse dieser Staaten in einem Grade erregen, welche der Ausführung jenes Plans unübersteig-

liche Hindernisse entgegensetzen werden. Und wer würde am Ende gewinnen, wenn die Trümmer des türkischen Reiches mit einer Macht getheilt werden sollten, die für Rußland fürchtbarer ist, als die Türken es je werden könnten? — Wollte man auch unbeachtet lassen, welche Folgen eine Verbindung mit Oesterreich auf den Einfluß Rußlands in Polen und anderswo herbeiführen dürfte, so ist doch unverkennbar, daß jeder Zuwachs an Macht des wiener Hofes das Fortschreiten des russischen Ueberrückes hemmen wird. Und darauf ist eben Kaiser Joseph's tief durchdachter Plan gerichtet. Er will sich eines Bündnisses mit Rußland bedienen, um der Kaiserin die erhabene Rolle einer Schiedsrichterin von Europa zu entreißen und sich selbst sie zuwenden.“

Diese Gründe vertheilten ihre Wirkung auf die Kaiserin Katharina, die, in der Politik ihren eigenen Ansichten folgend, schon längst den schwer auszuführenden Plan entworfen hatte, die Eifersucht und Abneigung zwischen Oesterreich und Preußen zu beseitigen und beide Mächte mit einander zu versöhnen. Als Vermittlerin glaubte sie in vorkommenden Fällen auf ihren Beistand rechnen zu können, selbst bei der Ausführung ihres mehrfach erwähnten Planes gegen die Pforte.

Durch die verschiedenen Nachrichten über die Unterhandlungen zwischen Rußland und Oesterreich und die fortgesetzte Weigerung der Kaiserin, den Tractat mit Preußen zu erneuern, war indessen Friedrich II. über seine eigene Stellung in Rußland so zweifelhaft geworden, daß er dem Grafen Götz den sonderbaren Auftrag gab, ihm zu berichten, „ob er mit Rußland noch in Allianz lebe oder nicht?“ worauf Götz dem Könige die nicht minder sonderbare Antwort ertheilte: „man fahre fort, ihn dessen zu versichern.“

Beruhigende Versicherungen über den Fortbestand der Allianz zwischen Rußland und Preußen erhielt Götz von dem Großfürsten Paul. Selbst aus der Kaiserin Katharina eigenem Munde vernahm er Aeußerungen, die den Werth, den sie auf die Verbindung mit seinem Könige legte, klar zu erkennen gaben. Sie versicherte ihm, ihre Freundschaft für den König sei unveränderlich und noch ebenso wie bei ihrem Regierungsantritte. Immer werde sie Friedrich's treue Wohlthätigkeit bleiben und sie wünsche nur, daß der König davon völlig überzeugt sein möchte. Defensivgedacht äußerte sich zu Ende des Jahres 1784 die Erhaltung der Kaiserin gegen Friedrich II. bei verschiedenen Gelegenheiten in sehr aufsehnender Weise. Davon überzeugte sich Götz durch das Benehmen der russischen Minister, die beinahe jede Unterredung mit ihm vermeiden, selbst sich ihm kaum näherten und ihn als den Gesandten einer Macht betrachteten, mit der man wol nicht lange in freundschaftlichen Verhältnissen bleiben würde. Aus dem Munde seiner vertrautesten Freunde vernahm Götz sogar die Aeußerung, sie müßten sich von ihm eifersüchtig halten, um sich nicht zu schaden. Daß der Großfürst Paul seinen Grundbesitzen und Gesinnungen hinsichtlich der mehrfach erwähnten Allianz treu geblieben zu sein schien, war das Einzige, was dem Grafen Götz zu einiger Beruhigung dienen konnte. Mit

16) Vergl. des Grafen Götz Briefe. »politische Denkwürdigkeiten. 1. Th. S. 243 fg.

der größten Behutsamkeit mußte jedoch Götz fortwährend eine geheime Verbindung mit diesem Prinzen unterhalten. In vertraulichem Briefwechsel stand der Legation auch mit Friedrich II., der sich dadurch ungleich mehr beruhigt fand, als durch die Versicherungen der Kaiserin und ihrer Minister.

Gegen Ende des Jahres 1784 hatte sich die Nachricht verbreitet: Joseph II. suche sein längst entworfenes und nie ausgegebenes Project eines Länderaustausches mit Bairen auszuführen und es sei darüber eine Uebereinkunft mit dem Kurfürsten Karl Theodor getroffen worden. Diesem Tausche sich aufs Heuerste zu widersetzen glaubte Friedrich II. seiner eigenen Ehre und dem Ansehen seines Staates schuldig zu sein und war aus eben den Gründen, aus denen er in dem früher erwähnten Erbfolgestreite der Zerstückelung Baierns entgegengetreten war. Götz erhielt von dem Könige die Befehl, gegen jenen Tausch die dringendsten Vorstellungen zu machen. Der erbaltenen Instruktion gemäß entwickelte Götz dem petereburger Ministerium den nachtheiligen Einfluß, den die Ausführung des erwähnten Projectes für Preussens, Baierns und selbst Russlands Interesse haben würde, und erklärte sodann: der König hoffe, die Kaiserin werde, ungeachtet der Schritte ihres Gesandten in Zweibrücken, den vorgeschlagenen Tausch nicht billigen. Friedrich aber sei entschlossen, sich demselben mit allem Nachdruck zu widersetzen. Er beschwor daher die Kaiserin, einen Plan nicht zu billigen, der von den ihr vermittelten teschner Frieden herkömme würde.

Auf die Äußerungen des Bielefelder Oheimmann, daß diese Erklärung das Mißfallen des russischen Hofes erregt habe, wofür er mehrfache, wenn auch wenig haltbare Gründe anzuführen sich bemühte, erklärte sich Götz mit den Worten: „Ein Kurfürstenthum könne nicht veräußert noch veräußert werden und dies sei in Ansehung Kurbaierns durch die im teschner Frieden garantirten Familienverträge dieses Hauses noch insbesondere als unzulässig erklärt worden. Daher wäre dies eine offene Verletzung des teschner Friedens, zu dessen Aufrechterhaltung der König verbunden sei. Voll Vertrauen auf die Versicherung der Kaiserin, daß deren Bündniß mit Oesterreich in den stipulationen des teschner Friedens und den durch denselben übernommenen Verpflichtungen der Kaiserin keine Veränderung hervorbringe, wisse der König keineswegs, die Kaiserin werde bei einschüßplicher Würdigung der obwaltenden Verhältnisse sich mit größtem Nachdruck verwenden, den Kaiser von seinem Vorhaben abzurufen.“

Ungeachtet der beruhigenden mündlichen Äußerungen von Männern, die im russischen Cabinet den entscheidenden Einfluß hatten, drang Götz auf eine bestimmte und offizielle Erklärung des russischen Ministeriums. Auf diese Antwort wartete er jedoch vergebens. Der russische Hof ertheilte sie seinem Gesandten in Berlin, dem Fürsten Dolgorudi. Gleichgültig konnte dies dem Grafen Götz nicht sein. Ihm war dadurch die amtliche Einwirkung auf einen Gegenstand entzogen worden, der ihm, früherer Verhältnisse wegen, persönlich am Herzen lag. Mit

Recht darob enttäuscht, stellte er im Februar 1784 dem Könige anheim, ob es dessen Interesse angemessen sein könnte, ihn länger in Petersburg verweilen zu lassen, wo der dortige Hof ihm sein Vertrauen mehr schenke.

Nicht nur für vortheilhaft, sondern selbst für nothwendig und der Lage der Dinge angemessen hielt Götz eine Allianz Preussens mit England. Seine Ansichten hierüber theilte er dem preussischen Staatsminister Grafen von Herzberg mit. So wichtig es auch für Preußen sei, äußerte Götz, die enge Verbindung mit Rußland beizubehalten, so wüßte er doch die Klugheit mit biederer Macht allein allirt zu sein, weil man die möglichen Ereignisse nicht voranzusehen vermöge, die entweder Rußlands Allianz aufheben oder sie für Preußen unnütz machen könnten. Dabey sei es nöthig, sich noch nach einer Verbindung mit einer großen Macht umzusehen und dies könnte nur Frankreich oder England sein. Es groß aber die Vortheile wären, die man sich von einer Allianz mit Frankreich versprechen dürfte, so sei Frankreich bereits mit demjenigen Hofe verbunden, wegen dessen Preußen einen Allirten nöthig habe, mit Oesterreich nämlich, und außerdem dürfte auch nach allem Anschein diese Allianz mit der russischen nicht verträglich sein. Es bliebe also nur England übrig, welches zwar durch den gegenwärtigen Krieg erschöpft, aber doch noch mächtig und für Rußland durch seinen Handel wichtig sei. Folglich biete eine Verbindung zwischen Preußen und England den weitern Vortheil dar, daß eben dadurch auch jene zwischen Rußland und Preußen bestehende enge Verbindung aufgehoben werde. England aber könne wol auf dem ganzen Continente keine Macht finden, deren Allianz diesem Staate vortheilhafter wäre, als die mit Preußen, wozu England bereits die Erfahrung gemacht habe. Davon ließe die Geschichte den Beweis, denn sie enthalte keine ruhmvollere Periode als die, wo England mit Preußen verbunden war.

Indessen beschäftigte Friedrich II. der Gedanke an eine Tripel-Allianz zwischen seinen Staaten, Rußland und England. Diese Verbindung hielt Götz, als der König ihn aufforderte, ihm seine Ansichten darüber mitzutheilen, für Preussens Interesse höchst vortheilhaft. Er betrachtete sie als das sicherste Mittel, die Kaiserin Katharina von ihrer Vorliebe für Oesterreich zurückzuführen. Um diesen Zweck zu erreichen, hielt er jedoch für nöthig, daß der König sich zuerst mit England verständigte und dann erst gemeinschaftlich mit diesem Allirten die Kaiserin zum Beitritt einladen möchte. Oesterreich würde sich, beschränkte Götz, von des Königs Absicht zu frühe Kenntnis erbalten und Alles ausbieten, um die Erröthung dieser Absicht zu verhindern. Uebrigens bemerke Götz wiederholt, wie er, nach der erlangten Kenntnis des russischen Hofes, es nicht für rathsam halte, sich mit Rußland als einzigen Allirten zu verlassen. Obgleich England diese Tripel-Allianz billigte und Rußland derselben im Wesentlichen nicht abgeneigt war, äußerte doch Katharina, daß sie für den Augenblick über diese neue Sytem keine bestimmte Erklärung abgeben könne, da

fie durch den Krieg in der Krimm in Unternehmungen verwickelt wäre, deren Ausgang sich nicht voraussehen lasse. So verschlugen sich die Unterhandlungen, ohne einen Erfolg zu haben.

Eine nicht unwichtige Rolle spielte Götz als Vermittler der durch die Gemalsschritte Joseph's II. entstandenen Streitsigkeiten zwischen Oesterreich und Holland, auf die er die Aufmerksamkeit des russischen Hofes zu lenken suchte. Götz machte den russischen Ministern bemerklieh, der Kaiser Joseph habe durch die Schließung der festen Plätze in den Niederlanden und vorzüglich weil er seine Verbindung mit Holland durch Vernichtung des Barrière-Tractats aufgehoben, diese Republik in die größte Verlegenheit gebracht und sie nicht nur jetzt, sondern auch für die Zukunft und so lange Oesterreichs Allianz mit Frankreich bestehe, in die Unmöglichkeit versetzt, sich mit England, der Rebenruberin jener Macht, zu verbinden. Daher sei es der Kaiser Joseph, welcher der Unterhandlung eines Separatfriedens zwischen England und Holland die größte Schwierigkeit erzeuge und dadurch das System des europäischen Gleichgewichts erschüttere. Dabei ließ es Götz jedoch nicht bewenden. Dem russischen Vicekanzler Grafen Ostermann übergab er eine schriftliche Darstellung aller der unglücklichen Folgen, welche Kaiser Joseph's Benehmen gegen Holland für das europäische System schon jetzt habe und später noch hervorbringen werde.

Gegen die dem Kaiser Joseph zum Vorwurf gemachte Verletzung des Friedensschlusses von Münster hatte der Vicekanzler Ostermann neuen Monarchen zu rechtfertigen gesucht, indem er bemerkte, der Kaiser verlange die Deckung dieses Stroms, der von den Generalstaaten den holländischen Schiffen geschlossen worden, nur als ein Aequivalent für seine andern Forderungen an die Republik. Darauf bemerkte Götz, daß es sehr wesentlich gewesen wäre, wenn der Kaiser, ehe er sich in den Besitz eines solchen Aequivalents zu setzen suchte, die Holländer gefragt hätte, ob sich die Bewilligung desselben mit ihrem Interesse vertrüge. „Die deutschen Fürsten“, fügte er hinzu, „haben wol Ursache zu mancherlei Vorurtheilen, wenn ein mächtiger Monarch sich nicht mehr durch einen alten Vertrag für gebunden erachtet. Ebenso kann er sich auch durch einen neuen für nicht gebunden halten. Angenommen, Europa bleibe vor der Hand ein ruhiger Zuschauer bei dem durch den Kaiser erregten Streite, was wird geschehen, wenn der Monarch nach den nämlichen Grundätzen gegen irgend einen deutschen Fürsten zu verfahren für gut befindet, dessen Erhaltung von keiner besondern Bedeutung und den großen Mächten nicht wichtig genug dünken dürfte, um deshalb einen Krieg anzufangen? Ich erlaube mir zu fragen, was in einem solchen Falle aus der deutschen Verfassung werden würde?“

Durch die Nachricht, daß am 30. Nov. aus Petersburg ein Courier an den russischen Gesandten im Haag abgeschickt worden, hielt Götz sich überzeugt, daß die Kaiserin in dieser Angelegenheit einen Entschluß gefaßt haben müßte. Um so dringender verlangte er, obgleich

vergeblich, eine bestimmte Antwort auf die im Namen Friedrich's II. dem russischen Ministerium gemachte Eröffnung. In einer Unterredung mit dem Vicekanzler Ostermann äußerte Götz am 3. Dec.: „Außer den wiederholten Weisungen des Königs habe ich noch zwei Beweggründe, mit einer Aeußerung zu erörtern über die Art und Weise, wie der Gegenstand von dem russischen Hofe betrachtet wird. Der eine Beweggrund sei, daß der König dadurch die Ueberzeugung erhalte, seine Eröffnung werde als ein Beweis von fortwährenden freundschaftlichen und vertrauensvollen Gesinnungen gegen die Kaiserin aufgenommen und erwidert. Der andere Beweggrund aber sei, daß der König nicht durch das längere Ausbleiben einer Antwort auf die Vermuthung gerathe, diese Antwort möchte nicht genugsam betrieben worden sein.“

In diesem Gespräche hatte Götz die bereits zu Gunsten der Holländer von ihm vorgebrachten Gründe wiederholt und weiter ausgeführt. Ostermann begnügte sich darauf zu äußern: „Holland müsse seine Kräfte kennen und wissen, ob es den Kaiser auf die Art, wie es geschehen, herausfordern könnte.“ Darauf entgegnete Götz: „Es dürfte wol nicht leicht einen rechtlichen und klugen Mann geben, der nicht eingeände, daß bisher Stärke oder Uebermacht Alles gerechtfertigt hätten. Unmöglich könnte man glauben, das Holland, welches sich seine Barrière und seine Festungen habe nehmen lassen, welches seit zwei Jahren eine Menge Bedrückungen erlitten und nur das zu erhalten suche, was ihm nach abgeschlossenen Tractaten gehöre, als ausreißender Theil betrachtet werden könne. Ganz Europa sei vielmehr entgegengelegelter Meinung.“ Den von dem Vicekanzler ausgesprochenen Verdacht, daß Friedrich II. mit Holland in einer geheimen Verbindung stände, schlug Götz, auf das Verhältniß Rußlands zu Oesterreich anspielend, mit den Worten nieder: „Wäre das der Fall, so würde der König, treu seinen Verpflichtungen und den bestehenden Verträgen, den russischen Hof davon in Kenntniß gesetzt haben. Uebrigens vermag ich nicht zu glauben, daß es eine Macht gäbe, die vermöge ihrer Verbindungen mit Oesterreich verpflichtet sein könnte, eine so graubloße Sache zu vertheidigen.“

Nicht bloß durch seine verschiedenen Unterredungen mit dem Vicekanzler, auch durch den Umstand, daß man ihm die Abwendung eines Courtis verschönlagen, überzeugte sich Götz immer mehr von dem Mangel an Aufrichtigkeit und Offenheit, der seit längerer Zeit an dem russischen Hofe gegen Preußen nicht zu verkennen war. Zugleich aber überzeugte er sich, daß mehr unparteiische und aufgeklärte Staatsmänner die Ansichten der Kaiserin nicht theilten und ihr Benehmen durchaus mißbilligten. Er sah ein, daß sich Katharina in ihrer Handlungsweise durch zwei Motive bestimmen ließ. Es lag ihr daran, einem Kriege zwischen Oesterreich und Holland vorzubeugen, weil diese Feindseligkeiten ihrem Einklingsplane gegen die Sparte hinderlich sein konnten. Dann aber schmeichelte auch die Vermittelung jenes Streites ihre Eitelkeit. Durch die energische Sprache des französischen Hofes, an den sich die Generalstaaten gewandt, hatte sich auch Joseph II.

einer Befestigung jener Streitigkeiten gefügt, welche die Ruhe Europa's in mehrfacher Art geföhrt haben würden").

Bei der engen Verbindung, worin Rußland seit einer Reihe von Jahren mit Preußen gestanden, konnte Görg kaum etwas Anderes erwarten, als zu einer Reise eingeladen zu werden, welche die Kaiserin Katharina im Sommer 1785 durch ihre Staaten unternahm. Erwarten konnte er dies um so mehr, da den Gesandten von Oesterreich, England und Frankreich diese Ehre zu Theil geworden war. Er fühlte sich dadurch mit Recht gekränkt. Obgleich er indessen seine Empfindlichkeit auf keine Weise zu erkennen gab, äußerte er sich doch in seinem dem Könige abgefasteten Berichte über jene Reise mit den Worten: „Entweder wird der Gesandte Sw. Majestät hier in Petersburg nicht mehr als der Gesandte einer verbündeten Macht betrachtet, oder meine Person ist dem hiesigen Hofe unangenehm.“

Zu Anfange des Herbstes 1785 benutzte Görg eine eingetretene Ruhe in dem Gesandtschaftsgange, um von Friedrich II. sich den Urlaub zu einer Reise nach Berlin zu erbitten. Er erhielt denselben sofort. Im October verließ er Petersburg. Am 3. Nov. langte er nach einer Abwesenheit von sechs Jahren und drei Monaten bei seiner Familie in Berlin an.

Der von ihm übernommene Gesandtschaftsposten war für ihn mit Unannehmlichkeiten aller Art verbunden gewesen. Schon am 2. Nov. 1779 hatte er sich in einem Schreiben an den damaligen Kronprinzen, nachherigen König Friedrich Wilhelm II., mit dem er in fortwährendem Briefwechsel stand, mit den Worten geäußert: „Was meine Person betrifft, so schmeichle ich mir zwar, daß ich wahrscheinlich hier an den mir anvertrauten Geschäften Nichts verderben werde. Aber ich schäme mich nicht zu bekennen, daß für das Beste des Staats die Wahl des Königs nicht auf mich hätte fallen sollen. Zu der mir hier übertragenen Stelle hätte eher ein junger Mann von Talent, aber led., unternehmend und einscheidend, gewählt werden sollen, der unter dem Schutze seiner Jahre manchmal einen Schritt hätte wagen können, den ein Mann, der wie ich schon im Abnehmen ist und der außer der hiesigen Gesandtschaft noch mit einer ehrenvollen Staatssache besetzt ist, aus Furcht sich zu compromittiren nicht unternehmen darf. Angewandt durch den gnädigen Befehl, den Sw. Königl. Majestät der Wahl des Königs zu ertheilen geruhten und durch das eifrige Verlangen, dem Staate, dessen Diensten ich mich gewidmet habe, nach dem vollen Maße meiner Kräfte nützlich zu sein, werde ich Alles ausbieten, um diesen Zweck zu erreichen. Ich wage aber zu hoffen, daß Sie, gnädigster Herr, es als einen Beweis meines regen Dienstesiers aussehen werden, wenn ich, in dem Falle, wo sich meine Verwundung, außer Stande zu sein, hier nützliche Dienste zu leisten, bewähren sollte, den König bitte, meine Stelle durch einen Andern, der mehr für sie geeignet ist, ersetzen

zu lassen und daß dann diese meine Bitte mir weder in den Gesinnungen des Königs, noch Sw. Königl. Majestät Nachtheil bringe. Indem ich eine so wichtige Sendung antrat, nahm ich das Beste des Staats zum Zweck und die Wahrheit zur Grundlage meiner Handlungen. Ich würde den ersten verzeihen und die letztere verzeihen, wenn ich mich anders benehmen wollte.“

An unangenehmen Erfahrungen hatte es ihm in Petersburg nicht gefehlt. Er hatte sich in den Erwartungen getäuscht gesehen, die er nach seiner Anstufung und Friedrich's II. Versicherungen von dem Systeme des russischen Hofes haben durfte. Gleich das erste ihm übertragene Geschäft, die Unterhandlungen einer Tripartit-Allianz zwischen Rußland, Preußen und der Pforte, bewies ihm, wie wenig der König von Katharina's Gesinnungen und Absichten unterrichtet war. Geheißert waren seine eifrigsten Bemühungen, Rußlands Bündnis mit Preußen zu erneuern und eine Allianz zwischen dem petersburger und wiener Hofe zu verbinden. Das veränderte Benehmen der Kaiserin und ihrer Minister gegen ihn als preussischen Gesandten gab ihm eine gezwungene und unangenehme Stellung. Der Aufstand, den er in Petersburg machen mußte, war so beträchtlich, daß derselbe mit seiner verhältnismäßig geringen Besoldung keineswegs harmonirte. Dadurch zwingen ihn an einem Orte, wo der größte Luxus herrschte, im Vergleiche mit den Gesandten anderer großer Höfe, manche Belegenheiten, sich beliebt und geltend zu machen. Er fühlte sich vor diesen Geschäftsträgern, die durch glänzende Gesellschaften und Festlichkeiten aller Art die Minister und Großen zu unterhalten und zu gewinnen suchten, tief zurückgesetzt. Von geheimen Ausgaben, irgend einen Einbruch zu erreichen, konnte durchaus nie die Rede sein. Daß er sich durch seine gründlichen Kenntnisse, durch die Richtigkeit seiner Ansichten, durch die Feinheit in seinem Betragen allgemeine Achtung erworben hatte, war der einzige Trost, der ihm in seiner unangenehmen Stellung geblieben war. Selbst die von Friedrich II. ihm gesendete Depeschen, selbst selten in Augenblicken über Raune entworfen, waren oft für Görg sehr kränkend.

Zu den mannichfachen Unannehmlichkeiten, die er während seines Aufenthaltes in Petersburg zu ertragen hatte, gestellte sich noch eine ihn sehr beunruhigende Abnahme seiner Gesundheit. Eine große Schwäche und ein beinahe fortwährendes Augenübel ließ ihn befürchten, daß ein längerer Aufenthalt in dem rauhen Klima für ihn am Ende sogar den Verlust des Gesichts zur Folge haben könnte. Eingegründete Ursachen hatte er daher, den König um die Abberufung von seinem Posten zu bitten. Dies geschah zu Anfange des Jahres 1786. Ungern und erst nach wiederholten Vorstellungen wurde ihm seine Bitte von Friedrich II. gewährt. Großen Befall fand eine von ihm verfaßte Denkschrift über Rußland, die er bald nach seiner Ankunft in Berlin dem preussischen Cabinetsminister vorlegte. Görg schilderte darin das System des russischen Hofes und die Ursachen, durch die derselbe bewogen worden, von seinen bisher dabei befolgten Grundsätzen abzuweichen. Von dieser Schilderung ging er auf

17) Siehe über den in Fontainebleau am 10. Nov. 1785 geschlossenen Friedenstractat Allianz in der Histoire de la diplomatie française. Vol. VII. p. 401. Wotens in f. Gräff's langen merkwürdigen Reichthüm. 2. Th. S. 40.

die Darstellung des Systems über, das der russische Hof gegen Preußen geltend zu machen geglaubt hatte. Er entwarf zugleich ein Gemälde aller Personen, die an der Spitze der russischen Regierung standen oder auf dieselbe wesentlichen Einfluß gehabt. Der erwähnte Denkschrift fehlte es auch nicht an Andeutungen, wie Preußen sich gegen den russischen Hof zu vernehmen habe und wie der künftige Gesandte instruiert werden dürfte. Von dringenden Geschäften befreit, hatte er in Berlin hinreichende Ruhe gefunden, die während seines sechsährigen Aufenthaltes in Petersburg gemachten Beobachtungen und Erfahrungen zu Papier zu bringen.

Bei seiner Rückkehr nach Berlin fand Görz das preussische Cabinet vorzüglich mit den innern Unruhen in den vereinigten Niederlanden beschäftigt. Durch diese Unruhen war nicht nur die Republik, sondern auch das mit dem preussischen Königsbause eng verbundene und nahe verwandte Haus Oranien mit dem Verluste der erbliehen Statthalterwürde bedroht. Nach Friedrich's II. Tode war unter diesen Umständen von seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. dem Cabinetminister von Herzberg der Wunsch mitgetheilt worden, daß ein so gewandter Diplomat wie Görz nach dem Haag geschickt werden möchte. Dieser äußerte wiederholt seine Abneigung, ein Geschäft zu übernehmen, dessen Erfolg höchst zweifelhaft wäre. Umständlich und offen theilte Görz seine Ansichten dem Könige mit, der ihn am 24. Aug. 1786 hatte zu sich rufen lassen, um ihm seine Aufträge zu eröffnen. Auf des Königs Frage, ob er diese Angelegenheit wirklich für so wichtig und schwierig halte, erwiderte Görz: „Er. Majestät ist es nicht unbekannt, in welchem Grade die Sache verwickelt sei und in was für einem hoffnungslosen Zustande sie sich befinde. Wichtig aber sei dieselbe besonders deshalb, weil der König seit seiner Thronbesteigung im Begriffe stehe, den ersten öffentlichen Schritt zu thun, von dessen Erfolge und der Art, wie er behauptet werde, die Achtung Europa's für seine Regierung abhängen könne. Schwierig sei die Unterhandlung und schwer sei es, einen Erfolg zu erzielen, weil es der Würde des Königs, seinen Grundgesetzen, seinen Gesinnungen für seine erlauchte Schwester und deren Familie, endlich dem Interesse des preussischen Staates entgegenlaufe, den Prinzen von Oranien und die ganze Republik Frankreich preiszugeben und dessen Absichten zum Nachtheile Englands zu begünstigen; er betrachte die holländischen Angelegenheiten als ein Mittel, im gegenwärtigen Systeme Preußens den deutschen Fürstenbund zu beschließen“, da sich nun eine Gelegenheit für Preußen darbiete, durch Verhinderung der gänzlichen Abhängigkeit Hollands von Frankreich, England einen angenehmen Dienst zu erweisen, dessen König in seiner Eigenschaft als Kurfürst so wesentlich zur Errichtung jenes Bündnisses beigetragen habe. Frankreich werde

nicht leicht zu bewegen sein, die Unterhandlung zu unterstützen und zur Wiedereinsetzung des Erbstatthalters in den Genuß seiner erblichen und konstitutionellen Rechte mitzuwirken. Das einzige Mittel, dies zu erzielen, dürfte sein, daß der König die größte Unparteilichkeit zeige und für den Statthalter, seinen Schwager, Nichts verlange, als was ihm nach der Verfassung gebühre, nicht aber jenes, was er durch Mißbrauch oder bloße Festigkeit erhalten haben könnte; daß der König selbst bereit sei, sich bei dem Prinzen von Oranien dafür zu verwenden, er möge von diesem Lernern abstehen, sobald er das Erstere wieder erlangt haben werde; daß der König endlich den Prinzen auffordere, sich in allen seinen Handlungen weder dem preussischen, noch englischen, noch französischen, sondern einzig und allein nur dem holländischen Interesse und Systeme ergeben zu zeigen. Es sei aber dann auch nothwendig, auf so billigen Grundsatzen fest und unabwieslich zu bestehen und sich bereit zu zeigen, dieselben, wenn es nöthig sein sollte, mit der Gewalt der Waffen durchzusetzen.“

Auf die Bemerkung des Königs, daß man vor Allem Uneinigkeit mit andern Höfen vermeiden müßte, um den natürlichen Feind, Oesterreich, nicht in Vortheil zu versetzen, erwiderte Görz: „Wie er die Sache ansehe, halte er es nicht für wahrscheinlich, daß die Festigkeit, womit Er. Majestät nur das verlange, was gerecht sei, einen Krieg herbeiführen könne. Da aber dies doch möglich wäre, so halte er es für unumgänglich nöthig, für diesen äußersten Fall die Gesinnungen Er. Majestät zu kennen. Ohne darüber Gewißheit zu haben, könnte er in Gefahr geraten, sich zu compromittiren und er wüßte sich auch keinen Erfolg nicht zu versprechen. Gewiß werde er Alles anwenden, um es nicht zum Außersten kommen zu lassen; aber er glaube auch, nur durch Festigkeit zum Ziele gelangen zu können. So sehr übrigens Frankreich wünschen möge, seinen ganzen Einfluß auf Holland zu behaupten, so sehr sei es auch dessen Interesse angemessen, die Freundschaft Preußens beizubehalten, um die beiden Kaiserhöfe an Ausführung ihrer ehrsüchtigen Pläne zu verhindern. Wenn daher Frankreich sich von dem festen Entschlusse des preussischen Hofes überzeugt, so sei es wahrscheinlich, daß es nachgeben werde. Auf diese Art glaube er das nöthige Vertrauen aller Theile gewinnen und wenn es die Umstände erheischen, auch mit dem Statthalter eine bestimmte Sprache führen zu können. Englands Einmischung in die Sache könnte, sowohl wegen der Parteilichkeit des londoner Hofes für den Statthalter, als wegen der Eifersucht gegen Frankreichs Einfluß auf die Republik, den Absichten des Königs hinderlich werden; durch eine offene und vertrauliche Mittheilung dieser Grundzüge könne auch dies vermieden und England veranlaßt werden, seinem Gesandten im Haag, dem Ritter Harris, den Auftrag zu ertheilen, sich bei der Sache ganz ruhig zu verhalten und daran seinen Antheil zu nehmen. Um jedoch die Gewißheit zu erlangen, daß im äußersten Falle Preußen nicht allein dastehende, möchte es vielleicht gut sein, zu fordern, ob der König in diesem Falle auf England zählen könne.“

18) Bezieht aber dies Wünsch der deutschen Reichstände zur Aufrechterhaltung der deutschen Reichsverfassung, mit welchem Friedrich sich in den letzten Jahren seines Lebens ernstlich beschäftigt hatte. Görz. B. v. Dohm: Ueber den deutschen Fürstenbund. (Berlin 1786. 8.)

Alle Gründe ungeachtet vermochte Götz nicht, den König von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen. Er wagte es daher, den König zu bitten, die beabsichtigte Sendung nach Holland ganz aufzugeben, weil dadurch des Königs Würde und sein Ansehen im Auslande empfindlich leiden könnte. Dieser Vorschlag verschlehte seine Wirkung. Götz erhielt vielmehr von Friedrich Wilhelm II. die Befehl, seine Reise zu beschleunigen. Zuerst sollte er sich nach Leo, wo der Erbstatthalter mit seiner Familie sich aufhielt und sodann nach dem Haag begeben. Nach der Instruktion, die er am 2. Sept. 1787 empfangen hatte, war er beauftragt worden, die Anhänger des Hauses Dranien durch die Versicherung der kräftigen Vermittelung des Königs zu ermuntern, ohne ihnen jedoch eine bewaffnete Hilfe zu versprechen. Jedemfalls war diese Sendung nicht weniger schwierig, als die beiden früheren, wobei noch der Umstand hinzukam, daß der König auf das Gelingen derselben den höchsten Werth legte.

Den nahen Ausbruch eines Bürgerkriegs befürchtete Götz, als er auf seiner am 3. Sept. 1787 angetretenen Reise in Hannover erfuhr, daß die Staaten von Geldern den Erbstatthalter als Generalcapitain rekrutirt und gegen Hatten und Gilburg Truppen hätten auszurücken lassen. Zu Drenthe fand er an einem seiner Jugendfreunde, dem Barone Palland von Zulbiam einen entschiedenen Gegner des Erbstatthalters und seines Hauses. Palland tadelt die Grundpläne und das Betragen dieses Mannes. Er beschuldigte ihn eines furchtbaren Trebens nach größerer Macht, selbst auf Unkosten der Verfassung, einer despotischen Denkungsart u. s. w. Dabei ergoß er sich in bitteren Klagen über den hoffnungslosen Zustand seines Vaterlandes.

„Wie auch immer die Umstände sein möchten,“ erwiderte Götz, „so beschwöre er ihn, sogleich Alles anzuwenden, um jede Thätlichkeit zu verhindern. Noch sei es Zeit, größeres Unglück zu verhüten und dies werde geschehen, wenn alle Theile ihm (dem Grafen) ein Vertrauen schenken, welches die reinen und edelmüthigsten Absichten seines Monarchen verdienen. Er nähme seinen Anstand zu behaupten, daß seine Sendung an die Generalsstaaten durch die jährliche Theilnahme des Königs an dem Schicksale seiner geliebten Schweser und ihrer Familie veranlaßt worden. Zugleich aber dürfe er auch versichern, daß diese Theilnahme, so lebhaft sie auch sein möge, nie dem König bewegen werde, sich von den Grundplänen der Gerechtigkeit und Billigkeit zu entfernen, die er sich bei seiner Thronbesteigung zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht habe. Demgemäß sei er vom Könige beauftragt, dem Prinzen von Dranien vor Allem zu rathen: er möge auf das verzichten, was er oder seine Vorfahren nur durch Mißbrauch ihres Ansehens und ihrer Macht erlangt hätten und sich mit dem begnügen, was ihm rechtmäßig und vermöge der Verfassung zukomme; er möge ferner als erster Bürger des Staats seine hohen Aemter nur zum wahren Wohle des Vaterlandes ausüben, sich stets mit treuer Erfüllung seiner Pflichten beschäftigen, nie weder englisch, noch französisch, noch preussisch, sondern immer nur holländisch gekannt sein und einzig und allein

das System der Republik befolgen. Indem er seinen Anstand nähme, das Wesentliche seiner Instruktion offen mitzutheilen, biete er ihn inständigst, seine Freunde davon in Kenntniß zu setzen; er eile nun nach Leo, um bei dem Erbstatthalter seinen Auftrag zu erfüllen und allen weiteren Gewaltschritten vorzugeben; dann werde er sich nach dem Haag begeben, dort bei den Generalsstaaten seinen öffentlichen Charakter annehmen und sich eifrigst bestreben, den Zweck seiner Sendung zu erreichen.“

Großen Eindruck machte diese mit Offenheit und Würde geführte Sprache auf den Baro Palland, der das ihm geschenkte Vertrauen in jeder Weise zu rechtfertigen versprach. Götz glaubte sich von dieser Verständigung mit einem der entschiedensten Gegner des Hauses Dranien den besten Erfolg versprechen zu können. In dieser Hoffnung setzte er seine Reise fort. Am 9. Sept. kam er in Leo an, wo ihm bei Hefe seine Wohnung angewiesen ward.

Daß der Erbstatthalter sich in einer sehr gefährlichen Lage befand, davon überzeugte sich Götz durch die Ereignisse, die theils unmittelbar vor seiner Ankunft in Leo, theils während seines kurzen Aufenthaltes dajelbst stattfanden. Ihm ward dadurch fühlbar, daß er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben werde, um den Zweck seiner Sendung zu erreichen. Zuversicht fasste er den Entschluß, den Zustand der Republik, sowie die Absichten und Mittel der verschiedenen Parteien genau zu erforschen und einzuwirken durch ein ruhiges und festes Benehmen dem Fortschreiten des Uebels möglichst vorzubeugen. Dazu verwendete er die wenigen Tage seines Aufenthaltes in Leo vom 9. bis 12. Sept. Die meisten und wichtigsten Aufschlüsse verdankte Götz der Gemahlin des Statthalters, einer Frau von den trefflichsten Eigenschaften, von hellem Verstande, klaren Fassungen, einer richtigen Beurtheilungskraft und männlichen Entschlossenheit. In ihr schenkte er, wie er in spätern Jahren äußerte, der Geist Friedrich's des Großen, ihres Oheims, fortzuleben. Götz verdankte der Prinzessin eine höchst parakritische Schilderung aller bedeutenden Personen in den sieben vereinigten Provinzen. Ebenso richtig als belehrend fand er diese Schilderung, die ihm bei den spätern Unterhandlungen in mehrfacher Hinsicht förderlich war. In den verschiedenen Audienzen bei der Prinzessin bemühte er sich, ihre Ansichten von den gegenwärtigen und künftigen Ereignissen, sowie ihre Wünsche und Erwartungen kennen zu lernen.

Dieglich sich ihm die Ueberzeugung aufdrang, daß bei dem hoffnungslosen Zustande der Republik und besonders des Hauses Dranien die ihm übertragene Sendung ohne die früher von ihm angetrathenen Maßregeln keinen wesentlichen Erfolg haben könnte, so bot er doch Alles auf, was irgend in seinen Kräften stand, um die dem Hause Dranien ergebene Partei von allen fernern Thathandlungen abzuhalten. Vor seiner Abreise suchte er noch die Prinzessin von Dranien zu bewegen, mit ihrem Gemahle und ihrer Familie einen andern Aufenthalt zu wählen. Offen sprach er seine Besorgniß aus, daß in Leo leicht ein Angriff auf die persönliche Freiheit

der Familie des Statthalters unternommen werden könnte. Diese Vorstellungen fanden Eingang. Es ward sofort Befehl ertheilt, zur Aufnahme des Statthalters und seiner Familie das Schloß von Nimwegen bereit zu halten.

Auf der Reise nach dem Haag kam Götz zu Amersfort in nahe Berührung mit mehreren dort versammelten Mitgliedern der Staaten von Utrecht, die er mit dem Endzwecke seiner Mission bekannt machte. Gegen die Anhänger des Hauses Oranien bezeugte er sich mit eben der Offenheit, womit er einige Tage zuvor in Drenthe mit den Gegnern jenes Hauses gesprochen hatte. Götz äußerte: „Ohne besondere Verhaltungsgebote in Bezug auf die gegenwärtige Lage der Provinz Utrecht zu haben, sei er angewiesen, die Unterstützung seines Hofes allen denen zuzuwenden, deren Streben dahin gehe, die Verfassung der Republik und die constitutionellen Rechte des Statthalters aufrecht zu erhalten. Er sei beauftragt, dies unter der Mitwirkung des französischen Hofes zu erzielen; es scheine ihm aber, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo die Faction, welche die Provinz Holland beherrsche, die Waage abgeworfen und die Vorrechte der andern Provinzen, namentlich die von Geldern und Utrecht, angegriffen habe, diese durch eigene Standhaftigkeit mehr als durch Andern zur Rettung der Republik beitragen könnte. Ihnen komme es daher zu, sich zu diesem Endzwecke zu vereinigen, mit mutiger Entschlossenheit zu handeln. Erst dadurch würden die fremden Mächte eine gerechte Veranlassung finden, sich für die Provinzen zu interessieren. Ihm scheine auch, da Frankreich ebenso gut der Verbündete der Provinzen Geldern und Utrecht als der Provinz Holland sein könnte, daß sie sich dahin wenden und die Dazwischentritt dieses Allirten verlangen sollten. Würden sie dann auch zu gleicher Zeit das nämliche Vertrauen dem Könige von Preußen als Freund und Nachbar bezeugen, so glaube er, ohne jedoch hierüber zur Zeit die Bestimmungen seines Hofes zu kennen, hoffen zu dürfen, es Majestät werden den Staaten ebenfalls ihre mächtige unbefangene Vermittelung angedeihen lassen.“

Ein Mann wie Götz, der seinen Ruhm darin suchte, stets dem in ihn gesetzten Vertrauen zu entsprechen, mußte sich während der unmittelbaren Verhandlungen zwischen den Höfen von Berlin und Versailles in der unangenehmsten Lage fühlen. Befremdend war für ihn das Benehmen seines ehemaligen Freundes, des französischen Gesandten Marquis von Verac. Auf ihn und den französischen Hof hatte Götz die größte Hoffnung eines glücklichen Erfolgs seiner Sendung gebaut. Schon aus Loo hatte Götz den Marquis von seiner nahen Ankunft im Haag benachrichtigt und dabei seine Freude ausgedrückt, ihn wiederzusehen und gemeinschaftlich mit ihm sich einem ebenso wichtigen als ehrenvollen Geschäfte zu unterziehen. In einem etwas kältern Tone war die Antwort des Marquis abgefaßt. Doch äußerte er zugleich sein Bedauern, daß die Ereignisse im Haag nicht ihre alte Beurlaubung auf eine sehr empfindliche Art hören könnten, daß diese unglücklichen Ereignisse der unflugs Fortmüdigkeit des Statthalters beizumessen wären u. s. w.

X. Gessell. d. M. u. S. Erste Section. LXXXII.

Diese Äußerungen, verbunden mit den Nachrichten, die er während seines Aufenthaltes in Loo über die Gesinnungen des französischen Hofes eingekriegt, weckten in Götz neue Besorgnisse und schlugen seine Hoffnung auf eine entsprechende und thätige Mitwirkung des Marquis von Verac nieder. Schon in Loo hatte er in einem dem Könige von Preußen gesandten Berichte sich mit den Worten geäußert: „Ich werde Alles, was in meinen Kräften steht, anwenden, um die Mitwirkung des französischen Gesandten und seines Hofes zu erlangen. Sollte es mir aber nicht gelingen, wie man hier in Loo allgemein glaubt, so dürften alle meine Bemühungen, wären sie auch von größern Talenten als den meinigen unterstützt, leicht vergeblich sein.“

In einem Gespräche mit dem Marquis Verac hatte dieser geäußert, es scheine ihm fast unmöglich, daß sie gemeinschaftlich etwas Gutes wirken könnten. Durch diese Äußerung fühlte sich Götz sehr unangenehm berührt. Er überließ sich jedoch noch immer der Hoffnung, eine den Umständen und den freundschaftlichen Gesinnungen des Königs von Frankreich für seinen Monarchen gegebene Erklärung werde den Marquis ermächtigen, gemeinsamlich nach dem übereinstimmenden Systeme ihrer beiderseitigen Höfe zu handeln. Seine erfreulichen Aussichten auf den Erfolg seiner Sendung eröffnete ihm jedoch die bald nach seiner Ankunft erhaltene Nachricht, daß die Staaten von Holland, nicht zufrieden, dem Prinzen von Oranien das Commando im Haag entzogen zu haben, ihn auch von der Stelle eines Generalcapitains zu suspendiren drohten. Weder durch Gründe noch durch Vorstellungen und Bitten gelang es ihm, den Marquis von Verac zur Verhinderung jenes Vorhabens zu bewegen, so daß eine neue Kränkung für den Statthalter und den König von Preußen sehr empfindlich sein würde. Götz sah seine Schritte zu Gunsten des Erstern beinahe völlig vereitelt und gab sich der schon in Berlin ausgesprochenen Ueberzeugung hin, daß nur eine energische Maßregel zum Ziele führen könnte — eine Ueberzeugung, die er fast in allen seinen Berichten an den König ausdrückte.

Durch ein eigenhändiges Schreiben Friedrich Wilhelm's II. jedoch, der Alles zu vermeiden wünschte, was ihn in einen Zwist oder gar in einen Krieg mit Frankreich verwickeln könnte, sah sich Götz des einzigen Mittels beraubt, wodurch die Anhänger des Statthalters hätten ermuntert oder deren Zahl hätte vergrößert werden können. Wiederholt war ihm die größte Mäßigung und vorzügliche Rücksicht auf Frankreich empfohlen worden. Es war ihm ausdrücklich verboten worden, jener Partei irgend etwas zuzusichern, selbst nicht die Hoffnung einer thätigen Unterstützung des Königs. Zwar sollte er jene Partei in ihren Gesinnungen stärken und ihre Energie und Vertrauen einflößen. Unterlag war ihm jedoch, den Anhängern des Statthalters etwas Anderes als den Beifall der Allirten und wahren Freunde der Republik zuzusichern, sonst aber in keinerlei Weise sich in ihre Angelegenheiten einzumischen. Die Aussicht einer wirksamen Thätigkeit war ihm dadurch geraubt. Verloren

war für ihn die Hoffnung, den Einfluß der Stadt Amsterdam auf die Staaten von Holland zu Gunsten des Prinzen von Oranien benützen zu können.

Von Friedrich Wilhelm II. hatte Götz die wiederholte Weisung erhalten, sich der größten Mäßigung zu befleißigen und Alles zu vermeiden, was die Gemüther noch mehr reizen und erbittern könnte. Der König trug ihm dabei auf, dem Prinzen von Oranien zu sagen: „es handle sich gar nicht darum, Alles behubehalten, sondern darum, nicht Alles zu verlieren.“ Dieser Zurechtweisung seines Monarchen machte auf Götz einen schmerzlichen Eindruck. Das Unglück, des Königs Vertrauen verloren zu haben, äußerte er, raube ihm für die Ueberrahme von Staatsdiensten den einzigen Lohn, auf den er nur einigen Werth lege, den Lohn, dem Monarchen nützlich sein zu können.

Des Königs späteres Vertrauen bewies, daß seine tränkenden Aeußerungen nur durch eine augenblickliche und schnell vorübergegangene Einwirkung veranlaßt worden waren. Götz fühlte sich jedoch so verletzt, daß er, ohne die Vorstellungen der Prinzessin von Oranien, sich von allen Geschäften zurückgezogen haben würde. Ungeachtet dieser unangenehmen Erfahrung versuchte er Alles, was in seinen Kräften stand, den Angelegenheiten des Prinzen von Oranien eine bessere Wendung zu geben, wobei er jedoch immer auf mannichfache Hindernisse stieß.

Ein Mittel zur Unterdrückung der ihm verhassten aristokratisch-patriotischen Partei und zur Rettung des Staatshalters glaubte Götz gefunden zu haben, wenn dieser sich jener Partei angeschlossen und derselben Alles einräumte, was mit seiner Würde und dem Wohle des Staates vereinbar wäre. Gemeinschaftlich mit den Anhängern des Hauses Oranien mußte nun Götz die schnellsten und wirksamsten Maßregeln ergreifen, um die Häupter der demokratischen Partei, die durch einen in Amsterdam bestehenden patriotischen Verein den größten Einfluß auf das Volk ausübte, für jenen Plan zu gewinnen und ihn auszuführen. In einer Unterredung mit einigen der vorzüglichsten Mitglieder jenes Vereins erklärten dieselben ihre Bereitwilligkeit, die Irrungen mit dem Staatshalter so zu vermitteln, daß er in seinen vorzüglichsten Rechten nicht geschmälert werde. In der Versammlung sollten jedoch manche Abänderungen getroffen werden, durch welche die bestehende Regierungsform umgeschoben und von einer aristokratischen in eine rein demokratische verwandelt würde. Die Prinzessin von Oranien hatte sich jedoch schon früher gegen irgend ein Einverständnis mit dem erwähnten patriotischen Vereine erklärt, den sie als gefährlich und unter den obwaltenden Umständen als höchst gefährlich betrachtete. So war denn auch dieser Versuch ebenso erfolglos als der später von Götz entworfene Plan, mit einigen der bedeutendsten Mitglieder in den Provinzen einzeln zu unterhandeln und sie zu einer Vermittelung der obwaltenden Streitigkeiten zu bewegen.

Völlig einverstanden war Götz mit den Ansichten des französischen Gesandten von Renneval, der um diese Zeit nach dem Haag gekommen war. Dieser meinte,

der gewünschte Endzweck werde sich bei der Spannung der Parteien durch ein offenes und unmittelbares Benehmen kaum erreichen lassen. Das beste, vielleicht einzige Mittel zum Ziele zu gelangen, dürfte sein, wenn er trübseligerseits den Regenten und die patriotische Partei zur Nachgiebigkeit zu bewegen suchte. Götz aber, meinte Renneval, sollte im Namen des Königs von Preußen bei dem Staatshalter und seinen Anhängern das Mächtige zu ergieken suchen. Ueber die wesentlichsten Punkte schienen beide Unterhändler beinahe völlig einverstanden. Nach einer unter ihnen getroffenen Uebereinkunft sollte Götz durch ein Bulletin in der Form eines vertraulichen Schreibens des französischen Gesandten über die Ansichten und die Art, wie die Hauptgegenstände zwischen den streitenden Parteien beigelegt werden könnten, in nähere Kenntniß gesetzt werden, dann aber sofort sich nach Nimwegen begeben zu einer Unterhandlung mit dem Staatshalter, der sich dort mit seinem Hofe aufhielt.

Befriedend war es jedoch für Götz, als er das erwartete Schreiben empfing, daß darin die wesentlichsten Punkte, worüber sie sich vereinigt hatten, gänzlich abgehandelt waren. Er äußerte darüber lebhaft seinen Unmuth. Die Gründe Rennevals, die ihn zu dieser Abänderung bewogen, konnten ihn nicht trübsen. Die Bedingungen, die dem Staatshalter zur Annahme vorgelegt werden sollten, schienen ihm von der Art, daß dertn Widtannahme beinahe vorauszusetzen war¹⁹⁾. Dessenungeachtet eilte Götz nach Nimwegen, wo er am 18. Dec. 1787 ankam. Das mitgebrachte Schreiben machte auf die Prinzessin den schmerzlichsten Eindruck und weder durch Vorstellungen noch durch Gründe vermochte er den Unmuth ihres Gemüths zu beschwichtigen. Alles, was er anfänglich von ihm erzielen konnte, war das Versprechen, seinen raschen Schritt zu thun, sondern die Sache in Ueberlegung zu ziehen.

Zu den vielen Verlegenheiten, und unangenehmen Erfahrungen, denen Götz während seines kurzen Aufenthalts im Haag ausgesetzt gewesen war, gesellten sich noch die vom Könige erhaltenen Befehle und Instructionen, die weder den Wünschen und Absichten des Staatshalters entsprachen, noch mit seiner eigenen Ueberzeugung harmonisirten. Jeder seiner Schritte, alle seine Aeußerungen waren belauscht und von Jedem nach seiner Stimmung beurtheilt worden! Vergeblich waren alle seine Versuche gewesen, den Gegnern des Prinzen und seines Hauses Mäßigung und Vertrauen in die Absichten Preußens einzufloßen; und ebenso vergeblich hatte er den Prinzen selbst zu einer den Wünschen des Königs entsprechenden Nachgiebigkeit zu bewegen gesucht.

In Berlin, wohin Götz nach erhaltener Weisung Friedrich Wilhelm's II. im Februar 1788 zurückgekehrt war, wies sich ihm keine nahe Aussicht auf Wiederver-

¹⁹⁾ Vergl. über die offiziellen Actenstücke der Unterhandlung zwischen Götz und Renneval des *Pièces relatives à la négociation conclue à Mr. le Comte de Goerre, Ministre d'Etat de S. M. le roi de Prusse et à Mr. de Rayneval, Conseiller d'Etat de S. M. très Chrétienne* (Paris 1787.), auch gleichzeitig in holländischer Sprache gedruckt.

wendung in seinem bisherigen Geschäftskreise. Durch manche unangenehme Erfahrungen während seines Geschäftsfreispostens in Russland und Holland war der Fürst, seine bisherige Laufbahn zu verfolgen, in Götz immer schwächer geworden. Er wünschte sie mit einer angemessenen Hofcharge zu vertauschen, um im Kreise seiner Familie zu leben und seinen eigenen Angelegenheiten, die durch eine mehrjährige Abwesenheit unterbrochen worden, die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen. Unbeschäftigt blieb sein feier reger Geist nicht. Auf seinen bisherigen Wirkungskreis und auf die Zeitereignisse konnte er nicht gleichgültig hinknicken. Er benutzte seine zahlreichen Verbindungen im In- und Auslande, um sich von Allem, was in den öffentlichen Angelegenheiten und in der Politik sich ereignete, in Kenntniß zu setzen. Dazu benutzte er auch einen fortgesetzten Briefwechsel mit der Prinzessin von Oranien, die ihn von allem, was die holländischen Angelegenheiten betraf, genau unterrichtete und ihn über wichtige Punkte zu Rathe zog. Außer der Correspondenz mit dem preussischen Gesandten in Petersburg, dem Freiherrn von Keller, und einem vieljährigen Freunde, Herrn von Hüttel, der ebenfalls bei jener Gesandtschaft angestellt war, stand Götz noch in geheimer Verbindung mit dem russischen Staatsrath von Moskau. Um des Einverständniß, selbst wenn es durch die geheimen Aussprüche der Kaiserin Katharina entbedt werden sollte, nicht in seinem ganzen Umfange erklärbar und für die Theilnehmer weniger gefährlich zu machen, hatte Götz mit seinem erwähnten Freunde über die Benennung von Gegenständen und Personen eine gewisse Uebereinkunft getroffen *).

Von besonderem Interesse war für Götz der bereits früher erwähnte deutsche Fürstenbund, eine Schöpfung Friedrich's des Großen und das letzte ausgezeichnete Unternehmen seiner langen und ruhmvollen Regierung. Obgleich Götz bei der Stiftung dieses Bundes sich noch in Russland befunden hatte und der ihm deshalb ertheilte Auftrag am petersburger Hofe, wie früher erwähnt, den gewünschten Erfolg nicht gehabt hatte, so war doch ein Verein dieser Art seiner Natur nach für einen Staatsmann wie Götz von dem entscheidendsten Interesse, das noch durch die lebhafteste und thätigste Theilnahme des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar geheigert ward.

Seit seiner Rückkehr von Petersburg hatte Götz mit diesem Fürsten das frühere freundschaftliche und vertrauliche Verhältniß wieder angeknüpft, das durch eine mehrjährige weite Entfernung unterbrochen worden war. Zwischen dem Herzoge und ihm hatte eine fortgesetzte Mittheilung und ein gegenseitiger Austausch ihrer Ansichten, Wünsche und Pläne stattgefunden. Besonders richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Befestigung und Erweiterung des deutschen Fürstenbundes. Gleich nach seiner Rückkehr hatte Götz in einer dem preussischen Ministerium übergebenen Denkschrift sich über die Mittel, jenen Bund zu befestigen, ausführlich erklärt. Zu diesen Mitteln zählte er unter andern die enge Vereinigung

zwischen Preußen und England, als Kurfürsten von Brandenburg und Hannover; die Befestigung des dem Bunde beigetretenen Kurfürsten von Mainz in seinem Systeme und dessen Verwendung, um den Beitritt anderer geistlicher Fürsten zu erzielen.

Was der Herzog von Weimar zur Förderung des Bundes, für den man sich in Berlin nicht mehr so lebhaft als früher zu interessiren schien, für nothwendig hielt, hatte Götz aus einem an ihn gerichteten Briefe erfahren. Er trug kein Bedenken, dies vertrauliche Schreiben dem Minister von Herzberg mitzutheilen, der die darin ausgesprochenen Ansichten durchaus billigte. Den von dem Herzoge empfangenen Brief beantwortete er mit der Versicherung, daß des Herzogs Grundzüge und Vorschläge den größten Beifall gefunden. Wäre bisher Eins und das Andere vernachlässigt worden, so sei es nicht aus Verzag, nicht aus Nebenabsichten, nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern aus Mangel an Kräften gezeihen, da Alles auf Einem Manne beruht habe und Herzberg der einzige Mann sei, der neben seinen übrigen überhäufte Staatsgeschäften „Alles in dieser Sache thue, thun könne und thun müsse.“ Er freute war Götz zu sehen, wie der Herzog von Weimar, der um diese Zeit nach Berlin gereist war, durch seine Gegenwart, seine Thätigkeit, seinen Feuereifer die erloschene Theilnahme an einer Union wieder belebte, die er für das Palladium der deutschen Freiheit hielt.

Die ungünstige Lage, in welcher sich Götz hinsichtlich seiner künftigen Bestimmung seit seiner Rückkehr aus Holland befunden hatte, ward zu Anfang des Jahres 1788 durch eine ebenso unerwartete als für ihn angenehme Wende gehoben. Der König von Preußen ernannte ihn zum furbrandenburgischen Gesandten am deutschen Reichstage. Götz hatte sich zwar um diese Stelle nicht beworben. Er fand jedoch keinen Grund, sie abzulehnen. Sie versetzte ihn in einen Wirkungskreis, der seinen Wünschen, seiner Bildung und seinen Familienverhältnissen völlig entsprach. Bereits im März 1788 begab er sich über Dresden, Weimar, Gotha, Fulda und Ansbach nach Regensburg, wo er am 14. April die ihm übertragene Stelle antrat und derselben bis zur Auflösung des Reiches (1806) mit Ehre und Auszeichnung vorstand.

In der Zwischenzeit war Götz auch bei den deutschen Kaiserwahlen in den Jahren 1790 und 1792 zweiter furbrandenburgischer Wahlbotschafter und als solcher Stimmführer bei den Beratungen über die Wahlcapitulationen. Vom Ende des Jahres 1797 bis zu Ende des August 1799 war er erster preussischer Gesandter auf dem raskader Congresse und in den Jahren 1802—1803 furbrandenburgischer Bevollmächtigter bei der zur Wollziehung des Entschädigungsgeschäftes niedergesetzten Reichsdeputation. Nach den für Preußen so unglücklichen Ereignissen in den Jahren 1806 und 1807 legte Götz seine bisher bekleidete Stelle nieder. Er that es mit Bergrücksichtigung auf irgend eine Pension. Ein königliches Handschreiben, das er um diese Zeit empfing **), übergrüßte

*) So hieß z. B. der Großfürst Nikoij Oran; der König von Preußen Herr von D...g; Moskau Sitzalkorn u. s. w.

21) Siehe dies in französischer Sprache abgedruckte Handschrift 26.

ihn von der ehrenvollen Anerkennung der vielen Verdienste, die er sich während einer 30jährigen Geschäftsführung um den preussischen Staat erworben.

Gerecht und geliebt von Allen, die seine rastlose Thätigkeit und seinen edelichen Charakter kannten, lebte Götz seitdem ruhig im Kreise seiner Familie und im Umgange mit einigen bewährten Freunden. Auch noch im hohen Alter thätig, widmete er seine Zeit der Lectüre und der Redaction und Herausgabe von interessanten politischen und historischen Schriften, unter denen die von ihm in französischer Sprache geschriebenen Denkwürdigkeiten aus seinem Leben einige Jahre nach seinem Tode (1827) im Druck erschienen und auch durch eine teutsche Uebersetzung verbreitet wurden.

Neben diesen literarischen Beschäftigungen interessirte sich Götz lebhaft für das Schicksal und die Angelegenheiten der Bürger von Regensburg, die ihm allgemeine Achtung und Dankbarkeit zollten. Die nachfolgende Stelle eines Briefes, den er im J. 1818 an einen Freund schrieb, schildert die Zufriedenheit mit seiner Lage. Ruhig und gelöst sah er seinen fernern Schicksalen entgegen. „Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit,“ schrieb er, „erwarte ich in meinem 81. Jahre mit einem ruhigen Gemüthe und Ergebung in den göttlichen Willen meine Auflösung.“

Götz starb zu Regensburg am 7. Aug. 1821 im 84. Jahre. Seine irdischen Ueberreste empfing sein Familienbegräbniß auf dem protestantischen Kirchhofe. „Dort,“ äußert einer seiner vertrauten Freunde, „ruhen nun die Gebeine eines Mannes, dessen Andenken durch seine ausgezeichneten Dienste dem Staate stets theuer und unvergessen bleiben wird, ebenso aber auch der Stadt, die ihn eine Reihe von Jahren zu ihren hervorragendsten und humansten Bewohnern zählte und seinen Angehörigen und Freunden, deren Liebe und Anhänglichkeit er zu erwerben und zu erhalten wußte.“

Drei Jahre nach seinem Tode (1824) ward zwischen dem Jacobs- und St. Petriorthen in Regensburg ihm und seinen Tugenden von seinen Freunden und Verehrern (so lautet die Inschrift) ein einfaches und geschmackvolles Denkmal errichtet. Seine seinen Verdiensten als ausgezeichneten Staatsmann und Bürger rühmt die Inschrift dieses Denkmals noch besonders seine Vaterlandsliebe, Frömmigkeit, Geselligkeit und Wohlthätigkeit.

Ein Rückblick auf den Zeitraum, in welchem er sich den öffentlichen Geschäften widmete und auf die verschiedenen Stellen und Ämter, die ihm während jener Periode seines Lebens anvertraut worden, zeigt sein rastloses Wirken und Streben in den wichtigsten Angelegenheiten seiner Zeit. Aus den von ihm hinterlassenen Memoiren, in französischer Sprache geschrieben, lernt man die wichtigen und folgereichen Unterhandlungen kennen, die ihm übertragen wurden und an denen er meistens selbst Theil genommen. Jene Memoiren sind

aber auch besonders wichtig für die genaue Kenntniß der Politik und der Pläne großer Höfe, der Diplomatie und Statistik. Denn nicht nur auf die eigentlich ihm übertragenen Geschäfte und Aufträge, nicht auf bloße Erhaltung amtlicher Berichte und pflichtmäßiger Anträge hatte Götz seine Thätigkeit beschränkt, sein lebhafter Geist, seine Wissbegierde, seine feste Aufmerksamkeit richtete Götz auf Alles, was auch außer seiner eigentlichen Geschäftssphäre lag und einen Rann von so großen Talenten und einer so vielseitigen Bildung irgend ansprechen konnte.

In eine frühe Zeit fällt seine schriftstellerische Thätigkeit. Er eröffnete sie mit „Vieuen eines Prinzen-Hofmeisters über Basdow's Prinzerziehung und hauptsächlich über dessen Agathofrator.“ (Heilbronn [Weimar] 1771. 8.) Später erschien von ihm: Les Rapports entre la morale et la politique par Ch. Baron de Dalberg, traduit de l'allemand par Eustache Comte de Goertz. (à Berlin 1787. 8.) Zu London erschien im J. 1787 anonym: The secret history of the armed neutrality, written originally in French by a german Nobleman. Diese Schrift ward aus dem Manuscripte des Verfassers ins Englische überf. Später ward sie von ihm selbst in ihrer Ursprache unter dem Titel veröffentlicht: Mémoire ou Précis historique sur la neutralité armée et son origine par le Comte Eustache de Goertz, suivie de pièces justificatives. (Basel [Berlin] 1801. 8.) Mémoire et notes authentiques, relatifs aux négociations, qui ont précédées le partage de la Pologne, tirés du portefeuille d'un ancien Ministre du XVIII. siècle. (Weimar 1810. 8.) Mémoire historique de la négociation en 1778 pour la succession de la Bavière, confiée par le Roi de Prusse Frédéric le Grand au Comte Eustache de Goertz. (Francfort. 1812. 8.) Pièces authentiques relatives à la négociation confiée à Mr. le Comte de Goertz et à Mr. de Rayneval (in den Staats-königliche Geschritten von H. Tollius. Gravenhage 1815. 8.) Ein von Götz für den Prinzen von Preussen geschriebenes Mémoire über den russischen Hof bezieht sich in v. Dohm's Denkwürdigkeiten. Aus des Grafen Götz literarischen Nachlaß erschienen noch: Mémoires historiques et politiques du Comte Eustache de Goertz, teusch zu Stuttgart 1827—1828 in zwei Octavbänden unter dem Titel: Historische und politische Denkwürdigkeiten des Königl. Preussischen Staatsministers Johann Eustach Grafen von Götz. Aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen. (Heinrich Döring)

GÖRTZ VON SCHLITZ, genannt von Götz (Karl Friedrich Adam), Reichsgraf und Oberherr, kaiserl. preussischer Generalleutnant der Cavalerie und Chef eines Cuirassierregiments. Er ward im J. 1733 den 21.

22) Vergl. die oben erwähnten Mémoires hist. et polit. außerdem die bereits mehrfach gemachten Schriften von Klaffen, Gerberg, Schell und die Oeuvres posthumes de Frédéric II. v. Dohm's Denkwürdigkeiten. 2. Bd. S. 106 ff. J. v. Arnobii in den Zeitgenossen. Heft 8. S. 125 ff. Reichel's Ost. Deutschland. 17. Bd. S. 742 ff.

den, datirt aus Remel vom 2. Sept. 1807, in den Zeitgenossen. 2. Bd. 4. Heft. S. 156

Der, zu Schlitz in Franken aus einer sehr alten und berühmten zum fränkischen Reiche gehörigen reichsritterschaftlichen Familie geboren; seine Aeltern waren der im J. 1747 verstorbene kurbraunschweigische Schlosshauptmann zu Hannover und des schwarzen Adlerordens Ritter, Johann Graf von Schlitz genannt Götz und Maria Friederika Dorothea Sophia, Freiin von Götz. Aus dem Carolinum zu Braunschweig, wo damals auch der Herzog von Braunschweig studirte, legte er den Grund zu verschiedenen Wissenschaften, denen ihn der frühe Tod seines Vaters entzog und seiner Bestimmung eine andere Richtung gab. Sein älterer Bruder brachte ihn im J. 1750 als Fähndrich bei dem Grenadierregimente des damaligen Statthalters, Wilhelm von Hessen-Cassel, nachmaligen Königs von Schweden, unter, der ihm im J. 1752 austrug, von den Compagnien, mit welchen die in Hanau stehenden sieben Compagnien vermehrt werden sollten, drei zu werben. Diesen Auftrag bewerkstelligte er in der Stadt Hanau auf eigene Kosten und ward darauf, da das gedachte Regiment einen Verbürgungsseid über die Grafschaft Hanau der besannten Versicherungssacte gemäß ablegen mußte, zugleich mit verpflichtet. Als der siebenjährige Krieg ausbrach und der Landgraf Wilhelm verschiedene Infanterieregimenter, wobei sich auch das hanauische Regiment befand, unter Anführung des Grafen von Jsenburg nach England sandte, erhielt er auf sein Gesuch die Erlaubniß, den Grafen auf seine Kosten als Adjutant begleiten zu dürfen. Im J. 1757 kam er mit diesen Truppen wieder nach Teutschland, wo sich die erwähnten Regimenter bei Bielefeld mit der allirten Armee vereinigten und der Graf von Götz that in diesem Feldzuge mit seiner Compagnie bei denselben Dienste. In der Nacht vor der Schlacht bei Hastenbeck mußte er vor dem Mittelpunkt der Armee eine Batterie errichten, wie er noch vor Anbruch des Tages zu Stande brachte, ungeachtet ihn der Feind daran durch einen fruchtlosen Versuch zu hindern suchte. Nach der Convention bei Kloster Seezen glaubte der Graf, daß die bisherigen kriegerischen Beschäftigungen nun ein Ende haben würden und beschloß deshalb, nach seinem Gute Stammheim in der Wetterau zu gehen, hatte auch dazu bereit von dem Markschalle von Nidelsien den nachgehenden Paß erhalten; da aber der Krieg im November erneuert wurde, begab er sich wieder zur allirten Armee, welche bei Belle unter dem Oberbefehle des Herzogs Ferdinand die Winterquartiere genommen hatte und bemog durch diesen Dienstheiser den Prinzen von Jsenburg, daß er sich den Grafen von Götz zum Adjutanten erbat, bei welchem Posten er dennoch beim Regimente, welches damals viel franke Capitaine hatte, so lange Dienste verrichtete, bis der Prinz zur Deckung der belsischen Länder ein besonderes Corps erhielt. Mit diesem wohnte er der blutigen Action bei Sangerhausen bei, in der die aus 12,000 Mann bestehende französische und dem Jsenburg'schen Corps sehr überlegene Krantgarde unter Anführung des Herzogs von Broglie das letztere zum Weichen brachte. Obgleich der Graf dabei am linken Knie verwundet wurde, blieb er dennoch bis zum Ende der Action gegenwärtig und be-

wies sich beim Rückzuge äußerst thätig. Seine Wunde war noch nicht geheilt, als er schon wieder gebraucht ward, die Vereinigung der herzoglichen und der prinziplichen Truppen bei Cassel zu befördern, welches aber der Generallieutenant von Chercot, dem der Prinz Souffle eine ansehnliche Verstärkung zugesandt hatte, verhinderte, worauf die Allirten beschlossen, über die Wetter zu gehen und das Kurfürstenthum Hanover zu decken. Allein auch dies Vorhaben machte der Prinz Souffle durch seine überlegene Macht unausführbar. Es folgte hierauf das Gefecht bei Lutberg, in welchem die Allirten genöthigt wurden, sich über Minden nach Einbeck zurückzuziehen. Hier blieb der Prinz von Jsenburg so lange stehen, bis der Herzog Ferdinand, welcher sich mit dem Obergräflichen Corps wieder vereinigt hatte, die Feinde zwang, Cassel zu verlassen und sich nach Warburg zurückzuziehen, worauf er sein Hauptquartier zu Fulda nahm. Um diese Zeit beschloß der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, seine in englischem Solde stehenden Husaren zu vermehren. Der Graf von Götz ward ihm als Major zur Errichtung einer Schwadron vorgeschlagen, welches er annahm und der Graf errichtete solche im Winter von 1758 bis 1759 in Bettenhausen. Sie war noch nicht vollständig, als er Befehl erhielt, Rast des kranken Oberlieutenants und Commandeurs dieser Husaren mit den diensttuenden hessischen Husaren und Jägern die linke Flanke des Corps, welches der Erbprinz von Braunschweig besetzte, zu decken und zugleich die Vereinigung desselben mit einem preussischen Corps zu befördern, welches über Langensala anrückte. Die kaiserlichen Truppen unter Anführung des Generals Bogdara waren an der Ausführung dieses Auftrags hinderlich, der Graf nahm aber mit den bei sich habenden 150 Husaren, welche von 100 Jägern unterthügt wurden, so kluge Maßregeln, daß er den Feind bei Vibra an einem Sonntage, da man so eben mit dem Gottesdienste beschäftigt war, überfiel und von den abgeseffenen Reiterregimentern Trautmannsdorf und Preßlau und dem Dragonerregimente Prinz Eugen von Savoyen viel Pferde tödtete und verwundete, zwei Standarten eroberte und mit einer großen Anzahl Gefangener wieder zurückkehrte. Hierauf mußte er auf Befehl nach Cassel kommen, um die völlige Instandsetzung der Schwadronen zu besorgen, welches aber nicht geschehen konnte, da der Herzog Ferdinand mit einem Theile der allirten Armee bis Bergen vorrückte, indessen die Franzosen Wiene machten, die Magazine bei Fulda wegzunehmen und wol gar bis Cassel vorzubringen, weshalb der Graf mit allen nur zusammenzubringenden Truppen dem französischen Generale Bever entgegengehen und den Transport des Magazins, welches nach der verlorenen Schlacht bei Bergen von großem Nutzen war, besorgen mußte. In Anfange des Feldzugs, im J. 1759, befehligte der Graf die Vorpösten unweit Weyern und gerieth täglich mit dem Feinde in kleine Gefechte. Er rettete hierauf die vom Feinde eingeschlossene Stadt Bechte, da der hanoverische Commandant eben im Begriffe stand, zu capituliren und half Donadrich wegnehen, wo die Feinde ein großes Magazin hatten. In der Schlacht

bei Minden commandirte der Graf von Götz die Avantgarde des Erbprinzen, ging nach erfolgtem Siege mit seinen Husaren zwischen Rinteln und Hameln über die Weser und verfolgte die feindliche Hauptarmee unter kühnsten Gefechten bis nach Cassel. Sodann half er die Belagerung von Münster, welche der Herzog Ferdinand dem Generale Imhof übertragen hatte, decken und deren Einnahme befördern. Als dies geschehen war, befohl ihm der Landgraf, nach Rinteln zu kommen und nach zwei Schwadronen Husaren zu errichten, die ihm im J. 1760 mit den zwei ersten Schwadronen als ein Regiment anvertraut wurden. Da der Landgraf zu Anfang septembers Jahres starb, übertrug dessen Nachfolger Landgraf Friedrich II. dem Grafen von Götz die Garde zu Götz mit Beibehaltung seiner Husaren zu errichten und der Erlaubniß, dem Festzuge fernher zu wohnen zu können. Da ihm aber in der Folge unerwartete Schwierigkeiten gemacht wurden, bei der Armee gegenwärtig sein zu können, verließ er die hiesigen Dienste, die nun nicht mehr seiner Neigung angemessen zu sein schienen, als Oberst. Die kriegerischen Bewegungen, welche nach dem Tode der russischen Kaiserin Elisabeth zwischen Rußland und Dänemark ausbrachen, bewogen den Grafen, als Oberst der Cavalerie in dänische Dienste zu treten und er wohnte im J. 1762 dem Festzuge unter dem Grafen von St. Germain bei. Außer der Wegnahme der der Stadt Lübeck gehörigen Stadt Travemünde fiel in demselben nichts Erhebliches vor und Peter's III. Tod machte dem Kriege ein Ende. Hierauf ging er mit königlicher Erlaubniß zur allicirten Armee, bei der ihn der Anführer, der Herzog Ferdinand, mit vieler Achtung aufnahm und verließ bei denselben bis zu dem im J. 1763 geschlossenen Frieden. Nach demselben gab ihm der Graf von St. Germain das versprochene Regiment, welches das sächsische in Dönsen garnisontirende Dragonerregiment war. Dies hatte er bis zum Tode Königs Friedrich V., nach welchem ihn die am dänischen Hofe ankündenden Intriguen, welche auf den Grafen von St. Germain, seinen speciellen Freund, einen nachtheiligen Einfluß hatten, nöthigten, den Abschied zu fordern und nachdem er solchen erhalten, sich auf seine Güter zu begeben. Im J. 1771 reiste er nach Potsdam, wo ihn König Friedrich II. als Oberst der Cavalerie in seine Dienste nahm und ihn seines gnädigen Zutrauens würdigte. Er ward vom Könige zweimal, erstlich bei der Vermählung des Großfürsten von Rußland mit der Prinzessin von Hessen-Darmstadt und zweitens bei Gelegenheit der Vermählung eben dieses Fürsten mit einer Prinzessin von Württemberg, als Gesandter nach Petersburg geschickt. Im J. 1777 im August ward er Generalmajor. Bei Entstehung des bairischen Erbfolgekrieges ward er vom Könige verschiedene Male in wichtigen Angelegenheiten gebraucht und während desselben besand er sich in dessen Gefolge. Im J. 1779 begleitete er den Kronprinzen (nachherigen König Friedrich Wilhelm II.) auf seiner Reise nach Petersburg. Im J. 1785 ward er nach Cassel gesandt, um den Landgrafen Friedrich II. zum Beitritt zum teutschen Fürstenbunde zu bewegen, welches er auch

glücklich bewerkstelligte. Bei seiner Rückkunft nach Potsdam fand er den großen Friedrich schon sehr schwach und ward von demselben noch im J. 1786 den 3. März zur Bestätigung seiner für den Grafen hegenden Gnade zum Generalleutnant der Cavalerie ernannt. Als der Monarch verstorben war, bezeugte der Graf Friedrich Wilhelm II. zuerst als König seine Ehrfurcht und ward von demselben als die verwitwete Königin nach Schenhausen gesandt, um derselben, sowie nachher der übrigen königlichen Familie zu Berlin, Nachricht von dem traurigen Vorfalle zu überbringen. Auf der Reise des neuen Königs zur Krönung nach Preußen und Schleßen hatte er die Ehre, dessen Begleiter zu sein und im königlichen Wagen zu sitzen. Im J. 1787 zu Anfang des Septembermonats erhielt er das von Panneroth'sche Cuirassierregiment, welches zu Ohlau in Schleßen seine Station quattierte hatte. Das Leben des Grafen und sein Bildniß von P. Haas in Kupfer gestochen befinden sich im berliner genealogisch-militairischen Taschenkalender für das Jahr 1788. Er vermählte sich im J. 1764 den 15. Juni zu Kopenhagen mit Louise Charlotte, einer Tochter des Grafen Eberhard Christoph von Knuth, königl. dänischen Conferenzrathes, Stiftsamtmannes von Seeland und Bornholm und des Elephantenordens Ritter, von dem ein Sohn und zwei Töchter geboren wurden *).

(Albert Freih. von Boineburg-Lengsfeld.)

GÖRTZ (Friedrich), teuffcher Theolog, am 8. Oct. 1757 zu Wollsenbüttel geboren, widmete sich, nachdem er auf dem teufflichen Gymnasium seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erhalten hatte, zu Helmstädt der Theologie und nahm nach der Beendigung seiner Studien im J. 1779 eine Hauslehrerstelle zu Wieglar an, wo er bei den damals obwaltenden Verhältnissen Gelegenheit hatte, sich für das feinere gesellschaftliche Leben auszubilden, was ihm später zum großen Vortheil gereichte. Im J. 1780 übernahm er die Erziehung der Söhne des Oberforstmeisters v. Schenk zu Hermannstein in der Wetterau und ward im J. 1785 als Pfarrer an der Kirche dieses den Grafen v. Schenk gebörenden Ortes angestellt. Zwar folgte er im J. 1794 einem Rufe als zweiter Prediger an der St. Egidienkirche zu Hannover, veranlaßt aber im J. 1800 auf den Wunsch seiner Zöglinge diese Stelle mit der Pfarrei zu Wehlbach in der Wetterau, wo er viele Jahre mit ebenso großem Eifer als Erfolge durch Lehre, Predigt, Beispiel, Einführung besserer Sitten und Theilnahme nützlicher Volksschriften aus eigenen Mitteln wirkte; auch gelang es ihm unter großen Hindernissen und Schwierigkeiten, den Neubau seiner verfallenen Kirche und die innere Anschauung derselben zu Stande zu bringen. Er starb im J. 1828 zu Wehlbach bei Friedberg während eines Besuches bei seinem daselbst wohnenden Sohne. Außer seinen in theologischen Zeitschriften zerstreuten gediegenen Aufsätzen und einer Gelegenheitschrift bei der Einweihung der neuen Kirche zu Wehlbach (Friedberg 1817. 8.) sind hier noch beson-

*) Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preussischen Diensten berühmt gemacht haben. 2. Th. S. 19.

ders seine „Predigten über drei der wichtigsten Gegenstände der Religion“ (Weipol 1794. 8.) zu erwähnen *). (Ph. H. Kütz.)

GÖRTZ (Johann Friedrich), geb. zu Tadmum am 17. Febr. 1756, studierte Medicin in Vitebau, in Berlin und zuletzt in Göttingen unter Richter, wo er auch 1783 promovierte. Er practicirte dann in Vitebau bis zu seinem am 17. März 1808 erfolgten Tode. Görtz hat in Richter's Chirurgischer Bibliothek und in Hufeland's Journal zwei Aufsätze geliefert; er verdient aber besonders Erwähnung wegen seiner Inauguraldissertation (Diss. medico-chirurgica, in qua novum ad ligaturam poly-porum uteri instrumentum proponit et describit. Götting. 1783.), worin er ein neues Instrument zur Unterbindung von Gebärmutterpolypen beschreibt, welches dann auch in Richter's Chirurgischer Bibliothek abgebildet wurde. (Fr. Wilt. Theilo.)

GÖRTZENTHALER ist eine Bezeichnung in der Numismatik, unter welcher man drei ganz verschiedene Arten von schwedischen Münzen versteht, deren erster eigentlich zukommt. Die zweite ist nur durch ein Missverständnis so benannt worden und die dritte führt den Namen im weitern Sinne nach ihrem Urheber. — I. Görtzenthaler, den Einige noch mit zu der Suite Nr. 3 rechnen, ist der wahrscheinlich erst nach der Hinrichtung des Ministers Georg Heinrich Freiherrn von Schlip genannt von Görtz geschlagene Thaler, der aus dem Avers seinen Kopf zeigt; unter dem Arme steht: A. Aet. 66. Umschrift: Georg. Heinr. Baro de Goertz. Revers: 1 Daler S. M. de A. Incl. 1719. Darüber: A. D. Umschrift: Caret Lege Necessitas. Diese Münze ist so selten, daß lange an ihrem Vorhandensein gezweifelt worden ist; vgl. Schlichtegroll, Annalen der Numismatik. 2. Th. S. 47. Tafel 9. — II. Görtzenthaler oder Görtzischer Thaler heißt ferner ganz uneigentlich der nur fälschlich dafür gehaltene Thaler Königs Karl XII. von Schweden vom Jahre 1718. Auf der Hauptseite ist das gutgetroffene geharnischte Brustbild des Königs nach links sehend, dargestellt mit einem Mantel im Haltemuffe über die Schultern geschlagen, ohne Kopbedeckung. Die Umschrift lautet: CAROLVS XII. D. G. REX SVECLÆ. Die Reverso enthält das mit einer geschlossenen Krone bedeckte schwedische Wappen, zu beiden Seiten gekrönte zurückstehende Löwen als Schildhalter. Das Wappen steht auf einem arabischenartigen Aufsätze und seine vier Felder umgeben das pfälz-weißenbrändische Wappen als Mittelstück. Die Ueberschrift ist schwedisch und heißt: *Måd. Gud. Hjälp*. Im Wächstein stehen die Anfangsbuchstaben des Namens vom Münzmeister L. C. und die Jahreszahl 1718. Der erste Geradenmann für die, wie man sehen wird, ganz ungegründete Behauptung, daß Görtz sein Wappen in Form eines Sternes auf dem landröberlichen Wappen eingeschmuggelt haben soll, um damit seinem Hochmuth zu fröhnen, scheint Joh. Christ. Rundmann (Nummi singulares

p. 56) zu sein, der hinzufügt, daß in der Münze zu Stockholm für jeden solchen Görtzenthaler zwei Specie-thaler gegeben würden, um sie einzulösen und das Andenken an Görtz zu tilgen. Rundmann a. a. O. bezieht sich auf ähnliche besaunte Beispiele und stellt mit dem schwedischen Minister Freiherrn Georg Heinrich von Schlip-Görtz den ehemaligen dänischen Großkanzler Peter Graf von Greiffenfeld und den sächsischen Grafen von Beudling zusammen. Darin folgte ihm in der ersten Ausgabe von 1725 Ellenthal (Auerstedt'sches Thalerkabinett S. 22. Nr. 95) und vindicirt den Stern im pfälz-weißenbrändischen Mittelstücke ebenfalls dem Baron von Görtz, bezieht sich aber in einer andern Ausgabe seines Werkes von 1735 S. 45. Nr. 141 auf den genannten Rundmann und Jacobo (Sammlung merkwürdiger und rarer Thaler S. 41. Nr. 142) führt wieder den Ellenthal als seine Quelle an. Dagegen weist Joh. Dav. Köbber (Münzdelustigungen. 17. Th. Bd. 38 vom 22. Sept. 1745 S. 297 ff.) nach, daß Beide mit dieser Nachricht angeführt sind und wird dabei von neuen Untersuchungen unterstützt. Die Sache läßt sich kurz zusammenfassen, wenn man im Auge behält, um was es sich dabei im Grunde handelt. Der incriminirte Stern befindet sich gar nicht in dem Wappen derer von Schlip-Görtz. Diese uralt, sowohl zur rheinischen als auch zur fränkischen reichsfreien und unmittelbaren Ritterchaft gehörige, mit dem Erbmarckshallamte des fürstlichen Stilles Fudra besetzte Familie fährt im silbernen Felde zwei oben dreimal ausgebreitete links schräglaufende schwarze Streifen und ebenso ist auch der auf dem gekrönten Helme stehende offene Flug bezeichnet; s. Humbracht, Herde Teutischlands u. s. w. S. 236. Weigel, Nürnberg. großes Wappenbuch 1. Th. Tafel 142 und Spener (Op. herald. p. general. cap. V. sect. I. membr. 1. S. LXXXV. p. 164) beschreibt das Wappen der Schlip-Görtz: „ex superiori parte tantum pinnati sunt duo balthei nigri in clypeo argenteo familiae Schlitz dictae Goertz. Galeae coronatae impositum jugum expansum alarum, deferentium scuti baltheos.“ Einen Ordeusstern bedeutet die Figur nicht, auch war der Minister Görtz ein viel zu fluger Mann, um diese Thorheit zu begehen und endlich kommt dieses Ordeum, welches man gewis nicht unbeachtet gelassen haben würde, nicht entfernt unter den Anklagepunkten vor, die man gegen ihn in großer Anzahl erhob. Christian Reuelblatt (praes.) Baro de Stael-Holstein (resp.) Commentatio de jure circa rem nummaria in Suecia. (Gryphiswald. 1733.) und Joh. Abre (praes.) Ewald. Ziervogel (resp.) Diss. de re nummaria ejusque in historia Sueo-Gothica usu (Upsal. 1745.) Schweigen ganz von diesem damals gewis noch mehr als jetzt wichtig und jedenfalls bekannten Umstande einer Einschränkung von Privat in das Königswoappen. Zudem kommt der fragliche Stern bereits auf Thalern des Königs Karl Gustav vom Jahre 1654 und 1660 vor, desgleichen auf Thalern des Königs Karl XI. vom Jahre 1676; s. Brenner, Thesaur. numm. Sueo-Gothic. p. 207. 209 u. 231. Nicht minder gibt es selbst von König Karl XII.

*) Ph. O. Scriba, Erster der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen. 2. Bd. S. 258 fg.

Thaler von dem Jahre 1718, die alle diesen Stern an der genannten Stelle haben. Derselbe bedeutet vielmehr das Herzogthum Cleve und ist daraus hervorgegangen. Es führt im rothen Felde acht goldene, in Form eines gemeinen und eines Andreaskreuzes aus einem silbernen Schilde den entspringende Lilienstäbe. *Spener l. c. p. spec. libr. I. cap. 95. §. XII. p. 544* sagt: „Qui poet Christianum solum concedit Carolus Gustavus rex gloriosissimus ejusque filius, qui nunc sceptrum gerit, loco hujus scutuli Wasarum substituerunt Palatinam peltam quadripartitam ex Bavario, Juliacensi, Clivio et Montensi symbolo, cujus quadraturae media incumbit Palatino leone insignis parmaula.“ Wie die zweibrändische Linie der Pfalzgrafen bei Rhein darauf, die Wappen der Herzogthümer Jülich, Cleve und Berg anzunehmen, erhellet ferner aus *Spener l. c. lib. III. cap. 27. §. XXVIII. p. 676*. Das Dannebrogkreuz auf dem Thaler des Grafen von Brichlingen muß den genannten Runden, Lilienstahl und Jacobs aus den Gedanken gebracht haben, daß der Baron von Schütz-Görz den Stern des preussischen schwarzen Adelsordens, den er besaß, auf dem Wappen seines Fürsten als sein eigenes Symbol anzubringen versuchte. Dieser Irrthum ist nun in das volle Licht gestellt und es bleibt bloß noch übrig, in Kürze von der dritten Art zu sprechen, die man oft als sogenannte Görtzenthaler bezeichnet und mit mehr Recht als diese. — III. In den Jahren 1715—1719 ließ der damals allmächtige Günstling und Minister des Königs Karl XII. von Schweden, Georg Heinrich Freiherr von Schütz genannt Görz, auf seinen vom Könige genehmigten Vorschlag das ganze bis dahin bestehende Münzwesen in Schweden ändern, um dem Schätze die Geldmittel des Landes zuzuführen. Bis dahin hatte es drei Arten Münzen dafelbst gegeben: 1) Reichs- oder Speciehalter, 2) Silber- und 3) Kupferhalter. Der erste enthielt 2 Silber- oder 6 Kupferhalter. Sonst waren Kupferplatten im Umlauf gewesen, deren eine, im Gewicht von 6 Pfund, einen Reichs- oder sechs Kupferhalter gegolten hatte. Indessen verloren sie allmählig an Gewicht, denn eine solche Kupferplatte von König Karl XI. aus dem Jahre 1683, worauf zwei Thaler Silbermünzen steht, wiegt nur 5 Pfund, und eine dergleichen von demselben Könige aus dem Jahre 1682, mit der Bezeichnung ein Thaler, wiegt bloß 2½ Pfund. Schon im Jahre 1715 unter König Karl XII. bezogen viele Kupferplatten, die nur ½ Pfund wiegen, den immer mehr einbrechenden Geldmangel. Endlich kamen nach einem Edicte vom 1715, welches alle andern Münzsorten außer Cours setzte, die kleinen Görtzischen Kupfermünzen auf, deren jede im Werthe einen Thaler Silbermünze gelten sollte, obgleich ihr wahrer Werth nur der Pfennige betrug¹⁾. Dergleichen Thaler wurden von 1715—1719 18 Millionen geschlagen und zwar mit zehn verschiedenen Stempeln. Der Münzmeister, der sie lieferte, hieß Nourer. Es mag hier eine kurze Beschreibung folgen. Nr. 1. Eine ge-

schlossene königliche Krone, darunter die Jahrszahl 1715. Auf der andern Seite: I. DALER. S. M. — Nr. 2. Eine sitzende Frauengestalt mit unbekanntem Haupte, in der Rechten ein Kraut in die Höhe haltend und in der Linken eine Lanze führend, mit der sie sich zugleich auf einem Schilde stützt, der drei Kronen zeigt. Die Umschrift heißt: FIDE. PVBLICA. In dem Abschnitte die Jahrszahl 1716. Die andere Seite wie oben I. DALER. S. M.). — Nr. 3. Ein Krieger in römischer Rüstung mit einem Helme aus dem Kopfe, ein bloßes Schwert in der rechten Hand und einen Schild mit drei Kronen am linken Arme. Die Umschrift: WETT OCH WAPEN, d. h. Witz und Wappen. Im Abschnitte die Jahrszahl 1717. Auf der andern Seite: I. DALEK. S. M., angebracht auf einem Schilde, den Wappensteinen, Hüllhörnern umgeben und den ein dahinterstehender, nach Rechts gelehrter Löwe hält. — Nr. 4. Ein Greis mit einem Rinde und einer Sense in der Hand. Die Umschrift: SATVRNVS., im Abschnitte die Jahrszahl 1718. Auf der andern Seite wie oben die Werthangabe in einem ovalen, von Blumenarabesken umgebenen Schilde. — Nr. 5. Ein Mann mit dem Wappsteinen und Donnerkeile in der erhobenen rechten Hand, einen Adler rechts zu seinen Füßen. Darüber steht: IVPITER, und im Abschnitte 1718. Auf der andern Seite der Werth in einem runden, von Vorbeeren mit den dazwischen geflochtenen drei Kronen umschlossenen Schilde. — Nr. 6. Ein römischer Krieger mit einem Speere in der Rechten, einem Schilde in der Linken und einem Helme auf dem Haupte. Die Umschrift: MARS, und im Abschnitte 1718. Die Werthangabe auf der andern Seite in einem von Arabesken umgebenen Schilde mit der Krone darüber. — Nr. 7. Ein römischer Krieger mit einem Vorderbrust auf dem bloßen Haupte, in der Rechten einen Sonnenstab und in der Linken einen Vorderperg hieltend. Rings um die ganze Figur ein Strahlenkranz, die Umschrift: PHOEBVS., im Abschnitte 1718. Die Rückseite enthält: I. DALER. S. M. in einem Schilde, ähnlich wie bei dem vorigen Stücke. — Nr. 8. Ein Riter mit dem geflügelten Helme, dem geflügelten Schlangenhute (caduceus) in der Rechten und mit Flügeln an den Füßen. Die Umschrift: MERCVRIVS. Im Abschnitte 1718. Die Rückseite wie vorher. — Nr. 9. Ein römischer Krieger mit erhobener Schwerte in der Rechten, einem Epheus in der Linken, neben einem Löwen einherstehend. Die schwedische Umschrift: FLINK OCH FARDIG., d. h. behend und fertig. Darunter im Abschnitte 1718. Auf der andern Seite I. DALER. S. M. in einer Einfassung mit Hüllhörnern zu beiden Seiten und darunter Trophäen. — Nr. 10. Eine weibliche Figur in flüchtiger Gestalt, die Hände ringend, zu ihren Füßen ein Adler und die schwedische Umschrift: Hoppet., d. h. hoppet. Im Abschnitte 1719. Auf der Rückseite I. DALER. S. M. in einer arabeskenartigen Einfassung. Die Prägung

1) Diese Münze ist beinahe so dick als die andern und wurde deshalb von den Schweden bloß als Jungfrau, die viele Münzen, genannt. 2) Dieser schmale Thaler war oben erst geschlagen worden.

1) Es war nur der 416. Theil eines alten Kupferhalbers.

dieser Münzen bildete einen Hauptpunkt der Anklage gegen den beim Tode des Königs gestürzten Minister, der laut Urtheil vom 11. März 1719 enthauptet wurde. Eine kleine Kupfermünze mit dem Brustbilde des Königs und seinem Titel: CAROL. XII. D. G. REX. SVEC. und auf der Rückseite mit dem Verse:

SEYD WOLGEMVNT VND TRAVRET NICHT.

WER WEIS WAS NOCH GAB BALD GESCHICHT.

mit der Jahrszahl 1716 und mit den Worten im Abschnitte: Tempus revelat omnia. hat mit den Görgensthalen Nichts zu thun, ist vielmehr blos ein Zepton, jama! da ihr jede Angabe des Werthes fehlt. Vollständige Abbildungen aller zehn Arten dieser Rothmünzen findet man bei Köhler a. a. D. 6. Th. S. 233 fg.). Ueber den Minister und sein endliches Schicksal vergl. *De la Motraye, Voyages*. Tom. II. cap. 18. p. 404. cap. 19. p. 415. Append. no. III. p. 31. no. IV. p. 55 und *Voltaire, Vie de Charles XII. Lib. VIII.*

(Dr. F. L. Böttig.)

GÖRWITZ (Friedrich), geb. am 25. Sept. 1781 in Sontheim vor der Rhön, mo sein Vater Johann Friedrich Görwig, späterhin Superintendent, damals Pfarrer war. Ihm, einem gelehrten und vielseitig gebildeten Manne, verdankte Görwig den ersten Unterricht. In seinem 14. Jahre (1795) ward Görwig Jüngling der Schule zu Schleis. Der Rektor Walsh gewann dort einen entscheidenden Einfluß auf seine Bildung. Im J. 1800 bezog er die Universität Jena. Griebach, Paulus, Nießhämmer, Jagen und Schelling waren dort seine Hauptführer im Gebiete der Theologie und Philosophie. Neben den alten Sprachen beschäftigte er sich auch mit den neuern, mit der französischen, englischen und italienischen. Eine besondere Gewandtheit erlangte er in der englischen Sprache. Als britischen Klassiker machte er in Ruhestunden zu einem ersten Studium. Nach wohlbehaltenem Candidatencurriculum verdankte er Griebach's Empfehlung eine Hauslehrerstelle auf der Insel Rügen. Dort machte er Kosegarten's näherer Bekanntschaft, der ihm manche Beweise seines Wohlwollens gab. Unvergessliche Stunden verlebte er in dem Umgange mit dem neusseligen Dichter, der zu Allenstien auf der Halbinsel Wittow ein Pfarramt bekleidete. Desirte Spaziergänge führten ihn durch die romanischen Umgebungen von Jasmund. Die berühmten Uferpredigten des Dichters hatte Görwig oft mit angehört und auch selbst in jugendlicher Begeisterung am Ufer des Meeres gepredigt, wie es dort zu gewissen Zeiten Sitte war. In dem Bode Sigard machte Görwig die persönliche Bekannt-

schaft zweier ausgezeichneten Männer, Schiermacher's und Ernst Moriz Arndt's.

Nicht ohne schmerzliche Empfindungen verließ Görwig die Insel Rügen, wo er so manche gemüthliche Stunden verlebte hatte. Seines Vaters Tod rief ihn zu seiner Mutter zurück, die in Nöheim wohnte. Dort erhielt er schon nach 14 Tagen eine Beförderung am dem Institute des Forsthauses Gotta in Jülich. Ihm ward dort der Unterricht in der französischen, englischen und italienischen Sprache übertragen. Das Görwig sich schon früh gründliche Kenntnisse in den neuern Sprachen erworben hatte, ist bereits erwähnt worden. Sein Amt harmonisirte in jeder Hinsicht mit seinen Fähigkeiten und Neigungen. In dieser Zeit (1810) erlangte er von der philosophischen Facultät zu Jena die Doctorwürde. Der Aufenthalt in dem Hause des Forsthauses Gotta und der Umgang mit gebildeten Jünglingen blieb ihm unvergesslich. Oft nannte er in spätern Jahren diese Periode die glücklichste seines Lebens.

Nach im J. 1810 ward Görwig Pfarrer zu Alpersdorf gemorden. Er verheirathete sich mit einer Tochter des dortigen Rittergutsbesizers Bohne. Viel beschäftigte sich Görwig damals, bei treuer Erfüllung seiner Amtspflichten, mit literarischen Arbeiten, von denen er auch einige veröffentlichte. Sein poetisches Talent erregte die Aufmerksamkeit des weimarschen Ministers von Voigt, der nicht unterließ, ihn Goethe und Wieland persönlich vorzustellen. Besonders wohlwollend ward er von Wieland aufgenommen und dadurch zu öfteren Besuchen des Dichters veranlaßt, mit dem er bis zu dessen Tode in den freundschaftlichen Verhältnissen blieb. Im J. 1828 wählte ihn die jenaische Akademie zum Oberpfarrer in Apolda, womit die Stelle eines großherzogl. sachsen-weimarschen Superintendents verbunden war. Dort verheirathete er sich nach dem Tode seiner Gattin mit einer Tochter des Kammerathes Strinbrück in Weimar. Seine Wirksamkeit in Apolda war in vielfacher Hinsicht segensreich. Zum Theil durch seine Bemühungen wurden dort zwei neue Schulgebäude errichtet, ein zweiter Mädchenschule angeheftet und außerdem noch manche gute und gemeinnützige Zwecke gefördert. Auf der Kanzel besaß Görwig in hohem Grade die Gabe des oratorischen Vortrags. Eigentliche Tiefe und Gründlichkeit ging seinen homiletischen Arbeiten ab. Wer ihm sonst in jeder Hinsicht die aufrichtigste Verehrung zollte, konnte dies nicht leugnen. Aber er besaß doch die Kunst, namentlich in seinen Casualpredigten, den rechten Punkt zu treffen und durch seine Gemüthlichkeit in den Herzen seiner Zuhörer eine sanfte Nährung zu erwecken. In seinen amtlichen Verhältnissen ließ er keine Gelegenheit unbenutzt, sich mit den verbundenen Geistlichen und Schullehrern über das, was für nützlich und zweckmäßig erachtet, auszusprechen. Von sich selbst und seinen Kenntnissen hatte er eine geringe Meinung. Nie ließ er Hochmuth oder Anmaßung bilden. Wie er von seiner Gemeinde geliebt und von den Geistlichen und Schullehrern der Exhortie geschätzt ward, davon gab die Feier seines

den, als man Görg den Proceß machte, und ich gar nicht in Auslauf gekommen, daher viel seltsamer als die andern.

4) Bergl. Nordberg, Leben Karl's XII. 2. Bd. S. 567 und 568. Der Verfasser sucht das Verfahren zu beschönigen und nennt diese Görgischen Rothbaler kleine Münzzeichen, die (a. a. D. S. 573) abgethan worden wären. Sie sind aber nie eingelöst worden, und außer der allgemeinen Störung des Handels, sowie der großen Theuerung der Lebensmittel, die sie verursachten, warf das Volk ihrem Urheber namentlich die darauf abgebildeten Hugen vor.

X. Urschl. d. B. u. R. Erste Section. XLII.

25jährigen Amts jubiläum im J. 1840 einen glänzenden Beweis. Seine Bescheidenheit ließ ihn in dieser Feier eine Auszeichnung erbliden, die nicht ihm, sondern seinem Stande gelte. Und doch war es seine liebenswerthe Persönlichkeit, die ihm alle Herzen gewann. Dadurch empfahl er sich auch in geselligen Kreisen, die er oft durch seinen Humor erheiterte. Auch als Familienvater zeigte er sich von einer achtenswerthen Seite und sein Frohsinn schwand nicht gänzlich unter ungünstigen häuslichen Verhältnissen, besonders in den letzten Jahren seines Lebens. Ein Versuch, seine wankende Gesundheit durch den Gebrauch der Kaltwasserbäder in Almenau herzustellen, blieb fruchtlos. Ein Schlagfluß endete sein Leben am 27. Sept. 1846 im 65. Jahre. Auf eine bedeutungsvolle Weise hatte er zwei Tage vor seinem Tode mit einer Predigt, „über den Zusammenhang beider Welten“ seine amtliche Wirksamkeit geschlossen.

Zu eine frühe Zeit seines Lebens fallen seine literarischen Arbeiten. Während seines siebenjährigen Aufenthaltes auf der Insel Rügen, wo er sich besonders, durch Kosegarten angeregt, mit der englischen Literatur beschäftigte, trat er mit einer metrischen Uebersetzung von Addison's Cato hervor. Dies Trauerspiel, das er Kosegarten gewidmet hatte, erschien im J. 1808 zu Berlin. Aus dem Englischen übersehte er auch Thomson's Tragödie Agamemnon. (Erfurt 1815. 8.) Später erschienen von ihm noch Predigten über das Evangelium, zum Gebrauch in den Kirchen des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Weimach, die seitigen Berichte vom ersten Sonntage des Advents bis zum zweiten Oftertage 1825, nebst einigen Casualpredigten. (Jena 1825. gr. 8.) Antheil hatte Görwig an Klein's und Schöler's Oppositionsschrift für Christenthum und Gottesgelehrtheit *).

(Heinrich Döring.)

GOES 1) oder ter Goes, besetzte Stadt in der niederländischen Provinz Seeland, auf der Insel Zuidbeveland, welche davon auch selbst oft das Land van ter Goes genannt wird. Diese Insel, die größte und angenehmste unter den seeländischen Inseln, hat früher bis in die Osterscheide gereicht, im J. 1532 ist aber der östliche Theil durch eine hohe Sturmfluth überfluthet und nachher nicht wieder eingebebt worden. Auf diesem in alten Karten das „verdorrenen Zuid-Beveland“ genannten Theile hat die Stadt Romerdwalen gestanden, in welcher sich noch nach der Ueberschwemmung König Philipp II. im J. 1549 als Graf von Seeland hat huldigen lassen. Diese Stadt ist aber im J. 1574 von den Spaniern eingeschloßen und dann vom Wasser nach und nach weggespült worden. Die Stadt Ter Goes nun liegt unter 21° 35' 35" d. r., 51° 30' 15" nördl. Br. in der nördlichsten Gegend der Insel nicht weit von der Schenke, einem Arme der Osterscheide, hat gegen 5000 Einwohner, einen Hafen, Salzfiederei, Leinwanderei und treibt Handel mit Salz, Getreide und Hopfen.

2) Heden in der portugiesischen Provinz Beira, am Fluße Tejo, mit 1500 Einwohnern.

3) Dorf im flेमरmarkischen Kreise Brud, auf einer Insel in der Rühr, mit einem Schlosse, der Domkirche und Residenz des Bischofs von Eobben.

(H. E. Höseler.)

GOES, gräfliches Geschlecht in Oesterreich, dessen Stammvater aber in Portugal waren; mehrere Zweige desselben haben sich auch in den Colonien, namentlich auf den Azoren, niedergelassen. Zu dieser Familie gehört der berühmte Reisende Benedict (Bento) de Goes (s. den folgenden Artikel) und der Historiker Damian de Goes (s. den nachfolgenden Artikel). Damian, dessen Bruder Fructo de Goes bei K. Emanuel Kammerjunker gewesen war, erzeugte in der Ehe mit Johanna von Hargen aus dem Haag den Sohn Emanuel, der mit Anna Franziska Duval verheirathet der Vater geworden ist von Franz, Gemahlin Anna Regina von der Horst. Seine Söhne, Anton und Johann Bapt. wurden am 1. Jan. 1638 von Kaiser Ferdinand III. in den Freiherrenstand erhoben. Johann Bapt., geboren im J. 1611 im Dorfe Terna bei Brüssel, war unter Ferdinand III. kaiserlicher geheimer Staatssecretair und Reichshofrath, verrichtete Legationen in Spanien, England und bei der Pforte, verhandelte auch nach dem Siege bei St. Gotthard, 1664, mit den türkischen Abgesandten den Frieden oder vielmehr den Waffenstillstand auf 24 Jahre. In dem Alter von ungefähr 50 Jahren zum Bisthof geweiht, erhielt er von dem Kaiser das Bisthum Gurk in Kärnten, 1675, von dem Erzbischofe von Salzburg, als dem Metropolit, die Bestätigung und die bischofliche Weihe den 16. Jan. 1676, worauf er am 25. Jan. die Regierung des bischoflichen Sprengels antrat. Für den Friedensschluß zu Nimwegen, 1678, war er erster kaiserlicher bevollmächtigter Minister. Zuletzt kaiserlicher Vorkämmerer und bevollmächtigter Minister zu Rom wurde er von Papst Innocenz XII. zum Cardinalpriester erhebt. Im J. 1680 hielt er eine merkwürdige Synode zu Strassburg, der dem Bisthume zugehörigen Stadt in Unterkärnten, wie er denn überhaupt für die Seelsorge treffliche Einrichtungen in seinem Sprengel durchführte, viele fromme Stiftungen aus eigenen Mitteln machte und die bischofliche Residenz, das Schloß zu Strassburg, vollständig restaurierte. Außerdem hat er durch den Ankauf bedeutender Güter in Kärnten seinem Geschlechte dauerhafte Eide verschafft, daher er nicht mit Unrecht familiae sidus et columen genannt wird. Er starb zu Rom den 19. Oct. 1696 an den Folgen eines Schlagflusses und wurde daselbst in der Capucinerkirche S. Maria della S. Conceptione beerdigt. Des Cardinals Bruder, Anton, auf Karlsberg und Mosburg in Kärnten, wurde in der Ehe mit Maria von Milweden Vater von drei Kindern. Den einzigen Sohn, Johann Peter, hat der Cardinal adoptirt und zu seinem Universalerben ernannt, so daß er demnach Karlsberg, Mosburg, Ebenthal, Gräbich, Erisfelden, Raynau, Pfannhofen, Grödenegg, Nach, Gurtnig u. besaß. K. l. und k. österr. spanischer Kammerer, Reichshofrath im J.

*) Siehe den Auen Redelag der Deutschen. Jahrg. XXIV. 2. H. S. 643 fg. * Rusel's Ged. Deutschland. 17. Bd. S. 742. 22. Bd. Abth. 2. S. 398 fg.

1686, wurde er mit seiner gesammten Descendenz von Kaiser Leopold I. den 2. Aug. 1693 in den Reichsgrafenstand erhoben. In dem Laufe des nämlichen Jahres wurde ihm der Gesandtschaftsposten zu Rom übertragen, wo er mehrere Jahre zubrachte, auch am 14. Oct. 1693 sich mit der Gräfin Maria Anna von Einsiedorf vermählte. Gesandter in Holland, 1698, wirklicher Geheimrath und im J. 1713 erster bevollmächtigter Minister bei dem Friedenscongresse zu Baden und Rastatt, endlich Landeshauptmann und Burggraf in Kärnthen, ist er dort den 13. März 1716 verstorben. Seiner Kinder waren vier, darunter ein Sohn. Dieser, Graf Johann Anton, Freiherr aus Karlsberg und Rosburg, Herr der Herrschaften Ebenthal, Gräbisch, Greisenfeld, Kapenegg, Pfannhofen, Gräbenegg, Bach, Gurtnig, Niederndorf, Liebenfeld und Hohenstein in Kärnthen, Neubau und Pellenndorf in Niederösterreich, wurde nach dem Anlaufe von Pellenndorf am 26. Jan. 1718 von der niederösterreichischen Landtschaft in die Zahl der neuen Herrenstandesgeschlechter aufgenommen und war damals k. k. Kämmerer und niederösterreichischer Regierungsrath, so dann im J. 1739 Landeshauptmann in Kärnthen, k. k. wirklicher Geheimrath und wurde den 31. Juli 1743 zum Administrationspräsidenten in den eroberten turkbaierischen Landen und zum Statthalter in der Oberpfalz ernannt. Er starb im J. 1748, ohne Kinder aus seiner zweiten Ehe mit Franziska von Rupp, die als Witwe Pellenndorf und Neubau verkaufte. Aus seiner ersten Ehe mit der Gräfin Maria von Thüheim, vermählt den 26. Jan. 1720, kamen zwei Söhne und fünf Töchter. Der älteste Sohn, Graf Johann Egidius Rudolf Graf von Goes, der außer den genannten Herrschaften auch noch Weinigstein und Seebühel in Kärnthen besaß, wurde den 11. Jan. 1747 wirklicher Reichshofrath, im J. 1750 Gesandter in Schweden, wo er bis zu Ende des Jahres 1753 stand, am 23. März 1762 Apo oder Oberhofmeister der Erzherzoge Ferdinand und Maximilian und zugleich wirklicher Geheimrath. Seine Gemahlin, seit dem 11. Mai 1772, des Fürsten Joseph Adam Johann Nepomucenus von Schwarzenberg Tochter, starb den 21. Jan. 1788 ohne Nachkommenschaft. Er selbst, geb. den 1. Aug. 1723, starb den 15. Juli 1796. Sein Bruder, Graf Johann Karl Anton, geb. den 18. Aug. 1728, war k. k. Kämmerer und Generalmajor, auch Hauptmann der großherzoglichen Leibgarde zu Florenz, resignirte aber diese Stelle, nachdem er des Bruders Nachfolger in dem kärnthenschen Fideicommiss geworden war und starb den 11. Mai 1798. Aus seiner Ehe mit der Gräfin Maria Anna von Christallburg, vermählt den 24. Aug. 1741, geb. den 9. Mai 1809, kamen die Söhne Johann Peter, geb. zu Florenz den 8. Fbr. 1774, Karl, geb. den 16. Sept. 1776 und Rudolf Maria, geb. den 27. Oct. 1777. Johann Peter, k. k. Kämmerer, Geheimrath, des Erzherzogs Franz Karl Oberhofmeister, niederösterreichischer Landmarschall, Präses der niederösterreichischen Erbsteuercommission und der Steuerregulirungscommission, Ehrenmitglied der Akademien der bildenden Künste in Wien und Venedig, Obercurator

der österreichischen Sparcasse und Präsident der Landwirthschaftsgesellschaft zu Wien, Erbkaiserkabelmeister in Kärnthen, Herr der Herrschaften Karlsberg, Rosburg, Ebenthal, Treffen, Galled, Bach, Pfannhofen, Gurtnig, Kapeneck, Kreutz, ist den 11. Juli 1846 gestorben, aus seiner Ehe mit der Gräfin Isabella von Thüheim den Sohn Anton hinterlassend. Dieser, geb. den 4. Aug. 1816, ist der heutige Fideicommissinhaber, mit der Gräfin Theresia von Witzel verheirathet und Vater von zwei Kindern. Von seinen Vätern ist Karl, k. k. Kämmerer und Subernialrath zu Grätz, Besitzer der Secundogenitur-Güter Gradenegg und Gräbisch in Kärnthen, den 7. Juni 1843 mit Tode abgegangen. Aus seiner Ehe mit der Gräfin Karoline Kaplaner von Kapfenheim kamen drei Kinder. Der einzige Sohn, Graf Peter Karl, geb. den 17. Dec. 1807, starb den 26. Febr. 1852. Vermählt den 5. April 1845 mit der Gräfin Maria von Welfersheim hinterließ er zwei Söhne, deren älterer Jeno Vincenz, geb. den 26. Oct. 1848, unter mütterlicher Vormundschaft die Güter der Secundogenitur besitz. Der dritte von des Grafen Johann Karl Anton Söhnen, Rudolf Maria, Kaffee- und nachmalig Rast bei dem Oberbergamte zu Klagenfurt, starb im October 1852. Es leben von ihm zwei Söhne, Albert, den 9. Juni 1812 und August, den 27. Sept. 1813 geboren.

(v. Stramberg.)

GOES (Bento de), portugiesischer Jesuit und Reisender, im J. 1562 auf San Miguel, einer der azorischen Inseln, geboren, widmete sich in früher Jugend dem Kriegshandwerke und ging nach Indien, wo er zu Goa und in andern von den Portugiesen besetzten Städten diente, aber ein so abenteuerliches und ausschweifendes Leben führte, daß er dadurch sogar bei seinen Vorgesetzten, deren Betragen, wie man aus den Berichten jener Zeit weiß, Nichts weniger als musterhaft war, großes Aergerniß erregte. Als er jedoch eines Tages zu Travancore zufällig eine Kirche besuchte, ergriff ihn eine solche Reue über das böse Beispiel, welches er selbst gegeben hatte, daß er nicht nur seine Lebensweise gänzlich änderte, sondern auch aus dem Soldatenstande schied und in seinem 26. Jahre (1588) in den Jesuitenorden trat, ohne jedoch die Priesterweihe anzunehmen, obgleich seine Vorgesetzten wiederholt in ihn drangen, dies zu thun. Nachdem er sich durch eifriges Studium die nöthigen Kenntnisse erworben hatte, ging er als Laienbruder nach der Jesuitenstation zu Labore, der Sommerresidenz des Großmoguls Akbar und späteren Hauptstadt der Ciskis und wußte sich daselbst die Achtung und das Vertrauen Akbars in so hohem Grade zu erwerben, daß dieser ihn einer auf seinen Befehl an den Vicerönig von Indien abgehenden Gesandtschaft als Begleiter und Rathgeber beigestellte. Während seines Aufenthaltes zu Goa war Nicolas Pimenta, der Bischof der Jesuiten in Indien, gerade damit beschäftigt, die Frage, ob die Reiche Katay und China dasselbe Land seien, zur Entscheidung zu bringen. Der Jesuit Matteo Ricci, welcher sich zu Beijing aufhielt, hatte nämlich in Briefen an die Jesuiten zu Goa diese Behauptung aufgestellt, während die

zu Lahore wohnenden Jesuiten¹⁾ das Gegentheil annahmen und nach Berichten Muhammedanischer Kaufleute Katay als ein anderes und zwar als ein sehr schönes und fruchtbares Land schilderten, dessen Bewohner größtentheils Christen seien, deren Religion aber immer mehr durch die unter ihnen wohnenden Muhammedaner verunstaltet würde. Deshalb die Vermuthung nahe lag, daß die Muhammedaner entweder absichtlich Unwahrheiten berichteten oder sich durch die scheinbare Wohlthätigkeit mancher chinesischen und christlichen Gebräuche täuschen ließen, so beschloß doch Pimenta, um sich von der Falschheit oder Wahrheit dieser Nachricht zu überzeugen und ein etwa wirklich dort wohnendes christliches Volk nicht dem Unglauben verfallen zu lassen, eine Mission dahin zu veranstalten und theilte seinen Voratz dem Papste und dem Könige von Spanien, welcher zu dieser Zeit auch über Portugal herrschte, mit. Die Zustimmung beider erfolgte alldah und Aires de Salvaña, der Bischof von Indien, erhielt den Auftrag, das Unternehmen, welches zugleich die Eröffnung neuer Handelswege in Aussicht stellte, auf jede Weise zu unterstützen und die nöthigen Geldmittel aufzubringen. Pimenta sah sich nun nach einem Manne um, von welchem man die Ausführung des schwierigen Unternehmens hoffen durfte und glaubte seinen tüchtigeren finden zu können als Goes, welcher durch seinen langen Aufenthalt zu Lahore nicht nur der persischen Sprache, welche damals fast in allen asiatischen Ländern verstanden wurde, mächtig war, sondern auch hier und auf einer Reise mit Akbar nach Kaschmir (1598) die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen genau hatte kennen lernen. Goes begab sich zuerst nach Agra, wo zu dieser Zeit Akbar residirte, um sich die Bestimmung und Unterstützung desselben zu sichern und ging dann am 6. Jan. 1603, nachdem er von dem Großmogul Briefe an die benachbarten Könige empfangen hatte, nach Lahore, wo er die zur Reise nöthigen Vorbereitungen treffen mußte, um sich einer Karavane, welche von hier alle fünf Jahre mit einer Gesandtschaft des Königs von Persien nach Kaschgar in Schirvanistan ging, anzuschließen. Er legte jetzt die Kleidung eines armenischen Kaufmanns an, nannte sich Abdallah Jhan²⁾ und kaufte verschiedene Waaren ein, sowohl um seine Verkleidung zu rechtfertigen, als auch um diese Gegenstände gegen andere ihm auf der Reise nothwendige zu vertauschen. Als Begleiter wurden ihm zwei Griechen, nämlich Leo Orimant, ein Priester, und Demetrius, ein Kaufmann, welche des Weges kundig waren, mitgegeben, vier Muhammedanische Diener aber, die man für ihn bestimmte.

hatte, ließ er zurück und nahm dafür nur Isak, einen Armenier, mit sich, ein Tausch, der ihm von großen Nutzen war und dem wir den noch vorhandenen Bericht über diese Reise ver danken. Goes brach im Februar 1603 mit der erwähnten Karavane, welche aus 500 Kaufleuten und vielen Pferden und Wagen bestand, von Lahore auf und kam über Afsch (Afso), einer alten Grenzfestung an der Mündung des Kabul in den Indus) nach einem Marsche von beinahe vier Monaten nach Passaur (Pishaur), wo man 20 Tage rastete. Hier erzählte ihm ein Pilgrim, 30 Tagereisen weiter nördlich liege die Stadt Capderham (Kaschgan, Stadt der Ungläubigen), in welche sich kein Muhammedaner bei Todesstrafe wagen dürfe, die Einwohner gingen schwarz gekleidet zur Kirche und in der Umgegend wachse ein vorzüglicher Wein; Goes, welcher von demselben hörte, schloß aus dem Berichte, daß die Eingeborenen vielmehr Christen seien. Von Passaur führte der Weg fast einen ganzen Monat hindurch stets längs einem Flusse (dem Kabul) am Fuße eines Berges hin, von welchem der Ghideli eine Schar Räuber herabkam, die Reisenden überfiel und viele verwundete. Nachdem sich der Rest der Karavane, welche sich mit ihrem Waaren in einen nahen Wald flüchtete, wieder gesammelt hatte, setzte man den Weg fort und erreichte nach 20 Tagen glücklich Kabul, einen berühmten Stapelplatz. Hier blieb Goes acht Monate, da viele Kaufleute der Karavane nicht Lust hatten, weiter zu gehen und die übrigen ihrer geringen Anzahl wegen die Reise nicht fortzusetzen wagten. So man, durch die bereits erduldeten Beschwerden entmutigt, schreite nach Lahore zurück, Demetrius aber ließ sich zu Kabul als Handelsmann nieder. Goes, welcher jetzt nur noch seinen Diener Isak zur Verfügung hatte, lernte während seines Aufenthaltes zu Kabul die Prinzessin Hadschi Hanem, eine Schwester des Königs von Kaschgar und die Mutter des Königs von Ketan (Khotan) kennen, welche auf der Heimreise von ihrer Pilgerfahrt nach Mekka begriffen war und sich in großer Geduld befand; da er hier eine gute Gelegenheit zu haben glaubte, die Empfehlungsbriefe des Großmoguls, welche bereits ihre Geltung zu verlieren angingen, durch bessere zu ersetzen, so streifte er der Prinzessin 600 Goldstücke, welche er aus dem Verkauf seiner Waaren geäußt hatte, ohne Zinsen vor. Sie zeigte sich aber nicht weniger großmüthig und machte ihm ein Geschenk, welches aus Schmuckstücken³⁾, einer der geschicktesten Handelskaravellen in China, bestand. Nachdem die Karavane sich wieder durch andere Kaufleute ergänzt und verstärkt hatte, wurde die Reise fortgesetzt. Da aber der Weg äußerst beschwerlich war und Räuber einige Male die nicht sehr müthige Gesellschaft plünderten und zerstreuten, wobei Goes mehrere seiner Pferde verlor und sein Diener nur mit Mühe dem Entfinken entging, so gelangte man nach

1) Diese hatten am Hofe Akbars im J. 1598 von einem Muhammedanischen Handelsmanne, welcher von einer Pilgerreise nach Mekka zurückkam, gehört, daß zu Gambala, der Hauptstadt von Katay, wo er sich lange aufgehalten habe, Christen wohnen und eine Karavanenstraße von Lahore dahin führe. Sie beschloßen deshalb, auf dieser vorzuziehen, ohne zu ahnen, daß Gambala keine andere Stadt war als Peking, die Hauptstadt des chinesischen Reiches, wo sich bereits eine Mission der Jesuiten befand. 2) Abdallah, weil dieser Name bei den Armeniern sehr gebräuchlich ist, und Jhan, um dadurch anzudeuten, daß er ein Christ sei, weil die Muhammedaner die Christen mit diesem Namen bezeichnen.

3) Jades oder Jade, von den Chinesen Ju genannt; so schon durchschläge und vielfache orientalische Jade wurde in China zum Schmuck der Paläste und öffentlichen Gebäude verwendet und mit ungeheuren Preisen bezahlt; vgl. R. Nitze, Erdkunde. 2. Bd. S. 220.

viele Mühseligkeiten und großem Verluste erst im November 1603 nach Xi'an (Yarkand), der Hauptstadt des Khanats Kaschgar zu jener Zeit, wo die von Kabul kommende Karavane sich aufzulösen und eine andere nach Katay sich zu bilden pflegte, worüber aber wieder ein ganzes Jahr verging. Während dieses unzeitwilligen Aufenthaltes konnte sich Goes der Zudringlichkeit der Muhammedanischen Priester und Gelehrten, welche gegen seine Rechtgläubigkeit Verdacht geschöpft hatten und ihn zur Darlegung seines Bekenntnisses zu zwingen suchten, kaum erwehren, auch brachen Diebe in seine Wohnung ein, wurden aber durch seine Geistesgegenwart verschreckt, ja er hatte sogar den Muth, von Xi'an aus allein nach Katay zu gehen, um dort das der Prinzessin Hafsch Ganem vorgeschossene Geld wieder in Empfang zu nehmen. Er verweilte hier einen ganzen Monat und kam kaum noch zur rechten Zeit zurück, um sein Verhängnis zu retten, welches die Muhammedaner unter dem Vorwande, daß er umgekommen sei, in Beschlag nehmen wollten. Unterdeß war der Hauptmann der neuen Karavane erkannt worden und Goes folgte mit Vergnügen seiner Einladung, ihn nach Katay zu begleiten, obgleich man ihn wiederholt vor der Treulosigkeit der Leute von Kaschgar warnte. Mit Empfehlungsbriefen des Khans dieses Landes versehen, folgte er der im November 1604 aufbrechenden Karavane und gelangte über Afgh, wo er vor dem Khan, einem unumwundenen Knaben, den er mit Zuder und andern Süßigkeiten beschenkte, tanzen mußte und über Kucha (Kusche), wo man wieder einen Monat rastete, nach Gialis, einer kleinen, aber hart besetzten Stadt⁴⁾, wo ein Sohn des Khans von Kaschgar herrschte. Dieser ließ ihn eines Nachts in seinen Palast rufen, um mit den Doctoren des Korans, welche ihn als einen Ungläubigen schilderten, zu disputiren, was er mit solchem Erfolge that, daß seine Gegner schweigen mußten, der Khan aber erklärte, der christliche Glaube sei der rechte und zu ihm hätten sich auch seine Vorfahren bekehrt. Diese dunkle Erinnerung des Khans an den Glauben seiner Vorfahren, welche dem bereits seit Jahrhunderten von dem Jelum aus diesen Gegenden verdrängten Nestorianischen Christenthume huldigte⁵⁾, rettete Goes nicht nur von dem ihm von seinen Gegnern gedrohenen Verderben, sondern bewirkte ihm auch während seines dreimonatlichen Aufenthaltes in Gialis eine ehrenvolle Behandlung. Diese vermochte jedoch seinen Unmuth über die wiederholte Verzögerung der Reise nicht zu unterdrücken und da der Führer der Karavane in der Hoffnung auf einen seinen Gewinn steigenden Zuwachs der Gesellschaft den Aufbruch von einer Woche zur andern verschob, so verschaffte er sich durch ein Geschenk die Erlaubniß des Khans,

allein weiter ziehen zu dürfen. Als er noch mit den nöthigen Vorbereitungen zu dem sehr gewagten Unternehmen beschäftigt war, trafen die Kaufleute der vorhergehenden Karavane auf ihrem Rückwege aus Katay zu Gialis ein. Diesen war es gelungen, unter dem Vorwande einer Gesandtschaft⁶⁾ bis nach Peking vorzubringen und sie hatten daselbst mit den von den Jesuiten bis dorthin vorgeschobenen Missionaren und mit Ricci, dem Obern derselben, in einem und demselben Hause gewohnt. Zum Beweise zogen sie ein in dem Schilde ihres Zimmers vorgestrichenes Blatt mit portugiesischer Schrift hervor und gaben überhaupt auf alle Fragen so genaue Auskunft, daß Goes sich vollkommen überzeuge, zwischen Katay und China und Cambalu und Peking sei kein Unterschied. Da er mit einem guten Gelehrtenbriefe des Khans von Gialis versehen war, so hatte seine weitere Reise über Pucian (Pidshan), Tursan, Kramuth und Kamul, obwohl sie mit vielen Mühseligkeiten verbunden war⁷⁾, keine sonstige Schwierigkeit und er erreichte glücklich Chiatuon (Kien-si-quan), eine Grenzfestung Chinas an der großen Mauer, wo er fast einen ganzen Monat liegen mußte, bis er von dem Statthalter der Provinz Schenk die Erlaubniß erhielt, das himmlische Reich zu betreten. Sobald diese eingetroffen war, begab er sich nach dem nur eine Tagereise entfernten Socien (Su-scheou), einer schon damals von vielen fremden Handelsleuten bewohnten Stadt und zog in dieselbe gegen das Ende des Jahres 1605 anständig ein, denn er war auf der Reise trotz der sehr bedeutenden Zehrungskosten reich geworden und führte dreißig Lastthiere, fünf Knechte, zwei Eselaren und eine Ladung der kostlichsten Zuckere, deren Werth 2500 Goldstücke betrug, mit sich. Da hier andere Reisende die ihm früher mitgetheilten Nachrichten über die Mission der Jesuiten zu Peking bestätigten, so schrieb er sogleich an Ricci, den Vorgesetzten derselben, um ihm seine Ankunft zu melden und übergab dem Brief mehrere nach der Hauptstadt reisenden Chinesen zur Versorgung; da aber derselbe eine portugiesische Aufschrist hatte, so konnten diese, weil sie weder die chinesischen Namen der Jesuiten noch die Wohnung derselben kannten, ihn nicht besorgen. Ein zweites Schreiben aber, welches Goes am Dstern 1606 durch einen Muhammedaner besorgte, gelangte glücklich an seine Ordensbrüder, welche ihn schon mehrere Jahre erwarteten, da sie von Goa aus auf dem Seewege von seiner Reise unterrichtet waren. Sie schickten ihm nun sogleich den Nothigen Johann Ferdinand, einen chinesischen Christen, entgegen, um ihn nach Peking zu geleiten; dieser wurde aber auf dem Wege von seinem Diener bestohlen und

4) Dem jetzigen Yuldas oder Dsheldas am Ferger. Ritter's Erdkunde. 2. Bd. S. 222 und 290. 5) Diese Annahme (vergl. Ritter's Erdkunde. 2. Bd. S. 222 und 291) ist jedenfalls begründeter als eine andere Ansicht (vergl. Allgem. Historie der Reisen. 7. Bd. S. 547), welche voraussetzt, daß der Khan die Lehren des Christenthums mit dem Gultus des Buddhismus vermischt und deshalb den Missionar in seinen Schatz genommen habe.

6) Diese Gesandtschaften waren nur erdichtet; die Chinesen kannten auch diesen Betrug, da er aber ihrer Grelleit schmeichelte und ihnen Gewinn brachte, so hielten sie diesen Betrug nicht; vergl. A. Ritter's Erdkunde. 2. Bd. S. 221. 7) Goes fuhr einmal der Nacht in einer durch Räuber sehr unsicher gemachten Gegend vom Ferger, ohne daß seine rasch voranziehenden Gefährten es eher wahrnahmen, als bei ihrer Ankunft in der nächsten Gegend. Sein treuer Diener Jinal eilte sogleich herzu und kam nur an die Spur seines bereits dem Tode nahen Herrn durch den Namen Jesus, dem dieser in seiner verzweifelter Lage bekräftig antwort.

verlassen und erreichte nur mit unfäglicher Mühe Sociera, wo er Goes in einem kranken Zustande antraf. Dieser war durch die Histerik und den Betrug der Muhammedaner um sein mühsam erworbenes Besitztum gekommen und lag durch Kummer und Mühseligkeiten völlig erschöpft auf dem Krankenbette. Er las zwar noch mit großer Befriedigung die Zuschrift seiner Erbensohnen, starb aber eilf Tage nach Empfang derselben am 11. April 1607⁸⁾. Der Verdacht, daß er von den Muhammedanern vergiftet worden sei, wurde wol nur durch die eifrige Haß, womit sich diese seiner Habgierigkeiten zu bemächtigen suchten, veranlaßt. Um ihre Habgier zu befriedigen, brachten sie es durch Verleumdungen dahin, daß man seinen treuen Diener Isaaq einkerkerterte und mit dem Tode bedrohte, wenn er nicht zum Isaaq übergeben würde und sie hätten auch ohne Zweifel ihren Zweck erreicht, wenn nicht Ferdinand I. den Proceß gegen sie eingeleitet hätte. Um diesen mit Nachdruck zu führen, verkaufte er sogar seine Kleider und brachte es durch Klugheit und Ausdauer wirklich dahin, daß Isaaq freigelassen wurde und ihm das Besitztum seines Herrn ausgeliefert werden mußte. Dieses war jedoch bereits sehr zusammengeschnitten und reichte kaum zur Bezahlung der Schulden und zur Fortsetzung der Reise nach Peking hin. Die von Goes hinterlassenen Papiere, in welchen er seine Erlebnisse und Beobachtungen niedergelegt hatte, waren, da die Muhammedaner den Werth derselben nicht kannten, leider größtentheils verloren, der Rest wurde von Isaaq und Ferdinand, welche glücklich nach Peking gelangten, Ricci eingehändigt. Isaaq wurde von den Jesuiten, nachdem sie ihn einen Monat beherbergt hatten, nach Macao befördert, wo er sich nach Indien einschiffte. Das Fahrzeug, worauf er sich befand, wurde aber von den Holländern genommen, welche ihn, nachdem sie ihn ausgeplündert hatten, gegen das übliche Lösegeld an die portugiesische Behörde zu Malacca auslieferten; diese schickten ihn nach Indien, wo er sich zu Chaul, da er hier den Tod seiner Frau erfuhr und nicht mehr nach Lahore zurückkehren wollte, niederließ und noch im J. 1615, in welchem die Welt zuerst Kunde von der Unternehmung seines früheren Herrn erhielt, wohnte⁹⁾. Ricci nahm eine nach den ihm überlieferten Papieren seines Ordensbruders und den Auslassungen Isaaq's entworfene Darstellung des Unternehmens, auf dem Landwege nach dem himmlischen Reiche vorzudringen, in seine Denkwürdigkeiten über die Gründung der Mission der Jesuiten in China auf und aus diesen Denkwürdigkeiten, welche bis jetzt nicht in der Originalfassung veröffentlicht wurden, ging er in die

nach denselben von dem Jesuiten Nic. Trigault gearbeiteten Geschichte der Einführung des Christenthums durch seinen Orden in China¹⁰⁾ über. Nach dieser arbeitete an Purchas den Bericht für seine Sammlung merkwürdiger Reisen¹¹⁾ und diese Bearbeitung wurde dann in die bekannten Geschichten der Reisen¹²⁾ aufgenommen. Der Bericht ist, obgleich sich durch die Art und Weise, wie er zusammengestellt wurde, viele Unrichtigkeiten in ihn mögen eingeschlichen haben, immer noch ein höchst wichtiger Beitrag zum Kenntniß des östlichen Asiens, da die von Goes durchwanderten Gegenden größtentheils bis jetzt von keinem andern Europäer besucht wurden, weil man nach dem chinesischen Reiche leichter auf dem Seewege oder auf der Straße durch die Schneegebirge des Himalaya über Tibet gelangen kann¹³⁾. Eine neue Bearbeitung des Reiseberichts wurde deshalb sehr wünschenswerth, doch müßten dabei viele von Goes auf seiner Reise geklebene Briefe, welche bis jetzt wenig beachtet wurden, benutzt werden. Die beiden ersten sind von Lahore an an seine Obern zu Goa und Agra gerichtet (Carta escrita de Laor a 30 de Dezembro 1602 ao P. Vice Provincial de Goa, em que trata da sua partida para o Catayo und Carta escrita de Laor a 14 de Fevereiro de 1603 ao P. Jeronimo Xavier, abgedruckt in Fernao Guerreiro's Relaçam annual das cousas, que ligero o PP. da Companhia de Jesus nas partes da India nos annos de 1602 e 1603. Lisboa 1605. 4. p. 62 seq.). Der dritte ist auf der Reise geschrieben (Carta escrita ao P. Matteo Pinheiro da Companhia de Jesus, em que lhe da noticia de ter ja andado cento e duas milhas, bei Guerreiro l. c. p. 64) und der vierte von Darband aus datirt (Carta escrita de Hircando Corte del Rey de Caacar em 2 de Fevereiro de 1604 ao P. Jeronimo Xavier Superior da Missao de Mongor, in Auszuge mitgetheilt in F. Guerreiro's Relaçam annual dos annos de 1606 e 1607. Lisboa 1609. 4. p. 162). Das Leben und die Schicksale des fähigen Glaubensboten lieferten auch den Stoff zu einem historisch-romantischen Gemälde, welches Jose de Veiros unter dem Titel: Bento de Goes (Ponta-Delgada 1854. 8.) herausgegeben hat. (Ph. H. Kuhn).

GOES (Damian de), geboren im Jahre 1501 zu Alenquer in Estremadura, wo seine Familie von Alters her hoch angesehen war, wurde in dem Alter von neun Jahren als Page an den Hof des Königs Emanuel gegeben und empfing dort eine ungemein sorg-

8) Nicht den 18. März 1606, wie mehrere seiner Biographen unrichtig angeben. 9) Ueber Goes und seine Schicksale sind außer seinen noch vorhandenen Briefen und dem Berichte über seine Reise zu vergleichen: Biographie universelle. Tom. XVII. p. 588 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 19. Aug. et al. de Backer, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. (Liege 1854. 8.) Tom. II. p. 245 und An. Fr. da Silva, Dictionnaire bibliographique portuguez. (Lisboa 1856. 8.) Tom. I. p. 344.

10) De christiana expeditione apud Sinas suscepta ab Societate Jesu ex Matthaei Ricci commentariis libri V. Aug. Vindob. 1615. 4. (L. V. c. 11—13). Auch Lugd. 1616. 4. Trautb. Neudamm. 1617. 4. Rom. Lillo 1617. 4. Lyon 1616. 8. Paris 1618. 8. Epau. Sevilla 1621. 4. 11) Hakluytus posthumus oder Peregrinis pilgrims. (Lond. 1625. fol.) Vol. III. 12) Histoire générale des Voyages par Prevost d'Exiles. (Paris 1789. 4.) Vol. VII. p. 410 seq. Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Land. (Leipzig 1750. 4.) 7. Bd. S. 539 ff. 13) Reisen welchen Rth. Richter (China monumentalibus. Amstelod. 1667. 8.) p. 62 seq. abth. ist zu häufig und unbrauchbar. 13) Seng. R. Ritter, Reisekunde. 2. Bd. S. 223. 3. Bd. S. 439.

fällige Erziehung, deren Schluß ein seit dem Jahre 1534 vierjähriger Aufenthalt zu Babua auf der Universität war. Also vorbereitet wurde er zu verschiedenen Sendungen, namentlich an den Höfen von Schweden, Dänemark und Polen, verwendet. Er besuchte die Hauptstädte der Christenheit, aller Orten wohl aufgenommen von den Gelehrten und von den Regenten, bei denen er die Interessen seines Königs zu wahren berufen war; Papst Paul III. insbesondere beehrte ihn ungewöhnliches Wohlwollen. Späterhin wählte er die Universitätsstädte Löwen zu seinem Wohnsitz, wo er einzig mit Studien beschäftigt war, in denen er doch auf die unangenehmste Weise durch Martin von Rossem und dessen von Frankreich besetzte Banden gestört wurde. Die Stadt leistete entschlossenen Widerstand, bei dem sich auch Goes als der von den Studenten erwählte Anführer betheiligte. Wiederholte fruchtlose Angriffe führten zuletzt zu Unterhandlungen, welche die Feinde derzupien, um den als Friedensboten aus sie abgeordneten Goes festzuhalten. Nur auf Verwendung des Königs von Portugal und nach längerer Gefangenschaft erhielt er die Freiheit wieder gegen ein Lösegeld von 2000 Dufaten. Er kehrte nach Portugal zurück und wurde von K. Johann III. zum Historiographen des Reiches und zum Guarda mayor des Torre do Tombo oder des Reichsarchivs ernannt. Alle andern ihm angetragenen einträglichen Aemter hat er beharrlich verlesen, dagegen in der Hungersnoth von 1566 die Hauptstadt durch eine reichliche Zufuhr von aus seine Rechnung in Sicilien und Afrika angekauften Getreide reichlich. „Durch die Widrigkeit seiner Feinde wurde er in seinem Hause mit Arzney belegt und kurz darauf todt gefunden,“ im December 1560. Goes war des Griechischen, Lateinischen, Arabischen und Hebräischen vollkommen mächtig, sprach und schrieb die neuen europäischen Sprachen mit bewundernswürdiger Fertigkeit. Ein trefflicher Musiker behandelte er mit Meisterhaftigkeit mehrere Instrumente und war daneben ein eleganter Dichter. Von seinen Schriften sind zu nennen: *Deploratio Lappianae gentis*. (Genf 1520. 12. Paris 1541. 12.) — *Legatio magni Indorum imperatoris presbyteri Joannis ad Emanuele Lusitaniae regem anno 1513*. Item *de Indorum fide, ceremoniis, religione etc.* (Löwen 1532. 8.) — *Fides, religio moresque Aethiopum sub imperio pretiosi Joannis etc.*, quem vulgo presbyterum Joannem vocant. (Paris 1511. 8. Köln 1574. 8. Antwerpen 1611. 12.) Dem Papste Paul III. gewidmet ist diese Schrift eine Fortsetzung der vorhergehenden und empfiehlt sich beide durch den gewählten Styl und die Verlässlichkeit der darin mitgetheilten Nachrichten. — *Commentarii rerum gestarum in India citra Gangem a Lusitanis anno 1538*. (Löwen 1539. 4.) Eine Beschreibung der ersten Belagerung von Din und dem Cardinale Bembo zugeeignet. — *De bello Cambaico ultimo commentarii tres*. (Löwen 1547. 4.) — *De rebus et imperio Lusitanorum*. (Löwen 1554. 4.) Für die portugiesische Geschichte von Belang: Hispania, Beschreibung der Spanier gegen die von Seb. Münster in der Kosmog-

graphie vorgebrachten Verleumdungen. Es ist keine alltägliche Erscheinung der Spanier verschundene Portugiese. — *Chronica de Dom Manoel*, 4 Theile. (Lissabon 1566—1567. fol. auch 1619 u. 1749.) — *Chronica de Principe Dom Joan Rey que foy segundo do nome*. (Lissabon 1567 und 1726. 8.) Dem Tiel nach Chronik von Johann II., der Ibat nach von Alfons V. — *Urbis Olisiponenensis descriptio*, in qua obiter tractantur nonnulla de Indica navigatione per Graecos et Puenos et Lusitanos diversis temporibus inculcata. (Cöln 1602. 8.) Wird als ein merkwürdiges, mit seltener Unparteilichkeit geschriebenes Werk gerühmt. — *Nobiliario de las familias de Portugal*. Map.

(v. Stramberg.)

GOES (Luiz), portugiesischer Jesuit, der zunächst folgende Bruder des berühmten Historikers Damiao de Goes, in den ersten Jahren des 16. Jahrh. geboren, ging mit seinem jüngsten Bruder Pero de Goes nach Brasilien und ließ sich zu Santos auf der Insel St. Vincenz nieder, wo er mit den gottesdienstlichen Berathungen betraut war. Da ihm aber das Leben in der vom Mutterlande vernachlässigten und der Willfür einiger Abenteuerer preisgegebenen Colonie nicht befiel, so kehrte er im J. 1548 nach vor seinem Bruder nach Portugal zurück, um einen Brief desselben dem Könige zu überbringen, worin der nahe Untergang der portugiesischen Ansiedlungen vorausgesetzt wurde, wenn man ihnen nicht schleunigst Unterstützung gewähre und eine bessere Verwaltung in ihnen einführe. Bei dieser Gelegenheit überreichte er seinem Bruder Damiao, welcher damals dem Staatsarchive im Torre do Tombo vorstand, einige Tabakspflanzen und wahrscheinlich die ersten, welche nach Europa kamen, denn der französische Reisende Andre Thevet von Angoulême brachte die brasilianische Tabakspflanze, *Amazoniabak* (petum dos Amazones) und *Angoulêmekraut* (herbe angoulmoisine) genannt, erst im J. 1557 nach Frankreich. Zu dieser Tabakart gehörten wahrscheinlich auch die in Lissabon gezogenen Pflanzen, welche Nicot, der französische Gesandte am portugiesischen Hofe, dessen Namen jetzt das unentbehrlich gewordene Kraut in der Kunstsprache trägt, um das Jahr 1590 der Königin Katharina von Medici überlieferte; doch konnte die edle Tabakspflanze (*nicotiana tabacum*) auch schon durch Hernando de Soto, den Eroberer Floridas, nach Spanien und Portugal gekommen und in Lissabon cultivirt worden sein. Jedenfalls verdient Luiz Goes, über dessen spätere Schicksale keine Nachrichten vorliegen, durch seine Bemühung, die Tabakspflanze in Portugal zu empfehlen, eine Stelle in der Geschichte der Botanik. (Ph. II. Kütz.)

GOES (Manoel de), portugiesischer Theolog des 16. Jahrh., um das Jahr 1520 geboren, trat nach der Beendigung seiner Studien in den Orden der berühmten Karmeliter und besiedelte vom Jahre 1536 bis zum Jahre 1563 alle Würden desselben; auch war er zweimal Rektor des Collegs von Coimbra, wo er am 22. Sept. 1595

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 16.

starb. Er schrieb auf Befehl seiner Obern das Processionarium Ordinis Carmelitarum (Uliaspone 1551. 4.), welches sehr lange im Gebrauche blieb. Seine Denkwürdigkeiten des Carmeliterordens (Memorias historicas da Ordem do Carmo), welche für die Geschichte desselben sehr wichtig sein sollen, wurden nicht gedruckt. — Um dieselbe Zeit lebte Fernando de Goes Loureiro Brito, ein wenig bekannter portugiesischer Historiker. Um das Jahr 1560 geboren, war er in seiner Jugend Kammerjunker bei dem Könige Sebastian I. und begleitete diesen im J. 1578 auf dem unglücklichen Feldzuge nach Afrika. Nach seiner Heimkehr trat er in den geistlichen Stand, ließ sich zum Priester weihen und wurde Prediger an der Kirche von S. Martinho de Coalhães im Bisthume Porto. Später begab er sich nach Rom, wo er viele Jahre lebte und auch gebildet zu sein scheint, da über seine Rückkehr nach Portugal Nichts bekannt ist. Außer einem nicht gedruckten Verichte über den Feldzug nach Afrika schrieb er einen Abriß der portugiesischen Geschichte in spanischer Sprache (Breve summa y relacion de las vidas y hechos de los Reyes de Portugal y cosas sucedidas en aquel regno desde su principio hasta el año de 1595. Mantua 1596. 4.), welcher zu den seltensten Büchern gehört. — Etwas später wirkte der portugiesische Caluist Goës de Vasconcellos, über dessen Lebensverhältnisse nichts Näheres bekannt ist. Seine aeclesiastischen Schriften (Cammino espiritual das almas christianas para a salvacao. Lisboa 1613. 4. und Exame de consciencia et ordem para penitentes. Lisboa 1615. 4.) wurden von den Zeitgenossen sehr geschätzt und verdienen jetzt noch in sprachlicher Hinsicht Beachtung. (Ph. H. Kuhl.)

GOES (Manoel de), ein durch seine Leistungen in der Naturphilosophie bekannter portugiesischer Jesuit, um das Jahr 1545 zu Vordel, einem Städtchen der Provinz Alentejo geboren, trat, nachdem er seine Vorbereitungsstudien beendet und mehrere höhere gelehrte Anstalten in Spanien besucht hatte, im J. 1560 zu Evora in den Jesuitenorden, um sich in diesem dem Lehrfache zu widmen. Er lebte zuerst zu Evora die Rhetorik und die schönen Künste acht Jahre hindurch mit allgemeinem Beifalle und mit nicht geringem Erfolge viele Jahre die Philosophie zu Coimbra, wo er am 13. Febr. 1593 starb. Er schrieb und sprach das Lateinische mit seltener Fertigkeit und Klarheit und der berühmte Historiker J. P. Maqui konnte sich, als er seinen Vortrag hörte, nicht genug verwundern, daß man ihn und nicht Goës um Geschichtsschreiber der Thaten der Portugiesen in Indien gewählt habe. Goës scheint ein Verwandter des bekannten Historikers Damiao de Goës gewesen zu sein und hatte einen Bruder, Gaspar de Goës, welcher ebenfalls in den Jesuitenorden trat, um sich der Mission in Brasilien anzuschließen, aber auf der Uebersahrt nach São Salvador im J. 1571 in einem Gesichte mit einem

französischen Schiffe umkam. Manoel de Goës beiz auch eine sehr gründliche Kenntniß der griechischen Sprache und seine Vorlesungen über die naturphilosophischen Schriften erlangten durch seine Schüler eine solche Berühmtheit, daß man ausserhalb den Wunsch ausdrückte, sowohl sie als auch die Vorlesungen anderer Lehrer zu Coimbra über Aristoteles zum allgemeinen Nutzen durch den Druck veröffentlicht zu sehen. Glausius Aquaviva, der General des Ordens und Pero Feneca, der Provinzial desselben in Portugal, entschlossen sich endlich, dem ehrenvollen Verlangen zu entsprechen und beauftragten Goës mit der Leitung des Unternehmens. Goës begann mit seinen eigenen Vorlesungen, welche aber nicht unter seinem Namen, sondern unter dem des Collegiums zu Coimbra herauskamen. Die Vorlesungen über die Physik des Aristoteles erschienen zuerst unter dem Titel: Commentarii Collegii Conimbricensis Societatis Jesu in octo libros Physicorum Aristotelis. (Uliaspone 1591. 4. 2 Voll., wiederholt mit dem griechischen Texte: Lugduni 1594. 1602. 1610 und 1616. 4. 2 Voll. Coloniae 1596 und 1616. 4. 2 Voll.) Hier folgten die Vorlesungen über die vier Bücher von dem Himmel: Commentarii Collegii Conimbricensis Societatis Jesu in quatuor libros de coelo Aristotelis (Conimbricae 1592. 4., wiederholt mit dem griechischen Texte: Lugduni 1594 und 1616. 4.), die Vorlesungen über die Meteorologie (Commentarii Collegii Conimbricensis S. J. in libros Meteororum Aristotelis. Conimbricae 1592. 4., wiederholt: Lugduni 1594. 1608 und 1616. 4. Coloniae 1618 und 1631. 4.) und die Vorlesungen über die Ethik (In libros Ethicorum Aristotelis ad Nicomachum aliquot Conimbricenses cursus disputationes. Conimbricae 1592. 4., wiederholt: Lugduni 1594 und 1608. 4. Coloniae 1612 und 1621. 4.). Kurz nach dem Abtrude der letzten Vorlesungen starb Goës und der Jesuit Cosmus Magalhães wurde mit der Fortsetzung der Arbeit beauftragt; zu erwähnen sind jedoch hier nur noch die von Goës behandelten Vorlesungen über die drei Bücher von der Seele (Commentarii Collegii Conimbricensis S. J. in tres libros de anima Aristotelis. Conimbricae 1593. 4., wiederholt: Uliaspone 1598. 4. Lugduni 1604. 1612. 1616 und 1627. 4. Coloniae 1608. 1629 und 1631. 4. Venetis 1606. 4. Argentorati 1627. 4.) und über die zwei Bücher vom Entstehen und Vergehen (Commentarii Collegii Conimbricensis S. J. in libros de generatione et corruptione Aristotelis. Conimbricae 1597. 4. Moguntiae 1600. 1606 und 1613. 4. Lugduni 1613. 4.). Zur Erläuterung der betreffenden Schriften des Aristoteles können alle diese Vorlesungen auch jetzt noch mit Erfolg verglichen werden. (Ph. H. Kuhl.)

GOES (Pero de), portugiesischer Staatsmann des 16. Jahrh., der jüngste Bruder des berühmten Historikers

1) Biographie générale. Vol. XXI. p. 18. 2) In. Fr. da Silva, Dictionario bibliographico portuguez. Tom. II. (Lisboa 1858. 8.) p. 273. 3) Biographie générale. Tom. XXI. p. 19.

*) Aug. et Al. de Backer, Bibliothèque des Ecrivains de la Compagnie de Jesus. (Lège 1854. 8.) Tom. II. p. 124 et Tom. IV. p. 278. Biographie générale. Tom. XXI. p. 18.

Damião de Goes und einer der ersten Ansiedler in Brasilien, am Anfange des 16. Jahrh. geboren, widmete sich dem Seewesen und besand sich am Bord des von dem berühmten Entdecker Martin Affonso de Souza befehligten Geschwaders, welches im J. 1532 verfuhrte, von Brasilien Besitz zu ergreifen und eine Colonie daselbst zu gründen. Da er sich sowohl bei dieser als auch bei der folgenden zu demselben Zwecke von Martin Affonso's Bruder Lopez de Souza mit geringerem Erfolge unternommenen Expedition durch seinen Muth und seine Umsicht ausgezeichnet hatte, so schenkte der König João III. ihm und seinen Erben durch eine am 7. Oct. 1536 ausgestellte Urkunde eine Strecke Landes von 30 Meilen am Flusse Itapemirim in der jetzigen Comarca Espirito Santo, welches südlich an das von demselben Könige dem Martin Affonso de Souza geschenkte Vestibulum stieß. Goes begann gemeinschaftlich mit Martin Affonso den für die Eingeborenen Südostküste's so verhängnißvoll gewordenen Anden des aus Madeira eingeführten Zuderrohrs und setzte denselben auch nach der Zurückkehr seines mächtigen Nachbarn und Gönners fort, erzielte aber, obgleich die ihm verliehenen Ländereien zu den vorzüglichsten Brasilien's gehören, nicht den gehofften Gewinn, da ihn die fortwährenden Kämpfe mit den gegen die fremden Eindringlinge ererbten Eingeborenen in seinen großartigen Plänen störten. Da ihm auf diese Weise bald die Mittel zur Fortsetzung seiner Unternehmungen ausgingen, so begab er sich nach der Heimath, um frische Capitalien zusammenzubringen, fand aber bei der Zurückkunft nach Brasilien seine Ansiedelung in dem fürchterlichsten Zustande. Mit wunderbarer Beharrlichkeit begann er den Aufbau des Zuderrohrs von Neuem; kaum hatte er jedoch mit großen Kosten mehr Raffinerien angelegt, als ein neuer Krieg mit den Eingeborenen begann, welcher ihm ein Auge und seine ganze Habe kostete. Statt den Muth zu verlieren und sich einschüchtern zu lassen, beschloß er, noch einmal sein Glück zu versuchen und ging am das Jahr 1548 nach Lifabon, wo er dem Hofe einen getreuen Bericht über den traurigen Zustand der Colonie abgab und dadurch zweckmäßige Veränderungen in der Verwaltung derselben veranlaßte. Man schickte nun einen Gouverneur nach Brasilien und Thome de Souza, welcher zuerst die Würde bekleidete, ernannte Pero de Goes, dessen energische Thätigkeit ihm bekannt war, zum Admiral (capitão mor) der Küste, um zum Schutze des portugiesischen Verkehrs an derselben zu kreuzen und die Handelschiffe anderer Nationen abzuhalten. In dieser Eigenschaft nahm Goes zwei französische Fahrzeuge mit einer Ladung Brasilienholz hinweg, zog aber bei einem zwei Tage dauernden ererbten Kampf gegen ein bei dem Capo Frio vor Anker liegendes französisches Kriegsschiff den Kürzeren. Später wurde er von dem Gouverneur wieder nach Portugal geschickt, um über den Zustand und die Bedürfnisse der Colonie zu berichten, bei welcher Gelegenheit er wahrscheinlich seinem Bruder Damião die trefflichen Nachrichten mittheilte, welche dieser über Brasilien in seine Werke aufnahm. Nach seiner Zurückkunft in die Colonie nahm er Theil

an der Gründung und Einrichtung der Stadt São-Salvador und brachte mit einem kleinen Geschwader der Jesuiten Manoel Rodrega nebst seinen Gefährten nach dem südlichen Theile des Landes, wo diese Missionare die Belehrung der Eingeborenen versuchen wollten, bei welcher Fahrt er wertvolle Beobachtungen über das Land und seine Bewohner sammelte. Um das Jahr 1553 begab er sich im Auftrage Souza's nochmals nach Lifabon, um über die neuen Entdeckungen und andere Angelegenheiten Auskunft zu geben; von dieser Zeit an finden sich aber keine weiteren Nachrichten über ihn und man weiß nicht, ob er wieder nach Brasilien zurückkehrte oder durch den Einfluß seines Bruders eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung in der Heimath erhielt; gewiß ist, daß er aus seinen unermüdblichen Anstrengungen, die er für den Aufschwung der Colonie in Brasilien machte, seinen Gewinn zog, sondern dadurch sein nicht unbedeutendes Vermögen verlor. (Ph. H. Kult.)

GOES (Hugo van der), niederländischer Maler, um das Jahr 1420 zu Brügge, nach Andern zu Antwerpen *) geboren, war ein Schüler des Jan van Eyck und hielt sich nach seiner Lehrzeit mehrere Jahre in Italien auf, um sich durch das Studium älterer berühmter Kunstwerke weiter auszubilden. Nach seiner Zurückkunft in die Heimath wohnte er zu Gent in dem Hause des reichen Bürgers Jacob Beyens und freite um dessen schöne Tochter, konnte aber die Einwilligung des über seine Reichtum ermittelten Vaters nicht erhalten. In seinem Gramme malte er an eine Wand des Hauses seine Geliebte als Abigail, wie diese dem ergürnten Könige David entgegenritt, und das Gemälde gelang so vortreflich, daß Beyens, von der hohen Vollendung desselben entzückt, dem Meister seine Tochter zum Weibe gab. Goes nahm nun seinen festen Wohnsitz zu Gent und scheint diese Stadt nicht mehr verlassen zu haben, denn aus den Verwaltungsrechnungen derselben geht hervor, daß er bei verschiedenen Gelegenheiten bis zum Jahre 1480 für sie malte. So leitete er im J. 1467 daselbst die Festlichkeiten, welche am 27. Juli bei der Bestätigung des habsburgischen Thronbes durch Karl den Kühnen stattfanden und im J. 1473 wird er unter den Künstlern genannt, welche die Decorationen für die Feier des päpstlichen Jubiläums zu besorgen hatten. Nach dem Tode seiner Gemahlin entsagte er aus Schmerz über den Verlust derselben der Welt und trat in den Orden der regulierten Stiftheeren des Klosters Roodendaal im Walde von Soignes bei Brüssel, wo er um das Jahr 1480 starb. Die Münze sehten ihm die wohlverdiente Grabchrift:

*) Vergl. Biographie générale. Tom. XXI. p. 17.

1) Nach G. van Mander's Schilderbuch zu Brügge, nach H. Valart Vito de 'du plus excellent peintre à Antwerpen. Bieleicht vornehmlich ihn der letztere mit dem Maler Petrus Goes, welcher um das Jahr 1472 zu Antwerpen arbeitete, von dessen Lebensverhältnissen wir aber nichts Näheres wissen. Man kann deshalb auch nicht behaupten, daß Petrus zu Antwerpen geboren wurde oder ein Bruder Hugo's war. 2) Vergl. J. D. Passavant, Kunstreise durch England und Belgien (Frankfurt 1838. 8.) S. 366. 3) Ueber die düssigen Lebensumstände und die Werke

Pictor Hugo van der Goos humatus hic quiescit,
Dolet ars, cum stillem sibi modo necesse.

Vixit tempore Caroli Audacis, ibidem factus monachus ad
majorem Dei gloriam *).

Das Gemälde in dem Hause seines Schwiegervaters zu Gent, welches von dem Dichter Lucas de Heere in begeisterten Versen besungen und von E. van Naber als ein unübertreffliches Meisterwerk gepriesen wurde, ist längst spurlos verschwunden. Die ihm wirklich angehörnden oder fälschlich zugeschriebenen Gemälde, welche jetzt noch vorhanden sind, dürften ungefähr folgende sein: 1) Die vor einem Bethule stehende Maria, wie sie die Botschaft des Engels empfängt (in der Gemäldesammlung des k. Museums zu Berlin). 2) Doppelbild mit dem heraufschwebenden Engel, welcher der vor ihrem Betstuhle stehenden Maria die Menschwerdung des Erlösers ankündigt, in einem Gemache mit der Aussicht auf einen Gang, den die Morgensonne bescheint (in derselben Gemäldesammlung). 3) Die Verkündigung (aus der Boisseree'schen Sammlung in der Vinalothek zu München; fälschlich Goes zugeschrieben und seiner nicht würdig). 4) Die Geburt Christi mit zwei Nebenbildern, Altarblatt in der Hospitalkirche Santa Maria Nuova zu Florenz, gestiftet von Jacco Portinari, dem Geschäftsführer der Medici zu Brügge, weshalb es ungewiss ist, ob das Werk in den Niederlanden oder in Italien gefertigt wurde. Das wohlerhaltene Hauptbild stellt die Geburt Christi dar; Maria, beinahe lebensgroß, kniet vor dem auf dem Boden liegenden Christuskinde, links neben einer Säule sieht man den heiligen Joseph und diesem gegenüber drei anbetende Hirten; oben schweben einige Engel und auf dem Boden knien mehrere andere anbetend oder singend. Im Stalle stehen Ochs und Esel und in der Ferne sieht man einige Häuser und auf einem Hügel die Hirten, welchen ein Engel die frohe Botschaft bringt. Die Hirten sind sehr individuell nach dem Leben gemalt und erscheinen ganz niederländisch, auch die Häuser sind deutscher Art; einer der oben schwebenden Engel ist ganz im Schatten gehalten und nur von dem Christuskinde von unten herauf beleuchtet, vielleicht das erste Beispiel dieser Art der Beleuchtung. Dieses herrliche, weiche Werk, sagt J. D. Passavant *), ist mit viel Studium ausgeführt, namentlich sind die Hände sehr schön nach der Natur gemalt, die Beiwerte mit van Eyck'schen Geschmache behandelt, die vorn stehenden Gefäße mit Lilien und andern Blumen von großer Wahrheit. Diearnation ist entweder klar und in den Schatten ins Graue gehend und bräunlich lachend oder wie bei Joseph und den Hirten rötlich und bräunlich mit kräftig graubraunen Schatten. Die Gemälder sind zwar viel gebrochen, aber schön in

Rassen gehalten, die schweren Stoffe der Engelskleidungen breit und wahr behandelt, die stehenden Gemälder oft sehr glücklich geworfen. Der Ausdruck der Lippe ist wahr und fromm, sei er von edler oder gemeiner Rasse, wie bei den Hirten. Das Christuskind ist etwas mager und fleisch, aber in Zeichnung und Modellierung vollkommen. Das eine der weniger gut erhaltenen Nebenbilder zeigt den Apostel Matthäus, einen Speer haltend, mit einem herrlichen, charaktervollen Kopfe und den Hei Antonius, mit schlagernder Wahrheit dargestellt. Bei ihnen kniet Jacco Portinari mit zwei Schwestern von sehr natürem Ausdrucke; den Hintergrund bildet eine felsige Landschaft. Das andere Nebenbild zeigt die heilige Margaretha auf dem Drachen stehend und Maria Magdolena im reichen mit Gold durchwirkten Damastgewand und einem grünen Unterkleide mit Gold; vor ihnen knien Portinari's Frau und Töchterchen. Den Hintergrund bildet eine mit vielen Hügeln besetzte Landschaft. Das ganze Gemälde merkt früher den Hauptaltar der Kirche, jetzt hängt das Hauptbild an der Seitenwand links und die beiden Flügelbilder sind gegenüber an der Wand rechts aufgehängt. 5) Die Anbetung der Weisen (in der Sammlung des Professors Hauber in München). 6) Eine Madonna mit dem Kinde, von Engeln umgeben; auf den beiden Seitenflügeln sind im Innern der Ecken und die Stifterin des Bildes mit ihren Kindern angebracht und außen sieht man in einer Art von Chiaroscuro die Verkündigung. Das auf dem Bilde befindliche Monogram H. G. deutet auf Hugo van Goes hin, dessen Art und Weise auch das Ganze in der Auffassung und Ausführung entspricht. (Im Hause Puccini zu Venedig). 7) Die Jungfrau und das Christuskind (in der Akademie der schönen Künste zu Bologna). 8) Maria stehend mit dem Christuskinde auf dem Arme, welches den knienden Schenker des Gemäldes segnet. (Zu Altona in der Stoffordbire im Schloße des Grafen Schrevelum). 9) Maria sitzend, das Christuskind auf dem Schooße haltend, über ihr zwei Engel und vor ihr kniend die heilige Katharina (in der Galerie zu Florenz). 10) Maria mit dem Christuskinde auf dem Schooße unter einem Thronhimmel; links ein kniender Engel, welcher in der linken Hand eine Violine hält und mit der rechten dem Kinde einen Apfel vorreicht, rechts kniet der Schenker, im Hintergrunde eine Landschaft. Das Bild schließt oben in einem Bogen, worauf das Opfer Abrahams und der Martirer eines Heiligen, ferner an den Seiten zwei Engel, welche ein Fruchtgewinde halten. Weit geringer als dieses schöne Mittelbild sind die Flügelbilder mit Johannes dem Taucher und dem Evangelisten und die Außenseiten mit Adam und Eva. Andere halten dieses Gemälde für ein Werk Johann Hemling's. (In der Galerie des Belvedere zu Wien.) 11) Maria sitzend mit dem Christuskinde in einem Saale mit durchbrochener Bildhauerarbeit (in der Vinalothek zu München). 12) Maria mit dem Christuskinde in der Mitte einer Landschaft (in derselben Gemäldesammlung). 13) Maria mit dem Christuskinde (in der Gemäldesammlung des königlichen Museums zu Berlin). 14) Das Aulig des vorer-

dieses berühmten Meisters hat zu vergleichen: *Messenger des sciences et des arts de Gand*. 1826. p. 123. 1833. p. 420. 1841. p. 311 seq. *Kunstblatt*. 1833. Nr. 85. 1839. Nr. 21. 1841. Nr. 5 u. 9. W. R. Nagler, *Kunstliteratur*. 5. Bd. S. 235 fg. *Biographie générale*. Tom. XXI. p. 6 seq.

4) *Fr. Smeets* Monumenta sepulcralia et inscriptiones publicae privataeque Ducatus Brabantiae. (Antwerp. 1613. 8.) p. 323. 5) *Kunstblatt*. 1841. Nr. 5. S. 18.

gekürmten Christus nach altem Typus auf blauem Grunde (in derselben Sammlung). 15) Christus am Kreuze zwischen den Römern, unten die heilige Jungfrau mit mehreren andern Figuren. Dieses Meisterwerk, welches Hugo van Goet für die St. Jacobskirche zu Brügge, wo es sich noch befindet, malte, einzig nur wie durch einen Wunder dem Verderben. Als nämlich die Protestanten während der religiösen Wirren im 16. Jahrh. sich der Stadt Brügge bemächtigten, überjogten sie das Gemälde mit einem schwarzen Grunde und schrieben darauf die zehn Gebote mit goldenen Buchstaben, die Katholiken verdrängten sie aber kurz nachher wieder und beklitten sich, den Ueberzug von geschliffenem Sand hinwegnehmen zu lassen, wodurch das Meisterwerk glücklich gerettet wurde. 16) Der vom Kreuze abgenommene Leichnam des Erlösers auf dem Boden liegend (in der Akademie der schönen Künste zu Wien). 17) Die heilige Jungfrau weinend bei dem Leichname ihres Sohnes, nebst dem heiligen Johannes und drei heiligen Frauen (in der Pinakothek zu München). 18) Das jüngste Gericht mit den flugenden und stürzenden Jungfrauen in symbolischer Beziehung; ebenfalls von Hugo van der Goet (in der Gemäldesammlung des königlichen Museums zu Berlin). 19) Vier schmale Bildchen, jedes einen Heiligen in einer Landschaft darstellend (nämlich Johannes den Täufer, Maria Magdalena, St. Christoph und St. Stephan), welche wahrscheinlich zur Füllung einer architektonischen Verzierung dienten und sich durch Kleinstigkeit und Zartheit der Behandlung auszeichnen; sie befinden sich in der Sammlung des Prinzen von Oranien zu Brüssel. 20) Johannes der Täufer in einer bewaldeten Felsen- gegend neben einer Quelle sitzend und mit der Rechten vor sich deutend; zu seiner Linken ein Lämmchen. Durch die Bezeichnung HUGO. V. D. GOES. 1472. als echt beaufundet, aber den übrigen Werken des Meisters nachstehend. (In der Pinakothek zu München.) 21) Johannes der Täufer, Altarflügelbild (in der Akademie der schönen Künste zu Wien). 22) Johannes der Täufer in anderer Darstellung (in derselben Sammlung). 23) Johannes der Evangelist (in der Gemäldesammlung des königlichen Museums zu Berlin). 24) Johannes der Evangelist (in der Akademie der schönen Künste zu Wien). 25) Der heilige Augustinus unter einem Baldachin, vor ihm der Stifter, ein junger Geistlicher kniend mit seinem Schutzpatrone Johannes dem Täufer (in der Gemäldesammlung des königlichen Museums zu Berlin). 26) Zwei Altarflügel, auf dem einen nach der rechten Seite gewendet betende Männer, hinter ihnen Johannes der Täufer, auf dem andern nach der linken Seite gewendet betende Frauen, hinter ihnen ein Papst. (In der Akademie der schönen Künste zu Wien.) 27) Salo Mortinair in halber Figur mit einem Buche in den Händen, auf der Rückseite grau in Grau der verkündende Engel; wahrscheinlich der Flügel eines Hausaltars. (In dem Palaste Pitti zu Florenz.) 28) Zwei Altarflügelbilder, auf der Außenseite des einen Flügels ein König von Schottland mit seinem Sohne, hinter ihnen der heilige Andreas als Landespatron, auf der innern Seite das Bild

der heiligen Dreifaltigkeit; Gott Vater die Leiche Christi im Schooße haltend, über ihnen der heilige Geist im Symbole der weißen Taube. Der andere Flügel zeigt von Außen die Königin, eine englische Prinzessin, hinter welcher der heilige Georg als Patron von England steht und auf der innern Seite einen knienden Ehorhern und zwei Engel, von denen der eine auf der Orgel spielt. (In dem königlichen Palaste zu Kensington bei London.) Die meisten Gemälde Hugo's von der Goet stammten in den Niederlanden zu Grunde gegangen. So befand sich eine Darstellung aus der Legende der heiligen Katharina, eine Jugendarbeit des Künstlers, in dem Marlenflecker zu Gent und in der St. Jacobskirche derselben Stadt die heilige Jungfrau mit dem Kinde. Er zierte diese Kirche auch mit Glasmalereien von solcher Vortrefflichkeit, daß Viele glaubten, er habe sie nach Zeichnungen seines Lehrers Jan van Eyck gearbeitet. Hugo van der Goet verstand übrigens ebenfalls seine Figuren richtig zu zeichnen, sie gefällig zu ordnen und ihnen einen sprechenden Ausdruck zu geben; überhaupt vollendete er alle seine Werke mit liebevollem Fleiße und besonders in der Darstellung weiblicher Gestalten kam ihm keiner seiner Zeitgenossen gleich. Außer den oben angegebenen Werken werden in verschiedenen ältern und neuern Schriften über Kunst noch viele andere berührt; da aber entweder ihre Existenz überhaupt zweifelhaft ist oder die Orte, wo sie sich befinden, unbekannt sind, so werden sie besser mit Stillschweigen übergangen. (Ph. H. Kuhl.)

GOES (Jan Antonides van der), geb. den 13. April 1647 zu Goet in Eerland, studirte zu Utrecht Medicin. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn betrieb er eine Zeit lang die ärztliche Praxis und ward dann Apotheker. Der Pharmacie konnte indessen sein lebhafter Geist keinen Geschmack abgewinnen. Er beschäftigte sich fast ausschließlich mit den schönen Wissenschaften und namentlich der Dichtkunst. Sein erster poetischer Versuch, das Trauerspiel *Tragil*, fand Beifall. Den Stoff zu seinem epischen Gedichte: „Die gesungene Bellona“ bot ihm im J. 1665 der damalige Krieg zwischen England und Holland. Auch in der dramatischen Gattung der Poesie versuchte er sich. In seinem Lehrgedichte „*Pythoon*“ besang er den Welthandel von Amsterdam. Sein Talent hatte ihm Ehnen erworben, die ihm eine Anstellung bei der Admiralität verschafften. Er starb am 18. Sept. 1684 im 37. Jahre. Durch Correctheit und Eleganz, weniger durch hohen Schwung der Phantasie empfehlen sich seine Gedichte. Gesammelt erschienen sie zu Amsterdam im J. 1714 in einer Quartausgabe, besorgt von David van Hoogstraten *).

(Heinrich Döring.)

GOES (Wilhelm van der), gewöhnlich Goesiaus genannt, holländischer Jurist und Philosoph, geboren im

*) Siehe die Biographie des Dichters von der erwähnten Sammlung; Jodex's *Gedichtencritica*. 2. Th. S. 1047. *Baur's Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch*. 2. Bd. S. 466.

J. 1611 zu Leyden, stammte aus einer sehr alten und angesehenen Familie und war der Sohn Jan's van der Goet, welcher sich als Abgeredneter bei den Generalstaaten der Niederlande mehrfache Verdienste zu erwerben wußte. Nach der Beendigung seiner Studien, denen er mit großem Eifer obgelegen hatte, trat er als Rath in die Dienste seiner Vaterstadt, wurde im J. 1648 zum Director der indischen Compagnie ernannt und wirkte dann als Rath an dem obersten Gerichtshofe im Haag, wo er am 13. Oct. 1686 starb. Obgleich er durch sein Amt sehr in Anspruch genommen war, fand er doch noch Zeit, um sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, insbesondere nahm er großen Antheil an dem Streite seines Schwiegervaters, des berühmten Daniel Heinsius, gegen den nicht minder bekannten Juristen Salmasius. Der Letztere hatte nämlich den Satz aufgestellt, daß der Darleiber Eigenthümer der dargeliehenen Gegenstände bleibe, gegen welche paradoxe Behauptung sich sowohl die Juristen als auch die Theologen mit großem Eifer erhoben; Wilhelm van der Goet bemühte sich als einer der Hauptvorkämpfer unter dem angenommenen Namen Lucius Verus die geöfentliche Meinung in den beiden Abhandlungen: *Specimen controversiae, quae est de mutui alienatione inter jureconsultos et quoddam grammatico-sophistas* (Lugd. Batav. 1641. 8.) und *Vindicatio pro recepta de mutui alienatione sententia* (Lugd. Batav. 1646. 8. Halae 1768. 8.) zu verteidigen, führte aber die allerdings von großem Scharfsinne und umfassender Gelehrsamkeit zeugende Vertheidigung mit einer nicht zu entscheidenden an Erbitterung grenzenden Leidenschaftlichkeit, welche sich sogar noch in den nach dem Tode seines freilich nicht minder heftigen Gegners erschienenen *Animadversiones in quaedam capitula I et II speciminis Salmasiani, quibus varii viri docti ab ejus injuriis vindicantur* (Hagae Comit. 1657. 8. Halae 1769. 8.) fund gibt. Ebenso wie diese den Gegenstand erschöpfend behandelnden Streitigkeiten verdient seine Schrift *Pilatus judex* (Hagae Com. 1681. 4.), worin er die Beurtheilung Jesu als eine den römischen Gesetzen jener Zeit nicht entsprechende und ungerechte darstellt und einen Sach juristisch und archäologischer Kenntnisse einfließt, jetzt noch Beachtung. Als Philolog erwarb sich Goet durch seine Ausgabe der römischen Schriftsteller über die Feldmesskunst und die rechtlichen Bestimmungen bei der Abgrenzung der Felder (*Rei agrariae auctores legesque variae; cura W. Goesii cum N. Rigaltii notis et observationibus necnon Glossario*. Amstelodami 1674. 4.), welche immer noch als die beste betrachtet werden muß, große Verdienste, indem er den schwierigen Stoff sowohl in sprachlicher als in juristischer Beziehung zu erläutern sich bemühte. Werthvoll sind auch seine Verbesserungsvorschläge zu den Kaisergeschichten des Suetonius (*Conjectanea in C. Suetonium Tranquillum*. Hagae Com. 1678. 4.) und seine Bemerkungen zu dem Satyricon des Petronius (in B. Burmann's Ausgabe, Trajecti ad Rh. 1709. 4. N. E. Amstelod. 1743. 4.); die ersten, welche in dem Originalabdrucke sehr selten geworden sind, finden sich

auch in der von J. G. Stäblius besorgten Ausgabe des Suetonius (Traj. ad Rh. 1691. 4. Ibid. 1703. 4.). (Ph. H. Kalk.)

GÖSCHEL (Friedrich Wilhelm), protestantischer Theolog, geb. am 27. Nov. 1765 zu Ottenberg an der Ridda in Oberhessen, widmete sich, obgleich die Armut mehr seiner Neigung entsprach, auf den Wunsch seiner Väter der Theologie. Nach der Beendigung seiner Studien zu Jena lebte er in seine Heimat zurück und übernahm im J. 1788 eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen von Wisingerode zu Hanau. Im J. 1796 erhielt er die Pfarre Oberflecken am Bogenberge und wirkte an derselben trotz seines geringen Einkommens viele Jahre unverdorren und unermüdet. Er starb im J. 1835. Als Schriftsteller hat er sich durch seine Abhandlung: „Von der Wichtigkeit des Eides und Strafflosigkeit des Meineides.“ (Büdingen 1814. 8.) verdient gemacht. (Ph. H. Kalk.)

GÖSCHEN (Georg Joachim), berühmter Buchdrucker und Buchhändler in Leipzig, war am 22. Aug. 1752 in Bremen geboren. In der dortigen Gramsch'schen Buchhandlung erlernte er nach zum Theil sehr trübe verlebten Jahren den Buchhandel. Er hatte sich dann mannichfache Kenntnisse erworben, als er sich nach Leipzig wandte und bei Siegfried Leberecht Gussius in Gombin trat, wo er 13 Jahre blieb und hierauf drei Jahre die Gelehrtenbuchhandlung in Dessau dirigirte. In dieser Zeit ließ Göschchen schon Einiges für eigene Rechnung drucken. Die Idee, sich eine selbständige Existenz zu gründen, beschäftigte ihn fortwährend. In seinem 22. Jahre (1774) etablirte er in Leipzig eine eigene Buchhandlung. Seine rastlose Thätigkeit und den unermüdeten Eifer, in seinem Fache etwas Nützliches zu leisten, begünstigte die glänzende Epoche der deutschen Literatur, die in seine Zeit fiel und um die er sich durch vielfache großartige Unternehmungen bleibende Verdienste erworben. Erhöht wurden diese durch seinen humanen, streng rechtlichen und in jeder Weise unbescholtenen Charakter. Frey von Selbstsucht und Eigennutz, dabei gerade und offen, zeigte sich Göschchen von einer besonders achtungwerthen Seite in seinem Verhältnisse zu mehreren der ausgezeichnetsten Schriftsteller Teutschlands, mit denen ihn sein ausgebreitetes Verlagsgeschäft in Verbindung brachte. In diesen Schriftstellern gehörten Wieland, Goethe, Schiller, Klopstock, Jßland, Jünger, Raupach, Aringer u. A., in späterer Zeit Trauer, Ahlmann, Woltmann, Vened. Apel, Fr. Lind, W. von Schütz, Müller, Jowett u. A. In Grimma hatte Göschchen eine musterhafte eingerichtete Buchdruckerlei gegründet, aus welcher diese mit schönwissenschaftlichen Schriften in eleganter Ausstattung hervorgingen und auf diese Weise dem Geschmade in der

*) Vergl. J. S. Jünger, Beiträge zur juristischen Biographie (Leipzig 1773. 8.) 2. Bd. S. 326 fg. Chr. Sarti Onomasticon literarium. Tom. IV. p. 472. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 590. Biographie générale. Tom. XXI. p. 8.

†) J. G. Schick, Kritik der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen. 1. Bd. S. 120. 2. Bd. S. 261.

teutschen Literatur eine bessere Richtung gaben. Zur zeitgemäßen Fortbildung der teutschen Typographie trug Göschken wesentlich bei durch seine Prachtausgaben von Wieland's und Klopstock's sämtlichen Werken. Von der vorherrschend ästhetischen Richtung seines Verlages schloß Göschken die strengen Wissenschaften, selbst die alten Classiker nicht aus. Wie vielseitig sein Streben war, beweisen die aus seinem Verlage hervorgegangenen Schriften von Henseland, Charpentier, Martini-Laguna, C. G. Schüz, Stenz, Rosenmüller u. A. In einem seltenen Grade von Vollendung zeigte sich die teutsche Typographie in den Prachtausgaben von Wolf's Homer und von Griesbach's Aenem Fragmente.

Eine seiner ersten literarischen Unternehmungen war eine in seinem Verlage erschienene Sammlung von Goethe's Schriften in acht Octavbänden, geschmückt mit Tielflusspfern und Wignetten vorzüglicher Künstler, zu denen unter andern der berühmte Gbodomowich gehörte. Von Schiller übernahm Göschken die Fortsetzung des Druckes der Ithalia, deren erstes Heft noch während des Dichters Aufenthalte in Mannheim (1784) unter dem Titel: „Rheinische Ithalia“ erschienen war. Später erschien in seinem Verlage (1787) die erste Ausgabe des Schiller'schen Don Carlos und die Geschichte des 30jährigen Krieges als Taschenkalender auf die Jahre 1791 — 1793. Einen vielseitig gebildeten und sorgfamen Corrector hatte Göschken an Seume gewonnen, der eine Zeit lang in seiner Buchdruckerei zu Göttingen thätig war und von ihm, seiner vielen Sonderbarkeiten ungeachtet, als ein Mann von der strengsten Moralität und unerschütterlich festen Grundsätzen, die er in dem Kampfe mit den widrigsten Lebensschicksalen bewährt hatte, aufrecht geschätzt ward).

Die bereits erwähnten Prachtausgaben von Klopstock's und Wieland's Werken lieferten einen schlagenden Beweis, wie sehr es ihm Ernst gewesen war, die Mängel äußerer Ausstattung zu beseitigen, die ihm in früherer Zeit zum Vorwurfe gemacht worden waren. Ein Beispiel dieser Art hat sich in einem Briefe Schiller's vom Jahre 1787 erhalten). „Der Druck des Don Carlos,“ schreibt dieser, „gefällt mir ganz und gar nicht. Für die erste sind das gar nicht die Leitern, die ich wollte und die sich zu diesem Formate schiden. Daß eine Jambe zwei Zeilen einnimmt, sieht höchst fatal aus und es ist sehr häufig. Ueberhaupt ist seine richtige Proportion beobachtet. Die Personen, die unter dem Auftritte stehen, sind nicht größer gedruckt als die über den Versen und beide haben mit den Versen selbst einerlei Leitern. Mit eben dieser Schrift ist auch der Ort und die jedesmalige Veranordnung der Scene gedruckt. Am Ende der Auftritte und dem Anfange der neuen sind zuweilen Striche, zuweilen nicht. Auch das fällt schlecht in die Augen, daß das Sie und Ihr und Du und dergl. immer mit großen Anfangsbuchstaben gedruckt ist, wie in einem

Briefe oder Memorial. Das Schlimmste ist, daß eine ungleiche Orthographie, trotz dem Versprechen des Correctors, bereingetommen ist. Seyn und sein wechselt ab, wie es dem Sezer eingefallen. Kurz, der Druck ist tief unter meiner Erwartung und keine meiner wenigen Striche, die Senen des Don Carlos in der Ithalia mitgerechnet), hat so viele Fehler und fällt so schlecht in die Augen. Ich tröste mich mit der zweiten Auflage.“

Schon einige Jahre früher als mit Schiller war Göschken mit Wieland in eine literarische Verbindung getreten, die sich nach und nach in ein inniges, bis zum Tode des Dichters (1813) fortdauerndes Freundschaftsverhältnis verwandelte. Charakteristisch ist die Art und Weise, wie sich dies Verhältnis angelnüpft hatte. „Eines Tages,“ erzählt Gruber), „kam ein junger Buchhändler, der sich vor Kurzem in Leipzig etablirt hatte, zu Wieland und erhielt aus einem ihm gemachten Verlagsantrag von dem Dichter eine ablehnende Antwort. Der Buchhändler Reich, sagte Wieland, ist mein Freund und so lange er lebt, wechelte ich nicht. — Inzwischen entspann sich zwischen Beiden ein Gespräch, aus welchem Wieland immer mehr erkannte, daß er seinen alljährlichen Buchhändler vor sich habe, sondern einen Mann von Geist und vielseitigen Kenntnissen, der sich der Würde seines Berufes bewußt und entschlossen war, das Geschäft eines Buchhändlers in dem Sinne und Geiste zu führen, wie Wieland es selbst bei seinem Deutschen Werkur hatte führen wollen, allerdings zum Gewinn für sich, aber stets auch zur Ehre für unsere Literatur, zum möglichen Vortheil für die Schriftsteller. Je länger je mehr war für Wieland das Gespräch interessant geworden und es war ihm verbrießlich, daß seine Gattin hereintrat und es mit einigen Fragen, womit es wol Ausstand hätte haben können, unterbrach. In solcher Stimmung konnte Wieland sehr mißlaunig werden und ward es auch jetzt. Die Mißthe und -sanfte Heiterkeit, womit seine Gattin sich augenblicklich entfernte, entzündete den jungen Buchhändler. Er brach in die Worte aus: Herr Hofrath, welch einen Engel von Weibe haben Sie! — Wieland sah ihn einige Augenblicke ernst an, stand auf, ging auf ihn zu und sagte: Junger Mann, Sie sind schön, den Werth dieses Weibes zu erkennen, damit haben Sie auch mein Herz gewonnen. Hier meine Hand! In Reich geklopfen, so wird kein Anderer mein Betreger als Sie“).

Diesem Versprechen gemäß erhielt Göschken, nach dem Tode des erwähnten Buchhändlers unaufgefordert Wieland's „Veregrinus Proteus“ und seine „Göttergespräche“ in Leipzig. Auch ward ihm von dem Dichter der Vertrieb des Deutschen Werkurs übertragen. Durch diese gegenseitige Verbindung reifte in Göschken der Plan, eine Ausgabe von Wieland's sämtlichen Werken zu veranstalten. Kaum aber hatte sich das Gerücht von diesem Unternehmen im Publicum verbreitet, als die mit

1) Vergl. den von Göschken geschriebenen Aufsat: „Ueber Seume,“ in der Sitzung für die elegante Welt. 1810. Nr. 128.
2) Siehe Schiller's Briefwechsel mit Körner. I. Th. S. 91.

3) Siehe diese Zeitschrift. Heft 1. S. 91 f. Heft 2. S. 105 f. Heft 3. S. 1 f. Heft 4. S. 6 f. 4) Zum vierten Theile seiner Biographie Wieland's, f. dessen Sämmtliche Werke. 53. Bd. S. 11 f. 5) Siehe Gruber a. a. D. S. 23.

war. Ihn magte Wieland's Schicksal trösten, der auch in jenen wilden Epigrammen nicht geschoht worden war.

Durch das höhere Alter ward Göschchen seinem bisherigen Geschäftskreise immer mehr entzogen. Die letzte Zeit seines Lebens brachte er abwechselnd in Grimma und auf seinem Gute Hohenhädt zu, wo er mit seiner Familie die Sommerzeit verlebte. In der Nähe dieses Gutes hatte sich auch einst Wieland der amnuthigen Gegend wegen niederlassen wollen¹⁾. Dort starb Göschchen am 5. April 1828²⁾ im 76. Lebensjahre; von Allen, die ihn näher kannten, als ein Biedermann im vollsten Sinne des Wortes geknüpft. Gegen eine ungünstige Schilderung seines Charakters hatte ihn schon in früherer Zeit Schüler zu rechtfertigen gesucht; der Brief ist aus Dresden vom 20. Dec. 1786 datirt und an seinen Freund Körner in Leipzig gerichtet. „Was Du mir,“ heißt es in diesem Briefe, „von Göschchen schreibt, will ich nur zur Hälfte glauben. Zwischen seinen Handlungen im bürgerlichen Leben und seinen Ideen dünkt mir überhaupt nicht viel Harmonie zu sein und von einem gewöhnlichen Beurtheiler, der Dir vielleicht diese Nachricht gab, muß er oft verfehlt oder doch zu hart beurtheilt werden. Der Ueberrag von dem Klienten des Anfangs zum gereisten Mannernone mußte für Göschchen gefährlich ausfallen. In einer Stunde läßt sich diese neue Manier bei ihm über den Haufen werfen.“³⁾

Ein anziehendes Bild von Göschchen's Persönlichkeit und seinem Charakter hat einer seiner Freunde entworfen. „Er war,“ sagt dieser, „ein sehr einnehmender Mann. Eine kräftige Gestalt, ein wohlwollendes, ausdrucksvolles Gesicht unterstützte die Anmuth seiner geistigen Rede. Enthusiasmisch für alles Gute und Schöne, war sein Sinn immer rege zu allen ihm einleuchtenden Verbesserungen und Vervollkommnungen in seinem weiten Wirkungskreise. Und dieselbe Freundlichkeit, die in seinen Gesichtszügen walte, ging zuletzt durch seine ganze Familie, von der jeder Achtung würdigen Hausfrau an bis zu seinem jüngsten Kinde, einer Tochter, deren harmlose Schalkheit gar oft das Ergötzen des gerammten Hauses ausmachte. — Unstreitig war es ein überaus harter Schlag, der Göschchen späterhin in dem frühzeitigen Tode seines Schwieger Sohnes und Handlungselementers Eufemil traf, eines Mannes, durch Geist, Herz und Willen ganz geeignet, sein Werk auf die angemessenste und umfänglichste Weise fortzusetzen. — Obgleich empfindlich und bereitwillig für das meiste Neue, das er für gut und zweckmäßig erkannte, war Göschchen doch im Allgemeinen ein Mann nach dem Tode der vorliegenden beinahe ausgestorbenen teutschen Buchhändlerwelt, übrigens voll jener an altes gutes Herkommen sich anhaltenden Eberhaftigkeit. — Ich erinnere mich seiner zur Zeit meiner Bekanntschaft, wie er in einem netten Festtagskleide von etwas veraltetem Schnitt jedem unausweichlichen Famili-

enballe beizubohnte und unfreilich nach den vom Zeitstrome längst hinweggerissenen Rennervirtuosinnen seiner Jünglingsjahre sich fruchtlos umschauete, um womöglich auch noch der Tannmuse seine Huldigung mit Anstand darzubringen. — Göschchen hatte ein ziemlich hohes Alter erreicht, als er im April 1828 verschied. Sein ältester Sohn Karl Friedrich gab das zuerst in Gemeinschaft mit dem Vater, dann von ihm getrennt geführte Geschäft des Buchhandels auf“⁴⁾.

Als ein vielseitig gebildeter Mann hatte Göschchen die bei seinen vielfachen Geschäften ihm nur karglich gegönnte Muße zu einigen literarischen Arbeiten benutzt. Dahin gehört die von ihm anonym herausgegebene „Kette von Johann“⁵⁾. Das von ihm nach einem englischen Originale bearbeitete Lustspiel: „Zweimal sterben macht Unlug“⁶⁾ ist deshalb bemerkenswerth, weil dasselbe beinahe zwischen ihm und Wieland einen Freundschaftsbruch herbeiführt hätte. Die in diesem Lustspiele befindliche Stelle: „daß die alten Dichter uns Geld geschrieben“ hatte Wieland in einer sehr reizbaren Stimmung auf sich bezogen und seinem vieljährigen Freunde, der ihm das Manuscript zur Beurtheilung geschickt, sehr übel gebeutet. Wieland schrieb ihm darüber⁷⁾ am 14. Dec. 1799: „Mein erster Gedanke, als ich diese Stelle las, war: wie sehr muß ich auf Göschchen, dem es doch wahrlich sonst nicht an Delicatsie fehlt, zusammengeedrückt sein, daß ihm nicht ahnte, ob der alte nun bald 60 Jahre schriftstellersche Wieland diese in dem Munde eines Buchhändlers und Verlegers keineswegs gleichgültige Bemerkung nicht etwa auf sich beziehen und für einen kleinen avis au lecteur halten werde, den ihm sein von den ungeheuren Kosten einer dreifachen Auflage von 34 Bänden in Quart, Octavo und Kleinoctav erschöpfter und schmachtender Verleger habe machen wollen. Der Himmel verhöte, daß ich Ihnen Unrecht thue. Aber wenn ich alle Umstände zusammennehme, kann ich mir die Sache doch nicht wohl anders erklären und, was noch mehr ist, ich kann es Ihnen auch nicht verzeihen, daß Ihnen meine Fruchtbareit lästig zu werden anfängt u. s. m.“ Eine gegenseitige Verständigung reichte übrigens hin, diesen scheinbaren Freundschaftsbruch bald wieder zu beseitigen.

Außer den vorhin genannten Werken gab Göschchen im J. 1813 unter dem Titel „Sonntagsstunden“ eine

14) Es ward von ihm bis zum Jahre 1824 unter der Firma: Göschchen - Verleger in Grimma fortgeführt. Um diese Zeit übergab er die Leitung der Verlagsgeschäfte dem jüngeren Sohne Göschchen's, Hermann Julius Göschchen, dem jedoch, seiner Kränklichkeit wegen, schon seit 1826 Johann Christoph Stübner beigestellt worden war. Bei Abrechnung der Erben wurden die Verhältnisse der Buchhandlung bis zum Jahre 1838 fortgeführt, was sie durch Kauf an Gott in Stuttgart überging. In dieser Periode erschienen noch, vorzüglich in wissenschaftlicher Hinsicht, in Göschchen's Verlage mehr ansehnliche Werke von H. Brandes, F. G. Chr. Schwarz, Fr. Bülau, R. A. v. Arnim u. A. m., in neuerer Zeit auch eine Taschenausgabe der deutschen Geographie und in gleichem Formate eine Deutsche Volksbibliothek in einer Reihe von Bänden. 15) Leipzig 1799. 8. Mit einem Kupfer. 16) Dresden, 1800. 8. 17) Siehe Gruber a. a. D. S. 291.

10) Siehe Gruber a. a. D. S. 169 fg.

11) Hiernach

ist die irrige Angabe zu berichtigen, das Göschchen erst 1830 gestorben sei.

12) Siehe Schiller's Briefwechsel mit Körner. I. Th. S. 66.

13) Fr. Rann (F. A. Schell) in seinem Necrolog. (Wien 1837.) 2. Th. S. 184 fg.

Wochenschrift heraus. Mit dem Werke: „America durch sich selbst dargestellt“, das zu Leipzig im J. 1820 in zwölf Heften erschien, beschloß er seine literarische Laufbahn. Im Allgemeinen Reichsanzeiger (1805. Nr. 13) erschien von ihm ein Aufsatz über das Bücherpostulat. In der Zeitung für die elegante Welt (1810. Nr. 128) kiffete er, wie bereits früher erwähnt, dem ihm innig befreundeten Dichter Seume ein biographisches Denkmal. Zu der oben genannten Zeitschrift lieferte Göschchen noch einige andere Beiträge¹⁸⁾. (Heinrich Döring.)

GÖSCHEN (Johann Friedrich Ludwig), geb. am 16. Febr. 1778 zu Königsberg in Preußen, ward von seinem Vater, der dort Ründirector war, nach Magdeburg geschickt. Der dortigen Domschule verdankte er seine Elementarbildung. Seine akademische Laufbahn eröffnete er 1794 in seiner Vaterstadt. Seine in Königsberg begonnenen Rechtsstudien setzte er in den Jahren 1796—1798 zu Göttingen fort. Ein höheres Interesse, als ihm bisher die Jurisprudenz eingegeben hatte, gewann er während seines Aufenthalts in Göttingen den Naturwissenschaften ab. Er verließ die genannte Universität mit der Absicht, sich ausschließlich der Physik und Chemie zu widmen. Mit diesen Wissenschaften wollte er das Studium der Deconomie verbinden. Er verweilte einige Zeit auf dem bei Helmstedt gelegenen Gütern des Grafen von Welheim. Im J. 1800 kaufte er ein Landgut in der Nähe von Königsberg. Die Bewirtschaftung dieses Gutes nahm seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Mehrere Unglücksfälle nöthigten ihn im J. 1804 zum Verkauf seines Gutes. Mit dem Entschlusse, die Laufbahn eines practischen Juristen zu betreten, ging er nach Magdeburg. Die politischen Ereignisse des Jahres 1806 schnitten ihm die Aussicht ab, dort eine Anstellung zu finden. Er ging nach Berlin, wo er noch blieb, als 1807 das linke Ufer von Preußen abgetreten ward. In der genauesten Bekanntschaft mit Spalding, Heindorf, Bultmann, Schleiermacher, Delbrück und andern vielseitig gebildeten Männern wieder die Neigung zu den Wissenschaften. Durch mehrte ihm bisher unbekannt gebliebene Werke Hugo's und Savigny's hatte er dem Studium des römischen Rechts ein entschiedeneres Interesse abgewonnen. Außer Savigny's spornete ihn vorzüglich Niebuhr zu fortgesetzter Thätigkeit. Im J. 1811 erlangte er den juristischen Doctorgrad. Er war der erste, der diese Würde auf der neugegründeten berliner Universität erhielt. Bei dieser Gelegenheit schrieb er ein Specimen observationum juris Romani. (Berol. 1811. 8 maj.) Bereits im November des eben erwähnten Jahres ward er zum außerordentlichen Professor der Rechte ernannt. Eine ordentliche juristische Professur erhielt er im Februar 1813. Gemeinlich mit A. S. Barlow besorgte er

um diese Zeit eine neue Ausgabe von *Westenbergii Principia juris, secundum ordinem digestorum seu pandectarum in usum auditorum collecta*. (Berol. 1814. 8 maj.) Als 1816 die berliner Akademie der Wissenschaften zwei Gelehrte nach Verona sandte, um die dort von Niebuhr entdeckten Schätze des römischen Rechts zu heben, ward Göschchen auf Savigny's Antrag nebst dem Philologen Vetter dorthin geschickt. Nach der Rückkehr von jener Reise ward er von der Akademie zur Herausgabe der in Verona entdeckten Institutionen des Gaius, des Fragments über die Rechte des Titius u. a. aufgeführt. Seinen Namen, den er auf dem Titel verschwie, nannte er unter der Vorrede des von ihm herausgegebenen Werkes: *Gaii Institutionum Commentarii IV e codice rescripto bibliothecae capituli Veronensis auspiciis regiae academicae doctrinarum Borussicae nunc primum editi*. (Berol. 1820. 8 maj.) Dazu fügte er 1821 noch eine Praefatio et Index ad Gaii Institutiones. Eine vermehrte Ausgabe besorgte er 1825 zu Berlin unter dem Titel: *Gaii Institutionum Commentarii IV. E codice rescripto bibliothecae capituli Veronensis a F. Bluhm iterum collata edidit. Accedunt fragmenta veteris juris cons. de jure fasci et aliae ejusdem bibliothecae membrana transscriptum*. In den Vorreden gab Göschchen nähere Auskunft über die Geschichte und Benutzung dieses wichtigen Fundes.

Im Frühlinge 1822 folgte Göschchen einem unter sehr vortheilhaften Bedingungen an ihn ergangenen Rufe nach Göttingen. Er ward dort ordentlicher Professor der Rechte und ordentliches Mitglied des Spruchcollegiums. Im J. 1828 erhielt er den Hofrathstitel. Nicht lang zuvor hatte er einen vortheilhaften Ruf nach München abgelehnt. Er starb am 25. Sept. 1837 im 59. Lebensjahre. Wenige Tage vor seinem Tode hatte er als Vices in der Aula des neuen Universitätsgebäudes die Ehem promotionen vorgenommen, mit denen das 100jährige Jubiläum der Universität Göttingen von der juristischen Facultät gefeiert ward. Gränzliche Kenntnisse und Scharfsinn charakterisirten außer seinen bereits erwähnten Leistungen auch mehrte seiner größtentheils das römische Recht betreffenden Abhandlungen in Hugo's „*Civiltätischen Magazin*“ und in der „*Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft*“, die er in den Jahren 1815—1825 mit Savigny und Eichhorn gemeinschaftlich herausgab. Besonders hatte Göschchen auch an den Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften (1814) und an der Leipziger Literaturzeitung (1817). Für seine akademischen Vorlesungen, auf die er seinen Hauptfleiß wandte, schrieb er mehrere Grundrisse, unter welchen ein ausführender Vorlesungsgrundriß (Göttingen 1831. 8.) einer der vorzüglichsten war. Seine gewandte Geschäftsbüthigkeit bewies sein anderthalbjähriges Prorectorat von Oftern 1831 bis Winter 1832, unter welchem die Universität manche neue und werthvolle Einrichtungen erhielt¹⁹⁾. (Heinrich Döring.)

18) Vergl. *Wendner a. a. D.* S. 11 fg. 23 fg. 91 fg. 159 fg. 231. *St. Ramm a. a. D.* 2. Th. S. 184 fg. *Schiller a. a. D.* 1. Th. S. 66. 91. *Den Reuen Nekrolog der Deutschen*. Jahrgang VI. 2. Th. S. 593 fg. *Reusiel's Göt. Deutschl.* 2. Bd. S. 602. 9. Bd. S. 436. 17. Bd. S. 743. 22. Bd. 2. Abth. S. 399. *Göttinger in den literarischen Zuständen und Zeitgenossen*. 1. Bd. S. 149 fg. 181 fg.

19) Vergl. *Reusiel's Göt. Deutschl.* 17. Bd. S. 743. 22. Bd. 2. Abth. S. 399 fg. *Den Reuen Nekrolog der Deutschen*. Jahrg. XV. 2. Th. S. 263 fg.

GÖSCHL (I. M.), geb. am 13. April 1798 zu Bamberg von katholischen Eltern, die ihn zum geistlichen Stande bestimmten. Vorbereitet dazu ward er in dem Gymnasium seiner Vaterstadt. In Landshut, später in Wien und Göttingen setzte er seine theologischen Studien fort mit dem Plane, sich zu einem akademischen Lehramte vorzubereiten. In seinem 28. Jahre (1826) erhielt er die Stelle eines Professors der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts an dem Lyceum zu Altsachsenburg. Nach Auflösung der dortigen Section der Theologie (1840) ward er Pfarrer in Nürnberg. Verdienst machte er sich dort, außer durch gewissenhafte Verwaltung seines Amtes, durch die Bestimmung, daß seine nicht unbedeutende Bibliothek, die meist aus historischen Werken und religiösen Schriften bestand, nach seinem Tode den leistungsfähigen Pfarrkindern seiner Diocese als Eigenthum verbleiben sollte. Göschl starb im April 1852 zu Nürnberg. Mit der Schrift: „Sind die höhern geistigen Wesen der Bibel wirklich existierende Wesen?“ (Landshut 1821. 8.) begann Göschl seine literarische Laufbahn. Im Sinne seiner Confession schrieb er eine „Verdicht für die verkörbten christgläubigen Seelen im Reinigungsorte“ (Nürnberg 1828. 8.) und „Festtagspredigten für gebildete Katholiken.“ (Würzburg 1828. 8.) Seinem Freunde und ehemaligen Kollegen Konrad von Braun stiftete er ein schriftliches Denkmal. (Altsachsenburg 1829. 8.) Göschl war auch Herausgeber einer katholischen Kirchenzeitung. Zu seinen letzten Schriften gehört sein „Versuch einer historischen Darstellung der christlichen kirchlichen Ehegesetze“ und eine Geschichte des tridentinischen Concils in zwei Octavbänden *). (Heinrich Döring.)

GÖSEKEN (Heinrich), deutscher Theolog und Sprachforscher, am 17. April 1612 zu Hannover, wo sein Vater ein Handelsgeschäft betrieb, geboren, widmete sich von 1631 an zu Rostock der Theologie und wurde nach der Beendigung seiner Studien Hauslehrer bei dem Hofprediger Joh. Köpflin zu Stockholm. Da ihm in dem damals noch zu Schweden gehörenden Estland eine Stelle versprochen war, so ging er, nachdem er sich im Jahre vorher zu Königsberg durch die Vertheidigung der Disputation Wilh. Wigandorff's: De praedicationibus mysticis seu personalibus die theologische Doctorwürde erworben hatte, im J. 1637 nach Rerval, um sich vor Allem die zu einem erfolgreichen Wirken nöthige Kenntniss der esthnischen Sprache zu verschaffen. Schon im folgenden Jahre (1638) ward er Pfarrer in einem Dorfe des alten Harrien (des jetzigen Kreises Rerval) und im J. 1641 zu Goldenberg in der alten Wied (dem jetzigen Kreise Habsal). An beiden Stellen erwand er sich um den Unkenntnis und die Aufführung des Volkes so große Verdienste, daß er von der schwedischen Regierung zum Probst in der Wied und zum Beisitzer des königlichen Consistoriums zu Rerval ernannt wurde. Er starb zu Rerval am 24. Nov. 1681. Für den Gottesdienst sorgte er durch ein Gesangbuch in esthnischer Sprache, in welches

er die vorzüglichstenlieder der protestantischen Kirche aufnahm und durch eigene vermehrte. Seine Kenntniss der esthnischen Sprache bewährte er durch eine Grammatik derselben (Manuductio ad linguam oesthonicam; Anführung zur esthnischen Sprache. Rerval 1660. 8.), welche lange Zeit die einzige und unentbehrlich war. Er hinterließ auch eine Uebersetzung der ganzen Bibel, woran er viele Jahre unermüdet gearbeitet hatte, welche aber leider ungedruckt blieb. Die Handschrift in zwei Folioabänden, welche sich in dem Besitze des Pfarrers J. B. Böcker zu Ruffall bei Rerval, seines Schwiegersohnes, befand, ist vielleicht noch vorhanden *).

(Ph. H. Kälb.)

GÖSS (Georg Michael Ferdinand), geb. am 5. Oct. 1767 zu Dietrichshofen im Fürstenthume Walreuth, studirte zu Erlangen und Jena Jurisprudenz, widmete sich jedoch vorzugsweise den Kameralwissenschaften. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn bekleidete er die Stelle eines Oeconomeinspektors bei dem Rathe Hofmann zu Jach. Später ward er als Auditor bei der königl. preussischen Regierung zu Ansbach angestellt. Er starb dort 1798. Von seinen gründlichen ökonomischen Kenntnissen zeugte ein von ihm herausgegebenes Werk: „Ueber die spanische Schafzucht in den Fürstenthümern Ansbach und Walreuth, wie auch im Fürstenthume Rastatt.“ Dies Werk erschien als zweiter Theil von J. G. Stumpfs „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Schafzucht in Spanien und die spanische Schafzucht in Sachsen.“ Ungedruckt hinterließ er den Plan zu einer Ortsgeographie und einen Versuch über die Theilung der Gemeindegüter †).

(Heinrich Döring.)

GÖSSEL (Karl Adolph), geb. am 9. Sept. 1790 zu Eibau bei Jittau, wo sein Vater Karl Traugott Gössel Pfarrer war, erhielt den ersten Unterricht durch einen Hauslehrer. In dem Gymnasium zu Jittau legte er den Hauptgrund zu seiner wissenschaftlichen Bildung. Außer dem Director Rudolph waren der Corrector Kuescher und der Subdirector Lachmann seine vorzüglichsten Lehrer. Seines Vaters Wunsch, daß sich Gössel der Theologie widmen möchte, stimmte auch mit seiner eigenen Neigung überein. Mit gründlichen Sprachkenntnissen bezog er 1810 die Universität Leipzig. Der mufterhafte Fils, den er in dem Gymnasium zu Jittau bewiesen, blieb sich auch auf der genannten Universität völlig gleich. Noch während seines Aufenthaltes in Leipzig erwand er sich die Magisterwürde. Nach der Rückkehr in seine Heimath verließ ihm der Magistrat zu Jittau das durch seines Vaters Tod erledigte Pfarramt in Eibau. Seine in populärem Tone gehaltenen Predigten verschafften ihm allgemeinen Beifall und eine feste volle Kirche. Mit rastlosem Eifer widmete er sich aber auch seinen Pastoralgeschäften und dem Schul- und Armenwesen. Als Oatte und Vater, als Verfolger einer

*) J. G. Keeling, Beschreibung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jocher's gelehrten Lexicon. 2. Bd. S. 1607.

†) Siehe Bienenfelder's Geol. Fürstenthum Walreuth. 3. Bd. S. 88 fg. Maschel's Lexicon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 247 fg.

*) Beral, den neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXX. 1. Th. S. 316 fg.

zahlreichen Familie zeigte sich Charakter von einer achtungswerthen Seite. Er starb am 6. März 1845 an einem Schlagflusse. Schon seit einigen Jahren hatten ihn mehrmalige apoplektische Anfälle getroffen. Im Bade zu Teplitz, wo er seine lebende Gesundheit zu stärken gesucht, hatte er noch das Jahr vor seinem Tode (1845) in der neuen evangelischen Kirche gepredigt. Bei seiner feierlichen Beerdigung folgten 34 seiner Amtsbrüder und zahlreiche Gemeindeglieder seinem Sarge. An dem Glauben seiner Kirche hing er mit unerschütterlicher Festigkeit und suchte die Verabingung und den Trost, den seine Religiosität ihm selbst gab, auch Andern zu empfehlen. „Worauf gründet sich die Hoffnung, daß alle Völker der Erde das Christenthum annehmen werden?“ war das Thema einer seiner Predigten, die er unter mehreren andern zu Jittau 1821 herausgegeben hatte. Die gewissenhafte Erfüllung seines geistlichen Berufes erlaubte ihm selten, als Schriftsteller thätig zu sein. In der Form eines Gläubigers an einen vieljährigen Freund, Dr. Weidach, gab er einige Gedanken heraus über Luther's Ausspruch: Error est dicere, sine Aristotele non fit theologus. Immo theologus non fit, nisi id fiat sine Aristotele. (Jittau 1846.) Beiträge lieferte Gössele zur „Praktischen Predigerzeitung“, unter andern eine „Varelation auf den Pastor M. Ettmüller in Gerodorf“ (a. a. O. 1834. Nr. 10). In der Allgemeinen Kirchenzeitung, 1835. Nr. 11 befanden sich von ihm: „Einige Gedanken gegen die von dem M. Eirin in der Abhandlung von der Sünde wider den heiligen Geist ausgesprochenen Ansichten“).

GÖSSNITZ, Marktflecken im Herzogthume Sachsen-Altenburg an der Pleiße und an der sächsisch-bairischen Eisenbahn, durch welche es in der neuern Zeit feinen unbedeutenden Aufschwung nimmt. Es liegt unter 30° 6' 10" n. l. und 50° 56' 7" nördl. Br.

(H. E. Höseler.)

GÖSWEINSTEIN, Pfarrdorf und Marktflecken des bairischen Kreises Oberfranken im Landgerichte Pottenstein, romantisch gelegen in der Mitte der sogenannten fränkischen Schwäbe, welche gleichsam ein Dreieck bildet zwischen den Städten Bamberg, Baiereuth und Alzenberg. Das Dorf ist vorzugsweise bekannt als sehr besuchter Wallfahrtsort, wohin jährlich viele Tausende aus der Nähe und Ferne zusammenströmen, um die prachtvolle Kirche, der heiligen Dreifaltigkeit geweiht, zu besuchen und ihre Andacht zu verrichten. Auf einem geräumigen freien Platze erhebt sich majestätisch dieser in neuromantischem Baustyle erbaute Tempel mit zwei großartigen Thürmen. Nach Angabe des Obersten Neumann wurde der Bau 1730 begonnen und 1739 unter Fürstbischöf Friedrich Karl von Schönborn vollendet. 158 Fuß lang, 82 Fuß breit und 63 Fuß hoch ist das Kirchengewölbe mit gelungenen Stuckarbeiten geziert. Das Portal ist mit Bildhauerarbeiten von Joh. Peter Denkert geschmückt, auch sind einige schöne Altarblätter vorhanden

und besonders auf dem Goshaltare drei mehrerlei Gipsfiguren mitterwärtig, welche ausgezeichnete Männer aus dem alten und neuen Testamente darstellen, aber in ihrem Gesichtsausdruck die Portraits damaliger berühmter Männer verfinstern. In der Kirchenmauer befindet sich ein sehr altherwürdiges Grabmal, welches 1588 der bamberg. Bildhauer Hans Werner verfertigte und den Freiherren Otto Erhard von Rengersdorf mit seiner Familie darstellt. In der Nähe der Kirche ist ein romantisches Gebäude, welches der Pfarzgeistlichkeit zur Wohnung dient. Von weiter Ferne schon erblickt der Wanderer aus steiler Felsenhöhe das gösweinreiner Schloß, welches in das Aborn-, Rüchtersfelder und muggendorfer Thal romantisch herabschauet. Früher ein fürstbischöfliches Amtshaus ist es gegenwärtig Sitz eines Rentamtes. Auf 120 Stufen steigt man vom Schloßhofe zur Terrasse hinauf, welche über eine schwindelerregende Tiefe in das Thal hinaushängt und von wo aus eine großartige Aussicht auf Alzenstein, Rabened, Rabenstein, Hebenwischberg mit der Platte, kurz über einen weiten Umfang der fränkischen Schwäbe sich öffnet. Der Name Gösweinlein stammt von dem reichsfreierberrlichen Geschlechte Göswein, welches von 1124—1177 blühte, in seinem Wappen einen Löwen führte und das Schloß gebaut haben soll. Noch besteht es aus einigen althermischen Gebäuden, hat mehr Ringmauern, ein Burgverließ und drei Eiskernen. Unter Kaiser Friedrich 1160 kam Gösweinlein an das Bisthum Bamberg, dann pflanzte man an das berühmte Geschlecht von Schlössern. In dem Bauernkrieg 1525 wurde nicht vielen Schlössern des alten Frankenlandes auch der Amtshaus Gösweinlein zerstört und kaum wieder aufgebaut, erlitt es neuerdings große Verheerung in dem markgräflich-Albertrichschen Kriege, 1553, wo es endlich gewonnen ward, an Albrecht sich zu ergeben. Erst nach der Niederlage bei Sievershausen gelangte das gebrauchsfähige Gösweinlein wieder an Bamberg. Nicht bloß der 30-jährige Krieg brachte neue Drangsale, sondern am 5. Aug. 1746 traf das Dorf eine verheerende Feuersbrunst, wodurch 40 Häuser eingeäschert wurden. Bei der Säkularisation des Fürstbisthums Bamberg kam Gösweinlein mit an die Krone Baiern und zählt gegenwärtig 476 Einwohner in 74 Häusern, worunter mehrere Gasthäuser zur Aufnahme der zahlreichen Pilger und Wallfahrtsleute. Der Marktflecken liegt in feinstem Gereng, ringum von hohen Bergen umgeben. Der Ort hat kein Quellwasser, sondern jedes Haus eine Cistern; an Fußse des Berges dehnet sich die sogenannte Stempelmühle, woher das Wasser geholt werden muß, welche nicht von der nahen Wiesent, sondern von den aus dem Berge strömenden drei Quellen getrieben wird. Der nahe Wiesentfluß ist reich an Forellen und überhaupt die Gegend von den Touristen sehr häufig besucht, besonders seitdem durch den Naturforscher Joh. Friedr. Esper die Entdeckung von Höhlen gemacht wurde, welche nun europäische Berühmtheit erlangt haben. Abbildungen der verschiedenen Druckschriften der fränkischen Schwäbe: Ruggendorf, Reibsch, Streiberg, Gösweinlein, Wiesent.

⁷⁾ Uebrig. den Neuen Reisezug der Teutonen. Jahrg. XXVII. 1. Th. S. 213 fg.

sein, Wälschenfeld, Vottenstein, Tüchersfeld, Hohenmirsberg u. f. w. sind einzeln und in Wappen sehr häufig zu finden. Vergl. Heller, Verzeichniß von bambergischen topographisch-historischen Abbildungen in Holzschnitt, Kupferstich und Lithographie (Bamberg 1841). S. 89—91. (Stenglein.)

GÖTA-ELF (die), welche in ihrem Oberlaufe Klara-Elf heißt, entsteht nicht weit von Roraas im Regenfee (62° 15'), strömt sodann in den Sämundsee und nachdem sie Werneland (Karlstadt-Län) durchflossen, bei Karlsholm in den Wenernsee. Aus diesem tritt sie am Südrande bei Wenerberg und mündet weiter südlich bei Gothenburg ins Kattegat, indem sie ein Deltaalnd bildet, welches bei Kongell beginnt, wo sie sich in einen nördlichen und südlichen Arm theilt. Am dem südlichen Arme liegt Gothenburg. Die Göta-Elf ist reich an Fischen, besonders Lachsen, wichtig durch Schiffsahrt, durchströmt herrliche Landschaften und hat prächtige Wasserfälle. Ausgezeichnet durch Naturschönheiten ist die von Norwegens Grenze bis zum Wenernsee sich ausbreitende eisenreiche Landschaft Werneland an der Klara-Elf. Zwischen langen von Nord nach Süd ziehenden Bergzügen streuen sich schmale Thäler von theils großartiger nordischer Natur, theils mehr südlichem Charakter. Die herrliche Gegend von Fryksdalen, schwedische Schweiz genannt, wird viel besucht. — Bei dem Eisenwerke Munkfors, westnordwestlich von Philippsstad, bildet die Klara-Elf unter andern einen 30 Fuß hohen schönen Wasserfall, zwei Meilen unterhalb den bedeutenden Fall Dajersfors in mehreren Abfällen. — Bald nach ihrem Austritte aus dem Wenernsee beginnen bei dem Dorfe Trollhättan die berühmten sechs Trollhättafälle, die sowohl durch sich selbst als durch ihre Umgebung eines der imposantesten Naturschauspiele gewähren. Auf der einen Seite ragt eine hier und da mit über dem Abgründe festgeklammerten Fichten besetzte 200 Fuß hohe Felswand empor, auf der andern Seite steht man auf hohen Felsen mehrer Schneidemühlen, deren von schroffen Wänden stürzendes Wasser reizende kleine Fälle bildet, schöne Hügel, Baumgruppen, Bergwiesen und die Häuser von Trollhättan. Die sechs Fälle haben zusammen eine Höhe von 130 Fuß. Der erste, der Gullesfall, wird durch eine bewaldete Felsinsel in zwei Fälle getheilt. Der zweite, breiteste, 60 Fuß hohe, rings von gewaltigen Felsmauern umschlossene Toppfall wird durch die Insel Toppö getheilt, zu welcher eine schmale, schwankende Brücke führt. Der dritte, Stampelströmsfall, ist 20 Fuß hoch, auf ihn folgen im engen Felsbette die Höllensfälle. Die größte Strombreite beträgt bei den Fällen 150 Fuß. Etwa zwei Meilen unterhalb Trollhättan, bei dem großen Dorfe Killa Öret, macht der Strom noch einen Fall in seiner ganzen Breite, den man trotz seiner geringen Höhe mit dem Rheinfalle bei Schaffhausen vergleicht. Um die Schiffsahrt auf der Göta-Elf zu ermöglichen, hat man in den Jahren 1793—1800 den eine Viertelmeile langen, 22 Fuß breiten, 6—9 Fuß tiefen Trollhättakanal angelegt. Man sprengt ihn neben den Fällen durch Granitfelsen hindurch, führte ihn durch einen kleinen See

durch 8 Schleusen (jede 60 Ellen lang), in denen die Schiffe 120 Fuß bergan steigen. (H. E. Hönsler.)

GÖTA-KANAL. Dieser das Kattegat mit der Nord- und Ostsee verbindende Kanal ist für Schweden eine der wichtigsten Anlagen. Er beginnt am Oufser des Weners und führt durch die Seen Witen und Boten in den Wenernsee, aus diesem in die Seen Boren, Koren und Äspölingen und darauf in der Nähe von Södertöping in den Mercurusens Elätkölen. Die Länge des Kanals mit Einschluß der Seen, welche etwa die Hälfte der Längenausdehnung einnehmen, beträgt 18 Meilen, die Breite am Boden 48 Fuß, am Wasserspiegel 90 Fuß, bei Brücken 25 Fuß, die Tiefe 10 Fuß. Er hat 58 Schleusen, 34 Brücken und 11 als Hafenplätze dienende Bassins, auf der einen Seite zieht sich ein Weg entlang für die Fahrzeuge ziehenden Schiffszieher. Die Strecke des Kanals von der Ostsee bis zum See Äspölingen hat eine Länge von einer Meile und 6790 Ellen; der See, dessen schon bewaldete Ufer mit hübschen Landhäusern besetzt sind, ist eine halbe Meile lang. Von Hulla geht der Kanal 11,900 Ellen weit bis zu dem 2½ Meilen langen See Koren, dessen Nordufer bergig und walrig ist, wogegen das südliche Ufer im Osten abwechselnd, im Westen flach und mit reichen Kornfeldern bedeckt ist. Auf der Strecke vom Koren zum Borensee liegt Brunneby mit schöner Kirche in einer romantischen Gegend, eine der schönsten Stellen des Kanals und bei Räs die größte Höhe, durch die er gegraben ist. Der Borensee, 145 Fuß über dem Meeresspiegel, 1¼ Meile lang, hat schöne Ufer, trophaltes Wasser und prächtige Güter. Vom Borensee bis zum Wenernsee beträgt die Länge 6850 Ellen; auf der Südseite fließt die Notala mit mehreren Wasserfällen, an ihr die mechanische Werkstätte Notala, welche Dampfmaschinen, Pressen, Pumpen, Walzen, Kanonen und dergl. liefert und in deren Nähe das Grab des Grafen von Platen, welcher von 1810 bis zu seinem im J. 1829 erfolgten Tode die Leitung des Kanalbaues hatte. Vom Wenernsee geht der Kanal in den Vottensee, darnach kommt eine theilweise durch einen Felsen geprenzte Schwelle, die allein 60,000 Thlr. kostete, dann der höchste Punkt der ganzen Anlage, der See Wiksten, 11 Fuß über dem Spiegel des Wenernsees, von großartigen Bergmassen umgeben. Von hier bis zum Wenernsee, eine Strecke von drei Meilen, senkt sich der nicht mehr durch Seen unterbrochene Kanal 163 Fuß. Er ist hier an 10,000 Kubikfaden durch die Landhöhe geprenzt. Die Gesamtkosten des Baues haben aber nur Millionen Hofer betragen.

(H. E. Hönsler.)

GÖTEBORG, teufsch Gothenburg in Gothland im Königreiche Schweden, die zweite Stadt des Reichs durch Größe, Industrie und Handel. Die Stadt, die Schöpfung Gustav II. Adolfs, am linken Ufer der Göta-Elf, etwa zwei Meilen vor ihrer Mündung, der Insel Hisingen gegenüber, ist rings von maltrisch gruppierten Bergen und Felsen von rothem Granit umgeben, die oft sonderbar auf einander getürmt, wild, nackt und baumlos sind, nur hier und da wilde Rosen, Erd- und He-

delberten in ihren Spalten tragen. Gleiche Beschaffenheit hat die Küste. Die eigentliche Stadt, schön und regelmäßig gebaut, ist ursprünglich von hierhergezogenen Holländern angelegt und hat einen gewissen niederländischen Charakter, indem die breiten, geraden Straßen von Kanälen (zu denen man den kleinen in die Göta-Elf fließenden Fluß Mölnälv benutzt hat) durchschnitten werden, über welche neue Brücken mit eisernen Geländern führen. Die längs des Flusses unter hohen Klippen liegenden Vorstädte sind ebenfalls schön. Eine lange, an schroffe Felsen sich lehende Gasse oder Vorstadt führt zu den unterhalb der Stadt liegenden Schiffswerften und dem Hafen. Unter den meist massiven Häusern zeichnen sich die Domkirche, die deutsche Kirche, die Garnisonkirche, die Residenz des Landhofs, das Rathhaus, das Schauspielhaus und das prächtige, in Form einer Rotunde gebaute Badehaus aus. Sowol in der Stadt als in der Umgebung sind bedeutende Fabriken in Tabak, Segetuch, Zuckererzien, Gerbereien, Brauereien. Ausgeführt werden Eisen, Stahl, Kupfer, Holz, Leder, Segeltuch, Baumwollenwaaren, Färbung, Irtan; die Handelsverbindungen mit England, Frankreich, Spanien, Portugal und den vereinigten Staaten Nordamerikas sind bedeutend. Die Stadt hat 30,000 Einwohner, einen Bischof, eine Gesellschaft der Wissenschaften, ein Gymnasium und mehrere treffliche Wohlthätigkeitsanstalten. — Ostlich und westlich von der Stadt die in Verfall gerathenen Schanzen Göta Lejon und Kronan, im Flusse selbst die bedeutende Citadelle Elfsborg und in der Nähe die Festung Åra Elfsborg. Ursprünglich war Gothenburg auf der Insel Hisingen angelegt; nachdem sie aber im J. 1611 von den Dänen verbrannt war, wurde sie unter Gustav II. Adolf an ihrer jetzigen Stelle wieder aufgebaut. (H. E. Hössler.)

GOETEERIS (Antoni), holländischer Staatsmann und Reisender des 17. Jahrh., befand sich als Secretair bei der holländischen Gesandtschaft, welche im J. 1615 in Handelsangelegenheiten an die Höfe von Dänemark, Schweden und Rußland ging und an deren Spitze Remhout von Brederode stand. Sein Reisebericht (Journael der Legatie ghedaen in de Jaren 1615 ende 1616 van wegen Haare Hoogmogende aen de Koninghen van Sweden ende denemerk end: den Keyser van Rußland. 's Gravenhage 1619. 4. Mit KK.), welcher sehr selten geworden ist, enthält manche für die Kenntniß des damaligen Zustandes der nordischen Reiche nicht unwichtige Bemerkungen*). (Ph. H. Kuhl.)

GOETHALS, 1) Heinrich, auch Bonicollus (Guthals) und von seinem Geburtsorte Wyden, einer Vorstadt von Gent, Heinrich von Wyden (Mudanus) oder von Gent (Gandavensis) genannt, im J. 1217 geboren, widmete sich auf der Universität zu Paris der Theologie und Philosophie unter Albert dem Großen zu derselben Zeit, als Thomas von Aquin unter diesem berühmten Lehrer seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt

und war der vertraute Freund des durch seine Frömmigkeit ausgezeichneten Benitti. Nach der Beendigung seiner Studien ergriff er selbst das Lehramt mit so großem Beifalle und Erfolge, daß ihn die Sorbonne unter ihrer Professoren aufnahm und man ihm den Ehrenstitel Doctor solennis beilegte. Er wohnte dem Concilium zu Lyon (1245) bei, auf welchem er sich durch seine Thätigkeit und Umsicht auszeichnete und die Befestigung des Ordens der Serviten erwirkte. Bei dem Papste Honorius IV. und bei dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich fand er in großem Ansehen, besonders aber schenkte ihm die Grafen von Flandern ihr Wohlwollen. Seine Landleute waren längst stolz auf ihn und seine Ernennung zum Erzbischof von Dornik (Tournay) fand deshalb allgemeinen Beifall. In dieser Stellung bekämpfte er rathlos die manichäischen Irrthümer, welche bei dem Volke Eingang gefunden hatten, jedoch nur mit den Waffen der Ueberredung, einer zu jener Zeit seltenen Ueberzeugungsweise; dabei zeigte er sich gegen die Stadt sehr freigiebig, ließ in der Kirche Saint-Viat die Kapelle der heiligen Maria Magdalena erbauen und vergrößerte das alte Beguinenhause, zu Gent aber stiftete er das Hospital zum heil. Jacob, welches jetzt noch besteht. Er starb zu Dornik am 29. Juni 1293. Die Geistlichkeit beauftragte ihn in der Kathedrale zu errichten ihm ein prächtiges Grabmal, welches im 16. Jahrh. von den Calvinisten zerstört wurde. Goethals gehört zu den wenigen Scholastikern des Mittelalters, welche ihren eigenen Weg zu gehen wagten; er wich sehr häufig von Aristoteles ab und gestattete Platonischen Vorstellungen Eingang auf sein System, welches er in seinen theologisch-philosophischen Schriften (Summa Theologiae seu questiones ordinariae. Parisiis 1520. fol. und Quodlibeta theologiae in libros quatuor Sententiarum Parisiis 1518. fol. cum commentar. Venetiis 1613. fol. 2 Völk.) niederlegte. Er hat über die ganze Philosophie viel Licht verbreitet und die Metaphysik dem Verstande und der Wahrheit näher gerückt; besonders aber verbandte ihm die Psychologie manche Verhättnissen und genauere Bestimmungen und es ist deshalb zu bedauern, daß seine übrigen philosophischen Schriften (Commentarii ad questiones in Physica Aristotelis, In Metaphysicam Aristotelis und Quodlibeta de variis materiis) nicht gedruckt sind, dagegen dürfen seine ausführenden theologischen Schriften (Summa de poenitentia, De castitate virginum et viduarum und Sermones), welche ebenfalls noch in Handschriften vorhanden sind, leicht zu entdecken sein. Wie genau er auch mit der Literatur vertraut war, beweist sein Buch: De scriptoribus ecclesiasticis oder De viris illustribus (mit Anmerkungen herausgegeben von Petr. Suffridus in den illust. Scriptt. eccles. Colon. 1580. 8. von Aub. Mirus in dessen Bibliotheca ecclesiastica. Antverp. 1639. fol. und von J. A. Fabricius in dessen Bibliotheca ecclesiastica. Hamburg. 1718. fol.), welches da beginnt, wo Eigebert von Gemblours aufhört und bis auf seine Zeit fortgeführt ist; dagegen gehört die ihm öfter zugeschriebene und in den Act. SS. Antverp. Februarii. Mo. III.

*) Vergl. Beschreibung, Literatur der Reisen in Rußland. 2 Bd. S. 258.

p. 195 seq. abgedruckte Offenbarung über das Leben des heiligen Eusebius, welcher im J. 531 als Bischof von Dornik starb (Revelatio facta Henrico Tornacensi Canonico), nicht ihm an, sondern einem älteren Heinrich, welcher in der Mitte des 12. Jahrh. Canonicus zu Dornik war.).

2) Heinrich, bekannt unter dem Namen Gredals oder Gredals, belgischer Geistlicher und Diplomat, im J. 1359 zu Gent geboren, widmete sich auf der Universität zu Paris der Theologie und wurde nach der Beendigung seiner Studien Probst des Capitels zu Lille. Bald darauf vertauschte er diese Stelle mit einer Pfründe zu Dornik und kam dann in derselben Eigenschaft nach Lüttich, wo er allmählig zum Schatzmeister und Dekan des Domcapitels vorrückte. Später trat er in die Dienste der Herzog von Burgund und erwarb sich als Geheimschreiber Philipp's des Kühnen, als Rath Johann's des Unersprockenen, als Vizepräsident des großen Rathes Philipp's des Gütigen und als erster Rathgeber in kirchlichen Angelegenheiten in dem Provinzialrathe von Flandern große Verdienste. Bei der Beforgung wichtiger Angelegenheiten sowohl im Auslande als auch in der Heimath fiel ihm immer die Wahl auf ihn und er entledigte sich der ihm gewordenen Aufgabe stets mit der größten Umsicht. So finden wir ihn zu Constantinopel, wo er über das Kaiserthum für die in der unglücklichen Schlacht von Nicopolis (1396) gefangenen Christen unterhandelte, zu Gent bei der Versammlung, welche sich mit der Ausgleichung des Zwistes zwischen dem Könige Johann von Frankreich und dem Herzoge Philipp dem Kühnen von Burgund beschäftigte, zu Löwen bei den Verhandlungen über die Wahl des Herzogs von Brabant, auf dem Concilium zu Bischof (1409), welches sich mit der Einigung der Kirche befaßte, zu Paris, um an der Vollziehung des Vertrages von Arras zu arbeiten, auf dem allgemeinen Concilium zu Constanz (1414), welches den Frieden in der Kirche herstellen sollte, in England zur Erledigung wichtiger Staatsangelegenheiten, zu Brüssel bei der Versammlung der drei Stände zur Umgestaltung der Regierung, bei der allgemeinen Versammlung zu Brüssel, welche nach der Ermordung Johann's des Unersprockenen (1419) stattfand, zu Kamur, um bei der Erwerbung der Grafschaft dieses Namens durch Philipp den Gütigen mitzuwirken, zu Basel, um das Bisthum der Herzogin von Oesterreich festzustellen, zu Lüttich, um der weiteren Verbreitung der humanistischen Lehre entgegen zu wirken und endlich zu Rom, um über die Excommunication der Gräfin Jacobine von Savoyen von dem Herzoge von Brabant zu unterhandeln. Alle diese Aufträge der verschiedensten Art waren für Goethals um so ehrenvoller, da er das Vertrauen der Herzoge nicht durch Schwächelei er-

schlichen hatte, sondern diesen sogar, wenn sie sich un-rechtliche Handlungen erlaubten, entschieden seine Mißbilligung kund gab. So sagte er nach der Ermordung des Herzogs von Orleans seinem Geheiter, dem Herzoge Johann, welcher diese Schandthat veranlaßt hatte, den Dienst auf und ebenso weigerte er sich an dem unheil-vollen Vertrage von Troves Theil zu nehmen, wodurch Philipp der Gütige den König Heinrich V. von Eng-land als König von Frankreich anerkannte, um den Dauphin, welcher später als Karl VII. regierte, von der Thronfolge auszuschließen. Goethals starb am 14. Dec. 1433 zu Dornik. Er fand seine Grabstätte unter dem Hauptaltare der Kathedrale dieser Stadt, sein Herz aber brachte man nach Lüttich und vermauerte es im Dome in einem prachtvollen Denkmal, welches im J. 1794 zertrümmert wurde.).

3) Arnold, belgischer Chronist, im J. 1425 ge-boren, war Mönch in der Abtei Saint-André-des-Bruges und schrieb eine Chronik derselben, welche als eine der vorzüglichsten belgischen Geschichtsquellen betrachtet und jetzt zum Abdruck vorbereitet wird. Sie lag lange Zeit gänzlich vergessen in den Handschriftensammlungen, bis Jules van Praet durch die Uebersetzung eines Capitels aus ihr in seinem Werke über die Entstehung der Ge-meinden in Flandern: De l'Origine des Communes flamandes et de l'époque de leur établissement (Gand 1829. 8. p. 79—114.) die Aufmerksamkeit wieder auf sie lenkte. Arnold Goethals starb im J. 1515 in der erwähnten Abtei.).

4) Franz, belgischer Rechtsgelehrter, im J. 1500 zu Gent geboren, über dessen Lebensverhältnisse wir aber nichts Näheres wissen. Er schrieb eine Sammlung fran-zösischer und belgischer Sprichwörter und ein Werk über die Herstellung des Friedens in der Stadt Gent (Observations sur la pacification de Gand. Gand 1579. 8.), welches von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt wurde. Er starb um das Jahr 1582 zu Gent.).

5) Philipp, einer der vorzüglichsten belgischen Rechts-gelehrten im 16. Jahrh., um das Jahr 1490 zu Gent geboren, widmete sich zu Paris dem römischen und ka-nonischen Rechte und ließ sich nach der Beendigung seiner Studien in seiner Vaterstadt als praktischer Jurist nieder. Philipp I. von Spanien ernannte ihn zum Mitgliede des in Flandern angeordneten Provinzialrathes und Karl V. zum Ehrenrath und Requitementier. Er starb im J. 1560 zu Gent und hinterließ mehrte Werke über das peinliche und bürgerliche Recht, von denen aber nur ein einziges nach seinem Tode zu Brügge gedruckt wurde.).

2) *L'Éloge de la Basse-Moërie* l. c. Biographie gé-nérale. Vol. XXI. p. 24 seq. 3) *L'Éloge de la Basse-Moërie* l. c. Note biographique sur Arnould Goethals, auteur de la chronique de St. André in den *Œuvres* der Société d'émulation de la Flandre. Tom. IV. (1842) p. 360. Biographie générale. Tom. XXI. p. 25. 4) *L'Éloge de la Basse-Moërie* l. c. Biographie générale. Tom. 21. p. 25. 5) *L'Éloge de la Basse-Moërie* l. c. Biographie générale. Vol. XXI. p. 26.

1) Bezgl. Andreas Valerii Deseclii Bibliotheca Belgica p. 361. *L'Éloge de la Basse-Moërie*, Esquisses biographiques extraites de tablettes généalogiques de la maison de Goethals. (Paris 1837. 2. Ed. 1838. 8.) J. Heet, Recherches historiques sur la vie, les ouvrages et la doctrine de Henri de Gand, surnommé le docteur solennel. (Gand 1839. 8.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 24.

6) Lävín, auch Panagathus genannt, ein bei seinen Zeitgenossen sehr angesehener Humanist, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. zu Gent geboren, zeichnete sich besonders durch seine umfassende Kenntniss der griechischen und lateinischen Sprache aus, welche er auch an verschiedenen Orten Teuschlands und zuletzt zu Ulm lehrte, wo er am 25. Jan. 1547 starb. Seine Reden und Gedichte in lateinischer Sprache fanden großen Beifall, sind aber jetzt vergessen *).

7) Franz, auch Eurollus und Panagathus genannt, ein ausgezeichnet belgischer Jurist, im J. 1539 zu Brügge geboren, lehrte seit dem Jahre 1570 das kanonische und römische Recht an der Universität zu Löwen und erhielt später (1583) die neuerrichtete Professur des kanonischen Rechtes zu Douay, in welcher Stellung er sich einen so großen Ruf erwarb, daß der Papst erlaubte, ihm die Priesterwürde zu ertheilen, obgleich er verheirathet war und elf Kinder hatte. Er erhielt darauf eine Pfründe an der Stiftskirche zum heiligen Amandus in Douay und seine Frau wurde Pfründnerin in dem Kloster zu Denain. Außer seinen juristisch-politischen Schriften (*De felici et infelici Republica*. Lovanii 1567. 8. und *De Domini distinctione*. Novanii 1569. 8.) verfaßte er auch ein panegyrisches Gedicht über die Jungfrau Maria (*Carmen de Diva Virgine*. Antwerp. s. a. 8.). Er starb im Jahre 1616 zu Douay *).

8) Jost, belgischer Staatsmann, am Anfange des 16. Jahrh. zu Gent geboren, gehörte zu den angesehensten und reichsten Bürgern seiner Vaterstadt. Dem Könige Philipp II. von Spanien und der katholischen Sache unbedingt ergeben, weigerte er sich in den aus 18 Mitgliedern bestehenden Magistrat, welchen Jan van Imbie und Franz van Nijhove, die vom Volke mit der höchsten Gewalt besetzten Führer der Reformierten, im J. 1577 eingesetzt hatten, einzutreten. Man warf ihn deshalb zuerst ins Gefängniß, schnitt ihm dann die Ohren ab, erklärte ihn seines Besitzthums verlustig und jagte ihn aus der Stadt. Seine Gemahlin erlag dem Schmerze über diese grausame Behandlung, seine Kinder aber flüchteten sich in ein Hospital, wo die Dierix Katharina Goethals, ihre Nichte, sie den weiteren Verfolgungen entzog; ihr Vater starb im J. 1582. Später (1604) richteten sie, da sie ihrer ganzen Habe beraubt waren, an den Herzog Albrecht das Gesuch, zur Aufhebung ihres Lebens ein Geschäft treiben zu dürfen, ohne dadurch ihren Adel zu beeinträchtigen. Diese Bitte wurde ihnen gewährt und ihre Bemühungen waren von einem so glücklichen Erfolge gekrönt, daß sie sich bald wieder ein ebenso großes Vermögen erwarben, als ihre Vorfahren besessen hatten. Von ihnen stammt eine lange Reihe von Goethals ab, welche sich während des 17., 18. und 19. Jahrh. als Krieger, Beamte, Gelehrte und Gelehrte auszeichneten. Unter den jüngsten sind zu nen-

nen Karl Goethals, im J. 1825 Generalleutnant des Königs der Niederlande, Ambrosius Karl Goethals, Episcopat und Generalvicar der Diocese Gent, welcher im J. 1836 starb und Louis Goethals, bekannt durch seine Schrift: *Quelques réflexions sur le pétitionnement en faveur de la langue flamande* (Bruxelles 1841. 8.), welche die Berechtigung der flämischen Sprache als Landesspracheörtert *). Zu derselben Familie gehört auch

9) Felix Victor, belgischer Literat, am 4. Juni 1799 zu Gent geboren. Er widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt der Jurisprudenz und arbeitete darauf von 1825—1829 als Stagiaire auf dem Parquet des Generalstaatsprocurators an dem Obergerichtshofe zu Brüssel, war aber seit 1827 zugleich Geschäft des Generators der Bibliothek dieser Stadt und trat nach der Revolution von 1830 an dessen Stelle. Als die Stadt Gent, um sich aus ihrer drückenden finanziellen Verlegenheit zu ziehen, im J. 1842 ihre Bibliothek an den Staat verkaufte, welcher sie mit der ebenfalls erst kürzlich erworbenen von Huthem'schen Bibliothek vereinigte, um aus beiden die königliche Bibliothek zu bilden, wurde zwar Baron von Reiffenberg an die Spitze der neuen literarischen Anstalt gestellt, Goethals behielt aber sein Amt als zweiter Bibliothekar, bis er im J. 1853 sich in den Ruhestand versetzen ließ. Er hat sich hauptsächlich mit der Literaturgeschichte Belgiens beschäftigt und in seinen beiden sich damit befassenden Werken (*Leçons relatives à l'histoire des sciences, des lettres, des moeurs et de la politique en Belgique et dans les pays limitrophes*. Bruxelles 1837—1838. 8. 4 Voll. und *Histoire des lettres et des arts en Belgique et dans les pays limitrophes*. Bruxelles 1840—1844. 8. 4 Voll.) eine Fortsetzung und Ergänzungen zu Paquet's bekannten *Mémoires pour servir à l'histoire des Pays-Bas* (Liège 1763 seq. fol. 8 Voll.) geliefert, leider aber darin nur rohes Material aufgedünnt, welches der Sichtung einer scharfen Kritik bedarf, ehe es zur Geschichte der Literatur gebraucht werden kann; auch beizuhören die gefälligen Bemerkungen und Aufspielungen, welche sich der Verfasser gegen ihm nicht bezogene Schriftsteller und Schriften erlaubt, den unparteiischen Leser um so unangenehmer, da dieser überall die Anknüpfung der Quellen, aus welchen die Darstellung geschöpft ist, vermisst. Mehr Anerkennung verdient seine Biographie des berühmten belgischen Mathematikers Simon Stevin (*Notice historique sur la vie et les travaux de Simon Stevin de Bruges*. Bruxelles 1842. 8.), obgleich der Styl, wie überhaupt in allen seinen Werken, abschreckend trocken und langweilig ist. An noch größeren Fehlern leidet sein *Dictionnaire généalogique et héraldique des familles nobles du royaume de Belgique* (Bruxelles 1849—1852. 4. 4 Voll.), worin die allseitigen Annahmen der Gültigkeit gegen die Bezahlung der Druckkosten aufgenommen worden sind, welches aber auch

6) *Valeri Andreae Desehi Bibliotheca Belgica* p. 609.
7) *Val. Andr. Desehl*. I. c. p. 230. *L'Esquisse de la Biographie*
t. c. Biographie générale. Tom. XXI. p. 26.

8) *L'Esquisse de la Biographie* t. c. Biographie générale. Tom. XXI. p. 26.

nur an die betreffenden Familien abgegeben worden ist und im Handel selten vorkommt; bekannter ist die ihm entlehnte und mehr der Wahrheit getreue Histoire genealogique de la maison de Hornes. (Bruxelles 1848. 4.) Auch das neueste genealogische Werk des Verfassers (Miroir des Notabilités nobiliaires de la Belgique, des Pays-Bas et du nord de la France. Bruxelles 1856. 4.) ist mit größter Sorgfalt gearbeitet. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit einer Histoire des principales familles de Hesbaye und einer Archéologie de Belgique. Eine gute Uebersicht der belgischen Geschichte gewährt sein Tableau chronologique de l'histoire des Belges. Bruxelles 1840, auf einem Folio-Blatte. — Ein anderer fleißiger Arbeiter auf dem Gebiete der politischen und literarischen Geschichte Belgiens ist Jean Goethals-Vercurysse, Conservator der Universitätsbibliothek zu Gent; er begann im J. 1797 eine Sammlung der auf die Geschichte von Kortrijk (Courtrai) bezüglichen Schriften, welche jetzt bereits bis zum 19. Bd. getrieben ist und beist nur etwa 60 Bände, worin er den gesammten Stoff zu einer politischen und literarischen Geschichte derselben Castellanei vereinigt hat; außerdem enthält seine Bibliothek eine Menge wichtiger Materialien für die Geschichte Belgiens, welche den Geschichtsschreibern dieses Landes von großem Nutzen sein können⁹⁾. (Ph. H. Kulte.)

GOETHALS-VERCURYSSE (Jacob), belgischer Geschichtsschreiber, geboren zu Kortrijk den 12. Aug. 1759, Sohn eines reichen Damaskuswebers, später (im J. 1790) mit einer geborenen Vercurysse verheirathet, meistens Goethals-Vercurysse genannt. Er studirte zuerst bei den Jesuiten in Kortrijk und dann in Löwen Theologie, welche er jedoch nach anderthalb Jahren aufgab, um in Brüssel den Handel zu erlernen. In seine Vaterstadt zurückgekehrt wandte er, was seine Geschäfte ihm an Mühe übrig ließen, zu geschichtlichen Studien an, für welche er in Löwen Neigung gefaßt hatte. Dabei suchte er seiner patriotischen Gesinnung Laft zu machen, indem er, ohne der französischen Regierung Anstos zu geben, in dem „Kortryckchen Almanach“ Geschichten von den Großthaten der alten Flamingen erzählte, welche begierig gelesen wurden. Nach dem Sturze Napoleon's gab er einen Theil seiner Studien in zwei „Jahrbüchern der Stadt Kortrijk“ heraus. Vollständig hat er sie unter dem Titel einer „Chronik von Kortrijk“ in 85 Bändchen in 8. und 18 Theilen in 4. handschriftlich hinterlassen. Die vorher gedachten Studien bilden den Inhalt des „Jaerboek der stad en oude kastelen van Kortryk, verzameld uit menigvuldige autens en handschriften.“ (Kortryk 1814 — 1815. 8.) Er starb zu Kortrijk den 6. Sept. 1838⁹⁾. (J. E. Volbeding.)

9) Biographie générale. Tom. XXI. p. 26 seq. Dictionnaire de la conversation et de la lecture. Tom. LXII. (Paris 1849. 8.) p. 275 seq. 10) Regl. Aug. Weiss's Notiz über diesen fleißigen Sammler, in dem Annuaire de l'Académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. (Bruxell. 1839. 18.) Fel. Bourgeois und Afr. Maury, La Littérature française contemporaine. Tom. IV. p. 118.

⁹⁾ Vergl. J. v. Döringfeld, Von der Schelde bis zur

GOETHE (Johann Wolfgang von), zugleich der unversehrte und allgemeinmenschliche, wie in vielen der weitestgehenden Beziehungen deutscheste unter den deutschen Dichtern, ein Culturdichter im wahren Sinne des Wortes, ein Sprachbildner ersten Ranges, der die Leistungsfähigkeit der deutschen Sprache in Vers und Prosa wie kaum ein anderer förderte, einer der tiefsten Denker ohne philosophisches System, ein religiös-humaner Geist ohne religiöses Bekenntnis, ein origineller Kenner der Natur ohne naturwissenschaftliche Vorbildung, auf allen Gebieten der Poesie und Kritik heimisch und auch auf verschiedenen der Wissenschaft und Kunst thätig, wurde am 28. Aug. 1749 zu Frankfurt am Main geboren. Wie Goethe, dem selbst ein Alexander von Humboldt das Zeugnis ausstellte, daß Keiner so bereit wie er die Zeitgenossen, „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen,“ angeregt, dem weiten Reiche menschlichen Empfindens und Anschauens ganz neue Provinzen hinzufügte, so hat er auch, möchte man sagen, durch seine ganze Erscheinung, sein Dichten, Wirken und Leben das menschliche Geschlecht um eine neue, bis dahin nur durch ihn repräsentirte Species vermehrt. Daher verdient auch gerade sein Leben, das er gewissermaßen selbst als ein Object seines dichterischen und künstlerischen Gestaltungsvermögens betrachtete und in diesem Sinne behandelte und über das er Aufzeichnungen hinterließ, die fast den Werth und die Bedeutung einer künstlerischen Schöpfung haben, eine eingehendere Darstellung als die irgend eines andern Autors. Seine Dichtungen erklären sein Leben und sein Leben seine Dichtungen, so daß, was sein Leben erzählt, zugleich auch die Analyse seiner Werke zur Hälfte abschließt haben wird. Jeder Ort, wo er sich längere oder kürzere Zeit aufhielt: Frankfurt, Leipzig, Straßburg, Weimar, Weimar, Benedig, Rom, Neapel, Sicilien, die Champagne u. s. w., wurde für seinen Geist gewissermaßen ein neuer Leib und bezeichnet bei ihm eine neue Entwicklungsperiode; von jedem bedeutenden Manne, mit dem er auf seinem reichen Lebenswege zusammentraf — und es gab wenige hervorragende deutsche Zeitgenossen, denen er nicht auf längere oder kürzere Zeit näher getreten wäre — lernte er etwas, entweder was er sich aneignen oder was er zu vermeiden habe; jedes weibliche Wesen, das ihn ansah, dem er sich für längere oder kürzere Zeit in Liebe hingab, wurde ihm zugleich ein Gegenstand des Studiums der weiblichen Natur oder eine Quelle dichterischer Inspiration. Seine eigenen Aufzeichnungen, namentlich aber das förmliche Buch „Dichtung und Wahrheit,“ zeigen am besten, wie Goethe, was er äußerlich erlebte, zugleich in Dichtung verwandelte und was er innerlich dichtete, auf sein äußeres Leben zu übertragen suchte. „In einer Ausdehnung, wie vielleicht die seinem

Rass. Das geistige Leben der Flamingen II. (Leipzig 1861) 3. Bd. S. 312 fg.

1) Diesen Eindruck machte auch seine Persönlichkeit. Der Gedruckt Karl August von Meiningen schrieb von ihm, als er Kitzings Hofherr 1775 Goethe's persönliche Bekanntschaft in Frankfurt gemacht: „er hat seine ganz eigenen Tugenden, sowie er überhaupt zu einer ganz besondern Artung von Menschen gehört.“

zweiten Schriftsteller," sagt Robert Bruck, "und seine Schriften zugleich sein Leben; in dieser ganzen Reihe von Bänden, die seinen literarischen Nachlaß bilden, ist nicht eine Zeile, nicht ein Wort, das er nicht aufs Lebendigste empfunden hätte, das nicht warm und echt aus seinem Innern gekommen wäre." Bruck hebt weiter hervor, daß, wie Alles in und an Goethe im höchsten Grade naturgemäß gewesen, so sich auch sein Dasein gleichmäßigen Ganges nach den natürlichen Epochen des allgemeinen menschlichen Daseins, nach Kindheit, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter abgewandelt habe; ein richtiges eigenwilliges Kind, sei er ein richtiger übermüthiger, leidenschaftlicher Jüngling, ein richtiger thätiger, klar um sich schauender Mann, ein richtiger sein Leben beglücklich recapitulirender Greis gewesen, so daß man das Goethe'sche Leben auch in dieser Hinsicht als ein wahres Musterleben bezeichnen dürfte. So einfach dem oberflächlichen Beobachter Goethe's Dasein auch erscheint, so kann man doch sagen, daß wenige Dichter ein auch an äußerlichen Beziehungen reicheres und mannichfaltigeres, sein Sterblicher vielleicht ein demüthigeres Leben geführt habe. Harmonisches Gleichmaß, Wahrheit gegen sich und Andere und zugleich Humanität im umfassendsten Sinne des Wortes gaiten ihm als die höchste Aufgabe seines Strebens und selbst die Schwächen, die man ihm mit Recht oder Unrecht nachgesagt hat und mit denen er dem gemeinsten Laie der Sterblichen seinen Tribut abtragen, bängen, wenn man genauer prüft, mit der liebenswürdigen Grundrichtung und Grundbildung seines Wesens zusammen, so daß man selbst diese Schwächen nicht missen möchte. J. W. Schaefer, der gewissenhafte Biograph Goethe's, bemerkt im Vorworte zu seinem Werke über Goethe: "Es waren unvergeßliche Stunden, als mir in der ersten frische jugendliche Geistesentwicklung die Lectüre von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" eine noch ungekannte Welt aufschloß. Die Begeisterung für des Dichters Leben ward mir eine Aufforderung, in seine Geisteswerke tiefer und tiefer einzudringen und sie mir bis zum geringsten Fragment eigen zu machen. Ich hatte den Menschen in ihm lieben und verehren gelernt, ehe ich den Dichter kannte, und einen Schlüssel zu seinen Werken gewonnen, den mir seine Art zu wieder entreißen konnte." Bei andern Dichtern pflegt der Fall meist ein umgekehrter zu sein. Daher ist es auch bei Goethe zum Zwecke einer unparteiischen und nur einigermaßen erschöpfenden Charakteristik mehr als bei jedem andern Dichter geboten, in die Details seines Lebens möglichst genau einzudringen, da eine oberflächliche Kenntniß seines Lebens nur die Begriffe über ihn verwirren würde, manches Räthselhafte oder falsche Bedeutete aufzudecken und in das rechte Licht zu rücken ist, endlich kaum ein irgend hervorragendes Lebensmoment sich nachweisen läßt, wovon nicht in irgend einer seiner Schöpfungen ein Anklang oder Abdruck zu finden wäre und wieder auch kaum eine Goethe'sche Schöpfung, zu welcher ihm nicht die Anregung aus dem Leben selbst unmittelbar gekommen wäre. Niemals ersahen die Werke der äußern Gestaltung nach so objectiv und allgemein typisch

und niemals doch dem Wesen nach so persönlich und individuell wie die Goethe.

Das Goethe'sche Erbschaft stammt aus dem Städtchen Kieritz in der Grafschaft Rastfeld, wo Johann Wolfgang's Urgroßvater Hans Christian Hufschmidt war. Es ist nicht unwichtig zu bemerken, weil diejenigen, welche eine Vererbung geistiger Fähigkeiten und Charaktereigenschaften von Generation zu Generation annehmen, bei der Analyse der Wurzeln in Johann Wolfgang's Geist und Charakter auf gewisse Eigenschaften und Bestandtheile stoßen werden, welche allerdings norddeutschen oder genauer gesagt thüringischen Ursprungs verrathen. Die Traditionen, namentlich die Ueberlieferungen von Sitten und Gewohnheiten spielen auch häufig in den Familien eine ebenso bedeutende Rolle als bei den Wölfen. Dieses Hufschmidt's Sohn, Friedrich Georg, im J. 1657 geboren, widmete sich dem Schneiderhandwerke, ging, nachdem er ausgelehrt, auf Wanderschaft und ließ sich 1687 als Bürger und Meister seines Handwerks in Frankfurt am Main nieder. Den „Schneeholzh" fand er auch bald eine Frau in der Person einer Schneiderstochter Anna Elisabeth Lutz, mit der er sich im J. 1687 vermählte. Nachdem diese im J. 1700 gestorben, ging er fünf Jahre später, ungeachtet seiner vorgerückten Jahre, eine zweite Ehe ein mit einer angesehenen Witwe, Cornelia Schellhorn, geborenen Walther (geb. 1688, gest. 1754), Tochterin des altberühmten Schloßhofs „Zum Weidenhof." Dadurch zum Wohlstand gelangt, durfte er die Scherre niederlegen und lebte nun als stiller, in solidem bürgerlichen Ansehen stehender Mann bis zu seinem erst im J. 1730 erfolgten Tode.

Dieser Großvater Johann Wolfgang's zeugte in erster Ehe fünf Kinder: 1) Bartholomäus, getauft den 20. März 1688; 2) Johann Michael, getauft den 16. März 1690, gest. den 4. März 1733, coelebs; 3) Johann Jacob, gest. den 9. Dec. 1694, gest. den 8. Sept. 1717; 4) Hermann Jacob, gest. den 14. Mai 1697, gest. den 30. Dec. 1761 und 5) Johann Nicolaus, gest. den 8. Juli 1700, gest. den 3. April 1705. In zweiter Ehe mit Cornelia Schellhorn: 1) Anna Sibilla, gest. den 25. Juni 1706, gest. den 13. Juli 1706; 2) Johann Friedrich, gest. den 23. Sept. 1708, gest. den 31. Dec. 1727; 3) Johann Kaspar (des Dichters Vater), gest. den 31. Juli 1710, gest. den 27. Mai 1782. Unter diesen Geschwistern ist, außer Johann Kaspar, noch besonders Hermann Jacob erwähnenswerth, weil dieser, ein Zingiermeister, im J. 1749 in den Rath kam und dies allein schon genügend gewesen wäre, des Dichters Vater, Johann Kaspar, von einer Rathstelle auszuschließen, auch wenn sein Schwiegervater Lector nicht Stadtschultheiß gewesen wäre. Denn nach einer wider die Konstitutionsergänzungsacte von 1816, noch durch das organische Gesetz von 1856 abgeschafften veränderten Bestimmung der kaiserlichen Resolution vom 22. Nov. 1725 wird von einem in den Rath zu Erwerbenden gefordert, „daß nicht schon sein Vater, Sohn, Bruder, Geschwisterkind, Schwiegervater, Tochtermann, Begegnswetter, leiblicher Schwager oder Schwertmann

sich im Rath befindet.“ Hermann Jacob Goethe's drei Söhne, Johann Friedrich, Joachim und Johann Kaspar, sowie des Dichters Bruder Hermann Jacob (1752—1759) und Georg Wolf (1760—1761) starben sämtlich im Kindesalter, und da jetzt überhaupt die Familie Goethe in Frankfurt im Manne Stamme gänzlich erloschen ist, so würde es um so interessanter sein, über das Schicksal des Bartholomäus Goethe, Oheims des Dichters oder über dessen etwaige männliche Nachkommenschaft etwas Näheres zu erfahren, wozu Dr. Twaden in Frankfurt am Main im December 1858 eine Aufforderung erließ²⁾.

Johann Kaspar Goethe, des Dichters Vater, hatte von seinem Vater Friedrich Georg Goethe, Danl der behaglichen Lage, durch welche dieser in Folge seiner Verheirathung mit der Oalkhofbesitzerin Cornelia Schellhorn gerathen war, eine sorgfältige Erziehung erhalten und sich den juristischen Studien gewidmet. Die Licht- und Schattenseiten eines tüchtigen deutschen Mannes damaliger Zeit fanden sich in ihm vereinigt. Mit schönen Kenntnissen ausgestattet und von Charakter ehenhaft, war er zugleich schroff, wenig umgänglich, grüßhaft, befehlshaberisch, reichschädlich förmlich, eigenhinnig und stolz. Die legeren Eigenschaften legte er namentlich an den Tag, als er sich um eine Rathstelle bewarb und das Amt auch ohne Ballotage zu erhalten verlangte. Da man ihm dies nun verweigerte und seinetwegen die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen doch nicht abändern wollte und konnte, ließ er sich, um zu zeigen, wie wenig ihm an dem Dienste seiner Vaterstadt gelegen, von dem damaligen Kaiser Karl VII. den Titel eines kaiserlichen Rathes beilegen. Nach den damaligen Gebräuchen der Republik Frankfurt hatte er sich hierdurch von dem Dienste derselben auch für den Fall, daß die ihm im Augenblicke der Bewerbung entgegenstehenden schon oben erwähnten Hindernisse im Laufe der Zeit von selbst wegwüßen, für immer ausgeschloffen. Durch den Titel und Rang eines kaiserlichen Rathes nur ungenügend befriedigt, zog er sich, schon aus Eitel, nun immer mehr in eine erzwungene Ruhe, auf sich selbst, auf seine eigene Häuslichkeit und die Erziehung seiner Kinder jurid, denen aber der Umstand, daß er fern von Gesellschäften lebte und sich ungeheilt ihrer Ausbildung widmen konnte, von größtem Nutzen war. Denn Johann Kaspar war von ebenso großem Lehr- als Lerntriebe erfüllt, hatte sich schöne Kenntnisse zu eigen gemacht und war wohl unterrichtet. Das Französische wie Italienische las und sprach er fließend. Sein Sinn und Blick für Kunstwerke hatte sich auf einer im J. 1740 unternommenen Reise nach Italien, die ihm für sein ganzes Leben die angenehmsten Erinnerungen hinterlassen hatte, entwickelt, geschärft und geübt. Italienische Landschaften, Ansichten römischer Plätze und

Bauwerke schmückten seine Wohnung und obson selbst ohne dichterisches Talent, liebte er doch die Dichter und unter ihnen besonders Lasso und auch die Werke der damaligen namhaften deutschen Dichter wurden der Reihe nach für seine Bücherrei angekauft. Noch in seinen späteren Jahren gehörte die Ausarbeitung seiner italienischen Reisebeschreibung zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Durch diesen Sinn für Kunst und Poesie ragte er doch über Seinesgleichen hervor und obson vielleicht allzuängstlich im Detailtrame, peinlich im Ordnungssinne und förmlich im Betragen, scheint ihm doch in allen geistigen Dingen eine freiere Auffassung eugen gewesen zu sein, als sie sonst damals im Bürgerthume gefunden wurde. Dabei war er wahrheitsliebend, bieder, rechtschaffen und geradhinnig. „Von ihm erbte der Dichter,“ sagt sein englischer Biograph Lewis, „den statlich gebaueten Leib, die gerade Haltung und die gemessene Bewegung, die in seinem Alter zur Steifheit wurde und hinter der man akademische Verrechnung oder Hochmuth suchte; von ihm stammte auch jene Ordnungsliebe und ernste Ruhe, worüber alle die so unglücklich sind, die sich ein Genie nicht anders als von wüster Lebensweise denken können. Der Wissensdrang, das Vergnügen an der Ritttheit der Erkenntnis, die fast pedantische Aufmerksamkeit für Details, die wir an dem Dichter wahrnehmen, lassen sich alle schon an dem Vater nachweisen.“

Ganz anders war des Dichters Mutter Katharina Elisabeth Tertor, aus einer der angesehensten frankfurter Familien, mit der er sich im Jahre 1748, als sie erst in ihrem 17. Lebensjahre stand, verheirathete. Die Familie Tertor stammte ursprünglich aus Mergentheim im Würtembergischen und hieß ursprünglich Weber, welchen Namen um die Mitte des 16. Jahrh. Wolfgang Weber, hohenslohischer Rath und Kanzleidirector zu Neuenstein, mit dem lateinischen, vornehmer klingenden, „Tertor“ vertauscht hatte. Dessen Sohn Johann Wolfgang siedelte 1690 nach Frankfurt über, wo er 1701 als erster Syndicus der Stadt gestorben ist. Ein anderer Johann Wolfgang Tertor, Enkel des Syndicus, war kaiserlicher Schultheiß in Frankfurt und wurde durch seine aus der Ehe des Schultheißen mit Anna Margaretha Lindheimer hervorgegangene Tochter, die genannte Katharina Elisabeth, Schwiegervater des kaiserlichen Rathes Goethe. Diese, die bekannte „Frau Rath“ oder auch „Frau Aja“ von Wieland die „Königin aller Weiber“ genannt, war ein echt frankfurter Kind, lebhaft, sanft, dichterisch empfänglich, gesprächig, bühniam, den Eindringen flänlich hingegeben, in den teutschen und italienischen Dichtern belesen, voll Frohmuths und voll jenes Muttermieds, „der,“ wie Lewis bemerkt, „bei Frauen so oft die Bildung überflüssig zu machen scheint, indem ihre rasche Auffassung, grade wie die poetischer Geister, die langsam tastenden Schlussfolgen der Beobachtung hinwegnimmt.“ Dabei war sie allen unnötigen Aufregungen und Gemüthsbebewegungen abgeneigt und um sich in ihrer Lebensluft nicht tören zu lassen, befohl sie ihren Diensthöten ausdrücklich, sie mit traurigen Nachrichten zu ver-

2) Vergl. die „Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt am Main“ vom genannten Jahre, worin sich auch die oben mitgetheilten genaueren Angaben über die Genealogie Goethe's finden, die in den Biographien des Dichters bisher fehlten.

schonen, außer im dringendsten Nothfalle. In einem ihrer Briefe, die zwar nicht sehr correct und nicht einmal orthographisch fehlerfrei, aber in einem originellen, ihr ganzes Wesen lebhaft und getreu widerspiegelnden Tone geschrieben sind, bemerkt sie, daß Ordnung und Ruhe Hauptzüge ihres Charakters seien und sie fährt dann fort: „Daher thu' ich alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehme immer zuerst, und verschleud den Teufel (nach dem weisen Rathe, des Ervatters Wieland), ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann Alles wieder in den alten Falteln, ist alles Uebene wieder gleich, dann biete ich dem Trost, der mich in gutem Humor über treffen wollte.“ Es ist nicht zu verkennen, daß manche dieser Charakterzüge bei ihrem Sohne wiederkehrten, nur harmonischer ausgeglichen und zu einer höhern geistigen Einheit gebracht. Er selbst gesteht in einem bekannten Keimsspruche, daß er die „Natur“ und des „Lebens ernstes Führen“ seinem Vater, die „Froh natur“ und „Luft zu sabuliren“ aber seiner Mutter verdanke).

Bereits nach Jahresfrist am 28. Aug. 1749 wurde aus dem Hirschgraben in dem Hause mit den drei Eyrn diesen in ihren Charaktereigenschaften wie in den Jahren so von einander abweichenden und einander doch so vortrefflich ergänzenden Ehegatten während der Mittagsstunde ein Sohn geboren, der nach damaliger Sitte gleich am folgenden Tage getauft und nach dem in der Familie Vortor bei erstgeborenen Knaben erblisch gewordenen Namen Johann Wolfgang genannt wurde. Fast schien es, als schwebte über dem Knäbchen, in welchem der teufelhaft Ration, ja der Zeit ihr größter Dichter heranreifen sollte, in der Geburtsstunde ein Unglücksstern, obgleich er selbst die Constellation eine glückliche nennt: er kam „durch Ungeschicklichkeit der Hebamme für tot“ zur Welt und man zweifelte eine Zeit lang, ob es gelingen würde, dem Knaben ins Leben zurückzurufen und dem Leben zu erhalten. Bald jedoch erholte er sich und entwickelte sich immer mehr zu einem der wohlgebildetsten und schönsten Knaben, der Aufsehen machte, wenn man ihn in Straßfurts Gassen und Spaziergängen herumtrug. Selbst die damalige Kinderplage, die Blatterkrankheit, obgleich sie ihn mit solcher Heftigkeit ergriff, daß er mehrere Tage wie blind darniederlag, hatte seinem lieblichen Antlitze Nichts an und ließ auf der Haut keine Spur zurück. Auf seine geistige Bildung war es sicher nicht ohne Einfluß, daß seine später geborenen Brüder, Hermann Jacob und Georg Adolf, schon im Kindesalter neben ihm hinwegzogen und daß nur eine Schwester, Cornelia, im J. 1750 geboren und mit ihm mit Johann Wolfgang in fast gleichem Alter, den väterlichen Unterricht theilte. Bruch bemerkt hierüber: „Iren wir nicht, so liegt auch hierin ein Umstand, der bei der Beurtheilung von Goethe's späterer Entwicklung wol in Anschlag gebracht werden muß: nämlich daß er ohne größere Zahl von Geschwistern, insbesondere ohne Brüder aufwuchs,

nur eine Schwester neben sich, an der er keinen Widerstand fand für seine Neigungen und Launen, sondern die ihn im Gegentheil in Gemeinschaft mit der jugendlichen Mutter, die ja selbst noch ein halbes Kind war und sich also ganz naturgemäß mehr zu den beiden lachenden Kindern als zu dem ernstlichen Mann hielt, fast gänzlichlich verzog und verhäuselte.“ Ist nun hieraus etwas hervortretend, wenn auch sicherlich nicht überwiegend Weibliches in Goethe's Wesen zu deuten und zu erklären, so erwachte ihm daraus auch der Vortheil, daß der Vater seine Aufmerksamkeit mehr auf ihn concentriren konnte, als bei drei der Erziehung weichen Geschwister möglich gewesen sein würde.

Auch war noch durch einen andern schwer ins Gewicht fallenden Umstand dafür gesorgt, daß das Barock, Gewaltsame und Kose, was sich bei fortgesetztem engeren Umgange mit vielen Geschlechtsgenossen bei Knaben zu entsprechender Gemüthsart erzeugt, dann aber auch das Verbitternde und Verdrüssende, was ein solcher Verkehr bei Knaben weicherer Temperaments ebenso leicht zur Folge hat, von früh aus dem jungen Wolfgang fern blieb. Er hat nämlich nie eine öffentliche Schule besucht außer in Gesellschaft seiner Schwester für eine kurze, kaum nennenswerthe Unterbrechung, als und so lange ein Knaben in dem väterlichen Hause vorgenommen wurde. Aber sehr diese kurze Zeit reichte hin, ihm das Schulwesen gründlich zu verleidern, wie aus seinen Worten in „Dichtung und Wahrheit“ hervorgeht: „Indem man die zu Hand abgelehnt, reinlich, edel, obgleich streng gehaltenen Kinder unter eine Masse von jungen Geschöpfen hinwarf, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Verdrüsslichen ganz unermattet Alles zu leiden, weil in aller Wassen und Fähigkeiten ermaugelten, sich dagegen zu schützen.“ Diese Wassen würde ihnen ein längerer Schulbesuch sicherlich in die Hände gegeben haben. Mehr Literaturhistoriker und Biographen Goethe's haben auf diesem Umstande Folgerungen gezogen, die wol nur zum Theil stichhaltig sind. Niehoff meint sogar, wenn Goethe in Elementarschule und Gymnasium sich zur Universität vorbereitet hätte, so würde Teufelsdröckchen einen „anderen Goethe“ gehabt haben; und auch einen besseren? Gerlach behauptet, es sei ihm dadurch, „der epische Jugendlauf entgangen“, „Geschichte (und Epös) hätten ihm daher nie in bedeutendem Grade gefehlt, weil das Interesse daran war in einem äußerlich bewegten Leben wurzelt.“ und er sagt ferner: „Er hat nie das Bestreben der Massen anders lernen, in denen wir uns nur bequäglich fühlen, wenn wir von früh auf an ihre Gemeinschaft gewöhnt waren.“ Auch Hillebrand ist der Ansicht, daß Goethe für die Weltgeschichte „keinen rechten Sinn hatte, auch kein historisches Drama in Schafspearscher Weise und Haltung schreiben konnte.“ Inwiefern ist hiergegen zu bemerken, daß Schafspeare und so viele andere große Dichter älterer Zeit ja keineswegs Schulen besucht haben, zu nach dem jegigen Systeme eingerichtet gewesen wären,

3) Näheres über ihr findet man in Dorow's Schrift: „Werthe's Mutter, nach Briefen und Aufzeichnungen etc.“ (Leipzig 1842.)

4) Siehe Goethe. Eine biographische Schilderung von Bruch (Leipzig 1866.) S. 15.

und was den dem Dichter vorgeworfenen Mangel an Geschlossenheit betrifft, so macht Rosenkranz dagegen geltend: „Es hat einigen teutschen Professoren gefallen, Goethe den Sinn für die Geschichte abzusprechen, aber einen „Sog“, einen „Egmont“ ohne historischen Sinn zu dichten, ist unmöglich.“ Die heftigsten Einflüsse der Gemeinsamkeit, des Wettstreits, der Reibungen, der Disziplin im Großen, wie sie auf Schulen erzeugt werden und in diesem Gewühle der verschiedenartigen Individuen zur Reifung, oft auch zur Verhärtung des Charakters beizutragen wol im Stande sind, können nicht in Abrede gestellt werden; indessen hat auch eine Erziehung, wie Goethe sie genoss, für dichterische Begabte, schaffensfrächtige Individuen ihre unbestreitbaren Vorzüge, indem ihnen eine gewisse Heiterkeit, Frische, Natürlichkeit, Ursprünglichkeit und rein menschliche, duldsame Offenung gewahrt bleiben, wie sie grade Goethe eigen waren, Eigenschaften, die er vielleicht nicht im gleichen Grade besessen haben würde, wenn er einen gelehrten Schulerkurs durch alle Stadien durchgemacht hätte. Eine gewisse Regellosgkeit und Unhängigkeit in seinem Dichten und Schaffen, die aber einige wol mit Unrecht mit Dilettantismus und Ungründlichkeit verwechselt haben, die vielmehr mit der ganzen Vielsartigkeit und Vielfältigkeit liegen in ihrer Weise doch immer auf tiefe Begründung und Lösung der verschiedensten Wissens- und Lebensfragen losarbeitenden Natur zusammenhängen, läßt sich vielleicht auf seine bloß häusliche Erziehung zurückführen; dagegen blieben ihm auch viele trübe Erfahrungen und Einsätze, die in der Schule schon früh das Gemüth des Knaben zu verdüstern und zu verkommen geeignet sind, eine Last von Ketten, die, oft ohne Rücksicht auf die Individualität des Lernenden, Geist und Körper bedrücken und zur Synchondrie geneigt machen, endlich neben den Anregungen zu wirklich förderndem Wettstreit auch die Anlässe zu bloßer Suffizienz und in bloßem Schulfolge bei seiner mehr häuslichen Erziehung ersipart).

Im Ganzen kann man doch mit dem Resultate, welches die väterliche Erziehung an dem Dichter Goethe geleistet hat, sehr zufrieden sein; auch kommt es bei der Betrachtung eines Dichters, der wie Goethe als ein ganzes harmonisches Universum, möchte man sagen, und nicht in fragmentarisch und unentwidelte geklebener Gestalt vor uns steht, nicht sowol darauf an zu zeigen, was

er bei anderer Erziehung noch Alles hätte werden können, sondern was er bei der Erziehung, deren er sich zu erfreuen hatte, geworden ist und was er ihr verdankt. Goethe selbst rühmt seinem Vater eine „lebenshafte Natur“ nach; und daß es ihm an Verbalent nicht gefehlt habe, geht unter Anderm aus den in der stantfurter Stadtbibliothek aufbewahrten und von Weismann herausgegebenen Exerciten hervor, die er dem Sohne zwischen dem siebenten und neunten Lebensjahre auszuarbeiten aufgab und die ganz dazu geeignet waren, die geistige Selbstthätigkeit des Knaben anzuregen und in die ersten Lebensanschauungen desselben Klarheit und ein richtiges Verhältniß zu bringen. Seine Unterrichtswiese hatte die möglichste Viel- und Ausseitigkeit, eine gewisse weltmännliche, nicht gelehrte Bildung zum Zweck; auch hatte sich der väterliche Pädagog für einzelne Gegenstände, z. B. für das Lateinische, eine eigene reichhaltige Methode ausgebildet, die, wie Frey bemerkt, „vielleicht nicht sehr wissenschaftlich war, den Knaben aber rasch vorwärts brachte.“ Uebrigens betrieb der Vater seine Erziehung nicht allein, er nahm auch für gewisse Gegenstände, in denen er sich nicht bewandert genug fühlte, „Leute von Weiler“ zu Hilfe, die freilich ihrer Aufgabe nicht immer entsprachen. Wie sehr es aber dem Vater am Herzen lag, seinen Sohn zu etwas Rechem ausbilden zu lassen, geht schon daraus hervor, daß er, der nöthigen Concurrenz und des zu erwerbenden Wettstreits wegen, das Englische und das Zeichnen gemeinschaftlich mit demselben erlernte. Um diesen Wettstreit zu reigern, wurdn dann noch andere Knaben herangezogen und eine Art Privat- schule gebildet, wobei sich jedoch sehr bald dieselben Uebelstände bemerkbar machten, die zu vermeiden man den Knaben von dem Besuche einer öffentlichen Schule fern hielt. An unfreundlicher Behandlung, an Schlägen und Prüfen seitens der Lehrer fehlte es, wie Goethe selbst klagt, keineswegs und verhärtete sich gegen sie um so mehr, als Widersehtlichkeit oder Gegenwirkung aufs Höchste verpönt war. Noch mehr hatte der junge Goethe von seinen Mitschülern selbst zu leiden, bis er, aufs Äußerste gebracht, sich einmal in einem blutigen Rencontre zur Wehre setzte. Es hat also doch an dramatischen Reibungen, Confliten und Katastrophen und an jenem „ruthlosen Jugendlaufe“, dessen angeblichen Mangel Gerwinus beklagt, bei dem Unterrichte des Knaben Goethe nicht so ganz gefehlt. Was den grammatischen Unterricht im Teutchen betrifft, so hat Goethe diesen wol nie „genossen“; wurde dieser Unterricht doch auch auf den öffentlichen Schulen damals gänzlich zurückgesetzt in der Annahme, daß die teutsche Sprache eine gemeine Sprache sei, nur dienlich für den gewöhnlichen Verkehr und aus diesem auch am besten zu erlernen. Daher auch das uncorrecte Teutich, dem man in Goethe's Jugendarbeiten und Jugendbriefen begegnet. Um so mehr muß man den natürlichen Instinct und die schöpferische Sprachgewalt, mit der er sogar, nach Jacob Grimm's Eingeständniß, den teutschen Wortschatz wesentlich bereicherte, endlich die ungeheueren und unablässige Mühe bewundern, die er jeilends auf den Stip verwandte, bis es ihm gelang,

5) Bezgl. übrigens hierüber die Schrift: „Mittheilungen aus der Bildungsgeschichte Goethe's und Schiller's zur Ausräumung der Frage: Haus oder Schule oder Hans und Schute?“ Von Dr. Gottlieb Köhler, Director der höheren Bürger Schule zu Danzig. (Danzig 1869.) Der Verfasser sucht in dieser Schrift an dem Bildungsgange beider Dichter nachzuweisen, daß nicht Hans allein und Schule allein, sondern Hans und Schule vereint das Werk der Jugendberziehung betreiben und sich in die Hände arbeiten sollen. Wenn Robert Prutz in seiner schon angeführten Schrift über Goethe behauptet, der Knabe Goethe habe, an eine gewisse Veranlagung im stillsten Hause gewöhnt, die „demokratische Gleichheit der Schule höchst unangenehm empfunden“, so ist dagegen zu bemerken, daß diese „demokratische Gleichheit“ auf den weichen Schulen wol nur sehr unvollkommen zur Ausföhrung kommt und unter einer Menge Rücksichten zu leiden pflegt.

ihn zu einer namentlich auch in der Prosa noch unüber-
troffenen Feinheit, Corretheit und Anmuth auszubilden.
Im Tansen ertheilte ihm der Vater selbst Unterricht,
wobei er, der 49jährige kaiserliche Rath, in strenger, ernst-
er Haltung daherschritt und die herrliche Manier, die er
einübte, selbst mit der *lute doctore* begleitete. In diesem
Tanzunterrichte, wie auch an den meisten übrigen Lectio-
nen, welche der Vater ertheilte, nahm auch die Schwester
Cornelia Theil, die im Gegenfage zu ihrem Bruder
durch ihre äußerliche Erscheinung keineswegs für sich ein-
nahm und mehr von des Vaters verschlossenem Grafie,
als von der Mutter lebensfroher Offenheit hatte, übrigens
bei allen berben und schroffen Manieren ein weiches,
liebebedürftiges Herz in sich trug. Goethe sagt von
Ihr: „Die Züge ihres Gesichtes sprachen von einem
Wesen, das weder mit sich einig war, noch werden
konnte.“ Aber ihrem Bruder war sie die innigste und
vertrauteste Freundin, der er alle seine kleinen Herzens-
geheimnisse und Gemüthsbedrängnisse anvertraute und
deren süße und besonnene Rathschläge er ebenso sehr schätzte
als nach Umständen befolgte. Äußerer Glück hatte sie,
ebenfalls im Gegenfage zu ihrem Bruder, im Leben nur
wenig. Eine Reizung, die sie schon früh für einen jungen
Engländer im Herzen trug, diente nur dazu, noch tiefern
Schatten in ihr Gemüth zu werfen. Im J. 1773 he-
rathete sie Johann Georg Schloffer, Amtmann zu Em-
meningen, fühlte sich jedoch in dieser Ehe nicht glücklich
und starb, von ihrem Dasein ziemlich unbefriedigt, bereits
im J. 1777. Zur Hausfrau und Ehegattin war sie
vieleicht auch nicht geboren. Goethe selbst sagt von ihr,
er habe sie sich nicht gern als Hausfrau, wol aber gern
als Mäcchlin, als Vorsteherin einer edeln Gemelnde ge-
dacht; sie habe Alles befehen, was ein solcher „höherer
Zustand“ verlange, ihr habe Alles gefehlt, was die
Welt unerlässlich fordere. Die höchste Nothhöhe des liter-
arischen Ruhms ihres geliebten Bruders erlebte sie nicht
mehr, aber wol die Anfänge desselben, die in ihr um-
schatteten Leben einen freundlichen Rückblick werfen mo-
chten. Es wird berichtet, sie habe Schloffer nicht aus
Zuneigung geheirathet, sondern nur um der für sie
drückenden Hausbesorge ihres Vaters sich zu entziehen.
Dass es sich mit dieser Familienverrathel wirklich so arg
verhalten, wie man berichtet, ist übrigens, wenn man
die Bildung des Raths desloffer, schwer zu glauben, viel-
mehr anzunehmen, dass beiden Geschwistern das strenge
Hausregiment ihres Vaters im Gegenfage zu der genia-
len Lebenslust ihrer Mutter und vieleicht nicht ohne
directe Einwirkung und Einflüsterung der letztern in weit
schwächerem Lichte erschien, als dies sonst der Fall ge-
wesen sein würde. Dass sein an Störrigkeit grenzender
Eigenfinn der Familie oft lästig geworden sein mag,
kann allerdings schwerlich in Frage gestellt werden. Wie
weit er seinen Eigenfinn trieb, bewies er unter Anderem
während des oben erwähnten in seinem Hause nöthig
gewordenen Neubaus. Denn um den Bau besser leiten
und beaufsichtigen zu können, sträubte er sich, mit den
Seinigen das Haus zu verlassen; und erst als zuletzt
auch das Dach theilweise abgetragen wurde und trotz

aller Vorsichtsmaßregeln der Regen bis zu den Dächern
gelangte, verstand er sich dazu, die Kinder auf eine Zeit
lang zu wohlwollenden Freunden zu thun.

Mitthe von den kleinen Anfängen Goethes aus
seinem achten und neunten Jahre, die aus durch einen
günstigen Zufall erhalten worden sind, verrathen eine
für dieses Alter überaus hohe Gewandtheit und das
Talent, seine Vorfälle im munteren Dialog zu behan-
deln und gewissermaßen dramatisch zu gestalten⁶⁾. Da-
hin gehören auch die Morgenalldränge, die er im
Jahre 1758 für jeden Tag des Monats August in latei-
nischer, zum Theil sogar in griechischer und in teutscher
Sprache verfasste, um damit seinem Vater eine Freude
zu bereiten. Schon früh zeigte er sich auf Aeußere
reizbar und empfänglich, wie der erschütternde Eindruck
beweist, den die Nachricht von dem lisabonener Erdbeben
(den 1. Nov. 1755) auf sein kindliches Gemüth machte.
Sein ganzes Gemüth kam darüber in Aufruhr und schon
damals regten sich in seiner Seele die ausdauernden Zwei-
fel an der Vorsehung und Güte Gottes⁷⁾. Leider war
der religiöse Unterricht sehr wenig geeignet, seinem Geiste
richtige religiöse Ueberzeugungen und Vorstellungen zu
zuföhren und ihn gegen den Andrang gewaltsamer Ein-
drücke, denen er auch später möglichst aus dem Wege
ging, zu kräftigen. Es war der traditionelle kirchliche
Protestantismus, eigentlich nur eine Art von trockner,
hausbadener Moral, was man ihm lehrte und die
Lehre konnte, wie er selbst gesteht, „weder der Seele
noch dem Herzen zusagen.“ Indefsen die Bibel lehrte
er trotzdem schon früh ziemlich genau kennen und war
an der Hand der großen Holiobibel mit den Merian'schen
Kupfern; was die Kraft des Wortes nicht that, that
die Macht des Bildes; denn für alles Bildliche, An-
schaubare zeigte sich sein Sinn von früh auf besonders
empfänglich. In eine dieser bildlichen Darstellungen
reizte den Knaben sogar zu einer von ihm selbst reich
geschilderten Nachahmung der jüdischen Opferhandlung,
indem er aufgeschichtete Naturproducte und Käsepfen
den mittels eines Brennglases anzündete und dampfen
ließ. Seinen Sinn für Kunst weckten schon früh die
von seinem Vater gesammelten italienischen Ansichten und
andere Bilder, bei deren Aufstellung und Anordnung er

6) Siehe „Mittheilungen aus einem Original-Manuscripte
der frankfurter Stadtbibliothek“ herausgegeben von Weizmann,
1846, und „Goethe in Frankfurt am Main oder zeitlicher Wahn
aus der Zeit seines dortigen Aufenthalts im den Jahren 1757–
1775 gesammelt“ von H. Böding. (Jena 1839.) 7) Nicht
fragt sich nicht der Ruckst der meisten Biographen und Commem-
toren Goethes, welche sein Denken trugen, Goethe's spätem reli-
giösen Zweifel von dem Eindruck dieses Ereignisses abstammte: er
glaubt nicht, dass ein erst schwächlicher Knabe bereits solche Be-
trachtungen angestellt haben sollte, ist vielmehr der Meinung, daß
Goethe in den betreffenden Stellen von „Wahrheit und Dichtung“
in eine jener Selbsttäuschungen verfallen sei, die den Menschen in
der Erinnerung an seine frühesten Kinderjahre so leicht befallen.
er habe spätere Einbrüche vorausgenommen oder auch, was er von
Andern damals und später gehört oder in Büchern gelesen, mit
Selbstempfindenem verwechselt. Inzwischen bei einem so begabten
Knaben wie Goethe daß solche Jugendbrände doch sicherlich von
anderer Art als bei Kindern gemeinlichen Schlages.

dem Vater nach dem Neubau des Hauses behilflich war; auch trat er schon früh mit den in Frankfurt lebenden Malern in Folge der Aufträge, welche der Rath Goethe ihnen ertheilte, in anregenden Verkehr; durfte er doch selbst Vorschläge zu neuen Bildern machen und von einer Reihe von 12 Bildern, die er sich in seinem jungen Kopfe erbat und in einem von ihm verfaßten umständlichen Aufsatze beschrieben hatte, wurden sogar einige von frankfurter Malern ausgeführt. Ob dies jedoch schon damals oder zu Anfang der sechziger Jahre geschah, wo Goethe die Gemälde Juppé's zu behandeln dachte, ist zweifelhaft. Damit es nicht dem Knaben Goethe nach allen Richtungen hin, in denen sich später sein Geist bewegte, nicht an Anregung fehlen sollte, besaß der Vater auch eine Naturalienammlung, die zwar sehr dürftig und lückenhaft gewesen sein mag, aber doch hinreichte, um Goethe's Wissbegier zu reizen und zu seinen später lebhafter betriebenen Naturstudien vielleicht den ersten Keim zu legen.

Die ansehnliche Bücherei des Vaters gab dann auch Vieles her, was die Wissbegierde und die Gmüthsbedürfnisse des Knaben in Bewegung setzte: Tasso's „Befreites Jerusalem,“ des Vaters Lieblingsdichtung, in Koppen's Uebersetzung, Homer, Virgil, Ovid's Metamorphosen, der erker in einer Prosaübersetzung, Genelon's Telemach, Robinson Crusoe, die Insel Felsenburg, Anson's Reise um die Welt, die Gottfried'sche Chronik mit den Merian'schen Kupfern u. s. w., von deutschen Dichtern Caniz, Brodes, Drollinger, Haller, Hagendorf, Gellert, Kramer. Von der inwischen durch Klopstock eingeführten reinlosen Dichtkunst war der Vater kein Freund und Klopstock's Weisnabe, von der bis zum Jahre 1755 die ersten zehn Gesänge erschienen, gelangte nur auf Schleichwegen in die Hände der beiden Geschwister, denen dieselbe wie damals so Vielen in Teutschland eine Art Erbauungsbuch wurde. Aus Klopstock's Weisnabe, aus welcher der Knabe oft wie während zu deslaminiren pflegte, was einmal eine von ihm selbst in „Wahrheit und Dichtung“ ergötzlich geschilderte komische Scene herbeiführte, aus Laub's Videübersehung, aus alten Chroniken und alten Volksgeängen, mündlich oder durch fliegende Blätter fortgepflanzt, schöpfte Goethe sein Teutsch. Dies war das Material, mit welchem er später so große Dinge ausrichtete und aus dem er mit schöpferischer Kraft, man möchte sagen, eine ganz neue Sprachwelt gestalten sollte. Dabei verschmähte aber Goethe auch nicht „von dem Studium der correcten und disciplinirten teutschen Dichtkunst“ seine Vortheile zu ziehen.

Für die Entwicke lung eines dichterischen Talentes boten dann auch die alte Reichsstadt Frankfurt, die damals ein noch weit mittelalterlicheres Ansehen hatte als heutzutage, und ihre Umgebungen manche besondere Vorträge. Der „Römer“ mit seinen Erinnerungen an die alte glorievolle Kaiserzeit, der Dom, die Mainbrücke, manche alterthümliche Gasse, darunter die geheimnißvolle enge Judengasse, die damals noch allabendlich abgeperrt wurde und in deren seuchenden Noth der Knabe Goethe

niemals ohne einen gewissen Schauer hineinblicken konnte, die seitdem gefallenen Umschlingungsmauern mit ihren Thürmen und Thoren, von welchen letztern noch das eschendeimer Thor als malerischer Rest übriggeblieben ist, mögen die Phantasie des Knaben schon früh angeregt und mit jenen Vorstellungen befruchtet haben, wie er sie zur Ausföhrung einer Dichtung wie „Götter und Dämonen“ bedurfte und wie sie auch aus manchen Partien seines „Faust“ hervorblinden. Andererseits hat die Gegend Frankfurts einen durchaus heitern, muntern und anmuthigen Charakter, gleichweit von dem Beengenden eigentlich Berglandschaften wie von dem Versackenden weitgedehnter Sandgegenden. Der Taunus liegt nicht als drückende Last auf der Stadt, sondern steht als malerische, in ihrer Form entfernt an die sabiner Gebirge erinnernde Berggruppe in genügender Entfernung von der Stadt hin, um den Horizont im Norden gefällig abzuschließen und dem Auge einen Ruhepunkt zu gewähren. Auch in der nächsten Nähe der Stadt steht es längs der Ufer des Main's nicht an Höhepunkten, welche hübsche Ausichten zum Theil auch auf die Stadt selbst und die dahinter hervorragenden Höhen des Taunus gewähren. Benutzt ist die Stadt von einem Menschen, in dem sich auch jetzt noch nicht eine gewisse altteutsche Tüchtigkeit gänzlich verloren hat; er ist vielleicht etwas aldrätrisch, fleiß und wenig schwunghaft, aber einfach, offen, unaffectirt, wenig bekümmert um das Thun und Treiben des Nachsten und zu lustiger, Alles vererbender Kritik wenig geneigt. Die jüngern Frauen sind nicht ohne einige natürliche Anmuth und Schallhaftigkeit, während sich die Männer, namentlich in den untern Ständen, mehr zu einer gewissen Derbheit hinneigen, die besonders bei der Bevölkerung der Vorstadt Sachsenhausen einen fast berückigten Grad erreicht und zuweilen Reibungen und komische Scenen veranlaßt, an denen Goethe sein Vergnügen haben mochte. Bei allem Anticismus, in den er sich an der Hand heilenischer Kunst und Dichtung allmählich hineinempfangt, hat ja auch Goethe als echt frankfurter Kind diese reichskädtische trostige Derbheit nie ganz von sich abgestreift und in ihr ist vielleicht der Grund zu suchen, daß er kein hominischer Dichter und selbst als Künstler nie ein Hofmann im gewöhnlichen Sinne des Wortes geworden ist. Dann aber boten auch wieder Frankfurts Messen, die damals von noch größerer Bedeutung waren als jetzt, dem Knaben Gelegenheit genug, seinen Blick von dem etwas beschränkten und träumerischen Leben der Frankfurter hinweg auf das Ganze und Große des Weltverkehrs zu richten; oder wie er selbst sagt: „es bildete sich die Vorstellung von dem, was die Erde Alles hervorbringt, was sie bedarf und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auszuwechseln.“ Die Schaubuden und Messebenswürdigkeiten zauberten eine eigenthümliche bunte Welt vor seine Augen, die er dann in seinem „Jahrmärkte von Plundersweilern“ in so köstlich ergötzlichen Bildern veranschaulichte und namentlich auf den Messen versorgte er sich mit den vielen schönen Volksbüchern, welche ihm zu späteren Dichtungen selbst Stoff

theils Anregung gab; Faust, der ewige Jude u. s. w. Zudem verbandte ihn der Vater frühzeitig zu kleinen Geschäftsgängen bei Handwertern und Händelcuten, so daß er das Leben schon früh auch von seiner praktischen und gewerblichen Seite kennen lernte und Seligkeit hatte, in das Innere der Familien Blicke zu thun, die freilich nicht immer erfreulicher Art waren. Hier traten ihm auch die Schattenseiten einer vorzugsweise auf den Handelsverkehr angewiesenen Stadt: egoistische, krämerhafte Berechnung, Neigung, den Nebenmenschen zu überbortellen oder gar aus seinem Widerscheide für sich Gewinn zu ziehen, Ostentation und Genußsucht bei moralischer Verkommenheit und öfters selbst gänzliche Entfremdung in nur zu frühen Jahren an mannichfachen Beispielen entgegen.

Ein Glück kann man es schwer nennen, daß seine schönsten Knabenjahre in die Zeit des siebenjährigen Krieges fielen, wo der große Friedrich in Sieg und Niederlage bewies, was Genie, Thatkraft und auch Keuschheit entfaltete Willenskraft selbst gegen den Andrang einer Welt auszurufen vermögen und wo sich an seinen unsterblichen Thaten und den oft an das Unglaubliche grenzenden Katastrophen dieses wunderbaren Krieges der Nationalgeist der Deutschen und damit auch die Nationalliteratur, freilich sehr im Widerspruche mit dem französischen Geismathe des großen Herrschers, hob und kräftigte. Von einer politischen Sympathie konnte bei dem Knaben natürlich nicht die Rede sein, aber lassen sich seine Antipathien gegen alles bloß politische Treiben auch die Jugenderfahrungen zurückführen, die er bei dieser Gelegenheit innerhalb der Tector-Goethe'schen Familie selbst machte. Denn ihm, dem lebhaft beobachtenden Knaben, entging die Spaltung nicht, welche die durch diesen Krieg herbeigeführte Theilung des deutschen Volkes in öfterreichisch und preussisch Gesinnte in den Kreisen dieser Familie selbst anrichtete und was er selbst nicht sah, das wird ihm durch gleichzeitige oder spätere mündliche Mittheilungen und Berichte näher ins Bewußtsein gerückt worden sein. Der alte Schultheiß Tector hatte über Franz I. den Krönungsbüchel getragen und von Maria Theresia eine gewichtige goldene Medaille mit ihrem Bildnisse erhalten, er war daher mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern gut kaiserlich; Goethe's Vater dagegen hatte von Karl VII., dem Gegenkaiser, seinen Rathstitel erhalten und er war schon darum frühlich und anti-österreichisch gesinnt. Die Spaltung ging so weit, daß auch die gewöhnlichen sonntäglichen Familienzusammenkünfte gestört wurden, daß dem Sohne die sonst vergnüglichen Stunden der Woche am sonntäglichen Familienfeste der Großältern, indem dort sein Lieblingsbald nur geschmäht und verflucht wurde, zu den peinlichsten zu gehören angingen und daß der Rath Goethe sich schließlich ganz aus dieser Gesellschaft zurückzog. Dieser Umstand allein schon bestiegte, wenn auch erst in späterer Zeit, bei Goethe die Ueberzeugung, daß bei solchen politischen Parteifragen das persönliche Interesse meist ein sehr entscheidendes Motiv bildet. Begreiflicherweise folgte der Knabe der Fahne seines Vaters, wenn

auch nicht aus bloßer blinder Unterwerfung unter das väterliche Beispiel. Die große Persönlichkeit des Kaiserkönigs imponirte ihm, wie noch in spätern Jahren die große Persönlichkeit Napoleon's, obgleich der Eindruck, den die gewaltigen Thaten eines deutschen Königs und Herrschers auf einen deutschen Knaben machen, erklärlicher und gerechtfertigter erscheint als die Bewunderung für einen ausländischen Gewaltherrschers bei dem Namen, dem gereizten Goethe, der sicherlich bei der Abhängigkeit eines Kriegsheben noch einen andern Maßstab hätte in Anwendung bringen sollen als die Rücksicht auf das bloße Genie, die „Persönlichkeit.“ Aber der dem Knaben Goethe war die Begeisterung für den großen Helden ohne Zweifel sehr wohl begründet. Gewaltige Thaten, Beweise mächtiger Genialität und Charakterstärke haben vorzugsweise das Anrecht, von der Jugend anerkannt zu werden. „Ich war auch preussisch oder,“ sagt Goethe selbst, „um richtiger zu reden, frühlich gesinnt. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrie ich gern die Siegeslieder ab und sah noch lieber die Specterlieder auf die Gegenpartei.“

Des Vaters Hinnäheung zu dem preussischen Interesse wurde aus eine harte Probe gestellt und bedrohte die Familie sogar mit einer nicht unbedenklichen Katastrophe, als die Franzosen am 2. Jan. 1759 gegen alle Beträge von der Reichsstadt Bieleb ergriffen und der Graf Thotane im Goethe'schen Hause einquartiert wurde. Es war hier der sogenannte Königsleutnant, dessen Amt es war, die Streitigkeiten, Sünden und Schuldensachen zwischen Bürgern und Militärpersonen in Ordnung zu bringen, während dadurch freilich ebenso sehr zum Schanden der Vaters als zur Belustigung des Sohnes die bisher in Goethe'schen Hause herrschende Ordnung nicht wenig gestört wurde. Obgleich der Graf zu den sich damals unter den Franzosen häufiger als unter den andern Nationen findenden lebenswichtigen Officenten gehörte, die sich gegen Jedermann artig und zuvorkommend, gegen die Frauen stets galant und ritterlich benahmen und obgleich er mit größtem Takte Alles that, um seine gewonnene Anwesenheit im Goethe'schen Hause dem Hausherrn möglichst wenig lästig zu machen, so ließ doch der Rath Goethe die Abneigung, die er gegen die fremden unwillkommenen Gäste überhaupt empfand, auch den Grafen fühlen, von dem er sich in fortwährender, sehr beleidigender Entfernung und Zurückgezogenheit hielt. Nach dem Siege, welchen die Franzosen im Frühling 1759 bei Bergen in unmittelbarer Nähe der Stadt Frankfurt über die allirte Armee unter Ferdinand von Braunschweig erröchten, machte sich der Unmuth und der Franzosenhaß des Rathes Goethe gegen den Grafen in einer so dorb teutschen Weise Luft, daß seine Freiheit und vielleicht selbst sein Leben ernstlich bedroht waren, indem Thotane in der ersten Aufwallung des Zorns entschlossen war, an dem Rathe einen in die Augen fallenden Ersatz zu vollziehen, um die franzosenfeindlichen Frankfurter dadurch einzuschüchtern. Nur mit Mühe wurde die drohende Gefahr von dem Haupte des teutschen Mannes abgewendet. Der Graf blieb dann noch zwei

Jahre im Goethe'schen Hause, ohne daß, wie es scheint, der Friede des Hauses weiter in irgend ernstlicher Weise gestört worden wäre.

Zu einem großen Theile verdankt man dies wol der Jungung, welche der Kranke zu dem anmuthigen, lebendigen und geselligen Sohne des Rathes gefast hatte. Denn eben in dem Grade, wo sich der Vater von dem französischen Grafen zurückzog, schloß sich dieser dem letztern an und während der Vater dem and der Schlacht von Bergen heil und gesund rückkehrenden Königsleutnant offen ins Gesicht sagte, daß er die Franzosen „zum Teufel“ wünsche, sprang ihm der junge Johann Wolfgang in Gesellschaft seiner Schwester freudig entgegen und küßte ihm unter Wenigerungen der Freude und Höflichkeit die Hand. Die Urbanität und Eleganz, welche Thoreau und manche seiner Landsleute im Umgange entwickelten, waren grade Eigenschaften, die der junge Goethe bei den christlichen Reichsbürgern nur zu sehr vermiste und daher für ihn nur um so anziehender. Nationale Vorurtheile konnten selbst bei dem gereiften Goethe gegen die angenehmen Einbrüche einer wohlgebildeten Individualität nicht Stich halten, wie viel weniger bei dem Knaben! Er war nun nicht mehr „Frischling“, sondern Thoreau'sch gekannt. Der Graf ließ ihn an den Zusammenkünften mit seinen Landsleuten, an mancherlei Gesprächen und Erzählungen theilnehmen, die vielleicht nicht gerade seine sittlichen Anschauungen vom Leben, aber um so mehr seine Menschenkenntniß, sein Talent für geselligen Umgang und namentlich auch seine Fertigkeit im Französischen, wahrscheinlich auch seine Kenntniß der französischen Literatur wesentlich förderten. Da der Graf auch bei den in Frankfurt und dessen Nähe lebenden Malern, namentlich auch bei dem darmstädtischen Hofmaler Seefas Bildet besuchte, mit denen er die Wohnung seines ältern Bruders in ihrem Geburtsorte Grasse in der Provence zu jenen gedachte, so hatte der junge Goethe Gelegenheit, in noch fruchtbringenderer Weise als bisher seinen Sinn für Farben und Formen und für die Kunst überhaupt zu üben und zu bilden. Nicht nur wurde Wolfgang's Arbeitszimmer (ein Waldenzimmer) in ein förmliches Atelier verwandelt, sondern da er die von dem Grafen Thoreau beauftragten Maler von früh auf gekannt hatte, durfte er auch häufig bei den Beratshaltungen und Entwürfen gegenwärtig sein; und da der angesehene Knabe infirmenmäßig nicht selten das Richtige traf und faarliche Einfälle hatte, so wurde wol auch seine Meinung gehört und beachtet.

Wolfgang's Studien in französischer Sprache und französischer Litteratur sollten übrigens nicht auf den Umgang mit dem Grafen Thoreau beschränkt bleiben, sondern noch auf einem andern für den jungen Goethe weit anziehenderen Terrain Wurzel fassen. Wie die Franzosen nicht wol irgendwo auch nur für einige Zeit ohne ein Theater leben können, so hatte es auch die Theaterlust der französischen Occupationstruppen einem Schauspielerunternehmen möglich gemacht, in Frankfurt ein französisches Theater aufzuspielen. Die Lust an theatralischen Vorstellungen war schon früh in dem Knaben erwacht, zunächst in

Folge des von ihm so reizend beschriebenen Puppenspiels, welches ihm seine Großmutter zum Weihnachtseste 1768 geschenkt hatte *) und welches der Knabe bei stiftlichen Gelegenheiten immer wieder hervorholen durfte, um theatralische Vorstellungen zu geben, wobei die Geschwister nicht selten für die vorhandenen Puppen neue Stücke anfertigten suchten. Später thaten die Kinder einen weitem Schritt, sie agierten selbst und zuweilen sogar in teutschen Dramen, die damals für classisch galten. Solche Kinderdarstellungen scheinen damals in verschiedenen Patricierhäusern beliebt geworden zu sein; so wurde z. B. im Hause des Schöffe von Denschlager einmal Elias Schlegel's Trauerspiel „Canut“ aufgeführt, in welchem Wolfgang die Hauptrolle, die des Königs gab. Welch ein Glück für den Knaben, als nun die französische „Civilisation“ ihren gewöhnlichen Vorposten, ein Theater, in Frankfurt aufstellte und Wolfgang zu diesen Vorstellungen eine Eintrittskarte von seinem Großvater Terzer erhielt. Zwar war dies Theatertreiben dem Vater, welcher von den stiftlichen Einflüssen der Bühne die übelsten Begriffe hatte, gar nicht sehr angenehm; aber er gab dem Willen der Frau Rath nach, die bis in ihr spätes Alter eine glühende Verehrerin des Theaters war, ja er machte später zu Wolfgang's Besuchen der französischen Theater Vorstellungen ein viel freundlicheres Gesicht, als er wahrnahm, daß sein Sohn dabei überraschende Fortschritte im Französischen machte. Diese Fortschritte verdankte Wolfgang namentlich seinem vertrauten Umgange mit einem der französischen Schauspielertruppe angehörigen mantern Knaben, den Goethe selbst Deronoe nennt. Degreiffenderweise lernte er von einem Altersgenossen, der den ganzen Leichtsin, die ganze Prachtluft und die ganze Plauderhaftigkeit seiner Nation besaß, das Französische viel rascher als von ältern und ernstern Männern, die doch meist über Angelegenheiten sprachen, für welche sich der Knabe nur sehr wenig interessirte. Einem geistreichen Knaben wie Wolfgang mußte natürlich der Umgang mit dem zwar sehr oberflächlich gebildeten, aber lebendigen und gewandten Franzosenknaben bei weitem besser befragen als der Umgang mit den mehr schwerfälligen, verben, selbst rohen frankfurter Bürgerkindern. Beide trieben sich viel auch außerhalb des Theaters herum und verübten manche übrigens harmlose Schelmereien und theatralische Posse, zu denen auch die Ausgleichung einer „Ehrenfackel“ durch ein Duell gehörte, bei welchem sich die beiden Knat in ihrer kleinen Kinderdegen bedenkten und die Remonisterei des jungen Franzosen aufs Ergötzlichste zu Tage trat. Freilich lernte er bei diesem Umgange nur allzu früh auch jene Welt „hinter den Coulissen“ kennen, deren Verstand nur dem in und mit ihr Aufgewachsenen wenigstens gefährlich ist. Er hatte durch den jungen Deronoe ungehörten Eintritt in das allgemeine Anstaltszimmer, wo es nicht immer sehr decent herging, „da sich“, nach Goethe's Worten,

*) Es war dies der Großmutter letzte Weihnachtsgeschenk; denn sie starb bereits im Frühlinge 1764 in dem hohen Alter von 85 Jahren.

„Herren und Damen vom Theater so wenig unter sich als vor den Kindern zu scheuen schienen.“ In dieser Zeit begegnete wir auch einer ersten wie es scheint jährlichen Neigung Goethe's, die natürlich ganz knabenhafter Natur war und zwar zu Derones' nur um wenige Jahre älteren Schwestern. Sie besuchte er sie, ohne sich ihr durch Ueberreichung einer Blume oder Frucht oder sonst eines Gegenstandes galian zu bewiesen; jedoch gelang es ihm nie, ihren traurigen Mienen ein freundliches Lächeln abzugewinnen. Die junge Franziska, wie es scheint, ganz das ernste Gegenbild ihres jüngeren stets heitern Bruders, verstand sich höchstens zu einem höflichen Danke und schnitt so dem galanten Knaben jeden Faden zu einem kleinen poetischen Romane ab, den er, trotz seiner Jugend, mit ihr anzuspinnen vielleicht nicht übel Lust hatte.

Der Besuch der französischen Theatervorstellungen — unter denen besonders die des Diderot'schen „Hausvaters“ von bleibendem Interesse für Goethe gewesen zu sein scheint — und dieser Umgang trug bei dem Knaben solche Früchte, daß, als Schöff von Dönnichslager einmal von Kindern den „Britannicus“ des Racine aufführen ließ, ihm die Rolle des Nero zufiel. Mit der Lebendigkeit, die ihm überhaupt eigen war, wenn ihn und so lange ihn eine Sache interessirte, ließ er nun auf's Feinste die französischen Dramatiker Corneille, Racine, Molière u. s. w., lernte Partien daraus, die ihm besonders gefielen, auswendig und recitirte sie. Zu sein Nachahmungstrieb wurde so lebhaft angeregt, daß er selbst ein kleines französisches Drama versuchte, auf welches er sich nicht wenig zu Gute that und obgleich der junge Derones durch seine unerbittliche Kritik die verwegene Hoffnung des eifühdrigen Autors, daß sein Drama aufführbar sei und aufgeführt werden würde, aufs Grausamste zerstörte, ließ er davon doch eine Abschrift fertigen, die er dem über diese Speech- und Talentprobe seines Sohnes sehr erfreuten und dadurch mit dessen Theaterlebhafteit gänzlich versöhnten Vater überreichte. Dieser übernahm übrigens nach dem Abzuge des Grafen Hilarion den Unterricht seiner Kinder von Neuem und planlos, aber auf's Bieleitigste wurde nun weiter gelehrt und gelernt, nicht immer das Nothwendige, sondern auch das Ueberflüssige, das aber Wolfgang's lebhafter Geist doch zu verwerten und zu benutzen verstand. Das Selbststudium zog seinen jugendlichen Geist vor Allem an, so die geheimnißvolle Giefferschrift des Judentums, welches ihn schon früher so lebhaft beschäftigt hatte, daß er sogar eine Anweisung zur Erlernung und zum Verständnis der teufelhebräischen Sprache niederschrieb. Das Griechische, in welchem er es nicht weit gebracht, ließ er nun liegen; dafür lernte er Gedächtnis, und zwar bei dem Recteur des frankfurter Gymnasiums, Dr. Albrecht; doch kam er auch in dieser

Sprache nicht über die Anfangsgründe hinaus und der einzige reelle Gewinn, den er von diesem Unterrichte hatte, bestand in einer anhaltenden Beschäftigung mit der Patriarchengeschichte. Folge dieser Beschäftigung war der dadurch erweckten Neigung zu religiöser Contemplation wie ein von ihm in Prosa verfaßtes episches Gedicht „Joseph“, das er nebst einem Anhange geistlicher Oden in sauberer Abschrift dem Vater überreichte, der auch hieran, wie an allen Talentproben seines Sohnes, sein großes Wohlgefallen hatte. Er munterte den jungen Geist sogar auf, ihm alle Jahre einen solchen Quartanb zu liefern, was der kaiserliche Rath gewiß nicht geihan haben würde, wenn er der Bedant gewesen wäre, der er doch gemein sein soll.

Diese religiöse Stimmung wurde noch gesteigert durch die Einflüsse des Fräuleins Susanna Katharina von Kleinberg, später von ihm in den berühmten, dem „Wilhelm Meister“ eingeschalteten „Besenntnissen einer schönen Seele“ verewigt. Sie war einer der ersten patriarchalen Familien Frankfurt angehörig und sowohl eine Verwandte wie eine Herzensfreundin der Frau Rath Goethe. Ihre Frömmigkeit, welche ihr auch die Leiden eines kranken Körpers erleichterte, war nicht ohne mystischen Ausfluß, aber ohne alle Affectation und ohne jenen Hochmuth, der religiöse Fanatiker so leicht geneigt macht, Andersgläubige zu verdammen und zu verfolgen. Ihre Frömmigkeit wurzelte im Herzen und war mit dem Bewußtsein der christlichen Liebe und Humanität gleichbedeutend. Goethe, der schon in der Jugend, wie er alles Affectation und Lügenhaftigkeit und mißlich auch die bloß gemachte Religiosität haßte, für alles Echte und Wahre den empfindlichsten Sinn hatte, fühlte sich zu dieser reinen, engelgleichen Gestalt aufs Innigste hingezogen; denn in ihr fand er Werke und Religiosität verschwiehert; auch bei ihm die Erinnerung an dieses Lichtbild seiner Jugend durch sein ganzes Leben begleitet und in manchem bangen Lebensmomente erhob sich in ihm, wie er selbst noch in 80. Jahre gestand, die Frage, ob er auch recht darauf gethan, sich dieser Richtung abgewendet zu haben. Der fromme Kreis, welchem sich das Fräulein von Kleinberg anschloß, zählte auch noch andere hervorragende Individuen zu Mitgliedern, wie unter andern den in Frankfurt als besenntnismäßigster Legationsrath lebenden Friedrich Karl von Meier, Verfasser des damals in Frankfurt großes Aufsehen erregenden epischen Gedichtes „Daniel in der Löwengrube“, den Goethe unter denjenigen Männern nennt, welche durch Persönlichkeit und literarische Verdienste seine früheste Bildung förderten. Dieser religiöse Richtung, in welche der so lebendige Knabe plötzlich hingetragenen wurde, steht freilich in einem etwas grellen Gegensatz gegen das frivole Treiben in Gesellschaft des Knaben Derones; aber einmal war Goethe eine zu tief schlüßende und zu gründlich arbeitende Natur, als daß er sich nicht immer wieder, wie dies auch in seinem späteren Leben geschah, auf Ueberdruß und Ueberfüllung jedem leichtsinnigen Treiben, dem er sich in seiner Lebenslust und Lebensbegeisterung von Zeit zu Zeit hingab, hätte ab- und ent-

9) Lessing hat seinem biographischen Werke als Proben der Fortschritte des Knaben Goethe ein lateinisches Gedicht aus dessen achtem Jahre und einige kurze, in griechischer Sprache abgefaßte Morgenstunden angehängt. Solche philologische Jugendverirrungen muß man jedoch mit Verstand aufnehmen, da man nicht weiß, wie viel der betreffende Privatlehrer daraus mitgetheilt und gelehrt hat.

nieren Richtung hätte zuwenden sollen. Sodann bedurfte Goethe auch der Gegenläge, weil seiner Natur alle Einseitigkeit widerwar und nur die größte Mannichfaltigkeit der Eindrücke und Erfahrungen seinen Hunger nach Begründung des Lebens befriedigen konnte. Aber wie er das Wissen nicht in der Schule und Aesthetik und Kunst nicht in Hörsälen lernte, so lernte er auch die Religion oder doch religiöses Fühlen und Empfinden nicht in der Kirche, obgleich er sie besuchte und z. B. etwa ein Vierteljahr lang die Hauptphase der Predigten Plitt's gleich nach dem Gottesdienste rasch dem Schreiber des Vaters in die Feder dictirte und so die geschriebene Predigt dem erernten Vater noch vor Tisch überreichen konnte. Nach einigen wenigen Monaten freilich war er dieser Uebung schon wieder überdrüssig und die Predigten krampten bald in seinen Blättern zusammen. Als eine Frucht dieser religiösen Richtung ist die in fliegendster Sprache und mit Schwung und Feuer gedichtete Ode „Poetische Gedanken über die Höllefahrt Jesu Christi“ zu betrachten, die in die neuesten Ausgaben der Werke Goethe's mit der Jahrszahl 1765 aufgenommen ist, aber, wie J. W. Schaefer nachweist, schon um 1762 verfaßt sein muß; nur mag die spätere Fäule, wahrscheinlich kurz vor dem Abdruck, der zu Anfang des Jahres 1766 in einer Zeitschrift, „Der Sichtbare“ erfolgte, dieser Ode stark nachgeholfen haben. Das Jahr 1765 ist auch dasjenige, in welchem er, wie man aus einem Briefe Goethe's an J. J. Riese vom 30. Oct. desselben Jahres weiß, ein Trauerspiel, „Bellarion“ begann und zwar in fünfzig Tagen, wonach Goethe also zu den Ersten gehören würde, welche diesen Vers in deutschen Originalschauspielen anwendeten. Leider gehört dieses Fragment zu den dichterischen Arbeiten, die er später in dem weltlichen und galanten Leipzig verbrannte¹⁰⁾.

Indessen Goethe war ein Weltling, ein rechtes Kind dieser Welt; und so konnte diese religiöse Stimmung ihm wol für eine Zeit lang, aber nicht für die Dauer Befriedigung gewähren. Irre häusliche Zweifel, denen er später in seiner berühmtesten Dichtung zum Ausdruck verhalf, und die Lust an der blühenden Gegenwart des Lebens entzweiten ihn dem kirchlichen Glauben wieder, wozu noch die Befanschaft mit dem tüchtigen Juristen Hofrath Hüging kam, der nie eine Kirche besuchte, an Gott selbst Fehler endeten wollte und auch dadurch in dem Gemüthe des Jünglings Verwirrung anrichtete, daß er ihm sein Richtigbuch, die bekannte Schrift des Agrippa von Nettesheim „De incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium,“ zum Studium empfahl. Jügte der cynischen Lebensphilosophie Hüging's, die auf Menschenfeindschaft und Menschenverachtung basirte, mögen von Goethe späterhin sicherlich zur Zeichnung mit dem seiner Trone Alles gesehenden Werphichtheides vermischt worden sein. Allen posi-

tiven Reizen hatte indessen der junge Goethe von dem Umgange mit dem diabolischen Hüging, indem dieser ihm ein tüchtiges Rechtsstudium empfahl, wenn auch nur zu dem Zwecke, das Einnige gegen das „Kumpenpad von Menichen“ gehörig vertreibigen zu können. Da nun sein Vater selbst ihn zu einem künftigen Rechtsgelehrten bestimmte und der junge Goethe in Folge davon auch mit andern namhaften frankfurter Juristen in nähere Berührung kam, so warf er sich schon jezt mit großem Eifer auf Rechtsstudien und wußte sich, zur größten Freude seiner juristischen Freunde, im Corpus Juris bald ebenso gut auszukennen als in seiner Bibel. Andere Gesichtspunkte eröffnete ihm der weltmännlich gebildete, in der schönen Literatur bewanderte und damals als Publicist berühmte Schiff Johann Daniel von Denselager, der ihn, wie ein anderer älterer Freund, von Reines, für die diplomatische Laufbahn zu gewinnen und zu bilden trachtete.

Inzwischen wurde mit Hilfe eines in Frankfurt eingetroffenen englischen Sprachlehrers die Erlernung der englischen Sprache begonnen und auch in dieser brachte es Goethe, dem alles Erlernte sofort als Material zu einer Production dienen mußte, bald so weit, daß er ein Gedicht, dessen er sich noch nicht erinnern, in englischer Sprache verfaßte, in welchem er beflagte, daß es ihm für seine Poesie an würdigen Gegenständen mangelte. Der Zeichenunterricht wurde jezt mit noch größerem Eifer betrieben als früher und der Vater gab einen neuen Beweis seiner Energie und Ausdauer, indem er, der früher nie gezeichnet, jezt in seinen vorgeschrittenen Jahren im Vereine und im Wettstreit mit seinen Kindern eine ansehnliche Sammlung von Köpfen des Plazetta mit möglicher Sorgfalt und Sauerkeit copirte. Auch mit der Musik wurde es wenigstens versucht; indessen war der Knabe des Claviers, das dann unter der alleinigen Herrschaft der Schwester blieb, wie später der Alt und des Violoncell bald überdrüssig. Ob man die verhandlungen Aeusserungen über Musik, welche Einige dem Dichter in seinen spätern Jahren nachgerühmt haben, mit Recht auf diese künftigen Experimente zurückführen darf, bleibe dahingestellt. Ganz ohne Reizen waren sie für ihn gewiß nicht; denn für Goethe blieb Nichts ohne Reizen, was er, wenn auch nur vorübergehend, berührt und versucht hatte. Im Sechten und Ketten schlug der ihm ertheilte Unterricht aus verschiedenen Gründen damals nicht an; doch nahm er den Zeichenunterricht während seines akademischen Lebens später wieder auf und fortgesetzte Reibungen in freier Lust gaben ihm später im Reiten Kühnheit und Sicherheit, ja machten ihn zu einem lebensgefährlichen Reiter. So bewährte sich auch in diesem Falle das in Goethe's Leben überhaupt hervortretende Eigenthümliche, daß nicht Schule und Unterricht, sondern die Praxis und das Leben selbst seinen Fähigkeiten Reife und Vollendung geben sollten.

Wie jezt hatte Goethe noch Nichts zu bereuen; denn in seinem jugendlichen Herrumstreifen mit Verones in Frankfurt's Straßen und namentlich in der Judenstadt wird man doch nichts Arges finden und seinen Verle-

10) Das in dem Briefe an Riese erwähnte „Trauerspielmöden“ war nach W. von Wiedemann (vergl. die „Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung“ 1860. Nr. 76) Franziska Gressel, die vor seinem ersten Abgange von Frankfurt seinem Herzen am nächsten war.

mit den französischen Schauspielern und Schauspielerinnen und sein Verweilen in dem Ankleidezimmer derselben ihm nicht zum Vorwurf machen wollen. Nun aber sollte er auch in dunkle Verbindungen verwickelt werden, die, freilich gegen sein Wissen, etwas Verbrecherisches hatten und manchen düstern Schatten in sein junges Leben warfen. Indessen seiner Lebensführung und seiner poetischen Entwicklung und Gestaltungskraft, die bei ihm wesentlich eins waren, sollten auch sie zu Gute kommen und mitten aus der unheimlichen Gesellschaft, in deren Schlingen der junge Goethe verstrickt war, ragte ein liebliches Mädchenbild hervor, das er als Gretchen in „Dichtung und Wahrheit“ aufs Reizendste geschildert und in seinem „Faust“ unter demselben Namen, im Egmont unter dem Namen Gläzchen verneigt hat. Eine zweideutige Gesellschaft junger Leute, wie sie das Treiben in großen, namentlich in Handelsstädten erzeugt, professionelle Gauner, hatten ihn, den Patrierelohn, dessen Verbindungen, wie sie listig genug berechneten, ihnen vorkommenden Falls einigen Schatz gewähren und ihre Strafe mildern konnten, zu sich herüber zu ziehen gesucht und es war ihnen gelungen und zwar, wie Schaefer vielleicht nicht mit Unrecht meint, zunächst dadurch, daß sie seine Autorschaft mit ins Spiel zu bringen wußten. Es waren junge Burken, die sich öffentlich durch Abschreiben, Entwerfen kleiner schriftlicher Aufsätze, Nachhilfe beim häuslichen Unterricht, Beforgung von Geschäftsgängen für Kaufleute und Mäler u. s. w. zu ernähren schienen, im Geheimen aber auch gaunerhafte Geschäfte betrieben und Fälschungen und Veruntreuungen verübten. Goethe nennt sogar ihre Thätigkeit einmal „lobenswürdig“; es seien Menschen aus dem mittlern oder wenn man wolle aus dem niedern Stande gewesen, denen es an Kopf und auch an einer gewissen Bildung nicht gefehlt habe. Diese benutzten den noch nicht 15-jährigen Goethe zur Abfassung von Gelegenheitsgedichten höchst unschuldiger Art, für die sie, den pecuniären Gewinn nur für sich einstreichend oder zu Gelagen verwendend, ihm sicherlich die ungemessensten Lobspürche ertheilten und es mochte dem jungen Dichter ohne Zweifel höchst schmeichelhaft sein, hier sein Talent plötzlich so gewürdigt und anerkannt zu sehen. Auch war es ein leicht lebendes, genussüchtiges Völkchen, bei dessen Gasteien und nächtlichen Eipungen der junge Goethe sich für den Zwang, den er im väterlichen Hause erduldet, das zu erdulden glaubte, entschädigt fühlen mochte. Das Angehörste für ihn war aber ohne Zweifel das liebliche Gretchen, das er in diesem Kreise traf und das, wie zweideutig der Charakter und die Lebensart des Mädchens aus gewesen sein mag, äußerlich vor dem Patrierelohn den größten Anstand und den Ehrn reizendster Unschuld meisterlich zu wahren wußte, vielleicht auch in der That besser war als ihre Umgebungen und ebenfalls, ohne in das eigentliche Verbrecherische Treiben der Gaunergesellschaft eingeweiht zu sein, unter gewissen Vorspiegelungen nur als Lockvogel für die Söhne reicher Eltern und in diesem Falle des jungen Goethe benutz wurde. In welchem Verhältnisse sie eigentlich zu den

jugen Gaunern gestanden, weiß Niemand. Dem Anderen Goethe erschien sie jedenfalls als ein Inbegriff aller weiblichen Jugendreize, der lieblichen wie der geistigen und es bleibt ohne Zweifel bemerkenswerth, daß sie das Urbild seiner anmutigsten Mädchengestalten in seinen Dramen war und in der Erinnerung des Mannes wie des Greises als eine Art Heiligenbild heckenlos fortlebte. „Ich hier“, sagt Schaefer, „der Wahrheit ein Nichts-traum untergeschoben, der die Reize der Koketterie mit denen der Unschuld verwechselt? Sollte sie in einer Umgebung, die planmäßig einen unerschlichen Gewinn betrieb, die sittliche Stärke in sich gefühlt, den Besessungen und Versuchungen, denen Schönheit und Anmut ausgesetzt sind, zu widerstehen? Oder begann Goethe, in ihren Augen „noch ein Kind“, die Schule der Liebe mit der Rolle Drakengut?“ Doch wer vermöchte jetzt auf diese Fragen Antwort zu geben; genug, daß man diesem im Leben verachteten und verflohenen Geschick im Namen der Poesie dankbar sein muß, indem wir ihr Nachbild auf dem Theater bei jeder Aufführung des „Faust“ oder „Egmont“ beklatschen und bewundern“). Aber ihre nähere Verhältnisse hat trotz aller Nachforschungen — und diese pflegen ja jetzt in solchen Dingen eben genau und gewissenhaft zu sein als bei wirklich wissenschaftlichen Gegenständen — nichts Sicheres ermittelt werden können. Es macht auch sicherlich keinen irgend erheblichen Unterschied, ob dieses Gretchen, wie Einige wollen, Kellnerin im Bierhause zum Puppenständchen oder in dem auf dem Wege nach Offenbach gelegenen Gasthause zur Rose oder in irgend einer andern Wirtschaft oder Wirtelwirtschaft gewesen. Indessen scheint die Vermuthung, daß sie in einer öffentlichen Wirtschaft als Kellnerin gedient, überhaupt eine falsche zu sein; vielmehr läßt Goethe's Darstellung in „Dichtung und Wahrheit“ kaum einen Zweifel daran übrig, daß das Gretchen hauptsächlich durch allerlei weibliche Arbeit, durch Spinnern, Nähen, später Putz- und Galanteriewerke ernährt habe und des Tages über, wie es scheint, in dem Laden einer Puppenwarenhändlerin beschäftigt gewesen. Hier traf sie zufällig Goethe selbst einmal dazu beschäftigt, „Band und Federn auf ein Hütchen zu stecken.“ Diese zufällige Begegnung scheint dem Mädchen selbst übrigens keineswegs sehr angenehm gewesen zu sein; denn sie war aus irgend welchem Grunde bewußt ihre Erisen vor dem Patrierelohn in Dunkel zu hüllen.

Die Genossen hielten, wie die spätern Nachforschungen ergaben, in drei Häusern Frankfurt ihr Zusammenkommen, doch scheint Goethe nur die eine Spelunke gekannt zu haben, in welcher sie Abends das gemeinsame durch

11) Das Gretchen auch zu dem Wille Gläzchens manchen Jut beigetragen, kann nicht in Frage gestellt werden. Goethe berichtet unter andern in „Dichtung und Wahrheit“, daß Gretchen „mit und mäßigem Geiste, kecklich gewandt habe, ein Raub zu sein und einmal geküßert habe.“ Wenn ich ein Raub war, so wollten wir auf Universitäten zusammen etwas Rechtes lernen.“ Auch Gläzchen in „Egmont“ spricht einmal in einem ihr von Dichtern in den Mund gelegten Reden den Wunsch aus, „Mannbild“ zu sein u. s. w.

siche oder unehrliche Mittel erworbene Geld verschmaufen. Diese Gastereien dehnten sich nicht selten bis tief in die Nacht aus, wobei sich auch Wolfgang, um noch spät in das ältliche Haus zu gelangen, einen Hausbesitzer aufzuerufen ließ; ja einmal verfrüht ihm eine ganze Nacht in dieser Gesellschaft und Goethe weiß es in „Wahrheit und Dichtung“ höchst anmuthig zu schildern, wie während dieser Nachtwache die Mädchen schlummernd das Köpfchen auf die Schulter ihrer jungen Liebhaber legten. Goethe befand sich in dieser Zeit allerdings auf einem abhüsslichen Wege; aber er sah, so jung er noch war, dieses nächtliche Treiben, von dessen dunkeln Hintergründe sich die Lichtgestalt Greichens nur um so verkärter und reizender abhob, mit dem Auge eines Poeten und Künstlers an und er würde, wenn es wirklich zu indecenten und wüsten Szenen gekommen wäre, sich gewiß von selbst mit Abscheu davon weggewendet und den Club vermiethen haben. Möglich, daß die Genossen in der Gegenwart des jungen Patriciersohns sich hüteten, die wüste Seite ihrer Natur hervorzukehren, möglich auch und sogar glaublich, daß sie sämmtlich erst Anfänger auf der Bahn des Lasteres waren und sich für etwas Besseres haltend, den Anstand, den sie bei ihrer ganzen Erwerbsthätigkeit im Verkehr mit den Menschen mitgebrungen beobachtet hatten, auch unter sich beobachteten. Aufjallend erscheint es nur, daß der im väterlichen Hause so streng gehaltene Knabe außerhalb desselben so große Freiheit genoß, daß er bis in die Nacht hinein, ja ganze Nächte hindurch ausbleiben durfte. Der Vater scheint nach dem Schluß der gemeinsamen Lecturen weiter keine Aufsicht über seinen Sohn geführt und ihm allen Willen gelassen zu haben, während die allzu zärtliche Mutter jeden Erreg des Knaben, zuweilen durch eine wirkliche Unwahrheit, zu beschönigen oder zu vertuschen suchte. Als z. B. in dem oben angegebenen Falle der Vater seinen Wolfgang beim Frühstück vermißte, schützte die Mutter einen nöthig gewordenen frühen Ausgang desselben vor. Auf diese Weise lernte Goethe das Leben in der Praxis freilich leicht kennen, so ernst er auch als Denker in seine Geheimnisse einzudringen bemüht war.

Seinen Gipfel wie Endpunkt erreichte sein Verhältniß mit Greichen gerade am Krönungstage des new-gewählten Kaisers Joseph II., am 3. April 1784, während jener Feierlichkeiten, die er in seiner Autobiographie so lebendig und anschaulich geschildert hat. Freilich muß es dahingestellt bleiben, ob es vielleicht nicht eine bloße poetische Fiktion ist, die sich der Dichter der größern Wirkung wegen oder um die Glieder seiner Erzählung künstlerisch zu verketten gehalten hat, wenn er in „Dichtung und Wahrheit“ die Katastrophe seines Drama's mit Greichen gerade mit den Krönungsfestlichkeiten zusammenfallen läßt. Inzwischen bleibt dem Biographen des Dichters in diesem Falle Nichts weiter übrig, als sich an die Erzählung Goethe's zu halten. Dieser zufolge habe er am Arme Greichens und in Begleitung eines andern Liebespaares und zwar, um nicht erkannt zu werden, verdeckt während der am 3. April

stattfindenden Illumination die hellleuchteten Straßen der Stadt durchstrichen, sich zuletzt mit seinen Begleitern ermüdet in ein Speisehaus begeben und hier einen Theil der Nacht im glücklichen Gesplausch zugebracht. Beim Abschiede habe Greichen ihm den ersten Kuß und zwar auf die Stirn gedrückt, der unglücklicher oder vielleicht auch glücklicherweise zugleich der letzte sein sollte. Denn gleich am folgenden Morgen sei die Mutter, als er noch im Bette gelegen, verstorben und ängstlich herbeigekommen und habe gesagt, es sei heraus, daß er in sehr schlechte Gesellschaft gerathen und in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt sei. Der Vater sei außer sich und man habe nur so viel von ihm erlangen können, daß er die Mitschuld des Sohnes an den zu Tage gekommenen schlimmen Streichen durch einen Dritten, den Rath Schneider, einen langjährigen Hausfreund, untersuchen lassen wolle. Es handelte sich nämlich von nichts Geringerem als von nachgemachten Handchriften, falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen und andern Fälschungen, deren sich einzelne Genossen schuldig gemacht hatten. Und in solche Gesellschaft war er gerathen, einer solchen Gaunerbande gehörte auch sein angebetetes Greichen an! Er wußte sich zwar frei von eigenlicher Schuld, aber er hatte doch zu bereuen, daß er heimliche Wege gewandelt, daß er durch seinen jugendlichen Leichtsin einen schweren Verdacht gegen sich wohl gerufen und die Gefahr einer seine Familie mit Schande und Gram bedrohenden polizeilichen Untersuchung auf sein junges Haupt gezogen. Die Enttäuſchung war um so furchtbarer, da ihm Greichen (angeblich) erst in derselben Nacht, welche dieser Enttäuſchung vorhergegangen, das erste Zeichen wirklicher Vertraulichkeit gegeben. Wolfgang gerieth in die leidenschaftlichste Aufregung, überließ sich dem unbändigen Schmerz, warf sich zu Boden und vergoß Ströme von Thränen. Er erhielt nun auf eine Zeit lang Hausarrest, da jedoch seine verzweifeltsten Gemüthsstadien fort-dauerten und man für seine Gesundheit ernstlich besorgt sein mochte, wurde ihm nach wenig Tagen die Verzeihung des Vaters angekündigt. Aber lange noch dauerte die Erschütterung und die Verwirrung des in seinem tiefsten Innern verwundeten Wolfgang und sein Gram wurde dadurch um Nichts gemindert, daß die Mitglieder der Freimaurerloge, die sich hiezu nicht verrechnet hatten, aus Rücksicht auf die wenn auch noch so entfernte Mitschuld des Patriciersohns sehr schonend behandelt wurden und mit einem strengen Verweise davonkamen. Greichen selbst verließ, wie es hieß, freiwillig die Stadt, freiwillig, um vielleicht der ihr drohenden Ausweisung zu entgehen und kehrte in ihre Heimath zurück. Was aus ihr weiter geworden, darüber weiß man Nichts. Wolfgang's Lebensschicksal zu ihr wurde übrigens, wenigstens im ersten Augenblicke, gewaltig abgeköhlt und er fühlte sich in seiner Eitelkeit schwer verletzt, als er erfuhr, sie habe bei der Untersuchung ausgesagt, daß sie Goethe immer als ein „Kind“ betrachtet habe. Möglicherweise bezweckte sie, was ihrem Herzen sicherlich zur Ehre gereichen würde, mit dieser Aussage nur, ihn als ein vollkommen unschuldiges und unzurechnungsfähiges Mitglied, als

einen bloß kindlichen Voluntair der verbrecherischen Gesinnungsfähigkeit erscheinen zu lassen.

Daß Goethe aus solchen Seelenerschütterungen und Lebenserfahrungen Vortheil für seine Weiterentwicklung und Nahrung für seine poetische Production schöpfe, wer wollte es leugnen? Selbstkenntniß wie Menschen- und Weltkenntniß, namentlich aber Erkenntniß der Nachseiten des Lebens sind vor Allem einem Dichter nöthig, dem die Aufgabe zugefallen ist, Menschenschäfte in Dichtwerken darzustellen. Er muß die Menschen auch in ihrem fündlichen Treiben beobachtet und die Leidenschaften, die er darzustellen hat, wenigstens bis zu einem gewissen Grade in sich selbst durchgeföhlt und durchgelebt haben; er muß und darf nicht Verbrecher gewesen sein, aber er muß wenigstens eine Ahnung davon haben, wie und durch welche Verwicklungen der Mensch zum Verbrecher werden könne und wie es einem Verbrecher zu Muth sei. Daher ist auch Goethe's verwegenes Geständniß, es gäbe kein Verbrechen, zu dem er nicht die Befähigung in sich geföhlt, keineswegs unberechtigt. Aus dieser Erkenntniß und Offenherzigkeit, in der sich nur ein zugleich großer und reichsföhrender Charakter wie Goethe erheben kann, entspringt zugleich die Humanität, welche Goethe in der Beurtheilung der Handlungen und der Individualität Anderer stets bewies. Hatte er die heitere, frivole Seite des Lebens im Umgange mit Veronesi und den französischen Schauspielern aus dem Grunde kennen lernen, so waren ihm durch die Katastrophe, welche sein an sich unschuldiges Verhältniß mit Gretchen zerprengte, die belehrendsten Blicke in die dunkeln Seiten des Lebens und in die Abgründe seiner eigenen Seele geöffnet worden. Und nicht nur bei dieser Gelegenheit thaten sich die Wunden, die am Körper der menschlichen Gesellschaft flassen, vor seinen Augen auf; auch andere Vorfälle hatten ihm schon früh in diese Schattenseiten Einblicke gestattet, wie aus den bedeutungsvollen Worten hervorgeht, mit denen Goethe die Entstehung und den Charakter seiner ersten dramatischen Dichtungen motivirt: „Wie viele Familien hatte ich schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausviethschläge, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder aus dem Rande kümmerlich erhalten sehen und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hilfe öfters die Hand geboten; denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verschwiegenheit erprobt war, meine Thätigkeit kein Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit zu vermitteln, zu vermitteln, den Bitterstraß abzuleiten und was sonst nur Alles geleistet werden kann, wobei es nicht fehlen konnte, daß ich sowohl an mir selbst als durch Andere zu manchen tränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte.“ Bei Andern mögen solche zu frühzeitig eintretende Lebenserfahrungen den Reim des Guten leicht bis zum Grunde austreten; anders bei Goethe, der eine zu außerordentliche Natur war, als daß man ihn mit gewöhnlichem Maßstabe messen und die gewöhnlichen Gesetze der Menschenbeurtheilung auf ihn anwenden dürfte.

Nach dieser dramatischen fast tragischen Episode seines Jugendlebens trat eine stillere, fast halbblinde Zeit ein, die freilich Anfangs etwas Drückendes für ihn hatte, da der Rath Goethe nun doch für nöthig hielt, ihn unter die pädagogische Aufsicht eines Hofmeisters zu stellen, der ihn nicht aus den Augen lassen durfte und ihn auf Schritt und Tritt begleitete. Der junge Goethe widersezte sich dem nicht; er betrachtete, wie es scheint, seine Unterwerfung unter diese Ueberwachung als eine nöthige Buße für eine Schuld, die er auf sich geladen und die ihn in seiner Zeit so bedrängt zu haben scheint, daß er sich in den Straßen der Stadt und überall, wo sich viele Menschen zusammenfanden, unbehaglich fühlte und er einsame Wanderungen ins Freie vorzog. „Wir waren“ äußert er selbst, „die gleichgültigsten Blicke der Menschen beschwerlich; ich hatte jene bewußte Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbekümmert umherzugehen und in dem größten Gewühle an einem Beobachter zu denken.“ So lernte er, ohne doch eine wirkliche Schuld auf sich geladen zu haben, die Zukunde eines sich von Allen beobachtet glaubenden ewigen Eindrucks fühlen, und die ihn später in Randes jenen, Gewissensangst, Reue und Scham in einzelnen seiner dramatischen Dichtungen in so lebendiger Weise zur Anschauung zu bringen! Das gehört eben zu den Qualitäten eines großen, wirklich schaffenden, psychologischen Dichters, daß er sich in die gewaltigsten Stürme von Leidenschaften und Gemüthszuständen zu versetzen weiß, von denen er selbst gewissermaßen doch nur Anhaue in seinem eigenen Gemüthe verspürt hat.

Für sein Wissen hatte übrigens der junge Goethe von dem Unterrichte seines jetzigen Präceptors keinen sehr großen Gewinn. Dieser Hofmeister, dessen Namen auch Goethe nicht aufbewahrt hat, war ein unter Daries in Jena gebildeter streng methodischer Philosoph, der die Lehren Platon's und Aristoteles' nach einem dürftigen Compendium abhandelte und dem jungen Zöglinge gegen die trodene Wolff'sche Philosophie eher Abzuneigung einflößte. Doch ward die stoische Moralphilosophie des Epiktet mit vieler Theilnahme studirt und in dem sonst langweiligen Cursus der Geschichte der Philosophie interessirten den Zögling wenigstens die Philosophie der Urzeit, wo und in sofern sie noch von Poesie oder Religion befruchtet oder für sie befruchtend waren. Aus den Spaziergängen, die sie am liebsten nach einem benachbarten Wäldchen richteten, zeichnete der junge Goethe nach der Natur, während der pedantische Mentor in einem Buche las und sich dann wenig um den Zögling kümmerte. Dem Vater gewährten diese Leistungen seines Sohnes so große Freude, daß er ihnen um jede unvollkommene Skizze zog, die unregelmäßigen Blätter unerschont schnitt und das Zusammenpassende durch den Buchhalter aufsuchen ließ, um so den Grund zu einer Sammlung zu legen, in der er sich dereinst der Fortschritte seines Sohnes zu erfreuen gedachte. Als er den Ernst seines Sohnes wahrnahm, gab er ihm seine völlige Freiheit wieder und gestattete ihm auch weitere Erfahrungen nach dem schon bewährten Tausch und seinen

Mulden und dem prächtigen Rheinufer bei Mainz und Bibrach.

In dieser Zeit, wo der junge Goethe ganz im Gegenfaze zu seinem frühern Uebermuth fast in Melancholie versunken zu sein schien, schloß sich ihm namentlich seine ihm aus Zärtlichkeit und Innigste ergebene Schwester Cornelia an, die ihn zu trösten und zu erheitern suchte und ihn in einen Kreis blühender junger Mädchen einführte, unter denen namentlich Charlotte Meiner den für Frauenamuth sich empfindlichen jungen Goethe anjog und fesselte. Aufgeweckte Jugendgenossen wie Johann Jacob Riese und namentlich Johann Adam Horn, der später mit ihm in Leipzig studirte, schlossen sich diesem jugendlichen Vereine an, man machte im Winter Schlittensfahrten, in der schönen Jahreszeit Ausflüge aus Land ober muntere Wasserfahrten, erhöhte den Gesellschaftston durch humoristische Poesien — kurz, der junge Goethe war wieder dem Leben gewonnen, wozu auch bei ihm seine erheblichen Anstrengungen gehörten.

So war die Zeit herangefommen, wo er, um das Rechtsstudium zu absolviren, die Universität beziehn sollte. Damals standen zwei Hochschulen als die eigentlich fashionablen im Vordergrund, die zu Göttingen und die zu Leipzig. Der junge Goethe wäre am liebsten nach Göttingen gegangen, wo er sich unter Heyne, Michaelis u. A. für ein akademisches Lehramt auszubilden wünschte, während der Vater der Universität Leipzig, wo er selbst den größten Theil seiner Studienzeit zugebracht hatte, den Vorzug gab. So bestimmte es des Vaters Wille, und der Sohn, der überhaupt froh war, nur aus Frankfurt fortzukommen, war es auch zufrieden. Zu Michaelis 1765 verließ der junge, erst 16jährige Goethe in Gesellschaft des Buchhändlers Flessler seine Vaterstadt, um, reich an Hoffnung und mancherlei Projecten, die grade nicht viel mit dem Rechtsstudium zu thun hatten, nach Leipzig zu reisen. Zuletzt hatte er sich für seine akademischen Studien durch die eifrige Lectüre der lateinischen Autoren tüchtig vorbereitet, das damals überhaupt hintangesezte Griechisch aber liegen lassen und ziemlich vergessen. Er war wol im Griechischen über die Lectüre des neuen Testaments überhaupt nicht viel hinausgekommen, nichtdenkweniger erfasste sein genialer Instinct später den hellenischen Geist tiefer, als ihn vielleicht je ein Griechischgelehrter erfasst hat; wenigstens hat keiner in seinen Schöpfungen so den hellenischen Geist zu reproducenten gewußt als der spätere Goethe. Geizig, meint Schaefer, sei Goethe genussam zur Universität vorgebildet gewesen, wenn man ihn mit Andern, die zur Universität ziehen, verglich, „obwol (fügt er hinzu) sein stilles Character noch der Festigkeit entbehren mußte, um so früh der Einwirkung des väterlichen Hauses entzogen zu werden.“ Nun, diesen Mangel theilte der junge Goethe wol mit den Meisten, welche das väterliche Haus verlassen, um eine Universität zu beziehen; eine sichere Garantie gewahren wol nur Wenige. Im Uebrigen hatte es, wie wir gesehen haben, dem jungen Goethe an eigenthümlichen und lehrreichen Erfahrungen trotz seiner Jugend keineswegs gefehlt.

Der junge Goethe befand sich nun in Leipzig, das damals für einen jungen Dichter von der naiven, weichen, zarten, gläubig sich hingebenden, dabei leidenschaftlich bewegten Gemüthsbeschaffenheit Goethe's schwerlich als ein besonders glücklicher Aufenthalt betrachtet werden konnte, obgleich es ihm in Leipzig allerdings auch an mannichfaltigen Anregungen nicht fehlte, welche, wenn auch nicht seine Phantasie, doch seinen Geist befruchteten und den Kreis seiner Anschauungen in verschiedenen Richtungen erweiterten. Leipzig war und ist mehr der Sitz der Kritik, welche eine reine Hingabe an Werke der Poesie und Kunst nicht wol auskommen läßt, als des Vermögens, sich an dichterischen Illusionen und Phantasiespielen zu ergötzen; namentlich war damals die elegante und galante Dichtkunst und besonders die Gelegenheitspoesie in Leipzig mehr gepflegt als die wahrhaft schöpferische, die zu großartigen Gestaltungen fähig ist. Die gewaltigen Häuser, „die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassen, großen Burgen, ja Halbschlössern ähnlich sind“ (in einem dieser „seltsamen Räume“, der großen Feuerfugel, quartierte Goethe sich ein), imponiren ihm zwar, aber er vermisse an ihnen den alterthümlichen Duft, der den Sinn des Beschauers in romantischer Weise anregt. An Kunstdenkmälern aus älterer wie früherer Zeit fehlte es; nur für die Musik, die Lieblingsgenuß der Leipziger, war der Sinn der Gebildeten damals lebendig wie heute und auch das Theater, dessen Besuch begreiftigerweise von großem Einflusse auf Goethe war, stand in Leipzig auf einer Stufe der Ausbildung wie damals an wenigen Orten Deutschlands. Die Umgegend bietet wenig Punkte von herortragend landschaftlichem Reize und selbst das allerdings anmuthige Rosenthal nennt Goethe nebst Gohlis, Apels Garten, den Ruchengärten das „wunderliche Revier, um poetisches Bildpret darin aufzusuchen“, doch geht er, bei innermüdet fortgesetzter Bemühung auf das „Kleinleben“, um so aufmerksamer geworden zu sein. Ebenso wie dieses „Kleinleben“ in der Natur zog ihn, den für Eindrücke aller Art Empfänglichen, das große, buntbewegte, alle Nationalitäten mischende Leben auf den Meßen, die ganze bürgerliche Rührigkeit und Handelsthatigkeit der Stadt und das Gepräge von Behaglichkeit und Wohlhabenheit, die sie dadurch erhält, lebhaft an, ohne daß er sich dadurch über den häufigen Mangel an stitischen Grundlagern täuschen ließ. Die ihm in dieser Hinsicht schon früher in Frankfurt und vielleicht noch mehr in Leipzig gewordenen Eindrücke schildert er selbst in „Dichtung und Wahrheit“ mit den treffenden Worten: „Religion, Eitte, Geseß, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, Alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefassten Straßen werden reinlich gehalten und Zedermann betrügt sich daselbst anfänglich genug; aber im Innern fiert es öfters um desto wüther aus und ein glattes Neupfer übertrücht, als ein schwacher Bewurf, manches moriche Gemauer, das über Nacht zusammenfällt.“ Der rasche, lebhafteste Verkehr der Menschen mit einander und der

leicht befriedigte Gewinn- und Erwerbssinn erzeugt in Städten wie Leipzig auch den Sinn, leicht und rasch zu leben und die hervorragende Neigung zu materiellen Genüssen, die nur den Augenblick ausfüllen. Auch der erst 16jährige Goethe wurde in diese Strömung hineingezogen und sein religiöser Sinn, der, wie sich aus seinem vertrauten Verhältnisse zu den zweideutigen Genossen Strakoschinsover erkennen läßt, nicht eben sehr in die Tiefe bei ihm gebrungen war, konnte den in Leipzig auf ihn einströmenden Versuchungen keinen Widerstand leisten, da Leipzig ein Hauptstich des höchsten zu Goethe's bürgerlicher Moral sich erhebenden flohen Nationalismus war und hier kein Kräftelein von Klettenberg seinem innern Leben, sondern nur Dämonen von Welt seiner äußern Wohlfühlbarkeit zu Hilfe kamen. Für die äußere Positur auch seines poetischen Talents that Leipzig viel, für dessen innere Vertiefung wenig oder Nichts; ja er fand hier in offener Gefahr, sich in eine ziemlich frivole Auffassung und Behandlung sehr ernsther, selbst tragischer Lebensfragen und Lebenserscheinungen zu verlieren und seinen urchtlichen Kern für die Aneignung französischer Blätter zu opfern. Goethe's scheint aber doch in der Schilderung der betreffenden Lebensperiode diese bloßen Uebergangsstimmungen Goethe's zu ernst zu nehmen und ja sehr ins Schwarze zu malen, wenn er die Resultate von des Dichters Aufenthalt in Leipzig, allerdings sich zum Theil der eigenen Andeutungen Goethe's bedienend, etwa in folgender Weise resumirt: er habe sich in Leipzig von einem Extremum ins andere geworfen, zwischen ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen geschwankt und sich in Folge der Einkäufe Rousseau's einer Lebensart hingegeben, die ihm nicht zusagte, er sei stöckig und stöcklich, durch krankhaften Wasserungsgeist und wunderliche Launen beschwerlich gewesen u. s. w. Es ist etwas davon wahr, aber bei einem leicht empfänglichen, erst 16jährigen jungen Menschen fallen dergleichen vorübergehende Gemüthsstimmungen und selbst Excesse doch nicht sehr ins Gewicht, und es gibt sicherlich wenige Jünglinge, die, in das Universitätsleben und in das Treiben der großen Welt geworfen, diese chaotischen Stimmungen nicht in stärkerem oder geringerem Grade durchmachen, wenn auch selbst nicht Alle ihren guten, gesunden Kern aus solchen Versuchungen und Trübungen so heil zu retten wissen wie Goethe. Vollkommen ungerecht würde man aber gegen ihn sein, wenn man ihn für diese Zustände, Schwankungen und Irrungen moralisch verantwortlich machen wollte, da sie sich bei einer genialen Natur wie Goethe, der sich pieglicht mit allen Wurzeln losgerissen und aus seinem Verben frankfurter Urboden in ein fern, ja raffiniert cultivirtes, aber poetisch magres Gartenland versetzt sah, durch die Verhältnisse von selbst erklären. Im Uebrigen darf man nicht vergessen, daß Goethe selbst durch die Art und Weise, wie er sein Leben in „Dichtung und Wahrheit“ dargestellt hat, doch zu mancher falschen und übertriebenen Auffassung Anlaß gab, indem er gewissen Verhältnissen und Vorkommnissen eine Wichtigkeit beilegte, die sie, bei Licht besehen, doch nicht hatten. Daß der un-

gewöhnliche Jüngling etwas von einem vernünftigen Mutterbischen hatte und manche damit zusammenhängende Unarten wenigstens während seines Aufenthaltes in Leipzig nicht gänzlich von sich streifte, sann allerdings schwerlich in Abrede gestellt werden.

Goethe, am 19. Oct. 1765 von dem damaligen Rector, Hofrath Ludwig, als Student in der „bairischen Nation“ inkribirt, besuchte Anfangs seine Collegien treulich und fleißig, wie sich auch von ihm erwarten ließ; denn wenn irgend einer, so war gewiß der junge Goethe nach neuen Aufschlüssen über die Geheimnisse des Lebens und der Wissenschaft und nach der Aufnahme neuer fruchtbarer Ideen begierig. Aber er fand nirgend, was er suchte. Goethe, dessen übrige Verdienste und vortheilhafte menschliche Eigenschaften er gebührend zu schätzen mußte und den er sogar gegen allzu regnerische Kritik in Schutz nahm, war nicht geeignet, einem zwar jugendlichen, aber mächtig emporkletternden Geist wie Goethe zu befriedigen; seine Ideen waren schon damals weit über die enge Sphäre der Goethe'schen Vorstellungen hinausgewachsen. Die christliche, aber den tiefsten Inhalt der Religion vernachlässigende und höchstens für den gewöhnlichen Bürgerverstand ausreichende Moral Goethe's gab ihm nicht, was die einfache Gefühlreligion einer Klettenberg ihm gegeben hätte, und auch Goethe's Geschmacksanstalten bewegten sich in der engen Sphäre. Goethe hörte bei ihm Vorlesungen über den Götzen, aber er konnte es Goethe nicht verzeihen, daß dieser nie die Namen der Vertreter einer freieren Richtung, eines Klopstock, Wieland, Lessing, Herder u. s. w., auch nur erwähnte. Den schon damals ziemlich bei Seite geschobenen Goethe, der aber doch immer noch ein leipziger Notabilmann war, besuchte er, und wir verdanken dieser Begegnung eins der ergößlichsten Genrebilder in „Dichtung und Wahrheit“ mit diesem einen Besuche des jungen Goethe bei dem ehemaligen Dictator in Sachen der Kritik war es zwischen beiden für immer abgethan. Der alte Herr sah sicherlich auf den jungen Mann mit gebührender Betrachtung herab, ohne eine Ahnung davon zu haben, welchem Geiste er gegenüberstände. An den Umrissen in Prose und Prosa bei Goethe, der als Professor der Philosophie und Poetik zugleich die Vertiefung hatte, die bei keitlichen Gelegenheiten für notwendig erklärten Carmina zu verfassen, nahm Goethe zwar Theil, ohne jedoch irgend einen Gewinn davon zu haben. Vielmehr galt Göttingen dem jungen Studenten nur als ein Gegenstand der Satire; unter andern verfasste Goethe in beiderer Stunde ein vielfach abgedrucktes parabolisches Gedicht auf dessen bombastische Lichtweisheit, in welchem er die von Göttingen hauptsächlich angewandten Schwärmer vereinigte und das er mit Bleistift an eine Wand des Rudenbäders Händel im Rudengarten schrieb. Der damals als eleganter Jurist und als Kenner des römischen Alterthums eines großen und nicht unwürdigen Rufes genießende Hofrath Böhm, Professor der Geschichte und des Staatsrechts, an welchen der junge Goethe empfohlen war, zeigte sich in der Weise der damaligen und noch so mancher jetzigen Professoren

als bloßer Fachgelehrter, indem er Goethe das Studium der alten Literatur, dem derselbe sich zu widmen gedachte, ausreden suchte, was allerdings bei dem trostlosen Zustande, in welchem sich damals die Alterthumswissenschaft befand, von seinem Standpunkte auch vielleicht das Beste war; wenigstens hätte Goethe auf diesem Felde Alles aus sich selbst schöpfen müssen, da ihm die leipzigischen Professoren in dieser Hinsicht sicherlich Nichts gewähren konnten. Böhmewies ihm dafür auf das Studium der Rechtswissenschaft als derjenigen, welche am meisten geeignet sei, einen Studiosen auch dem Alterthume zu nähern. Dies war doch wenigstens ein Standpunkt, der aber gewiß nicht der Standpunkt Goethe's war. Auch die trodenen Vorstellungen des berühmten Ernstes über Cicero's Schriften täuschten die hohen Erwartungen, die er davon gehabt hatte. Kurz, Alterthumswissenschaft, Philologie, Rhetorik, Theologie und Philosophie wurden auf der leipziger Universität so geistlos und unlebenbig als möglich getrieben, und die Eindrücke, welche Goethe von dieser Seite in Leipzig erhielt, hat er dann in der bekannten Unterredung des Meschisophobes mit dem Schüler im „Faust“ verarbeitet und lächerlich gemacht. Er fand im Allgemeinen, daß die jüngern Professoren ihre Bildung durchaus aus Anleihen der Zuhörer erwürben, weil diese nicht in dem unterrichtet wurden, was sie eigentlich brauchen, sondern in dem, was der Lehrer für sich zu bearbeiten nöthig findet, und die ältern Professoren, schon lange Zeit stationär, im Ganzen nur für und vom Theil schon durch die Zeit als unnütz und falsch verurtheilte Ansichten überliefern.

Goethe suchte sich nun, wie immer und überall, Nahrung für Geist und Gemüth in seiner Weise von anderer Seite her zu verschaffen und Bildungshoff zu erdennen, wo manche Andere ihn nicht finden würden. Und zwar nicht in eigentlich studentischen Kreisen; denn das Leben und Treiben der Studenten konnte für einen feinsühlenden Geist wie Goethe nichts Anziehendes, eher etwas Abstoßendes haben. Gesellige Kreise, die mit den Universitätskreisen Nichts zu thun hatten, abseits stehende originelle Menschen und besonders weibliche Personen waren es jumeist, denen er sich anschloß, um sich durch das Leben für das Leben selbst zu bilden. Einem genialen Jünglinge wie Goethe wird man aber das Recht ausgeüben müssen, andere Bildungswege einschlagen zu dürfen als diejenigen sind, welche Routine und Reglement den jungen Leuten von mittlerer Qualität vorgezeichnet haben, und nicht mit Unrecht bemerkt Lessing: „Nun der Erfolg vor uns liegt, sehen wir wol ein, wie viel besser Goethe sich beschaffte, als wenn er hundert Hefte in den Vorlesungen eifrig vorgegeschrieben hätte.“ Goethe's Art und Weise war es nicht, etwas schwarz auf weiß zu befehlen, „um es bequem nach Hause zu tragen.“ In welcher Lage sich auch Goethe befand, immer erkannte er mit dem ihm eigenthümlichen Instinkte die Vortheile, die er bei rechter Benützung aus ihr ziehen konnte, und in Leipzig waren es namentlich die Formen conventioneller Geselligkeit, die er sich anzuueignen trachtete. In dieser Hinsicht scheint namentlich die saute,

sein gebildete und dabei kränkliche Gattin des Hofraths Böhmewies auf ihn von nicht unbedeutlichem Einflusse gewesen zu sein. Sie und andere Frauen mäkelten an seinem frankfurter Dialekte, an der südtürkischen Umgangsweise seines Wesens, an seinen nicht selten derben Redensarten, an dem unmodischen Schnitt seiner Kleidung, und er bemühte sich nun mit ebenso viel Eifer als Erisch, Alles von sich zu thun, was den eleganten Geschmack der gebildeten Leipzigerinnen annehmlich sein konnte. Aber auch sein poetischer Geschmack wurde aufs Schärfe feinst; die Muster, nach denen er sich in Frankfurt gebildet hatte, galten in den maßgebenden Kreisen Leipzigs schon als veraltet; und auch der ihn befeizende Glaube an sein eigenes poetisches Talent, der allein schon durch seine früher verfasste Dichtung über die Höllenfahrt Christi vollkommen gerechtfertigt erscheint, wurde durch scharfe mäkelnde Kritik bis zum Grunde erschüttert. Die Kunst, wirklich hervorragende Talente zu demüthigen und auf ihre Kosten mittelmäßige Poeten und namentlich bloße lokale Gelegenheitsdichter, welche zur Erheiterung geselliger Kreise und zur Erhöhung festlicher Streben beitragen, auf ihre Kosten zu erheben, scheint man schon damals meisterlich verstanden zu haben. Selbst an dem einzigen Manne der Zeit, den der junge Goethe bis dahin als einen wirklich großen betrachtet und bewundert hatte, an dem Könige von Preußen, hatten die Leipziger so viel auszuwerfen, daß an ihm nichts eigentlich Großes übrig blieb. Goethe beklagt in seiner Autobiographie, daß die Einwohner von Leipzig ihn um das „angenehme Gefühl“ brachten, „einen großen Mann zu verehren.“ So stieß er überall auf Negationen, alle seine liebsten Lieberzeugungen und Illusionen wurden erschüttert und im Grunde verbannt, er, wie weiter gezeigt werden wird, wirklich Positives nur den Unterweisungen des Ralles Defer.

Wenn nun die an ihm geübte scharfe Kritik den jungen Goethe allerdings auch vor jener nicht unbedeutlichen Selbstüberschätzung wahrte, zu der sich Poeten im Studentenalter nur zu leicht neigen, so würde ihm diese ewig fortgesetzte Hofmeisterlei und Mäkelei zuletzt doch übel bekommen sein und vielleicht jeden poetischen Reim in ihm zerstört haben, wenn ihm nicht die Liebe zu Hilse gekommen wäre und den poetischen Quell in ihm lebendig erhalten hätte. Goethe bedurfte seiner ganzen Natur nach von Zeit zu Zeit solcher Erfrischungen durch idyllische Gegenverhältnisse, selbst wenn sie mehr oder weniger auf Illusion beruhten und zu gleichen Theilen aus Dichtung und Wahrheit gemischt waren. Das Mädchen, dem er in Leipzig seine Gunst schenkte, hieß Anna Katharina, von Goethe selbst bald Käthchen, bald Mädchen genannt, war wie das frankfurter Mädchen einige Jahre älter als Goethe und die Tochter des Weinbändlers Schönlopf (Brühl 79), der eine Frankfurterin zur Frau hatte und bei dem namentlich zur Meisezeit diese Reliquie aus Frankfurt einzukehren pflegten. Dieses anmuthige, heitere und gute Mädchen sesselte ihn enger und enger an dieses Local, in das ihm ursprünglich die belebende und anregende Unterhaltung einer

Frühjahr 1767 fest und das von den vorhandenen dramatischen Producten Goethe's das älteste ist. Schon der Titel zeigt den genauen Bezug auf sein Verhältniß mit Knechten, das er mit seinen Knechten quälte. Im Uebrigen bildet das Leipziger Knechtchen doch wohl keine so poetische Erscheinung im Leben des Dichters wie das frankfurter Gretchen, zu dem der Knabe wie zu einem höhern Wesen emporfah, dem er kaum zu nahen wagte und das ihm noch später als Ueibild zu einigen seiner herrlichsten Frauenschöpfungen diente. Poetisches Verdrüßniß, Einbildungskraft und auch wohl einige Eitelkeit scheinen von seiner Seite bei dem Verhältniß mit Knechten im Spiele gewesen zu sein, und erst als es zum Bruch kam und seine Eitelkeit sich aus Tiefste gekränkt fühlte, steigerte er auf dem Wege künstlichen Ueberreizes seine Reizung zur Leidenschaft, über deren Ursprungslichkeit und Tiefe er sich selbst täuschte. Goethe's eigene Worte, das Knechtchen, mehr niedlich als schön, mehr munter als geistig begabt, es wohl verdient habe, „in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden,“ sehen doch mit der spätern Fiktion einer glühenden Leidenschaft in offenbarem Widerspruch. Auch hat Knechtchen von allen weiblichen Geschöpfen, denen Goethe einmal seine Zuneigung schenkte, vielleicht die wenigsten Spuren in seinen Dichtungen zurückgelassen. Ein treues Gedächtniß bewahrte er auch ihr und noch später aus Frankfurt schrieb er an sie: „Auf den Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menschen denken müssen, der Ihnen wohl oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war.“ Nach einigen Jahren mit einem Dr. Kanne in Leipzig vermählt, sah sie den Dichter bei seinen spätern Besuchen in Leipzig wieder. Sie starb im J. 1810“).

Ein anderes weibliches Wesen, das auf ihn in Leipzig Einfluß übte und zwar einen wohlthätig regulirenden, war Friederike Deder, älteste Tochter des in der Kunstwelt eines hohen Aufsehens genießenden Malers und Directors der neuerrichteten Leipziger Kunstakademie Adam Friedrich Deder. Etwa in ihrem 20. Jahre stehend, zog sie ihn nicht durch ihren körperlichen Reiz — ihr Gesicht war durch Blatternarben entstellt — aber um so mehr durch ihren Witz, ihre gute Laune, ihren vortreflichen Verstand und ihr geordnetes Urtheil an. Bei ihr holte er sich Trost, wenn ihm sein „böses Mädchen“ plagte, von ihr erhielt er aber auch heilsame Zurechtweisungen, die sie durch Muthwillen würzte, wenn er ohne Noth den Unglücklichen und Zerfetzten spielte; ihr legte er so manche seiner poetischen Versuche vor, weil er sich auf ihr seines Gefühl und ihr geschmackvolles Urtheil verlassen zu können glaubte; auch blieb er mit ihr, die erst 1829, 81 Jahre alt, unverheirathet starb, noch später in brieflichem Verkehr.

Aber es wäre falsch, hieraus zu schließen, daß der junge Goethe sich ausschließlich weiblichem Einflusse hingeegeben habe; die Frauen blieben ihm doch nicht mehr ein Object psychologischer Beobachtungen, als daß er wirkliche Begehrung bei ihnen gesucht hätte; er beobachtete und studirte ihr Lieben und Hasen, denn darin, meinte er, seien sie wahr; dagegen

Wenn sie aber urtheilen und meinen,
Da will's oft wunderlich erscheinen.

Und wie Vieles würde Goethe auszusprechen unterlassen oder anders ausgesprochen haben, wenn es ihm nur darauf angekommen wäre, den Frauen zu gefallen! Nur für das Schädliche und Geheime, wo es ihm darauf ankam, dies zu respectiren, suchte er sich Rathes bei eben Frauen. Dagegen eigentliche geistige Begehrung, Erweiterung seiner Ideen und Betrachtung für seine Tatkraft schöpfte er vorzugsweise aus dem Verkehr mit Männern. Aber er suchte sich unter diesen besonders muntere, aufgeweckte Jungen oder originelle Künste aus, selbst wenn sie oder vielmehr weil sie ihm an Jahren und Lebenserfahrungen weit überlegen waren, wie z. B. in Leipzig den damaligen Hofmeister des jungen Grafen von Lindenau, Behnisch, der später Pagenhofsmeister in Dessau wurde und bald im J. 1803 starb. Behnisch war ein vorzüglicher Dreißiger, also doppelt oder mehr als doppelt so alt wie Goethe und wie dieser ihn nennt, „einer der wundervollsten Künste, die es auf der Welt geben kann.“ Bei guten Kenntnissen war es doch seine größte Lust, „sich ernsthaft mit positiven Dingen zu beschäftigen und irgend einen abstrakten Einsinn bis ins Unendliche zu verfolgen;“ namentlich besaß er eine besondere Fähigkeit, die lächerlichen Seiten an den Menschen herauszufinden, zu parodiren und zu verspotten, und gegen seine eigenen fälschlichen Landeute erlaubte er sich eine „fragenhafte“ Abneigung; dabei fielen aber seine Späße, so dard sie waren, niemals ins Rohre und Triviale. Durch sein scharfes schneidendes Urtheil zerstörte er noch den wenigen Glauben, den Goethe an gleichzeitige Schriftsteller bei sich hegte. Goethe's eigene Sachen nahm er mit Rücksicht auf und ließ ihn gedulden, doch nur unter der Bedingung, daß Goethe Nichts solle drucken lassen. Kurz, Behnisch gehörte zu jener Reihespektischer und launischer Naturen wie Hagen, Goethe's früherer, und Werd, sein späterer Bekannter, die ihm sämmtliche Jüge für seinen Werthvollheit dachten. Da er jedoch Umgang mit einigen Mädchen unterhielt, „welche besser waren als ihr Ruf,“ und diesen Zusammenkünften im Garten der vielleicht wegen ihrer Freundlichkeit gegen junge Männer nur verwehnten Mädchen neben Goethe zuweilen auch der Graf beizuente, so suchte der Vater des letzten den Hofmeister los zu werden, was diesem nur zum Glück gereichte, da er auf Empfehlung vorzüglicher Personen zu dem Erbprinzen von Dessau als Erzieher berufen wurde; Goethe aber empfand den Verlust seines ältern Freundes aus Schmerzlichkeit und verfiel nun gleich wieder in sein „wirre, doch störrisches Wesen,“ welches immer zunahm, je unzufriedener er über seine Umgebung war, indem er sich

13) Ueber Goethe's Verhältniß zu Knechten wie überhaupt über seinen Aufenthalt in Leipzig enthält die von Otto Jahn herausgegebene Schrift: „Goethe's Briefe an seine Leipziger Freunde“ (Leipzig 1849.) interessante Ausführungen.

einbildete, daß sie nicht mit ihm zufrieden sei. Der Besuch seines Landmanns Johann Georg Schöffert, welcher zu der Zeit eine Stelle als Geheimsecretair bei dem Herzog Friedrich Eugen von Württemberg erhalten hatte und von welchem Goethe sagte, daß nie ein gleichgültiges Wort über seine Lippen gekommen sei, bauerte zu kurz, um ihm einen festen Halt in den Wirren des leipziger Lebens zu geben, und die stets muntere Stimmung seines Landmanns und Studiensgenossen Horn wirkte zwar erheitend auf seinen Geist, doch war dessen übriger Gehalt nicht tief und bedeutend genug, um ihn mehr als für Augenblicke ermuntern anzuregen.

Nachhaltiger war für Goethe sein Umgang mit dem schon oben erwähnten Walter Defer, Vater der Friederike, und mit dem Breitkopf'schen Hause, wodurch er zugleich mit zwei Künsten, der Zeichnungskunst und der Musik, in ein näheres Verhältniß trat. Seine schon in Frankfurt mit Liebe betriebenen Übungen im Zeichnen wieder aufgreifend, nahm er bei Defer Privatunterricht, in Gemeinschaft einiger anderer Studirenden, unter denen der nachherige preussische Staatskanzler von Hardenberg und der Bremer Grönning, später Bürgermeister in seiner Vaterstadt, sich ihm am meisten angeschlossen. Den Unterweisungen Defer's verdankte Goethe außerordentlich viel, weniger in Betreff der Ausübung der Kunst, als in Betreff der Erkenntniß des Schönen. Seinen Dank drückte Goethe mehrfach in den wärmsten Worten, die seinem Herzen Ehre machen, gegen den verehrten Meister aus, wenn er z. B. nach seiner Rückkehr ins Vaterhaus an Defer schreibt: „Ich bin Ihnen mehr schuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast undegreifliche Satz geworden, daß die Werkthat des großen Künstlers mehr den leimenden Philosophen, den leimenden Dichter entwidelt als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers!“ Und in einem Briefe an Reich geschieht er: „Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lebte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfachheit und Stille, und daraus folgt, daß sein Jüngling Meister werden könne. Es ist ein Glück, wenn man sich von dieser Wahrheit nicht erst durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht.“ Wenn ein junger Mann von der Universität auch nur Einen Grundsatze wie den hier ausgesprochenen als Ansbau mit nach Hause nimmt, so hat er nicht umsonst Geld und Zeit verworfen.

Bei aller Zerknirschtheit war der junge Goethe unermüdlich und in fast bewundernswerther Weise thätig, seine Talente in den verschiedensten Richtungen anzuwenden und auszubilden. Kaum hatte er die Bekanntschaft des Kupferstechers Etod aus Nürnberg gemacht, als er auch sofort von ihm zu profitieren suchte und seiner Leitung Landschaften zu rabiren gab. Ueber zwei von ihm verfertigte Radierungen, welche beide Landschaften mit kleinen, von Felsen und Höhlen eingeschlossenen Wasserfällen darstellen, brachte der Jahrgang 1828 des „Morgenblattes“ einen ausföhrlichen Bericht. Unter

jeder dieser Radierungen stehen die Worte: „point par Theile, gravé par Goethe;“ eine Platte ist seinem Vater geschenkt: à Monsieur Goethe, Conseiller actuel de S. M. Impériale, par son fils très-obéissant. Er selbst bemerkt in „Dichtung und Wahrheit“, daß seine Radierungen („nach Theile und Antern“), obgleich von einer „ungründeten Hand“ verfertigt, „doch einigen Effect machten und gut aufgenommen wurden.“ Sein Biograph Lewes fand eine im Goethehause zu Frankfurt den Fremden gezeigte Probe seiner Stiche „sehr dilettantenhaft“, wogegen ihm eine andere, die im Goethe's Schwiegerdortler zeigte, wirklich eine verwickelte Arbeit zu sein schien. Zwischen durch versuchte sich der junge Goethe auch in der Kunst des Holzschnitts. Interessant ist es, daß Goethe schon damals die jungen Töchter Etod's, Minna und Dora (letztet selbst eine sehr verdienstvolle Aquarellmalerin), kennen lernte, von denen die erstere später sich mit dem Appellationsrath Körner, dem Freunde Schiller's, vermaählte und sich schon vorher als Mitbewunderin Schiller's an dem Weidgeschehen betheiligt, das diesem 1784 von Leipzig aus nach Mannheim geschickt wurde. Goethe bemerkt von den beiden Schwägerinnen: „Sie sind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben.“ So kannte Goethe auch die Familie Kengelshagen schon früher, ehe Schiller in sie hineinheiratete. Diese Versicherungen haben doch etwas Wunderbares, geben zugleich auch auch Zeugniß von den lebhaftesten Sympathien, welche damals unter den Kinturfreunden und wahrhaft Gebildeten aller Stände herrschten und jene Versicherungen bewiesen.

An alten Gemälden und Kunstwerken besaß Leipzig wenig, und die Paar Privatansammlungen, wie z. B. die von Winkler, boten eben grade nicht mehr, als nöthig war, um in dem jungen Goethe das „unendliche Verlangen“ entstehen zu lassen, „doch einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken.“ Zu diesem Zwecke machte er einen Ausflug nach Dresden, wo er sich, um ganz ungehört der Kunst zu leben, bei einem Schöpfer einlogierte. Die lebenswichtigen Blätter, welche er diesem einsamen, verständigen, gutmüthig blickenden Handwerksmanne und seinem Hauswesen in „Dichtung und Wahrheit“ widmet, beweisen zur Genüge, daß wenn nicht andere Zeugnisse ähnlicher Art vorlägen, wir Unrecht diejenigen haben, welche Goethe einen Anekdoten schelten, der sich vom Velle vornehm abgehoben und für dessen Tugenden und Eigenthümlichkeiten keine Blid, keinen Sinn gehabt habe; denn man darf nicht vergessen, daß er diese Blätter schrieb, als er schon zu seinem Ministerposten alt geworden war und bei Vielen trotz seiner Verehrung mit einer Tochter aus der Bolke, deshalb für aristokratisch und vornehm galt, wo er nothgedrungen auf Repräsentation hielt und in Folge mancher bösen Erfahrungen sich gegen zudringliche Besucher mehr und mehr absperrte oder sich kalt und abweisend benahm. Bewundernswürdig erscheint namentlich die Ungezwungenheit und Natürlichkeit, womit Goethe auf die humoristische Weise des Mannes sofort einzugehen und sein Vertrauen zu gewinnen wußte. So lang

er in Dresden war, lebte er ganz der Gemäldegalerie; er besuchte sie zu allen Stunden und fuhr fort, sein Entzücken über manche köstliche Werke „vorlaut auszusprechen.“ Dadurch verleierte er seinen lässlichen Vorles, unbekannt und unbemerkt zu bleiben, und zog sogar die Aufmerksamkeit des Gallerieinspectors Nietel auf sich, der ihn nun auf Manches aufmerksamkeit machte, was in seiner Sphäre zu liegen schien, aber ihm sonst vielleicht doch entgangen sein würde. Man darf annehmen, daß er sich nicht bloß „vorlaut,“ sondern auch geistreich ausgesprochen haben wird, wie überhaupt die Genialität und Anziehungskraft des jungen Mannes schon damals so bedeutend waren, daß auch ältere Männer, in sofern sie überhaupt Geist hatten, sich bald zu ihm hingezogen und an ihn geistlich fühlten. Auffallend kann es erscheinen, daß er, der sich damals in Windelmann's Schriften gründlich umgesehen hatte und sich durch die Nachrich von dessen tragischem Ende wie zerschmettert fühlte, den italienischen Bildern keinen Geschmack abgeminnen konnte; er nahm den Werth der italienischen Meister „mehr auf Töne und Oculen“ an. Dagegen verfielen ihn die Genrebilder und Landschaften der niederländischen Maler in vollständiges Entzücken. Er selbst bemerkt: „Was ich nicht als Natur ansehen, an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstande vergleichen konnte, war auf mich unwirksam.“ Die Anstaltsammlung besuchte er nicht. Das Wesen der Antike und der Idealen Schönheit hatte sich ihm damals noch nicht erschlossen. Von Dresden sah er sonst weiter Nichts, außer die Spuren des Bombardements von 1766, den geborstenen Thurm der Kreuzkirche, die Trümmer der Moritzstraße, „zwischen die schöne städtische Ordnung hineingefügt.“ Solche Zerstörungswerke machten auf seinen Geist, der überall Harmonie, Ordnung und Erhaltung der Ordnung begehrte, den wirksamsten Eindruck und den Krieg ihm verhasst.

Wie er durch Dörfel und Stod der bildenden Kunst oder wenigstens der Malerei näher geführt wurde, so wurde er namentlich durch seine Bekanntschaft mit der Familie des Buchhändlers Breitkopf in die musikalischen Kreise Leipzigs eingeführt, und auch die damals schon anflühenden, später zu so großem Rufe gelangten Leipziger Concertr, der Gesang einer Schweißling, späteren Maria; und der damals noch kindlich jungen, anmuthigen Corona Schröter, und die zur Zeit so beliebten komischen Singspiele Hiller's, den er persönlich kennen lernte und bei dem er sich einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen konnte, trugen dazu bei, den Sinn des so erregbaren und empfänglichen jungen Mannes für die Tonkunst und für musikalische Genüsse zu erwecken. Auch diese Beschäftigung blieb für ihn nicht ohne Frucht. Zwar ist er als ausübender Musiker, indem er zu den musikalischen Unterhaltungen im Schönkopfschen Hause durch Gesang und Flötenspiel auch das Zeinige beizutragen sich bemühte, sicherlich noch mehr Dilettant geblieben als im Rache der Zeichen- und Kupferstecherkunst; aber sein Gefühl für sangbare und leicht componirbare Versrhythmen gewann dabei in gewis nicht unbeträchtlichem

Grade. Auf seine spätern Dichtungen im leichtern Opernggenre sind die Anregungen, die er in Leipzig durch die Hiller-Weiß'schen Opern und Singspiele erhielt, schwerlich ohne Einfluß geblieben, und wol nicht ohne Rücksicht auf Componirbarkeit dichtete er seine übrigen aus bestimmten Anlässen hervorgegangenen Lieder, die von dem sehr musikalisch gebildeten ältesten Sohne Breitkopfs, Bernhard, componirt wurden und unter dem Titel: „Neue Lieder, in Melodie gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf“ 1768 im Breitkopfschen Verlage erschienen, freilich ziemlich unbemerkt vorübergingen¹⁴⁾. Ja, es ist grade das Sangbare, der leichte Fluß, was diese natürlich anmuthigen lyrischen Dilettanten auszeichnet; denn ihr Inhalt ist sonst unbedeutend und der Ausdruck ohne Eigenhümlichkeit. Insofern der oben bezeichnete Vorzug wegen und als lyrische Erstlinge haben die meisten von diesen 20 Liedern, wenn auch mit einigen Veränderungen, unter den Gedichten Goethe's mit Recht eine Stelle erhalten.

Zu diesen vielseitigen Anregungen kam nun noch der Besuch des Theaters, das damals in Leipzig vergleichsweise einen hohen Standpunkt einnahm. Es war die berühmte Koch'sche Gesellschaft, welche zu der Zeit in Leipzig spielte und deren Vorstellungen namentlich auch von der flührenden Jugend stark besucht wurden. Selbst die eigentlichen Gelehrten wandten den Vorstellungen dieser Truppe ihr lebhaftes Interesse zu. Seit dem 6. Oct. 1766 spielte sie in einem neuen Hause, welches mit J. E. Schlegel's „Hermann“ eröffnet wurde. Die Lust- und Trauerspiele Weis's, den Goethe persönlich und zwar als einen liebenswürdigen Mann kennen gelernt hatte, beherrschten damals die leipziger Bühne, und so vorwiegend auch Shakespeares gewaltige Tragödie in Weis's Trauerspiel „Romeo und Julia“ erschienen mochte, so blieb ihm dessen Aufführung doch stets in Erinnerung, da Demoselle Schulz nach seiner damaligen Meinung die Julia unübertrefflich gab. Diese Schauspielerin begeisterte ihn überhaupt so, daß er seine Vorstellung verläumte, in welcher sie in einer ihr würdigen Rolle auftrat. Unter den männlichen Mitgliedern hatte besonders der erste Liebhaber, Brincker, seinen ganzen Beifall. Da inzwischen auch Lessing's „Minna von Barnhelm,“ die ihn durch Stoff und Behandlung wahrhaft entzückte und deren beide erste Acte namentlich ihm als ein „unerreichbares Muster“ dramatischer Exposition erschienen, und Licht getreten war, er auch um diese Zeit Shakespeares, außer aus den wasserigen Nachahmungen Weis's, aus Dobb's „Beauties of Shakespeare“ kennen lernte, so war es kein Wunder, daß Goethe's poetische Arbeiten in jener Zeit, von den oben genannten lyrischen Ländeleien abgesehen, mehr dramatischer Art waren¹⁵⁾. Außer dem schon erwähnten Schäferspiele

14) Den herausgegeben wurden diese Gedichte von Ludwig Lind unter dem Titel: „Goethe's ältestes Lieberbuch.“ (Berlin 1844.)

15) Von den gleichzeitigen Brüdern deutscher Poesie entzückte ihn namentlich Wieland's „Rastonia“ und wurde, wie auch Schaefer hervorhebt, nicht minder als Lessing's „Minna“ sein Muster. „Goethe schreibt auf S. 9 seiner Schrift: „„Goethe und Schiller““

„Die Laune des Verliebten“ schrieb er damals in flüchtigen Merkanbrümen das Lustspiel „Die Mitschulbigen“, das eine bei einem so jungen Manne fast scharfste Lebens- und Menschenkenntnis verräth und aus jenen eigenthümlichen Erfahrungen hervorgegangen ist, die er in Frankfurt um die Zeit seiner Bekanntschaft mit Gretchen im Familienleben gemacht zu haben versichert. Seine später in Leipzig in derselben Richtung gewachten Lebenserfahrungen mögen nicht geeignet gewesen sein, ihn von seiner schon früh eingesegneten Ansicht abzubringen, „daß Religion, Sitte und Gesetz nur die Oberfläche alles irdischen Daseins beherrschen und daß es im Innern öfter um desto wüster aussehe, je überflüssiger das Äußere sei.“ Nur lassen sich solche ersten Consequenzen, wie sie diesem Lustspiele zu Grunde liegen, nicht wol in scherzhafter Form behandeln, ohne eine peinliche Empfindung hervorzurufen und das ästhetische und moralische Gefühl zugleich zu verletzen. Indessen meint Goethe, daß er, ohne sich dessen bewußt gewesen zu sein, sowohl die „Laune des Verliebten“ als die „Mitschulbigen“ in einem höhern Gesichtspunkte geschrieben habe. „Sie deuten“, fügt er hinzu, „auf eine vorfichtige Duldsamkeit bei moralischer Zurechnung und sprechen in etwas herben und verben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf!“ Er entwarf damals noch mehrere andere Schauspiele, deren einige nur bis zu vollendeter Exposition, andere bis zum dritten und vierten Act gediehen; „da aber die Verwickelungen jederzeit ängstlich werden mußten und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten“, ließ er sie fallen. Man sieht, Goethe war schon früh krank an düstern Lebenserfahrungen, aber er war zum tragischen Ernste noch nicht durchgedrungen, er glaubte, mit dem Schmerzlichen scherzend und spielend fertig werden zu können. Junge Poeten gehen sonst düstern socialen Confliten entweder ganz aus dem Wege oder behandeln sie tragisch, das Tragische, was in ihnen liegt, dann meist noch übertrieben. Das übrige der leicht Character der damaligen Leipziger Gesellschaft und Gemüthsart auf diese Richtung des jungen Goethe von Einfluß war, wird sich späterlich in Aenderungen stellen lassen.

Wunderbar erscheint es, daß Goethe, bei aller seiner Berechnung für Lessing, dessen „Faust“ wie „Minna von Barnhelm“ er bewunderte, doch diesem vorzüglichsten Manne bei dessen Besuch Leipzigs aus dem Wege ging, während Zacharia, der Dichter des „Königsmanns“, ein „großer, wohlgestalteter, begabter Mann“ für die Goethe'schen Tischgenossen wodanlag ein Gegenstand so besonderer Aufmerksamkeit war, daß man ihm „wechselweise durch ein Paar außerordentliche Gerichte, reichliche

ren Nachtrich und ausgefeilteren Wein“ gefällig zu sein sich bemühte. Dagegen geßel es den Tischgenossen, Lessing „nirgends zu gefallen zu geben, ja die Drie, wo er hinkam, zu vermeiden“, wahrscheinlich, weil sie sich zu gut dünkten, „von Herrn zu stehen, und keinen Anspruch darauf machen konnten, in ein näheres Verhältniß zu ihm zu gelangen.“ Goethe befaßte in seiner Autobiographie diese „Älternheit“, die aber (sagt er hinzu), „bei einer anmaßlichen und grüßelhaften Jugend nicht selten ist“, und die sich in der Folge, wie Goethe weiter debauert, dadurch bestrafte, daß er diesen von ihm „aus Höflichkeit geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen.“

Inzwischen hatten seine körperlichen Zustände eine „bedenkliche Wendung genommen.“ Um für seine Verwerfung über die erhaltene Liebe Menschens einen Ausweg zu suchen und seinen Schmerz im thörichten Jugentreibe auszuatmen, hatte er, wie schon erwähnt, in seine Gesundheit unklug eingedrungen, durch eine „unglückliche Diät“, durch den Genuß von schwerem merseburger Bier u. s. w. die Kräfte seiner Verdauung verborben, sein Gehirn verdußtet; seine Natur, „von kindlichen Krümmen der Jugend unterhüllt, schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen;“ ein Schmerz auf der Brust, den er seit einem früher erlittenen Unfälle von Zeit zu Zeit empfand und der nach einem Sturze mit dem Pferde merlich gewachsen war; machte ihn noch mißmüthiger. Hierzu kamen, „in Folge von mißverstandenen Anregungen Rousseau's“, gewisse Thorheiten, welche, wie man verbiß, die Menschen der Natur näher fährten und sie aus ihrem Sturze verderbniße retten sollte, z. B. unvernünftig fortgesetztes Kaltbadeu und Schlafen auf hartem Lager ohne hinreichende Bedeckung, „wodurch denn alle gewohnte Ausdünstung unterdrückt wurde;“ endlich, wie sich dies Goethe wenigstens später einbildete, Unvorsichtigkeit bei den Reizen von Kupferplatten. Kurz, eines Morgens wachte er mit einem Blutsturz auf, der mit solcher Heftigkeit ausbrach, daß er nur noch so viel Kraft und Besinnung hatte, seinen Stubennachbar zu wecken. Mehrere Tage schwankte er zwischen Leben und Tod, und selbst die Freude der unter sorglicher ärztlicher Pflege nun einsetzenden Besserung wurde dadurch vergällt, daß sich bei jener Eruption zugleich eine Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet hatte, die eine beschwerliche Cur in Aussicht stellte.

Trotzdem hatte er während der langsam fortschreitenden Genesung eine größere Theilheit des Geistes gewonnen, wie er sie lange nicht gefannt; er war freier, sein Inneres frei zu fühlen; auch machte er, was ihm nicht wenig aufrechtete, während dieser Zeit schweren Prüfung die theilnehmende Erfahrung, wie viel vorzüglich Männer (von Frauen, deren Umgang er doch mit so großer Vorliebe zu suchen pflegte, ist hierbei weniger die Rede) ihm „unverdient ihre Reizung zugewendet hätten.“ Denn er selbst geßelt mit der ihm eigenen Ehrlichkeit, daß seiner darunter gewesen, dem er nicht durch widerliche Raunen und krankhaften Widerstann beschwerlich ge-

den Einfluß, welchen „Musarion“ und Wieland überhaupt auf Goethe hatte, viel zu gering anzuschlagen, namentlich wenn man Goethe's Worte mit einem Briefe Goethe's an Kritik vom Jahre 1770 zusammenhält, in welchem er neben Zedler und Schlessinger Wieland den einzigen nennt, den er als seinen Lehrer anerkennen konnte, und dann hinzusetzt: „Andere hatten mich geirrt, daß ich fehlte; diesen jante mir, wie ich's besser machen sollte.“

weisen, ja den er nicht im Gefühle seines eigenen Unrechtes eine Zeit lang störrisch gemieden habe. Zu diesen Männern gehörten namentlich der damalige Rathsherr, nachherige Bürgermeister von Leipzig, Dr. Hermann, Gröning von Bremen, sein Landmann Horn, Langer, damals an Bechir's Stelle Hofmeister bei dem jungen Grafen von Lindenau, später Bibliothekar in Wolfenbüttel, die Stod'sche Familie, das Breitkopf'sche Haus. Bald suchten ihn diese Theilnehmenden auf seinem Zimmer zu trösten, zu zurechtzu-, zu unterhalten, bald fuhren sie mit ihm aus oder bewirtheten ihn auf ihren Landhäusern. Von den Freundinnen scheint sich namentlich Friederike Deser, wenigstens im Stabul seiner sorgföhrten Gensung, um ihn verdient gemacht zu haben, indem sie ihn durch Scherze zu erheitern und aufzurichten und seine Besorgnisse wegen seiner Gesundheit zu zerschneiden suchte. Dafür hat er ihr noch im November 1768 mit der Epistel: „Ich kam zu Dir, ein Tobter aus dem Grabe“ u. i. w. gedankt.

„Mit einem glücklichen Nachklinge akademischer Großthaten“¹⁶⁾ indem er noch kurz vorher einem Studenten-Strasstrahl friederleohnt, fuhr er nach seiner eignen Angabe im September 1768, nach Schaefer's Angabe grade an seinem 19. Geburtstage, nämlich am 28. Aug. 1768¹⁷⁾, in dem „bequemen Wagen eines Hauderers“ von Leipzig ab und wie sich denken läßt mit sehr gemüthlichen Empfindungen, die er selbst als die eines „Schiffbrüchigen“ bezeichnet. Er hatte nicht gelernt, was sein Vater wünschte, er gelernt haben sollte. Dabei hatte er aber doch vieles Andere gelernt, was ihm bei seiner spätern Laufbahn als Dichter und Schriftsteller von wesentlichem Nutzen war; namentlich hatte er jene Lebens- und Menschenkenntniß erworben, ohne die besonders ein großer dramatischer Dichter und Romanschriftsteller nicht zu denken ist. Goethe's Bestimmung war glücklicherweise nicht die, ein angesehener Schöffe Frankfurts oder gar sein Bürgermeister zu werden. Dieses Ziel mochte dem Vater wol vorzuschweben; aber sein genialer Sohn begriff inständig in dem Vornherein, daß seine Wissen in ganz anderer Richtung liege. Auch das akademische Leben selbst, von seinem übrigen allerdings mehr hervortretenden Verhältnissen mit andern Lebenskreisen abgesehen, war für Goethe nicht ohne großen und bleibenden Vortheil gewesen. Er selbst bemerkt im neunten Buche von „Dichtung und Wahrheit“¹⁸⁾ sichtlich mit Recht: „Mehr als ich in meiner bisherigen Darstellung auszuführen Gelegenheit nahm, hatte ich bei meinem Aufenthalte in Leipzig an Euficht in die Rechtsfortentnisse genommen“¹⁹⁾, obgleich mein ganzer Erwerb nur als ein allgemeiner encyclopädischer Ueberblick und nicht als eigentliche bestimmte Kenntniß gelten konnte.“ Das akademische Leben,

wenn wir uns auch bei demselben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, gemährt doch in jeder Art von Ausbildung unendliche Vortheile, weil wir stets von Menschen umgeben sind, welche die Wissenschaft besitzen und suchen, jedoch wir aus einer solchen Atmosphäre, wenn auch unbenutzt, immer einige Nahrung ziehen.“ Er hatte zwar mancherlei Seitengänge betreten, eine unschuldige Lieblichkeit angeknüpft, wie dies ja so Manche an Universitäten thun, Bier gerunkelt, ohne jedoch nach dieser Seite hin so auszuweichen, als dies von so vielen Studiosen planmäßig geschieht, das Theater frequentirt, musiciert, gedichtet, in der Malerei Versuche gemacht, die damals ohnehin sehr trockenen Collegien freilich nur sehr spärlich und, wie fast alle Studenten, den Gottesdienst so gut wie gar nicht besucht; aber etwas eigentlich Schlechtes, Gemeines und Rohes hatte er sich nicht zu Schulden kommen lassen und mit Recht konnte er sich während seiner Heimreise tröstend sagen: „Da ich mit jedoch nicht sonderlich viel vorzuweisen hatte, so wußte ich mich ziemlich zu beruhigen.“

Die Zustände im väterlichen Hause waren nicht sehr geeignet, die Abneigung, die er schon früher gegen seine Vaterstadt gefaßt, in seinem Gemüthe zu tilgen. Der Vater war in den wenigen Jahren nur schroffer geworden; in freiwilliger, aber verdrießlicher Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften lebend, dabei aber doch gebildeten und regamen Geistes, fühlte er sich von Langeweile geplagt. Früher hatte ihn die Mühe, die er sich mit der Ausbildung seines Sohnes gab, angenehm beschäftigt; nun war dieser zurückgekehrt, war ohne die völlige Reife in dem Maße, für welches sein Vater ihn bestimmt hatte, erlangt zu haben, aber mit um so größerem Eigendünkel und der Reizung, in Alles mit drein zu sprechen, über Alles sein Urtheil abzugeben. Denn junge Leute bringen, wie Goethe bei dieser Gelegenheit bemerkt, „von Akademien allgemeine Begriffe zurück, welches zwar ganz recht und gut ist; allein weil sie sich darin sehr weise dünken, so legen sie solche als Maßstab an die vorkommenden Gegenstände, welche dann meistens dabei verliert müssen.“ Es kam daher zwischen Vater und Sohn zu heftigen Austritten, indem dieser seine Meinung selbst über Dinge, die ihm Nichts angingen und die sein Vater am Ende doch besser verstand, geltend zu machen suchte, namentlich auch an manchen von seinem Vater im Wohnhause getroffenen Anordnungen und baulichen Einrichtungen immer etwas zu tadeln fand. Dazu war der junge Goethe fränkisch und daher in gereizter Stimmung, besonders machten ihm die Gerchwulst am Halse, die er von Leipzig mitgebracht hatte, und die langwierige Cur, welcher er sich deshalb unterwerfen mußte, viel zu schaffen, namentlich durch die eine Zeit lang sich täglich wiederholende Anordnung von Höllenstein und andern ägkenden Dingen. Dieser Umstand war nur geeignet, den Vater, dem die Cur außerdem viel zu langsam fortschritt, noch verdrießlicher zu stimmen, indem vielleicht mancher nicht gerechtfertigte Verdacht über seines Sohnes Lebensweise in Leipzig in ihm aufsteigen mochte. Dabei verrieth sich aber des Vaters gewiß oft verkannte Liebe zu seinem

16) Karl Goethe's Angabe in seiner Schrift: „Goethe und Schiller.“ S. 10, daß dies „1769“ geschehen, ist offenbar ein Verdictum, möglicherweise auch ein Druckfehler. 17) Sichtlich, wie dies immer bei Goethe der Fall war, mehr unmittelbar aus dem Leben und durch den Umgang mit wichtigsten Juristen, z. B. dem Rathsherrn Dr. Hermann, als aus Büchern und aus dem Besuche akademischer Vorträge.

Sohne in manchem hübschen Zuge. So hatte er alle von diesem aus Leipzig an die Ceinen in Frankfurt gerichteten Briefe sorgfältig gesammelt, geordnet und geheftet, ja sie sogar mit Aufmerksamkeit corrigirt und sowohl Abschreib- als Sprachfehler verbessert, was freilich von dem sich jetzt so überlegen dünkenden Sohne als eine kleine Demüthigung empfunden werden mochte, ihm aber sicherlich doch sehr nützlich war.

Noch schlimmer als das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war das zwischen Vater und Tochter. Cornelia, „ein indefinibles Wesen, das sonderbarste Gemisch von Strenge und Weichheit,“ wie Goethe selbst von seiner Schwester sagt, hatte auf eine Weise, die dem Bruder „fürchterlich“ erschien, ihre Härte gegen den Vater angewandt, dem sie nicht verzieh, daß er ihr diese drei Jahre lang so manche unschuldige Freude verhindert oder vergrößt und von dessen guten und trefflichen Eigenschaften sie auch ganz und gar keine anerkennen wollte.“ Mit einer wahren Wuth hatte der Vater ihren Unterricht betrieben, sie mit Französisch, Englisch, Italienisch gequält und einen großen Theil des Tages sich an dem Klavier zu üben genöthigt, ihr aber zugleich fast alle Mittel abgeschnitten, „sich auswärts einigermaßen umzujohn und zu erholen.“ Er hatte ihr so sogar unmöglich gemacht, „sich ihrem Bruder vertraulich mitzutheilen und ihm ihr Herz auszusütten; denn er hatte ihre Correspondenz beaufsichtigt und geleitet und manche Lehren, die den jungen Studenten durch ihren allfälligen Ton nicht wenig in Verwirrung setzen mochten, ihr in die Feder dictirt. Die Folgen dieses unseligen Zwanges konnten nicht ausbleiben. Was er befohl oder anordnete, that sie zwar, aber nur verdrehten und Nichts darüber hinaus. Den rückkehrenden Bruder begrüßte sie wie ihren Reiter; denn nun hatte sie doch Jemanden, an den sich ihr liebebedürftiges Wesen vertraulich anschließen, dem sie sich mittheilen und bei dem sie Trost suchen konnte; auch war ihr, wie sich denken läßt, seit der Rückkehr ihres Bruders mehr äußere Freiheit geblieben. Zwang erzeugt Schaulust und um sich ihre inneren Geheimnisse mittheilen zu können, erkannte die Geschwister eine Geheimprache, eine Art Nothweiss, dessen sich Cornelia selbst in Gegenwart der Aeltern öfters mit vieler Keckheit bediente. Alle ihre Zeit verwandte sie auf ihres geliebten Bruders Pflege, Unterhaltung und Zerstreuung und auch ihre Gespielinnen mußten allerlei ausbitten, was dazu dienen konnte, den leidenden Bruder zu erheitern. Doch konnten ihn die frankfurter Mädchen, gegen die Goethe aus Eingenommenheit gegen seine Vaterstadt überhaupt vielfach ungerecht war, die gebildeten, an Literatur, Theater und Musik lebhaftest Theil nehmenden Leipzigerinnen nicht vergessen machen.

Er selbst suchte sich in seiner Weise, die immer nach vielseitiger Thätigkeit hindrängte, künstlerisch und geistig zu beschäftigen, er versuchte sich wieder, zur Freude seines Vaters, unter Beistand des Malers Morgenslern im Zeichnen und im Malen von Landschaften, zog sich jedoch hierbei, indem er das Aegen nicht mit gehöriger Vorsicht betrieb, eine ihn mit heftigen Schmerzen peinigende Ent-

zündung der Nehle, besonders des Zappens zu; schielte Briefe an Katharina Schönlkopf, um deren Liebe er noch immer fortwart, bis die Nachricht von ihrer Verlobung mit dem Dr. Ranne (im Frühlinge 1789) diesen Liebesbewerbungen ein Ziel setzte, und an Friederike Dejer; namentlich aber ward er durch Fräulein von Klettenberg wieder der Religion zugehört, deren Erlehnungen ihm jetzt unendlich wohlthaten. So war auch diese Zeit des Leidens nicht ohne Nutzen für ihn, indem sie ihm Veranlassung wurde, in sich zu gehen, sich in sich selbst zu sammeln und über das Wesen der Goethe und ihr Verhältniß zur Welt und Menschheit nachzusinnen. Es war aber auch hier mehr die Person des frommen Fräuleins von Klettenberg, an welcher er die Wirkungen des religiösen Glaubens und der Versenkung in Gott studirte, als daß er selbst dieser Wirkungen im vollsten Maße theilhaftig geworden wäre. Auch nahm diese Richtung sehr bald bei ihm eine ganz eigenthümliche Wendung. Auf Empfehlung seines Vaters, des Dr. Gottfried Wilhelm Müller¹⁸⁾, der bei den Frommen in besonderer Gunst stand und im Besitze von Geheimmitteln zu sein versicherte, studirte er im Vereine mit seiner Mutter und dem Fräulein Georg von Bellings¹⁹⁾ „Opus mago-cabbalisticum“ und gerieth sodann auf die Lectüre anderer älterer Schriften theosophisch-sabbatistischer, alchemistischer Inhaltes, z. B. der eine philosophisch-alchemistische Geheimlehre enthaltenden Schriften, die unter dem Titel „Aurea Catena Homeri“ bekannt waren, der Schriften von Theophrastus Paracelsus, Helmont, des Chymikers Basilus Valentinus, des Alchemisten Georg Starcken, ja er schritt nun selbst, da er Alles vorausschaut und dargestellt haben wollte, zu chemischen Versuchen, legte sich einen kleinen Apparat an und beschäftigte sich nun mit der Bereitung verschiedener Säfte und Salze, besonders des sogenannten Kieselstoffs (Liquor Silicium). Alle diese Studien sind ihm dann später bei der Hausdichtung trefflich zu hatten gekommen. Auch las er mit großem Eifer Gottfried Arnolds Kirchen- und Reperthistorie und machte sich nun selbst eine im Sinne der Chymiker erbaute Schöpfung- und Erlehnungstheorie zurecht²⁰⁾.

An dichterischen Schöpfungen war diese frankfurter Zwischenperiode sehr unergiebig; er hielt mehr über das in Leipzig Geschriebene Ueberschau und Gerächt, als daß er jetzt selbst geschaffen hätte. Die Gedichte, die er in Leipzig verfaßt hatte, schienen ihm; wie er selbst gesteht, „jetzt schon zu gering, kalt und trocken,“ wie dies bei seiner jetzt beginnenden Verinnerlichung ganz erklärlich war. Die in Leipzig angefangenen und zum Theil schon weit vorgefertigten Stücke, viele Gedichte und Briefe, mehr die diese Zeit niedergeschriebenen Märchen und eine farce, „Lustspiel in Leipzig,“ übergab er dem Feuer, was immerhin ein Verlust zu nennen ist. Erhalten haben

18) Vergl. über ihn Lappenberg's „Reliquien des Fräuleins von Klettenberg“ S. 266 ff. Nach Schaefer haben wir in diesem Dr. Müller das Urbild des im „Rast“ geschilderten „dunkeln Chymikers“ zu erkennen. 19) Goethe selbst gibt über diese Theorie Rechenschaft im 8. Buche von „Dichtung und Wahrheit.“

sich aus der franfurter Zeit nur zwei übrigens unbedeutende Gedichte, ein „Reisgedicht“ im December 1768 geschrieben“) und ein geistliches Lied mit dem Anfange „Dies wird die letzte Thran' nicht sein“), das, wie Schaefer vermuthet, zu einer Reihe von Gedichten gehört, die er im Sinne und zu Liebe des Klettenberg'schen Kreises geschrieben habe.“

Es war Zeit, daß Goethe aus diesem dumpfen Dasein gerissen wurde; denn wenn es auch wesentlich dazu beitrug, ihn zu vertiefen und ihm die Augen nach Innen zu öffnen, so setzte es ihn doch auch der Gefahr aus, sich in ein mystisches Gemüthsleben und in eine Rebellwelt mehr oder weniger dunkler Vorstellungen zu verlieren. Auch sein Vater hatte, und zwar mit der größten Ungeduld, nur auf seine vollständige Wiedergenesung gewartet, um ihn außerhalb Frankfurt seine Rechtsstudien fortsetzen und vervollständigen zu lassen. Hierzu war diesmal Strassburg auszuwählen, eine Stadt, die zu jener Zeit trotz der Einverleibung in Frankreich noch grundestrich war, in wesentlichen Beziehungen sogar teurer als das viel mehr unter dem Einflusse französischer Ideen, Sitten und Moden stehende Leipzig. Auch war Strassburg damals noch von Studienbesuchern aus Süddeutschland stark besucht und daher einer der Hauptstapel deutscher Wissenschaft. Mit frohem Herzen verließ Goethe Frankfurt, dessen er längst „satt“ war und am 2. April 1770 traf er in Strassburg ein.

Diese Stadt genährte ihm alle Vorzüge vereinigt, die ihm Leipzig und Frankfurt einzeln geboten hatten, ohne jene Einseitigkeiten beider Städte, welche ihn in Leipzig zu sehr zu verwickelten und in Frankfurt zu sehr der Welt zu entfremden, gedroht hatten. Er fand hier, was er in Leipzig vermist hatte, eine schöne, reiche Natur, auf nicht zu ferne Strecken von der Stadt sogar malerische Gegenden, ein kräftiges, originelles Volksleben, eine vom Dufte der Vorzeit überhauchte alterthümliche Architektur und vor Allem das weisheitsreiche Künstler, das seine Phantasie wunderbar beschäftigte und dessen Einbruch so sehr den Vorstellungen entsprach, die er in Frankfurt aus der Lecture geheimnißvoller Schriften in sich gezogen hatte. Er fand hier aber auch, was er in Frankfurt vermist hatte, ein ruhiges, wissenschaftliches Leben und einen Kreis von ausgewählten Genießungsgegnossen, die weder pedantisch noch bloß freitellig verfahren waren.

Es war dies die aus ungefähr zehn Altern und jüngeren Personen bestehende Tischgesellschaft, die sich unter dem Vorstehe des Dr. Salzmann (geb. 1722, gest. 1812), gewöhnlich der Actuar Salzmann genannt, weil er Actuar beim Puppengerichte war, bei zwei alten Jungfrauen zusammengefunden hatte. Salzmann, ein Junggeselle, war ein Mann von unendlich Herzensgüte, großer Lebens- und Menschenersahrung, heilem

Verstande und unerschütterlicher Rechtschaffenheit, der bei allem Scherz und allen Ausgelassenheiten seiner jüngeren Freunde seine Würde stets aufrecht zu erhalten wußte. Sein oberster Grundsatz, der sich in seinen von Goethe zum Druck beförderten „Abhandlungen über Gegenstände der Religions- und Sittenlehre“ findet, war: „Die liebendwürdigste Seite eines jeden Gegenstandes den Menschen weiten, ihnen mit Liebe zuzukommen und sie hernach ihrer freieren Einsicht und Entfaltung überlassen, ist die wohlthätigste Hilfe, die man ihnen leisten kann.“ Goethe's Leben zeigt, daß er diesen Grundsatz zu dem seinigen gemacht und, soweit und sobald es die Umstände erlaubten, auch zur Ausführung gebracht hat.

Von dieser interessanten Aseklunde bemerkt Goethe: „Ohne die äußeren Formen, welche auf Akademien so viel Unheil anrichten, stellen wir eine durch Umstände und guten Willen geschlossene Gesellschaft vor, die wol mancher Andere zufällig berühren, aber sich nicht in dieselbe eindrängen konnte.“ Das hervorragende Mitglied dieser Tischgesellschaft war, außer Goethe, ohne Zweifel Jung-Stilling, der später erst hinzutrat und in seiner Autobiographie, in der er sich immer in der dritten Person aufzuführt, von seinem ersten Zukunftsgegnern mit Goethe und von diesem selbst folgende Schilderung entwirft: „Es speisten ungefähr 20 Personen an diesem Tische und man sah Einen nach dem Andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs würdig ins Zimmer. Dieser sog. Herrn Troost's und Stilling's Augen aus sich; ersterer sagte gegen letzteren: Das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr.“ Dieser junge Mann mit dem „frechen“ Wesen war kein anderer als Goethe, der gleich bei diesem ersten Zukunftsgegnern Gelegenheit hatte, Jung-Stilling zu beweisen, daß dieses „freche“ (wofür man wol eigentlich lesen sollte „fede“) Wesen mit einer wohlwollenden, humanen Genügnung Hand in Hand ging. Denn als ein Gesellschaftsmittelglied, Waldburg aus Wien, in frivoler Weise über Jung-Stilling's unmodische Perücke zu spotten anfing, rief Goethe unwillig: „Probit erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sei! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der Niemand beleidigt hat, zum Spotten zu haben.“ Jung-Stilling fährt dann fort: „Von dieser Zeit an nahm sich Herr

20) Abgedruckt in Goethe's Briefen an leipziger Freunde von Otto Jahn und in den Blättern für literarische Unterhaltung (Jahrgang 1850, Januar) nach dem ältesten Abdruck von 1769. 21) In Oswald's „Urania“ und in Einzel's „Fragmenten“ abgedruckt.

22) Näheres über ihn findet sich in der Schrift: „Der Actuar Salzmann, Goethe's Freund und Tischgenosse in Strassburg, eine Lebensskizze nach Briefen von Goethe, Lessing u. i. v.“ herausgegeben von August Stöcker, 1855. Der Actuar Salzmann ist nicht zu verwechseln mit dem Theologen und Mystiker Rudolf Friedrich Salzmann, dem Freunde St. Martin's und Verfasser zahlreicher anommer Schriften mystischen Inhalts, der erst im Jahre 1821 starb. Heinrich von Schubert hat in der That beide verwechselt; er sprach 1820 den Mystiker Salzmann und glaubte den bereits 1812 verstorbenen Actuar Salzmann, den Freund Goethe's, gesprochen zu haben. Vergl. den Artikel „Die beiden Salzmann“ in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ Nr. 1. 1861.

Goethe Stilling's an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten Stilling Liebe zu erzeigen.²³⁾ Goethe, der Freund und Jüngling des Bräuleins von Kleinberg, der alle innere Wahrheit und mithin auch die schlichte und unaffectede christliche Frömmigkeit an den Menschen zu schätzen wußte, fand namentlich Geschmack an der anmuthigen Art, womit Jung-Stilling seine einfachen und doch innerlich so bedeutsamen Lebensereignisse zu erzählen und alle Zustände „beilich und lebendig zu vergegenwärtigen“ wußte. Goethe war es auch, der ihn dazu antrieb, seine Lebensgeschichte aufzuschreiben, sie bei einem Verleger unterbreiten und ihm ein für jene Zeit nicht unansehnliches Honorar für den ersten Theil im J. 1777 zuschicken, als Jung gerade in der größten Noth war und eben zu Gott um Hilfe gebetet hatte. Jung-Stilling's Klage, daß nur wenige Goethe's Herz so wie seinen Verstand gekannt hätten, bildet das Motto zu der Biographie des Dichters von dem Engländer Lewes.

Ein anderes lebenswürdiges Mitglied der Salzmann'schen Tischgesellschaft war Franz Kerle, der „Schieds- und Kampfrichter“ bei allen, wenn auch selten vorkommenden Händeln, „welche Salzmann auf seine väterliche Art nicht belächelnden konnte.“ Hierbei zeigte Kerle die größte Unparteilichkeit und wenn der Handel nicht mehr mit Worten und Erklärungen ausgemacht werden konnte, so wußte er die zu erwartende Vermittelung „auf ehrenvolle Weise ins Unschädliche zu leiten.“ Der Begriff von ihm prägte sich „so tief als lebenswürdig“ bei Goethe ein und als er den „Geg von Verdingungen“ schrieb, fühlte er sich veranlaßt, seiner Freundschaft ein Denkmal zu setzen, „und der wackern Figur, die sich auf so eine würdige Art zu subordiniren weiß, den Namen Franz Kerle zu geben.“

Andere Mitglieder dieses Kreises waren Meyer von Limbau, Naaf Hesser, Leopold Wagner, der Verfasser der „Kindesmörderin“, und der Franzose Graf Louis Ramond de Carbonnières, später ein Verehrer des „Geg von Verdingungen“, durch den er sich zu einem französischen Drama in ähnlichem Geschmack begeistern ließ. Vielesicht, die Vermuthung liegt wenigstens nahe, war es auch dieser Graf de Carbonnières, welcher Goethe von seiner unglücklichen Liebe, auch französische Verse zu machen, für immer jurübrachte. Als nämlich Marie Antoinette ihren Einzug in Frankreich über Straßburg nahm („der schönen und vornehmen, so heitern als imposanten Mine dieser jungen Dame erinnerte ich mich noch recht wohl,“ bemerkt Goethe bei dieser Gelegenheit), hatte man die nach Goethe's Ansicht „ganz vernünftige Anordnung“ getroffen, daß sich seine misgefallenen Personen, seine Krüppel und selbsthebränte Kranke auf dem Wege zeigen sollten. Man scherzte hierüber und Goethe verfertigte ein kleines französisches Gedicht, worin er die Ankunft Christi, „welcher besonders der Kranken und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln schien,“ und

die Ankunft der jungen Königin, „welche diese Unglücklichen verschleicht,“ in Vergleichung brachte. „Meine Freunde“, erzählt Goethe, „ließen es passiren; ein Franzose dagegen, der mit und lebte, freistützte sehr unbarmherzig Sprache und Betenmaß, obgleich, wie es schien, nur allzu gründlich, und ich erinnerte mich nicht, nachher je wieder ein französisches Gedicht gemacht zu haben.“²⁴⁾ Wer so eph teuliche Gedichte schrieb, wie die damals verfassten: „Tödtet der Fuchs, so gilt der Balg“ und „Blindensfuß“ hätte es verschmähen sollen, verglichen unzufrieden Spielereien zu treiben, nur um zu zeigen, daß er Alles, so gar französische Dichten könne; indessen da er nun für immer hiervon zurückkam, ist dem jungen genialen Manne, der sich in Allem versuchte und sich Alles für möglich hielt, sicherlich auch dies zu vergehen. Einen besondern und grade bei dieser Gelegenheit nicht erwarteten Gewinn hatte Goethe von der Durchreise der jungen Königin. Es war nämlich zu ihrem Empfang und zur Uebergabe in die Hände ihres Gemahls auf einer Rheininsel zwischen den beiden Brüdern ein Schaugebäude errichtet worden, das man inwendig mit gewissen Tapeten ausgekleidet hatte. Hier sah Goethe zum ersten Male ein Exemplar der bekannten nach Raphael's Cartons gewirkten Teppiche und dieser Anblick war für ihn von ganz entscheidender Wirkung, indem er „das Rechte und Vollkommene, obgleich nur Nachgebildete, in Masse kennen lernte.“ Goethe bemerkt: „Ich ging und kam und kam und ging und konnte mich nicht satt sehen; ja ein vergeltliches Streben quälte mich, weil ich das, was mich so außerordentlich ansprach, auch gern begreifen hätte.“ Wunderbar, daß Goethe, den sogar die Etrurische Madonna in Dresden kalt gelassen, jetzt aus gewirkten Teppichen Raphael schätzen lernen sollte. Um so abstoßender erschienen ihm die Hantelissen im Hauptsaal, die nach Gemälden neuerer französischer Künstler gewirkt waren, und zwar des Gegenstandes wegen, der nicht unglücklicher gewählt werden konnte. Die Bilder enthielten nämlich die Geschichte von Jafon, Medea und Creusa, also die gräßlichsten Heirathsgeschichte, die sich denken läßt. Goethe versichert, daß er durch diesen Mißgriff ganz außer Fassung gebracht worden sei. Ihm dünkete es nicht anders, als habe man absichtlich diesen Gegenstand gewählt, um der schönen und lebenslustigen Dame „das abscheulichste Gespenst“ bis an die Grenze entgegenzustellen.

Wie nun Goethe durch einen besondern Zufall in Straßburg zuerst an den Geßbliden der Raphael'schen Kunstwerke Geschmack finden lernte, so erschloß sich ihm auch in der Hauptstadt des Elßasses zuerst die Herrlichkeit der gothischen Baukunst durch das liebevolle Studium, welches er dem berühmten Münster bis ins Eingekleidete

24) J. M. Schaefer bemerkt in Bezug hierauf: „Es ist nicht zu bezweifeln, daß die in Arcimund Frischer's „Goethe's Bräulein“ (1841). S. 13 abgedruckten französischen Verse (auch in Boas' Nachträgen I. S. 11, Bickhoff's Leben Goethe's I. S. 311, Scholl's Briefen und Aufsätzen von Goethe u. s. w. S. 67) gleich wie andere in diesem Buche benutzte angebliche Anecdota unrichtig sind.“ Man hat eine französischen Sprachlehrer in Elsdorf genannt, der diese französischen Verse im Auftrag Weiser's verfertigt habe.

23) Siehe Heinrich Stilling's „Wanderschaft.“ 1778.

widmete. Er selbst bemerkt hierüber: „Unter Tablern der gothischen Baukunst ausgewachsen, näherte ich meine Aneignung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zierrathen, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös düstern Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestränkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse, noch eine reine Consequenz gewahrt wird, vor's Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mit jenes Tadelnswerthe keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegentheil davon sich aufdrang.“ Das Gebäude des Künstlers wurde für ihn ein Gegenstand fast menschlicher rührender Zuneigung. Von Natur zum Schwindel geneigt, machte er bei den öfter wiederholten Erbsitzungen des Thurmes die süßesten und verwegensten Versuche, indem er die höchsten, zum Theil an der Außenseite des Thurmes hinauflaufenden Stufen bis zu dem sogenannten Gasse unter dem Aepfel erstreckte, bis es ihm gelang, jeder Anwendung von Schwindel gänzlich und für immer unzugänglich zu sein. Oern versammelten sich auch die Mitglieder der Salzmann'schen Leselrunde auf der Plateform des Künstlers, wo sie namentlich an schönen Sommerabenden die schwebende Sonne, ehe sie hinter den Höhern des Wadgaues versank, mit gefüllten Körnern begrüßten. Zum Andenken daran ließen sie ihre Namen im Innern der Pyramide, der Uhr gegenüber, im J. 1770 in Stein hauen. Mit diesen poetischen Genüssen auf der Höhe des Gebäudes gingen nun die eifrigsten Studien Hand in Hand, als deren Frucht ein kleiner Aufsatz „Von deutscher Baukunst D. M. Erwini a Steinbach“ zu betrachten ist, welchen Herder später in sein Heft „Von deutscher Art und Kunst“ (1773) aufgenommen hat. Denjenigen gegenüber, welche gewohnt sind, Goethe eines unverständlichen Sinnes zu beschuldigen, möchte es nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß Goethe zuerst es wagte, die bloßer veruschte Benennung „gothisch“ Baukunst abzuändern und sie als „teutsche“ Baukunst seiner Nation zu vindiciren. Er selbst bezeichnet die Entsinnung, die er in der genannten kleinen Schrift an den Tag gelegt, als eine „patriotische.“ Sehr mit Recht bemerkt Schaefer: „Hiermit war der Schlüssel zum Schafepare gefunden und die Compositionen von „Goth“ und „Haus“ konnten sich nach und nach in der Seele des jungen Dichters aufbauen.“ Es ist wol nicht zu leugnen, daß „Goth“ und namentlich „Haus“, der sich ganz künstlerhaft vor uns aufbaut, etwas mit der gothischen Baukunst Verwandtes haben, eine unendliche Hülle kleiner Theile, jeder für sich ein selbständig sorgsam ausgeführtes Gebilde, aber geistig und durch einen gemeinamen Charakter mit einander verbunden und in einem harmonischen Ganzen pyramidalisch ausstrebend.

Einer jener glücklichen Zufälle, wie wir ihnen eben in dem Leben von Menschen, die zu Großem auferstehen sind und auch in dem Leben Goethe's häufig begegnen, führte ihn in Straßburg gerade mit demjenigen unter den hervorragenden Männern Teutschlands zusammen, der am meisten geeignet war, auf Goethe's Geist

anregend und befruchtend zu wirken und das neue Leben, zu dem Goethe in Straßburg erweckt war, in ihm weiter auszubauen und in die chaotischen Einbrüche, die er nach und nach empfing, Ordnung und feste Haltung zu bringen. Dieser Mann war Herder und mit Recht nennt Goethe die Bekanntschaft und die daraus sich knüpfende Verbindung mit diesem schon damals berühmten Manne „das bedeutendste Ereigniß“, welches die „wichtigsten Folgen“ für ihn haben sollte. Für den jungen Goethe, der sich von der regelmäßigen Dichtkunst innerlich bereits gänzlich losgelöst hatte, mußte der Verfasser der „Kritischen Wälder“ und der „Fragmente zur deutschen Literatur“, der Gegner aller nicht aus völkerrühmlicher Wurzel hervorgegangenen, bloß höfischen und höfischen Kunst und der bloß rhetorischen, der Natur und wahrer Empfindung entbehrenden Poesie, eine Erscheinung sein, in deren Nähe zu gelangen er Nichts unversucht lassen durfte. Goethe bemerkt in „Dichtung und Wahrheit“, daß die Salzmann'sche „Societät“, sobald sie von Herder's Gegenwart vernahm, großes Verlangen trug, sich ihm zu nähern. Das Glück aber wollte Goethe so wohl, daß es ihn auf die bequemste Weise bei einem gemeinsamen Besuche mit Herder zusammenführte; und obgleich für diesen der junge Goethe, dessen Geist und Talente bisher nur in kleinerem Kreise gefaßt und geschätzt waren, im Grunde nicht viel mehr sein konnte als jeder andere junge Fremdling, so läßt doch der Umstand, daß Herder ihm die vertraulichste Annäherung gestattete, mit Sicherheit darauf schließen, daß die persönliche Liebenswürdigkeit und die anheimelnde Offenheit Goethe's sofort den angenehmen Eindruck auf Herder gemacht haben mußte. Er durfte ihn Morgens und Abends besuchen, ja Goethe blieb zuweilen den ganzen Tag über bei ihm. Wie er bei Herder Lehre, Aufklärung und Unterricht suchte und fand, so fand Herder bei Goethe Trost, Zerstreuung und Unterhaltung, deren er gerade damals besonders bedurfte. Herder hatte die dahin den gemüthkranken Prinzen von Holsheim-Eutin begleitet, war aber in Straßburg zurückgeblieben, um sich durch den berühmten Hofstein von einem lästigen Augenübel wieder herstellen zu lassen. „Hier kamen mir“, erzählt Goethe, „jene Uebungen zu statten, durch die ich meine Empfindlichkeit abzukümpfen versucht hatte; ich konnte der Operation beiwohnen und einem so werthen Manne auf mancherlei Weise dienlich und heilsam sein. Hier fand ich nun alle Ursache, seine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern: denn weder bei den vielfachen chirurgischen Verwundungen, noch bei dem oftmals wiederholten schmerzlichen Verbande bewies er sich im mindesten verdrüsslich und er schien derjenige von und zu sein, der am wenigsten litt.“ In der Zwischenzeit freilich, bemerkt Goethe weiter, hätten er und ein anderer Gesellschaftler Herder's, Wegeler, ein „begehrlicher“ Kasse, den Wechsel seiner Laune vielfach empfinden müssen.

In der That war es für Goethe eine große Geduldsprobe, so immer um Herder zu sein, aber er bestand sie mit größter Ausdauer und Selbsteinsagung, theils

aus Rücksicht auf die Leiden des verehrten Mannes, welcher doch im Grunde der erste Autor war, dem er eine wirkliche Ueberlegenheit über sich einräumen mochte, theils aus Rücksicht auf den Gewinn, den er aus Herder's „jedertag bedeutenden“ Gesprächen für die Erweiterung seines geistigen Horizontes zog. In Leipzig hatte sich Goethe, wie er selbst gesteht, „eher ein enges und abgeschlossenes Wesen“ angewöhnt, in Frankfurt hatten ihn wieder mystisch-religiöse und chemische Beschäftigungen in dunkle Regionen geführt und was seit einigen Jahren in der weiten literarischen Welt vorgegangen, war ihm „weisens fern geblieben.“ Nun wurde er auf einmal durch Herder „mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schienen.“ Herder belehrte ihn, „daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privat-erbdienst einiger feiner, gebildeter Männer.“ Durch Herder lernte er die hebräische Dichtkunst, Homer, Schafspeare — über den ein kurzer Vortrag Goethe's aus jener Zeit aufbewahrt ist, worin es unter Anderem heist: „Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen.“ — die Volksdichtungen aller Nationen in ihrem tiefsten Wesen verstehen und würdigen; durch Herder lernte er die Schriften Hamann's kennen, durch Herder wurde er auf Distan's Gesänge, an deren Echtheit damals noch Niemand zweifelte und auf Goldsmith's „Vicar von Wakefield“ aufmerksam und zu ihrem begeisterten Verehrer gemacht.

Um so großen Gewinnes willen duldete er gern oder ungern die bissigen Bemerkungen, womit Herder ihn hofmeisterte. „Von Herdern konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich anstellen, wie man wollte,“ sagt Goethe selbst. Diese Geizigkeit und Galligkeit nahm bei Herder, je länger die Cur dauerte, nur zu, so „er konnte nicht ein Bitter schreiben, um etwas zu verlangen, das nicht mit irgend einer Verhöhnung gewürzt gewesen wäre.“ Der junge Goethe mochte sich oft recht tief gedemüthigt fühlen, aber er richtete sich immer wieder an den großen, allgemeinen Gesichtspunkten auf, welche Herder vor ihm eröffnete. Man kann es vielleicht nicht billigen, daß Herder die ihm von dem jungen Goethe gezeigte Theilnahme und Anhänglichkeit mitunter sogar mit offenbarem Hohne vergalt; aber vergessen darf man doch auch nicht, daß Herder in dem jungen Goethe vielleicht nur einen zwar sehr lernbegierigen und Gutes wollenden, aber keineswegs mit hohen poetischen Gaben ausgehattenen dilettantischen Anfänger zu erblicken glaubte. Diesem nur scheinbaren Dilettantismus mochte aber Goethe bisweilen doch Anwandlungen eines Selbstgeföhles gefellen, welches Herder damals noch sehr unmotivirt vornehmen und welches zurückweisen er für seine Pflicht halten mochte. Zwar der Unterschied der Jahre — Herder war nur fünf Jahre älter als Goethe — war grade nicht sehr bedeutend, obgleich er in so jungen Tagen doch auch ins Gewicht fällt; um so bedeutender dagegen war der Unterschied in den Leistungen. Herder hatte bereits durch seine neuen Verbindungen die ganze geistige und literarische Welt

Deutschlands in Aufregung gebracht; Goethe konnte ihm nur seine Augenlustspiele vorlegen, aus denen Herder, der ohnehin wol höchstens nur flüchtige Bilde hinein-geworfen haben mag, nicht grade eine sehr vortheilhafte Meinung von dem sittlichen Charakter und dem Genie Goethe's schöpfen konnte. Eher hätte er aus Goethe's lebendiger Rede eine Ahnung seines Genies gewinnen können; aber wahrscheinlich hielt ihn Herder für einen seiner häufig vorkommenden jungen Schönredner, die, ohne tiefen Inhalt zu besitzen, ihre und fremde Weisheit gern zu Karke bringen. Goethe erschien ihm sogar noch später, im Jahre 1772, „etwas leicht und spaßemäßig.“ Auch läßt sich denken, daß Goethe in seinen Ansichten und Urtheilen vielfach das Eigen-sinnige und Unfertige verrathen mochte, was ihm damals noch eigen war. Ramentlich über die Malerei, welcher gegenüber Goethe sein ganzes Leben lang einen etwas beschränkten und eigenartigen Standpunkt einnahm, mochten seine Ansichten oft sehr wunderbar lauten, z. B. wenn er unter den italienischen Meistern, deren Bilder er in Dresden gesehen, mit besonderem Nachdruck den Manieristen Domenico Zeit hervorhob, wofür ihn Herder mit einem kleinen Spottgebilde strafe. Kurz, Herder gab damals so wenig aus Goethe's Urtheil, daß ihm selbst der von Goethe seinen Arbeiten, z. B. seiner Ab-handlung über den Ursprung der Sprachen, womit er damals beschäftigt war, gezeigte Beifall eher verdross als erfreute. Freilich darf man nicht vergessen, daß der Geist des Widerpruchs in Herder überhaupt sehr mächtig war, ebenso wenig aber auch, daß die in spätern Jahren zwischen Goethe und Herder eingetretenen Bestimmungen oder Mißverständnisse auf diese Charakteristik Herder's in „Dichtung und Wahrheit“ vielleicht doch einigen Einfluß gehabt haben mögen.

Goethe entschuldigt übrigens Herder in folgender, wegen ihrer Allgemeinverwendbarkeit besonders beherzigenswerthen, von richtigster psychologischer Erkenntnis zeugender Stelle: „Herder konnte allerhöchst einnehmen und geistreich sein, aber ebenso leicht eine verdrießliche Seite hervorsprechen. Dieses Ansehen und Abstoßen haben zwar alle Menschen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langsamern, andere in schnellern Pausen; wenige können ihre Eigenheiten hiezu wirklich bezwingen, viele zum Schrein. Was Herden betrifft, so schrieb sich das Uebergründicht seines widersprechenden, bittren, bissigen Humors gewiss von seinem Uebel und den daraus entpringenden Reiden her. Dieser Fall kommt im Leben öfter vor und man beachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände und beurtheilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Weise betragen sollen.“ Herder's Mißmuth nahm begreiflicherweise, je mehr die Cur sich in die Länge dehnte und je mehr die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg schwand, nur zu; endlich mußte man, da die künstliche Theatralie sich nicht bilden wollte, die Wunde zugehen lassen, damit das Uebel nicht ärger werde. Hatte Goethe die Standhaftigkeit, welche

Herder bei der Operation unter solchen Schmerzen bewies, bewundern müssen, so hatte für ihn „seine melancholische, ja grimme Reue in dem Gedanken, getrieben einen solchen Wafel tragen zu müssen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er sich die Vererbung derer, die ihn schauten und liebten, für immer zu eigen machte. Dieses Uebel, das ein so bedeutendes Angeficht entstellte, mußte ihm um so ärgerlicher sein, als er ein vorzügliches Frauenzimmer in Darmstadt“ kennen gelernt und sich ihre Reue erworben hatte.“

Herder eilte nun, sobald als möglich von Strassburg fortzukommen und bei dieser Gelegenheit bewies Goethe von Neuem, daß bei ihm die Freundschaft kein leeres Wort sei. Herder besand sich in empfindlicher Geldnoth und nun erbotige Goethe eine Summe Geldes für ihn, die Herder auf einen bestimmten Termin wieder zu erstatten versprach. Die Zeit verstrich, ohne daß das Geld ankam und Goethe besand sich nun dem Geldleiher gegenüber selbst mehr Wochen lang in Verlegenheit. Endlich kam Brief und Geld, aber erstere enthielt anstatt eines Dankes oder einer Entschuldigung lauter „spöttliche Dinge in Anspielungen, die einen Andern freu oder gar abwendig gemacht hätten;“ aber Goethe ruhete das nicht weiter, da er von Herder's Werth, einen so großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verjagte, was ihm hätte schaden können.“ Herder's Mißmuth fand, wie man sieht, außer in seinem Augenleiden und der gewöhnlichen Hoffnung auf dessen Besserung, allerdings auch noch in dem Druck seiner äußern Lage seinen Erklärungsgrund; aber damit läßt sich sein Verfahren gegen Goethe doch nicht entschuldigen, wenn man nicht etwa annehmen will, daß dieser durch gewisse selbstbewusste, die Bedeutung, welche er auf seinen Freundschaftsdienst legte, verrathende Äußerungen und Rügen ihm doch die Annahme des Darlehens drückend gemacht und zu jenen Anzüglichkeiten Anlaß gegeben habe.

Bei Jung-Eilling, Salzmann und namentlich Herder lernte Goethe nach seiner Art sicherlich mehr als in den Vorlesungen der Professoren. Doch verschmähte er auch diese nicht. Seiner eigentlichen Fachwissenschaft, der Jurisprudenz, die für einen so unvorfelken, innerlich arbeitenden Geist wie Goethe auch nicht Befehlendes haben konnte, widmete er freilich auch in Strassburg nur halben Eifer. Dagegen wohnte er, noch besonders angeregt durch die Gespräche seiner Tischgenossen, die meist Mediciner waren, dem Studium des ältern Erman und sogar den Vorlesungen des jüngern über Entbindungskunst bei und hörte Vorlesungen über Chemie und Anatomie, letztere nicht bloß weil für ihn das Studium des menschlichen Körpers an sich Interesse hatte, sondern weil er zugleich seinen Abscheu vor widrigen Gegenständen zu überwinden hoffen durfte. Wenn Goethe selbst sagt: „Auf philosophische Weise eruchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Fried und Gang.“ so meint er damit wol, daß er sich in sein einseitiges philosophisches Sytem habe einsinken lassen, denn wie aus

seinen „Euphemeriden. Was man treibt, heute dies und morgen das. 1770.“²⁶⁾ hervorgeht, so hat sich Goethe in Strassburg mit der Lecture der Schriften angesehener Philosophen allerdings beschäftigt. Der rohe, geistliche, nach seiner Meinung mehr abgemessene und lächerliche als gefäßliche Materialismus der in Holbad's damals grade Kuffchen erregenden „Systeme de la nature“ gepredigt wurde, widerste ihm anz aber auch die Versuche, sich im Verlethe mit frommen Conventikeln in das Gebiet des religiösen Spiritualismus zu erheben, wollten nun nicht mehr glücken; er fand diese Leute langweilig, „wie mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachtem und meinen, das wäre Alles, weil sie sonst Nichts wissen.“ Er fand hier nur einen toden Glauben, nicht den lebendigen seiner Ketttenberg, mit der er übrigen den Briefwechsel noch fortsetzte, und Jung-Eilling's. Das Zeichen und Kupperstücken ließ er, wie es schick, hier gänzlich liegen, dagegen wandte er sich wieder der Musik zu, nahm wenigstens, um auch dies nicht unversucht zu lassen, Unterricht auf dem Violoncell. Dabei war er bemüht, durch allerlei Uebungen seinen Körper zu kräftigen und geschmeidig zu machen; er übte sich mit den Universitätsfreunden im Fechten, ritt mit Leidenschaft und nahm wieder Sectionen im Tanzen, diebald bei einem französischen Tauslehrer, zwischen dessen zwei Töchtern er, nach seiner Erzählung, etwa wie jemand in seiner spätern „Stella“ zwischen den ihn liebenden zwei Frauen gestanden haben will. Dieses Verhältniß, von Goethe übrigens reizend geschildert, möchte vielleicht zu den Epischen gehören, die mehr „Dichtung“ als „Wahrheit“ enthalten und auf die daher um so weniger Werth zu legen ist, da dieses Abenteuer, mag es sich nun wirklich so begeben haben oder von Goethe novellistisch zugerichtet sein, auf seinen weiten Lebensgang oder seine dichterische Entwicklung keinen irgend nachweisbaren Einfluß geübt hat.

Dagegen rief das innigste Liebesverhältniß des jungen Goethe mit Friederike Brion, bekannt unter dem Namen der Friederike von Eschenheim, einen ganzen Liebesdrübling in seinem Herzen hervor; diesem Verhältniß verbandt die teutsche Literatur eine Reihe der jarstesten und lieblichsten Lieber, welche sie überhaupt beßigt und die entweder schon in Strassburg und Eschenheim oder erst später entstanden, aber als Nachklänge dieser seligen Zeit zu betrachten sind. Im Uebrigen schildert Goethe diese Liebesepode in „Dichtung und Wahrheit“ so reizend und namentlich die ersten Momente der Bekanntschaft so ausführlich, daß man in der Hauptsache auf diese Quelle verweisen muß. Friederike war die zweite Tochter des Pfarrers Johann Jakob Brion zu Eschenheim, einem nahe bei Dursenheim, sechs Stunden von Strassburg gelegenen Dorfe. Er machte die Bekanntschaft dieser liebenswürdigen gastfreundlichen Familie in der ersten Hälfte des Octobers 1770. Friederike bezauberte

26) Caroline Blachland, Herder's spätere Gattin.

26) Siehe H. Scholl, Briefe und Aussätze von Goethe S. 63—140.

das für weibliche Schönheit so empfängliche Herz des jungen Dichters gleich bei ihrem ersten Erscheinen durch ihre unvergleichliche Anmuth und Lieblichkeit und auch Friederike, erst 16jährig, gab sich der gewinnenden Persönlichkeit des jungen Goethe mit vollem Herzen hin. Gleich am zweiten Tage erzählte er in einer geräumigen Laube, in der sich später die Liebenden noch öfter zusammengesunden haben mögen, das von ihm aus dem Stegreif erfundene und erst in spätern Jahren von ihm niedergeschriebene „Mädchen von der neuen Melusine“, das den kleinen Kreis seiner Zuhörer und Zuhörerinnen und namentlich Friederike in Entzücken versetzte und ihr auch von den geistigen Gaben des lebenswürdigen Gastes sofort eine hohe Meinung beibrachte. Goethe bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Durch solche Darstellungen, die mich gar Nichts kosteten, machte ich mich bei Kindern beliebt, erregte und ergözte die Jugend und zog die Aufmerksamkeit älterer Personen auf mich. Nur mußte ich in der Societät, wie sie gewöhnlich ist, solche Uebungen gar bald einstellen und ich habe nur zu sehr an Lebensgenuss und freier Geistesförderung dadurch verloren; doch begleiteten mich jene beiden älterlichen Gaben durchs ganze Leben, mit einem dritten verbunden, mit dem Bedürfnisse, mich häufig und gleichnißweise auszudrücken.“

Nach Strassburg zurückgekehrt, empfand er eine große Leere: „Strassburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzt“, schreibt er in seinem ersten Briefe an Friederike. Er schickte ihr Bücher in Begleitung freundlicher Worte und wurde nicht müde, sich die Vorzüge ihres holden Wesens ins Gedächtniß zurückzurufen. Im November und während des Winters machte er häufig Ritte nach Eisenheim hinaus, mitunter in der Nacht, um mit Morgenrauen bei seiner Geliebten einzutreffen. Einen solchen Nachtrip schickte das allerdings wol erst später gedichtete Lied: „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!“ In der Zwischenzeit wanderten mit Briefen und Geschenken auch kleine „poetische Herzensergüsse“ (worunter das Liedchen „Kleine Blumen, kleine Blätter“) nach Eisenheim hinüber.

Im Frühlinge war ein Fest im Orion'schen Hause, zu dem auch Goethe geladen wurde und dem sich eine Reihe seliger Tage anschloßen; denn er hatte sich, von Friederike dazu eingeladen, auf einen längern Aufenthalt in Eisenheim eingerichtet. Man gesaßte die beiden jungen Leuten den vertrauten Umgang, einsame Spaziergänge, deren Ziel besonders häufig ein Wäldchen war, welches von den Bauern „Nachtagalmwäldel“ genannt wurde. Hier war es auch, wo Goethe sich die erste „herzlichste Umarmung“ gesaßte und beide junge Leute einander die Versicherung gaben, daß sie sich „von Grund aus liebten.“ Beim Abschiede gab sie ihm diesmal öffentlich, wie andern Freunden und Verwandten, einen Kuß, worüber er sich „recht glücklich“ fühlte. Nach seiner Rückkehr nach Strassburg trat wieder der frühere Verkehr durch Briefe ein; indessen scheint Goethe sich um diese Zeit fast mehr in Eisenheim als in Strassburg selbst aufgehalten zu haben, wie aus seinen eigenen Worten in „Dichtung und Wahrheit“ hervorzugehen

scheint: „da ich meiner wunderlichen Studien und übrigen Verhältnisse wegen doch öfters nach der Stadt zurückzukehren genöthigt war“ u. s. w. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß, wie er selbst erwähnt, die Lust zu dichten, die er vor seiner Bekanntschaft mit Friederike „lange nicht“ geküßt hatte, mit größter Lebhaftigkeit wieder hervortrat. Er selbst erzählt: „Ich legte für Friederiken manche Liebesbekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben, wenige davon sind übrig geblieben, man wird sie leicht aus meinen übrigen herausfinden.“ Einmal machte Friederike in Begleitung ihrer Mutter und ältern Schwester einen Besuch in der Stadt, der länger dauerte als beabsichtigt war. Bei dieser Gelegenheit scheint ihn zuerst ein gewisser Ueberdruß an dem Verhältnisse angewandelt zu haben, da Friederike zu den weiblichen Personen gehörte, die sich besser im Freien als im Zimmer ausnehmen, ihre ältere Schwester aber in die städtische Umgebung gar nicht paßte und als die Hülfquellen der Unterhaltung, „die auf dem Lande so ergiebig sind“, in der Stadt bald versiegt, „nach und nach ganz aus der Fassung kam.“ Allmählig fing ihn ein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederike zu „angähnen“ an; doch konnte er nicht umhin, Friederiken vor seiner Abreise von Strassburg noch einmal zu sehen. „Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist“, erzählt Goethe. „Als ich ihr die Hand vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen und mir war sehr übel zu Muth.“ Friederike hatte sich sicherlich immer gleich freundlich, gleich liebenswürdig, gleich anmuthig gezeigt, aber sie gewährte ihm keine Abwechslung, ihre Einfachheit und Natürlichkeit war lieblich, aber einformig; er vermochte ihr keine neue, originelle Seite abzugewinnen, die auf ein tieferes geistiges Leben bei ihr gedeutet hätte. Man fühlt seinen ganzen Zustand heraus, wenn er einmal zur Zeit seines scheinbar höchsten Liebesglühes an Salzmann schreibt: „Der Zustand meines Herzens ist sonderbar . . . Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Cirkel von Freunden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn ich mein Ang. in diesem Horizonte von Glückseligkeit herumbeide. Sind das nicht die frengarten, nach denen du dich sehnst? — Sie sind's, sie sind's. Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man rüangel, was man wünscht. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund! es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden.“ Schaefer bemerkt hierzu: „Die Zugabe war die Erkenntniß, daß diese Liebe nicht im Stande sei, der Lebensinhalte für seinen hochstrebenden Genius zu sein.“

Stille Ritorien haben hiervon Anlaß genommen, den jungen Goethe des Egoismus, der Lieblosigkeit, der Unbeständigkeit zu zeihen, ja sogar in seinem spätern Verhältnisse zu Christiane Vulpius die Strafe und Rache des Schicksals für diesen Vertrauensbruch zu erblicken. Ihn selbst überfällt, nach seinem eignen Geständnisse, ein gewisses Gefühl der Reue. Er hatte

nicht den Muth gehabt, ihr bei seinem Abschiede in Eisenheim zu erklären, daß dies ein Abschied für immer sei; erst von Frankfurt aus schied er ihr seiner „Abschied“ schriftlich zu. „Die Antwort Friederike's geriet mir das Herz“ gesteht er und er fährt fort: „Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt und sah seine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. . . . Gretchen hatte man mir genommen, Missethat mich verlassen, hier war ich zum ersten Male schuldig; ich hatte das schönste Herz in meinem Leben verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue, bei dem Mangel einer gewohnten, erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich. Aber der Mensch will leben“ u. s. w. Doch trotz seiner „düstern Reue“ versuchte er seinen Schritt zur Wiederauflösung, die unter diesen Umständen höchlich leicht herbeizuführen gewesen wäre; er billigte also bei näherer Prüfung seinen früheren Entschluß. Es ist dies doch eine jener Angelegenheiten des Privatlebens, über die kein Zweiter zu urtheilen hat. Wäre er 10 oder 20 Jahre älter gewesen, so würde er, dem es an Treue des Gemüthes und an Pflichtgefühl wahrlich nicht fehlte, wol anders gehandelt haben. Aber er war noch jung; die Welt stand ihm offen; ein genialischer Drang bewegte ihn; er wollte sich so früh nicht binden und seinen Genius an eine Fessel schmiegen, die ihn in der schönsten Zeit seines Lebens und Sterbens gehemmt und beengt haben würde. Zu einem Verlöbniß war es ohnehin nicht gekommen; er war nur der Liebhaber, aber nicht der erklärte Bräutigam Friederike's gewesen. Jedemfalls verdankt die Welt diesem Verlöbniß die lyrische Vertiefung Goethe's und einen Strauß seiner schönsten Lieder.

Friederike selbst hat ihm sein Unrecht verziehen; ob sie in seinem Verfahren die Ausübung eines dem Genie zustehenden Privilegiums erblickte oder ob sie später einige Berührung in dem Gedanken fand, von einem inzwischen berühmten gewordenen Dichter geliebt worden und Gegenstand seiner Lieder gewesen zu sein, bleibe dahingestellt. Acht Jahre später, auf seiner Herbstreise nach der Schweiz, sah er sie wieder. Er fand sie „wenig verändert“, noch so gut, liebreich, zutraulich wie sonst; er rühmte ihr nach, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in seiner Seele zu werden versuchte. „Die Alten“, schrieb er nach dem Besuche an eine Freundin, „waren treuherrlich; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schlief den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichten verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Gedenken der Welt hindenken und in Frieden mit dem Geiste dieser Ausgesöhnten in mir leben kann.“ Der Dichter Lenz hatte sich nach Goethe's Abreise in Friederike's Wohnung eingebracht, suchte, war aber, obgleich er sogar Selbstmordgedanken affectirte, abgewiesen worden. Daß Lenz sich in seinen Briefen so anstellt, als sei er von ihr wiedergeliebt worden, ist natürlich nur eine Fiktion, wie man sie von Lenz erwarten kann. Von Friederike's weiteren Schicksalen sei hier nur erwähnt, daß sie sich in ihren späteren Jahren nach dem Tode

ihrer ältern von Goethe öfter erwähnten Schwester, die an den Pfarrer Warr in Weisheim (Großherzogthum Baden) verheirathet war, der Erziehung der von jener hinterlassenen Tochter widmete, nach deren Verheirathung sie bald darauf, im November 1813, starb, „bis zu ihrem Ende allgemein geliebt und als eine breite Gelslerin und Wohlthäterin verehrt.“ Das Grab ihrer Schwester auf dem Kirchhofe zu Weisheim ist mit einem Denksteine bezeichnet, Friederike ruht neben ihr“).

Betrachtet das Verhältniß mit Friederike's Bräutigam das Gemüth des jungen Dichters, so blieb auch die Bekanntschaft mit dem schon genannten wunderlichen Dichter Jacob Michael Reinhold Lenz (der 1792 zu Woskau im Bahnhofslande verstarb) für Goethe's Geist nicht ohne Frucht und zwar namentlich dadurch, daß ihm durch ihn auch für die quibbles in Schopenhauer's Dramen Verständniß und Neigung eingegeben wurde; denn Niemand war damals, wie Goethe selbst versichert, vielleicht fähiger als Lenz, „die Ausgeschweifungen und Ausdrücke des Schopenhauer'schen Genies zu empfinden und nachzubilden“, wie dies auch seine Uebersetzung von „Loro's labours lost“, welche seinen „Anmerkungen über's Theater“ beigefügt war, zur Genüge beweist. Die ganze Genossenschaft fand ihre Glücklichsteit darin, sich nun selbst in solchen Wortspielen und Karrenspößen zu versuchen, deren einige Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ mitgetheilt hat. Scherz und Lust walteten jetzt so über den Ernst vor, daß Goethe gesteht, er habe deshalb von einer in „so gesammter und aufgeregter Gesellschaft“ nach dem obern Elßas unternommenen Fahrt „keine sonderliche Belehrung“ jurückgebracht. Leider sind die vielen

27) Diese Angaben beruhen auf Mittheilungen, welche die Augsburger Allgemeine Zeitung im J. 1841 brachte und deren Verfasser sich bereit erklärt, sie durch urkundliche Beweise zu unterstützen. Dem Biographen Goethe's, Schaefer, wurden diese Nachrichten übrigens durch einen andern Bewohnen Friederike's, dem Schaefer auch die Reize über Friederike's Grab verdankt, ausdrücklich bestätigt. Bergr. über Friederike und die jesuitische Epische Dämon's Aufsatz „Goethe und Friederike“ in den Blättern für literarische Unterhaltung. 1848. Nr. 92 und 96 und dessen Anmerkungen; ferner Edder's Schrift: Der Dichter Lenz und Friederike von Striebeck. Uebrigens ist dieses Verhältniß zu vielen freivolten Erwähnungen benutzt worden, die Aenderungen alsbald aber demüthlich widersprochen haben. Alexander Weill beachte im Jahre 1840 der „Zeitung für die elegante Welt“ das noch von J. G. Kneiske in seinem 1857 erschienenen Buche „Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt“ wieder aufgeführte Gerücht in Umlauf, daß in Straßburg ein Pastorenkinder geübt, welcher Goethe's und Friederike's Sohn gewesen und von seinem Vater vernachlässigt worden sei, auch daß Friederike später mit einem laßolischen Pfarrer des Ortes, Rheinbold, vertrauten Umgang gehabt. Weill selbst hat dabei auf die Aussagen einer alten Klostertochter und dochselben Bäuerin, die Friederike noch gekannt haben wollte. Weill's Schrift „Goethe's Friederike“ (1841) ist, wie das darin abgedruckte „Gedenkbuch Friederike's“ eine sehr schätzbare, durch die sich selbst G. Bosc (f. Nachtrag zu Goethe's Werken. I. S. 9) ändern ließ. Im J. 1868 erschien in Straßburg ein Schauspiel von Albert Grün, „Friederike“, mit einem nachschicklichen Vorrede. Ueberhaupt scheint unter allen Verheiratheten Goethe's dasjenige mit Friederike das meiste und allgemeinste Interesse erweckt zu haben, obgleich die Gestalt Weisheim's wol in einem noch positiveren Dufte getaucht ist.

kleinen Verse, welche der Gesellschaft bei jeder Gelegenheit entquollen und „die wol eine maniere Reifebereitung auszuweisen konnten“, wie Goethe bemerkt, verloren gegangen.

Trop aller Zerstörungen dieser aufgereizten Zeit hatte er doch, dem Verlangen seines Vaters entsprechend, zum Zwecke der Promotion eine Abhandlung vollendet und zwar über das, man möchte sagen, etwas seltsame Thema: „Daß der Gesetzgeber nicht allein beschützt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Cultus festzusetzen, von welchem sich weder die Gerechtigkeit noch die Tugend lösen dürfen.“ Goethe versichert, daß er diese Arbeit fast ganz aus sich selbst geschöpft habe und daß, „da er das Latein geläufig sprach und schrieb“, ihm die Zeit, die er auf die Abhandlung verwandte, sehr angenehm verfloßen sei. Doch ging er sie noch mit einem tüchtigen Lateiner durch und so geriet die Darstellung, „rednerisch genommen, nicht abel.“ Indessen war er fast froh, als der Dean der Facultät zwar anerkannte, daß er sich der Facultät als einen „denkenden jungen Mann“ gezeigt, aber auch auf das im Thema selbst liegende Bedenkliche der Arbeit hinwies und ihm riet, statt über diese Dissertation, die er ja später in Druck geben konnte, über Theseen zu disputiren. Goethe setzte sich nun wieder mit seinem Repetenten zusammen, wählte mit ihm These aus, ließ sie drucken und die Disputation klang, unter Opposition seiner Mitsagenden, „mit großer Lustigkeit, ja Reifebereitung“ vorüber, „woraus ein „guiter heilommlicher Schmaus“ die Facultätlich beschloß. Mit dem Titel eines Licentiaten aufzudeckeln, erlangte er die Doctorwürde erst in Frankfurt, wohin er nun zurückkehrte.

Sein Weg nach Frankfurt führte ihn über Mannheim, wo die im Antikensaal aufgestellten Abgüsse nach berühmten Statuen des Alterthums: Apoll von Belvedere, der sterbende Hector, Cato und Pollux, Laocoon u. s. w. die tiefsten Eindrücke auf ihn machten und bei dem Anblicke der so „ungeheuren als eleganten“ Canthablätter an dem Abgusse eines Kapitales der Roionde sein „Glaube an die nordische Baunstift etwas zu wanken anfang.“ Von diesen erbebenden Eindrücken erfüllt, langte er „gesünder und froher“ zu Hause an als das erste Mal, aber in seinem ganzen Wesen zeigte sich doch, wie Goethe selbst gesteht, „etwas Ueberspannung, welches nicht völlig auf geistige Gesundheit deutete.“ Gleich Anfangs haite die Mutter wieder etwas zu „vertuschen.“ Goethe hatte nämlich den abentheuerlich-poetischen, für ihn aber charakteristischen Einsinn gehabt, einen harscheplenden Knaben, der ihm besonders wohl gefiel, zu sich nach Frankfurt einzuladen und ihm zu versprechen, daß er ihm Wohnung geben und Förderung angedeihen lassen wolle. Die Mutter hielt es nun begreiflicherweise für nicht sehr zweckmäßig, diesen „muskulischen Nepläuer“ in ihr Haus aufzunehmen, sondern brachte ihn im Stillen in der Nachbarschaft unter. Die Förderung, welche Goethe dem Knaben angedeihen ließ, hatte seinen sehr günstigen Erfolg, denn der Harschepler wurde zwar „größer und tüchtiger“, machte aber in seiner Kunst keine sehr erfreulichen Fortschritte. Inzwischen fand er seinen Vater, wie es scheint, zufriedener als sonst, „bebaglich wie einen,

der trotz aller Hindernisse und Verpätungen seine Pläne durchseht.“ Es gewährte dem Vater, der sein Bedant im gewöhnlichen Sinne war und auf die hervorragenden geistigen Gaben seines Sohnes offenbar große Stütze hielt, Freude und Unterhaltung, die von diesem im Utsatz verfahren kleinen Gedichte, Aufsätze, Reisebemerkungen u. s. w. zu rubriciren und zu ordnen, wobei er den jungen Dichter, der sich unter seinen Händen recht eigentlich zum Schriftsteller ausbildete, dazu anhielt, diesen Zugenbergenissen die letzte Feile zu geben. Er war glänzlich in der Erwartung, „daß der Sohn bald unüberwindliche Abneigung, etwas dieser Dinge gedruckt zu sehen, sich nachhens verlieren werde.“ Auch in dem weiblichen Girtel seiner Schwester behagte sich der junge Goethe; denn diese hatte einen Kreis von „verwandigen und liebendwürrigen“ Frauenzimmern um sich versammelt und herrschte über sie alle, „indem ihr Verstand gar Manches übersehen und ihr guter Wille Vieles ausgefallen konnte.“

Bedensamer und einflussreicher wurde für Goethe seine Bekanntschaft mit dem literarischen Kreise, der sich in Darmstadt, wo die vortreffliche Landgräfin Karoline den Sinn für Literatur pflegte, gebildet hatte und in welchen er durch die Brüder Schloßter eingeführt worden war. Die Seele dieses literarischen Kreises war der landgräfliche Kriegszahlmeister und spätere Kriegsrath Johann Heinrich Merck, ein angesehener, geistreicher Gesellschaftler, ein im Grunde braver, edler, zuverlässiger Mann, aber dabei leipisch, gallig und bitter, selbst hämlich, von Etwisiger Laune, durch seinen Widerspruchseiz nicht selten verlegend, von der Nephrosophesgattung der Behäuf und Hüßgen. Für Goethe war aber sein Einfluß sicherlich sehr heilsam und fördernd. Merck erkannte und würdigte das große Talent Goethe's vollkommen; aber mit dem ihm eigenen scharfen Blicke überfah er auch die Gefahren, die seinem dieber unsäht hin- und herfahrenden Genie drohten und wie er auf der einen Seite den Freund dazu antrieb, sich zu etwas Großen, Ganzem zusammenzuraffen, und sein Selbstvertrauen zu heben, sein Genie in die ihm angemessenen Bahnen zu lenken suchte, so ließ er es auf der andern Seite, selbst auf die Gefahr hin, ihm augenblicklich wehe zu thun, nicht an der schärfsten und beidendsten Kritik fehlen, wo ihm Goethe's Genie auf Abwege zu gerathen schien; er hielt es für nöthig, Goethe's von Zeit zu Zeit doch auch hervorretende Selbstgefälligkeit und Güesheit zu demüthigen, wenn sich derselbe grade auf Wichtigkeiten und bloße Spielereien allzu viel zu Gute thun mochte“).

Es war namentlich das Haus des Geheimraths von Hesse, Ministers des Landgrafen, wo sich ein literarischer Kreis gebildet hatte, wo Professor Betensen, Rector Wenz und andere Wissenschaftler verkehrten und durchseende Notabilitäten, wie Gleim und Wieland,

26) Vergl. über Merck „Beise an J. F. Merck von Goethe, Herder und Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen.“ Mit Merck's biographischer Skizze herausgegeben von Karl Wagner (1835); „Beise an und von J. F. Merck“, herausgegeben von demselben; „J. F. Merck, ein Denkmal“, herausgegeben von H. Eich (1840).

vorübergehend einsprachen. Auch hier traten, wie damals fast überall in Teutschland, geistreiche Frauen als Pfliegerinnen der Literatur in den Vordergrund: die Geheimrathin von Hesse und deren Schwester, die geistreiche, ungemein lebhaft und empfindliche Karoline Flachsland, Herder's Braut, welche im Hause ihres Schwagers lebte und hier auch Goethe kennen lernte; dem sie in der That eine fast lebhaftere Neigung, als mit dem gemeinsamen Interesse an Poesie und Literatur vereinbart ist oder Goethe's Schilderung in „Dichtung und Wahrheit“ vermuthen läßt, zugewandt zu haben scheint. Andere dichterische Anregungen verdankte er der Bekanntschaft mit den bomburgischen Hedamen Ella von Ziegler und ihrer Freundin von Roussillon (in seinen Gedichten „Urania“ genannt). Indessen hat Goethe auf diese bomburgischen Bekanntschaften in „Dichtung und Wahrheit“ keinen besondern Werth gelegt, obgleich Karoline Flachsland, wie aus einer Stelle in ihren Briefen hervorgeht, ihn im Verdachte hatte, in Beziehung auf Ella ernstliche Absichten zu hegen. Sie kannte Goethe's Eigenhumlichkeit nach nicht, womit er bei der Bekanntschaft auch mit diesen Damen sicherlich nur poetische Anregung suchte. Goethe gesteht selbst, es sei „nicht auszusprechen“, wie sehr der darmstädter Kreis ihn belebt und gefördert habe. Gern habe man die Vorlesung seiner gefestigten oder angefangenen Arbeiten gehört, ihn aufgemuntert, wenn er offen und umständlich erzählte, was er eben vorgehabt, und ihn gescholten, wenn er bei jedem neuen Anlasse das früher Begonnene zurücksetzte. Er fügt hinzu: „Kauft war schon vorgeurtheilt, Goß von Verlichingen bante sich nach und nach in meinem Geiste zusammen, das Studium des 15. und 16. Jahrh. beschäftigte mich und jenes Münstergebäude hatte einen sehr ersten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen gar wohl dastehen konnte.“ Wie sehr ihn die Dramatisirung des Goß damals erfüllte, geht auch aus einem Schreiben hervor, welches er gegen Ende November 1771 an Salzmann richtete. Er versichert, diese Arbeit sei bei ihm eine Leidenschaft geworden, er könne „ohne das nicht sein“ und er fährt dann fort: „Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und Alles vergessen werden; ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Teutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe.“

Gern küßte er aus der „Erlaubnis“ wie er Frankfurt nennt, nach dem ihm lieb gewordenen Darmstadt, wo er hoffen durfte, mit den neuen Erzeugnissen seiner Muse und namentlich bei Karoline Flachsland mehr Anklang zu finden, als dies in Frankfurt der Fall war. Ueber das Treiben in Darmstadt, über Goethe's damalige Art zu sein und über sein Verhältnis zu Herder's Braut enthalten die Briefe der Letztern an Herder einzelne interessante Mittheilungen²⁹⁾. Sie schreibt am

9. März 1772 an Herder: „Ich habe vor einigen Tagen Ihren Freund Goethe und Herrn Schloffer, von dem ich Ihnen schon geschrieben, kennen gelernt. Goethe ist ein gutgezierter, munterer Mensch ohne gelehrten Zierath und hat sich mit Merck's Kindern so viel zu schaffen gemacht und eine gewisse Ähnlichkeit im Tone der Sprache oder irgend etwas mit Ihnen, daß ich ihm überall nachgegangen . . . Er hat sechs Monate in Strassburg mit Ihnen gelebt und spricht recht mit Begeisterung von Ihnen . . . Anfang April schreibt sie, daß Freund Goethe wieder zu Hause von Frankfurt überabgekommen sei, um Merck zu besuchen und daß sie alle Tage zusammen gewesen und in den Wald gegangen, auch zusammen betreten worden seien. Dabei habe er einige der besten Scenen aus seinem „Gottfried von Berlichingen“ vorgelesen. Goethe rede voller Lieber. Eins von einer Hütte, die in Ruinen alter Tempel gebaut, sei vornehmlich³⁰⁾. In einem Briefe vom 25. Mai schreibt sie von einigen „Empfindungsstunden von unserem großen Freunde Goethe,“ die derselbe an Ella (Ella von Ziegler) zum Austheilen geschickt habe. Es sind die Gedichte „Eosium“ und „Morgentied“, die, wie sie bemerkt, sich auf die Zeit bezögen, wo er Urania (Freulein von Roussillon) und Ella in Homburg zum ersten Male vorgelesen. „Deshalb“, fügt sie hinzu, „ist er in Weßlar einsam und leer.“

Im Spätherbste 1772 war Goethe wieder in Darmstadt. Am 27. Nov. schreibt sie: „Unser guter Goethe ist hier, lebt und zeichnet und wir sitzen brim Wintertisch um ihn herum und sehen und hören. Es ist bei Merck eine Akademie; sie zeichnen und stechen in Kupfer zusammen. Wir hat er ein Landstädtchen gezeichnet mit einem Pfarrhause und unten am Berge ein Dorf.“ Und am 5. Dec.: „Er denkt noch ein Maler zu werden und wir rathen ihm sehr dazu. Da ihm doch alle Tugenden fehlten, sagte er, so wolle er sich auf Talente legen.“ Es scheint ihr, als sei er „überhaupt etwas stiller und geläuterter geworden.“ In diese Zeit fällt auch das Gedicht „Heleneelise'seufzang an Wische“, das besonders deshalb beachtet zu werden verdient, weil sich daran eine Nichtnennung zwischen Goethe und Herder ergabte, die zwar von beiden für längere Zeit überwunden wurde, aber doch in einem Hauptpunkte die Verschiedenheit beider Naturen abermals hervorbrachte. Dieses Gedicht wurde zuerst von Wagner aus Merck's Nachlasse mitgetheilt und von ihm ausfallenderweise Herder zugeschrieben. Der später veröffentlichte Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut hebt aber jeden Zweifel, daß Goethe der Verfasser war und daß unter der Wische (diesen Namen hatte ihr Leuchterling gegeben) keine andere Person gemeint ist als Karoline Flachsland selbst. Herder fühlte sich durch dasselbe unangenehm berührt und antwortete mit einem Gedichte, welches ebenfalls in dem mit Karoline Flachsland³¹⁾ (1856). Der rechte Band, enthält auch Goethe's Briefe an Herder.

30) Dünker vermuthet, daß hier wahrscheinlich von einer altern, schon in Strassburg enthaltenen Gestalt des Gedichtes „Der Wäntlerer“ die Rede sei.

29) Weigl, „Aus Herder's Nachlass“, herausgegeben von Dünker und G. v. 1820 Herder, 3. Bd.: „Herder's Briefwechsel

angeführten Briefwechsel mitgetheilt ist. Man geht vielleicht nicht fehl, wenn man annimmt, daß der oft sehr enthusiastische Ton, womit Karoline Gleichbold in ihren Briefen über den beiderseitigen Freund spricht, und überhaupt der intime Verkehr zwischen beiden bei Herder ein gewisses Mißbehagen und eine gewisse Anwandlung von Eifersucht hervorgerufen habe. In dem Herderschen Antwortgedichte figurirt Goethe als

— — — ein irre-Geistesprescher,
Der diesen Jels erlich und ungewircht ihm sang,
Und frecher Hand ihm ein den Namen zwang u. s. w.

Goethe schrieb hierauf an Herder: „So will ich Euch auch sagen, daß ich neulich über die Antwort auf die „Hefeweibe““ aufgebracht worden bin und habe Euch einen intoleranten Passen gescholten“ u. s. w. Auf diese Differenz bezieht sich auch die Stelle in „Dichtung und Wahrheit“: „Zwischen Herder und uns waltete ein gemüthlich literarischer Verkehr höchst lebhaft fort, nur schade, daß er sich niemals ruhig und rein erhalten konnte. Aber Herder unterließ sich Reden und Schelten nicht.“ Bei alledem konnte doch Herder noch um jene Zeit an seine Braut schreiben: „Goethe liebe ich wie meine Seele, und ein andermal: „Goethe ist ein guter edler Junge mit vielem Gefühl und Uebergefühlt;“ und wie viel Goethe aus Herder's Urtheil gab, bezeugt seine Zustchrift an ihn, als er ihm das Manuscript seines „Geh“ übersandte. Im Uebrigen ließ es Goethe, was er später vergessen zu haben scheint, an „Reden und Schelten“ auch nicht fehlen. Ein von ihm verfaßtes Spottgedicht auf Herder ist verloren gegangen; erhalten hat sich nur Herder's Antwort darauf: „Eine Bildersabel für Goethe.“

Noch enger wurden die frankfurter darmstädtischen Literaturfreunde durch die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ verbunden, deren Herausgabe Schloßier auf Neud's Anrathen im J. 1772 übernahm. Neud war dabei besonders thätig, aber auch die andern darmstädtischen Literaturfreunde, auch Herder, der im Jahre 1771 die Stelle eines Hofpredigers in Büdingen übernommen hatte. Goethe hewerte Manches bei und übte und schürfte durch diese Beschäftigung sein Urtheil. In den von ihm geleisteten Recensionen sieht Goethe ganz auf dem Boden der natürlichen Empfindung und in genialen Aphorismen — denn dies und seine eigentlichen Kritiken sind seine Recensionen — hebt er gegen jede Eitelkeit, Pedanterie und schematisirende Trodenheit wie gegen alle Arten des Mysticismus und Obscurantismus zu Felde. Goethe besand sich damals noch im Widerstreite der verschiedenen Einkünfte und Richtungen; denn während er in seinen Recensionen so gut wie die berliner Kritiker als Advocat des gesunden Menschenverstandes auftrat, spielte er doch wieder Sulzer sehr übel mit und eignete sich in seiner schon erwähnten Abhandlung „Von deutscher Baukunst D. M. Erwin's a Steinbach“, die er damals schrieb und einzeln drucken ließ, den dunkeln Styl Hamann's an. Er selbst gesteht, daß die darin niedergelegten Ansichten schon damals größere Wirkung gethan haben würden, wenn es ihm beschied hätte, „sie klar und deutlich, im vernünftlichen Style“ abzu-

fassen; „so aber verhäulte ich,“ fährt er fort, „durch Hamann's und Herder's Beispiel verführt, diese ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von seltsamen Worten und Bräsen und verfinsterte das Licht, das mir aufgegangen war, für mich und Andere.“ Doch seien diese Blätter im Ganzen gut angenommen und in dem Herderschen Hefte „Von deutscher Art und Kunst“ (1773) nochmals abgedruckt worden. Ueber abergläubische Gebräuche, z. B. über den In ** ausgehängten Red Christi, der nur zum Unglück ein bloßer „Eislaß“ sei, spottet er in seinen Recensionen; recht und gut handeln gilt ihm im Grunde als die höchste Religion, und er ist der Ansicht, daß allein strenge Religionsmoral Menschen zum Feinde der Religion gemacht, daß der strenge fränkische Pöbel derselben mehr geschadet habe als Voltaire, Hume, La Mettrie, Helvetius und Rousseau. Dabei beschäufte er sich aber um jene Zeit eifrig mit Bibelstudien und mit der Prüfung der Bücher des neuen Testaments, wobei er schließlich zu dem Grundsatz gelangte: „Die Evangelien mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht.“ Man verdankt diesen Studien einige sehr schöne und interessante Blätter im zwölften Bunde von „Dichtung und Wahrheit“, nur mag das, was er in diesen Blättern niedergelegt hat, zum großen Theil das Resultat späterer Beobachtungen sein. Von dem Eifer jedoch, womit er sich damals biblischen und theologischen Studien widmete, zeugen zwei kleine, 1773 erschienene Schriften: „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ** aus dem französischen“ und „Zwei wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum ersten Mal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben,“ worin über die der Bibel gebührende Ehrfurcht, über Demuth und christliche Bruderliebe und über echte Toleranz in Glaubenssachen viel Liebenswürdiges gesagt ist. Vor der Welt und vor seinen darmstädtischen und frankfurter Freunden feierte er vielleicht ein wenig mit seiner Freigeisterei; in den oben genannten anonymen Schriften dagegen sagte er sich von den damaligen Aufklärungstheorien los. „Es ist nichts Zämerlicheres,“ bemerkt er in der ersten Schrift, „als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurtheilen handeln“ u. s. w. Ueber den religiösen Standpunkt, den Goethe noch später in Weimar einnahm, sprach sich Kestner in einer nachgelassenen Charakteristik Goethe's dahin aus: er sei nicht, was man orthodox nenne, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, um etwas vorstellen zu wollen; vor der christlichen Religion habe er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie die Theologen sie vorstellen; er glaube ein zukünftiges Leben, einen besseren Zustand.

Goethe's Recensionen enthalten manche Stellen, die für seine damalige Gesinnung und Denkart bezeichnend sind. Von heutigem Patriotismus wollte er zwar zu jener Zeit nicht viel wissen, und J. v. Sonnenberg's Buch: „Ueber die Liebe des Vaterlandes“ veranlaßte ihn zu dem Ausrufe: „Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengalle! Wir wä-

den seinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, sein Bett, darin zu liegen!" Dagegen zeigte er damals viel Sympathien für die untern Schichten des Volkes und tief empfand er die Ungleichheit, unter der sie leiden oder litten. Er tadelt in Wieland's „Goldenen Spiegel," den er sonst höchlich lobt, daß er die menschlichen Verhältnisse in zu rosenrothem Lichte sah; daß bei ihm die marmornen Nymphen, die Blumen und Vögel und Treppe eine zu große Rolle spielten. „Welche Ungleichheit der Stände!" ruft er aus, „welcher Mangel, wo so viel Genuß, welche Armuth, wo so viel Eigenthum!" und im J. 1774 schrieb er an Schönborn in Algier, daß er bei Gelegenheit einer in der Judengasse ausgebrochenen Feuerbrunst „das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt habe und aber und abermal verwirrt worden sei, daß dies doch die besten Menschen seien."

Noch in seinen spätern Jahren legte Goethe einiges Gewicht auf jene Recensionen, indem er in seinen „Tag- und Jahrbüchern" sagt: „Die Recensionen in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" von 1772 und 1773 geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustande unserer Gesellschaft und Persönlichkeit". Er verdankte unter Anderem den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" auch seine erste, ihm sehr bald liebgeordnete Bekanntschaft mit dem Professor Höpfer in Wiesbaden, bei dem er sich als Student und mit allen Manieren eines solchen einführte. Goethe liebte in seiner Jugend vergleichen Mystificationen. Friederike Brion stellte er sich zuerst in der schwanen Tracht eines jungen Bandmanns vor.

Diese Jugendgeliebte konnte er noch lange nicht vergessen; aber er suchte, nach seiner alten Art, abermals Hilfe bei der Dichtkunst, die ihm bei der Ausräumung seiner reuigen Gefühle immer noch mehr Dienste leistete als seine theologischen Studien. „Ich setzte die hergebrachte poetische Weichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Bägung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in „Götz von Berlichingen" und „Clavigo" und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wol Resultate solcher reuigen Betrachtungen sein." Man muß freilich sagen, daß eine solche „selbstquälerische Bägung" etwas bequemes ist. Außerdem tummelte er sich tüchtig, bald zu Fuß, bald zu Pferde, unter freiem Himmel, um Verabfolgung für sein Gemüth zu finden. Hierzu kam ihm die Lage von Frankfurt zu statten, „das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältnisse standen." Goethe versichert, daß er sich gewöhnt habe, auf der offenen Straße zu leben und wie ein Vögel zwischen dem Gedirge und dem fachen Lande hin und her zu wandern, weshalb man ihn auch wol den „Wanderer" nannte. Unterewegs sang er sich „leisame Hymnen und Dithyramben," darunter „Des Wanderers Sturmlied," das er selbst als „Häubtlin" bezeichnet, welches er, unterwegs von einem schredlichen

Wetter überfallen, leidenschaftlich vor sich hingefungen habe. Im Winter wurde dem Göttergötze mit Leidenschaft gehuldigt; er hatte erst jetzt das Schrittschuhlaufen gelernt, angeregt durch die bekannte Des Klopstock's, dem er dafür auch in „Dichtung und Wahrheit" in liebevollster Weise seinen Dank ausgesprochen hat. Oft setzte er die Lieblinge bis in die Nacht fort und seine innere geschäftig dichterische Phantasie belebte ihn dann die mondumfluthete Gegend und das Gewölbe mit Ossianischen Reibelgehaltnen.

Es war im Frühlinge 1772, als sich Goethe nach Weimar begab, um sich bei dem Reichskammergerichte mit dem teutschen Civil- und Staatsrechte bekannt zu machen. Die „dunkleren Jahrhunderte" der teutschen Geschichte hatten, wie er selbst bemerkt, von sehr feiner Bisbegierde und Einbildungskraft beschäftigt, und da das Kammergericht doch auch in Folge des Laubfriedens entstanden war, so konnte die Geschichte desselben für einen „bedeutenden Leitfaden durch die verworrenen teutschen Ereignisse gelten." Indessen gefiel er selbst, das mehr die Lust, seinen „Zustand zu ändern," als der Trieb nach Kenntnissen ihn in diese Gegend geführt habe. In der That schienen das kleine „überbaute," obgleich ganz angenehm gelegene Weimar, die damals grade stattfindenden Visitationen und die Beschäftigung mit der Abmilderung der angekauften Prozesse, wie überhaupt mit dem mostrosten teutschen Civil- und Staatsrechte sehr wenig geeignet zu sein, um einem rastlos ringenden Geiste von solchem Umfange und solcher Tiefe wie derjenige Goethe's irgend Befriedigung zu gewähren. Aber wo Goethe Individuen von irgend einer Besonderheit fand, da war auch ein Feld für ihn, zu studiren und psychologischen Stoff zu verarbeiten. Dem Aufenthalte Goethe's in Weimar verdankt die Welt seinen „Werther," der in und außerhalb Teutschlands als eine epochemachende Erscheinung begrüßt wurde, und anderseits die sehr instructiven Mittheilungen über das Reichskammergericht in „Dichtung und Wahrheit" die ein charakteristisches Bild von diesem ungeheuerlichen Institute geben, in welchem sich die ganze Verrottung und die complicirte, dabei aber lebensunfähige Maschinerie des alten Reichshofes in fast grotesken Zügen spiegelten. Die Zeit, die Goethe nicht den Menschen lebte, lebte er der Natur, deren geheimes Weben er auf einsamen Spaziergängen befuhrte, namentlich in dem stillen, eine halbe Stunde von Weimar gelegenen Gartenheim (Wahlheim im „Werther"), seinem Lieblingsaufenthalte, wo von den Linden vor der Dorfstraße, unter denen er zu ruhen pflegte, die eine jetzt noch steht. Wie tief er in die Geheimnisse des stillen Naturlebens einbrang, beweisen die mannichfachen Naturüberlegungen, welche, neben der psychologischen Entwicklung des Helden und seiner Geliebten, einen der Hauptzüge dieses Romans bilden. Freilich delaucht er die Natur auch in jenen Momenten, in denen sie ihm als das „ewig verschlingende, ewig wiederlebende Ungeheuer" erschien.

Auch in Weimar fand er, wie in Strassburg, eine Tischgesellschaft, der es an einer gewissen Originalität

31) Vergl. hierzu den Auftrag des Verfassers: „Goethe als Recensent" im „Vorgeschichte" 1844. Nr. 903—312.

nicht fehlte, wenn sie auch beidemal nicht den gleichen geistigen und gemüthlichen Gehalt hatte. Man suchte sich die Zeit so gut zu vertreiben, wie man eben konnte, und war auf den Einfall gerathen, einen Ritterbund mit Heermeister, Kanzler, Staatsbeamten, Ritters zu bilden und sich in einem eigenhümlichen, Fremden meist unverständlichen Jargon von „Ritterausdrücken“ zu unterhalten. Einem jeden war ein historischer Rittername mit einem Beinamen zugelegt und Goethe erhielt aus nahe liegenden Gründen den Beinamen „Hög von Berlichingen der Redliche.“ Der braunschweigische Legationssecretair von Hoult, „ein schwer zu entziffernder und zu beschreibender Mann,“ dem es nicht an Talenten mancher Art fehlte, der Graf von Kiemannsegg, der „ernsteste von Allen, tüchtig und zuverlässig,“ und der preussische Legationssecretair Ganz waren die hervortretendsten Mitactoren dieses „fabelhaften Fragenpiels,“ das, wie Alles dergleichen, dem jungen Goethe Anjangs vielen Spass machte. Schließlich aber wurde er dieses tollen Ritterwesens, in das sich noch ein seltsamer Orden, welcher philosophisch und mythisch sein sollte,“ verwickelt, denn doch aberdrüssig, da sich hinter diesen mit möglicher Gravität betriebenen Ceremonien nicht der geringste ernste Zweck wahrnehmen liess und er zog sich immer mehr von diesem possenhafsten Wesen zurück, um sich auf den Umgang mit Wenigen zu beschränken.

Zu diesen Freunden oder Bekannten gehörte der drei Jahre ältere, damals bereits als geschmackvoller Dichter bekannte gothaische Legationssecretair Götter, welcher Goethe zu manden feineren poetischen Arbeiten aufmunterte und mit ihm mehrmals die Idee zum „Faust“ besprach, ohne daß Goethe dadurch Muth gewonnen hätte, schon jetzt an die Ausführung zu gehen. Mit dem Freunde Götter's, dem braunschweigischen Gesandtschaftssecretaire Karl Wilhelm Jerusalem, Sohn des als Kanzleirechner und theologischer Schriftsteller eines großen Rufes geniesenden Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, braunschweigischen Abtes zu Riddagehausen, stand Goethe in keinem innigen Verkehr, obschon er ihn schon während seiner leipziger Studienzeit kennen gelernt und für den melancholischen und dabei häßlichen blonden jungen Mann, der den Selbstmord von jeher mit einem Aufwande von sophistischen Gründen zu rechtfertigen pflegte, einige Sympathie empfunden hatte. Der tragische Ausgang des jungen Jerusalem ist bekannt. Einige Wochen nach Goethe's Adresse von Weimar, am 30. Oct. 1772, erliefte er sich durch einen Schuß mit einer seiner verhängnisvollen Pistolen, die er sich unter einem durch Goethe's „Werther“ bekannten Vornamen (das betreffende, im Originale wirklich noch vorhandene Allet ist im „Werther“ buchstäblich abgedruckt, wie auch der Bericht über Jerusalem's Tod größtentheils wörtlich in den Roman übergegangen ist) von dem hanoverischen Gesandtschaftssecretaire Johann Christian Kestner getödtet hatte. Dieser ist, freilich in sehr freier, dem poetischen Zwecke des Verfassers angemessener Copie, der Albert, wie dessen damalige Geliebte und spätere Gattin, Charlotte, Tochter des Teutisch-Ordensamtmanns Buss, die

Letzte des Romans ist. Nimmt man hierzu noch Goethe selbst, der in der Person des Werther seine eigenen Liebesleiden in Scene setzte, so hat man die vier Hauptpersonen genannt, um die sich die Ereignisse des Romans gruppieren.

Albert Kestner hat im Romane freilich auch die Rolle des päpstlichen Gesandtschaftssecretaires und Letzte die Rolle der Gemahlin desselben mit übernehmen müssen. Es wird nämlich versichert, daß Jerusalem zu dieser Dame eine leidenschaftliche Neigung gefaßt habe und daß dies ein Hauptmotiv zu seinem Selbstmorde gewesen sei; Goethe selbst bemerkt in „Dichtung und Wahrheit,“ daß Jerusalem's Tod durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht worden sei. Nach andern Berichten“) habe dazu, neben seinem melancholischen Temperamente, der Ehrgeiz Jerusalem's den Impuls gegeben. Ein wirkliches Liebesverhältniß zwischen Jerusalem und jener Dame habe nicht bestanden; aber ihr Gatte, dessen Eifersucht durch fremde Leute in Bewegung gesetzt worden, habe ihm, dem Gerüchte nach, jeden ferneren Besuch verboten. Die nähere Ursache zu seinem Selbstmorde seien Verdrießlichkeiten gewesen, welche sein Verzug zu Wege brachte, indem er mit einem förmlichen Vorgehen zu thun gehabt. Der von Goethe geschilderte Vorfall in der vornehmen Gesellschaft des Grafen E. habe, unter etwas abweichenden Umständen, wirklich stattgefunden; doch habe Jerusalem sich den Vorfall nicht so zu Herzen genommen, wie Goethe es darstelle. Man sieht, aus wie vielen verschiedenen verlässigen Geschichten und selbst Gerüchten Goethe die Elemente seines Romans gemischt, mit wie großer Freiheit er aber auch die Thatsachen behandelt und verschiedene Personen und Verhältnisse mit einander verschmolzen hat.

Diese dichterische Freiheit hat sich Goethe, wie er selbst gesteht, auch bei der Zeichnung der Helbin des Romans genommen; er habe sich, sagt er, erlaubt, „an der Gestalt und den Eigenschaften mehrerer hübschen Kinder“ seine Lotte zu bilden, „obgleich die Hauptzüge von der geliebtesten genommen waren.“ Das seltene Publikum habe daher Keckheiten von verschiedenen Frauenzimmern zu entdecken vermocht und den Damen sei es auch nicht ganz gleichgültig gewesen, für die rechte zu gelten. Diese „mehrern Voten“ führt er fort, hätten ihm „unendlich Dual“ gebracht, weil Jedermann, der ihn nur ansah, „entschieden zu wissen verlangte, wo denn die eigentliche wohnhaft sei?“ Goethe lerne Charlotte Buss zuerst auf einem auch im Werther geschilderten Balle in Weipertshausen kennen und sofort gab sich der junge Dichter, den alle weiblichen Schönheiten Weimars kalt gelassen, dem Zauber ihrer anmutigen Erscheinung hin. Es waren ja nicht die durch Geiſt, Körpergestalt, feinste Künste und hohe Bildung imponirenden, sondern vorzugsweise die durch einfache Anmuth, Naivität und an-

32) Vergl. die Schrift: „Verleſung der Geschichte des jungen Werther's.“ (Frankfurt am Main 1775.) Die Schrift erlebte rasch hinter einander drei Auflagen, ein Beweis, welche Reize der Roman in Teutschland erregte. Jerusalem wird aus Dürckheim in dieser Schrift immer nur Werther genannt.

sprachlose Gemüthslichkeit und Herzlichkeit ansprechenden Frauenzimmer, kurz die Mädchen von echt kaufmännischem Typus, welche Herz und Auge des jungen Goethe zu fesseln pflegten. Sie gehörte, wie er selbst sagt, zu denen, „die, wenn sie nicht beständige Leidenschaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geschaffen sind.“ Er schildert sie als eine „leicht aufgebaute, mildegebildete Gestalt“, als eine „gelinde, reine Natur“, der „die darauf entspringende Lebensbäufelung und eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen“ gegeben gewesen sei. Er charakterisirt sie weiter: „Die herrliche Luft wehte in ihrer Umgebung. Ja, wenn es schon ein angenehmer Anblick ist zu sehen, daß Aeltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, so hat es etwas noch Schöneres, wenn Geschwister Geschwistern das Gleiche leisten.“ Man erinnert sich dabei der Scene im „Werther“, welche Lotte im Kreise ihrer jüngeren Geschwister schildert. Bald waren beide „bei einer ausgedehnten Wirthschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautlande wie im Garten, unzertrennliche Gefährten.“ Wenn Kestner, ein Mann von einer „durchaus rechtlichen und juraulischen Sinnesart“, nicht durch seine Geschäfte, denen er mit Eifer oblag, abgehalten wurde, so war er „an seinem Theile dabei“, und so lebten diese drei Menschen in seltener Vertraulichkeit und Innigkeit „den herrlichen Sommer hin, eine echt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab.“

Ueber das ganze Verhältniß gibt folgende Stelle aus einem Briefe Kestner's an einen Freund näheren Aufschluß: „Ob er (Goethe) gleich in Ansehung Lottens alle Hoffnung aufgeben mußte und auch aufgab, so konnte er mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolze so viel nicht über sich erheben, daß er seine Neigung ganz bezwingen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können. Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß seine Hoffnung bei ihm aufkommen konnte und er sie in ihrer Art zu versetzen noch bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabei; es gab merkwürdige Scenen, wobei Lottchen bei mir gewann und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bei mir ersaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbständigen Menschen machen kann. Weisend dauerte er mich“, u. s. w. Ob nicht aus diesen Zeilen Kestner's ein gewisser Stolz auf seinen Sieg über Goethe und die Absicht spricht, Goethe gegen sich ein wenig in Schatten zu stellen, ob überhaupt Goethe's Leidenschaft so tief gewesen, als seine eigenen Schilderungen und dieser Brief Kestner's vermuthen lassen, ob er sich nicht vielmehr zu psychologischen und dichterischen Zwecken und namentlich durch Jerusalem's Tod angeregt mehr künstlich, freilich als zur Selbsttäuschung, in die Empfindungszustände seines Werther versetzt habe, bleibt dahin gestellt. Goethe nahm sein zerrissenes Herz von

Weplar mit fort und knüpfte sehr bald wieder neue Verbindungen in Frankfurt an. Auch Abelen bemerkt auf Grund einiger späteren Briefe Goethe's an Kestner, man könnte aus den Gedanken kommen, daß die Liebe Goethe's zu Lotte nicht so leidenschaftlich gewesen, als sie im „Werther“ geschildert sei.

Indessen nahm dieses Verhältniß doch den jungen Goethe immerhin so sehr in Beschlag, daß der verständige Werk bei einem Besuche Weplars sofort einsah, sein Freund schwere ernstlich in Gefahr. Er bemühte sich daher, Goethe's Neigung von Lotte auf eine Freundin derselben, die er ihm wegen ihrer junaonischen Gestalt anpries, abzuwenden; als dies aber nicht gelang, überredete er ihn dazu, mit ihm in wenig Wochen in Götting zu einer Rheinfahrt zusammenzutreffen, um ihn so von Weplar wegzunehmen.

Ohne Abschied zu nehmen, aber mit Zurücklassung von Briefen für Kestner und Charlotte, reiste Goethe am 11. Sept. von Weplar ab. „Goethe“, heißt es in einem Tagebuchblatte Kestner's, „war sehr niedergeschlagen weggereist; ich brachte kein Billet an Lotte; es kamen ihr kein Leiden die Thränen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm nicht geben konnte, was er mochte.“ Durch Briefe blieb er jedoch mit Kestner und seiner Verlobten in Verbindung; es sind jene Briefe, von denen selbst der nicht wenig strenge Beurtheiler des jugendlichen Goethe, Gerlach, bemerkt, daß sie „mehr als alles Andere das kindliche, unverbundene und harmlose Gemüth Goethe's aufleben, das Goethe eben Anforderungen gegenüber entfaltete, und auch den vertrauensvollen, lühnen und doch gefassten Muth anzusprechen, mit dem Goethe damals der Welt entgegentrat, mit dem er Alle, die ihm entgegentraten, elektrisirte.“ Und grade dieser Lebensmuth, der ihm auch den Entschluß eingab, Weplar zu verlassen, zeichnet ihn ja vor Jerusalem wie vor dem Werther des Romans wesentlich und vorthellhaft aus.

Das schöne Lahnthal hinabwandernd und unter den heilsamen Einflüssen einer lieblichen und pittoresken Natur gehend, langte er nach einigen Tagen in Ehrenbreitstein an, wo im Hause der Sophie von La Roche ein „Congreß, theils im artistischen, theils im empfindsamen Sinne gehalten werden sollte.“ Schaefer spricht die doch wol etwas gewagte Vermuthung aus, daß Frau von La Roche diese Zusammenkunft ästhetischer Künstler zu dem Zwecke veranstaltet habe, eine öffentliche Empfehlung ihres damals von Wieland herausgegebenen Romans: „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ einzuleiten; wobei er bemerkt: „Die Beurtheilung desselben in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ ist von Goethe's Hand.“ Zu diesem Congresse sind auch der bekannte Leuchenting, später noch Mord mit seiner Gattin ein, sodas es für Goethe an Belehrung und zureichernder Unterhaltung nicht fehlte. Das Meiste, um ihn von seinen in Weplar erhaltenen Herzenswunden wiederherzustellen, that jedoch eine in Goethe aufsteigende Neigung zu der ältesten Tochter der La Roche, Maximiliane, später an den frankfurter Kaufmann Brentano verhei-

rathet. Goethe bemerkt hierüber: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist.“ Nur ist die Frage, ob denn von einer wirklichen „Leidenschaft“ die Rede sein könne, wenn sie nicht hindert, daß schon in so kurzer Zeit eine andere sie ablöst und in den Hintergrund drängt.

In Gesellschaft Merck's subtr er nun in einem Boote rheinaufwärts und zeichnete während der Fahrt fleißig, um sich die „taulenselbstigen Abwechslungen seiner herrlichen Ufer fest einzubilden.“ Wieder in seiner Vaterstadt angelangt, widmete er sich mit größerem Eifer als früher der juristischen Praxis, indem ihm unter Anderem von seinem nach des Großvaters Tode in den Rath getretenen Oheim Terztor manche Sachen zugewiesen wurden, die man dem jungen Poeten glauben anvertrauen zu dürfen. Der Vater, der an seinem Sohne, diesem „singularen“ Menschen, wie er ihn selbst in einem Briefe nannte, mit größerer Zärtlichkeit hing, als man wol gemeinhin angenommen hat, war froh, sich wieder an der Seite seines Sohnes in einer Thätigkeit zu sehen, die er lange entbehrt hatte, ging mit ihm die Processaden durch und sah allem Uebrigen, was er trieb, gern nach „in der sehnlichen Erwartung, daß ich (bemerkt Goethe) nun bald auch schriftstellerischen Ruhm erwerben werde.“ Man erkennt hieran abermals, daß der Vater von den Talenten seines Sohnes nicht gering dachte und Großes von ihm erwartete.

Außer seiner Thätigkeit für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“, für welche Goethe während des Winters eine Reihe von Recensionen lieferte, deren Geist und Tendenz schon oben charakterisirt worden, nahm seine Kraft namentlich die Ausarbeitung seines „Götz“ in Anspruch. Unter den Ermunterungen seiner Schwester brachte er die Arbeit in raschem Laufe zu Ende. Aber noch einmal, immer feilend, verwerfend, beschnid, schrieb er das Werk ins Reine, jögerte aber auch jetzt noch mit der Herausgabe, bis endlich Merck ihn dazu anspornte und überredete, dieses „seltsame und gewiß auffallende“ Werk auf eigene Kosten herauszugeben. Goethe sorgte für die Anschaffung des Papiers, Merck für den Druck. „Mir gefiel es gar nicht übel“, erzählt Goethe, „meine wilde Stille nach und nach in laubender Ausdünstung zu sehen: sie nahm sich wirklich reinlich aus, als ich gedacht hatte.“ Das Aussehen, welches das Werk machte, war allgemein; aber den pecuniären Erfolg verdankt ein plötzlich erscheinender Nachdruck, so daß Goethe als „Haussohn, dessen Cassie nicht in reichlichen Umständen sein konnte“, höchst vertigen war, wie er nur das Papier bezahlen sollte. Der Entschluß, welchen dieses Drama, das zwar Shakespeare'sche Einflüsse nicht verlergen kann, aber doch dem Wesen nach so ganz tenisch und Goethisch ist, in den weitesten Kreisen erweckte, mußte ihn dafür entschädigen. Nicht nur näherten sich ihm wieder seine alten Freunde, die er durch dieses Anfang auch von Herder in seinem Aufsage über Shakespeare (1772) enthusiastisch begrüßte, sondern die geniale Drama wahrhaft in Erstaunen setzte; auch neue Freundschaftsverbindungen waren die unmittel-

bare Folge der Veröffentlichung des „Götz.“ Mit den beiden Grafen Stolberg, mit Friedrich Ernst von Schönborn“) trat er in Briefwechsel, mit Klopstock sogar wurde eine Correspondenz eingeleitet, Boie besuchte ihn auf seiner Rheinreise, die Mitglieder des göttinger Hainbundes trafen auf Goethe's Gesundheit, während sie Wieland's „Zerle“ und Bildnis verbrannten, und das Goethe'sche Haus auf der Fischgasse in Frankfurt wurde fortan ein Besuchsziel für alle literarischen Notabilitäten, welche durch Frankfurt kamen.

Auch zu satyrischen Dichtungen und Farcen suchte sich Goethe's Jugendübermuth während seines Aufenthaltes in Frankfurt lebhaft angeregt. Zu dieser Gattung gehören unter Anderem seine Fastnachtsspiele: „Vom Vater Frey dem falschen Propheten“, „Satyros oder der vergötterte Waldeuse!“ und der „Prolog zu Herder's neuesten Offenbarungen“, worin er seinem genialen Uebermuth dann und wann bis zur äußersten Grenze des Gestalteten den Flügel schenken ließ. In dem ersten verfluchte er namentlich Leuchsenring's Einnischung in Herder's Brautstand, indem derselbe unter der Maske süßlicher Empfindsamkeit sich in das Herz der Braut Herder's einzuschleichen und ihr die Treue ihres Verlobten verdächtig zu machen suchte, weil Herder, der inzwischen die Hofpredigerstelle zu Würzburg angetreten hatte, mit dem ihm eigenen Aengstlichkeit die Heirath länger hinausjoch, als sich dies mit den Wünschen der leidenschaftlichen Karoline Gluckland vertragen. Der Paff darin repräsentirt die sich überall und besonders bei den Frauen einmischenden, dabei aber Intriguen und Zerrwürtsen stiftenden heukleischen Parassien von der Gattung Leuchsenring's; der Dragonerhauptmann Balandrino ist Herder, Leonore Herder's Braut und der Würgermeister Merck. Inzwischen, und zwar am 2. Mai 1773, hatte die Trauung Herder's mit Karoline Gluckland stattgefunden, aber noch im J. 1789 nahm es diese Goethe sehr übel, als dieser den Vater Frey unter seine Gedichte mit aufnahm. Auf ihre Frage, ob sie die Leonore so ganz gewesen sei? antwortete er jedoch: sie solle beileibe nicht so deuten; der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als nöthig sei, seinem Gegenstande Leben und Wahrheit zu geben; das Uebrige hole er aus sich selbst und aus dem Einbrunde der lebenden Welt“).

Die persönlichen Beziehungen in dem Fastnachtsspiel „Satyros“ findet selbst J. W. Schaefer, der doch so viel für die Aufdeckung solcher Anspielungen gethan, nicht ganz klar. Jedenfalls wird in dieser Poesie, um mit Schaefer's Worten zu sprechen, „ein cynischer Anhänger des Rousseau'schen Naturzustandes vorgestellt, welcher das Volk mit dem Evangelium von der Seligkeit der goldenen Zeiten entführt und sich, nachdem er Gott in ihren Vorstellungen besichtigt hat, als göttähnlichen Propheten verkleiden läßt, bis seine freche Gemeinheit seine

33) Vergl. Goethe's Briefe an ihn in der Schrift: „Schönborn und seine Zeitgenossen.“ (Hamburg 1836.) 34) Vergl. „Herder's Reise nach Italien. Herder's Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juni 1789.“ Herausgegeben von H. Dämer und B. W. v. Herder. (Gießen 1859.)

Anhänger enttäuscht.“ Servinus und Wilmar beziehen den Satyros auf Babelow, Kiemer auf den abenteuerlichen Christoph Kauffmann; Th. Bergl dagegen spricht sich sehr entschieden dahin aus, daß im Waldteufel kein anderer als Heine und zwar wie er lebt und lebt mit jedem, unübertrefflichem Humor geschildert sei; Hermes sei Fritz Jacobi, Eudora seine Gattin, Arsinor und Phoebe Jacobs' Schwestern Lene und Lotte. Das Stück gehöre deshalb auch nicht in das Jahr 1773, wie die Angabe in Goethe's Werken lautet, sondern es sei im Späthjahr 1774 nach der Rückkehr von der Rheinreise verfaßt“).

In dem mit den mannichfaltigsten Figuren belebten, „neu eröffneten, moralisch-politischen Puppenspiele: Das Jahrmärchensfest zu Wunderweilern“, das zugleich ein Abbild des großen bunten Lebensmarktes im Kleinen ist, sind ebenfalls viele persönliche Beziehungen verarbeitet. Goethe sagt davon: „Unter allen dort auftretenden Masken sind wirklich, in jener (der von Goethe vorher geschilderten, in Gemeinschaft mit ihm Poesen treibenden und einzelne Vorfälle dramatisirenden) Societät lebende Glieder, aber ihr wenigstens verbundene und einigermaßen bekannte Personen gemeint; aber der Sinn des Märchels blieb den meisten verborgen, alle lachten und wenige wußten, daß ihnen ihre eignen Eigenschaften zum Scherz dienten.“

In seinem Uebermuthes ließ sich Goethe sogar dazu hinreißen, Wieland in der bei einer Hofische Burgunder in Einer Sitzung niedergeschriebenen Farce „Götter, Helden und Wieland“ zu veräffeln, weil er in den Rollen zu seiner Schatepeare-Uebersetzung Manches an dem großen Briten zum Verdrusse Goethe's und aller jüngeren Verehrer Schatepeare's gemäfelt und ferner sich dadurch „an den trefflichen Alten und ihrem höhern Stole“ versündigt hatte, daß er in der „Alceste“ Helden und Halbgötter nach moderner Art geblüet. Auf den nicht sehr freundschaftlichen Rath von Kenz, dem er die Handschrift nach Strassburg geschickt, ließ Goethe diese tede Improvisation sogar drucken, ein Unrecht, das er später bereute und durch einige veröhnliche und begütigende Worte, die er an Wieland richtete, wieder zu zu machen suchte. Goethe meint, er habe später erst eingeschlen und erfahren, daß dies einer von Kenz' ersten Schritten gewesen, wodurch er ihm zu Schaden und ihn beim Publikum in üblen Ruf zu setzen die Absicht gehabt. Indessen eine solche raffinierte Absicht ist denn doch wol Kenz kaum zu vertrauen. Aber wol gehörte Kenz zu jener Classe von Autoren, die, sich verkannt und zurückgesetzt haltend, an öffentlichen Eclanalen und literarischen Jänferien ihr Vergnügen haben und sie befördern, wie sie können, selbst zum offensbaren Schaden ihrer nächststehenden Freunde. Mit wie gutem, bei gereizten und namentlich teutschen Schriftstellern äußerst seltenem Takte Wieland die Sache beabzielte, indem er die kleine Flugschrift „allen Liebhabern der postquintischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witz“ im

„Merkur“ empfahl, ist bekannt; diese Empfehlung war die bitterste Strafe, die Goethe für seinen muthwilligen Streich treffen konnte.

Im Allgemeinen hatte Goethe ursprünglich bei allen diesen ausgelassenen Producten durchaus nicht die Absicht, sie drucken zu lassen; er ließ sie handschriftlich cursiren und zwar im nächsten Kreise, der sich dann aber immer mehr erweiterte. So war auch eine Abschrift von dem „Prolog zu Bahrts' neuesten Offenbarungen“ in die Hände von Bahrts selbst gelangt. Auch dieser machte gute Miene zum bösen Spiel, besuchte Goethe von Gießen aus, zeigte sich scheinbar höflich und zutraulich, scherzte über den Prolog und wünschte ein freundschaftliches Verhältniß. Die ausgelassenen und cynischen von diesen Producten, die Goethe selbst als von „frecher Art“ bezeichnet, sind gar nicht in die Oeffentlichkeit gekommen. Goethe selbst bemerkt: „sehr viele sind zerflossen und verloren gegangen, manche noch übrige lassen sich nicht wohl mittheilen.“ Einen Vorschmack davon geben uns aber wol die wenigen Fragmente, die aus der nach einem alten Puppenspiele entworfenen Feste:

„Handwurfs Hochzeit“ worin unter Anderem auch der sein betrügerisches Geschäft auf Schnellste betreibende Nachdrucker Radlot schauerlich mitgenommen ward, in die Oeffentlichkeit gelangt sind. In seinen „Tag- und Jahresheften“ bemerkt Goethe, daß letzteres Poesenspiel beiter genug erschien, „weil die sämtlichen teutschen Schimpf-namen in ihren Charakteren persönlich auftraten.“ Von dieser ausgelassenen Productionswelt endlich selbst über-sättigt, wandte sich Goethe mit dem Beglne des Jahres 1774 wieder zu ernstern Entwürfen und zur Darstellung tieferen Seelenlebens zurück.

Nachdem sich seine geliebte Schwester Cornelia mit dem jüngern Schlosser verheirathet hatte und mit ihm, der als Oberkammerer der Markgrafschaft Hohenberg eine Anstellung in markgräulichen badi-schen Diensten erhalten hatte, um die Mitte des November 1773 nach Emmendingen abgereist war, folgte für Goethe eine stille, einsame Zeit, die aber für poetische Productionen günstig war. Im Frühlinge 1774 schrieb er das Trauerspiel „Clavigo“, nachdem er an einem Gesellschaftsabend die vor Kurzem in die Oeffentlichkeit gelangte Denkschrift Beaumarchais' vorgelesen und seine lebendswürdige junge Freundin Anna Sibylla Wüch ihn aufgefordert hatte, dieses Memoire in ein Schauspiel zu verwandeln. Daß ihm bei der Schilderung der Treulosigkeit Clavigo's, wie früher bei der Schilderung Weidlings' in „Götz“, sein eigenes gegen Friederike begangenes Unrecht vorgehwebt, daß er muthin auch dieses Stück sich zu einer Art „Bugei“ geschrieben hat, deutet er selbst an. Man kann „Clavigo“ als eine Art Improvisation betrachten; denn während er sich grade bei seinen dramatischen Producten sonst zum Nachdenken und allseitigen Ueberlegen Zeit nahm, warf er dieses Drama seiner Versicherung nach in der kurzen Frist von acht Tagen hin und während er mit der Veröffentlichung des „Götz“ lange gezögert hatte, ließ er „Clavigo“ schon im August im Druck erscheinen. Wahrscheinlich mochte er sich der Hoffnung hingeben,

35) Bergl. Theodor Bergl's Schrift: „Acht Lieber von Goethe.“ (Treiburg 1869.)

das Stück werde beim Publicum dieselbe freundliche Aufnahme finden, die es im Kreise seiner frankfurter Freunde und Freundinnen und namentlich auch bei seiner oben genannten Freundin, die wol für Goethe eine gewisse Zärtlichkeit fühlte und ernstliche Absichten bei ihm voraussetzte, bei der Vorlesung gefunden hatte. Wie sehr mochte ihn daher Werth's wohnender Zuzug überraschen: „Soll ich einen Quatz mußt du mir nicht schreiben; das können die Andern auch.“ Es ist auch nicht zu leugnen, daß sich zwar in einzelnen Scenen und namentlich in der Zeichnung des Carlos die Hand eines mit seinem Stoffe spielenden Meisters, im Ganzen aber auch an vielfältigen Spuren der Flüchtigkeit verräth, wozumit es gearbeitet ist.

Langsamer und bedächtiger arbeitete er an seinem „Werther“, dessen erste Conception bereits in den Sommer 1773 fällt. Zwar versichert Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit“, er habe den Roman „ziemlich unbedarft, einem Nachwandler ähnlich“ und zwar in „vier Wochen“ geschrieben, aber wie er hinzusetzt, „nach langen und vielen Vorbereitungen.“ Goethe, wie es scheint, liebte es, von seiner ihm sicherlich eigenen genialen „Naturgabe“, rasch zu produciren, dem Publicum die ungewöhnlichsten Vorstellungen beizubringen. „Gewöhnlich schrieb ich Alles zur frühesten Tageszeit“, berichtet er in seiner Autobiographie, „aber auch Abends, ja tief in der Nacht, wenn Wein und Geselligkeit die Lebensgeister erhöheten, konnte man von mir fordern, was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter that, so war ich bereit und fertig.“ Aber er rechnet die Vorbereitungen, die ihm wenigstens seine größern Erzeugnisse kosteten, nicht mit und mit Recht bemerkt Schaefer: „Wenn an Goethe's Bericht, Werther sei in vier Wochen geschrieben, in denen er sich völlig isolirt und sich die Besuche der Freunde verboten habe, etwas Wahres ist, so ist es auf die Epoche der letzten Vollendung zu beschränken.“ Der Roman „Werther“, obwohl in der Stimmung und im Colorit durchaus eins, besteht doch aus verschiedenen Einzelheiten, Episoden, eigenen Goethe'schen Briefen und Tagebuchabläutern, die je nach Bedürfnis des Augenblicks schon vorher meist niedergeschrieben waren, die er nun aber während jener vier Wochen zu einem Ganzen verband und überarbeitete. Er selbst schreibt am 15. Sept. an Kestner, er arbeite an einem Romane, aber es gehe „langsam;“ und ihre Vollendung erhielt die Dichtung erst nach der Verheirathung der Marimillane von La Roche im Februar und März des Jahres 1774. Auch ist J. W. Schaefer der Ansicht, daß wir in Lottens Verhältnis zu Albert an Marimillane La Roche erinnert würden, die sich schon wenige Wochen nach ihrer Verheirathung mit Brentano nicht glücklich fühlte und nur noch im Umgange mit Goethe Trost und geistige Erhebung fand, ähnlich wie Lotte im Verkehre mit Werther. Ein anderes eheliches Verhältnis, das auch keine sehr glückliche Zukunft in Aussicht stellte, war das seiner eigenen Schwester an der Seite Schloßers, was Alles zu der Auffassung, in welcher Goethe Werther's und Lottens Verhältnis darstellt, das Seinige beitragen mochte. Goethe's eigene

Angabe, er habe gleich in der ersten Aufregung, in welche ihn die Trauerkunde von des jungen Jerusalem Tode versetzt, den Roman ausgearbeitet, ist nicht richtig; es liegt eine längere Zeit dazwischen. Auch ließ Goethe das Manuscript seines Romans noch sechs Monate liegen, ehe er es zum Druck beförderte, ja er beschäftigte, den Roman von Grund aus noch einmal umzuarbeiten; aber Werth schalt ihn deshalb mit „drehen Ausdrücken“ und drängte zur Veröffentlichung.

Im October erschien „Werther“ bei dem Buchhändler Wegand in Leipzig, welcher ihm ein Manuscript erstut hatte und ihm ein Honorar zahlte, das doch, wie Goethe selbst bemerkt, nicht ganz durch die Schulden verschlungen wurde, die Goethe um des „Gög“ willen gemacht hatte. Die Wirkung des Buches, bemerkt Goethe, „war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es in die rechte Zeit traf.“ Das bezeugen die zahlreichen Nachdrucke, die überall aufschossen, die vielen Nachbildungen, Parodien und Travestien (worunter die phitisthafte Travestie Nicolai's „Die Freuden des jungen Werther“, den Goethe dafür in einem kleinen Spottgedichte „Nicolai auf Werther's Grabe“ parodierte, welches sich jedoch nicht mittheilen läßt³⁵⁾) und das nicht übel gerathene Bantelfängerbild: „Eine entzückliche Rodgeschichte von dem jungen Werther“ von H. G. von Breitschneider, einem Freunde Nicolai's) wie die zahlreichen Uebersetzungen in fremde Sprachen³⁶⁾.

Knapflicher als alle Parodien und Angriffe auf den sittlichen oder ästhetischen Werth des Romans, dem man fälschlich vorwarf, eine tendenziöse Apologie des Selbstmordes zu sein, trafen Goethe's Herz die Mißverständnisse, in die er durch ihn mit dem Kestner'schen Ehepaare gerieth. Auch nach der Verheirathung Kestner's mit Charlotte Buff war der Briefwechsel mit der früheren Heilichkeit fortgesetzt worden und Goethe hatte daher nichts Willigeres zu thun, als das erste oder eine der ersten Exemplare des „Werther“, die er von Leipzig erhalten hatte, ihnen zuzuschicken, in Begleitung eines Schreibens, worin es unter Anderem heißt: „Du sollst haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, ich hab' es weggeschloffen, daß es niemand berühre.“ Aber die Kestner'schen Eheleute, namentlich der Gatte, fühlten sich von der Art und Weise, wie hier, ihrer Ansicht nach, Goethe sie hingestellt hatte, aufs Tiefste verletzt. Man werde, schrieb Kestner an Goethe, in Werther's Lotte sein Weib finden, in der Lotte, an der er doch so Wunders zu tadeln habe; und „das elende Geschöpf von einem Albert“ solle nun gar ihn darstellen. Goethe erwiderte sofort: „Es ist geschehen, vergeht mir, wenn Ihr könnt,“ und ferner: „Könnet Ihr den tausendsten Theil fühlen,

35) Von einer andern Spottdichtung auf Nicolai, die in Form eines prosaischen Dialogs zwischen Lotte und Werther verfaßt ist, spricht Goethe in „Dichtung und Wahrheit.“ Die Originalschrift ist, wie Goethe mittheilt, verloren, eine Abschrift davon aber nicht angefertigt worden, was um so mehr zu bedauern, da Goethe selbst geteilt, daß er für dieses Product eine besondere Vorliebe gehabt habe.

36) Die neueste Zusammenstellung der Werther-Literatur findet man in J. W. Appell's Leipzig herausgegebener Schrift: „Werther und seine Zeit.“ (Leipzig 1856.)

was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergegeben habt . . . Ihr süßt ihn nicht, Ihr süßt nur mich und Euch und was Ihr angelebt heißt — und trotz Euch und Andern eingewoben ist.“ Refner besonders sucht er mit den Worten zu beschwichtigen: „Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ich's danke — bist also nicht Albert!“ Wie viel Anderes hätte Goethe noch zu seiner Entschuldigung anführen können! Wie viel verschiedene persönliche Verhältnisse hatte er nicht in „Werther“ in einander gemischt! Wie viel Alberts gab es nicht in seiner nächsten Nähe, die ihm vorgeschwebt haben konnten! Wie viel Jüde hatte er nicht zu der Zeichnung der Lotte auch von andern weiblichen Personen hergenommen! Wie wenig paßt von den Ereignissen des zweiten Theils des Romans auf seine eigene Erfahrung in Weimar und wie viel kleiner hatte er sich selbst überhaupt in der Person des Werther hingestellt, als er im Leben war und sich auch in Weimar bewiesen hatte“).

Refner gab sich dann auch allmählig zur Ruhe und schon nach wenig Wochen schrieb er an seinen Freund Hennings: „Ich bin gereizt, ihm zu vergeihen; doch soll er es nicht wissen, damit er sich künftig in Acht nimmt. Lotens Portrait ist im Ganzen das von meiner Frau; Albert hätte ein wenig wärmer sein mögen. Der zweite Theil geht uns gar Nichts an.“ Aber eine gewisse Abfälligkeit des freundschaftlichen Verhältnisses war einmal eingetreten; man wechselte zwar noch Briefe bis zu Refner's im J. 1800 erfolgten Tode, aber seltener und nicht mit derselben Herzlichkeit im Tone wie früher, obgleich Goethe dem Refner'schen Ehepaare fortwährend die wärmste Theilnahme zollte und ihr unter andern die herzlichsten Worte widmete, als Refner an seinem Vermögen beträchtliche Einbuße erlitten hatte. Noch einmal sah er seine Jugendgeliebte, Hofrätin Refner, zwölf Jahre vor deren Tode, 1826, als sie nach Weimar gekommen war, um ihre daheist verheiratete Schwester zu besuchen und er ließ es an Aufmerksamkeiten gegen sie nicht fehlen.

Um diese Zeit war übrigens Goethe's Geist so reich an den großartigen dichterischen Plänen und Entwürfen wie selbst späterhin kaum je wieder. Es waren meist Aufgaben, an die sich die tiefsten metaphysischen und religiösen Fragen der Menschheit knüpften. Gleichzeitig beschäftigten ihn, außer dem Plane zu einem „Cäsar, den er aber bald wieder fallen ließ, Faust, Mahomet, der ewige Jude und Prometheus. Von dem Faust waren

einige der in den ältesten Drucken bekannt gewordenen Hauptscenen, wie z. B. der erste Monolog, Faust's Gespräch mit Mephistophiles und ein Theil der Scenen mit Gretchen wahrscheinlich bereits in diesem Jahre vollendet. Ueber die Pläne zum Mahomet, Abasor und Prometheus berichtet er selbst in „Dichtung und Wahrheit“, jedoch wie wenigstens in die Idee, die ihm bei diesen Plänen vorschwebte, einen Einblick haben. Aus diesen merkwürdigen Mittheilungen Goethe's und aus einigen mit jenen Plänen zusammenhängenden Fragmenten und lyrischen Ergüssen kann man schließen, was diese Dichtungen geworden sein würden, wenn er sie nach ihrer ganzen Anlage vollendet hätte und man kann nur bedauern, daß dies nicht geschehen ist, indem der Strudel der neuen Lebensverhältnisse, in den er sich durch seine bald darauf erfolgte Uebersiedelung nach Weimar versetzt sah, ihn diesen großartigen Plänen untreu machte. Von dem Mahomet hat sich nur die in Prosa geschriebene Eingangsscene und die unter der Ueberschrift „Mahomet's Gesang“ bekannte Hymne erhalten. Letztere erschien schon in dem „Göttinger Anzeiger“ auf das J. 1774 als Wechselgesang zwischen Ali und Fatima. Goethe hatte sich in dieser Dichtung durch Studien des Koran, den er stellenweise sogar überlegt zu haben berichtet, aufs sorgfältigste vorbereitet. Von dem Ewigen Juden haben sich einige Bruchstücke erhalten, welche die von Goethe schon damals eingennommene oppositionelle Stellung gegen das kirchliche Christenthum darthun. Weiter geblieb seine Bearbeitung der Mythe des Prometheus, mit dessen titanischem Trachten, der Menschenschöpfung des Zeus seine eigene gegenüber zu stellen und sich von jeder Autorität, auch der des höchsten Gottes, frei zu machen, er das seinige in gewissem Grade verwandt fühlen mochte. Die zwei vorhandenen Acte bilden ein Ganzes, doch deutet der Dichter selbst am Schlusse des ersten Abbruchs (1830) an, daß er eine Fortsetzung beabsichtigt habe. Der um dieselbe Zeit gedichtete und unter die lyrischen Gedichte aufgenommene Monolog des Prometheus, welcher, um mit Schaefer zu sprechen, „die Hauptgedanken des Prometheus'schen Krafttodes energisch zusammenfaßt“, sollte nach Goethe's, von Schaefer übrigens Goethe zum Trost bestrittener Angabe, den Anfang eines dritten Actes bilden“). Ueber die Entstehung des „Prometheus“ bemerkt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ unter Anderem: „Ich fühlte recht gut, daß sich etwas Bedeutendes nur produciren lasse, wenn man sich isolirt. Meine Sachen, die so viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einsamkeit“ Indem ich nun hierbei die Hülfe der Menschen abzulehnen, ja auszuschließen hatte, so sonderte ich mich, nach Prometheus'cher Weise, auch von den Göttern ab, wo es natürlich, als bei meinem Charakter und meiner Denkmethode Eine Genügnung jederzeit die übrigen verschlang und abließ.“ Hatte ein tieferes Studium Spinoza's wesentlich dazu beigetragen, ihm diese Richtung auf Erörterung metaphysischer Fragen

38) Wichtig für das Verhältniß zwischen Goethe, Refner und Lotte und für die Wertherverdienste Goethe's überhaupt ist die Schrift: „Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten.“ Herausgegeben von A. Refner. (Erlangen 1854. Zweite Aufl.) Sehr beachtenswerth ist auch die von A. Refner, einem Sohne der Lotte Refner, geschriebene Einleitung. Beigefügt ist u. A. ein Portrait Lotens und der verhängnisvolle Brief Jerusalem's wie Goethe's Abschiedsbrief an Lotte in Rockmille. Vergl. aber diesen Briefwechsel die Ausgabe von W. R. Werten in Nr. 43 u. 48 der „Blätter für literarische Unterhaltung“ (1854) und über die 2. Aufl. in Nr. 16 (1855).

39) Vergl. hierzu Dänker's Schrift: „Goethe's Prometheus und Pandora.“ (1850).

zu geben, so gewann er bei deren formeller Behandlung immer mehr Einsicht in die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens und, den philisterhaften Impulsen der Welt gegenüber, künstlerischen Selbstbewußtsein; tief empfand er namentlich das schmerzliche Widerverhältnis zwischen dem, was das künstlerische Genie der Welt spendet und dem, was es von ihr zurückzubehalten pflegt und so entstanden damals die Gedichte „Künftlers Morgen- und Abendlied“, „Kennen und Künstler“, „Künstler und Entschlaf“, „das kleine dramatische Gedicht „Künftlers Ehrenwälden“ u. s. w. Rechnet man hierzu die andern kleinen, aber vorzüglichen Sachen, welche (z. B. „Der König von Thule“) um diese Zeit entstanden, so wird man sagen müssen, daß die Productivität, die Goethe damals entwickelte, eine wahrhaft erstaunenswerthe, das gewöhnliche menschliche Maß übersteigende war.

Goethe war schon jetzt und noch vor dem Erscheinen des „Werther“ der Mann des Tages und Mittelpunktes der interessantesten persönlichen Beziehungen. Die berühmtesten Männer bemühten sich um seine persönliche Bekanntschaft und von Allen, welcher Richtung sie auch angehörten, lernte er immer in seiner Weise. Mit Lavater und Vasekov fand er sich im Sommer auf seiner Rheinreise zusammen, auf welcher er das ergötzliche Gedicht „Diner zu Godesburg“ verfasste, in dem er sich selbst als das „Weltkind“ zwischen den beiden „Propheten“ schildert. Von Lavater's Standpunkte hatte er sich zwar bereits mehr und mehr entfernt, aber die ganze Persönlichkeit und die Ueberezeugungstreue des Mannes zogen ihn doch unendlich an, während ihn Vasekov zwar antipathierte, aber durch sein comisches Betragen persönlich unterschätzte. Bei Friedrich Jacobi, dessen Gattin Betty, wie dessen Schwester Charlotte und liebendwürdige Tante Johanne Bahlmer er schon 1773 in Frankfurt kennen gelernt hatte, wollte er in Vempfort, aufs Gütlichste aufgenommen, längere Zeit und verlebte die auch mit Wilhelm Heine. Die Briefe beider Männer bewahren, welche scheinende Gewalt Goethe über die Herzen der Menschen damals ausübte. „Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte“, schreibt Heine, „der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre.“ Jacobi schreibt an Frau von La Roche: „Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurft, der das ganze Lebensfeuer meiner Seele aufhalten, aufbauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine rechte eigenständige Festigkeit erhalten. . . . Der Mann ist selbständig vom Scheitel bis zur Fußsohle.“ Mit größter Zärtlichkeit drückte sich auch Goethe, der in den ersten Augusttagen nach Frankfurt zurückgekehrt war, in seinem Brief vom 13. Aug. gegen Jacobi aus, doch muß man dabei immer etwas der überschwänglichen Ausdrucksweise, die überhaupt damals Brauch war, auf Rechnung schreiben. Selbst der Patriarch der deutschen Dichtung, der Sänger der Messias, Klopstock, verschmähte es nicht, sich in Goethe's väterlichem Hause gastefreundlich aufzunehmen zu lassen, als er, der Einladung des Markgrafen Karl Friedrich von Baden folgend, über Frankfurt nach Karlsruhe reiste. Bei der Stellung, welche Klop-

stock damals in der literarischen Welt einnahm, bei der Verschiedenheit ihres Alters und ihrer Richtung in vaterländischen und namentlich religiösen Fragen, konnte es jedoch, wie sehr Goethe den Weisheitsdichter auch verehrte, zu einer innigern Annäherung zwischen beiden Dichtern nicht kommen. Doch begleitete Goethe Klopstock auch auf mehreren Ausflügen, z. B. nach Darmstadt, auch noch eine Strecke auf seiner Winterreise nach Karlsruhe. Das von Goethe selbst berichtete Zusammenreffen mit Klopstock in Karlsruhe stellt Schaefer in Abrede. Alle diese Bekanntschaften, zu denen auch die mit Klinger, mit Zimmermann und Salis gehört, haben Goethe zu den interessantesten Mittheilungen in „Dichtung und Wahrheit“ Anlaß gegeben.

Entscheidend für das ganze Leben Goethe's sollte seine persönliche Begegnung mit den beiden weimarischen Prinzen Karl August und Constantin werden. Anselm, der als Erzieher des ersten neben dem Prinzenhofmeister Grafen von Götz beide Prinzen auf einer Reise in die Rheingegenden und nach Frankreich begleitete, erschien am 11. Dec. bei Goethe und eröffnete ihm den Wunsch der Prinzen, seine Bekanntschaft zu machen. Goethe ließ sich ihnen vorstellen und der Umstand, daß gerade der erste Band von Höfer's „Patriotischen Vbanatien“ auf dem Tische lag, gab Goethe Gelegenheit, sich in einer Weise aus über praktische Fragen zu äußern, die für ihn das günstigste Vorurtheil erweckte“). Auch

40) August Diezmann theilt in seinem „Weimar-Album“ (Leipzig 1859.) eine Reihe von bis dahin noch ungedruckten Briefen Sigmund's zu Sodenroff mit, aus denen mit fast kaumhüßlicher Gewissenheit herangezogen scheint, daß die Stellung, welche Goethe in Weimar einnahm, zuerst dem eben Genannten zugesandt war. Diezmann bemerkt über Karl August's Verhältnis zu Sodenroff: „Als Prinz schon hatte er sich den streikern Sigmund von Sodenroff erliehen, der, 1744 in Orlangen geboren, von 1761 bis 1769 in sardinischen Militärschulen gehalten und dieselben als Oberlieutenant verlassen hatte. Bald nach seiner Rückkehr nach Deutschland lernte ihn Karl August kennen, dem er so wohl gefiel, daß er mit ihm über seine Gattin in den weimarischen Staatsdienst verbandelte und ihn das Bergraths abnahm, nach seinem (Karl August's) Reglerungsantritt nach Weimar zu kommen. In die Zwischenzeit fällt aber der Beginn der Bekanntschaft des jungen Herzogs mit Goethe, der ihn noch mehr festsetzte und den er um so lieber für seinen Dienst zu gewinnen wünschte, da sich ein vertraulich freundschaftliches Verhältnis zwischen ihm und dem Dichter bildete.“ Aus diesem eigenthümlichen Verhältnisse sei nun, da Goethe sich nicht fogleich zu der Annahme eines wichtigen Amtes in Weimar zu entschließen vermocht habe, ein ziemlich lange danerndes Provisorium entstanden, „das Allen unangenehm und lästig war.“ Sodenroff schreibt u. A. an Weimar am 16. Jan. 1776: „Ich habe schon das Vergnügen gehabt, in meinem letzten Briefe Dir zu schreiben, daß die großen Unterhandlungen meinetwegen endlich dahin geführt haben, mich zum Kammerherrn zu machen; heute geht es hinzu, daß der Herzog, dem ich ein Schreiben wegen der andern noch nicht erfüllten Bedingungen überbringt, mir zu wissen that, er werde 500 Thaler jährlich an seiner Gehaltszahl zahlen lassen zu den 600, die mir als Kammerherrn zukommen. Was den Titel eines Geheimen Legationsraths betrifft, den man mir neben dem eines Kammerherrn geben sollte, so sei dies von ihm vorgehen worden, und er bitte mich, ihn zu verzeihen und nicht darauf zu bestehen, weil es ihm in Verlegenheit Andern gegenüber bringen würde, die eben denselben oder einen ähnlichen Titel verlangten.“ Offenbar hier Goethe, wahrscheinlich absichtlich, nicht genannt ist, so liegen doch die Beziehungen auf ihn nahe.

Knebel zeigte sich von dem jungen Dichter, „dem besten der Menschen“, „dem liebenswürdigsten auf der Welt“, ganz hingeworfen. In den Tagen vom 13. bis 15. Der. traf Goethe noch einmal mit dem Prinzen in Mainz zusammen und benutzte diese Zeit, mit Wieland durch einen an denselben gerichteten und von diesem freundlich erwiderten Gruß ein besseres Verhältnis herzustellen. Goethe's Vater, der stolze Reichshäupter, wollte freilich von diesen Beziehungen zu dem Prinzen nicht viel wissen und erwartete davon nichts besonders Erspießliches für seinen Sohn; er suchte ihm fürstliche Freundschaften mit Dichtern verdächtig zu machen und verwies dabei besonders auf Friedrich's des Großen scandalöses Zerwürfniß mit Voßtaire. Am liebsten hätte er wol seinen Sohn in seiner Nähe, wo möglich in Frankfurt selbst behalten. Auch sah er seinem inzwischen betraut gewordenen Sohne jetzt Alles nach, selbst dessen Leichtgläubigkeit und miltäthigen Sinn, womit er an solche, welche sein Mißvergnügen zu erregen wußten, oft über sein Verhältniß Geld ließ und zu diesem Zwecke von begüterten Freunden, mit denen er darüber „in das unangenehmste Verhältniß“ gerieth, borgen mußte.

Grade an dem ersten jener Tage, welche Goethe in Mainz zubrachte, am 13. Dec., verschied seine von ihm so innig verehrte Freundin von Klettenberg, ihrem Glauben treu bis zum letzten Hauche. Ueber seinen Aufenthalt in Mainz und über diesen Todesfall schrieb Goethe am 22. Dec. an Sophie von La Roche: „Ich war in Mainz! Dahin nachgereist Wieland's Prinzen, das ein trefflicher Mensch ist. Ich hab von da aus Wielanden geschrieben, es fiel mir so ein, das auch eine Antwort erhalten, wie ich sie versuchte. Das ist was verfluchtes, daß ich anfangs mich mit niemand mehr mißzuversuchen. . . . Meine Klettenberg ist todt, ehe ich eine Ahnung einer gefährlichen Krankheit von ihr hatte. Gestorben, begraben in meiner Abwesenheit, die mir so lieb, so viel war““).

Friederike Brion war für ihn verloren, Charlotte Buff wie Maximiliane La Roche und seine eigene Schwester verheiratet, Fräulein von Klettenberg todt; aber es war ein Grundbedürfnis in der Goethe'schen Natur, sich einem weiblichen Wesen anzuschließen und durch weiblichen Umgang und Einfluß poetisch angeregt zu werden. Einen solchen Gegenstand fand er in Elisabeth (Elis) Schönmann, deren Mutter das Bankiergeschäft ihres Mannes nach dessen Tode fortsetzte und ein glänzendes Haus machte. Es kam bis zur Verlobung und unter dem Einflusse dieses Verhältnisses wurden die Eingespielte „Erwin und Elmire“, aus Goldsmith's „liebend-würdiger, im „Landprediger von Balesfeld“ eingefügter Romanze entnommen“ und „Claudia von Villabella“, auch mehrere kleinere tief gefühlte lyrische Sachen wie „Neue Liebe, neues Leben“ und „An Belinde“ gedichtet.

Eine kleine dramatische Improvisation „Sie kommt nicht!“ in welcher Goethe durch das Ausbleiben Elis bei einer Festlichkeit angeregt wurde, ist verloren gegangen.

In das Frühjahr 1775 fällt „Etella“, ein „Schauspiel für Liebende“, wie er es nannte, gegen das aber, wie gegen „Werther“, nur in verstärktem Grade und mit größerem Rechte, Anklänge vom ständlichen Gesichtspunkte erhoben wurden. Denn am Schluß des Stückes, wie es ursprünglich war, erklärten sich beide Frauen bereit, sich in den Besitz Fernando's zu theilen, durch welche allerdings höchst seltsame Lösung des Conflictes Goethe sich den Vorwurf zuzog, der Bigamie das Wort geredet zu haben. Er änderte daher später den Schluß des an falscher Empfindsamkeit leidenden und auch sonst schwächlichen Werkes dahin um, daß Fernando sich durch einen Pistolenschuß tödtet, allerdings das bequemste Mittel, den Verwickelungen ein Ende zu machen, welche Fernando's Selbstmord und seine Charakterlosigkeit herbeigeführt haben. Eine peinliche Verlegenheit bereitete ihm das Erscheinen einer Färr, „Prometheus, Denksation und seine Recensenten“, welche gegen die Anklage des „Werther“ gerichtet und worin auch Wieland, mit dem er sich eben ausgesöhnt hatte und der ihm besfreundete Jacobi nicht gekont war. Die Hans Sachs'sche Manier, in welcher Goethe seine satirischen Faustnachspiele geschrieben, war darin mit Glück und bis zur Täuschung nachgeahmt, weshalb man die Post für ein von Goethe verfaßtes oder doch mitverfaßtes und unter seinem unmittelbaren Einflusse entstandenes Werk hielt, eine fälschliche Annahme, die sich noch bis in die neueste Zeit bei Männen erhalten hat. Goethe ließ daher am 9. April eine Erklärung drucken, die er auch an Knebel nach Weimar schickte, worin er versicherte, daß ohne sein Zutun und ohne sein Wissen Heinrich Leopold Wagner die Post verfaßt und zum Druck befördert habe. Ueber den Verfasser einer im Angst erschienenen satirischen Gegenschrift, „Menschen, Thiere und Goethe,“ ist nichts Näheres bekannt geworden“).

Im Mai erhielt Goethe, der besonders durch einzelne Beiträge zu Volz's Mufenalmanach mit dem güttinger Dichterkreise in freundliche Beziehungen gekommen war, einen Besuch von den beiden Grafen Solberg, die zwar im Osthofe wohnten, aber fast tägliche Gäste am Tische des Goethe'schen Hauses waren. Von ihnen spielte namentlich Leopold Friedrich damals den Gemalten und dabei, trotz seines abelslosen Benehmens, den Naturmenschen und den Tyrannenhasser. Goethe's Mutter ließ sich gefallen, daß die beiden Grafen sie als „Frau Nix“ begrüßten, ein Beiname, der sich später auch in weimarischen Kreisen erhielt und ging auch sonst willig in ihre oft ziemlich ausgelassenen Zügelstöße ein; als sie aber einmal nach reichlich genossenem Weine ihrem Trauennachschmecken in etwas ungebührlicher und dem Vater Goethe anstößiger Weise Lust machten, rief sie, indem sie den gräflichen Gästen vom letzten Jahrgange ihres

41) Vergl. in der Schrift von Ludivica Wising: „Sophie von La Roche, die Freundin Wieland's“ (Berlin 1850.) die im Anhang mitgetheilten, bisher ungedruckten Briefe Goethe's an Sophie von La Roche.

42) Diese Gegenschrift wie die Wagner'sche Post findet man in Dünker's „Stücken zu Goethe's Werken“ abgedruckt.

Weinvorrathes bot, halb scherzhaft, halb verweisend: „Hier ist das wahre Veranlassen! Daran ergötzt euch, aber alle Morgengedanken laßt mir aus dem Hause!“ Goethe schloß sich ihnen und ihrem Freunde, dem Grafen Haugwitz, als Reisegefährte zunächst auf einigen Ausflügen nach Darmstadt, sodann auf einer längern Reise über Mannheim und Karlsruhe nach der Schweiz an. Schon in Darmstadt und Mannheim zeigte sich manche Differenz in Bezug auf stiltliche Begriffe und Betragen. Goethe konnte zwar übermüthig sein, aber er beobachtete dabei immer eine gewisse Grenze des Schicklichen und Wohlankundigen und alle Excentricitäten, die ihm gemacht und erkünstelt schienen, waren ihm verhasst. In Darmstadt hatten die Grafen durch öffentlichen Baden Anstoß gegeben; bei einem Trinkgelage im Gasthose zu Mannheim schiederte Friedrich Leopold das Glas, aus dem er auf das Wohl seiner „Selinde“ getrunken, an die Wand und nöthigte so die Uebrigen, das Gleiche zu thun; in Karlsruhe aber konnten sich die beiden übermüthigen Junker nicht enthalten, selbst die Markgräfin in bedenklicher Weise zu necken. Goethe suchte sich diesem Treiben seiner Reisegenossen zu entziehen, indem er in Karlsruhe, wo sich auch Karl August und Louise befanden und wiederholt die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen in Weimar auszusprechen, unter geeigneten Vorwänden längere Zeit verweilte, während die Gefährten in die Schweiz vordrängten⁴³⁾. Auch seinen Schwager Schloffer in Emmendingen besuchte Goethe, doch erhielt er hier nur trübe Eindrücke, da die beiden Gatten freundslos neben einander hinlebten und die anderweitigen gesellschaftlichen Verbindnisse des kleinen Wohnortes der Schwärze seinerlei Ertrag für das im Hause fehlende Glück bieten konnten.

In Zürich traf er mit seinen gräflichen Reisegenossen wieder zusammen; aber Goethe zog es bei dem immer schärfer hervortretenden Gegensatz der Ansichten und Gewohnheiten vor, getrennt von ihnen zu wohnen. Dagegen verlebte Goethe um so inniger mit Lavater, dem er bei seinen „Physognomischen Fragmenten“, welche um die Zeit nahezu im Druck vollendet waren, die tüchtigste Beihilfe geleistet hatte⁴⁴⁾. Auch dem ehrwürdigen, fast 80jährigen Bodmer stattete Goethe in dessen herrlich aus einer Anhöhe gelegenen Wohnung einen Besuch ab. In Gesellschaft seines Kammermanns und Freundes Passavant, später reformirten Predigers in Frankfurt, trat er nun seine Alpenreise an, die ihn tiefer in die Schweiz führte, während die Grafen Stolberg in Zürich zurückblieben, um hier noch eine Zeit lang ihr loses Treiben und namentlich zum Verdruss der ehrbaren Züricher ihr Baden im offenen See fortzusetzen. Goethe gelangte in

Gesellschaft seines neuen Reisegefährten über Maria Einfeld am 16. Juni nach Schwyz, erließ den Rigi bis zum Wirthshause und setzte dann die Reise über den Vierwaldstätter See nach dem St. Gotthardspasse fort, von dessen Höhe er (den 22. Juni) sehnsüchtig in das Thal hinabschaute, durch das die Straße nach Italien führt. Aber den Vorschlag Passavant's, die Reise nach dem schönen Süden fortzusetzen, wies er zurück, da die Sehnsucht nach Lilie, die gerade in diesem Augenblicke durch ein ihm von ihr geschenktes, am Halse getragenes goldenes Herzchen lebhafter als je gewedt wurde, stärker war als die nach Italien. Er trat den Rückweg an, der ihn wieder über den Vierwaldstätter See, Rüschnacht und Zug und von da durch das Sittthal abermals nach Zürich führte. Von hier stattete er seinem liebsten Strasburger, wo er die „dritte Wallfahrt nach Edwin's Grab“ schrieb und mit den ältern Freunden Seligmann und Lenz zusammentraf, einen Besuch ab und am 25. Juli war er wieder in Frankfurt.

Schon vor seiner schwizer Reise waren am Himmel seiner Liebe manche düstere Wolken aufgegangen. Im Goethe'schen Hause scheint Lilie keineswegs eine persona grata gewesen zu sein; Goethe's Vater nannte sie eine „Staatsdame“ und Goethe's Schwester eiferte gegen die Verblindung mündlich und schriftlich und mit besonderem Nachdruck that sie dies bei ihres Bruders Besuche in Emmendingen. Goethe hebt einmal als Grund seiner spätern Trennung die sehr prolaische Ansicht hervor, „daß junge Gatten sich keine Hönigsmomente versprechen dürfen, wenn sie nicht mit genugsamen Mitlein versehen seien.“ Lilie puzte sich gern, wie es scheint, und liebte es, sich von jungen Männern den Hof machen zu lassen. Aber Niemand sann ihr etwas Begründetes vorsetzen; sie hat sich später ebenso vortrefflich als Gattin wie als Mutter gezeigt und sehr mit Unrecht ist sie von Lessing in ein falsches Licht gestellt worden. Goethe selbst nennt sie einmal die „Nüßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Reizungsvolle und Leidenschaftslos.“ Sie liebte in Goethe vielleicht mehr den Menschen als den Dichter, während den Wünschen ihrer Mutter die Partie mit Goethe nicht ganz entsprechen mochte. Ihr Hauswesen war auf den Schein eingerichtet, glänzend nach Außen; die Grundlagen waren hohl, wie auch der bald nachher erfolgte Zusammenbruch des Hauses deutlich genug bewies. Die Goethe'sche Familie war wohlhabend, aber nach frankfurter Maßstäben nicht reich. Der noch lebende frankfurter Buchhändler Jügel, der sich mit einer Nichte Lilie's, mit Marie Schönmann vermählt und daher die beste Gelegenheit hatte, die Familienpapiere einzusehen, deutet diese Abneigung der Mutter Lilie's gegen die projectirte Heirat an, wenn er bemerkt, daß in diesen Papieren Goethe (der „berühmte Goethe“ wie es an der betreffenden Stelle heißt) „war ein Mann von großem Genie, einnehmender Liebenswürdiger und eigenthümlicher Originalität“ genannt werde, daß es dann aber weiter heiße, die Mutter „ist eine praktische, in Allem sich Rechenschaft gebende Frau, habe bald die Ueberzeugung gewonnen, daß Goethe, ungeachtet seines

43) So berichtet W. von Sippin in seinen „Fauter Stügen“ (Weimar 1869.) in dem dem Grafen Friedrich Leopold von Stolberg betreffenden Abschnitt; nach J. W. Schloffer trennte sich Goethe erst in Strasburg auf eine Zeit von seinen Gefährten, „um einen Erörterweg einzuschlagen.“

44) Die von Goethe herrührenden Zusätze und Abschnitte findet man in Hirzel's „Fragmenten aus einer Goethebibliothek“ S. 11 fg. verglichen. Von Goethe sind u. A. die Abschnitte, welche von dem Hirschfängerunterhilde der Menschen von den Thieren und von Hirschfängeln handeln.

Geistes und seiner glanzvollen Eigenschaften nicht der Mann gewesen sei, der das Glück ihrer Tochter hätte begründen können.“⁴⁵⁾

Es schloß mitbin von beiden Seiten nicht an Duellen in Mißverständnissen und Zerwürfissen; doch ließen sich dadurch die beiden Liebesleute nicht irre machen; die Erinnerung an Lili begleitete den Dichter auf der ganzen schwerer Reise und war, wie oben mitgetheilt, sogar die Ursache, daß er seinen Weg nicht weiter nach Süden versagte. Sie erklärte, mit ihrem Verlobten, wenn es sein müßte, selbst nach Amerika zu gehen und mit welcher Leidenschaft er ihr zugethan war, das bewiesen seine Briefe an Auguste Stolberg, die von den glühendsten, freilich auch mit eiferfüchtigen Aufwallungen abwechselnden Empfindungen fast im Uebermaße erfüllt sind. Und zur Eifersucht scheint ihm der Schwarm männlicher Besucher, welcher namentlich zur Weisheit das Schönmännliche Haus füllte, Anlaß genug gegeben zu haben und aus dem Vertrusse hierüber ging auch sein bekanntes Gedicht „Lili's Par!“ hervor. Es ist immer schlimm, wenn einem Dichter seine Geliebte zu einem solchen Gedichte nur Anlaß gibt. Im August verkehrten beide noch aus Innigkeit, er begleitete sie ins Freie, schrieb auf ihrem Zimmer seine Briefe, dichtete an sie die Lieder: „Herz, mein Herz, was soll das geben?“ und „Warum siehst du mich unviderschlich;“ aber gegen die Mitte des September traten erstliche Verstimmungen ein. Die Liebenden schmolzen mit einander; er fand ihnen wenn auch noch so unschuldigen Umgang mit so vielen jungen Männern lästig und unpassend und sie seine Eifersucht lächerlich. Hierin wird man die Hauptursache der nun bald erfolgenden Trennung zu suchen haben. Goethe war gewohnt, seine Liebesverhältnisse mit zu dichten und seine Empfindungen zu einer schwindelnden Höhe zu steigern; aber wie er selbst im hohen Alter im vierten Bande von „Dichtung und Wahrheit“ sagt: „Auf dem Gipfel der Innigkeit hält man sich nicht lange,“ d. h. auf zu unnatürliche Anspannung folgt naturgemäß Abspannung, auf einen revolutionären Zustand der Empfindungen notwendig eine Reaction. Schon im September steht er Lili, ohne mit ihr ein Wort zu reden; er drückt gegen Auguste von Stolberg bereits den Wunsch aus, ein so drückendes Verhältnis los zu sein, aber doch zittert er vor dem Augenblicke, wo sie ihm „gleichgültig,“ er „hoffnungslos“ werden könne. Aber bereits am 8. Oct. schreibt er, sein Herz sei weder warm noch kalt; die Liebe war also erloschen. Auch Schwester Cornelia ließ nicht ab, in „schmerzlich-mächtigen“ Briefen Klagen gegen Lili in Goethe's Herz zu säen und auf Auflösung des Verhältnisses zu dringen. Hierzu kam Goethe's bekannte Abneigung gegen die Ehe, die noch dadurch wesentlich vermehrt wurde, daß er in den ihm nächsten Kreisen so viele unglückliche, freudenlose Ehen zu beobachten Ge-

legenheit hatte. Es war ihm um die Liebe als eine seine poetische Zeugungskraft befruchtende und anregende Leidenschaft, nicht um die Ehe zu thun. In dieser ihm natürlichen Antipathie gegen die Ehe, die er erst spät und zum Theil in Folge äußerer Umstände und Rücksichten überwand und in der schon angegebenen Entfremdung der Gemüther wird man viel mehr den Grund zu der Auflösung des Verhältnisses zu suchen haben als in dem von Goethe selbst angegebenen, spießbürgerlichen Motiv, daß „Mangel an Mitteln“ die „Hönigsmone“ stören konnte. Man muß alle diese Umstände in Betracht ziehen, um Goethe einigermaßen zu entschuldigen, weil man ihn sonst leicht der Hafterhaftigkeit, auch wol der berechnenden Selbstsucht zeihen, ihn sogar im Verdachte haben könnte, daß er bei seiner in Aussicht stehenden Ueberredung nach Weimar anfang, das Verhältnis mit Lili als eine Last zu betrachten, die er loszuwerden wünschte. Jedemfalls hatte ihm Lili mehr Anlaß oder doch Vorwand zum Bruche gegeben als Friederike Brion. Uebrigens hatte dies Verhältnis zu Lili für Goethe wenigstens den Erfolg, daß sie ihm einen neuen Zustand kennen lehrte, den Verdingungsstand, über den er in „Dichtung und Wahrheit“ einige schöne Bemerkungen gemacht. Lili wurde, vielleicht gewöhnt und zur Verhinderung gebracht durch den finanziellen Ruin des Hauses, wie schon bemerkt, eine treue und aufopfernde Gattin und Mutter. Den Bruch des Verhältnisses mit Goethe scheint sie sich keineswegs sehr zu Herzen genommen zu haben, denn schon bald darauf ging sie ein neues Verhältnis mit einem Herrn Bernad, und als dieser wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse in die weite Welt ging, ein drittes mit Herrn von Tüschheim, ihrem späteren Gatten, ein. Ihre Aufopferungsbüßigkeit und Ertragsfähe bewies sie in einer Zeit schwerer Prüfung und Trübsal, als sie aus Straßburg, wo ihr Gatte Maire war, zur Zeit der französischen Schreckensregierung nach Teutschland flüchten mußte, als elassische Bäuerin verkleidet, das kleine Töchterchen an der Hand, ihr jüngstes Kind in ein Kleintuch gebunden auf dem Rücken tragend“). Was Goethe betrifft, so hat er Lili immer ein treues, fast heiliges Andenken bewahrt, ja sogar im hohen Alter versichert: „Sie war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die Letzte gewesen.“ Wenn dies nicht eine bloß romantische Illusion des Geistes war, so müßte man freilich seine früheren Neigungen zu Anna Schönlopf, Friederike Brion und Charlotte Buff wie seine spätere zu Frau von Stein, die ihn ja in ganz ähnliche Aufregungen versetzten, für ganz etwas Anderes halten, als wofür er selbst sie ansah. Willst du war es nur eine Caprice seines Alters, Lili gegen Gercken, Friederike und Lotchen zu retten, die er selbst in seinen Poesien mit einem strahlenden Nimbus umgeben hat.

45) Vergl. Karl Jäger's Erinnerungen: „Das Puppenhaus. Ein Orbsch in der Goetherschen Familie. Mit Lili's Portrait.“ (Braunfuit 1867.)

46) Näheres über diese wie über die spätere Lebensgeschichte Lili's enthalten die oben angeführte Schrift Jäger's, Dänger's „Frauenbilder“ und dessen Aufsatz über Lili in Nr. 287—246 der „Blätter für literarische Unterhaltung.“ 1849.

Ein Liebesverhältnis wie das mit Elisi, welches grade kurz vor dem Bruche seinen Höhepunkt erreichte, war auf Goethe's Schöpfungskraft stets von Einfluß und setzte sie nach Goethe's Beschreibung in „neue Schwingung.“ Er fertigte von einem Theile des Salomonischen hohen Liebes, dessen Inhalt seiner durch eigene Leidenschaft entflammten Phantasie so sehr entsprach, eine poetische Verarbeitung, von welcher sich eine Anzahl Bruchstücke in Nachlasse vorgefunden haben, schrieb gelegentlich einige Szenen am „Haupf“ (wie Schaefer vermuthet die ersten Gespräche mit Mephistopheles, das Gespräch mit dem Schüler und die Scene in Auerbach's Keller) und entwarf den Plan zum „Gymont,“ an dessen Ausführung er auch alsbald Hand anlegte. Bald konnte er seinem Vater, der dadurch eine besondere Neigung zu dieser neuen Art des Drama's gewann, einige Szenen vorlesen. Goethe versichert sogar, daß er das Stück schon im October „beinahe zu Stande gebracht.“ Von dieser ersten Bearbeitung, die wol wie der Stöb nur aus einzelnen losen an einander gereihten Tableau und Szenen bestanden haben mag, ist keinesfalls viel übrig geblieben.

Im September kam Zimmermann, der berühmte Arzt und Verfasser des vielgenannten Buches über die Einsamkeit, nach Frankfurt und wohnte im Goethe'schen Hause. Von dem noch so jugendlichen Goethe war er, wie damals Alle, die in des Dichters Nähe kamen, bezaubert; er nennt ihn „eins der ausserordentlichsten und gewaltigsten Genies, die je in der Welt erschienen, und gedankt auch noch in seinem Werke über die Einsamkeit seiner ans Freundschaft. Namentlich hebt er in einem Briefe vom 29. Dec. hervor, daß Goethe seinen Aeltern gegenüber der beste Sohn sei und er erklärt, daß die in dem Goethe'schen Hause verlebten Tage die glücklichsten seines Lebens gewesen. Zimmermann hatte seine Tochter mit und von dieser erzählt Goethe, daß sie sich seiner Mutter zu Füßen geworfen und erklärt habe, sie wolle als Magd, als Sklavin zeitlebens im Hause bleiben, um nur der Härte und Tyrannei ihres Vaters zu entgehen, auch ihr Bruder sei, bemerkt Goethe, über diese Behandlung wahrnehmend geworden. Diese Mittheilungen sind für einen Mann, für den doch Goethe sonst die größte Achtung bezeugt, compromittirend genug, obgleich Goethe Zimmermann's Benehmen gegen seine Kinder mit dessen Kränklichkeit und hypochondrischer Gemüthsart zu entschuldigen sucht. Goethe hat sich bemüht, diese Mittheilungen Goethe's durch Anführung von Thatfachen und von Stellen aus Zimmermann's Briefen selbst zu widerlegen⁴⁷⁾. Doch läßt sich schwer glauben, daß Goethe so unredlich gewesen sein sollte, dies Alles zu erfinden und aus der Luft zu greifen. Vielleicht war Zimmermann's Tochter etwas eccentricer Natur und gab sich angeblichen Verhimmungen zu lebensfahlich hin; vielleicht malte Goethe's Mutter nach Art der Frauen, besonders derjenigen, die mit etwas starker Ein-

bildungskraft begabt sind, die Scene mit zu drahtlichem Binsel aus, um ihrem für dergleichen empfänglichen Sohne wieder einmal ein dramatisches Bild vor Augen zu stellen. Sie habe auch, wie Goethe weiter erzählt, ihrem Sohne zu verstehen gegeben, das Kind im Hause zu behalten, wenn er sich entschließen wolle, sie zu heirathen, was er auch Scheu, der Laune eines so tyrannischen Schwiegervaters zu verfallen, zurückgewiesen habe. Dabei war sie ihm aber doch pöpslich, wie er an Auguste von Stolberg schreibt, „daß einige Mädchen, deren Herz ganz in seinem Bufen schlägt.“ Wenn man diese Briefstelle ernstlich nehmen wollte, was jedoch vielleicht gar nicht nöthig ist, so müßte man getheuen, daß Goethe eine ganz eigene Selbstlichkeit besessen, sich über den Verlust der einen Geliebten im nächsten Augenblicke durch den Gewinn einer andern zu trösten. Zimmermann's Tochter war jedoch noch schneller vergessen als alle Vorgängerinnen.

Auch trat jetzt eine sehr ernsthafte Angelegenheit an ihn heran. Die weimarischen Herrschaften verweilten auf ihrer Küdreise einen Tag in Frankfurt und verabredeten mit Goethe, er möge den Kammerjunker von Kalb, der in Karlsruhe zurückgeblieben, erwarten, um mit diesem nach Weimar zu reisen. Goethe nahm hierauf von seinen Bekannten, auch von Elisi, Abschied und packte seinen Koffer. Aber Kalb traf nicht ein und Goethe, um sich nicht nach genommenem Abschiede sehen zu lassen, hielt sich nun ruhig zu Hause, arbeitete an „Gymont“ und ging höchstens in der Dunkelheit des Abends aus. Dieser Zustand war ihm quälend genug und um ihm zu entgehen, beschloß er, in Uebereinstimmung mit dem Vater auch Heidelberg dem Kammerjunker entgegen zu reisen, falls aber dieser nicht einträte oder weiter keine Nachricht käme, den Weg nach Italien einzuschlagen; denn der alte Goethe zweifelte noch immer, daß man es von weimarischer Seite ernstlich meine. In Heidelberg traf ihn jedoch eine Stafette Kalb's von Frankfurt, die ihn hierher beschickte. Goethe folgte dem Rufe, eilte nach Frankfurt zurück und reiste von hier mit Kalb nach Weimar, wo er am 7. Nov. 1775 Morgens 5 Uhr anlangte.

Ziemlich müßig wäre es, obgleich man sich dazu versucht fühlt, Vermuthungen darüber anzustellen, was Goethe wol geworden sein möchte, wenn er dem Hofleben gänzlich fern geblieben wäre. Allerdings jog ihn dieses Hofleben, namentlich Anfangs, in einen Strudel oft ziemlich leerer Zerstreuungen, schloß die Aßen seiner genialen Natur fast zu sehr ab, verlegte, da der Un glaube und der frivole französische Witz in jenen Kreisen damals herrschend waren, seine bis dahin überwiegend gläubige, vertrauensvolle und enthusiastische Natur mit den Elementen skeptischer Reflexion oder abwägender Berechnung und machte ihn mehr und mehr geneigt, die Heiden seiner Dichtungen unter den Charaktertypen eines gewissen Gesellschaftsabschnittes, statt unter den der Menschheit und ihrer Geschichte angehörnden Heroen zu suchen. Aber stets blieb ihm die Wirklichkeit im Sinne der Humanität auf ästhetischer, alle Selenkräfte zur Harmonie stimmender Grundlage die höchste Aufgabe und vielleicht würden

47) In dem Aufsatze „Zur Chronologie und Biographie Goethe's“ in Nr. 50 der „Blätter für literarische Unterhaltung.“ 1807.

wir, ohne seine Berührung mit dem weimarischen Hofe, seine innerlich und äußerlich vollendeten Dichtungen, wie „Iphigenia“ und „Torquato Tasso“, die man vielleicht als die raresten Blüten betrachten kann, welche die Poesie unter germanischen Völkern und in neuern Zeiten überhaupt hervorgebracht hat, und so vieles andere Schöne nicht haben. Das bis dahin und auch später in Teutschland nicht in dieser Weise dagewesene Schauspiel, einen Dichter von solcher Bedeutung zur Seite eines Fürsten als dessen intimen Freund und Rathgeber zu sehen, wird man sicherlich auch nicht missen wollen. Goethe war es namentlich, welcher die Berufung Herder's nach Weimar betrieb und auch Schiller folgte dem Sterne Goethe's nach Weimar, wo sich Wieland bereits befand. So gruppierte sich das literarische Sternbild von Weimar, dessen strahlendster Stern im Mittelpunkte jedesfalls doch Goethe blieb“).

Goethe selbst legte sich auch noch in spätern Jahren wol die Frage vor, ob er im Interesse seines poetischen Genies recht gehandelt habe, nach Weimar zu gehen, aber er entschied sich schließlich zu Gunsten seines Schrittes. Unter den Umständen, in denen er zuletzt in Frankfurt gelebt, würde er, äußerte er in einem etwa sechs Jahre später an seine Mutter geschriebenen Briefe, gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverträglichkeit des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit seines Wesens hätten ihn rasend gemacht und bei der lebhaftesten Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre er doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und Andern unerträglich werde. Daher pries er seinen gegenwärtigen glücklichen Zustand, der für ihn „etwas Unendliches“ habe. Allerdings war es ziemlich um dieselbe Zeit, wo er an Knebel schrieb: „Der Wahn, die schönen Krieger, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden (des weimarischen Hoflebens) gesetzt, und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gesetzt werden, hat mich ganz verlassen.“

Wenn es aber seit dem Medici je einen Fürsten gegeben hat, an dessen Seite sich ein Dichter von der Genialität eines Goethe wohlbehagen konnte, so war es Karl August, der am 3. Sept. 1775 die Regierung des weimarischen Landesherrn übernahm und sich bald darauf mit der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt vermählte. Wray bemerkt in seiner schon öfter citirten kleinen, aber werthvollen Schrift über Goethe nicht mit Unrecht, Karl August sei eine ganz ähnliche Erscheinung gewesen wie Goethe selbst, nur das das Gewicht bei ihm nicht in die ästhetische, sondern in die praktische Sphäre falle. Ebenso wenig als bei Goethe der große Autor, hatte bei ihm der Fürst den Menschen erdicht oder auch nur geschwächt, und vollkommen rechtfertigte er die großen Hoffnungen, welche Friedrich II. der ihn als jungen

Prinzen 1771 in Braunschweig gesehen, auf ihn gesetzt hatte. Er hatte auch als Mensch seine Schwächen, Begierden, Leidenschaftlichkeiten, aber sie waren mit den vorzüglichsten Gaben des Geistes und Herzens gepaart und niemals gekästet, er ihnen einen hemmenden Einfluß auf seine Regierungsbehandlungen; ebenso wenig hatten Vorurtheil, herkömmliche Sitte, Hofetikette und Routine Einfluß auf seine Entschlüsse. Er fragte Nichts nach gesellschaftlichen, nach bestandenen Prüfungen und ausgefertigten Zeugnissen, nach vorchristlichem Reglement, sondern er wies Jedem seinen Platz an nach seinem Verdienste und Talente, unbefümmert um die Einreden seitens der Männer der Routine und Standespräfixtionen. Dies bewies er, als er Goethe, den Bürgerlichen und Ausländer, den Verfasser des „Werther“ und „Götz“, der außer seinen schriftstellerischen Leistungen nur ein vielleicht nicht ganz correctes Doctordiplom aufzuweisen hatte, am 11. Juni 1776 zum geheimen Legationsrath mit Eig und Stimme im geheimen Rathe ernannte; dies bewies er später bei der Ernennung Schiller's, der dazu die vorchristliche Qualifikation nicht erworben hatte und Dabereiner's, der auch keine akademischen Grade erlangt hatte, zu Professor in Jena; und seinen freisinnigen Standpunkt in theologischen Angelegenheiten beweist Herder's Berufung. Alle Männer, mit denen er sich umgab, gehörten mehr oder weniger einer freisinnigen Richtung, sein Freund Knebel sogar in politischer Hinsicht der entschiedensten Opposition gegen die verrotteten politischen Zustände Teutschlands an“).

Diese vorurtheillose Richtung verdankte er zum Theil seiner Mutter, der Herzogin Anna Amalia, einer braunschweigischen Prinzessin und Nichte Friedrich's des Großen, die, schon in ihrem 19. Jahre (1758) zur Bormünderin ihrer Söhne und zur Landesregierung berufen, in dieser schwierigen Stellung ihren hohen, angestrebten, vorurtheillosen, von ängstlichen Rücksichten auf die Hofeinkette unbengten Geist dargelegt und zum Wohle des Landesherrn entfaltet hatte. Ihre Liebe zur Poesie und zu geistreicher Unterhaltung ebenso wol als Rücksicht auf die geistige Ausbildung ihrer Söhne hatte sie veranlaßt, im J. 1772 Wieland zum Prinzenrathgeber zu berufen. Sie besaß Talente zur Musik und Raleci und umfangreiche Sprachkenntnisse und arbeitete sich in spätern Jahren sogar so weit in das Griechische hinein, um mit Wieland's Hülfe den Aristophanes in der Uebersetzung zu lesen. Außer Wieland befanden sich in Weimar bei Goethe's Ankunft bereits Vertuch, Karl Ludwig von Knebel, Siegmund von Eckendorff und der joviale, gesellige Silberbrand von Einsiedel, nächst einem Kreise für Geist, Wis und höhere Geselligkeit empfänglicher Frauen, denen es freilich auch nicht an Präfixtionen und in ihren Beziehungen zur Männerwelt an einer gewissen freien Auf-

48) Vergl. W. Wachsmuth: „Weimar's Mufenhof in den Jahren 1772–1807“ (Berlin 1844.) und A. Diezmann: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar.“ (Leipzig 1867.)

49) Näheres über ihn findet man in A. Schöll's „Karl August-Wädelin“ und in der sehr sorgfältig zusammengefügten, auch in Betreff Goethe's mancher Aene enthaltenden Schrift von S. Dörner: „Goethe und Karl August während der ersten Jahre ihrer Verbindung.“ (Leipzig 1860.)

fassung gefehlt zu haben scheint. Es sei seine vornehme Dame in Weimar, bemerkt einmal Schiller in einem Schreiben an Körner, welche nicht eine Piaison habe oder gehabt habe. So schreibt auch 1790 Jean Paul an seinen Freund Otto: „Hier ist Alles revolutionär schön und Gattinnen gelten Nichts“ und ein ander Mal versichert er seinem Freunde, es herrschen in den Kreisen Weimars Stitten, die er ihm nur mündlich schildern könne.

Alle Mitglieder dieses Kreises waren von der Lebenswürdigkeit und Genialität Goethe's bezaubert, selbst Wieland, der ihm doch zu großen einigen Grund hatte, ihn aber in seinen damaligen Briefen als den „liebenswürdigsten“ aller Tiefsichten, als einen „ganzen, reinen, gefühlsvollen Menschen“, als einen „wunderbaren Knaben“, den er wie seinen „eingeborenen einzigen Sohn“ liebe und in dem Gedichte an Hippie (Frau von Betholzheim) als einen „Zauberer“ schildert. Die Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks, die freilich auch Zeitmanier war, erweckt allerdings einigen Verdacht, ob Wieland wirklich ganz so gefühlt habe, wie er sich ausstellt.

Was Goethe betrifft, so war dieser Anfangs von Festlichkeiten und Zeremonien vollständig in Beschlag genommen. Jagden, Bälle, im Winter Rastreden, Eispartien und Schlittenfahrten mit Musik und Feuerwerk folgten einander, jedoch es schien, als habe man es darauf angelegt, Goethe nicht zur Benützung kommen zu lassen⁵⁰⁾. Man tanzte mit Baucranblumen (höfzerweise „Wälsch“ genannt) auf den umliegenden Dörfern; man neckte, foppete und mystifizierte einander, worunter besonders Fräulein von Schönaich zu leiden hatte; kurz man trieb während dieser „weimarischen Hüttenwochen“ nach Goethe's doch wol übertreibendem Ausdruck, „Eisenfelsen“. Auf Ausflügen in die nähere und fernere Wald- und Berggegenden stellte sich das durch solche Zeremonien geförte Gleichgewicht im Geiste Goethe's wieder her; er erinnerte sich wieder an Eisi, er gab sich den Eindrücken der Natur mit gewohnter Jangleit hin, er las in der Bibel und in der Dvoiser, um an einer einsamen Welt Geist und Herz wieder aufzurichten. Auf einem solchen Ausfluge nach Gotha, wohin er dem Herzog nachreiste, knüpfte er mit dem geistvollen Herzog Ernst II. ein innig freundschaftliches Verhältnis an, während sich auch das Verhältnis zwischen ihm und Karl August immer vertraulicher gestaltete. Nicht selten sprachen sie allein mit einander, Goethe verbrachte mehrmals die Nacht auf seinem Zimmer, der Herzog bediente sich gegen ihn des traulichen Du und selbst Goethe hatte Erlaubniß, sich des Du gegen den Herzog zu bedienen, wovon er jedoch nur unter vier Augen und auch nur in der ersten Zeit Gebrauch machte. Goethe's Umgang war ihm unentbehrlich geworden und so sehr war er sein Freund, daß er auch hinter seinem Rücken auf Begeisterung von ihm sprach und durch seine Mittheilungen den ganzen gothaischen Hof auf die Wundererscheinung Goethe's gespannt machte. Eine poetische Anregung eigener Art gab Goethe

die im weimarischen Kreise eine Zeit lang beliebten Spott- und Neckgedichte in der derben Reim des Hans Sachs, die sonst doch mit dem überfeinerten an europäischen Höfen herrschenden Tone sehr wenig im Einklange zu stehen scheint. Aber Goethe liebte diese echtteutsche Antikerweise und wußte sie durch geschickte Behandlung auch Andern schmackhaft zu machen. Seine Verehrung für den alten nürnberg'schen Sangmeister bewies er im Frühjahr darauf durch seine Dichtung in Hans Sachsens Manier: „Erklärung eines alten Hölzschütters, vortellend Hans Sachsens poetische Sendung.“ Der so lange Zeit verkannte und für plebejisch gehaltene Reiterkrieger wurde so wieder durch Goethe zu Ehren gebracht⁵¹⁾.

Trop der Vergnügungen und Schmeicheleien, womit man Goethe überschüttete und ihn an Weimar zu fesseln suchte, schwankte er doch noch im Winter 1776, ob er bleiben oder gehen sollte. Endlich entschied er sich für das Bleiben, begann an den Sitzungen des geheimen Conseils Theil zu nehmen und schrieb am 8. März an Werck, er wolle nun auch das „Regiment probiren.“ Das Decret der Ernennung zum „geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im Conceil“ wurde jedoch erst am 11. Juni 1776 ausgefertigt. Mit seiner Stellung war ein für Weimar und für die damaligen Verhältnisse nicht ganz unannehmliches Gehalt im Betrage von 1200 Thalern verbunden. Inzwischen hatte sich Goethe bereits im Frühjahr häuslich eingerichtet, erst in einem kleinen Jägerhause an der Belvedere'schen Allee und bald darauf in einem früheren Besitzthum Vertuch's, wofür der Herzog dem früheren Eigenthümer einen vortheilhaften Tausch angeboten hatte, der von Vertuch auch angenommen wurde. Goethe bezog das auf des Herzogs Kosten neu eingerichtete Gartenhäuschen am 10. Mai und besand sich darin so wohl, daß er sieben Jahre lang darin gewohnt und gethichtet hat, Sommer und Winter, so beschränkt die Räumlichkeit in Rücksicht auf die Stellung, die er einnahm, immerhin auch war. Vorhertritte wurden mit dem Herzog vielfach gemacht, auch ein Ausflug nach Leipzig, wo er Anna Schönlopf, Dörfer und Corona Schröter wieder sah. Den Herzog vermochte er, letztere als Kammerfräulein nach Weimar zu berufen. Ueberhaupt bestand sein Regieren Anfangs meist nur darin, seinen Einfluß zu benutzen, um treffliche Leistungen zu unterstützen und tüchtige Köpfe nach Weimar zu ziehen und mit Recht bemerkt Schaefer: „Bei diesen Bestrebungen enthielt sich ein jeder der herrlichsten von Goethe's Charakterzügen, der am spätesten gerechte Anerkennung gefunden hat, seine uneigennützigste Fürsorge für das Wohl Anderer und seine Freunde am Wohlbühen.“ So setzte Goethe im Februar eine Unterzeichnung im Betrage von 65 Louis'd'or für Bürger ins Werk, welche diesem

50) Vergl. hierüber namentlich W. Diezmann's interessante Schrift „Das lässige Weimar“ (Leipzig 1856).

51) Im vierten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ sagt Goethe über Hans Sachs unter Anderem: „Ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Ordensmänner (die Rittersänger), sondern ein schlichter Bürger, wie wir und auch zu sein könnten. Ein didactischer Realismus folgte uns zu und wir besaßen den leichtesten Realismus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten.“

als freiwilliges Geschenk zugesandt wurden, um ihn zur Fortsetzung seiner angenehmen Uebersetzung des Homer zu ermutigen und an Jung (Stilling) sandte er eine beträchtliche Summe, die grade eintraf, als Jung sich in äußerster Noth befand und mit seiner Frau die Stunden in Weinen und Gebet zubrachte. Seiner Fürsprache verdankte es Lenz, daß, als dieser auch sein Glück in Weimar zu versuchen kam, der Herzog ihm auf fürstliche Kosten den Aufenthalt raschist gewährte; aber der vielleicht schon damals halb wahnsinnige unglückliche Mann machte sich durch eine Reihe alberner Streiche und die Abfassung von Baquillen, wobur er sogar die Herzogin Louise verletzte, in Weimar unangenehm und mußte im Herbst die Stadt verlassen. Vielleicht kann man jedoch Goethe und seine Freunde von dem Vorwurfe nicht frei sprechen, daß sie nicht gleich Anfangs den eccentricischen Mann auf vernünftigeren Bahnen zu lenken suchten, sondern ihn, wie es scheint, als eine Art Lustigmacher brauchen und in seinem tollen Treiben ermutigten. Auch Klingler, der im Juni nach Weimar kam, erhielt, weil er selbst für Weimar zu kostspielig auftrat, von Goethe die Andeutung, daß er nicht gut nach Weimar passe. Dagegen wurde Friedrich Leopold in Stolberg zum Kammerherrn ernannt und nahm im Frühjahr den Antrag an, aber er kam nicht und zog es vor, in obdurburg-eutinische Staatsdienste zu treten und in Folge davon wurde auch das herliche Verhältniß zu Auguste Stolberg mütter und mütter.

Ohne Zweifel hatte sich Stolberg zu diesem stillschweigenden Rücktritte durch Klopstock bestimmen lassen, der ihn vor Weimar warnte. Es hatten sich nämlich über das damalige Treiben in Weimar außerhalb die lächerlichsten und übertriebensten Gerüchte verbreitet und zwar hatten die Reider Goethe's in Weimar selbst und alle diejenigen, welche sich durch die Berufung so mancher Nichtweimarer in ihren Ansprüchen auf Beförderung beeinträchtigt glaubten, dafür gesorgt, Goethe sammt seinem herzoglichen Freunde in üblen Ruf zu bringen. Selbst die Herzogin Louise, die im Gegensatz zu dem Herzoge und seiner Mutter streng auf Beobachtung der Höflichkeit hielt und an genauen Anschuldigungen nicht den geringsten Gefallen hatte, soll an der Verbreitung dieser verleumdenden Gerüchte nicht untheilhaftig gewesen sein, und unter ihrem Einflusse that namentlich Graf Görtz, bei 1778 Oberhofmeister der jungen Herzogin, das Mögliche, um Goethe in den weimarischen Kreisen wie außerhalb des weimarischen Bändchens in ein schlechtes Licht zu setzen. Wenigstens beschuldigt ihn Wieland dieser Intrigue in einem Briefe vom 5. Juli an Weitz, worin er ihn einen „Glenden“ nennt und von „Schwärmel“ spricht⁵²⁾. Und auch Sendendorff schreibt

am 5. Febr. 1776: „Strenissimus überläßt sich sonnenwährend den gedrucktesten Vergnügungen und kommt aus dem Kreise der Personen nicht heraus, die ihn zu sesseln verstanden haben. Alle Tage gibt es neue, ungewöhnliche Vergnügungen, ohne Rücksicht auf das, was man davon sagt, weil es nach dem leider zu getreulich besorgten Systeme seiner Rathgeber keine Convenienz und Schädlichkeit in der Welt geben soll und die betreffenden, wie man lehrt, nur aus Launen geflossen sind, welche der Erste im Saate besitzigen könne und müsse. Die wunderlichsten Dinge würden durch die Gewohnheit geheiligt, man müßte doch halb, um neue Sitten und Gebräuche einzuführen, die ersten Angriffe des Tadel's unbeachtet lassen und durch festen Willen und Befehl das autorisiren, dem das allgemeine Vorurtheil entgegenstehe“⁵³⁾. Diese Stelle ist von Bedeutung, obgleich man nicht vergessen darf, daß Sendendorff laut der weiter oben angegebenen eigenthümlichen Verhältnisse sich schwerlich in der Stimmung befand, um einen Fürsten wie Karl August und seine „Rathgeber“ unbefangenen und gerecht zu beurtheilen. Nun mißfiel sich sogar Klopstock, der sich in der literarischen Welt gewissermaßen das Amt eines Sittenrichters und Censors angeeignet hatte, in die ihn gar Nichts angehende Sache und richtete an Goethe ein Mahn- und Rüge Schreiben, auf welches dieser in gebührender Ablehnung dem würdigen Tone erwiderte: „Glauben Sie mir,“ schreibt Goethe, „daß mir kein Augenblick meiner Treue übrig bliebe, wenn ich auf solche Annahmen antworten sollte.“ Der Schluß lautet: „Leben Sie wohl! Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und, will's Gott, besser, als er uns gesehen hat“⁵⁴⁾. Der Herzog ließ sich durch alle diese Intriguen nicht irren, sondern eine rechtfertigende, seinen Reglerungsgrundsätzen und seinem Herzen Ehre machende Erklärung zu den Acten geben, worin es in Betreff Goethe's heißt: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besigen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderem Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen . . . Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtiges Collegium setze, ohne daß er zuvor Rantmann, Professor, Kammerath oder Regierungsrath war, ändert gar Nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen“ u. s. w. Uebrigens ist Klopstock's sonst nicht sehr zu rechtfertigendes Schreiben vielleicht doch nicht ohne allen wohltätigen Einfluß auf Goethe gewesen.

Die wichtigste Berufung, die Goethe mit dem größten Eifer betrieben hatte, war die Herder's als Generalsuperintendent und Oberhofprediger nach Weimar. Diese Berufung ließ begrifflichweise auf großen Widerstand, namentlich bei dem Stadtrathe, der bei der Wahl

52) Zu den Hauptverurtheilern von Staatsfeinden gehörte auch Weitzler, der z. B. das alberte Währden erford, daß sich der Herzog und Goethe zu Jena auf den Markt gestellt und Stenben lang mit Schillerpersifagen genast hätten. Der Buchhändler Himbarg in Berlin, der zum Theil als Bräutigam von dem Nachbarn Goethe'scher Schriften lebte, sperrte aus, daß der Herzog und sein Wissenfreund das ausschweifende Leben von der Welt führen und

daß von Goethe wol Nichts mehr zu hoffen sei, „weil er sich den ganzen Tag in Brantwein besaßte.“

53) Siehe Diezmann's „Weimarer Museum“ S. 20 u. 21.
54) Siehe „Kaiser Reichswechsel zwischen Klopstock und Goethe im Jahre 1776.“ (Leipzig 1833.)

eines Oberpfarrers seine Zustimmung zu geben hatte, aber Goethe trieb, wie er sich ausdrückt, die „Kerls mit Heppelischen“ zusammen, und so wurde die Berufung in ziemlich unceremoniöser Weise durchgeschickt. Goethe ließ mit jartester Sorgfalt die neue Anwesenung für Herder neu einrichten; Herder traf am 2. Oct. in Weimar ein und hielt am 20. Oct. seine Antrittsrede, durch die er sich aller Herzen gewann und die über ihn verbreiteten Verleumdungen Lügen strafte. Hatte man doch sogar das lächerliche Gerücht verbreitet, Herder pflege geküßelt und geshpömt die Kanzel zu befeigen. Herder schloß sich übrigens Anfangs mehr an die Gegenpartei Goethe's an, jedoch nicht aus Feindseligkeit gegen diesen, als um die Dehors seiner amtlichen Stellung aufrecht zu erhalten.

Goethe selbst übrigens wandte sich bald mehr und mehr von dem bisherigen mühevollen Treiben ab und ernster praktischer Thätigkeit zu. „Nach allen Richtungen hin wandte sich der prüfende, forschende Sinn.“ bemerkt der Kanzler von Müller in einer Festschrift; „die Naturwissenschaften und was dahin einschlug, wurden eifrig betrieben, der Industrie, dem Gewerbe frische Bahn zu öffnen versucht, neue Ansichten, sinnenreiche Entdeckungen verfolgt, durchprobt, in jedes Unternehmen persönliche Anstrengung verworft, im Straßen und Wasserbau die Elemente bekämpft u. s. w. Besonders beschäftigt Goethe sich bei einem Aufenthalt in Jümenau, in welchen abgelegenen Bergwinkel er sich gern von den Zerstreuungen des Hofes zurückzog, mit dem Plane, das alte Bergwerk wieder in Gang zu bringen. Aber er vergaß auch die Mäusen nicht. Auf dem weimarischen Liebhabertheater, auf dem er selbst, neben Einsiedel, in fomatischen Partien glänzte, brachte er im Herbst „Die Witzschuldigen“ und im November „Die Geschwister“ zur Aufführung. Letzteres kleines Stück hatte er in den letzten Tagen des Octobers mit Zugrundelegung eines kleinen französischen Familiendramas „La pupille“ für Kopehn's Schwester, Amalie, geschrieben, angeheißt weil diese sich zu der Uebernahme weibentlicher Liebhaberinnenrollen nicht habe verstehen wollen. Escharer hat die Vermuthung ausgesprochen, daß „Die Geschwister“ an Goethe's eigenem Verhältnis zu seiner Schwester Cornelia erinnern, „dessen Leidenschaftlichkeit die äußersten Grenzen der Geschwisterliebe betrafte,“ was denn doch wol eine etwas gewagte Annahme ist⁵⁵⁾. Ein Gelegenheitsstück „Lila“, dem er 1778 die Form gab, in welcher es jetzt vorliegt, verfaßte er zur Geburtstagsfeier der Herzogin Louise (den 30. Jan.), um damit tröstend und sanft belebend auf ihren leidenden Gemüthszustand zu wirken. Das Mondodrama „Proserpina“ ist etwa um dieselbe Zeit entstanden; außerdem beschäftigte er sich mit dem Plane zu einem andern Mondodrama „Mero“ und einem Drama, der „Halle,“ in Bezug auf welches er einmal

aus Jümenau schreibt, daß seine Giovanna in dem neuen Drama viel von Lili haben werde, jedenfalls ein Beweis, daß das Bild seiner fränkischer Verlobten in seinem Geiste und Herzen noch nicht erloschen war. Das Drama ist jedoch nicht ausgeführt worden, vielleicht weil Goethe grade daran war, sich in einen neuen lebensgeschichtlichen Zustand hineinzugewöhnen.

Es ist hiernächst sein ganz eigenthümliches Verhältnis zu Frau Charlotte von Stein, geborene von Schardt, gemeint, die fast sieben Jahre älter als Goethe, an den herzoglichen Stallmeister, Baron Friedrich von Stein, Erbherrn auf Roßberg, verheiratet und bereits Mutter von sieben Kindern war. Sie besaß ohne Zweifel alle Zaubermittel, welche angeborene Anmuth, geistiger Adel und feinste gesellschaftliche Bildung dem Weibe verleihen können, dabei freilich auch jene Neigung zu über- und angespannten Gefühlen, zu einer fast krankhaften Sentimentalität, wie sie damals so gewöhnlich war und zu der man sich selbst auf dem Wege künstlicher Exaltation aufschraubte. Freundschaft und Liebe, selbst der urteutonische Patriotismus, wie er z. B. bei den Mitgliedern des göttigen Hainbundes sich äußerte, waren damals von den seltsamsten Symptomen begleitet, sodaß es hier oft schwer ist, Natur von Kunst zu unterscheiden. Dieser überreizte Zustand fand auch in der Literatur seinen überschwänglichen, oft wahrhaft schwindelerregenden Ausdruck; nur besaß man zugleich das besondere Glück, Gemüthszustände, die zum Theil auf künstlicher Exaltation beruhten, für vollkommen wahr und naturwüchsig zu halten. Man darf diesen Allgemeincharakter der damaligen Generation nicht vergessen, wenn man das Verhältnis Goethe's zu Frau von Stein nicht in falschem Lichte erblicken will. Man war zu jener Zeit wol im Stande, in Schriftstücken eine glühende, sinnlich gefärbte Leidenschaft zur Schau zu stellen, während das Verhältnis ein rein Pausanisches blieb. Man schrieb weniger Romane als jetzt, aber man suchte sie öfter im Leben in aller Nüchternheit zu spielen. Unterliehten sich doch damals Liebende noch ganz ernsthaft über Ehen und Wiedersehen nach dem Tode, wie Goethe selbst kurz vor seiner Abreise von Weimar mit Lotte.

Goethe war schon durch eine Silhouette von Frau von Stein, welche ihm Zimmermann in Strassburg zeigte, und durch dessen bereite Schilderung ihrer Vorzüge auf diese spätere Dame seines Herzens aufmerksam gemacht, ja in Exaltation versetzt worden. Nun sah er sie in Weimar wirklich, und der Eindruck, den ihre ganze Erscheinung auf ihn machte, blieb hinter seinen Erwartungen nicht zurück. Hier hatte er wieder einmal einen weiblichen Gegenstand, würdig seines Studiums und seiner Neigung, um aus ihm poetische Anregung und die Kenntnis neuer Empfindungszustände zu schöpfen. In die von anscheinend tiefster Leidenschaft erfüllten Briefe Goethe's an Frau von Stein hat man manchmal Deutungen hineingetragen. In einer Stelle in seinem letzten vor der italienischen Reise am 23. Aug. 1785 geschriebenen Briefe hat man sogar den Wunsch Goethe's nach einer ehelichen Verbindung mit ihr erkennen wollen; allein

55) Adolf Schöll hat in einem Aufsatz „Zu Goethe's Leben“ („Literarisches Museum“ 1851. I. Heft) nachzuweisen gesucht, daß und in wiefern Goethe's sich damals einseitigen Liebesverhältnisses zu Charlotte von Stein auf das kleine Stück Witzschuldig bezieht.

sie beziehen sich einfach, nach J. W. Schaefer's sichtlich richtiger Auslegung, „auf die bevorstehende Reise, wo er im Anbeken an sie „mit ihr zu leben,“ d. h. ihre Seelengemeinschaft fortzusetzen und im glücklichen Incognito, „in der freien Welt“ das reinste menschliche Dasein zu genießen hofft.“ Um die Ehe war es ja Goethe bei seinen vielen Liebschaften gar nicht zu thun; und am wenigsten konnte er daran denken, die noch verheirathete Frau von Stein, Mutter so vieler Kinder, ehehehen oder sie gar nach irgend einem fernen Erdwinkel ihrem Gatten und ihren Kindern einführen zu wollen. Solcher Absichten war Goethe unfähig; er trieb ja meist nur ein poetisches Spiel, und zwar mit einer Naturkraft, die nur ihm aufstand. Von ihrer Seite kam vielleicht eine gewisse Gültigkeit ins Spiel; es war damals unter den hochgebildeten Frauen förmlich Mode geworden, sich von gefeierten Dichtern verehren zu lassen. Man hat auch aus dem leidenschaftlichen Lobe der Goethe'schen Briefe die Vermuthung heraufgeführt, daß die Gemeinschaft zwischen beiden nicht eine bloß geistige gewesen sei. Hierzu kommt der Umstand, daß sie kurz vor ihrem Ende (Frau von Stein starb in hohem Alter nach Vollendung des 85. Jahres am 6. Jan. 1827) ihre Briefe an Goethe, die sie sich hatte zurückziehen lassen, einer Freundin zum Verbrühen übergab“), und selbst Schaefer fühlt sich hierdurch zu dem Ausrufe veranlaßt: „Wer möchte es wagen, durch Vermuthungen den Schreier von den theuersten Geheimnissen der Liebe hinwegzulenken zu wollen!“ Aber es wäre vortheilhaft, aus dem feurigen Lobe der Goethe'schen Briefe den Schluß zu ziehen, daß das Verhältniß einen andern Charakter gehabt als den der Seelengemeinschaft“); denn dieses leidenschaftliche Pathos war, wie schon bemerkt, damals allgemein Brauch, und in die fähige Sprache unserer Zeit übersezt, würden diese Briefe unverkennlich nüchternere lauten. Er selbst nennt einmal in einem Briefe an die Stein sein Verhältniß zu ihr „das reinste, schönste, wahrste, das er außer seiner Schwester je zu einem Weibe gehabt.“ Erwähnenswerth bleibt übrigens auch seine Versicherung, die man von ihm in seinem hohen Alter vernahm: „Nur sei nicht nur die erste gewesen, die er tief und wahrhaft geliebt, sondern auch seine letzte, indem er noch hinzufügt: „Alle kleinen Reigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich.“ Auf solche gelegentliche Versicherungen des Dichters späteren Lebensblättern ist zwar nicht allzu viel zu geben; aber diese Versicherung beweist denn doch, daß Goethe das Liebesverhältniß mit Frau von Stein,

das ihm als eins der späteren doch noch am lebhaftesten im Gedächtnisse sein mußte, zu seinen „kleinen Reigungen“ gerechnet habe“).

Zu einer innigern Gestaltung des Verhältnisses trug es übrigens sichtlich bei, als Goethe ihren neunjährigen Sohn Fritz in sein Haus nahm und mehrere Jahre dessen Erziehung leitete. Fritz von Stein erkannte noch später dankbar an, wie „unendlich“ die Sorge und Liebe gewesen, mit der Goethe ihn behandelt habe, und wie „sehr viel“ er ihm verdanke. Schiller nannte den jungen Stein ein „Kunstwerk“ Goethe's und Fritz von Stein hat auch später als ausgezeichnete preussischer Beamter und Wohlthäter vieler hundert Blinden der Erziehung und dem Genuß Goethe's nur Ehre gemacht.

Allmählig mochte aber Goethe wol fühlen, daß es Zeit sei, mit dieser Gratulation zu Ende zu kommen. An Geist und an jener Delicatesse, welche die höchste Weltbildung verleiht, übertraf zwar Frau von Stein Goethe's frühere Liebsten sammtlich, und so trug auch sie außer den übrigen Einflüssen des Hoflebens leicht nicht unwesentlich dazu bei, Goethe seiner mehr idealistischen Richtung entgegenzuführen; aber sie war nervös, reizbar, litt an hypochondrischen Stimmungen, welche Goethe selbst dem häufigen Besuche des Kaffees aufrieb, und setzte alle seine Empfindungen in einen ewigen Belagerungszustand. Sie wollte ihn ganz haben, wann auch nur geistig, er hing an, der Welt und seinen Freunden abzuwenden, worüber Wieland im Februar 1777 bittere Klage führt. Er selbst freilich verdankte diesem Verhältniß manche befruchtende Stimmungen, und besonders diente es ihm als Trost und als Ableitung von den schmerzlichen Empfindungen, die ihm der in Folge ihrer Niederkunft am 8. Juni 1777 erfolgte Tod seiner innigst geliebten Schwester Cornelia erregte, wovon er die Nachricht am 16. Juni erhielt, den er in seinem Tagebuche mit den kurzen, aber charakteristischen Worten: „dunkler, zerfissener Tag“ bezeichnete. Nach seiner Rückkehr aus Italien, wo sich ihm in Kunst, Natur und Volk die Welt der schönen Einsamkeit erschlossen hatte, mochte ihm Frau von Stein, die jetzt bereits im 42. Lebensjahre stand, in ihrer ganzen nervösen, nordisch-krafftigen Erscheinung als ein ziemlich fremdartiges Wesen erscheinen, und vielleicht mochte er nun gar nicht mehr begreifen, wie er dieser Frau einen so übertrieben poetisch-erotischen Cultus habe widmen können. Goethe's Leidenschaft war eine liebliche Illusion, aus poetischer Urentlichkeit entsprungen und durch die Macht der Gewohnheit erhalten, diese aber durch seinen Aufenthalt

56) Adolf Schöll weiß in seinem oben genannten Anlasse in dem kleinen Buche „Die Goethe'sche“ einige Stellen („Die Welt wird mir wieder lieb“ n. s. w.) als von Goethe an einem Bilde der Frau von Stein entnommen und mithin als einzig erhaltene Rest ihrer Briefe nach. In Wilhelm's verstorbenen Freundin Charlotte, von der in den „Geschwister“ die Rede, ist ohne Zweifel Charlotte von Stein verstanden. 57) Schiller schreibt am 12. Aug. 1787 an seinen Freund Körner: „Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und andeutend sein soll.“

2. Ges. v. J. W. v. A. 18. 18. 18. LXXII.

58) Die Briefe Goethe's an Charlotte von Stein gab A. Schöll in drei Bänden im J. 1848 heraus und versah sie mit schätzbaren Einleitungen. Zur Kenntnis Goethe's in der betreffenden Lebensperiode sind diese Briefe sehr wichtig, da er ihnen wie einem Tagebuche seine tiefsten Empfindungen und auch zahlreichen Lebensdetail anvertraute, übrigens, wie es scheint, nicht ganz ohne Absicht, vor ihr zu spielen. Wie wenig werthvolles Urtheil über Frau von Stein fällt Adolf Schöll in seiner Schrift: „Weimar und Jena.“ (1862.)

in Italien zertrissen worden und für ihn keine Nothwendigkeit mehr. Er hatte sich verändert, die Frau von Stein aber fand er in ihren Eigenschaften unverändert, nur noch mehr gealtert. Je mehr sie aber ihre Reize schwinden sehen mußte, um so eigenwilliger und herrschsüchtiger mochte sie auf ihre früheren Rechte, die sie auf Goethe's lebensschwache Zuneigung erworben zu haben glaubte, pochen. Dieser aber riß das Band des ihn jetzt drückenden Verhältnisses mit einem Male durch, indem er ein weniger geistiges, aber im Ganzen doch naturgemässers, als mit Christiane Vulpius, an seine Stelle setzte. Das Charlotte von Stein sah, daß sie einer andern Herzensdame und welcher sie habe Platz machen müssen, war sie aufs Tiefste erschüttert. Und doch hatte sie vielleicht selbst dazu beigetragen, Goethe sich ihr zu entfremden, indem sie ihn, worüber sich der Dichter in seinen späteren Briefen an sie beschwerte, mit einer Kälte empfing, die ihm „äußerst empfindlich“ war. Unmöglich konnte ihr das Gerücht von einem zärtlichen Verhältnisse, welches Goethe in Rom angeknüpft, verborgen geblieben sein, und wahrscheinlich dachte sie Goethe für die Ewigkeit, womit er in seinen Reigungen wechselte, durch ein schmollendes Benehmen strafen zu müssen. Frau Herder bemühte sich vergebens, eine Ausöhnung zwischen beiden zu Stande zu bringen. Als die Herder einmal das Gespräch auf die Stein brachte, antwortete Goethe sehr kühl: „Ach, mit der ist nicht viel anzufangen, sie ist verstimmt und es scheint nicht, daß etwas werden will.“ Am 21. Febr. 1789 schreibt die Herder an ihren damals in Italien weilenden Gatten: „Das Verhältniß ist noch immer nicht im Gleich. Sie will nicht vergeben und er nicht um Verzeihung bitten, so scheint es uns. Ich mag nicht tiefer hineinschauen. Ich denke, er sei's wohl werth, daß man um ihn etwas leide.“ Eifersucht und Kummer warf sie um diese Zeit sogar aus Krankenlager. Im Mai reiste sie in ein Bad, ihm einen Abschiedsbrief zurücklassend, der zugleich ein Absagebrief war. Goethe suchte sich in einem Briefe zu rechtfertigen, in welchem er sie noch mit dem traulichen Du anredet, ihr zugleich aber Vorwürfe über ihr herrschsüchtiges, ihn ewig kontrollirendes Benehmen macht. Nicht mit Unrecht fragt er, wer an die Stunden, die er mit seiner Geliebten zubringe, Anspruch zu machen habe? Goethe schloß seinen wunderlichen Esermon mit der sonderbaren Warnung vor überreichlichem Rastgenuss. Der Brief reute ihn jedoch bald und acht Tage darauf suchte er in einem zweiten Briefe, in welchem er in Bezug auf sein Verhältniß zur Vulpius einen soß zu demüthigen Ton anschlägt, das Verleedende des ersten wieder gut zu machen. Aber auch an die Herstellung eines bloß freundschaftlichen Verhältnisses war für den Augenblick nicht zu denken. Nach einigen Jahren, als die Stein ruhiger geworden war und Goethe in seiner wohlwollenden Offenung gegen ihren Sohn Erik nicht ermattete, näherte man sich wieder, begreiflicherweise etwas gemessen und feierlich.

Hiermit ist jedoch dem Gange der Ereignisse in Goethe's Leben schon ziemlich weit vorgedrungen, und es

ist Zeit, zu den Begebenheiten des Jahres 1777 zurückzukehren. Vorrüglich ist hier ein Besuch Merd's in Eisenach, wo der Herzog und Goethe mit dem werthen Gaste vertrauliche und lehrreiche Gespräche oft bis in die Nacht fortsetzten, und Goethe's Herzreise im Spätherbste zu erwähnen. Letztere trat er am 29. Nov. zu Pferde an, und zwar im strengsten Incognito, um Niemanden zu belästigen und von Niemandem belästigt zu werden. Auf dem Wege nach Ebingenberg, als doch aber ihm im dunkern Gewölbe ein Geier schwebte, begann er die Ode „Gargelle im Winter“ zu dichten, in der die Naturstimmung mit der Gemüthsstimmung des Dichters in so wunderbaren Einklang gebracht ist. Er besuchte sodann die Baumannshöhle, weiter Glasthal, wo er, wie er in einem Briefe an die Stein gesteht, „wieder Liebe zu der Classe von Menschen gekriegt habe, die man die andern nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist“ und am 10. Dec. befiel er den „schneebedangenen Scheitel“ des Brocken. Nach Weimar zurückgekehrt, beendigte er das erste Buch des „Wilhelm Meister“, zu dem er die Conception schon längere Zeit mit sich herumgetragen hatte.

Der Anfang des Jahres 1778 riß ihn wieder in einen Strudel der gewohnten Wintervergäugungen: Schlittenfahrten, Redouten, Schweinebegen, Theaterproben und Aufführungen nahmen seine Zeit fast ungebürlich in Anspruch. Zum Geburtsfeste der Herzogin kam sein Christophanisches Lustspiel „Die gestifte Frau“ auf dem Liebhabertheater zur Aufführung, das wir jetzt unter dem Titel „Der Triumph der Empfindsamkeit“ freilich in sehr abgeschwächter Form besitzen. Als in Folge der von Oesterreich auf Niederbairern erhobenen Ansprüche ein neuer Krieg zwischen Preußen und Oesterreich drohte, sah sich der Herzog veranlaßt, aus politischen Beweggründen eine Reize nach Berlin zu machen, auf welcher Goethe ihn begleitete und auch Dessau berührte, wo er seinen alten leipziger Freund Bechitz wieder sah. In Berlin und Potsdam weilten sie vom 15. bis 23. Mai. Die vorhandenen Mittheilungen über diesen Aufenthalt sind dürftig; einen großen Gewinn oder sehr wohlthuende Erinnerungen scheint er davon nicht mit nach Weimar zurückgebracht zu haben, außer etwa die Einsicht in das „große Unrecht, das Eine große Waage treibt“, und in die Hohlheit des Hoftrebens. „Je größer die Welt, desto gartiger“, bemerkte er. Bei dem Prinzen Heinrich, der Goethe freundlich aufnahm, war er in Gesellschaft des Herzogs zu Tisch; doch verbielt er sich unter so vielen Generalen beobachtend und zurückhaltend, was man ihm, wie gewöhnlich, als Stolz auslegte. Den großen König selbst lernte er persönlich nicht kennen, da derselbe bereits am 5. zur schlesischen Armee abgegangen war, wo sich auch der Prinz von Preußen, ein Verehrer des Dichters, befand. Berlin war auch damals schon nicht arm an bedeutenden Männern, aber er ging allen literarischen Bekanntschaften vorsichtig aus dem Wege; doch besuchte er, außer dem Kupferstecher (Gobowitsch), die Dichterin Karoline. Er war gegen die berliner Literaten verstimmt, mehr als sich wol für einen so großen Geist

geheim; er hatte, wie es scheint, Nicolai's Parodie auf seinen „Werther“ doch mit Empfindlichkeit aufgenommen und noch nicht vergessen¹⁾. In den October dieses Jahres fiel eine glänzende in Scene gesetzte und im November wiederholte Aufführung des „Jahmarcks von Blundersweilern“ worin er selbst den Marktschreier, den Samann und Martsohai machte. Der projectirte Wiederaufbau des 1774 durch einen Brand zerstörten Fürstenschlosses veranlaßte ihn, das Studium der Baukunst und die Lehre von den Schulordnungen zu betreiben, was ihm für seine spätere italienische Reise nicht ohne Nutzen war, und sich sogar in architektonischen Zeichnungen zu äßen. In größeren poetischen Arbeiten scheint ihm in diesem Jahre die rechte Stimmung gefehlt zu haben. Doch war das Jahr nicht verloren. „Viel Arbeit in mir selbst“, schreibt er zum Schluß des Jahres, „in viel Sinnend, das Abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenbrauen sich zusammenzudrängen scheint.“

Das Jahr 1779 wurde für Goethe dadurch wichtig, daß er sich mehr und mehr an den Staatsgeschäften betheiligte und sich den verschiedenartigen Zweigen der Verwaltung widmete, unter Anderem sogar zu seinen bisherigen Geschäften noch die so wenig poetischen der Krieges- und Wegebaucommission übernahm. Goethe konnte sich eben Alles zutragen und das Heterogenste mit seinem Alles umfassenden Geiste und klar erkennenden Verstande bewältigen. Er selbst fand, daß diese Geschäfte seine poetische Stimmung nicht hörten, daß seine productive Phantasie vielmehr nach benedigten Geschäften nur um so freier spielte. Freilich wird man ihm die eigentlich brüdenenden und ermüdenden Arbeiten sicherlich möglichst fern gehalten, er selbst aber die amtlichen Geschäfte mit genialem Ueberblicke erledigt und abgeklärt haben, weshalb auch die Männer des alten Geschäftschreibens, „die Kanzleischreier“, wie Karl August selbst sie nannte, ihm immer anständig waren und blieben. Noch später, während seiner ersten italienischen Reise, hatte man in den weimarischen Kreisen die Verleumdung im Umlauf gesetzt, daß er Andere, wie Laßbire für sich schmeißen lasse²⁾ und in Italien seine Besoldung „für Nichtsthun“ verzehre und es ist immerhin auffallend, daß selbst ein Dichter wie Schiller dieser phylisterhaft neidischen Ansicht Gehör geben und ihr beipflichten konnte. Was Goethe aber im Stillen Gutes that, davon wußte man Nichts oder stellte sich doch an, als ob man davon Nichts wisse. Auf seinen vielfachen Reisen durch die zerstreuten Gebietstheile des weimarischen Ländchens lernte er neben der Bravheit und Arbeitsamkeit der niederen Volkschichten auch deren Armuth und Bedürftigkeit kennen und er beschäftigte sich nun, um dem Elende zu steuern, unter dem Beirathe des Landescommissarius Böttky

eifrig mit Verbesserung des Ackerbaues und der Wiesen-cultur. Dieses Volkselend nennt er in seinem Tagebuche einmal den „unerkannten Engel“, mit dem er ringe und sollte er sich die „Güste andern“. Er stellt sich dann weiter das Zeugniß aus: „Es weis kein Mensch, was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen.“ Bei seinen Ausreisen erlebte er mehrfache Feuerbrände, so in Apolda im Juli 1779, in Eutendorf am 26. Juni 1780, als er gerade an einem muthwilligen Lustspiele theilte. Dann eilte er ohne Weiteres vom Arbeitstische auf die Brandstätte, legte an die Löschanstalten mit Hand an, um den Retenden mit ermunterndem Beispielen voranzugehen und besand sich zuweilen so mitten in den Flammen, daß ihm Haare und Fingernägel verbrannt wurden. Bei solchen Anlässen lernte er auch die Mängel der bestehenden Löschanstalten kennen und er ließ nicht eher ab, als bis der Herzog sich dazu verstand, für die Verbesserung der Löschanstalten Sorge zu tragen und eine neue Feuerordnung entwerfen und veröffentlichen zu lassen.

Es war für solche Verdienste sicherlich nur eine kaum nennenswerthe Auszeichnung oder Belohnung, wenn ihm der Herzog den Titel eines Geheimrathes verlieh (das Ernennungsdecret ist am 6. Sept. angesetzt) und ihm, was aber erst im nächsten Jahre geschah, eine Gehaltszulage von 200 Thalern bewilligte. Und doch steigerte, nach Wieland's Zeugniß, jene Ernennung den Haß gegen Goethe zu einer Höhe, „die nahe an die hille Wuth grenzt.“ Was Goethe's Gehaltsüberhöhung betrifft, so bemerkt Schaefer: „Weinard große Männer haben dem Lande wenig Kosten gemacht; Goethe hat sein vertrautes Verhältniß zum Herzoge nicht benutzt, um dessen Freigebigkeit für sich auszubenten, vielmehr bedeutende Ausgaben, die seine Stellung verurfachte, aus seinem Vermögen bestritten.“

In diese Zeit fällt die erste Bearbeitung der „Iphigenia“, mit der er sich schon lange getragen hatte. Er begann die Ausarbeitung der Dichtung am 14. Febr. in seinem stillen Gartenhäuschen, schrieb dann an den nächsten Tagen während der Kureisen im Herzogstume im Februar und März, meist in den späten Abendstunden und zuweilen von Refruten umgeben, in Butsch, im dornburger Schloße, in Apolda — wo er den Gegensatz zwischen seiner idealen Dichtung und der jammer-vollen Wirklichkeit tief empfunden zu haben scheint, wie aus den damals niedergeschriebenen Worten hervorgeht: „Der König von Lauris soll reden, als ob kein Strumpfwirker in Apolda hungerte.“ — in Klüßel und auf dem Schwalbenastrie bei Jmenau. In dieser ersten Gestalt wurde die Dichtung am 29. März in Gegenwart der gothaischen Herrschaften zum ersten Male vorgelesen und am 6. April zum ersten Male aufgeführt, mit Corona Schröter als Iphigenia, Knebel als Thoas und Prinz Konstantin als Polydore, während Goethe selbst als Orestes Bewunderung erregte. Bei einer späteren Aufführung in Eutendorf (am 11. Juli) übernahm der Freyge selbst die Rolle des Polydore. In dem Bilde der Iphigenia wollten damals Viele den Charakter der jungen

1) Näheres über Goethe's Aufenthalt in Berlin findet man bei Zeichmann: „Goethe in Berlin“ (S. 6). Was daselbst S. 6 fg. von einem Besuche bei dem Dichter Burmann erzählt wird, beruht nach Dünker auf einer Verwechselung Goethe's mit Claudius. Claudius's Besuche soll Goethe's Besuch nicht angenommen haben, weil er ihn früher als am Tage vor seiner Abreise erwartet hätte.

Herzogin erkennen. Man wußte zu der Zeit noch nicht so genau wie jetzt von den tiefen Eindrücken, welche die von seiner Phantasie in ein ideales Licht gerückte Frau von Stein auf ihn hervorgerufen hatte, obgleich es denkbar ist, daß der Dichter diese Geliebte seines Herzens und die „junge Herzogin zu dem Jockelbilde der Iphigenia verschmelzen habe. Von irgend einer Portraitsähnlichkeit kann dabei natürlich nicht die Rede sein; er nahm von beiden höchstens nur gewisse allgemeine Züge, in sofern sie seinen inwärtigen durch das Studium antiker Muster gereinigten Vorstellungen von idealischer Weiblichkeit fördernd entgegenkamen. Diese erste Bearbeitung der „Iphigenia“ war in Prosa niedergeschrieben, die aber zum Theil in jambischen Rhythmen sich bewegte. Eine spätere, schon nach Verabschiedungen eingerichtete Bearbeitung (wohl die von 1781) wurde dann in Italien derjenigen zum Grunde gelegt, die wir jetzt besitzen und als eine der vollendetsten deutschen Dichterschöpfungen bezeichnen.

Darüber wurde aber auch der deutsche herbe Spas in Eiterburg wie früher unter den Auspicien der Herzogin Mutter gepflegt, obgleich Goethe, jetzt einer ernstern Richtung hingegeben, sich daran nicht mit dem gleichen Eifer wie in den vorhergegangenen Jahren theilnahmte, wenigstens nicht producirend. Doch improvisirte er eine Art Handwurfsstück, ein komisches Straßengesicht, als der erste Band von Jacob's „Baldemar“ erschienen war, dessen Inhalt ihm auf seinem jetzigen Standpunkte sehr wenig zusagte. Als er in Eiterburg daraus vorlas, packte ihm der „alte Teufel des Humors;“ er ließ das Buch mit den Dedeln, sodas der Wind mit den Blättern freies Spiel hatte, an eine noch erhaltene, wenn auch morsche Buche nageln und hielt nun von einem hervorragenden untern Aste eine humoristische Staudenreife. Natürlich kam es darüber zum Bruch mit Jacob, mit dem sich erst im J. 1782 durch einen Brief Goethe's wieder ein besseres Verhältnis aufknüpfte; hohe Achtung hat Goethe bei allen noch so abweichenden Ansichten dem reinen Charakter Jacob's stets bewahrt. Er selbst nannte den muthwilligen Streich später in einem Briefe an Lavater eine „Mährerei;“ und doch entsprang er nur jenem Geiste des Uebermuthes, dessen Nachbrüchen ja auch namentlich die Mitglieder des weimarschen Kreises bei den eiterburger Lustfahrten ausgesetzt waren. So wurde in der zur Geburtsstagsfeier des Herzogs ausgeführten Poffe Einsiedel's „Orpheus und Euridice“ die Arie aus Wieland's „Alceste“, die mit den Worten beginnt: „Meine nicht, du meines Lebens Abgott,“ unter Begleitung der trillernden Trillertonie eines Pöthorates transportirt und dem allgemeinen Gelächter preisgegeben. Freilich fühlte auch Wieland sich dadurch sehr unangenehm berührt, klagte über Mangel an Delicatesse, Zucht und Scham und indem er Goethe als den Hauptveranlasser oder Hauptförderer des ihm gespielten Streiches betrachtete und an Goethe's früher gegen ihn gerichtete Satyre zurückdenken mochte, fühlte er sich in seiner Berechnung für ihn merklich abgefällt. Goethe, immer geneigt zur Versöhnung die Hand zu bieten und anzuerkennen, wo

etwas anzuerkennen war, schied Wieland für dessen „Dorion“, den er aufrichtig bewunderte und der ohne Goethe's belebenden Einfluß vielleicht nicht entstanden oder wenigstens nicht zu einem Kunstwerke von so durchgehender Frische und Muthwillig geblieben wäre, im Winter 1780 einen Vorbertrag. Doch begegnet man in Briefschaften und mündlichen Mittheilungen nicht wenig Spuren, welche zu beweisen scheinen, daß Wieland es später nicht gerade ungern gesehen habe, wenn man dies oder jenes an Goethe auszuweisen hatte. Unter den großen Dichtern und Schriftstellern Weimars war aber Wieland der diplomatischste, der es äußerlich mit keinem verdroß, aber auch mit keinem ein Verhältnis von dauernder Innigkeit unterhielt.

Peinliche Mißverhältnisse, in welche der Herzog durch ein leidenschaftliches Liebesverhältnis zu der Gräfin Werther auf Keunheiligen (der Schwester des nachmaligen preussischen Minister's Freiherrn von Stein) sich verwickelte, ließen eine Reise für nöthig erscheinen, die in Gesellschaft Goethe's im tiefsten Incognito unternommen und am 12. Sept. 1779 angetreten wurde. Die Reise ging über Cassel und Frankfurt und von hier rheinaufwärts über Strassburg nach der Schweiz. In Frankfurt wohnte das seltene Fremdenpaar im Goethe'schen Hause, in welchem „Frau Ma“ noch in ihrer „alten Kraft und Liebe“ weilte. Den Vater, der sich eines solchen Besuches und der ehrenvollen Stellung seines Sohnes im hohen Grade freute und sich mit Eisel sagen konnte, daß er auch seinen Antheil an dessen ruhmvoller Laufbahn habe, fanden die Reisenden im Ganzen stiller, in sich gefehrier und bei abnehmendem Gedächtnisse. Dann ging es dem Rheine zu. Goethe selbst befand sich in der heitersten, allen Eindrücken der Natur offenen Stimmung. Beachtenswerth ist, daß er an Frau von Stein schreibt, er sei „ungetrieben von einer beschränkten Leidenschaft“ und daß nun die „Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind,“ vor seine Seele trägen; einen „willkommenen Athem“ fühle er durchs ganze Land wehen, „Himmelsluft weich, warm, feuchtlich;“ man werde „wie die Trauben reif und süß in der Saat.“ Während die Andern gradezu nach Strassburg reisten, machte er einen Seitenritt nach Sessenheim, wo man ihn freundlich und gut wie in früheren Tagen aufnahm. Friederike Brion führte ihn bei Vollmondsein in jede Laube, denach ihm vortheilhaft und vermittelte es, auch nur durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in seiner Seele zu wecken. In vollem Frieden schied er von diesen edeln Menschen und besuchte Tags darauf, am 26. Oct., eine andere Jugendgeliebte, die frankfurter Lili, jetzt Frau von Türkheim, den „schönen Grabsassen“ und „gute Creatur“, welche er „mit einer Puppe von sieben Wochen“ spielend und zu seinem Troste „recht glücklich verheiratet“ fand. In Emmendingen besuchte er das Grab seiner Schwester und stellte sein früheres gutes Verhältnis zu seinem jetzt mit Johanna Bahlmer verheiratheten Schwager Schlosser wieder her. Die Reise wurde dann in Gesellschaft des Kammerherrn von Wedel, der Tags hundert tolle Einfälle hatte, über Freiburg durchs

Höllenthal nach Basel, weiter über Murten nach Bern fortgesetzt. Das Landerbrunnener- und Haslithal wurden besucht, mehr Höhen erstiegen und Angesichts des Staubades die schöne Ode „Gefang der Geister über den Baslern“ conscript. An den Ufern des genfer Sees traf er die eben dort weilende Marquise Brancioni, die Geliebte des Herzogs von Braunschweig, deren bezaubernde Erscheinung ihn so entzückte, daß er sich eilige Räte in ihrer Gegenwart still fragte, „ob es auch wahr sein möchte, daß sie so schön sah.“ Von Genf, wo er unter Anderem die Bekanntschaft Saussure's machte, wurde dann trotz aller Ermahnungen die bei so vorgerückter Jahreszeit nicht gefahrlose Reise in die savoyen Eisgebirge unternommen. Sie durchzogen das Wallis, das Rhodethal aufwärts; dann ging es zu Fuß über den Gottthard nach Uri, wobei der vortreffliche Führer, der die Babu brach, oft bis über den Gärten im Schnee saß. Es war dies der gefährlichste wie beschwerlichste Theil der Reise, der von den Führern selbst als eine Art Abenteuer angesehen wurde. Auf der Höhe des Gottthard, wo die Reisenden bei den Capucinern nachieten, war die Kälte so grimmig, daß man im Freien nicht ausharren konnte und nur zeitweise wagte, vor die Thür zu treten, um sich dem Anblicke der prägnanten Gebirgskulmen wenigstens auf Augenblicke hinzugeben. Ueber Uri, den Bierwaldstättersee und Zugern, wo Goethe die herrliche Schilderung der Reise nach Savoyen und bis Martinach dichtete, ging es dann nach Zürich, wo in Gesellschaft Lavater's glückliche Tage verlebte wurden. Hier verweilten die Reisenden bis zum 2. Dec., besuchten dann Schaffhausen und den Rheinfall und verließen am 8. Dec. den Boden der Schweiz. Auf dieser Heimreise entstand und reifte das liebliche idyllische Singpiel „Jery und Bätile“, von welchem der Dichter bereits am 20. Dec. eine Abschrift an seinen Jugendfreund Christoph Kayser nach Zürich schickte. In Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt und Homburg wurde mit den Höfen verkehrt, aber Goethe, noch voll von den erhabenen Eindrücken der schweizer Alpenwelt, konnte diesem „Herumschleppen an den Höfen“ durchaus keinen Geschmack abgewinnen. Die bemerkenswerthe Episode war die Theilnahme der Reisenden an der am 13. Dec. der feierl. Militärakademie stattfindenden Preisvertheilung, wobei auch „Cicero“ Friedrich Schiller drei Preise erhielt. Goethe fand dabei zur Linken des Herzogs von Württemberg, wie Karl August zur Rechten desselben. Eigenthümlicher Art mochten die Gedanken des ehrgeizigen und schon mit seinem dramatischen Erstlingswerke beschäftigten, damals 20jährigen Schiller sein, als er den von ihm bewunderten Verfasser des „Götz“ und „Werther“ in so hoher Gesellschaft sich gegenüber sah. Für Goethe war damals der junge Mann Nichts weiter als ein „Cicero“ wie jeder andere; vielleicht erregte ihm Schiller in jenem Augenblicke nicht einmal so viel Interesse als dessen Rithwerder mit die Preise. Nach viermonatlicher Abwesenheit trafen die Reisenden am 23. Jan. 1780 wieder in Weimar ein, wo Goethe zunächst die zweite Hälfte der Briefe aus der Schweiz ausarbeitete.

Als eine Frucht der schweizer Reise und der damit verbundenen Lectüre der Schriften Saussure's fann man es auch wohl betrachten, daß er sich fortan mit immer größerem Eifer dem Studium der Naturwissenschaften zuwandte, zu denen er sich schon früher durch seinen Umgang mit Merd, welcher mit Glüd mineralogische Forschungen betrieb, namentlich aber seitdem er sich ernstlich mit den Interessen des thüringer Bergbaues beschäftigte, lebhaft hingezogen fühlte. Zu seinen mineralogischen Forschungen, denen er sich, wie er an Merd schreibt, „mit einer völligen Leidenschaft“ hingab, benutzte er besonders seinen wiederholten Aufenthalt in Ilmenau, seine Streifzüge durch das thüringer Bergland und seine weiten Ausflüge, z. B. nach dem Harze, den er Anfangs September 1780 abermals besuchte. Er vervollständigte seine mineralogischen Sammlungen und verfaßte einen mit diesen Liebhabereien zusammenhängenden Aufsatz „Nachricht von dem ilmenauischen Bergwesen“⁶⁰⁾. Dieses Studium der Erdgrupppe leitete ihn weiter zu einem ernsthaften Studium der Geologie bei Menschen und Thieren, zu dem Studium der Anatomie und Osteologie, das ihn übrigens schon früh lebhaft angezogen hatte, auf das ferner auch seine Beschäftigung mit der Physiognomie nicht ohne Einfluß geblieben war. Zu diesem Zwecke hielt er sich im October 1781 einige Zeit in Jena auf, um bei dem Professor Koder zu hören und unter seiner Anleitung der Anatomie, die er bisher doch immer nur mehr dilettantisch betrieben, ein wissenschaftliches, systematisches Studium zu widmen. Hierbei kam ihm auch seine Fertigkeit im Zeichnen zu Statten, das er jetzt ebenfalls wieder mit größerem Eifer auszuüben hatte, angeregt besonders durch die seit kurzer Zeit unter der Leitung des Malers Kraus bestehende und durch Goethe hervorgerufene Zeichenschule, die, sicherlich ebenfalls auf Goethe's Veranlassung, seit 1779 öffentliche Ausstellungen ihrer Zeichnungen und zwar alljährlich am Geburtstage des Herzogs zu veranstalten pflegte. Diese Ausstellungen mögen wol die ersten dieser Art in Teutschland gewesen sein. Goethe selbst zeichnete damals besonders nach dem Racten, um dadurch seinen auch später mit so großem Eifer betriebenen Charakterstudium des menschlichen Körpers zu Hülfe zu kommen. Er fing nun auch an, Kupferstiche, Handzeichnungen und andere Kunstgegenstände zu sammeln, copirte nach Rafael und Dürer und studirte mit größtem Eifer die Schriften von Mengs. Durch diese Beschäftigung mit der Kunst war auch ein Anknüpfungspunkt zu seiner später so innigen Freundschaft mit dem Maler Heinrich Wilhelm Tischbein gegeben. Goethe war es, der ihm bei dem Herzoge von Gotha ein Stipendium auswirkte, um in Italien seine Kunststudien weiter fortsetzen zu können. Auch seinem Jugendfreunde, dem Kaiser Kayser, wirkte er nicht bloß vom Herzoge eine Unterstützung aus, um nach Wien zu gehen und sich unter Gluck's Leitung auszubilden, er selbst verschaffte ihm aus eigenen Mitteln mit Geld und er

60) Abgedruckt in Diezmann's schon erwähnter Schrift: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar“ S. 278—296.

spricht in einem Briefe an Frau von Stein seine Befriedigung darüber aus, daß seine „alte Wohlthätigkeit“ ihm wieder zurückkehre. Ein anderes freundschaftliches und für ihn lehrreiches Verhältnis entspann sich mit dem Bildhauer Kauer, der damals eine Büste des Dichters verfertigte und mit dem er manche Stunde in ernstem Gespräche über das Wesen und die Aufgabe der Kunst verbrachte, wie mit Kayser über musikalische Arbeiten. „So zeigt sich uns ein Streben“, bemerkt Schaefer, „wie die Natur so auch das ganze Gebiet der Kunst zu durchwandern und durch eigene Anschauung kennen zu lernen.“ Mit diesem offenen Sinne für die Kunst und die Natur ging auch der für die Freundschaft Hand in Hand. Wieland rühmt um diese Zeit von ihm, er sei so sanft und gutmüthig gegen alle Leute, daß er von dieser Seite nicht mehr zu kennen sei; mit Knebel war sein Verhältnis das innigste und im J. 1781 schloß sich auch Herder, der sich bisher ziemlich fremd und kalt gegen ihn verhalten, wieder enger an ihn an.

In den Tagen, wo sich der Dichter vorzugsweise als einen guten Menschen fühlt, nach Kräften Glüd und Segen nun sich verbreitet und mehr als gewöhnlich mit sich zufrieden zu sein Ursache hat: in solchen Tagen wird ihm auch der Duell der Poesie frischer und erglebiger strömen als in den Tagen der Verthimmung und des Misanthropes mit der Welt und mit sich selbst. Auf einer Herdskette durch das thüringer Gebirge entstanden, außer der deklamatorischen Ode „An meine Götter“, die ersten Szenen des „Tasso“, den er schon seit dem März mit sich herumgetragen hatte. Es war am 13. Oct., als er sich an die Ausarbeitung der ersten Szenen machte und wenige Wochen später war er bereit bei der ersten Scene des zweiten Actes angelangt. Aber so rasch ihm auch der Anfang dieser Arbeit von der Hand gegangen war, so gerieth sie doch bald ins Stoden, da im Winter theils Geschäfte, theils Zerstreuungen seine Thätigkeit allzusehr in Anspruch nahmen. Erst im Frühlinge 1781 konnte er wieder an die Fortsetzung der Arbeit denken; aber sie rückte, vielfach unterbrochen, nur langsam fort und gelehrt sich gegen den Herbst 1781 bis zum Schlusse des zweiten Actes. Aber gerade an diesem ersten Erfolge hatte das Herz mehr als die Kunst Antheil; diese ersten Acte waren in poetischer Prosa niedergeschrieben; ihre jambische Kunstform erhielt „Tasso“ erst in der spätern Umdichtung. Persönliche Beziehungen und Hesperabungen waren unzerreßbar darin verarbeitet; aber einzelne Ausleger sind in ihrer Eucht zu druten und überall persönliche Bezüge zu wittern, auch in Betreff des Tasso viel zu weit gegangen, z. B. wenn man behauptet hat, Goethe habe in dem Verhältnisse des Tasso zu Antonio sein eigenes zu Herder darstellen wollen. Viel eher ist anzunehmen, daß Goethe im Tasso und im Antonio zugleich seine eigene Doppelnatur als Dichter und als Staats- oder Weimann habe zur Anschauung bringen wollen; denn in diesem Widerspreche bestand sich Goethe damals. Dabei mag er allerdings einzelne Züge von Herder entlehnt haben, der Klopstock so auf Kosten Goethe's zu erheben pflegte, wie etwa Antonio im „Tasso“ Ariost auf Kosten Tasso's

erhebt. Als Urbild zur Prinzessin Leonore soll dem Dichter die Frau von Stein und, nach Schaefer's Deutung, als Urbild zur Gräfin Leonore gar die Marquise Brancioni gegessen haben. Nach der Vollendung des „Tasso“ schrieb dagegen Karoline Herder an ihren Vatten am 20. März 1789: „Sie (Frau von Raib) nimmt Goethe's „Tasso“ gar zu speciell auf Goethe, die Herzogin, den Herzog und die Steinin; ich habe sie aber ein wenig darüber berichtigt. Das will ja auch Goethe durchaus nicht so gebreitet haben. Der Dichter schildert einen ganzen Charakter, wie er ihm in seiner Seele erschienen ist; einen solchen ganzen Charakter besitzt ja aber ein einzelner Mensch nicht allein. So ist es mit dem Dichtertalente selbst, so mit der Kunst zu leben, die er durch den Herzog oder Antonio darstellt. Daß er Züge von seinem Freunden, von den Lebenden um sich hernimmt, ist ja recht und notwendig; dadurch werden seine Menschen wahr, ohne daß sie eben im ganzen Charakter lebend sein können oder dürfen.“ Diese Stelle ist deshalb beachtenswerth, weil die Herder hier wahrscheinlich mit Goethe's Worten selbst gesprochen hat. Man erkennt daraus zugleich, daß, so sehr man sich auch in den damaligen Kreisen Weimar's abquälte, in Goethe's Dichtungen überall persönliche Beziehungen zu erblicken, damals doch Niemand daran gedacht hat, daß Antonio mit Herder identisch sei. Schon früher hatte übrigens Goethe die Herder davor gewarnt, zu viel in den „Torquato Tasso“ hineinzubringen, „weil sonst das ganze Bild verdorben wäre“, obgleich er zugestanden hatte, daß die Dichtung viel Deutendes „über seine eigene Person“, d. h. über seine inneren Kämpfe enthalte“).

Sehr lebhaft beschäftigte er sich in dieser Zeit mit einer andern seiner größten Schöpfungen, dem „Wilhelm Meister“, dessen erstes Buch im J. 1777 geschrieben war. In einem Briefe vom 7. Juni 1780 erzählt er, daß er auf dem Rute von Erfurt nach Gotha seine „Lieblingssituation“ im „Wilhelm Meister“ ausgeführt und sich das Detail so lebhaft angemeldet habe, daß er „bitterlich zu weinen“ angefangen. Das zweite und dritte Buch des Romans wurden damals in seinem Geiste verarbeitet. Psychologischen Stoff und künstlerische Anregung zu dem dritten Buge erhielt er namentlich bei einem Besuche, den er im März 1781 in Gesellschaft des Herzogs dem Grafen Werther zu Reuntheiligen abthatte. Die Gattin des Grafen, welche, wie schon bemerkt, eine heftige Reigung bei dem Herzoge entzündet hatte, war das Urbild der liebenswürdigen Gräfin, welche dem Wilhelm „die Epöäre höherer Weiblichkeit eröffnet“⁶¹⁾. Auch der Humor und die Theaterlust wurden in dieser Zeit, namentlich im Sommer 1780, in Eiterburg gepflegt. Er selbst gesteht, daß das Theaterische noch eins von den „wenigen Dingen“ sei, an denen er noch „Kinder- und Künstlerfreude“ habe; auch zeigt sich der Einfluß

61) Siehe die Briefe der Herder vom 13. Febr., 2. März und 20. März 1789 in „Herders Briefe nach Italien.“ 62) Dies ist Worte J. W. Schaefer's, bei dem von (1. B. S. 389—340) Näheres über das gräfliche Ehepaar findet.

dieser Theaterliebhaberei in den ersten Büchern des „Wilhelm Meister“ ja deutlich genug. Productiv für dieses Dilettantenbetheiligung war Goethe übrigens nicht sehr; doch versetzte er dafür das satirische Spiel die „Bögel“ zu dem der Hauptmotive aus des Aristophanes Komödie entlehnte, doch in so freier Benutzung, daß man das unthörligste, kleine Stück mit Recht als eine Dignalarbeit betrachten kann. In die Periode seiner klassischen Reife eingetretten, hat er jetzt den Hans Sachs'schen Knittelvers ausgegeben; die „Bögel“ sind in einer wohlgefügten Prosa geschrieben. Das Stück ist übrigens in Etersburg am 18. Aug. 1780 in Bögelgestalten, die einen sehr positiverlichen Effect machten, wirklich aufgeführt worden; Goethe selbst spielte darin den Treustrub. Kleinere Sachen dienten dann und wann zu Nachtragungen; so wurde z. B. bei einem Hofeste am 6. Jan. das Gedichtchen von „drei Königen aus fernem Morgenlande“ von Corona Schröter und zwei Sängern in Masken dargestellt. Den Plan, das Leben Bernhard's von Weimar zu schreiben, zu dem Goethe bereits umfassende Studien gemacht hatte, ließ er fallen und ein von ihm am 6. Jan. 1781 als Antwort auf Friedrich's II. Pamphlet „Do la littérature allemande“ dictirtes „Gespräch über die deutsche Literatur“ (Goethe gewöhnte sich um diese Zeit immer mehr daran, seine Sachen in die Feder zu dictiren) lies er leider ungedruckt, weil Inzulassen Mißes⁶³. Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur“ erschienen war. Eine Abkürzung davon schickte er jedoch an Merd, der sich darüber gegen Forster mit vielem Roke aussprach. Die Hoffnung, daß diese jedenfalls interessante Arbeit einmal noch werde aufgegeben werden, braucht man noch immer nicht aufzugeben. Im Ganzen konnte Goethe auf die Jahre 1780 und 1781, die auch an Auszeichnungen reich waren, wozu die ihm von der Herzogin Amalie 1781 veranlaßte Geburtstagsfeier und seine glänzende Aufnahme am großherrschaftlichen Hofe gehören, mit größter Befriedigung zurückblicken. In sich selbst lebend, kümmerte er sich damals um das Publicum so gut wie gar nicht; seine Dichtungen wurden durch Abschriften oder durch Aufführungen in Etersburg nur im Kreise seiner vertrauesten Freunde bekannt und das genügte ihm vollkommen, weil er in sich selbst begnügt war. Auch das Jahr 1782 war nicht unfruchtbar, obgleich sich Goethe während der Winterstillschließung nicht sehr betätigt gefühlt zu haben scheint. „Noch nie hab' ich den Schluss des Carnevals so sehr genossen als diesmal.“ schrieb er an Frau von Stein. Früher, wo diese Lustbarkeiten noch den ganzen Reiz der Neuheit für ihn hatten, war er mit Lust, Liebe und bestem Humor dabei gewesen; er hatte gefordert, ihnen so viel als möglich einen tiefen Gehalt zu geben; es war doch eine neue und durchaus nicht uninteressante Seite, die ihm das Leben zugewendet hatte und an der er seinen Humor und seine Erfindungskraft üben konnte. Immer mehr aber scheinen diese Nummern, diese nicht selten mit persönlichen Anzüglichkeiten gewürzten Farcen, diese dilettantischen Versuche im Schauspielersache ihn angewidert zu haben, je mehr er den Ernst des Lebens

wie den Ernst und die hohe Aufgabe der Kunst kennen lernte. Er erkannte, wie sehr er gefährdet war, sein Talent in lauter Nüchternheit zu verflüchten, wie es diesen Hofsleuten doch um Nichts weiter als um Zerstreuung um jeden Preis oder um Illustrierung ihrer Person zu thun war, wie man sein Talent für Nichts weiter für gut hielt, als unterhaltende Nummern, Ballette, Festsdramen u. s. w. zu arrangiren und dem Decorativen, Reflexiven, Ballet- oder Ceremonienmeister mit hübschen Erfindungen zu Hülfe zu kommen, weshalb er selbst einmal von der „Karrenrolle“ spricht, die er zu spielen habe. Denehin besand sich Goethe während des Carnevals von 1782 — den er unter Anderem durch einen Maskenzug „Die vier Weltalter“ nebst erklärendem gehaltvollen Gedichte verberstliche⁶⁴ — körperlich leidend und zwar in einem Grade, daß der Herzog am 8. Febr. schrieb: „Hier hängt Alles an krank zu werden. Ich hab's mit achtzähligen Zahnschmerzen überstanden; jetzt geht Goethe gelb und bleich umher und sieht an sich herum.“ Hierzu kamen der schlechte Zustand der Kammerfrauen, welcher dem Herzoge mancher Belästigungen bereitete, allerlei alberne „Geschäfte“, wie Refrutenaushebung und Kriegskommissionenarbeiten, endlich im Mai die Trauerkunde von dem am 24. oder 25. Mai erfolgten Tode seines Vaters. Goethe war hiervon, wenn er auch äußerlich seine Ruhe wie immer zu bewahren wußte, sicherlich tief ergriffen und es ist unredt, wenn man eine frivole briefliche Äußerung des Herzogs dahin gedeutet hat, daß auch Goethe darüber leicht hinweggegangen sei. Goethe hatte es in der Selbstüberwindungskunst allmählig weit genug gebracht, um von den Stürmen, die sein Gemüth so oft und auso Gefährte bewegten, die Welt Nichts merken zu lassen. Dünker weiß mit Recht darauf hin, daß und mit welcher Nührung Goethe seines Vaters noch in Italien gedacht habe⁶⁵. Allerdings wurde der schmerzliche Eindruck dieser Trauerkunde durch den Gedanken gemildert, daß Johann Caspar Goethe zuletzt durch einen an Geisteserrüttung streifenden Trübsinn, von dem ihn nur der Tod erlösen konnte, seinen Umgebungen wie sich selbst zur Last gewesen.

Auf einer Geschäftsreise im März vollendete Goethe sein schönes Gedicht auf den Tod Wieling's, der, ursprünglich einfacher Tischlermeister, war nur die Stellung eines Theatermaschinisten inne gehabt hatte, aber in dieser Stellung eine für Weimars Hofkreise wichtige Person gewesen war, und vielleicht mehr diesem Umstände als seiner wirklichen Vortrefflichkeit verdankte das Gedicht die große Sensation, welche es in Weimar machte. Goethe selbst geht gegen Anabel: „Ich bin nie noch seiner so schönen Sensation bewußt, als die Gedicht in unserm Kreise gemacht hat.“ In diesem Gedichte zeigt Goethe, der immer vom Besondern sich zum Allgemeinen zu erhe-

⁶³ Dünker setzt diesen Maskenzug, abweichend von allen übrigen Biographen Goethe's, in das nächstfolgende Jahr. Die in seiner Schrift „Goethe und Karl August“ angegebenen Gründe scheinen uns nicht ganz schlüssig zu sein. ⁶⁴ Siehe in der oben erwähnten Schrift: „Goethe und Karl August“ die Note auf S. 148.

den suchte, daß es nicht auf hohe Stellung und weitverbreitete Wirksamkeit, sondern darauf ankomme, daß Jeder auf seine Weise in dem übernommenen Berufe die Niedrigkeit in dem seinen mit angepannter Kraft uneigennützig, tüchtig und redlich wirke, um der höchsten Anerkennung werth zu sein; daß nicht das Was, sondern das Wie der Väterfüllung den Werth eines Menschen bedinge. Es ist dies eine Aufsicht, die Goethe auch sonst auf Nachdrücklichkeit geltend zu machen sich bestrahlt hat.

Unmittelbar nachdem er mit diesem Gedichte fertig geworden, nahm er wieder den „Gegmont“ vor und arbeitete namentlich den „fatalen“ vierten Act um, in dem die Würde des Gegenstandes widerbricht, darin zu tilgen. Eine Abschrift dieser neuen Bearbeitung schickte er an Justus Möser und begleitete sie mit einem Schreiben an dessen Tochter, worin er den Wunsch ausdrückt, daß ihm Möser „recht aufrichtig und ausführlich“ seine Meinung darüber sagen möge. Auf einer neuen, bereits am 28. März angetretenen Geschäftsreise entstanden die ersten jener Epigramme, zu denen er wahrscheinlich durch die ihm im März überlieferte Tobler'sche Uebersetzung von Gedichten der griechischen Anthologie angeregt wurde und die er dann nebst einigen spätern unter der Ueberschrift „Antiker Form sich nähernd“ unter seine Gedichte aufgenommen hat. Schaefer vermutet, daß auch die Oden „Ganymed“, „Grenzen der Menschheit“ und „Das Göttliche“ in diese Frühlingsstage zu setzen seien. Letztere, wie die Romane „Der Sänger“ u. s. w., gehören jedenfalls dem Jahre 1782 an, ebenso das Eingpiel „Die Fischerin“, welches am 22. Juli auf der Naturbühne im trirurter Park zum ersten Male mit größtem Erfolge aufgeführt wurde.

Auch „Wilhelm Meister“ wurde in diesem Jahre von Goethe gefördert; er brachte im Sommer das zweite Buch zum Abschluß, daß er dann am 29. Aug. dem herzoglichen Paare vorlas, und machte sich weiter an die Ausarbeitung des dritten, bei welchem er zu seiner Genugthuung wieder zu fühlen begann, daß er vornehmlich und eigentlich doch zum Schriftsteller geboren sei. Am „Werther“ nahm er allerlei Veränderungen vor, die nur zum Theil Verbesserungen sind; er milderte die früher etwas schroffe Darstellung des Verhältnisses zwischen Albert und Lotte und fügte die Episode von dem Bauernbräutigam bei, der aus Eifersucht zum Mörder wird. Aus dieser Arbeit, die dann vor dem neuen Abdruck im J. 1786 noch einmal revidirt wurde, ging dann auch wohl die zuerst 1806 den Werken Goethe's eingefügte „erste Abtheilung der Briefe aus der Schweiz“ oder das Fragment Werther'scher Reisebriefe hervor.

In dasselbe Jahr fällt Goethe's Erhebung in den Adelsstand, welche der Herzog schon seit einiger Zeit beim Kaiser betrieben hatte, da Goethe's amtliche wie gesellschaftliche Stellung den Adelstand nöthig zu machen schien. Goethe hatte, als er das Diplom in Händen hielt, in seinen Gedanken eben Nichts weiter, als was er „längst befehlen“ denn „wie frankfurter Patricier

hielten und immer dem Adel gleich“, äußerte er. Auch brachte ihm dieses Jahr eine Vermehrung seiner Amtsgeschäfte, indem er nach der heimweg's erbeirten Entlassung des Kammerpräsidenten Kall auch dessen Geschäfte übernahm, und zwar ohne Ernennung zum Kammerpräsidenten und ohne Erhöhung des Gehalts, sodas es auch dem höchsten Willen nicht möglich gewesen wäre, Goethe hierbei irgend eines eigennütigen Motives zu zeihen. Im December machte Goethe mit dem Herzoge einen Ausflug nach Dessau und von hier nach Leipzig, daß er seit seiner Studienzeit dann und wann nur flüchtig berührt hatte. Diesmal blieb er in Leipzig vom 24. Dec. (der Herzog begab sich schon am 26. im raschen Ritte nach Weimar zurück) bis zum 3. Jan. 1783, weil er das am Neujahrsabende stattfindende Concert nicht versäumen wollte. Besonders versetzte er in Leipzig mit seinem geliebten Dider und andern Kunstfreunden, sammelte auch in dieser „kleinen moralischen Republik“ zu seinem „Wilhelm Meister“ manche „recht schöne Data“ und ergänzte „verschiedene Lücken“, denn wie er an Frau von Stein am 28. Dec. schrieb: „Wenn ich nicht immer neue Ideen zu bearbeiten habe, werde ich wie krank.“ Interessant und werthvoll wurde dieser Ausflug ihm auch dadurch, daß er dem Fürsten von Dessau, welcher die Reisenden eine Stunde auf dem Wege nach Leipzig begleitete, näher trat, indem sich der Fürst, wie es scheint, in seiner ganzen schönen Menschlichkeit gegen ihn erschloß. Schon früher hatte Goethe den Fürsten in einem Briefe an Kavalier eine „schöne und große Natur“ genannt.

Bei seiner Rückkehr nach Weimar wurde er zwar von mancherlei gebauften Wünschen in Beschlag genommen, sodas er davon zuweilen „wie gestottert und gebraten“ war, dagegen hatte er diesmal von den Carnevalslustbarkeiten fast gar nicht zu leiden, da in der Erwartung der Wiederkunft der Herzogin selbst die am 30. Jan. gebrauchliche dramatische Aufführung ausfiel⁶⁵⁾. Am 2. Febr. 1783 wurde der Erbprinz Karl Friedrich geboren und am 5. Febr. fand die Taufe desselben statt. Am diesem erkrankten, dem Lande so erfreulichen, auf den Herzog einen nicht unbedeutenden sittlich-kraftigen Einfluß ändernden Ereignisse theilhaftig sich Goethe, obgleich es sich diesmal doch nicht darum handelte, ein „Großmeister der Affen zu sein“, fast auffallend wenig; doch suchte er durch sein Gedichtchen „Zur Feier der Geburtskunde des Erbprinzen“ wenigstens seinen guten Willen zu zeigen. Vieles thätigsten ihm, der alles Prunfhafte und erfsunkelt Schwinstige haßte und ein solches Ereignis als ein ganz natürliches betrachtete, von dem nicht viel Aufhebens zu machen sei, die bei dieser Gelegenheit sich Luft machenden Schmeicheleien betriebsamer Creaturen und die Ueberfülle der Festlichkeiten, womit man das ganze Ländchen in Bewegung und Kosten setze, sodas

⁶⁵⁾ Daher scheint uns auch die Annahme Dünser's, daß der Goethe'sche Auszug „Die vier Weltalter“ nicht 1782, sondern am 20. Jan. 1785 stattgefunden, trotz der dafür beigebrachten Gründe nicht sehr wahrscheinlich.

darüber selbst im Jullibeste des „Deutschen Museums“ in einem Briefe aus Gießen gepöbelt wurde. Zwar beabsichtigte Goethe, seine Tragödie „Euphor“ bis zum Krönungstage der Herzogin (den 9. März) fertig zu bringen, aber, wie er am 3. März an Anselm schreibt, es sei ihm unmöglich, der alte Plan sei fehlerhaft gewesen, er habe das Stück wieder von vorn an neu umarbeiten müssen. Nur zwei Acte, die Exposition, wurden im März fertig gebracht und in dieser fragmentarischen Gestalt ist es den Goethe'schen Dramen eingereiht worden“).

Reider brachte es die Stellung Goethe's mit sich, daß er in seinen größern Plänen immer wieder gestört wurde. Zu diesen unwillkommenen Störungen gehörte ein Besuch des damals gerade die deutschen Universitäten bereisenden Herzogs Karl von Württemberg in Begleitung seiner Gemahlin, der Gräfin Hohenheim, in Jena und Weimar. Am 5. März, als er faum die beiden ersten Acte des „Euphor“ vollendet hatte, begleitete Goethe seinen Herzog zur Begrüßung der württembergischen Herrschaften nach Jena, doch trug ihm dieser Besuch die Bekanntschaft mit dem im jenaischen Naturalienkabinett befindlichen, völlig ausgewachsenen, wohl erhaltenen Cephallenkopfschädel ein, der ihm für seine osteologischen Studien von so großer Bedeutung werden sollte. Am 16. kam der Herzog mit der Gräfin nach Weimar, wo derselbe einem Concert und der Abendtafel beiwohnte und, wie Euboeus berichtet, mit Wieland gar nicht, dagegen mit Goethe, den er ja schon von seinem Besuche der Militärschule her kannte, viel verkehrt haben soll“).

Seine Beziehungen zum Hofe und seine amtlichen Geschäfte wendeten ihm sehr mehr als früher ihre dunklere Seite zu. Er nennt es ein „saures Stück Brod“ wenn man darauf angenommen sei, „die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen“, er klagt, daß ihn das ganze Jahr kein angenehmes Geschäft ausfülle, daß er von „Noth und Ungesund der Menschen“ immer hin und wieder gezogen werde, er nennt sich in einem Briefe an Jacobi einen „armen Sklaven der Pflicht“, hält sich reservirt und gibt dadurch dem Herzoge Anlaß, über die „Taciturnität seines Herrn Kammerpräsidenten“ Klage zu führen. In einer solchen Stimmung des Ueberdrußes am Weltstreben mag er wol (Anfangs Sept. 1783) mit Beikist jenes schöne Gedächtnis: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ an die Wand des Braterschuchens auf dem Widelhahne bei Almenau geschrieben haben.

66) Woldemar von Wiedemann erklärt die bei Goethe so bald gegen dieses Stück eingezeichnete Abneigung damit, daß er sagt: „Der schauerliche, grüßmalternde Stuch mühte ihn bei seiner tiefen Unregelmäßigkeit abzuweisen.“ Vergl. „Wissenschaftliche Beiträge der Leipziger Zeitung.“ Nr. 69. Jahrg. 1860. 67) Euboeus berichtet auch, daß Wieland wegen der ihn angeblich wiederholten Zurücksetzung ein Epigramm auf den Herzog verfaßt und ihn darin wegen der Schamtheißei mit Dionys verglichen habe. Dünper führt dies in seiner Schrift: „Goethe und Karl August“, an, sagt aber sehr mit Recht ein Neagegenüber hinzu. Wobeleinslich war ein bekanntes Schubarth'sches Epigramm auf den Herzog von Württemberg dieses Inhalts in den weimarischen Kreisen in Umlauf gesetzt und weil möglicherweise Wieland sich an dessen Verbreitung betheiligte hatte, diesem zugeschrieben worden.

X. Gussf. d. W. u. R. Geste Section. LXXII.

Diese Stimmung dauerte bei ihm aus, denn noch kurz vor seiner Reise nach Italien versicherte er in einem Schreiben an Jacobi, er lebe „in einer Abgeschlossenheit von der Welt“, die ihn zuletzt „kumm wie einen Fisch“ mache. Zwei Umstände kamen hinzu, die ihm seine Berufsthatigkeit damals erschwerten und seine Stimmung verbitterten, einmal die leidige Liebesgeschichte des Prinzen Konstantin, der seine Geliebte, die Französin Dausancourt, nachdem er ihrer überdrüssig geworden, nach Weimar geschickt hatte und des Herzogs Widerstreben, für seine Ausgaben einen Etat festzusetzen, der nicht überschritten werden dürfte. Das letztere erreichte Goethe niemals und dieser Umstand soll es gewesen sein, der ihm die Stelle eines Kammerpräsidenten am meisten verleidet habe. In der Geschichte des Prinzen Konstantin wurde ihm der delicate und unangenehme Auftrag, sowohl für dessen Kind Anstalten zu treffen, als die auf ihr Recht pothende widerpenkliche Französin zu vermannen, sich noch vor der Rückkehr des Prinzen zu entfernem oder besser wegschaffen zu lassen. Zuletzt wurde sie, wie es scheint nicht gerade mit ihrer Einwilligung, sondern unter ihrer fortwährenden Protestation, unter Begleitung von Goethe's treuem Diener Philipp Seidel nach Frankreich, wahrscheinlich zunächst nach Strassburg gebracht. Das weiche Herz Goethe's und die höhere Staatsraison, der er Gehorchen mußte, kamen hierbei sicherlich in einen Conflict, der für ihn sehr peinlich war. Doch wußte Goethe von allen noch so unangenehmen Situationen für seine Poetie Vortheil zu ziehen und so hat er auch dieses Abenteuer für seinen „Wilhelm Meister“ benutzt, indem er Wilhelm in ähnlicher Weise Lydia fortgeschaffen läßt, wie die Frau von Dausancourt aus dem Fürstenthume zu Lannroba fortgeschafft wurde. Denn hier hatte man ihr, wahrscheinlich auf den Rath Goethe's, ein Asyl für ihre Liebertun bereit.

Im September 1783 machte er eine neue Reise in den Harz, besuchte die Baumannshöhle und besah in Gesellschaft seines Zöglings Fritz Stein am 21. Sept. die Höhe des Brodens, auf der er übernachtete. Für sein jetziges Lieblingsfach, die geologisch-mineralogischen Untersuchungen und für die mineralogischen Sammlungen gewährte dieser Ausflug reiche Aubeute; auch wurde er dadurch zu einer im nächsten Winter niedergeschriebenen Abhandlung über den Granit angeregt. Weiter besuchte er auf diesem Auszuge die schöne Brancani zu Langenstein am 13. und 14. Sept. Halberstadt, wo er mit der Herzogin Amalia und den bei begleitenden braunschweigischen Herrschaften zusammenlief; auch Olm's Bekanntschaft machte er, der ihn, was in dieser Umgebung wol erklärlich ist, zu freis und gesinnlich fand. Goethe's letzte seine Reise bis nach Göttingen fort, um die Bekanntschaft mehrerer Professoren zu machen und dehnte sie, von Fritz dazu bestimmt, bis nach Gießen aus, wo er am Hofe sehr gut aufgenommen wurde und lehrreiche Unterredungen mit Georg Forster und namentlich Sömmering hatte, mit letzterem besonders über Diätologie. Nach seiner Rückkehr nach Weimar, wo er am 8. Oct. eintraf, mußte er wegen der Anwesenheit hoher Herr-

schaften aus Baden und Kurland viel bei Hofe tafeln; wenn es jedoch irgend ohne zu auffallende Verletzung der Etikette geschehen konnte, vermied er den Hof und schlug selbst Einladungen aus, um seinen osteologischen und mineralogischen Studien obzuliegen und an der Hersteinung des „Wilhelm Meister“ zu arbeiten. Am 12. Nov. konnte er mit dem vierten Buche abschließen, war aber doch mit der Arbeit nicht so weit vorgerückt, als er sich vorgenommen hatte. Die Abende verbrachte er abwechselnd gern bei seiner Freundin Stein oder bei Herder, mit dem gerade jetzt das Verhältnis den höchsten Grad von Innigkeit erreicht hatte. Dahin deuten auch die Worte, die Karoline Herder am 29. Mai 1789 an ihren Gatten nach Rom schrieb: „Wir wollen ihn (Goethe) nicht mehr verlieren, wie du es einmal (vor sechs Jahren war's) so heilig zugesagt“, was auf ein im J. 1783 formlich abgegebenes Freundschaftsgelöbniß schließen läßt. Unter Anderem las ihm Herder Anfangs December die ersten Capitel seiner „Ideen zu einer Geschichte der Menschheit“ vor, die Goethe köstlich fand. In welchem Grade dies der Fall war, beweist unter Anderem der Umstand, daß Goethe im März 1784, um die Herzogin in ihrer Betrübnis, in welche sie der inzwischen erfolgte Tod einer kleinen Tochter (Prinzessin Louise) versetzt hatte, aufzuleben, zu einer Abendlecture die ersten eben gedruckten Bogen des zweiten Theils der „Ideen“ wählte.

Im Winter 1783—1784, der sich durch entseßliche Strenge unangenehm auszeichnete, befand sich Goethe bis tief in den Januar hinein häufig unwohl, weshalb er sogar auf die Abendbesuche bei seiner Freundin verzichten mußte. Dagegen brachte ihm der Februar eine große Ermuthigung, indem am Faschachtsdienstage, welchen die limenauer Bergleute seit alten Zeiten zu feiern pflegten, endlich die von ihm mit so großem Eifer betriebene Eröffnung des neuen Schachtes „der neue Johannes“ stattfand, wobei er selbst eine durch Simplicität und Herlichkeit ansprechende Rede hielt, die er, obgleich er einen Augenblick lang in Stoden gerahen sein soll, glänzend zu Ende führte, und in der er bewährte, alles Verdienst um die Hebung des limenauer Bergbaus von sich ab- und ausschließlich dem Herzoge zuzuwenden“). Leider machte 11 Jahre später ein bedeutender Stollenbruch dem Bergbau im Floggebirge der Sturmhäube für immer ein Ende. Bei dem gewaltigen Einsturze, welcher vier Tage darauf (28. Febr.) die Stadt Jena betraf und große Verwüstungen an Gebäuden und Gärten anrichtete, that sich Goethe durch kluge Anstalten und thatkräftiges Handeln hervor, wie auch der Herzog in einem Briefe an Reich anerkannte. Er selbst sagt in einem Schreiben an die Stein: „die Vorgesetzten sind auf keine außerordentlichen Hülfe gefaßt; die Unglücklichen ohne Rath und die Versicherten unthätig. Wenige einzelne brave Menschen zeichnen sich aus.“ Im März war er wieder auf einige Tage in Jena und hier gelang es ihm

am 27. zu seiner unaussprechlichen Freude, den Zwischenknochen (os intermaxillare), den man bisher als Unterscheidungsmerkmal des Affen vom Menschen betrachtete, auch an letzterem zu entdecken.

Im August unternahm er in Begleitung des Zeischendirectors Kraus eine neue mineralogische Reise nach dem Harze und von hier einen Abschied nach Braunschweig, wo sich der Herzog befand und sich ziemlich langweilte. Der Grund dieser Reise war eine Preisbewerbung über ein Lieblingsstübchen des Herzogs, den projectirten Hirschenbund, den der braunschweigische Herzog jedoch nur für einen schönen Traum hielt. Das „schreckliche“ sechsstündige Tafeln verursachte auch Goethe viele Langeweile; er beobachtete, wie meist bei fürstlichen Gesellschaften, ein jurdächtendes Wesen und gab selbst den Damen keine Veranlassung, sein verbindliches Wesen sehr zu rühmen. Hierzu kam, daß der regierende Herzog von Braunschweig, ein bloßer Militär, für einen Dichter wie Goethe kein Verständnis haben konnte. „Er hatte mich eigentlich niemals geliebt“, gesteht Goethe selbst in seinem Tagebuche aus der Champagne, wo jedoch das gemeinsame Unglück eine augenblickliche Annäherung zwischen beiden zur Folge hatte. Nach seiner Gewohnheit suchte und suchte indessen Goethe auch von seinem Aufenthalte in Braunschweig Theilhaft zu ziehen; er beobachtete die Menschen und erweiterte den Kreis seiner Kenntnisse durch den Besuch der herzoglichen Gemälsammlung und der naturwissenschaftlichen Sammlungen. Mit Kraus, der inzwischen mit schönen Zeichnungen aus dem Harze ebenfalls in Braunschweig eingetroffen war, bezog er sich, seitig im Gefühle wiedererlangter Freiheit, am 1. Sept. wieder in den Harz und zunächst nach Goslar, besah den Brocken und die Klosterruine und weilte auch zwei Tage bei der Brancioni in Langenstein. Am 16. Sept. war er wieder in Weimar, wo noch in demselben Monate Jacobi und Claudius zum Besuch eintrafen. Mit Claudius, für dessen „Boten“ früher Goethe einige poetische Beiträge geliefert hatte, sah er sich hier zum ersten Mal. Sie machten zusammen in Gesellschaft der Herder und des jungen Frh. von Stein einen Ausflug nach Jena, wo Knebel sie bestens bewirthete und fuhrten dann im starken Monatsfeste nach Weimar zurück. Goethe sprach während der Fahrt sehr schön über den Zustand der Seele nach dem Tode. Dem kimpfen Claudius wurde jedoch nicht recht wohl in Weimar, dem er nach Empfang eines Briefes von seiner Rebecca unverzüglich den Rücken wandte. Von einem nähern Verhältnisse zwischen beiden Männern konnte überhaupt nicht wohl die Rede sein; mit jedem Schritte, welchen Claudius auf dem Pfade orthodoxer christlicher Frömmigkeit vorwärts that, wurde die Entfernung zwischen beiden immer größer und nach dem Erscheinen der „Xenien“ erklärte sich Claudius bekanntlich offen gegen Goethe“).

68) Diese Rede ist aus Goethe's Nachlaß später in seine Werke aufgenommen worden und mit einigen Veränderungen St. 27. S. 411 ff. abgedruckt.

69) Vergl. über den Besuch Matthias Claudius' in Weimar und seine Beziehungen zu Goethe den Aufsatz: „Goethe und Claudius“ in H. Dünker's Schrift: „Neue Goethedrucke.“ (Nürnberg 1860.)

Das Jahr 1784 war übrigens für Goethe nicht so fruchtbar an poetischen Arbeiten und Entwürfen als die Vorjahre. Im November flieg er über die mancherlei Geschäfte, „die alle Säfte hochen machen und alle natürliche Wärme einperrten.“ Doch faßte er den Plan zu der *„Dereete, Scherz, List und Rache“* und zu den „*Geheimnissen*“, aus denen dann die im August verfaßten *Stanzen* in die „*Zurichtung*“ zu seinen Gedichten übergingen. Auch vollendete er das fünfte Buch des „*Wilhelm Meister*.“ Daß mehr noch beschäftigten ihn damals seine naturwissenschaftlichen Forschungen, besonders die Abhandlung über den Zwischenfaden, die er im Spätherbste seinem Freunde Herder vorlas. Hieraus bezieht sich Herders Mittheilung in einem Briefe vom 2. Nov. an Jacobi: „Goethe lebt, wie er gelebt hat. Er hat uns neulich einen neuen, sehr schönen Band (das 5. Buch) von seinem „*Wilhelm Meister*“ und ein anderes mal den Anfang einer neuen sehr vortrefflichen Arbeit vorgelesen. Die Arbeiten und die Beschäftigungen sind wol die einzigen, die den trefflichen Menschen ihm selbst zurückgeben, inwiewol er auch in der kleinsten und fogar geschäftigsten arbeitsamen Beschäftigung mit einer ganzen Ruhe wohnt, als ob sie die einzige und eigentümliche für ihn wäre.“ In den ersten Monaten des Jahres 1785 beschäftigte sich Goethe, außer mit sehr profaischen Vorarbeiten zur Zerschlagung der Kammergüter, abermals auf Redhast mit naturwissenschaftlichen, namentlich mikroskopischen Untersuchungen und dehnte seine Studien nun auch auf das Pflanzenreich aus. „Seinen mineralogischen Forschungen kam er mit einem Ausfluge, den er Anfangs Juni in Begleitung Knebel's durch den Saalgrund unternahm und Ausganges Juni mit einem Besuche der Fichtelgebirgsgegenden zu Gile. Vom 5. Juli bis zum 16. verweilte er in Karlsbad, wo er namentlich von der polnischen Fürstin Lubomirska, die auch ihn anjog, ausgezeichnet wurde. Die politischen Bestrebungen des Herzogs für den Fürstentum bogen, wie überhaupt alle diese politischen Combinationen und Projecte, waren nur geeignet, ihn zu beunruhigen und zu verstümmen, und als ob sich zu Ende März wegen der zweibrüder Angelegenheit zu einem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich anließ und der Herzog entschlossen schien, sich am Kriege zu betheiligen, flücht er in einem Schreiben an Knebel: „Die Kriegsluft, die wie eine Art Krätze unsern Willen unter der Haut sitzt, fatiguit mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und einem die Füße versagen.“ Diese Kriegsluft seines fürstlichen Freundes für eine Sache, die ihm wenig erheblich schien, und zwar zu Gunsten des Fürstentums, zu dem er kein Vertrauen setzen konnte, vermochte er ebenso wenig gutzuheißen als die Leidenschaft des Herzogs für die Jagd und für Jagdbunde. „Er (der Herzog) schafft die Hofsleute ab und die Hunde an, es ist immer dasselbe,“ schrieb er damals. Auch die Vergnügungen und Hofflichkeiten waren, vielleicht zum Theil gerade weil sich Goethe von ihnen aus Ueberdruß mehr und mehr zurückzog, so heruntergekommen, daß der Herzog damals die weimarische Gesellschaft die „allerrenuantieste von der Welt“ nannte.

In den November desselben Jahres fällt ein Besuch Goethe's in Gotha (vom 12. bis 15.), wo er namentlich an einem Gemälde von Tischbein, „*Renabin*“, welches der Künstler schon im Januar an den Herzog gesandt hatte, Geist und Augen erfrischte.

An poetischen Arbeiten war dieses Jahr nicht gerade sehr reich, doch floßten sie auch nicht. Bis zum November förderte er den „*Wilhelm Meister*“, so weit, daß er das 6. Buch einem Kreise von Freunden und Freundinnen (die Herders, Frau von Stein und Frau von Arnhol) zu deren großen Beifälle vorlesen konnte, wie er bereits im September die *„Dereete, Scherz, List und Rache“*, zu deren zwei ersten Acten von dem Componisten Kayler eine hübsche Musik gesetzt worden, der Fürstin Gallizin vorgelesen hatte, welche damals in Begleitung Fürstberg's und Hemsterhulds nach Weimar gekommen war. Im März hatte er namentlich an den „*Geheimnissen*“ weiter gearbeitet, so daß er am 2. April 48 *Stanzen* fertig hatte. Im November war er auch mit einem Plane und einer guten Anzahl Versen zu einer neuen Oper „*Die ungleichen Hausgenossen*“ zu Stande gekommen und am 8. desselben Monats hatte er den vollständigen Entwurf zu den nächsten sechs Büchern des „*Wilhelm Meister*“ niedergeschrieben.

Das Jahr 1786 — in Goethe's Leben durch den in dieses Jahr fallenden Antritt seiner Reise nach Italien das epochenmachende seit dem Jahre 1775, welches ihn in den weimarischen Kreis berief — sollte seinem kaum wieder angenehmen Verhältnisse mit Jacobi abermals einen Stoß versetzen, indem Goethe sich mit Recht oder Unrecht berufen fühlte, Jacobi über dessen Schrift „*Wider Mendelssohn's Beschuldigungen*“ einen tadelnden Brief zu schreiben, worin unter Anderem die Stelle vorkommt: „Wenn Selbstgefühl sich in Verachtung Anderer, auch der Geringsten ausläßt, muß es widrig ausfallen.“ Goethe mochte es für nöthig halten, für ein und allemal sich mit Jacobi über die Verschiedenartigkeit ihres Standpunktes auseinanderzusetzen, d. h. der Jacobischen Glaubensphilosophie gegenüber den Standpunkt seines Epinoistischen Realismus zur Geltung zu bringen und genau zu markiren. Gott, äußerste er darin, habe Jacobi bei so vielen bedenkenswerthen Gütern mit der Metaphysik, ihn selbst aber mit der Physik gestraft, damit es ihm im Anschauen seiner Werke wohl werde. Auch völlig sich in diesem Jahre der Bruch mit Lavater, mit dem übrigens schon seit etwa 1782 das Verhältnis sich immer mehr gelodert hatte, je mehr ihre Ansichten in Bezug auf religiöse Fragen aus einander gegangen waren. Zwar brachte noch im Juli 1786 Lavater auf seiner Rückreise von Bremen eine Nacht in Goethe's Wohnung zu; aber während Lavater doch nur bemerkt, daß er Goethe „älter, kälter, weiser, fester, entschlossener, politischer“ gefunden, versichert dieser in seinen Briefen an Frau von Stein (damals in Karlsbad), daß zwischen ihm und Lavater kein herzliches, vertrauliches Wort gewechselt worden, daß er Haß und Liebe nun auf ewig los sei und daß er auch unter Lavater's Erstickung „einen großen Strich gemacht.“ Ja, Goethe ging nun sogar so

weit, seinen Jugendfreund für den „subtilsten Heuchler“ zu erklären. Man muß dabei freilich nicht vergessen, daß Frömmigkeit, und nun gar die Kavatersche, in Weimar nicht hoffähig war, daß Kavater in den aufgeklärten weimarschen Kreisen als ein Narr angesehen wurde und daß, wer mit Pietisten umging, leicht der Gefahr ausgesetzt war, verspottet und verlacht zu werden.

Inzwischen war Goethe mit dem Buchhändler Göschen über die Herausgabe seiner bisher erschienenen Schriften in Verbindung getreten und übereingekommen, zu welchem Zwecke er sie durchsah und ordnete, die Gebilde unter allgemeine Rubriken brachte und der Reihe nach „Stella“, „Werther“, „Göz von Berlichingen“ u. s. w. überarbeitete, wobei ihm Herder und Wieland mit ihrem Rathe zur Hand gingen. Bis zu seiner Abreise nach Karlsbad (24. Juli) war er mit dieser Arbeit, die ihn halb fröhlich, halb traurig stimmte, schon weit vorgerückt, doch noch nicht so weit, um, wie Schaefer berichtet, das Material zu den vier ersten Bänden an Göschen absenden zu können.

Von jeher war es Goethe's feurigster Wunsch gewesen, Italien zu besuchen, und schon in seiner Jugend war diese Reise, wie seine Mutter am 9. Jan. 1797 an Frau von Stein schreibt, sein „Tagegedanke, Nacht's sein Traum.“ Allmählig hatte diese Sehnsucht bei ihm, wie er selbst gesteht, einen fast krankhaften Grad erreicht, so daß er sogar die römischen Autoren zu lesen vermied, weil sie in ihm das Bild Italiens zu lebhaft werden ließen und ihn dadurch in Unruhe versetzten. Als er von Weimar nach Karlsbad abreiste, war die Reise nach Italien schon fest beschlossen, doch wußte nur der Herzog aus diesem Plan. In Karlsbad las er einem gewählten Kreise, zu dem auch die gräfliche Familie von Harrach gehörte, fast alle Abende vor; unter Anderem auch die „Vögel“ und „Iphigenia“ nach ihrem früheren Entwurfe. Seine Geburtstagsfeier wartete er noch in Karlsbad ab; dann aber duldete es ihn hier nicht länger; heimlich, um sich durch die verführerischen Reize der karlsbader Gesellschaft nicht länger fesseln zu lassen und allen Gegenwirkungen aus dem Wege zu gehen, stahl er sich am 3. Sept. in einer Postkutsche von dem ihm neuerdings so lieb gewordenen Orte fort.

Für Goethe's italienische Reise liegt und als Hauptquelle das eigene von dem teutschen Publikum noch nicht in volkstem Maße gewürdigte Reisetagebuch des Dichters vor, bestehend aus Tagebuchblättern und aus Briefen an seine in Weimar weilenden Freunde und Grundrinnen, Ansel, Herder und Charlotte von Stein. Leider ist, wie Riemer hervorhebt, bei der Redaction dieser Papiere „manches gefühlvolle, vom Herzen zum Herzen gesprochene Wort, manch liebevoll vertrauliches Gehändniß, manche freimüthige Aeußerung über Welt und Menschen, über Kunstwerk und Künstler unterdrückt worden,“ namentlich in den seinen zweiten römischen Aufenthalt betreffenden Briefen. Man kann daher mit der Bemerkung Dünker's, daß die Herausgabe dieser Briefe in ihrer ursprünglichen Gestalt ein großes Geschenk sein würde, nur übereinstimmen.

Goethe reiste über Regensburg, wo merkwürdigerweise der Dem mit seinem schönen Portal seiner Aufmersamskeit ganz entgegen zu sein scheint, während ihn die gotteshäuslichen Gebäude der Jesuiten und ein zu Werthstuden verarbeitetes, „sonderbar Gestein“ lebhaft beschäftigten, über München, wo ihn ein Besuch des Antikenkabinet davon überzeugt, daß seine Augen auf diese Gegenstände noch nicht geübt seien, über Mittenwald, Innsbruck, Trient, Bogen u. s. w. nach Verona, wo er am 16. Sept. eintraf. Schon bis hierher war sein Reisen ein sorgfältigstes Studiren; er beobachtete nicht nur die Sitten, die Physognomien, die Trachten und die Wohnstätten der Bevölkerung, er beobachtete und studirte auch auch die Gestrirgisse und Gewissenhaftigkeit die ihm so manches Neue darbietende Vegetation, die Gebirgsformen, das Gestein, die Landescultur, die Witterung, die Volksbildungen, den Lauf der Gewässer. Je näher er Italien kommt, um so freier und heimlicher wird ihm um's Herz. Er fählt sich nun doch einmal „in der Welt zu Hause, und nicht wie geborgt oder im Exil,“ es ist ihm, „als ob er hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönländersfahrt, von einem Wallfischfange zurückkäme.“ Dann und wann zog er sich auch ein Abenteuer zu; als er z. B. in der Gegend von Massina einen Thurm in einem ziemlich verfallenen festen Schlosse abzeichnete, wurde er von der argwöhnischen Menge für einen österreichischen Spion gehalten und nachdem man ihm seine Zeichnung zerrissen, von dem Podesta und dessen Actuarius in ein scharfes Gerasse genommen, bis ein in der Nähe angelegener Mann, der früher auch in Frankfurt conditionirt und der Stadt ein dankbares Andenken bewahrt hatte, ihm zu Hilfe kam und seine argwöhnischen Landleute beschwichtigte und verhandigte. In Verona begannen seine eigentlichen Studien in der Kunst, die er dann in Vienza und Padua in den Gemäldergalerien und namentlich auch an den Gebäuden Palladio's fortsetzte. Im botanischen Garten zu Padua, wo noch eine Palme seinen Namen trägt, wurde in ihm „seiner Gedanke immer lebendiger: man kann sich alle Pflanzengehaltnisse vielleicht aus Einer entwickeln könne.“ Am 28. Sept. 1786 traf er in Venedig ein und er ruft aus: „Es ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mit sein bloßes Wort, sein hohler Name, der mich so oft, mich den Todfeind von Wertschällen geduldet hat.“ Aber er geruht sich bald auch seines „guten Vaters“ in Ehren, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen. Als er einmal Gelegenheut hat, im bezüglichen Palais der öffentlichen Verhandlung einer Rechtsache beizuwohnen, äußert er, daß ihm diese Art doch unendlich besser gefalle, „als unsere Studien- und Rangk- und Hockereien.“ Dagegen zeigte er sich jetzt gegen die teutsche gothische Baukunst bis zum Ungerechten verstimmt; er dankt dem Himmel, daß er nun diese „Tafelstischensaulen, spizen Thürmelein und Blumengewölbe“ auf ewig los sei.

Mitte October verließ er Venedig und reiste über Ferrara und Ginto nach Bologna. Hier vor dem Bilde der heiligen Cecilia stehend, lernt er Rafael mehr als bisher schätzen und bewundern, aber gewohnt, eine Er-

schonung niemals vereinzelt, sondern in ihren historischen Zusammenhängen mit früheren anzufassen, rüht er, auch Raphael's Vorgänger, seine „Meister“ anzufassen, was nöthig sei, „um ihn recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen und ihn auch wieder nicht ganz als einen Gott zu preisen.“ Hierbei gedenkt er auch des deutschen Meisters Albrecht Dürer, von dem er in Wänden ein Paar Stücke von „unglaublicher Großheit“ gesehen; er bedauert, daß das Glück den deutschen Maler nicht tiefer nach Italien geführt, er erinnert an dessen ärmliche Verhältnisse und daß er auf seiner niederländischen Reise, um das Trinkgeld zu ersparen, die Domestiken porträtirte, die ihm einen Teller Früchte brachten, und er fügt hinzu: „Mir ist so ein armer Mann von Künstler unendlich rührend, weil es im Grunde auch mein Schicksal ist, nur daß ich mir ein klein wenig besser zu helfen weiß.“ Ueber den Apennin gelangte er dann nach Perugia und er findet hier Veranlassung, das wohlhabende Ansehen des florentinischen Landes zu rühmen, das es einer Folge von glücklichen Regierungen zu verdanken gehabt, wegen der Staat des Papstes sich nur zu erhalten scheint, „weil ihn die Erde nicht verschlingen will.“ Zu Anfang November ist er in Rom. Obschon er die Grille hatte, im vollständigsten Incognito zu reisen, nicht um den großen Herrn zu spielen, sondern um möglichst wenig belästigt zu werden und die Gespräche möglichst von sich abzuwenden, wurde er hier doch sehr bald der Mittelpunkt der in Rom sich aufhaltenden deutschen Künstler und Gelehrten, zu denen sich auch Italiener gesellten, z. B. der Dichter Monti, der Goethe seine Tragödie *Artifone* vorlas und um seine Meinung befragte. Goethe traf in Rom Tischbein, mit dem er schon eine Reihe von Jahren in Briefverkehr gestanden und der aus Eifersucht bemüht war, ihm Roms Kunstschatze zu zeigen und ihm das Verständnis derselben zu erleichtern; ihn überhaupt in das Technische der Kunst einzuweißen; er fand hier den kunstsinnigen Hofrath Reichenstein, den Werkmeister Moritz, einen „reinen trefflichen Mann“, und Angelica Kaufmann, die „arte Ecce.“ Tischbein verfertigte hier von ihm das bekannte Portrait, Goethe als Reisenden darstellend, wie er, in einen weißen Mantel gehüllt, auf einem umgestülpten Obelisk sitzt und die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna überschaut. Dem Werkmeister Moritz leistete er, als dieser auf einem Ritte den Arm gebrochen, aus Aufopferungsbereitschaft, wie er sie früher in Straßburg Herder während der Augenoperation geleistet hatte. „Was ich diese 40 Tage“, schreibt er am 6. Jan. 1787, „bei diesem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter und geheimer Secretair erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu Gute kommen.“ Der dankbare Moritz nannte dafür Goethe in einem Briefe an einen Freund seinen „wohlthätigen Genius.“

Was er von Moritz gelernt, bezieht sich wol namentlich auf die Prosodie; denn er gesteht, daß er Iphigenia nicht gewagt haben würde in Lamben umzuschreiben, wenn ihm nicht in Moritz's Prosodie ein „Reisern“ erschienen wäre und wenn ihn hierüber nicht der Umgang mit dem Verfasser noch mehr aufgeklärt hätte. Er bekennt, daß

er die Prosa seit mehreren Jahren nur darum bei seinen Arbeiten vorgezogen, weil die deutsche Prosodie bisher in der größten Unklarheit schwelte. Moritz hatte doch nun ein einigermaßen festes prosodisches Gesetz aufgestellt, an das man sich halten konnte. Was „Iphigenia“ betrifft, so hatte Goethe die in poetischer Prosa geschriebene Bearbeitung derselben namentlich auf das Anbringen Herder's nach Italien mitgenommen, am Cardasar die „ersten Einien der neuen Bearbeitung gezogen“ und dann in Brønna, Bienenza und Babua, am fleißigsten aber in Venedig daran fortgearbeitet. Inzwischen gerieth die Arbeit ins Stoden, vornehmlich weil der Gedanke zu einem andern Stücke, gewissermaßen der Fortsetzung des ersten, einer „Iphigenia in Delphi“, sich dawischen gedrängt hatte⁷⁰⁾. Von der Ausführung dieses neuen Plans hielt ihn, wie er bemerkt, theils Zerstreuung, theils ein Pflichtgefühl gegen das ältere Stück ab, obschon er von diesem Entwurfe damals sehr begeistert gewesen zu sein scheint und von der projectirten Schlusscene bemerkt, daß, wenn sie gelänge, „nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden.“ Doch wie gesagt, er ließ diesen Plan fallen, um ihn nie wieder aufzunehmen, und machte sich unter Moritz's Einfluß in Rom nur um so eifriger an die Ausarbeitung der ersten „Iphigenia.“ Hier ging die Arbeit, wie Goethe erzählt, „in geheimer Eile“ fort. Abends beim Schlafengehen bereite ich mich aufs morgende Pensum, welches denn sogleich beim Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabei war ganz einfach: ich schrieb das Stück ruhig ab, und ließ es Zeile vor Zeile, Periode vor Periode regelmäßig erklingen.“ Mit der ihm eigenen Bescheidenheit gesteht er, er habe dabei „mehr gelernt als gethan.“ Diese neue Bearbeitung, von der er eine Abschrift in die Helmath schickte, die andere bei sich behielt, las er in dem Kreise seiner deutschen Bekannten vor. „Diese jungen Männer“, berichtet Goethe, „an jene früheren heftigen, vorbrühenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Verwunderliches, und konnten sich in den ruhigen Gang nicht gleich finden, doch verschoben die edlen und reinen Stellen nicht ihre Wirkung. Tischbein, dem auch diese fast gänzliche Entäußerung der Leidenschaft kaum zu Sinne wollte, brachte ein artiges Gleichniß oder Symbol zum Vorschein. Er verglich es einem Opfer, dessen Rauch, von einem sanften Lustbrude niedergehalten, an der Erde hängen, indeß die Flamme freier die Höhe zu gewinnen sucht. Er zeichnete dies sehr hübsch und bedeutend.“ Während seines Aufenthalts in Rom wurde dem deutschen Dichter auch die Ehre zu Theil, daß er vermittelst eines schmeichelhaften Diploms unter dem Namen Regalis am 4. Januar 1787 in die Dichtergesellschaft der Arcadia aufgenommen wurde.

Mit Tischbein reiste er am 22. Febr. von Rom nach

70) Den Plan zu dieser „Iphigenia in Delphi“ theilt Goethe selbst ausführlicher mit in „Aus meinem Leben“, zweite Abtheilung, erster Theil (S. 262 der ersten Ausgabe von 1816). Den Plan hat in unsern Tagen Friedrich Schlegel zu einem gleichnamigen Stücke benutzt, welches auch nur einigen Jahren auf dem Festspieltheater zu Wien aufgeführt wurde.

Neapel ab, wo er am 25. Febr. eintraf. „Man sage, erzähle, was man will, hier ist Alles,“ schreibt er. Einer seiner ersten Besuche galt dem berühmten deutschen Landsmann, Philipp Hackert, der als geschickter Landschaftsmaler bei dem Könige und der Königin in besonderer Gunst stand und gegen Goethe in Betreff seiner dilettantischen Uebungen im Zeichnen offenkundig bemerkte, daß er Anlage habe, aber „Nichts machen“ könne. Dreimal, das letzte Mal am 20. März, besitzte er den Besuch, der damals gerade in lebhafter Thätigkeit war, sah Pompeii und Herculaneum und machte, da er nun sein Incongnio aufgegeben hatte, manche interessante Befanntschaften, z. B. mit dem berühmten Bilagieri⁷¹⁾, mit Hamilton, mit dem Marchese Borio, „der den Verfasser des „Werther“ doch auch kennen lernen wollte,“ und Andern. Dabei vergaß er aber doch auch seine botanischen Liebhaberzeiten nicht und am 25. März schreibt er nach Weimar: „Herrn bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Staube bin.“ Mit einem jungen lebenswüthigen deutschen Landschaftsmaler, Kniep, besuchte er die Ruinen von Pästum, und obdunkelte ihn der Fürst von Waldsee, der sich gerade in Neapel befand, zu einer Reise nach Griechenland zu werden sich bemühte, beschloß er doch mit Kniep nach Sicilien zu reisen unter dem gegenseitigen Uebereinkommen, daß Goethe die Bestreitung der Reisekosten übernehmen, Kniep dagegen landschaftliche Contouren für ihn zeichnen solle, womit dieser sehr wohl zufrieden war. Beide scheinen sich auch auf der ganzen Reise herrlich mit einander verstanden und vertragen zu haben.

Während der Seereise hatte Goethe heftige Anfälle der Seerkrankheit zu bestehen; da begab er sich in seine Kammer, wählte die horizontale Lage, und so, abgeschloffen von der äußeren Welt, ließ er die innere walten und gab sich gleich „zu bedeutender Unterhaltung ein starkes Pensum auf.“ Von allen Papieren hatte er nämlich nur die in poetischer Prosa geschriebenen zwei ersten Acte des „Tasso“ nach Sicilien mit hinübergenommen. „Diese beiden Acte“ berichtet er selbst, „in Abticht auf Plan und Gang angesehen den gegenwärtigen gleich, aber schon vor zehn Jahren geschrieben, hatten etwas Bräutliches, Nebelhaftes, welches sich bald verlor, als ich nach neueren Ansichten die Form vorwalten ließ.“ Man muß die Willenskraft Goethe's bewundern, womit er selbst den bedrückenden Eindruck der Seerkrankheit so weit überwand, um eine poetische Arbeit von dieser Bedeutung vornehmen zu können. Als er sich, der Küste näher, etwas wohler fühlte, wagte er sich manchmal aufs Verdeck, „doch ließ ich,“ fügte er hinzu, „meinen dichterischen Vorsatz nicht aus dem Sinne und ich war des ganzen Stüdes so ziemlich Herr geworden.“ Am folgenden Tage (2. April) bemerkt er Angesichts der Stadt Palermo: „Drei Morgen erschien für mich höchst erfreulich. Der Plan eines Drama's war diese Tage daher, im Wallstichbauche, ziemlich

gediehen.“ In Palermo weilte er vom 2. bis zum 18. April und besuchte namentlich gern den öffentlichen Garten unmittelbar an der Khebe, von dem er sagt: „Es ist der wunderbarste Ort von der Welt.“ Alles rief ihm hier die Insel der seligen Aphästen in die Sinne und ins Gedächtniß und er eilte, sogleich einen Somer zu kaufen, jenen Gesang mit großer Erbauung zu lesen und seinem Begleiter Kniep bei einem Glase Wein eine Uebersetzung des Gesangs aus dem Stegreife vorzutragen. Auch fiel ihm beim Anblick des „so vielerlei neuen und erneuten Gebildes,“ d. h. der südlichen Pflanzengwelt, die „alte Grille“ wieder ein, ob er nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte? Zwei Tage vor seiner Abreise von Palermo besuchte er noch einmal den öffentlichen Garten, um sein „Pensum“ in der „Obssche“ zu lesen und auf einem Spaziergange nach dem Thale, am Fuße des Rosalienbergs, den Plan der „Kauflaas“ weiter durchzuführen (er muß ihn also schon einen oder mehrer Tage vor dem 16. gefaßt haben) und zu versuchen, ob diesem Gegenstande eine dramatische Seite abzugewinnen sei. Er verzichtete den Plan und konnte nicht unterlassen, einige Stellen, die ihn besonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen. Es ist dies derselbe Plan, über den er dann später unterhalb Taormina's weiter nachdachte und den er eine „dramatische Concentration der Odysee“ nennt. Aus der Erinnerung hat er bei Gelegenheit seiner Schilderung Taormina's das Wesentlichste des Gedankengangs mitgetheilt und es ist nur zu bedauern, daß die Tragödie „Kauflaas“ wie die „Iphigenia in Telpbi“ ungeschrieben geblieben sind, da sich beide Sujets gerade für das Talent, die Behandlungsweise und namentlich die Gemüthsart Goethe's so sehr zu eignen scheinen.

Ueber Alcamo und Syragse reiste Goethe nach Girtenti, wo er am 25. April eintraf und bis zum 27. blieb. Goethe hatte beabsichtigt, von Sicilien einen Abthecker nach Malta zu machen, gab jedoch diesen Voratz auf und beschloß, mit einem Vekturin quer durch das Innere der Insel nach Messina zu reisen, um auch die eigentlichen kornreichen Gegenden Siciliens kennen zu lernen. Er führte diesen Voratz auch aus und bestand die mancherlei Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten, womit eine solche Reise im Innern der Insel verbunden ist und damals mehr noch war, sammt seinem treuen Begleiter mit gutem Sumor. Unterwegs hatte er namentlich die Verhältnisse der Bodenbildung und auf die Landescultur Acht. Am 2. Mai langte er in Catania an, bestieg, statt den Gipfel des Aetna, wovon man ihm abrieth, den Monte Rosso, besuchte das Amphitheater von Taormina, dessen Lage ihn entzückte und wo er in einem schlechten verwahrlosten Baumgarten über den Plan der „Kauflaas“ weiter nachdachte, und war am 10. Mai in Messina, das sich zum großen Theil noch von dem Erdbeben 1783 her im Zustande gräulicher Verwüstung befand. Am 14. Mai schiffte er sich auf einem französischen Kaufahrtsschiffe ein, das wegen der Ungeschicklichkeit der Localuntersuchung des Capitains in Gefahr gerieth, an einem Felsen zu scheitern, so daß es unter den Mitreisenden zu einer förmlichen Emute gegen Capitain und

71) Bilagieri machte Goethe unter Andern mit den Schriften und Ideen Vico's bekannt, wodurch Goethe zu den Worten veranlaßt wurde: „Es ist gar schön, wenn ein Volk sich einen Kelterreiter besitzt. Den Deutschen wird einst Samann ein ähnlicher Götter werden.“

Steuermann kam. Goethe, der bei dieser Gelegenheit geklagt, daß ihm von Jugend auf „Anarchie vertrieblicher war als der Tod“, will die lobende Gesellschaft nach einer passenden Anekdote zur Ruhe und Befinnung gebracht haben; jedenfalls ging die Gefahr glücklich vorüber und am 16. Mai lief man im Hafen von Neapel ein, sich glücklich fühlend, „den großen, schönen, unvergleichbaren Gedanken von Scipione so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben.“ Nun erst, geklagt er in demselben Briefe an Herder, sei ihm erst die Odysee ein „lebendiges Wort.“ Während seines diesmaligen zweiwöchentlichen Aufenthalts in Neapel scheint er sich noch weniger als das erste Mal der Geselligkeit entzogen und sich noch mehr in den draufenden Strudel des neapolitanischen Lebens gestürzt zu haben und es klingt fast befremdend und unglaublich, wenn Haderer wahrgenommen haben will, daß Goethe sich in großen Gesellschaften nicht bloß zurückhaltend, sondern schon und verlegen gezeigt habe. Ganz besonders beschäftigte er sich mit den Zukündern der niederen Volksklassen, die er gegen den Vorwurf, daß sie faul und müßiggängerisch seien, zu verteidigen sucht. Sehr treffend ist, was er dabei über den Unterschied zwischen dem arbeitsvollen Leben der Nordländer und dem mehr sorglosen der Südländer bemerkt. „Es sei bei dem Nordländer“, bemerkt er, „gar nicht die Frage, ob er entbehren wolle; er darf nicht entbehren wollen, er kann nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwissenschaften, welche sich Zehntausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurtheilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu streng.“ Wie sehr verräth sich auch in diesen Bemerkungen Goethe's stets humaner und billiger Sinn! Interessant war ihm auch ein Zusammenreffen mit einem ihm sonst gänzlich unbekannten Engländer, der ihm bei zufälliger Begegnung für seinen „Werther“ aus Lebhafte dankte und ohne seinen Gegenstand abzuwarten sich wieder auf Schreien entfernte. Nach einem bewegten und herrlichen Abschiede von seinem treuen Begleiter Rulap verließ er Neapel am 3. Juni.

Goethe kam in Rom am 6. Juni wieder an und hatte gleich am folgenden Tage, dem Frohnleichnamstage, Gelegenheit die berühmten nach Rafael's Cartonen gewirkten Teppiche, welche an diesem Tage im Vatican öffentlich ausgehängt zu werden pflegen, anzuschauen und zu bewundern, und er sieht sich durch sie „wieder in den Kreis höherer Betrachtungen zurückgeführt.“ Sein diesmaliger Aufenthalt in Rom war für ihn überhaupt fruchtbringender als der frühere und er verdankte dies hauptsächlich den Anregungen, die ihm durch einen Kreis trefflicher Freunde zu Theil wurde. Es war schon ein Glück für ihn, daß auch Haderer auf kurze Zeit nach Rom gekommen war und mit dem größten Blide eines praktischen Künstlers ihm bei der Betrachtung der römischen Kunstwerke zur Seite stand. Mit Haderer machte er auch Ausflüge nach Tivoli, Albano, Cassello, Frascati und

lernte nun auch die malerischen Vorzüge der Umgebungen Roms verstehen und würdigen. Aber auch nach der Abreise Haderer's und Tischbein's, dessen Studium, einen großen, kühlen Saal, er nun bezog, blieben ihm noch Meyer, Moritz, G. Schüp, Bury, der Kupferstecher Lips, Verschaffel, Trippl, der im Auftrage des Herzogs von Gotha damals gerade seine Büste modellirte, Reiffenstein und Angelica Kaufmann, bei der er bald befähigter Sonntagsgast wurde. Er übte sich wieder im Zeichnen, wobei er sich landschaftliche Gegenstände, später auch Gegenstände der Architektur zur Vorlage wählte, und er hatte davon wenigstens den Vortheil, daß sich sein Auge in der Perspective übe, sich an sichern Formen bilde und an Gestalt und Verhältniß leicht gewöhnte, und obgleich er im August in einem Schreiben an Herder klagt, daß es mit dem Zeichnen gar nicht gehe und er sich daher zum Modelliren entschlossen habe, legte er im September und October, wo er theils zu Frascati, theils zu Castel Gandolfo weilte, seine landschaftlichen Studien doch selbst fort, wobei er auch über atmosphärische Farben, über die Luftperspective, über Licht und Schatten und über das Colorit, über das ihm die damaligen Künstler nur dürftige Auskunft geben konnten, selbständige Beobachtungen anstellen lernte, die ihm später bei der Abfassung der Gartenlaube sicherlich von großem Nutzen waren. Zu Zeiten modellirte er fleißig, um das „A und O aller und bekannten Dinge, die menschliche Natur“ gründlicher kennen zu lernen, und so geriet er, wie bei seinen botanischen Studien auf die Idee einer Ursprünge, auch auf die Idee, daß sich ein vollendetster Urtypus der idealen Charaktere, wie er den griechischen Künstlern mehr oder weniger vorschwebte, konstruiren lassen müsse, ein Gedanke, der ihn dann auch noch später nach seiner Rückkehr in die Heimat lebhaft beschäftigte⁷²). Es ist ersichtlich, daß die unter den damals in Italien weilenden deutschen Künstlern herrschend gewordene Kunsttheorie Winckelmann's und Rafael Mengo's, welche das griechische Schönheitsideal, freilich auf Kosten des Charakters, in der Kunst, dem entarteten Geschmack der Zeit entgegenstellten, auf diese Beschäftigung Goethe's mit dem Urtypus aller Idealbildung nicht ohne Einfluß blieb, wie sie ja auch auf die ideale Haltung seiner damals entstandenen oder der Vollendung entgegengefügten Dichtungen nicht ohne Einfluß geblieben ist. Hierzu kam sein vertrauter Umgang mit dem Altphilister Moritz, der damals an seiner Mythologie arbeitete, sodas auch mit ihm eingehende Gespräche über die Götter- und Heldenbilder der Alten nahe gelegt waren, denen die im 3. 1788 in

72) Vergl. den Brief von Herder's Gattin an Herder vom 31. Oct. 1788, worin es heißt: Goethe glaube, daß es ihm geüht sei, in Verzeß der Eigenschaften, welche die Alten in ihren Göttern und Helden in der Kunst dargestellt hätten, „den Helden des Hie“ gefunden zu haben. Diese Idee liege „wie ein großer Verrath“ in seinem Gemüthe; Goethe habe auch geäußert, mit 10–12,000 Thälern des Jahres könnte er es in zehn Jahren, „in Rom allein versteht sich“, ausführen. Eine recht brutale Vorstellung über das von Goethe Beschäftigte und wie er es ausführen gedachte, lassen jedoch die etwas verwirrten Andeutungen nicht zu.

Berlin erschienene kleine Schrift von Moritz „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen“ Anregung und Uebersetzung verdankte.

Neben diesen Kunststudien und praktischen Kunstübungen ließ er aber auch nicht ab, der Muse zu huldigen. Zwar die Entwürfe zur „Iphigenia in Delphi“ und zur „Rauchfäa“ hatte er fallen lassen und selbst am „Tasso“, der ihn während seiner Kesse nach und durch Sicilien so lebhaft beschäftigt hatte, arbeitete er für jetzt nicht fort; dagegen wandte er sich, vielleicht durch die neuesten Vorgänge in Brüssel und Holland mit dazu angeregt, mit um so größerem Eifer der Vollendung und Durch- und Ueberarbeitung des „Egmont“ zu. Kein Stück, versicherte er später, habe er mit mehr Gewissenhaftigkeit und mit mehr Freiheit des Gemüths vollendet als den „Egmont;“ er wisse, was er hieningearbeitet habe. Am 5. Sept., der ihm deshalb auch als ein festlicher Tag erschien, füllte er die letzten Lücken in der Handschrift aus. Während seiner ebenfalls in den September fallenden Willagiatour in Frankfurt machte er sich an die Umarbeitung des Singspiels „Erwin und Elmire“, mit dem er jedoch erst am 10. Jan. 1788 so weit fertig war, um eine Abschrift davon in die Heimat zu senden; und in denselben Monate vollendete er das reizende Singpiel „Klabine von Villabella“, auf dessen musikalisch-dramatische Gestaltung die Anwesenheit seines Freundes, des Componisten Kayser, sicherlich von bedeutendem Einflusse war. Denn Kayser, der schon die früheren Singspiele Goethe's componirt und auch zum „Egmont“ eine Musik zu componiren begonnen hatte, war nach Rom gekommen, um sich mit Goethe über diese Musikbegleitung zu beraten und in Einvernehmen zu setzen. Als eine Art Curiosum ist zu erwähnen, daß Goethe auch seine größte Dichtung, die aber selbst in einem Briefe an Schiller „barbarisch“ nannte, „Faust“ jetzt wieder aufnahm und unter italienischem Himmel, im Garten Borghese, eine der nordisch-wildesten Szenen, die Scene in der Herenfäule, dichtete. Auch das Gedicht „Amor als Landschaftsmaler“ entstand während seines zweiten Aufenthalte in Rom.

Diese dem allherrschenden Amor gebrachte Huldigung ist vielleicht in Zusammenhang zu bringen mit einer jählichen Reizung, die Goethe um diese Zeit „blisthisch und eindringlich genug“ zu einer schönen Mailänderin faßte, ohne Anfang zu wissen, daß sie die Verlobte eines Andern sei. Nachdem ihm dies kund geworden, verschwand sofort die „Vorahnung alles des Glücks, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwicklung unbegrenzt vorpiegelt“, und er suchte nun, so gut es ging, seine Leidenschaft zu beschwichtigen und ein ruhiges Freundschaftsverhältniß herzustellen. Beim Carneval, der, wie man weiß, später von Goethe in meisterhafter Darstellung geschildert worden ist, saßen sie sich wieder und ihr Abschied endlich fand nicht ohne tiefe Erregung statt. Der eigene Bericht Goethe's über dieses Verhältniß ist übrigens, wie Scharf mit Recht bemerkt, „verblaßt und gibt nicht die volle Wahrheit“⁷³⁾.

73) Wiehe hat sich in seiner „Geschichte der Pöle des Hauses

Die Eharmphe (15—21. März) gab ihm noch Gelegenheit, die „undenkbar schöne“ Musik, das Meerere, in der Sirtinischen Kapelle zu hören; dann bereitete er sich allmählig auf seine Reise vor, da er doch einmal nicht bleiben konnte. Sein Gemüth war schmerzlich bewegt. Reizbar und wehmüthig, wie er war, weinte er in den letzten 14 Tagen, die er in Rom weilte, fast täglich „wie ein Kind“, wie er der Gattin Herber's später gekand. In seinen Briefen sagt er, daß er in Rom sich selbst zuerst gefunden, zuerst übereinstimmend mit sich selbst, glücklich und vernünftig geworden. „So viel kann ich sagen“, schreibt er ein andermal, „daß ich in Rom immer glücklicher geworden bin, daß noch mit jedem Tage mein Vergnügen wächst, und wenn es traurig scheinen möchte, daß ich eben scheiden soll, da ich am meisten verdiente zu bleiben, so ist es doch wieder eine große Veruhigung, daß ich so lange habe bleiben können, um auf den Punkt zu gelangen.“ Ergen Uedermann dürfte er noch im Oct. 1828: nur in Rom habe er hauptsächlich empfunden, was eigentlich ein Mensch sei; zu dieser Höhe, zu diesem Gluck der Empfindung sei er später nie wieder gekommen, nachher, mit diesem Zustande verglichen, nie wieder froh geworden.

In der Nacht des 22. April, einer schönen Vollmondnacht, reiste er, von den schmerzlichsten Gefühlen bewegt, von Rom ab, machte unterwegs einen Halt in Florenz, wo er den größten Theil seiner Zeit in den dortigen Lust- und Prachtgärten zubachte und den „Tasso“ endlich wieder vornahm, an welchem er vorzugsweise diejenigen Stellen arbeitete, die seiner damaligen elegischen Gemüthsstimmung am meisten zusagen, traf in der zweiten Hälfte des Mai in Mailand ein, wo er wieder „Gebirgs- und Waterlandschaft“ wirtet, und reiste dann über den Comersee, Chiavenna, Orabündten, wo ihn mineralogische Beobachtungen wieder zu interessiren begannen, Konstanz u. s. w. nach der Heimat. Wie er von Rom bei Vollmond abgereist war, so traf er auch bei aufgehendem Vollmonde, am 18. Juni Abends 10 Uhr wieder in Weimar ein.

Zwischen war in Bezug auf seine geistfichste Stellung eine Veränderung zu seinen Gunsten vorgegangen.

Sachse“ eine Vermählung zu Schlothe kommen lassen, wie sie nur einem so fähigen und leistungsfähigen, überall nur auf Standeslose Mithilungen Jaag machenden Gelehrten passen konnte. In einem Briefe Schiller's an Körner vom 20. Nov. 1797 ist von einem gewissen U. die Rede (der Name, in der Urschrift sicherlich vollständig enthalten, ist in der getrudten Ausgabe der Schiller-Körner'schen Briefe nur durch den Anfangsbuchstaben angedeutet), der ein „höfliches römisches Mädchen von gemeiner Herkunft und nicht der besten Conduite“ heirathet haben sollte; das Mädchen sollte nun, „erschrecklich hübsch und gar liebreich sein.“ Wiehe nimmt nun kurzweg an, dieser U. sei kein anderer als Goethe und es sei hier „wahrscheinlich von jener Mailänderin die Rede, welche anzugeben Goethe die Unterredung bewog, daß sie heretisch verlorb sei.“ Mit dem wetherischen U. ist aber der Graf Wester gemeint, über dessen Angelegenheit mit der Mailänderin auch Schiller's Brief an Goethe vom 8. Dec. 1797 nach des letzten Antwortschreibens vom 9. Dec. einige weitere Mittheilungen enthalten. Vergl. hierüber die Mittheilung: „Goethe's Mailänderin in der Schweiz“ in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ Nr. 28. 1854.

Stimmung hervorzurufen, die Goethe aus Italien mitbrachte, wie aus der Stimmung, welche er bei seiner Freundin antraf.

Das Verhältnis stand, wie man sieht, schon auf schwachen Füßen und war in seinem tiefsten Lebenskerne bereits erschüttert, als Goethe ihm durch sein inzwischen angeknüpftes Liebesbündnis mit Christiane Vulpius den letzten tödlichen Stoß versetzte. Goethe lernte das Mädchen zuerst in einer Situation kennen, die ihr Herz von einer vortheilhaften Seite zeigte, als Bistföhrerin für ihren Bruder, den nachher als Verfasser des Räuberromans „Kinaldo Kinaldini“ zwar in der literarischen Welt mehr berüchtigt als berühmt, aber doch populär und in den niederen Bildungskreisen beliebt gewordener Christian August Vulpius, der von Goethe befördert, im J. 1797 Registrator an der herzoglichen Bibliothek, später Bibliothekar mit dem Titel eines herzoglichen Rathes ward und 1827 starb. Als Goethe gerade auf einem Spaziergange im Parke begriffen war, trat sie zu ihm mit einer Bittschrift für diesen damals in verzweifelter Verhältnisse lebenden Bruder, und durch die zutrauliche Herzlichkeit, womit sie dies that, rührte sie, durch ihre ganze frische, naive Erscheinung gewann sie sein Herz. Man muß sich, um nicht unbillig zu sein, in die Lage eines Mädchens versetzen, deren Vater, ein weimarischer Beamter, durch Trunksucht verkommen war, deren Bruder sich durch Uebersetzungen höchst kümmerlich ernährte, während sie mit ihrer Schwester durch Anfertigung künstlicher Blumen und anderer Handarbeiten ein ärmliches Dasein fristete. Sie ergriff die rettende Hand des berühmten hochschenden Mannes, der sie zu sich herauszog wie Gott Nababöb die Davabere. Goethe selbst erkannte in ihr, nach Lesses' Ausdruck, „eine jener freien gefunden Naturen, welche die Bildung der Welt nicht verkümmert hat. Sie war ihm wie ein Kind des sinnlich schönen Italiens, welches er eben mit so tiefem Schmerze verlassen hatte.“ Man darf nicht vergessen, daß Goethe am Weibe außer jugendlichen Reiz Nichts so sehr liebte als Einfachheit, Rauevidt und natürliche Anmuth. Dieser Art waren bisher fast alle weiblichen Geschöpfe gewesen, denen er seine Reizung geschenkt hatte. Gode Ertzgebogaden, vielseitiges Wissen, den Besitz der bestehenden Künste, wie die höchste Gesellschaftsbildung sie verleiht, verlangte er von dem Weibe nicht und der Frau von Stein, welche von allem diesem etwas besaß, wurde er nun überdrüssig, wo er, mit offenen Augen aus Italien zurückgekehrt, erkennen mußte, daß er Vieles an ihr für Ratur gehalten hatte, was vielleicht doch nur künstlich anempfanden war.

Man hat genau den Tag verzeichnet, wo Christiane „die Seine“ ward; es war der 13. Juni 1788, an welchem er, wie Dünker in seinem Bache, „Goethe und Karl August“ sich ausdrückt, „in einem unbewachten Augenblicke sich leidenschaftlich hinsetzen ließ.“ Der Ausdruck „unbewachter Augenblick“ scheint ziemlich unglücklich gewählt, wenn damit eine Art Entschuldigung für Goethe beabsichtigt sein sollte, deren er nicht bedarf, auf die er wenigstens sicherlich niemals Anspruch gemacht hat. Es war vielleicht nicht einmal dies Leidenschaft, durch die

sich Goethe „hinsetzte“ ließ; es wirkte bei der Anknüpfung des Verhältnisses vielleicht sogar ein gewisser absichtlicher Troß gegen die Ansprüche der conventionell pruden und dabei pretentiosen aristokratischen Frauenwelt des damaligen Weimar mit. Seinen Bund mit Christiane pflanzte er von seinem Standpunkte aus als eine Ehe zu betrachten, da er von seinem persönlichen Standpunkte für das Wesen einer solchen die sündliche Eingsegnung nicht für nöthig hielt; erst nach einer langen Reihe von Jahren fügte er sich dem allgemeinen Sittegesetz und ließ sich mit seiner Christiane trauen, wol weniger, weil sich inzwischen seine Ansichten in Betreff der Ehe geändert hatten, oder weil ihm der Ruch, dem Urtheile der Welt Troß zu bieten, allmählig ersahmt wäre, als in der Absicht, unter den damaligen kriegerischen Zeitläuften die Zukunft seines Sohnes August für alle Fälle sicher zu stellen, obschon diesem von dem Herzoge, der selbst Patenheile bei ihm vertreten hatte, die Rechte legitimer Erben bereits früher verliehen worden waren. Die letzten Spröhlings dieser Ehe wurden ihm durch den Tod entrissen⁷⁴⁾. Wie man über dieses Verhältnis auch denken mag, so treten dabei doch einige sehr löbliche Eigenschaften Goethes in ein helles Licht: zunächst seine unverwundliche Treue, die er der Mutter seines Sohnes schuldig an sein glaubte und die so unerlöschlich war als diejenige, welche er seinem fürstlichen Freunde demie; seine Unabhängigkeit von den Vorurtheilen dieser Welt und namentlich der aristokratischen Gesellschaft und seine Uneigennützigkeit, indem eine Verbindung wie diese, hatt ihm irgend einen äußern Vortheil in Bezug auf seine gesellschaftliche Stellung oder seine pecuniären Verhältnisse zu gewähren, ihm in jeder Hinsicht nur Opfer auferlegte, seine bevorzugte Stellung innerhalb der weimarischen Aristokratie untergrub und ihn in kostspielige Connerionen mit armen verachteten Verwandten und Supplicanten drachte.

Christiane Vulpius hat als Geliebte des großen Mannes begrifflicherweise viel dulden müssen, und namentlich zeigten sich die aristokratischen Frauen Weimars gegen sie unverföhlisch, obschon sie doch manche Eigenschaften besaß, die geeignet erdienen, das Urtheil für sie günstiger zu stimmen. A. von Steinberg, der sich genau und unbefangenen bictirnd in Weimar selbst umgesehen, sagt in seinen „Erinnerungsblättern“ von ihr, sie habe an ihrem „Gehimntrug“ gebangen mit jener unterwürfigen Zärtlichkeit, mit jener unselbstständigen, heftigen und vulgären Reizung, die ein Mann, der sich auf Liebe versteht, nach ihrem Werthe zu schätzen weiß. Goethe wußte,

74) Bei der Vertheilung des von Kieche so viele Jahre angehängt gebliebenen Verhältnisses zwischen Goethe und Christiane darf man zu seiner Zeit vergessen, wie frei und ledere die Ansichten waren, die überhaupt damals in der vornehmen Welt in Betreff solcher Verhältnisse vorherrschten. Die Art und Weise, wie Goethe, der Staatsminister, gegenüber dem Generalapprecianten dem Serber und dessen Gattin in seinen Briefen über sein „Gräfin“ zu scherzen wagen durfte, zeigt dies deutlich genug. Ein fürstlicher Freund ging ihm, wie man weiß, in dieser Hinsicht in einem ermunternden Beispiele voraus und hatte daher kein Recht, seinem Minister Vorwürfe zu machen oder ihm in seinen Reizungen zu beschneiden.

daß diese Liebe vorhielt und daß manche andere nicht vorhielt.“ Und selbst R. W. Rubens, der sich ziemlich rück- sichtslos gegen sie ausdrückt, muß doch zugeben, daß die Pulpius Goethe's Hauswesen gut im Stande gehalten, sich ihrer Stellung durchaus nicht überbieten und alles Unangenehme von ihm fern zu halten gesucht habe. Und damit war dem Dichter namentlich in seinen späteren Lebensjahren am meisten gedient. Sie erhoß ihn nicht, aber sie stützte ihn auch nicht in seiner immer mehr hervortretenden contemplativen Ruhe, sie regte ihn nicht, sie stürzte nicht aufreißend in sein inneres Leben hinein, sie hielt vielmehr alle Einsprüche, die ihn zu sehr irritiren konnten, möglichst von ihm ab⁷⁵). Das ist das Verdienst, welches sie sich um Goethe erworben hat, und es wäre vollkommen möglich, darüber Hypothesen aufzustellen, ob Goethe an der Seite einer hochgebildeten, geistig begabten Gattin noch Größeres der Welt hinterlassen haben würde, als er hinterlassen hat, genug, daß sein Leben im Ganzen als ein plastisch gerundetes Kunstwerk vor uns steht, an dem wir wesentlich doch Nichts anders wünschen möchten. Seiner edeln mannhaften Haltung, seiner Vornehmheit hat er auch an ihrer Seite niemals das Geringste vergeben.

Daß Goethe's Neigung zu ihr auch gemüthlicher und nicht bloß sinnlicher Art gewesen, dafür liegen genügende Zeugnisse vor, dafür spricht auch die lange Dauer dieses Verhältnisses, das nur mit ihrem Tode endete. In seinen Briefen an Benedit an Herder gesteht er offen, daß er das Mädchen „leidenschaftlich“ liebe, und diese leidenschaftliche Neigung spricht sich noch in einem zehn Jahre nach der ersten Bekanntschaft geschriebenen Briefe Goethe's an sie mit fast jugendlicher Heftigkeit aus⁷⁶). Als Beweis, daß diese Liebe zu Christiane keine bloß oberflächliche und flüchtige, mit der Sinnelust zer- rinnende gewesen, führt Sternberg gelegentlich in seinen „Erinnerungsblättern“ an, daß Goethe sich bei ihrem Tode den lauten Ausdrücken des ungehemmten Schmerzes überlassen habe. Dies würde wol nicht der Fall haben sein können, wenn sich Goethe nicht an ihrer Seite in einem Zustande ruhigen Glücks und Behagens befunden hätte, in welchem er sich durch das Gerdre der Welt wenig betheiligen ließ und aus dem er sich nun durch ihren

Tod plötzlich gerissen fühlte. In seiner „Zwischenrede“ („Aus meinem Leben“ II. Abtheilung 5. Theil) macht er selbst das Geständniß: „In der Einsamkeit der Wälder und Gärten, in den Finsternissen der dunkeln Kammer war ich ganz einzeln geblieben, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquiden gewußt. Die römischen Elegien, die venetianischen Epigramme fallen in diese Zeit.“ Weich- nend ist endlich auch der Umstand, daß, um uns der Worte seines englischen Biographen Lewis zu bedienen, „auch seine Mutter mit der Wahl ganz zufrieden war, Christiane als Schwiegertochter in ihrem Hause empfang, jährliche Briefe an sie richtete und alle Einnischung un- berufener Schwäger wiederholt abwie.“

Das Wichtigste indessen für den Literaturhistoriker bleibt, daß dieses Verhältniß auch für seine poetische Schöpfungslust nicht ohne alle Befruchtung blieb und daß sich mehrere seiner Dichtungen ganz oder theilweise auf sie beziehen. Als er sie im Weihnachten 1789 nach der Geburt seines ersten Sohnes sammt ihrer Schwester und Lantje ganz in sein Haus nahm, entstand das reizende, an die schönsten Liebes seiner Jugendzeit erinnernde Gedichtchen: „Ich ging im Walde so für mich hin“ u. s. w. In den „Botivalien“ (1796) gilt ihr das Distichon mit der Ueberschrift C. G. (Christiane Goethe), worin er sie sein „häusliches Mädchen“ nennt. Durch das Liebes- glück, welches er an ihrer Seite genoß, fühlte er sich zu den erotischen Epigrammen, die unter den „venetianischen“ verstreut sind, zu dem Gedichte „Morgentlagen“, zu der anmuthigen Elegie „Der neue Pausanias und sein Blumenmädchen“, namentlich aber zu den „Römischen Elegien“ angeregt, die unter den Goethe'schen Dichtungen dieser Art und in der deutschen poetischen Literatur über- haupt eine so hervorragende Stelle einnehmen. Diese mögen vielleicht schon theilweise (v. B. die siebente, wie Schaefer vermuthet) in Italien entworfen sein, der Haupt- sache nach aber sind sie die poetische Verherrlichung seiner weimarischen Liebesgeschichte, die er, um das antike Costüm um so treuer wahren und die locale Beziehung von Weimar ableiten zu können, nach Rom verlegte, von dessen Eindrücken sein Gemüth ohnehin noch über- voll war. Einige um dieselbe Zeit entstandene Faust- fragmente, das Selbstgespräch in Wald und Höhle und die Scenen am Brunnen, im Zwinger und im Dome lassen, wie Schaefer wol nicht mit Unrecht vermutet, in den durch dieses Verhältniß verursachten tieferen sitti- lichen Kampf blicken. Indem er sich aber so alle mög- lichen Folgen des Verrathes und der Untreue ausmalte, kam Goethe eben zu dem Entschlusse, an seiner Geliebten nicht so zu handeln, wie er seinen Faust an Greichen handeln läßt. Wol aber lernte er dabei die Gebrechlichkeit selbst häuslicher Naturen genauer kennen und ergreifen.

Während Herder's Aufenthalt in Italien, wohin derselbe seine Reise am 6. Aug. 1788 angetreten hatte, zeigte sich Goethe's Grundbesatz für Herder und seine Fa- milie im höchsten Lichte. Er besuchte die Herder häufig, Anfangs immer über den andern Tag, um sie über die Abwesenheit ihres Gatten zu trösten und mit ihr die

75) Man vergleiche über sie „Kreuzschaffische Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Herder aus den Jahren 1800 bis 1801“ (Leipzig 1806), die namentlich über ihr Wästen als Haushälterin Goethe's Nachlass geben, in Wiener's Mittheilungen des Capitel „häuslicher Zustand“ (I. S. 354 fg.), J. W. R. Rubens' anonym erschienene Schriftchen: „Aus Goethe's Leben. Wahrheit und seine Dichtung, von einem Zeitgenossen“, die wohl- wollende Beschreibung der Erbes in dem Capitel „Christiane Pulpius“ (2. B. S. 117 fg. der trauischen Uebersetzung von Herf). Dieser trägt sich namentlich auf A. Goethe's Schrift: „Weimar und Jena“ und führt daraus auch die Erklärung an, wornach Christiane selbst aus Bescheidenheit und Demuth Goethe so lange Jahre von der Tränung abgehalten und es vorgezogen habe, „sich neben ihm mit sehr trüben zu begnügen.“ Schaefer hält diese Behauptung Goethe's für nicht erwiesen. 76) Erbes gebietet dieses Briefes, der sich erhalten habe, aber noch ungedruckt sei, in dem Capitel „Christiane Pulpius“ (2. B. der Brieflichen Uebersetzung S. 125).

fleißig eingehenden Briefe Herder's zu lesen. Er nahm Theil an den Freuden und Leiden ihrer Familie, an den Geburtslagen der Herder'schen Kinder; er vertraute ihr seine innersten Geheimnisse an wie sie ihm die ihrigen, welche letztern meist ökonomischer Art waren, indem sich Herder damals in ziemlich bedrängter Lage befand und von Schulden im Betrage bis gegen 2000 Thaler belastet war. Auch in diesem Punkte stand er ihr mit seinem Rathe bei, und namentlich wirkte er dahin, daß sich der jüngere Dalberg, Domcapitular zu Trier, mit welchem Herder reiste, dazu verband, die Kosten für die Reise bis zu einem gewissen Betrage zu decken. Es ist ihr immer wohl um's Herz, wenn Goethe bei ihr gewesen, und ihr Trost und Rath erteilt; sie schreibt z. B. am 24. Sept. 1788: „Seitdem ich mit Goethe gesprochen habe, schlafe ich wieder besser; die Sorgen haben mich manche Nacht gegen 2 Uhr aufgeweckt und ließen mich nicht schlafen.“ Ueber seine eigene hässliche Situation sagte er ihr im August 1788, wie sie an ihren Gatten schreibt, „viel Belustigendes, ich möchte sagen Betäubendes, es war aber in Allem so viel Klarheit und Nichtigkeit, daß das Betäuben nicht stattfand.“ Er hat nun alles Glück und Wohlfühlen auf Proportion und das Unglück auf Disproportion reducirt. Ihm sel es sehr gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken hätte u. dgl. Er gestand ihr, daß er 14 Tage vor der Abreise von Rom täglich „wie ein Kind gweinert habe;“ und sie fügt hinzu: „daß das Kind sehr grammert.“ Am 12. Oct. spricht er mit ihr sogar über die politische Lage des Augenblicks, was er sonst gern vermied. „Dem Kaiser sagte er (schreibt die Herder), er hätte das Haus Oesterreich durch diesen Krieg so herabgebracht, daß es sich in 100 Jahren nicht wieder erholen werde. Ich sagte: „so werds unserm Herzoge auch gehen.“ Ja nicht anders, antwortete er, und so gehts uns allen, wenn wir unsere Eigenheit irgendwo an unrechten Orte, wie es gemeinlich geschieht, durchsetzen. So ist mich von Jugend auf ergangen; ich war frei und reich, konnte sie also öfters und mehr durchgehen als ein Auerer, und ich weiß am besten, was sie mir gekostet; und wenn ich mich jetzt nicht zusammennähme, so würde es noch mehr geschehen.“ Im September machte Goethe in Gesellschaft der Herder, Frh. Stein's und der Frau von Schardt einen Ausflug nach Roßberg und weiter nach Rudolstadt. Am 5. Sept. fuhr man von Weimar ab und am 7. einem Sonntage, traf man in Rudolstadt ein, wo im Hause der Oberhofmeisterin von Lenzfeld das erste Zusammenreffen Goethe's mit Schiller stattfand, dessen an einem andern Orte später zu gedenken ist. Goethe sprach viel und anziehend über Italien und unterwegs, daß Schiller's im Werturtheile erscheinende Geacht: „Die Götter Griechenlands“ angeregt, über die Eigenschaften, die die Alten in ihren Göttern und Helden in der Kunst dargestellt haben, wobei er sich weitläufiger über sein schon erwähntes Vorhaben in Betreff der menschlichen Gestalt und des idealen Urvirus ausließ und trug während der am mondheilen Abend stattfindenden Rücksicht nach Roßberg die „Geheimnisse“ vor. Bei schön-

stem Wetter fuhr man am 8. über Jena und Delamünde nach Weimar zurück. Goethe scheint während des ganzen Ausfluges in ganz besonders heiterer und erhöhter Stimmung gewesen zu sein.

Im Januar 1789 trat jedoch eine nicht unerhebliche Verstimmung zwischen ihm und der Herder ein, weil Goethe unter seine Dichtungen auch den „Pater Brey“ aufgenommen hatte. „Ich kann in den nächsten vier Wochen nicht mit ihm leben: er ist mir fatal,“ schreibt sie vom 16. Jan. 1789 an ihren Gatten. Als sie ihn am 13. Febr. 1789 auf sein Gemüths befragt, ob sie diese Person (Leonore im „Pater Brey“) so ganz gewesen wäre, wie er ihr dies aus Geschichte auszusprechen und sie von der Nichtigkeit seiner Theorie zu überzeugen, daß der Dichter von einem Individuum so viel nehmen dürfe, als notwendig sei, seinem Gebilde Leben und Wahrheit zu geben, während er das Uebrige aus sich selbst und aus der Erfahrung, „aus dem Einbruche der lebenden Welt“ hole. Sie gesteht, daß er sie völlig befriedigt habe, daß sie Goethe täglich mehr in seinem eigentlichen Rechte sehe, daß sie wirklich einen „großen Aufschluß“ über ihn erhalten habe: er lebe eben wie der Dichter mit dem Ganzen oder das Ganze in ihm. „Er fühlt sich als ein höheres Wesen,“ fügt sie hinzu, „das ist wahr, aber er ist doch der Beste und Unwandelbarste unter allen;“ sie fühlt, „daß ein sehr guter Geist um ihn und in ihm ist.“ In ihrer Begeisterung für Alles, was Goethe sagt und dichtet, schreibt sie selbst im März die Fortsetzung des „Tasso“ ab, wovon Goethe sie am 20. März absolviert, indem er ihr „im Vertrauen“ als den eigentlichen Sinn des Stücks die „Disproportion des Talents mit dem Leben“ bezeichnet. Dann, durch Ausserungen in den Briefen ihres Gatten in Verwirrung gesetzt, wird sie wieder in ihrer Reizung zu Goethe schwankend; sie beklagt am 23. März 1789 Goethe's, „hundert kleine Eitelkeiten,“ seine „Alleinbereitschaft,“ sie bedauert sogar, den „Tasso“ für ihren Gatten abgeschrieben zu haben, denn er befähige „darstellend und ausführend die ganze Vergötterung des Dichters.“ Bald aber hat Goethe ihr Herz wiedergewonnen; denn schon am 24. April 1789 schreibt sie: „Goethe bleibt sich gleich, er steht auf festem Boden. Mäulich mehr im Detail davon; es schmerzt mich, daß Du dein Gemüth von ihm abwendest, und er ist doch der einzige reingute Mensch hier.“ Und als er den „Tasso“ der Herzogin vorgelesen, ruft sie aus (in dem Briefe vom 18. Mai 1789): „O wie bestraft ich mich, daß ich ihn auch nur einen Augenblick verlorne.“ Er ist durchaus eine treue männliche Seele, und es freut mich, daß Du dies in einem Deiner letzten Briefe so gut wieder erkennst.“ Weiter schreibt sie am 29. Mai: „Goethe liebt Dich und ist vor allen Menschen werth, von Dir geliebt zu werden. Wende Dich nicht von ihm ab! Du achtest und liebst an der Angelica (Angelica Kaufmann), was die Natur ihr Glückliches und Heiliges gegeben hat; er ist von dieser Seite ihr Bruder und wir wollen ihn nicht mehr verlieren, wie Du es einmal (vor sechs Jahren war's) so heilig zugehast.“

Goethe benahm sich um diese Zeit in Herder's An-

gelegentlich, wie sich ein Freund gegen den Freund nur immer benehmen kann. Herder hatte, während er in Italien weilte, einen verlockenden Ruf nach Göttingen erhalten und war sehr geneigt, ihn anzunehmen; denn er süßte sich in Weimar gedrückt und isolirt, wie aus seinem am 3. April 1789 aus Rom an seine Gattin geschriebenen Briefe hervorgeht. Die betreffende Stelle ist merkwürdig genug; sie lautet: „Die Herzogin, weißt Du, liebe ich am meisten, aber Du kennst ihre unkräftige Güte. Der Herzog ist gut und brav; was kann, was mag er aber für mich thun? Und überhaupt, wie müde ich des Zusammenhanges mit Fürsten und Fürstinnen geworden bin, die immer unverständliche Kinder bleiben, deren unsern nicht lenken kann, mag ich gar nicht sagen. Daß Goethe für uns wenig mehr sein kann, wird mir beinahe einkleidend; er ist im öffentlichen Bezuge nie gewesen. Die Damen gehen ihren Weg hin und überhaupt ist ja für uns keine Spähre in Weimar. Wir sind einsam und werden es mit jedem Jahre mehr werden.“ Diese Briefstelle ist bezeichnend für die Zustände Weimars, die uns in der Ferne glänzender erscheinen, als sie in Wahrheit waren; sie ist bezeichnend für das überall hin gesäete Mißtrauen, wie sich ja deutlich genug aus der Thatsache ergibt, daß sich selbst der allerdings reizbare und leicht verstimmbare Herder von diesem Mißtrauen gegen Goethe beherrscht ließ⁷⁷). Und sehr mit Unrecht; denn während so über ihn Herder in Italien dachte und schrieb, wirkte Goethe für ihn in Weimar aufs Eifrigste. „Der Herzog (stief er am 23. April 1789 aus, als er Louischen Herder's Geburtstag mitfeierte) kann und darf ihn (Herder) nicht gehen lassen, er ruiniert sonst sich, Jena und Weimar zugleich. Auch nicht einmal nach Jena wünscht ich Herdern; ich hab' ihn viel zu lieb, er ist zu gut zum Professor; er kennt ihre kleinsten Leidenchaften noch nicht“ u. s. w. Auf Goethe's Vorstellungen namentlich wurden Herder die annehmbaren Bedingungen gemacht; man sicherte ihm zu, seine Schulden zu bezahlen, sodasß davon „im Publico Nichts erlaute.“ Ihn zum Vice-Konsistorialpräsidenten zu ernennen, seinen Gehalt zu erhöhen, seiner Gattin bei seinem Ableben einen Wittwengeld auszusprechen, für die Kosten des Studiums seiner Kinder und für deren Unterkommen zu sorgen. Das Alles, schint es, war Goethe's Werk. Dennoch verkannte ihn Herder. Er war noch voll von Engherzthum für Goethe, als er von Weimar abrief; er schrieb noch am 24. Sept. 1788 aus Rom in Betreff Goethe's: „Alles liebt und bewundert ihn, wer ihn hier gekannt hat;“ aber in einem Briefe vom 28. März 1789 bemerkt er

von eben dort in Bezug auf das inzwischen rückbar gewordene Verhältniß zwischen Goethe und Christiane Vulpius: „Die Art, wie er hier auf gewisse Weise unter tohen, obwohl guten Menschen gelebt hat, daß nichts Anderes hervorbringen können.“ Die erstere Mißthellung steht mit der zweiten in einem großen Contraste; letztere beruht sicherlich auf niedrigem Gefasse, das man Herder zutrug, weil er seiner Verhimmung gegen Goethe auch in Rom Ausdruck gegeben haben mochte und daher anzunehmen war, daß diese üble Nachrede bei ihm Gehör finden werde. Man möchte fast argwöhnen, daß die in den Briefen seiner Gattin immer wieder auftauchenden enthusiastischen Lobprüche auf Goethe ihn zum Widerspruch gereizt und eine Art Eifersucht in ihm entzündet hätten ähnlich derjenigen, die er schon zu der Zeit empfunden zu haben scheint, als Karoline, damals noch seine Braut, mit dem jungen Goethe in Darmstadt einen so lebhaften und traulichen Verkehr unterhielt⁷⁸).

Wie Goethe für Herder in edelster Weise besorgt war, so sorgte er auch für seinen geliebten Heinrich Meyer in Rom, indem er den Herzog bezog, Meyer für jedes der nächstfolgenden Jahre 100 Scudi anzubieten und nach Ablauf dieser Jahre ihm in Weimar „eine seiner Gemüthsart angemessene Stellung und den nöthigen Unterhalt“ zuzusichern. Dünper spricht die wohl nicht unbegründete Vermuthung aus, daß ferner Goethe an dem damaligen Entschlusse des Herzogs, Schüler einen jährlichen Gehalt von 200 Thalern zu bewilligen, wohl nicht untheilhaftig war. Goethe kannte die Verlobte Schiller's, Charlotte von Sengelsfeld, schon seit längerer Zeit und war ihr herzlich zugethan.

Wichtig in literarischer Beziehung wurde das Jahr 1789 für Goethe namentlich dadurch, daß er den „Tasso“ endlich, gegen Ende Juli, als fertig und vollendet betrachtet durfte. Er hatte in diese Dichtung die innersten Regungen seines Dichterherzens und Dichterlebens niedergelegt, und doch war er dieser Arbeit, die ihm so viel Mühe gekostet und an der er unablässig gearbeitet, um ihr die Krone höchster Vollendung zu geben, fast überdrüssig geworden. Wenigstens schrieb er am 10. Aug. an den insofern zurückgekehrten Herder: „Wie sehr freut es mich, daß Du den „Tasso“ magst. Die zwei letzten Acte, hoff ich, sollen zu den ersten gehören. Dein Beifall ist mir reiche Belohnung für die unerlaubte Sorgfalt, mit der ich das Stück gearbeitet habe. Nun bin ich frei von Leidenschaft, so daß eine consequente Composition zu unternehmen. Die Fragmentenart trostlicher Späße behagt mir besser.“ Man sieht daraus, wie sehr das neue Riesbeleben, das ihm an der Seite seiner kleinen Christiane ausgegangen war, seine Seele erfüllte. Außer den Römischen Elegien beschäftigte ihn auch der „Faust“, dessen

77) Daß der Zustand in Weimar grade damals kein sehr begünstigter gewesen sein muß, beweist auch Goethe's Brief an Charlotte von Stein vom 8. Juni 1789, worin es heißt: „Wenn durch des Herzogs äußeres Verhältniß und durch andere Combinationen Alles bei uns inconsequent und folgerlos ist und wird, wenn man sich seinen Mängeln nennen kann, der in seinem Zustande beklaglich wäre, so gebt schon Kraft dazu, sich aufrecht, in einer gewissen Heftigkeit und Unruhe zu erhalten.“ Ging doch selbst Charlotte von Stein so weit, in ihrem Schreiben an Zimmermann vom Jahre 1776 die herzogliche Familie eine „malheureuse famille“ zu nennen!

78) Die obige Darstellung des Verhältnisses zwischen Herder und Goethe während des ersten Aufenthaltes in Italien beruht fast ausschließlich auf den, wie schon erwähnt, von H. Dünper und H. v. d. Herten herausgegebenen Briefen Herder's an seine Gattin, aus denen war, wie Dünper in der Einleitung nicht mit Unrecht bemerkt, „ein fast ununterbrochenes Tagebuch über Goethe während dieser Zeit gewinn.“

erste Scenen er so, wie er sie jetzt zum Druck fertig gemacht hatte, am 18. Aug. 1789 Knebel verlor. Nur einem Goethe war es möglich, sich mit mehrern großen Dichtungen zugleich zu beschäftigen, was ihm freilich dadurch erleichtert wurde, daß jede ein inneres Erlebnis war, daß sich bei ihm nur derselbe Quell in verschiedene Ausflüsse vertheilte. Mehr dem äußerlichen Handwerke geboren die Worte an, welche er auf Reichardt's Wunsch den von J. M. P. Schulze componirten Chören zu Racine's „*Atchille*“ unterlegte. Ueber alle diese poetischen Arbeiten, über seine Dienstschäfte, die er mit reißendem Eifer fortwärtete und über die Seitengemüthe seiner Liebe vernachlässigte er aber auch seine botanischen Studien nicht, wie die Abhandlung „*Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären*“, aus der dann das dialektische Gedicht „*Metamorphose der Pflanzen*“ entstand, genugsam beweis. Außerdem fällt in dieses Jahr die im Style, Darstellung und Auffassung meisterhafte Schrift „*Das römische Carneval*“⁷⁹⁾. Die in demselben Jahre in Frankreich ausbrechende Ummwälzung erfüllte ihn wol mit schweren und bangen Ahnungen, aber er ließ sich durch sie in seinem ruhigen Schaffen und Arbeiten fürs Erste nicht stören.

Im Frühlinge des Jahres 1790 wollte Goethe wieder mehrer Wochen in Venedig, der „wunderbaren Wasserstadt“, wozin er sich begeben hatte, theils um der aus dem Süden zurückkehrenden Herzogin Amalie entgegenzutreten, theils um mit einigen römischen Freunden zusammenzutreffen. Erst am 6. Mai langte die Herzogin in Venedig an in Gesellschaft Heinrich Meyer's und des Malers Bury, die ihn dann bis nach Mantua begleiteten, wo sie zwei Tage zubrachten. Dann reiste Goethe, sich von seinen Freunden trennend, über Verona zurück und traf mit der Herzogin Amalie Anfangs Juni wieder in Weimar ein. Auch sein diesmaliger Aufenthalt in Venedig warf ihm Gewinn ab. Auf den Dünen des Lido spazierend gehend, fand er jenen „so glücklich gebornenen Schachschädel“, der ihm die „große“, früher von ihm erkannte Wahrheit: „die sämtlichen Schädelknochen seien aus verwandten Bilderknochen entstanden, abermals bekräftigte.“ Dem Aufenthalt in Venedig verdankt ferner die „*Venetianischen Epigramme*“ ihre Entstehung, wenn auch nur zum Theil, da er ihnen bei ihrer späteren Veröffentlichung (im Schiller'schen *Musenalbum* nach 1795) noch andere frühere wie spätere einreichte. Begeisterung für Italien, wie man doch erwarten sollte, jagte sich in diesen venetianischen Epigrammen nicht; eher hebt er die Schattenseiten Venedigs hervor und er selbst gesteht in einem dieser Epigramme: das sei Italien nicht mehr, das er mit Schmerzern verlassen. An Frau von Rab schrieb er, daß er außerhalb des Vaterlands nicht leben könne⁸⁰⁾. Man darf annehmen, daß seine „*Heulschreie*“, ihm von Wien so arg verachtet und übel gedeutet, seinem Vaterlande wiedergewonnen haben; er

sehte sich nach seinem Knaben und der Mutter seines Sohnhengst zurück; das waren mächtigere Bande, als was ihm Venedig jeß bieten konnte. Er selbst spricht in seinen „*Tage- und Jahreshäften*“ von seinen „angenehmen häuslich geselligen Verhältnissen.“ Auch die Ereignisse in Frankreich blickten auf diese Gemüthsstimmung nicht ohne Einfluß; er ahnte mit fundigem Blicke die Erschütterungen und Gefahren, die sie, und zwar nicht nur für die politischen und sozialen Verhältnisse, sondern auch für die Bildung überhaupt zur Folge haben würden, und seiner Natur nach sehnte er sich um so mehr nach Ruhe, je bewegter es draußen herging. Die Autreux, deren sich die Franzosen seiner Ansicht nach schuldig gemacht, kostete ihm vielleicht Widerwillen gegen alle romanischen Nationen ein, indem er bei ihnen teufliche Wälsung und Zucht und teuflichen Ordnungssinn zu vermessen glaubte. Zu seinem Verdruße mußte er nun gar noch wahrnehmen, daß die französische Ummwälzung selbst in Teutschland und gerade unter den Gebildeten mehr Sympathien fand, als er erwartet hatte. Der um mit Goethe's eigenen Worten zu sprechen, er hatte leider zu bemerken, „daß man im Vaterlande sich (spielend mit Gesinnungen unterhielt, welche eben auch und ähnliche Schicksale vorbereiteten. Ich konnte genug edle Gemüther, die sich gewissen Ausichten und Hoffnungen, ohne weder sich noch die Sache zu begreifen, phantastisch hingaben; indessen ganz schlechte Subjecte bitteren Unmuth zu erregen, zu mehren und zu benutzen streben.“ Je mehr nun, seiner Ansicht nach, der Geist der Autreux so offen hervortrat, um so mehr war er entschlossen, für seine Person Treue in allen Stücken und namentlich auch gegen seinen frühlichen Freund zu halten. Der seitdem öfter bei ihm wiederkehrende Ausdruck, daß ihm sein Herzog oder irgend ein anderer teutscher Fürst ein „gnädiger Herr“ gewesen und ähnliche Ergebnistheorien, bängen mit dieser Anschauung zusammen. Er selbst gab daher freiwillig seinem Verhältnisse zum weimarischen Hofe mehr und mehr den Charakter eines Dienstverhältnisses.

Noch im Sommer desselben Jahres folgte er, nicht eben gern, der Einladung des Herzogs nach Schlesien, wohin derselbe gegangen war, um den Uebungen des dort zum Zweck von Demonstrationen gegen Oesterreich und Rußland zusammengeworzenen Truppencorps beizuwohnen. Goethe war kein Freund von militairischen Schaupielen und militairischen Festen; die Vorliebe des Herzogs für das preussische Militairwesen war ihm von jeher jüwider; dem damaligen Militairhaute Preußen scheint er überhaupt keine sehr große Neigung zugewandt zu haben⁸¹⁾; endlich mochte er, Angeekelt der drohenden Verhältnisse in Frankreich, in diesen gegenseitigen Truppenaufstellungen der

81) Die Nationalisierungshefte der Preußen, die denselben in spezifischer Weise eigen sind, wußte Goethe übrigens sehr wohl zu würdigen. So rühmt er an Gaster (in seinem „*Leben Goethe's*“) mit Begegnung auf dessen preussische Abkennung: „Als Preuß von Geburt halte er sich einen Theil von der Würde seines Landes angeeignet und ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe und Ausdauer den Besten, die mir aus dieser Nation bekannt geworden.“

79) Die älteste Ausgabe (Quartausgabe) hiervon (Weimar und Göttingen 1789), mit 30 nach Schäg's Zeichnungen von Kraus radirten und illuminierten Kupferstichen, ist sehr selten geworden.
80) Siehe „*Charlotte von Rab*“ von Graf Rapp (1852).

DMächte sehr wenig politische Weisheit erblicken — alles Gründe genug, um ihm den Aufenthalt in Schlesien und seiner doch mannichfach interessanten und eigenthümlichen Hauptstadt möglichst zu vermeiden. Er selbst schreibt über seinen Aufenthalt in den Cantonirungsquartiere und in Breslau: „Erf gab den Cantonirungsquartiere Gelegenheit zu einigen Epigrammen, die hier und da eingeschaltet sind. In Breslau hingegen, wo ein solbathischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschiren und manöuviren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so wunderbar es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weshalb mitten in der bewegtesten Welt ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte.“ Weiter schreibt er (f. Tag- und Jahreshefte, 1790): „Eine Lustfahrt nach den Salinen von Wieliczka und ein bedeutender Seilzug und Landritt über Wroclaw, Glatz u. f. w. unternommen, bereicherte mit Erfahrung und Begriffen. Einiges findet sich aufgeschrieben.“ Man darf also die von Schaefer noch in der 2. Auflage seines Werkes über Goethe ausgesprochene Hoffnung theilen, es werde sich aus seinen Papieren eine ausführlichere Darstellung zusammenstellen lassen“).

Im October war er wieder in Weimar, wo er zu größerer poetischen Activity wol Zeit und Ruhe genug gehabt hätte, aber seine Stimmung fand. Nach großen, anstrengenden, das ganze Gemüth in Anspruch nehmenden Schöpfungen, wie „Egmont“, „Pygmalion“ und „Torquato Tasso“, fällt auf der mächtigsten Geist das Bedürfnis des Ausruhens, oder er greift zu leichtem Erholungsarbeiten, wie für Goethe damals die Redaction seiner Elegien und Epigramme waren. Nachdem begann ihn jetzt die Theorie der Optik zu beschäftigen. Das Jahr 1791 widmete er, da er plötzlich die Newton'sche Lehre als falsch erkannt haben wollte, vornehmlich seinen chromatischen Beobachtungen, und für den Apparat, dessen er sich zu diesem Zwecke bediente, vorausgabte er nach und nach über 1000 Thaler. Der Herzog Ernst und der Prinz August von Gotha gewährten ihm mannichfache Beihilfe; sonst aber fand er mit seinen 1791 und 1792 in 2 Hefen erschienenen „Beiträgen zur Optik“ bei den Gelehrten wie beim Publicum wenig Vertrauen und Glauben; sie wurden, wie er selbst bemerkt, „mit schlechtem Danke und hohlen Redensarten der Schule bei Seite geschoben.“ Inzwischen wußte er doch die gebildete Gesellschaft Weimars durch seine Vorträge, die er in der am 5. Juli gestifteten gelehrten Gesellschaft hielt, für die Sache lebhaft zu interessieren. Zugleich übernahm er in diesem Jahre, und zwar vom 1. Mai an, die Leitung des Hoftheaters. Man weiß, was Teutschland dieser

Goethe'schen Theaterleitung verdankt: die Gründung einer Schauspielerschule, welche die Idealität gegen den bisher vorwaltenden Real-Naturalismus vertrat, ihren Einfluß weithin spüren ließ und die Aufführung der vollendeten Stücke Goethe's und Schiller's möglich machte. Die Kunst der Recitation und Declamation in jambisch geschriebenen Stücken wurde erst in Weimar auf feste sichere Wege gestellt, obschon allerdings dem bloß declamatorischen Pathos aus Kosten der Charakteristik ein zu großes Uebergewicht eingeräumt wurde. Dabei verschmähte aber Goethe auch keineswegs Dittersdorf'sche Operetten, italienische und französische Opern, jedoch er selbst mehr ihnen unterlegte deutsche Lerte überarbeitete, noch das Kogebue'sche Lustspiel und das Pfand'sche bürgerliche Drama. Auch Schröder, Bado, Ziegler, glücklich raren-gische Talente, lieferten bedeutenden Beitrag.“ Dreyner und Jünger „gaben anspruchslos einer bequemen Fröhllichkeit Raum.“ Dies war die Masse, ohne die einmal bei der bürgerlichen und spielsbürgerlichen Durchschnittsbildung des Volks ein deutsches Theater nicht bestehen kann, und diese lebendige sich im Jurel herantreibende Masse suchte man mit Schalepore, Geyl und Schiller geistiger zu erheben.“ So bereitete man gleich Anfangs ein Repertorium vor, welches viele Jahre gehalten hat.“ Seine Liebe für das Theater erklärt er einmal in den Tag- und Jahreshesten mit den Worten: „das Theater, wenn es mich auch nicht ergötze, unterhält mich doch in fortwährender Beschäftigung; ich betrachte es als eine Lehranstalt zur Kunst und Heiterkeit, ja als ein Symbol des Welt- und Geschäftslebens, wo es auch nicht immer sanft hergeht, und übertrug, was es Unerfreuliches haben mochte.“

Goethe selbst fühlte sich hierdurch wie durch die Zeitereignisse zum dramatischen Schaffen angeregt, aber, wie er selbst in der „Zwischenrede“ bemerkt: „Ich vergriff mich im Stoffe, oder vielmehr, ein Stoff überwältigte meine innere stiltliche Natur, der unerbittlichsten, vom dramatisch behandelt zu werden.“ Schon im Jahre 1785, versichert er nämlich, habe ihn die Götterdämmerung, „wie das Haupt der Gorgona“ erschreckt, in diesem Ereignis, in diesem „unerbötter frevelhaften Beginnen“ sah er die „Würde der Majestät untergraben, schon im Voraus vernichtet;“ er nahm die „furchtbaren Ahnungen“ die dadurch in ihm erweckt wurden, mit sich nach Italien und brachte sie „noch geschärfter“ zurück. „Glücklicherweise“, fährt er fort, „ward mein Tasso noch abgeschlossen, aber alsdann nahm die weltgeschichtliche Gegenwart meinen Geist völlig ein.“ Das Treiben des in diesen Proceß verflochtenen Gaulters und Montenars Laglopp, der sich als Wiederhersteller der angeblichen ägyptischen Mauern selbst den Grottophila nannte, zog hierbei zunächst seine Blicke auf sich; er war entrüstet und empört über die „unbegreifliche Verblendung verzüglicher Menschen“, die sich durch solche grobe Betrügereien in die Irre führen ließen, und nun sah er, wie die directen und indirecten Folgen solcher Verräthe sich sogar wirksam genug zeigten, „um den schönsten Thron der Welt zu erschüttern.“

Wunderlich erscheint es nur, wie Goethe auch jetzt wieder auf die schon in seinen leipziger dramatischen

82) In der seinem Tagebuche aus der Champagne eingeschickten „Zwischenrede“ lautet eine auf die schließliche Uolose bezügliche Stelle: „Man aber sollte mit auch ein Vorgesamdt feierlicher Untersuchungen werden; denn der schlechten, durch den erdigen-bahter Göttergeschichten Campaigne beunruhigten Verdorrt, hatte ich mich, in einem bedeutenden Lande, durch mancher Erfahrung angereizt und erhoben gesehen und zugleich durch anmutige Erinnerung hin und her gaulen lassen.“

Jugendbegegnissen spukende Marotte zurückkam, sich mit dem absolut Nichtswürdigen und Verderblichen spielend abzugeben oder wie er selbst sagt, „diesem Ungeheuren eine bessere Seite abzugewinnen“, zu dem Zwecke sich „einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen.“ Und zwar hatte er zunächst die Absicht, den Stoff als Oper zu bearbeiten, die er „Die Mystificirten“ nennen wollte und über deren Composition er sich mit dem Kapellmeister Reichardt besprach⁸³⁾. Aber wie er selbst bemerkt, „es waltete sein froher Geist über dem Ganzen, es gerieth ins Stöcken,“ und nun machte er, „um nicht alle Mühe zu verlieren,“ ein prosaisches Stück, ein Lustspiel „Der Großophtha“ daraus, „zu dessen Hauptfiguren sich wirklich analoge Gestalten in der neuen Schauspielergesellschaft vorhanden, die denn auch in der sorgfältigen Ausführung das Ihrige leisteten. Aber grade bedrohen, weil das Stück ganz trefflich gespielt wurde, machte es, wie er weiter schreibt, einen nur desto widerwärtigeren Effect. Ein furchtbarer und zugleich abgehackter Stoff, lähn und schonungslos behandelt, schredte Jedermann, sein Herz klang an und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so füllte sich ein großer respectabler Theil des Publicums entfremdet, sowie das weibliche Jartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte.“ Refugant fährt er dann fort: „Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgültig gewesen und sah auch diesmal ganz ruhig zu, daß diese letzte, an die ich so viele Jahre (1) gemeldet, keine Theilnahme fand; ja ich ergötzte mich meiner heimlichen Schadenfreude, wenn gewisse Menschen, die ich dem Betrüge oft genug ausgelegt gesehen, fähiglich versicherten: so grob könne man nicht betrogen werden.“ Bieleicht hat Goethe durch diese Bemerkungen selbst dazu beigetragen, daß man dem „Großophtha“ im Allgemeinen weniger Beachtung schenkt, als dieses Stück wegen seiner sonst trefflichen Anlage und seines Charakterisits verdient⁸⁴⁾.

Wenn man behauptet hat, Goethe sei gegen Zeitfragen und politische Ereignisse gleichgültig gewesen, so ist dies unrichtig; im Gegentheil, Goethe fühlte sich, je mehr sich die furchtbaren Folgen der französischen Ummwälzung bemerkbar machten, auch um so mehr aus der ruhigen Strömung seiner frühern Schaffenslust herausgerissen, machte sich an die Bearbeitung von allerlei Zeitstoffen und zerplitterte seinen Geist und seine Zeit in Experimenten, die theils ausgeführt sein Glück machten, theils von ihm selbst sollen gelassen wurden. Dahin gehört ein von ihm um diese Zeit projectirter Roman „Die Reisen der Söhne des Megaprazon“, wovon nur der Plan und einige zu Stande gekommene Capitel übrig geblieben und bekannt geworden sind. Er selbst sagt darüber: „Ich hatte seit der Revolution, mich von dem wilden Wesen einiger-

maßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen, eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und mädrdenhaft, verworren, Aufsicht und Absicht verlassend, ein Gleichniß unsern eigenen Zustandes.“ Als er jedoch das, was er davon fertig hatte, später in Bempfersort im Jacobinischen Kreise vorlas, nahm er bald wahr, daß Niemand davon erbaute sei. „Ich ließ daher,“ schreibt er, „meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuscript auf sich beruhen.“

In das Jahr 1792 fällt eine fast wunderbar zu nennende Episode seines reichbewegten Lebens, indem Goethe, der ruh- und friedliebende Künstler und Dichter, in die Lage kam, als Begleiter seines Herzogs wilden Scenen und blutigen Ereignissen als Augenzeuge beizuwohnen. Im August 1792 rückte ein preussisches Heer in Frankreich ein und mit ihm der Herzog von Weimar als Chef eines Reiterregiments. Freilich hatte man sich verlesen durch die Vorsehlungen französischer Emigranten, nur eine sogenannte „militärische Promenade“ bis Paris vorgeseht, was eine wirkliche, und zwar höchst unglückliche, Campaigne werden sollte. Was Goethe als Begleiter des Herzogs auf diesem Feldzuge sah und erlebte, hat er in seiner einfachen, objectiven, dabei aber immer malerischen und charakteristischen Weise in dem Tagebuche dargelegt, welches er während dieses Feldzugs führte und zuerst 1822 als fünften Theil seines Werkes „Aus meinem Leben“ erscheinen ließ. Demselben Bande sind dann noch die „Zwischenrede“, welche vorzugsweise aus den Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Bempfersort im Jacobinischen Kreise und in Münster im Kreise der Fürstin Salicrin besteht, und sein Tagebuch über die Belagerung von Mainz im Jahre 1793 beigefügt. Dieses Buch gehört auch zu denjenigen Schriften Goethes, welche weniger gelesen zu werden pflegen, als sie verdienen. Was man auch aus Vereiningommenheit gegen Goethe an dem Buche auszusagen gefunden haben mag, so ist es doch sicherlich ein höchst werthvoller Beitrag ebenso zur Geschichte seines eigenen Lebens und Charakters wie zur Geschichte jenes in jeder Hinsicht unheilvollen, auf die thörichtesten Voraussetzungen gebauten Feldzugs, zumal da Goethe durch seine Stellung in der Lage war, Vieles, und zwar mit Ruhe, zu beobachten, was dem Gesichtsfehle der Weissen entrückt war. Die Ausarbeitung gehört seiner spätesten Zeit an, denn er begann sie erst im November 1821, und dieser Umstand konnte nicht ohne Einfluß bleiben; man sollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht veräußen,“ sagt er in den „Tag- und Jahresheften.“ Man darf ferner nicht vergessen, daß Goethe sich den französischen Parteien gegenüber in einer vollkommen neutralen Lage befand; er fühlte ebenso wenig Sympathie für die rohen Demokraten und Demagogen, als für die Aristokraten und emigrirten Royalisten, deren unerträglicher Uebermuth ihm bekannt und verhaßt war und die nach seiner Uebersetzung Frankreich in den Abgrund des Verderbens gestürzt hatten. Daß er an den Kennenmiffereien der preussischen Junker ebenso wenig Wohlgefallen fand, braucht bei

83) Von dieser ersten Bearbeitung sind nur die Acten geblieben, die dann unter der Ueberschrift: „Rohstoffe lieber“ unter die typischen Gezeiche aufgenommen worden sind. Der Kapellmeister Reichardt componirte Meeres davon, v. W. die Bassarie: „Rohst Geheirte sich jansen und streiten.“ 84) Wie zu obßällig ist das Urtheil von Krenes, den es förmlich angestrichelt macht, „ein solches Nachwort unter den Schriften eines so großen Geistes zu finden“ und der das Stück „allgemeiner Misadung“ preisgibt.

der bekannten Gesinnungsart Goethe's kaum erwähnt zu werden. Daher konnte es auch geschehen, daß er in Heidenland hier und da im Gegensatz zu den Uebrigen als Republikaner angesehen wurde und bei demokratisch Gesinnten besonderes Vertrauen gewann⁷³⁾.

Goethe nahm seinen Weg über Frankfurt, Mainz u. f. w. In Frankfurt verweilte er mehrere Tage und in Mainz verlebte er zwei heitere Abende mit Sommering, Forster und Huber. Leider war durch Merck's Tod in dem Kreise seiner süddeutschen Freunde eine empfindliche Lücke entstanden; der unglückliche Mann, durch sehnsüchtige und unüberlegte industrielle Speculationen und vielleicht auch einigen häuslichen Reichtum in seinen Vermögensverhältnissen jerrüttet, hatte in Verzweiflung und an Seele und Leib fürchterlich leidend, am 27. Juni 1791 seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht. Er hatte sich schon am 18. Oct. 1788 in einem verzerrten Briefe an Goethe gewandt, worin es unter Anderem heißt: „Gott erhalte Sie, theuerster Mann, in dem höchsten Gipfel des Glücks, getragen in der Andeutung Ihrer Freunde dem Rufe der Nachwelt entgegen.“ Auf Goethe's Fürbitte hatte der Herzog durch ein Darlehen Hilfe gewährt. „Sie können nicht glauben,“ schreibt Merck darauf den 28. März 1789 aus Darmstadt an den Herzog, „was ich vor ohngedachter Aht Jahre empfand, als ich mich aus der Schmach der Unterdrückung wieder in den Gistel meiner alten Freunde aufgenommen fand, mit Goethe's Mutter, der La Roche, ihren Kindern und Goethe's alten Freunden vereinigt wieder sah.“ Er gedankt dann weiter einem von Merck geschnittenen Kopfe von Goethe, von dem ihm diese Mutter einige schöne Abdrücke zu machen erlaubt habe, und fügt dann hinzu: „Und so siegen wir Alle, wenn Gott will, in wenigen Monaten mit diesem schönen Kopfe.“ Mit Bezug hierauf antwortet der Herzog aus Altheimleben den 9. April 1789: „Mit Ehren kann man Goethe's Bild als Siegel führen. Wer dieses Porträt mit demjenigen Respekt braucht, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken“⁷⁴⁾. Die weimarische Hilfe war jedoch nur temporär und nicht genügend,

dem unglücklichen Merck dauernd seine Gemüthsruhe wieder zu verschaffen und die tragische Enkeltastrophe von seinem Haupte abzuwenden.

Ueber Trier, Grevendachern u. f. w., bei Longwy vorbei, dessen Eroberung ihm schon unterwegs triumphierend verkündet worden, gelangte Goethe am 27. Aug. Nachmittags in das Lager von Brocourt, wo er nach einiger Mühe auch das herzoglich weimarische Regiment ausfindig machte. Seinen diesmaligen Geburtstag (28. Aug.) feierte er in der eroberten Festung in Gesellschaft seiner Kameraden, der Officiere des Regiments und der herzoglichen Hof-, Haus- und Kanzleigenossen. Am 29. brach man von hier auf und traf am 30. vor Verdun ein, zu dessen Befestigung alsbald die dazu nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden; mehr als diese Anstalten, die so sehr geeignet sind, bange Spannung und Erwartung zu erregen, beschäftigte ihn das durch Zufall entdeckte Kartenpiel eines in einen trichterförmigen Duell gerathenen Scherbens. „Lebenslustlich ohnehin mit diesen Gegenständen beschäftigt,“ bemerkt er, „machte mir die größte Freude, dasjenige hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weshalb sich die Lehrer der Physik schon fast 100 Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einsperren pflegten.“ Während das Bombardement so wüthete, daß er in einer eben gewaltsam arbeitenden Batterie wegen des ihm noch ungewohnten fürchterlich drohenden Klangs abgefeuerter Haubitzen nicht auszuhalten vermochte, während ein Stadtquartier, von den Brandfahnen in Brand gesetzt, bereits in Flammen stand und während es die Belagerten durchaus nicht an sich fehlen ließen, mit ihren Gesäßen den preussischen zu antworten, suchte er, „aufgeregt durch die heutige Refractionerscheinung,“ den Fürsten Reuß X.V. hinter einer Weinbergsmauer, welche beide vor den schwedischen Augen schützte, aufs Lebhafteste von der Farbenlehre und seinen auf diesem Gebiete gemachten Beobachtungen zu unterhalten. Am 2. Sept. capitulirte Verdun und folgenden Tags ritt Goethe in Gesellschaft anderer Kriegskameraden in die durch das Bombardement zum Theil hart mitgenommene Stadt, wo namentlich, wie Goethe zu erzählen sich herabläßt, die verschiedenen Sorten der berühmten verduhnten Riqueure versucht wurden.

Nach einigen Verbütagen brach man im sördlichen Wetter aus der Gegend von Verdun auf, aber trotz Regen und Wind, gegen welche die Feldbede nur wenig Schutz gewährte, durcste Goethe Abends den 12. Sept. seinem treuen, die Kanonengeschäfte führenden Vogel seine Beobachtung über die Farbenerscheinung der Quelle ins Concept und zeichnete nachher die Figuren daneben. Diese Papierre, befaßt, mit allen Ritzmalen des Regenwetters, waren ihm noch später ein theures „Zeugniß eines treuen Fortschens auf eingeschlagenem bedenklichem Wade.“ Hier war die Gegend noch immer angenehm und fruchtbar, nun aber drang man durch den engen Paß von Grandpré, den Dumouriez geräumt, um sich auf den Höhen von St. Reneboud, die Front gegen Frankfurt, aufzustellen, beim schlimmsten Wetter in ein „falsches Land, dessen undankbarer Kalkboden nur kümmerliche Dorschaften er-

83) Unter der schändlichsten Verächtlichkeit, die in gegen Goethe erhoben worden, ist vor die von dem Herrn von Stramberg in seinem „Reichthum Antiquarius“ zusammengebrachte, wornach Goethe und Rekonstru (leptere) machte als schreibender im Regiment (haben die Campagne mit), beide von Stramberg verächtlich „Schreiber“ genannt, Goethe's Kommando's und von diesem gedungen gewesen sein, „damit sie ein in den Augen der Welt nicht zu rechtfertigendes Leiden rechtfertigen könnten.“ Goethe soll auch die Gerüchte von dem schändlichen Wetter (Stramberg schreibt „am das“ statt „von dem“), von der Unfruchtbarkeit der Campagne und dem Lebensmittelmangel vornehmlich in Umlauf gesetzt haben. Solche Gerüchte sind eigentlich so schändlich und lächerlich, am eine Widerlegung zu verdienen; doch kann man es Dünkel immerhin Dank weihen, daß er sich die Mühe genommen, Stramberg gränlich in widerlegen und zurückzuweisen. (Vergl. Dünkel's Aufsatz: „Goethe und die Rettung in der Campagne“ in Nr. 119 u. 120 der Augsburger Allgemeinen Zeitung für 1868.) Friedrich Körner's Behauptung, daß Goethe sich mehr dem weimarischen Nachwachen gehalten, ist gleichfalls ohne allen Grund.

84) Vergl. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Forster, Schöpper und Merck (Reipzig 1847.)

nähren konnte." Man tröstete sich jedoch im Lager mit dem Gedanken, Dumouriez nöthigen zu können, seine vorthellhafteste Stellung aufzugeben und eine Schlacht anzunehmen, die man in eifriger Selbsttäuschung schon so gut wie gewonnen zu haben glaubte.

Aber es kam zu keiner Schlacht, sondern nur zu einer Kanonade, der berühmten von Walmy (18. Sept.), die aber für die Preußen alle Folgen einer verlorenen Schlacht hatte und vielleicht die einer Niederlage gehabt haben würde, wenn die Franzosen, statt stehen zu bleiben, nun selbst angegriffen und verfolgt hätten. Die französischen Generale waren jedoch mit ihrem Erfolge, der, wie sie wol einsahen, ein für diesen Feldzug entscheidender war, fürs Erste zufrieden, indem sie die preussische Heer, damals noch immer das gefürchtetste Europa's, für stärker und in besserer Verfassung glauben mochten, als es in der That der Fall war. Was den Oberbefehlshaber der preussischen Armee betrifft — mit dem, wie schon früher bemerkt, Goethe während des Kückzugs die erste freundliche Begegnung hatte, eine freundlichere, als die spätere am braunschweigischen Hofe selbst — so hatte dieser durch sein berühmtes Manifest bewiesen, daß er kein Diplomat, und durch seine dißbürgerige Kriegsführung, daß er keiner militärischen Aufgabe feinewegs gewachsen war. Nur durch sein jägerntes, allzuvorsichtiges Vordringen hatte er die Vereinigung der französischen Corps bei Walmy möglich gemacht. Auf einen solchen Widerstand wol hier war man freilich nicht gefaßt gewesen. Vielmehr hätte ein energischer Angriff auf die Stellung Kellermann's auf dem linken Flügel einen augenblicklichen Erfolg haben können, aber man mochte sich fragen, was man erst vor Paris zu erwarten haben würde, französische Corps und eine Anzahl unerobterter französischer Festungen im Rücken? Man sah ein, leider nur zu spät, daß die verhältnismäßig schwache preussische Armee, der die Scharen französischer Emigrirten mehr zur Last als zur Stärkung gereichten, nicht in der Lage war, sich in ein Wagnis einzulassen, welches eine gänzliche Aufreißung und Vernichtung zur Folge haben konnte. Man hatte erwartet, daß die Bevölkerung sich zu Gunsten Ludwigs XVI. erheben, die preussischen Truppen freiwillig mit Lebensmitteln versorgen, ihnen überhaupt jeden Vorrath leisten würde, und von alledem geschah das Gegentheil.

Goethe bemerkt über die Kanonade von Walmy: „Von jeder Seite wurden an diesem Tage 10,000 Schüsse verschwendet, wobei auf unserer Seite nur 1200 Mann und auch diese ganz unnütz fielen. Von der ungeheuren Erschütterung klärte sich der Himmel auf: denn man schah mit Kanonen völlig als wäre es Kettenfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach einiger Pause, war es am gewaltigsten, die Erde bebte im ganz eigentlichen Sinne." Es war eine bloße Kanonenschlacht, ohne weitere Manöver, Evolutionen, Angriffe und Gegenangriffe, und daher recht geeignet, die Erscheinungen des Kanonensiebers kennen zu lernen. Und Goethe machte auch dieses hierbei zum Gegenstande seines Studiums; er ritt, zur Ver-

wunderung mehrerer ihm begegnenden Officiere vom Generalsstabe, so recht in das Bereich des Geschützfeuers und achtete genau auf die Empfindungen, die dabei in ihm vorgingen. „Es schien", berichtet er, „als wäre man an einem sehr heißen Orte und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen, so daß man sich mit demselben Elemente, in welchem man sich befindet, vollkommen durchdrungen fühlt. Die Augen verlieren Nichts an ihrer Stärke und Deutlichkeit; aber es ist doch, als wenn die Welt einen gewissen braunröthlichen Ton hätte, der den Zustand, sowie die Gegenstände noch apperceptiver macht. Von Bewegungen des Blutes habe ich Nichts bemerken können, sondern mir schien vielmehr Alles in jener Gluth verschlungen zu sein. Hieraus erhellet nun, in welchem Sinne man diesen Zustand ein Fieber nennen könne." Alle diese Empfindungen schienen ihm jedoch nur durch das Gehör zugeführt und durch das Heulen, Pfeifen und Schmettern der Kugeln durch die Luft hervorgerufen zu sein. Wieder zurückgeritten und völlig in Sicherheit stand er, daß alle jene Gluth sogleich erlöschte und nicht das Mindeste von einer fieberhaften Bewegung übrig geblieben sei. Er gesteht übrigens, daß dieser Zustand unter die am wenigsten wünschenswerthen gehöre und daß er auch unter seinen „lieben und edeln" Kriegsgenossen kaum einen gefunden habe, der einen eigentlich leidenschaftlichen Trieb darnach verspürt hätte.

Die Niederlagenlosigkeit nach dem Misserfolge dieser Kanonade war im Heere am so größer, da man noch am Morgen nicht anders gedacht hatte, „als die sämtlichen Franzosen aufzulösen und aufzuweisen", ja ihn selbst, gesteht er bei dieser Gelegenheit, habe das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig zur Theilnahme an dieser gefährlichen Expedition verdorrt; „nun aber ging jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder wenn es geschah, so war es, um zu lachen oder zu verwünschen." Goethe will übrigens an jenem verhängnisvollen Tage zu seinen Umgebungen die weisjünglichen Worte gesprochen haben: „von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Ehrenhäuser und in Stillstand verhandelungen mit Dumouriez begriffen, blieb man noch einige Tage in der Gegend stehen, dann trat man den Rückzug an unter den erschwerenden Umständen, da unablässig Regengüsse den Boden aufweichten, an Lebensmitteln Mangel war und in Folge davon die Ruhr mit jedem Tage furchtbarer um sich griff; glücklicherweise aber blieb man vom Feinde unbelästigt. Mit diesem Rückzuge, einem der schlimmsten, von denen die Kriegsbannalen berichten, hatte Goethe mehrfach Gelegenheit, gegen Blücherer einzuschreiten und überhaupt Drowise seiner Menschenfreundlichkeit zu geben, dann aber auch, z. B. in Arlon, an den Franzosen eine „bürgerliche Würde, Freundlichkeit und gutes Benehmen" kennen zu lernen, wovon wir uns in „eigener vaterländischer Wirklichkeit und ihrer Nachbildung seinen Begriff machen. Die Petite ville mag tächerlich sein, die teutschen Kleinstädter sind dagegen absurd."

Nachdem Goethe alle Beschwerden dieses unglück-

den Rückzug mit Gleichmuth und einem gewissen Humor mitbestanden, traf er am 14. Oct. in der Stadt Luremburg ein, diesem, über einander gefügten Kriegsgelände, dessen wunderbar malerisches Aussehen er in seinem Tagebuche in sehr anschaulicher Weise beschreibt. Hier brachte er zuerst das Convolut zur Farbenlehre in Ordnung, während er, um seinen Verdruss nicht wiederzukühen, sein Kriegs- und Reise tagebuch nicht anzurühren wagte. In Trier benutzte er die ihm gegönnten Tage der Ruhe, um namentlich den dort vorhandenen Ueberresten römischer Baukunst seine Aufmerksamkeit zu widmen, wie ihn schon vorher das in der Nähe befindliche römische Monument zu Tzgi lebhaft beschäftigt hatte. Hier traf ihn auch ein verpötheter Brief seiner Mutter mit der Nachricht von dem inzwischen erfolgten Ableben seines Oheims Schöff Tzler und der Anfrage, ob er die Stelle eines Rathsherrn annehmen würde, wenn ihm, unter die Sendenden gewählt, die goldene Kugel zufiele. Bei der Erwägung dieses Antrags ging das Bild seiner fränkischen Vergangenheit mit schmerzlichem Reize vor seiner Seele vorüber, welches traumähnlichen Zustand er auf einigen sehr lehrreichen Seiten poetisch schön schildert. Aber seine Wahl konnte nicht zweifelhaft sein. „Seit zwölf Jahren,“ schreibt er bei dieser Gelegenheit, „genoss ich eines seltenen Glücks, des Vertrauens wie der Rücksicht des Herzogs von Weimar. Dieser von der Natur höchst begünstigte, glücklich ausgebildete Fürst ließ sich meine wohlgemeinten, oft unzulänglichen Dienste gefallen und gab mir Gelegenheit, mich zu entwickeln, welches unter seiner andern vaterländischen Bedingung möglich gewesen wäre; meine Dankbarkeit war ohne Grenzen, so wie die Anhänglichkeit an die hohen Frommen Gemahlin und Mutter, an die heranwachsende Familie, an ein Land, dem ich doch auch Manches geleistet hatte.“ Zugleich gedachte er jenes Cercles „neuervorbener höchstgebildeter Freunde, auch so manchen andern häuslich Lieben und Guten,“ was sich aus seinen „treueharrlichen Zuständen“ entwickelt hatte. In diesem Sinne beantwortete er die an ihn gerichtete Anfrage ablehnend.

Auf einem Boote, das nachlässiger Weise bei einem entstandenen heftigen Sturme im Feisenlabyrinth der Mosel beinahe verunglückt wäre, glug es nun den Fluß und dann den Rhein aufwärts bis Coblenz, dessen Lage ihn in Entzücken versetzte. Hier wie schon auf der Wasserfahrt hatte er wieder manche Beobachtung gemacht zum Vortheil seiner chromatischen Studien; besonders war ihm aber die epoptischen Farben ein neues Licht aufgegangen, und er konnte hoffen, „die physischen Erscheinungen in sich zu verknüpfen und sie von andern abzuheben, mit denen sie in entfernterer Verwandtschaft zu stehen schienen.“

So nahe an Düsseldorf und in einem Augenblicke, wo ihm das zuletzt Erlebte wie ein „böser Traum“ erschien, erwachte bei ihm wieder die Sehnsucht nach seinem alten Freunde Jacobi und dessen Familienkreis; er nahm Urlaub beim Herzog, mietete ein Kuberboot, traf bei schon eingebrochener Dunkelheit in Düsseldorf ein und ließ sich mit Katernen nach Pempelfort geleiten, wo er

nach augenblicklicher Ueberraschung die „freundschaftliche Aufnahme“ fand und sofort mit Jacobi einen Theil der Nacht in lebhaftem Gespräche zubrachte. Wenn wie seinen eigenen in der „Zwischenzeit“ enthaltenen Mittheilungen glauben wollen, so wäre bei diesem Zusammensein die große Differenz zwischen ihm und den pempelforter Freunden erst recht hervorgetreten. „Ich war mit jenen Freunden,“ bemerkt er, „seit vielen Jahren nicht zusammengekommen, sie hatten sich getrennt an ihren Lebensgang gehalten, dagegen mir das wunderbare Loos beschieden war, durch manche Stufe der Prüfung, des Thuns und Duldens durchzugehen, so daß ich, in eben der Person beharrnd, ein ganz anderer Mensch geworden, meinen alten Freunden fast unkenntlich antrat.“ Sein bei den in Pempelfort gepflogenen „moralischen und literarischen Verhandlungen“ hervortretender „Realismus,“ verliert er weiter, habe die Freunde „nicht sonderlich erbaut.“ Mit seinen „Reisen der Söhne des Megapragos“ kam er, wie schon weiter oben mitgetheilt, in Jacobi'schen Kreise ziemlich übel an; mit seinem „Grosstophia“ hatte er, wie er wol merkte, die Freunde sogar verlezt; mit seinen Naturbetrachtungen wollte es ihm in Pempelfort „saum besser glücken;“ Niemand wollte einsehen, daß diese „ernstliche Lebensfalschheit“ aus seinem „Inneren“ entsprang; sie bildeten dieses „schlechte Versehen“ für einen „grünhässigen Irrthum“ und meinten, er könne etwas Besseres thun. So fand er mit seinem seiner jüngsten Ergänzungen, mit seiner neuen Vortreibung Anfang; und es drängte sich ihm dabei zugleich die Wahrnehmung auf, „daß ein Autor, der in der Lage ist, seine neuesten Werke nicht vortragen oder darüber reden zu dürfen, sich so peinlich fühlen muß wie ein Compositist, der seine neuen Melodien zu wiederholen sich geindert fühlt.“ Was man von ihm hören wollte, war seine „Ipbigenia,“ aber damit kam man wieder bei ihm nicht gut an; „dem jarten Sinne fühlt ich mich entfremdet,“ gesteht er mit großer Offenheit, „auch von Andern vorgetragen war nur ein solcher Anfang lästig.“ Einen noch härteren Grad der Hörter schlang man gegen ihn in Anwendung zu bringen, als man ihm „Debius auf Kolonos“ brachte; die „erhabene Hellsicht“ dieser Dichtung schien seinem „durch eine schreckliche Campagne verhärteten Sinne ganz unerträglich;“ er gesteht, daß er nicht „hundert Zeilen“ ausgehalten habe.

Davon abgesehen, fand er sich in dem Jacobi'schen Kreise sehr wohl: „der Hausvater lümmelte munter und aufregend, die Schwwestern wohlwollend und einsichtig, der Sohn ernst und hoffnungsvoll, die Tochter wohlgebildet, tüchtig, treuehertzig und liebenswürdig, an die leider schon vorübergegangene Mutter und an die früheren Tage erinnernd, die man vor 20 Jahren in Frankfurt mit ihr gebracht hatte. Heintze (Heinze), mit zur Familie ge-

87) Auch in seinen „Tag- und Jahresheften“ bemerkt Goethe in Bezug auf seine Rheinfahrt im J. 1792: „Bei meinem Besuche in Mainz, Düsseldorf und Bänker konnte ich bemerken, daß meine alten Freunde mich recht wohl wieder erkennen wollten, wovon ich in Huber's Schriften ein Wahrscheinliches übrig gelassen, dessen richtige Entzweiflung gegenwärtig nicht schwer fallen sollte.“

hölig, verstand Scherze jeder Art zu erwidern; es gab Abende, wo man nicht aus dem Lachen herauskam." Daß man sich wenigstens gemüthlich wieder sehr nahe getreten war, geht auch aus den später gewechselten Briefen hervor. Goethe schrieb: „Das Bild, das ich von Dir und den Dingen mitnehme, ist unausslöschlich," und noch 20 Jahre später bekannte Jacobi: „Wir hatten Stunden mit einander verlebt, die keiner von uns je vergessen konnte." Herr von Dohm, damals mit seiner Gattin ebenfalls als Gast in Pempelfort, merkte in seinem Tagebuche an: „Goethe sprach viel und gut; tiefe Blide über Religion; überall tief eindringender Scharfsinn zugleich mit sehr viel Wit." Man kann nur bedauern, daß Jacobi durch eine Krausheit verhindert wurde, den Besorg seiner Gespräche mit Goethe ihrem Hauptinhalte nach aufzuzeichnen, was, wie er an Dohm schrieb, sein Vorsatz gewesen. Noch mehr darf man vielleicht bedauern, daß Goethe in einer Anwandlung von Unmuth ein ganzes Heft „poetischer Tagebuche" und „satirischer Dredos du jour," die er während der Campagne neben dem Tagebuche ausgezeichnet hatte, damals bei einem lebhaften Steinkohlenfeuer vernichtete.

Noch eine für ihn widrige Wahrnehmung drängte sich ihm in dem von Emigrirten (darunter die Brüder des französischen Königs, Herr von Grimm u. s. w.) wimmelnden Düsseldorf auf, die Wahrnehmung, „daß ein gewisser Freiheitsfinn, ein Streben nach Demokratie sich in die hohen Stände verbreitet hatte;" daß man nicht zu fählen schien, „was Alles erst zu verlieren sei, um zu irgend einer Art weitestgehenden Gewinn zu gelangen." Lafayette's und Mirabeau's Büste, von London sehr natürlich und ähnlich gebildet, sah er hier „göttlich" verehrt. „So seltsam," bemerkt er, „schwankte schon die Gesinnung der Deutschen: einige waren selbst in Paris gewesen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln sehen, und waren leider nach deutscher Art und Weise zur Nachahmung aufgeregt worden, und das gerade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer sich in Furcht verwandelte."

In Jacobi's Reisewagen begab sich Goethe Anfangs December in den frommen Kreis der Fürstin Galiczin zu Münster; daß ihn solche Kreise anziehen vermochten und daß er in ihnen gern gegeben war, beweist doch aufs Ueberzeugendste, daß wahre, echte, göttliche Frömmigkeit für ihn etwas Liebendes, wie nach bösen bangen Zeiten Beruhigendes hatte, und daß ein tief religiöses Element in ihm vorhanden war, welches, unter der Oberfläche des Weltmanns hervorbrechend, ihm die Sympathien selbst solcher Kreise erwarb. Unterwegs in Duisburg traf er zufällig mit dem Professor Welling zusammen, mit dem er früher unter eigenthümlichen Umständen, aber die seine „Zwischenrede" einen anziehenden Bericht enthält, in Wernigerode bekannt geworden war. Auf diesen eigenthümlich verführten, einem Unbestimmten, Hohen, dem er nicht gewachsen war, nachringenden, wunderlichen und vereinsamten Mann bezieht sich die bekannte, von den Meisten aber in ihrer persönlichen Beziehung wol nicht gekannte Stelle in der „Gartreise im Winter," welche

mit den Worten beginnt: „Aber abseits wer ist's?" Der beruhigende Aufenthalt in der „edlen, guten, stillen frohen" münsterischen Gesellschaft that ihm wohl; er erklärte sich selber „milder als felt langer Zeit;" er fand hier nicht jene „Selbstgefälligkeit," jenen „geistlichen Stolz," welche er sonst den „Frömmgeinnten" und selbst seinem früheren Freunde Karster zum Vorwurf zu machen hatte. Naturhistorische Anregungen fand er im Verkehr mit dem trefflichen von Fürberg und künstlerische in der Betrachtung einer von dem Philosophen Hemsterhuis hinterlassenen, nun im Besitze der Fürstin befindlichen vorzüglich Gemmenammlung, welche ihm die Besäerin zum Zweck gründlicheren Studiums nach Weimar mitgab, ungeschickt durch gewisse Warnungen, die ihr zugestommen waren und welche darauf hinausliefen, daß Goethe sich in der Rückgabe von Kunst- und Naturgegenständen, von denen ihm die Trennung schwer werde, leicht säumig jege, was allerdings der Fall gewesen zu sein scheint. Die Sammlung, jetzt dem Gemmenkabinete im Haag einverleibt, blieb mit Bewilligung der Fürstin mehrere Jahre im Besitze Goethe's zu ruhigem gnußreichem Studium.

Um die Mitte des Decembers traf Goethe wieder in Weimar ein. Hier fand er das von seinem Fürsten ihm bestimmte, „erneuerte, wohlergründete" Haus (ein mehreres wohnbar, ohne daß ihm die Freude verlagert gewesen wäre, „bei dem Ausbaue mit- und einzuwirken.") Goethe selbst führt fort: „die Weinlagen eingezogen mit munter und gesund, und als es an ein Erbsen ging, contrahierte freilich der letztere ruhige Zustand, in welchem sie die aus Verdun gesendeten Süßigkeiten genossen, mit demjenigen, worin wir, die sie in paradiesischen Zuständen ganden, mit aller denkbaren Noth zu kämpfen hatten." Sein häusliches Glück war, trotz mangelnder stichlicher Einsegnung, ein vollständiges; mit Innigkeit hing er an seinem fröhlich geblühenden Knaben; seine Christiane rühmt er in einem Schreiben an Jacobi als gar „sorgfältig und thätig;" und dieser „stille häusliche Kreis" war nun „um so reicher und froher abgeblüht," indem ihm Heinrich Meyer „gleich als Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter" angehörte und „an allem Beliebenen, sowie an allem Wesamen kräftigen Antheil nahm." Nur mit seinem Finanzen stand es damals nicht sehr glänzend; er sah sich sogar genöthigt, von Hufeland ein Capital von 1000 Thalern aufzunehmen, das er noch 1800 verzinst und erst später zurückzahlen im Stande war. Scharfer sieht also „selbst an," daß er damals sogar im Lotteriespiele sein Glück versuchte⁸⁸⁾.

Außer seinen chemischen und physikalischen Studien, zu deren Förderung er sich mit Richterberg in Göttingen in brieflichen Verkehr setzte, nahm jetzt besonders die Leitung des weimarschen Theaters seine Thätigkeit in Anspruch. Seine Verdienste um Hebung der deutschen

⁸⁸⁾ Scharfer verstand ohne Zweifel diese beiden Angaben von von August Diemann herausgegebenen Schrift: „Aus Weimars Glanzzeit" (Leipzig 1855.), in welcher die betreffenden Briefe mit andern Briefen von Goethe, Schiller und dem Geh. Rath von Bopp zuerst veröffentlicht wurden.

Schauspielfkunst und insbesondere des Theaters in Weimar, das unter seiner Führung sehr bald zu einer Musteranstalt, gewissermaßen zur Bedeutung einer Theaterschule und Pflanzanstalt heranwachsender Talente für Deutschland gelang, sind schon oben angedeutet worden. Mit den geringen Mitteln, die ihm zur Verfügung gestellt waren, wirkte er in dieser Hinsicht in der That Außerordentliches, namentlich dadurch, daß er das Theater nicht cavalierement, sondern mit einem heiligen Eifer als eine Kunstanstalt ansah und in diesem Sinne leitete, überall selbst zusehnte, den Leseproben wie den Bühnenproben beiwohnte und sie überwachte, die größte Unpartheilichkeit übte, weiblichen Intriguen keinerlei Einfluß gestattete, und mit eiserner, fast dictatorialer Strenge auf Beobachtung der Theatergesetze hielt. Das selbstthätige und anmaßliche Hervortreten Einzelner zum Schaden des Ganzen, wie es heutzutage auf den deutschen Bühnen herrschend geworden ist, und bloße Virtuosenkünste duldet er nicht, weshalb er auch Gastspiele, bei denen sich jumeist nur der Gast bereichert, nicht gern und nur selten zuließ. Mit einem in sich geschlossenen Kreise gut geschulter Kräfte zu wirken, schien ihm die Hauptsache; Störungen dieses Ensembles und des dem weimarschen Publikum allmählig angebildeten Geschmacks durch die Künste auswärtiger Virtuosen waren seinem conservativen ruhiger Entwicklung zugehörigen Sinne im Ganzen zuwider, obgleich die Darstellungen großer Schauspieler, z. B. Jssland's oder der Frau Unzelmann, nicht verächtlich, vielmehr als „neue Anregung und Steigerung“ der stationären weimarschen Gesellschaft dann und wann, wenn auch möglichst selten, zugelassen wurden. Auf glänzende Ausstattung wurde schon aus Oekonomie nicht gesehen, aber für anständige Einrichtung und geschmackvolles Arrangement war durch Goethe hinreichend georgt.

Goethe selbst lieferte damals der weimarschen Bühne das kleine Stück „Der Bürgergeneral“, eine launige Kleinigkeit, ein ergötzliches Genrebild, das man vom politischen Standpunkte allzu rigoristisch beurtheilt und verurtheilt hat, obgleich darin allerdings, und nicht ohne Wahrheit und komische Wirkung, das damals sich breit machende politische Maulheldenthum lächerlich gemacht wird. Goethe ließ sich zu diesem Stücke eigentlich durch das vortreffliche Spiel des Schauspielers Bed als Schnaps in dem Lustspiele „Die beiden Willen“ nach Florian verführen; er fühlte sich von der Lust angewandelt, diese natürliche Figur nochmals zu produziren. In seiner „Zwischenrede“ versichert nun Goethe selbst, daß das Stück bei der Darstellung die widerwärtigste Wirkung hervorgerufen habe und daß selbst seine Freunde und Gönner, um ihn zu retten, hartnäckig behauptet hätten, er habe nur aus Grille seinen Namen und einige Federstriche einer sehr subalternen Production zugewendet. Diese Versicherung scheint aber selbst auf einer Grille zu beruhen, da andere Berichte, auch Goethe's selbst, von einer sehr günstigen Aufnahme des Stücks in Weimar sprechen. In diese Zeit fällt ferner der Plan zu dem Drama „Die Aufgeregten“ und wahrscheinlich auch der Eingang zu den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.“ Alles,

wie Goethe bemerkt, „Bekanntnisse dessen, was damals in meinem Bufen vorging.“

Wenn Goethe das Treiben der Demokraten höchst lästig fand, weil ihm dadurch der von ihm selbst mit so großem Eifer betriebene Humanisirungsproceß und der ruhige Entwicklungsgang der Menschheit in bedenklicher Weise gestört und unterbrochen zu werden schien, so war er doch zu sehr Kenner des Weltlaufs, um nicht zu wissen, wie viel auch von der andern Seite gesündigt worden; er wußte so genau, wie man das nur wissen kann, daß Intrigue, List, Schlaubeit, Verfehle, Heuchelei und Unverschämtheit an verdorbenen Höfen das Scripter zu führen pflegen. So kam er zuletzt dazu, daß er „die ganze Welt für nichtswürdig erklärte.“ Eine „besondere Fügung“ spielte ihm nun, als er sich gerade in dieser verwickelten Stimmung befand, das schalkhafte altäuerische Thieropfer vom Reineke Fuchs in die Hände, und es war ihm nun „wieslich erheiternd“, in diesen „Hof- und Regentenpiegel“, die „unheilvolle Weltbühel“ zu blicken; „denn wenn auch hier das Menschengeschlecht (sähet er fort) sich in seiner ungeschickten Thierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch Alles, was nicht mißrathet, doch heiler zu, und nirgends fühlte sich der gute Humor gestört.“ Um nun das „sittliche Wert“ recht innig zu genießen, machte er sich allbald an eine treue Nachbildung und war in etwas bequemen, aber leicht lesbaren fließenden Hexametern, einer damals beliebt gewordenen Versart, ganz geeignet, das bis dahin für preislich gebaltene Gedicht auch in die Kreise der vornehmen Bildung einzuführen“). Ja, er verband, wie er selbst gesteht, mit seiner Bearbeitung die bestimmte Absicht, sich in diesem ihm zur Zeit noch nicht ganz geläufigen Versmaße zu üben, indem er die Gelegenheit ergriff, „ein Paar tausend Hexameter hinzuschreiben, die bei dem köstlichsten Gebalte selbst einer mangelhaften Technik gute Aufnahme und nicht vergänglichem Werth vertreten durften.“ Er war fleißig bei der Arbeit, so daß er schon am 2. Mai sie als im Wesentlichen fertig betrachtete, bis auf die nöthigen Ausstellungen und Ausbesserungen, die ihn mitten unter dem mangel Geschädigten angenehm beschäftigten.

Seit Mitte des Aprils 1793 war nämlich das von Clubbisten beherrschte und von einem bedeutenden französischen Armee-corps besetzte Mainz von einem preussischen Armee-corps eingegeschlossen worden, und da sich auch der Herzog von Weimar ins Lager begab, verließ auch Goethe sein Domicil in Weimar, um seinem fürstlichen Freunde zu folgen. Nachdem er eine Zeit in Frankfurt geweilt und hier mit dem aus Mainz geflüchteten Sommering „in einsamen Stunden viel gearbeitet“, traf er am 27. Mai im Lager ein, wo er auch seine beiden Freunde, die zum Zweck von „Brandstübien“ hier anwesenden Maler

89) Wof, der den Hexameter in eine Zwangsreiter nahm, die mit den Jahren unendlich wurde und der deutschen Sprache selbst Gewalt anthat, war natürlich von Goethe's Hexametern sehr wenig erbaut; dagegen erlittet Kachel im „Reineke Fuchs“ sofort bei dessen Erscheinen, „das beste und der Sprache eigenthümliche Product der künftigen Poesie.“

Kraus und Gore, einen seit einiger Zeit in Weimar wohnhaften Engländer, antraf. Goethe hatte oder ergriß wiederholt die Gelegenheit, in weit vorgedrungenen Schanzen, welche dem Feuer der Festung stark ausgesetzt waren, abermals die Ursachen und Wirkungen des Kanonenfeuers zu studiren, und nach der Uebergabe der Festung gab er während des Auszugs der Franzosen und der Glubbisten (24. und 25. Juli) wieder einen Beweis seiner Menschenfreundlichkeit, indem er durch sein unerschrockenes Einfinkeln einen der abziehenden Glubbisten vor dem Schicksale anderer bewahrte, die ein Opfer der Volkswuth geworden. Am 26. ritt Goethe in die durch Kugeln und Brand verwüstete Stadt, wo er zunächst dem verwundeten, aber „ganz wohlgenumt auf seinem Sopha ausgestreckten“ Prinzen Louis Ferdinand von Preußen aufwartete. An der Wittibstafel hatte er dann später ein „ortiges Abenteuer;“ er lernte hier nämlich den bekannten Kammerer des Königs, von Ries, kennen, der ihm seine freudige Ueberzeugung ausdrückte, an ihm einen Mann zu finden, „der doch auch noch etwas ausfühe und den man deshalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse;“ während man bieder doch immer behauptet habe, „schöne Geister und Leute von Genie müßten klein und bager, kränzlich und verträfft aussehen.“ Ueber alle diese Einzelheiten ist am besten auf das von Goethe über die Belagerungen von Mainz geführte Tagebuch zu verweisen, welches dem sein Tagebuch über den Feldzug in der Champagne und die Rheinfeste erhaltenden Bande angehängt ist. In Heidelberg hatte hieauf Goethe, nachdem er sich vom Herzoge beurtheilt, bei der alten Freundin Delf eine Zusammenkunft mit seinem Schwager und Jugendfreunde Schloffer, der ihm mit Bezug auf seine neueren Bestrebungen vorwarf, er sei in seinen alten Tagen noch immer ein „Kind und Reuling.“ daß er sich einbilde, es werde Jemand an demjenigen Theil nehmen, wofür er Interesse zeige, „es werde Jemand ein fremdes Verfahren billigen und es zu dem seinigen machen, es könne in Teutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden!“ Ueber Frankfurt, wo er einige Tage bei seiner Mutter verweilte, kehrte er nach Weimar zurück, wo er gegen Ende Augusts eintraf, der Unruhe und der zuletzt erlebten aufregenden oder depressirenden Scenen gänzlich satt und, wie es scheint, schon jetzt entschlossen, sich fortan so viel als möglich auf sich selbst und seine höhern Zwecke zurückzuziehen.

Zunächst nahm er hier wieder den Reineke vor, an den er die letzte Hand legte, sodas gegen den Winter der Druck beginnen konnte. Noch im November gesteht er in einem Briefe an Jacobi, daß es ihm noch viel Mühe mache, dem Werke die nöthige „Ansehnlichkeit“ zu geben. Es ist sicherlich nur des höchsten Preises werth, daß Goethe an diese Arbeit verhältnißmäßig ebenso viel Fleiß und Aufwand verwendete, wie er nur je an ein Werk eigener Erfindung verwandt hat. Für sein späteres Epös „Hermann und Dorothea“ war in Bezug auf die Technik übriges diese Arbeit eine treffliche Vorübung, die ihm dann gut zu statten kam. Sodann machte er so viel von dem Manuscripte des „Wil-

helm Meister“ fertig, daß der Druck des ersten Bandes 1794 vor sich gehen konnte. Goethe gewann es über sich, den ersten Entwurf, in welchem den Vorstellungen aus dem Schauspielersleben zu viel Raum bewilligt war, um fast ein Drittel zu kürzen. In Jmenau, wo auch „Hermann und Dorothea“ entworfen wurde, suchte er dann den „Wilhelm Meister“ fort; denn Jmenau war noch immer sein Lieblingsaufenthalt. Zwar die Verbaueingelegenheiten, die ihn zunächst dorthin führten, waren wegen des Zustandes, in welchem sich der dortige Verbaubau leider befand, wenig erfreulicher Art; aber er liebte dieses heimliche anmuthige Thal, diese schönwaldernen Höhen, und er liebte diesen idyllischen Erdwinkel doppelt, seitdem er seinen Knaben dort mit sich herumführen konnte, „der diese Gegend mit frischem kindlichem Sinne wieder aufsaß.“ Auch in Jena wollte er viel lieber als in Weimar, wo er sich eingeschnürt fühlte als dort, und nicht dieselbe wissenschaftliche Anregung und Unterhaltung fand. In Jena lebte und wirkt jetzt an Reinhold's Stelle Fichte, der freilich durch seine starke rücksichtlose Opposition in Religionsachen und durch seine offene Parteinahme für die französische Revolution den Herrn in Weimar manche Unannehmlichkeiten bereitete, was jedoch Goethe nicht hinderte, in ihm „einen der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen“ zu erblicken; dort lebte Goethe, unter dessen Leitung er chemische Versuche anstellte, Heinrich Roder, dessen anatomische Vorlesungen er (J. V.) im Januar 1795 eifrig besuchte, und der von ihm hochgeschätzte Balz, der weitere Vorleser des 1794 unter Goethe's Fürsorge und Aufsicht angelegten neuen botanischen Gartens. Sein Aufenthalt in Jena im Januar 1795 war für ihn besonders anregend, da sich damals auch die beiden Brüder Humboldt in Jena befanden. Namentlich trat er dem ältern Alexander, der mit Goethe schon von Wairuth aus eine naturwissenschaftliche Correspondenz unterhalten hatte, wie Schiller dem jüngern Wilhelm näher. Goethe riefte die hohe Bedeutung Alexander von Humboldt's besser und richtiger zu würdigen als Schiller; denn während dieser so kenntlich sich über den jungen Naturforscher sehr abfällig aus sprach, urtheilte ziemlich zu derselben Zeit (1795) Goethe von ihm, daß seine Gegenwart allein hinreiche, „eine ganze Lebensperiode interessant auszufüllen.“ Goethe's Abhandlung „Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Zoologie“ verdankt man vorzüglich der Anregung und dem Zureden der beiden Humboldt. Dagegen zerfiel er um diese Zeit mit dem Kapellmeister Reichardt; denn obgleich er ihm seine dankbare Offenbarung dafür, daß derselbe seine lyrischen Arbeiten „durch Musik ins Auge meine förderte,“ stets bewahrte, und obgleich er noch in den „Tag- und Jahresheften“ die Reichardt'sche Methode in dem Mignonelle als diejenige nennt, die vorzüglichste Bewunderung verdiene, so gerietten doch beide, nachdem sich Reichardt mit „Wuth und Ingrimm“ in die Revolution geworfen, von selbst in die feindseligste Stellung zu einander, oder wie Goethe sich in seinen „Tag- und Jahresheften“ darüber ausläßt: er war „von der muß-

fallischen Seite unser Freund, von der politischen unser Widersacher.“ Goethe bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Dadurch lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbenachtheiligte Menschen fortzubilden, wenn sie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungeheuer ein solches Verhältnis abzubrechen.“

Alle jene wissenschaftlichen Bekanntschaften und Anregungen blieben jedoch nur dazu, ihn mehr von der Poesie ab- als ihr zuzuwenden. Die Gelegenheiten zu einem neuen leidenschaftlichen Verhältnis, welches seine Schöpferkraft befruchten könnte, wollte sich nicht finden, oder er war vielmehr eufischlossen, sich anzuknüpfen, seitdem durch die Geburt eines Sohnes sein Verhältnis zu Christiane Vulpius ein Pächterverhältnis geworden war. Mit Herder war er mehr und mehr gesallen; er war mit ihm so weit gegangen, als er geben konnte; von ihm hatte er kaum noch weitere ihm zuzugewandte Anregungen zu erwarten. Aber der elyische Mann in Teutschland, von dem er für seine poetischen Zwecke noch zu gewinnen hoffen durfte, lebte ganz in seiner Nähe; und dieser Mann war Friedrich Schiller, den er bleher nur flüchtig gesehen, ja dem er abhällisch aus dem Wege gegangen. Er selbst drückt sich über das, was ihm Schiller geworden, in seinen „Tag- und Jahresheften“ (1794) mit folgenden Worten aus: „Nach aber war der Jährespaß, der das wissenschaftliche Bemühen in mein Dasein gebracht, keineswegs ausgeglichen; denn die Art, wie ich die Naturerfahrungen behandelte, schien die übrigen Seelenkräfte sämtlich für sich zu fordern. In diesem Drange des Widerstreits übertrat alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältnis zu Schiller; von der ersten Annäherung an war es ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Thätigkeit. Zum Behuf seiner Hören mußte ihm sehr angelegen sein, was ich im Stillen gearbeitet, angefangen, unternehmen, sämtlich zu kennen, neu anzuregen und zu beugen; für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Die nunmehr gesammelten und geordneten beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugnis.“

Es gibt vielleicht kein zweites Beispiel in der Geschichte der Literatur, daß sich zwischen zwei Geistesheroen ein Freundschaftsbündnis zu einer solchen Innigkeit entwickelte, dem so entscheidende Antipathien und Differenzen vorhergingen. Schiller war am 21. Juli 1787 in Weimar eingetroffen und verweltete dort zunächst bis über die Mitte Mai 1788. Goethe besand sich noch in Italien. Herder, der Schiller freundlich aufnahm, ohne von ihm viel zu kennen, sprach sich über Goethe mit einer solchen Begeisterung aus, daß Schiller an seinen Freund Körner schrieb: „Goethe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung.“ In einem späteren Briefe vom 12. Aug. 1787 berichtet Schiller weiter, daß Goethe von sehr vielen Menschen, auch außer Herder, mit einer „Art von Anbetung“ genannt, daß er „noch mehr als Mensch denn als Schriftsteller“ bewundert werde, und

theilte dann gewissenhaft mit, was Herder Alles zu Gunsten Goethe's ausgesagt habe. Diese sich damals bei denen, welche ihn genauer kannten, fast ausnahmslos kundgebende gute Meinung für Goethe, der seinen Anfang hier und da Mifstos gebenden jugendlichen Uebermuth abgestreift und sich zu edelster Männlichkeit und reiner Humanität entwickelt hatte, scheint allgemein für Schiller drückend geworden zu sein; denn dieser war durch seine prekäre Lage, die ihn zur Uebernahme von Vordararbeiten nöthigte, durch den keineswegs sehr ermutigenden halben Erfolg seines „Don Carlos“ und durch eigenes Ungenüge an seinen früheren Schöpfungen auf tiefste verbittert, so daß er am 7. Jan. 1788 an Körner schrieb: „Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wissens.“ Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß Schiller damals Goethe beneidete, ja als ein Hindernis für sein eigenes Emporkommen betrachtete und gränlich haßte. Seine eigenen Bekennnisse bezeugen dies. Am 19. Dec. 1787 schreibt er an Körner: „Goethe's Zurückkunft ist ungewiß, und seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei Vielen schon wie entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Vorhiss und Schwindel für ihn wie Laßthiere schwärmen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von 1800 Thaler und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen.“ Schiller beneidete also Goethe um jene Ruhe und sorgenfreie Stellung, die er sich selbst von Herzen gegönnt hätte.

Goetheehrte aus Italien zurück und Schiller hatte nun Gelegenheit, ihn persönlich kennen zu lernen. Dies geschah zum ersten Mal, wie schon oben im historischen Zusammenhange angeführt worden, am 7. Sept. 1788 im Hause der von Lengsfeld'schen Familie zu Rudolstadt. Schiller schreibt am 18. Sept. an Körner: „Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig wartest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau v. Stein und der Frau von S., die Du im Bade gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mit von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verloschen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernste hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, gefühlvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humour ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles aus seinem Umgang zu eifertig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen konnte. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Eins-

nerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen." Nachdem Schiller näher auf Goethe's italienische Mittheilungen eingegangen, fährt er fort: „Im Ganzen genommen ist meine in der That große Zier von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich weiß, ob wir einander je sehr nahe rüden werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (in Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterweges nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsgarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Man sieht, daß Goethe und nicht Schiller der Held des Tages war und das Gespräch allein führte. Zwar benahm er sich, wie auch Frau Herder an ihren Gatten schrieb, im Ganzen gut gegen Schiller, aber sicherlich, wie auch Schiller gegen ihn, ohne eigentliche Wärme. Es kam ihm nicht darauf an, Schiller durch Herzlichkeit für sich zu gewinnen; er war auf die Fortsetzung dieser Bekanntschaft damals nicht begierig. Schiller's bisherige lyrische und dramatische Produkte stießen ihn eher ab, als daß sie ihn angezogen hätten. Nur in den „Göttern Griechenlands" waren Anknüpfungspunkte geboten, und über diese entspann sich dann auch ein Gespräch, zwar, wie es scheint, nicht mit Schiller selbst, mit dem er von seinen dichterischen Erzeugnissen wol gar nicht gesprochen haben mag, aber mit seinen Reisebegleiterinnen während der Rückreise. Schiller's Rezension des „Egmont" hätte wol Anlaß zur Anknüpfung einer literarischen Conversation geben können, aber diese Recension enthielt doch auch einzelne Punkte, über die Goethe sich mit dem jüngern Autor nicht gern in Auseinandersetzungen einlassen mochte, und Schiller, mit gewohnter Lebensfähigkeit, vermied es, das Gespräch darauf zu leiten. Kurz Goethe zog es vor, statt von deutscher Literatur von Italien zu sprechen; hier konnte er brilliren, ohne beschützen zu müssen, von Schiller verdunkelt zu werden.

Auch nahm Schiller's Verstimmlung gegen Goethe in der nächsten Zeit nur zu und wuchs bis zu einer in der That grandios zu nennenden Verkennung der gemüthlichen und menschlichen Seite Goethe's. Am 2. Febr. 1789 schrieb er an Körner aus Weimar: „Desto mehr Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen; er hat auch gegen seine nächsten Freunde sein Moment der Erregung, er ist ein Nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowie als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Kritiken wohlthätig kund, aber wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies schielte mir eine

consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke". . . . Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich fühle seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluss darauf, daß ich mein Gehicht gern recht vollendet wünsche. In seinem Urtheile liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich, als für mich partiell. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies grade der Mensch unter allen, den ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lausstern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen." Schiller's Eindrücke drückte sich fast noch unvollständiger, man möchte sagen, roher in seinem Briefe vom 9. März 1789 aus, wo es heißt: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege; und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat" u. s. w. Also das Glück, das Goethe voraus hatte, mußte er damit entgelten, daß Schiller, der sich obenein von ihm vernachlässigt wähnen mochte, ihn des Egoismus beschuldigte. Die ursprüngliche Ueberlegenheit des Goethe'schen Genies über das seine dagegen erkannte er in einer seiner Aufrichtigkeit und Selbsterkenntnis nur Ehre machenden Weise vollkommen an. Schiller schreibt den 25. Febr. 1789 unter Anderem an Körner: „Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und zu allem die meinigen durch Kunstkenntnis aller Art geleiterten und verfeinerten Kunstinn" u. s. w.

Ehen freundlicher lautet im J. 1790 Schiller's Urtheil über Goethe. Dieser hatte damals auf einer Reise Dresden besucht und 8 Tage dort zugebracht. Körner schrieb über ihn an Schiller den 6. Dec.: „Goethe ist acht Tage hier gewesen, und ich habe viel mit ihm gelebt; es gelang mir, ihm bald näher zu kommen, und er war mittheilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meisten Berührungspunkte fanden, wiesst Du schwerlich zu raten. So sonst als — im Kant! In der Kritik der teleologischen Urtheilskraft hat er Nahrung für seine Philosophie gefunden. Doch haben wir nicht bloß philosphirt; wenigstens nicht bloß über Natur. Seine Begriffe von Etyl und Classiciid in der Kunst waren mir sehr

90) Hier ist eine Stelle im Manuscripte von Körner's handschriftlich angehängt, deren Inhalt erst in neuerer Zeit vermuthet eine Ausgabe enthielt, dem Publicum aber noch nicht mitgetheilt worden ist. Sie ist allerdings so fael, daß es sich nicht, warum Körner versuchte, sie unleserlich zu machen.

interessant und ich suche sie mit meiner Theorie der Ideale zu vereinigen. Hier waren wir auf ganz verschiedenen Wegen; aber in seinem Gesichtspunkte ist viel Fruchtbares, das ich bis jetzt übersehen hatte. Auch verdanke ich ihm manche treffliche Winke im Genuße der bildenden Künste." Schiller schreibt nun nach Goethe's Rückkehr den 1. Nov. 1790 aus Jena: „Goethe hat uns viel von Dir erzählt und rühmt gar sehr Deine persönliche Bekanntschaft. Er fing von selbst davon an und spricht mit Wärme von seinem angenehmen Aufenthalt bei Euch und überhaupt auch in Dresden. Mir erging es mit ihm wie Dir. Er war gestern bei uns und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist, wie er Alles in seine eigene Art und Manier färbet und überraschend zurückläßt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch, und da hört denn Uebersetzung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz; sie holt zu viel aus der Sinnwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorfahrungsart zu sinnlich und bestaßt mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Manne." Dann aber fährt Schiller, auf Goethe's Verhältnis mit Christiane Vulpius anspielend, fort: „Uebrigens ergeht's ihm nützlich genug. Er fängt an alt zu werden und die so oft von ihm geklärte Weiblichkeit scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzes haben." Schiller versteht unter der „Thorheit," die Goethe begehen werde, die Wahrscheinlichkeit, daß Goethe die Vulpius heirathen werde, was dann auch wirklich geschah, wenn auch erst nach Schiller's Tode. Schiller fügt hinzu: „Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bemühen, daß, wenn er das Mädchen heirathet, es dem Kinder zu Liebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könne."⁹¹ Man sieht hieraus, daß es Schiller doch immer noch angenehm war, Goethe bei einer Schwäche zu betreffen, und für das spätere Verhältnis zwischen Schiller und Goethe war es immer von Vortheil, daß Goethe diese und andere Stellen in Schiller's Briefen nicht zu lesen bekam. Körner macht hierauf übrigens die ganz vernünftige Bemerkung: „Seine Heirath mit der Vulpius würde mich nicht sehr bekümmern. Erstlich fragt sich's vielleicht, ob die Gerüchte von ihr gegründet sind, und dann wäre es wol möglich, daß man ihn sein bisheriges Verhältnis nicht in Ruhe fortsetzen ließe. Denke Dir den Fall, daß er dem Mädchen gut ist, daß

alle Welt auf sie losgeht; daß er ihr in einer kleinen Stadt keine erträgliche Existenz verschaffen kann, ohne sie zur Frau zu nehmen. In Weimar scheint man über das Concubinat noch etwas anders zu denken als in Berlin." An diesem Hin- und Wiedergehe zeigt sich übrigens, daß man immer mit den erhabensten Ideen beschäftigt zu sein schienen und sich dabei doch in kleinlichster Weise mit Privatverhältnissen und Gewissensfragen befassen kann, die mit jenen Ideen gar Nichts zu thun haben.

Wie viel vortheilhafter aber auch Schiller schon im Jahre 1790 von Goethe's dach, so mußte sein Verhältnis zu ihm doch noch eine Reihe der wichtigsten Stationen durchlaufen, ehe er, Ende August 1798, seinem Körner das Geständnis ablegen konnte, daß er Goethe „sehr viel" schuldig sei, übrigens wisse, daß er auf diesen gleichfalls „glücklich gewirkt habe." Schiller fährt dann fort: „Es sind jetzt vier Jahre verflossen, daß wir einander näher gekommen sind, und in dieser Zeit hat sich unser Verhältnis immer in Bewegung und im Wachsen erhalten. Diese vier Jahre haben mir selbst eine seltene Gestalt gegeben und mich rascher vorwärts gerückt, als es ohnedies hätte geschehen können. Es ist eine Epoche meiner Natur."⁹²

Einen ganz ähnlichen Gang von der unterschiedenen Antipathie bis zur innigsten Geistesverbrüderung machte auch Goethe in seinem Verhältnis zu Schiller durch; nur beruhte seine Antipathie auf ganz anderen oder doch nur zum Theil auf ähnlichen Gründen. Weder was das ursprüngliche Talent, noch was die literarischen Erfolge, noch was Glück und äußere Lebensstellung betrifft, hatte Goethe den jüngeren Mann zu beneiden. Seine Abneigung gegen Schiller beruhte einfach auf der principiellen Verschiedenheit ihrer Naturen und in sofern war sie bei Goethe eigentlich noch gründlicher und anscheinend unheilbarer. Schiller trachtete in Goethe's Nähe zu kommen und sein Urtheil über ihn zu erfahren, denn Goethe erschien ihm unter allen Menschen, die er kannte, als der einzige, der ihm den Dienst leisten konnte, Wahres über sich zu erfahren. (Vergleiche den oben angeführten Brief Schiller's an Körner vom 2. Febr. 1789.) Goethe dagegen ging Schiller längere Zeit geistlich aus dem Wege. Schiller's dramatische Jugendproducte, darunter namentlich die von ihm „tragendhaft" gehaltenen „Maunder," widerien ihn an, weil darin ein „kraftvolles, aber unreflees Talent grade die ethischen und theatralischen Principien, von denen er sich zu reinigen geseht, recht in vollem hinreißendem Strome über das Vaterland ausgegossen hatte." Dabei schien ihm Schiller in der Behandlung der Leidenschaft ein sophistisches Talent zu sein, welches die Nation verderbe. Er schreibt ein andermal, und zwar von dem contemplativen Standpunkte späterer Jahre aus: „Ich vermiß Schiller, der, in Weimar sich aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnt."

91) In einem von der Gräfin Schimmelfmann gerichteten, erst in letzter Zeit im „Allgemeinen Archiv" veröffentlichten Briefe vom 23. Nov. 1800, in welchem Goethe's Verdienste und edle Eigenschaften mit einer auch für Schiller selbst ehrenvollen Wärme hervorgehoben sind, kommt dieser nochmals auf diesen Punkt zu sprechen; doch sagt er klug, daß auch dieser bühnliche Verhältnis mit einer edlen Seite des Goethe'schen Charakters zusammenhänge.

H. Geyl, d. W. u. R. Erste Section. LXXII.

92) In allem diesem vergleiche man „Schiller's Briefwechsel mit Körner." 1. Bd. S. 104. 136 fg. 228. 341 fg. 2. Bd. S. 21. 39. 53. 207. 4. Bd. S. 86.

Alle Anknüpfungspunkte von Personen, die ihm und mit gleich nahe standen, lehnte ich ab; und so lebten wir eine Zeit lang neben einander fort. In seine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren versuchte, blieb fruchtlos. Ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei solchen Geistesantipoden mehr als ein Erdkreis die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zusammenfallen können." Dabei wußte aber Goethe schon damals den „rühlichen und so seltenen Geist" in Allem, was Schiller geschrieben und gethan, sehr wohl zu schätzen und im „Don Carlos" erkannte er wenigstens das Streben, „sich zu beschänken und dem Rohen, Uebertriebenen und Uganstlichen zu entsagen."

Trotz dieser Antipathie handelte Goethe mit gewohnter Loyalität an Schiller; er wirkte mehr für als gegen ihn. Namentlich geschah dies von ihm in der Berufungsangelegenheit Schiller's nach Jena. Als diese von Frau von Eicin und dem Coadjutor Dalberg angeregt worden, ließ es Goethe nicht an sich fehlen, sie zu fördern und handelte zu diesem Zweck mit dem Geh. Rathe von Wolz, seinem „getreuen Mitarbeiter," gemeinsam; sicherlich bedurfte auch Schiller dieser Fürsprache und Unterstützung, da ihm die zur Uebernahme einer Professur erforderliche vorchriftsmäßige Qualifikation fehlte, weshalb ihn auch einige alte Jöpfe unter den jenaischen Professoren als einen Eindringling betrachteten und gegen ihn intriguierten. Zugleich suchte Goethe dem angehenden Dozenten Muth einzusprechen, indem er ihn auf das docendo discitur verwies. Indessen war Schiller wol allerdings in anderer Absicht nach Weimar gekommen als in der, Professor in Jena zu werden und Geschichtsvorträge zu halten. Er betrachtete seine Anstellung in Jena (im Jahre 1789) als eine Art Verbannung und fürchtete davon eine Störung für seine poetischen und dramatischen Arbeiten. Schrieb er doch gerade um jene Zeit: „Ich muß ganz Künstler sein, oder ich will nicht mehr sein." Ja er und seine Umgebungen gingen sogar so weit, eine Intrigue Goethe's dahinter zu vermuten, und Schiller's Schwägerin, Karoline von Wolzogen, schrieb darüber: „Schiller war Goethen und seinem Empfinden damals in Weimar unbequem. Auch war Schiller wenig erbauet von der Gesandtschaft, womit man seine Entfremdung von Weimar betrieb. Er fühlte sich „überdipelt," sobald er in dieser Zeit gegen Goethe bis zum Haß verstimmt war." Die hierin liegende Beschuldigung gegen Goethe ist ebenso hart als ungerecht und aus der Luft gegriffen. Es läßt sich nicht wohl einsehen, was für Goethe damit gewonnen sein konnte, daß Schiller statt in Weimar in dem neuen mit Weimar durch so viele enge Fäden verschlungenen Jena lebte. Man hätte ja wol Mittel finden können, ihn den Aufenthalt in Weimar so zu vermeiden, daß Schiller mit Freunden die erste beste Gelegenheit ergriffen haben würde, dem weimarischen Ländchen überhaupt den Rücken zu wenden. Mit Lenz und Ringer hatte man ja seine Umstände gemacht. Es

mußte Schiller im Gegentheil vom höchsten Werthe und ein Grund zur Dankbarkeit sein, bei seiner damals höchst prekären Lage eine so ehrenvolle Stellung zu erhalten, die ihm auch bürgerlichen Kredit verschaffte, ihn durchaus nicht übermäßig beschäftigte und es ihm möglich machte, seine Charlotte von Lengefeld heimzuführen, was denn auch im nächsten Jahre geschah. Schiller mochte wol süßeln, daß er, wie er sich gegen Körner ausdrückt, in Jena nicht an seiner Stelle sei, aber die großen Vortheile, die ihm durch seine Anstellung zufließen, konnten ihm nicht verborgen bleiben und blieben es auch nicht.

Goethe fuhr allerdings in den nächsten Jahren fort, Schillern aus dem Wege zu gehen und die von ihm gewünschte Annäherung schwer, ja unmöglich zu machen. Auch läßt sich denken, daß das Gefühl des Hasses, welches damals Schiller gegen Goethe erfüllte, diesem nicht ganz verborgen blieb und daß schon deshalb der Verkehr zwischen beiden etwas Geyrungenes hatte; Goethe aber, wenn er auch auf die Beobachtung conventioneller Formen hielt, liebte es nicht, zu heucheln. Man sah sich selten; doch besuchte Goethe, wie schon oben erwähnt, Schillern im J. 1790, als er ihm Grüße von Körner zu bringen hatte. Dabei traten immer wieder die früheren Differenzen hervor und fanden auch wol gelegentlich ihre literarischen Ausdrück, z. B. in Schiller's Abhandlung über „Anmuth und Würde." Inzwischen blieb von den beiderseitigen Freunden, von der Familie Lengefeld, mit der Goethe ja schon aus früherer Zeit befreundet war, von dem Appellationsrath Körner, der nun auch Goethe's persönlicher Bekannter und Freund geworden und von dem Verehrer Schiller's, dem Coadjutor Dalberg, Nichts unversucht, um eine Ausöhnung zwischen beiden zu bewirken, und sicherlich hatten diese fortwährenden Vermittelungsversuche einen großen Antheil an der endlich statt findenden Annäherung beider Männer, als man gewöhnlich annimmt.

Als im J. 1794 Schiller die Herausgabe seiner „Goren" vorbereitete, lud er mit den andern vorzüglichsten Schriftstellern Deutschlands auch Goethe zur Mitwirkung ein, indem er in sein Schreiben die schmeichelhafte Bemerkung einfließen ließ, daß der Beitritt des berühmten Dichters für den glücklichen Erfolg des Unternehmens entscheidend sein werde. Schiller wußte seine Briefe, wenn davon etwas abhing, immer sehr flug einzurichten und mit Beobachtung aller Höflichkeitssorten und einem überdießigen schmeichelnden Tone abzufassen, wie dies auch seine ersten Briefe an Herder bewiesen. Goethe erwiederte zustimmend: „Ich werde," schrieb er, „mit Freunden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. Was ich an Ungetrübtem Zweckmäßiges besitze, will ich gern mittheilen und hoffe, daß die Verbindung mit so wadern Männern Wanders ins Tiefsen Gerathene wieder in lebhaften Gang bringen werde" (7).

83) J. G. Körners Brief nimmt in seiner Schrift: „Schiller und Goethe über" der 13. Juni 1794 ein Gegenstück der deutschen Nation" (Leipzig 1818.) an, daß diese Briefe am 13. Juni geschrieben wurden. Des Kaiserlichen Goethe's ist aber zum 24. Juni.

Im Sommer desselben Jahres kam Goethe nach Jena herüber, wo beide Männer mit einander in der naturforschenden Gesellschaft zusammentrafen und nach der Vorlesung zugleich das Haus verließen, vielleicht nicht zufällig, da vielmehr anzunehmen ist, daß Schiller, durch Goethe's freundliche Zuschrift ermuntert, dieses ganze Zusammentreffen mit Goethe gesucht haben werde. Kurz, es knüpfte sich unterwegs oder gleich beim Hinausgehen ein Gespräch zwischen beiden an, dessen Wendungen Goethe so lebhaft angogen, daß er Schiller auf sein Zimmer folgte, wo die Debatte fortgesetzt wurde. Goethe kam hierbei auf seine Lieblingsidee einer Urpflanze zu sprechen, und bemerkte von dieser, daß sie ein Modell darbiete, „aus welchem sich noch Anlagen ins Unendliche erstehen lassen.“ Sie liefere so mit dem Beweise, „daß solche Art von Naturbetrachtung erfahrungsmäßig ist, daß die in solcher Weise zu gewinnende Erkenntnis des Naturlebens aus der Erfahrung hervorgeht.“ Nachdem Goethe seinen langen Vortrag geschlossen, bemerkte Schiller kopfschüttelnd: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee!“ Diese Bemerkung machte Goethe Anfangs „eingermaßen vertriebslich“, aber er setzte das Gespräch fort und Schiller bewahrte nun in dessen Verlauf aus'de Glanzbühne die ihm ganz eigene große Kunst, jeden Unterhaltungsgestoff auf die Höhe allgemeiner Gesichtspunkte zu rücken und den Mitrednern zu wechselseitiger Entwicklung der Gedanken zu beleben, wobei es ihm nie um die eigensinnige Behauptung seiner subjektiven Ansicht, sondern nur um die Ermittlung des objectiven Sachverhalts zu thun war. „Als sie nun nach langem Kampfe stillstand gemacht hatten“, erzählt Körnerfahrt in der oben angeführten Schrift, „chieden sie, freilich noch immer mit dem stillen Vorbehalte, daß keiner von beiden der Sieger sei, beide sich vielmehr für unüberwindlich halten dürften, aber doch mit erhöhter wechselseitiger Achtung, in später Nacht von einander. Sie hatten sich in diesen langen, ausführlichen, persönlichen Zwiegesprächen mit einander gemessen, hatten sich gründlich kennen und schätzen gelernt. Der erste Schritt zur Annäherung war geschehen.“

Nun kam jener Briefwechsel in Gang, der zu den großartigsten literarischen Denkmälern teutscher Nation gehört. In einem schriftlichen Großpol am 23. Aug. nahm Schiller Anlaß, Goethe zu versichern, daß er schon lange, wenn auch aus weiter Ferne, den Weg, den er sich vorgezeichnet habe, mit immer erneuter Verwunderung betrachtet habe. Er fährt dann fort: „Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich

mohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Mäße ihrer Erfindungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr entwickelten hinauf, um endlich die verwirklichten von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebüdes zu erbaue. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Fehln einzubringen: eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält.“ Von Goethe angegriffen, gibt Schiller in einem spätern Briefe (vom 31. Aug.) auch über sich selbst Rechenschaft und demerkt darin unter Anderem: „Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geiste des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begriffe ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandeln, und nicht wol früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zusammenführen konnten.“

Ihr Verhältniß gedieh bald zu einer solchen Intimität, daß Schiller, einer dringenden Einladung Goethe's Folge gehend, im September 14 Tage bei diesem in Weimar wohnte, und, wie er an Körner schreibt, jeden Augenblick, wo er zu etwas aufgelegt war, mit Goethe zubachte. „Ich bin“, schreibt er, „sehr mit meinem Aufenthalt zufrieden und ich vermute, daß er sehr viel auf mich gewirkt hat.“ Seitdem betrieb man den wechselseitigen Unterricht, bei dem jeder nach Schiller's Ausdruck, „dem Andern etwas geben konnte, was ihm fehlte, um etwas dafür zu empfangen.“ theils in Briefen, theils in mündlichem Verkehr, bald in Weimar, wohin Schiller zuweilen kam, bald in Jena, wohin Goethe sich, wie man weiß, oft und gern zurückzog. Schiller schreibt einmal (den 25. Febr. 1795): „Ich kann mich gar nicht daran gewöhnen, Ihnen acht Tage Nichts zu sagen und Nichts von Ihnen zu hören;“ und Goethe erklärt am 25. Febr. 1795: „Jedem, der Mitwood's und Sonnabend's früh (wo die Vorträge aus Jena herüberkam) in sein Zimmer tritt, werde auf die Finger gesehen, ob er nicht einen Brief von Schiller bringe.“ Man wird jedoch schwerlich fehl gehen, wenn man sich der Ansicht jenseitig, daß bei diesem merkwürdigen Wechselverhältnisse Schiller noch mehr als Goethe gewonnen habe; man braucht nur auf die dramatischen und trübschen Schöpfungen seiner spätern Periode zu blicken und sie mit denen seiner frühern zu vergleichen. Ob er ohne Goethe's unmittelbaren Einfluß ganz zu denselben Resultaten gelangt sein würde, ist wenigstens sehr fraglich. Auch nicht Schiller grade in den Schöpfungen am höchsten, wo er sich des Rathes und der Fingerzeige Goethe's bediente, wie im „Wallenstein“ und „Wilhelm Tell,“ dann in mehreren

94) Als poetischen Schritt bezeichnet Körnerfahrt den Briefwechsel wegen der „Horen“ in der Annahme, daß jene Unterredung an einem Januabend noch vor dem 13. stattgefunden habe. Schaefer setzt, sich auf eine Unterredung in einem kürzeren Briefe stützend, jene denkwürdige Unterredung in den Monat Juli, schon ungeschickt jener Briefwechsel wegen der „Horen“ der erste, die jener Unterredung der zweite Schritt zu ihrer Annäherung gewesen sein würde, keineswegs, weil ohne allen triftigen Grund die Unterredung in den Monat Mai.

95) Gerade in Bezug auf „Wallenstein“ schreibt Schiller einmal (den 11. Dec. 1798): „Es ist eine rechte Witzfrage, um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit

Balladen und lyrischen Dichtungen, deren Stoff er mit Goethe durchgesprochen hatte. Schiller wurde jetzt lehrreicher und gnomischer, wie er denn auch fortan nach Goethe'schem Muster die Elegie und das Epigramm in Distichenform mit Vorliebe zu cultiviren begann; er näherte sich mehr und mehr dem Boden der wirklichen Welt, denn er jedoch meist, z. B. in der „Innigkeit von Dröckens“, sofort wieder unter der Hölle verlor, wenn er die Kath Goethe's einzuholen verstand. Man vergesse nicht, daß Schiller zur Zeit, als er Goethe persönlich näher trat, noch in der Periode aufsteigender Entzweiung begriffen, Goethe aber in seinem Grundwesen und seinen Kunstprincipien abgeschlossen war.

Aber wol fühlte sich Goethe durch Schiller's belebenden Einfluß und sein Zusammenarbeiten mit ihm überhaupt wieder zum dichterischen Schaffen angeregt, indem ihm Schiller zum Produziren förmlich drängte und Alles that, um ihm zu erneueter Schaffen Muth zu machen. Daher auch Goethe's, gegen Schiller selbst abgelegtes Geständniß (in dem Briefe vom 6. Jan. 1798), daß Schiller ihm eine zweite Jugend geschaffen und ihn wieder zum Dichter gemacht habe. Zur Förderung des „Wilhelm Meister“ trug Schiller wesentlich bei durch Ermunterung wie durch nützlichen Rath. Schiller sah die einzelnen Bücher des Romans, die ihm Goethe in der Handschrift zuschickte, sorgfältig durch, verhandelte mit diesem ausführlich darüber und manchen seiner Aenderungsvoor schläge suchte dann Goethe Geringe zu thun. Gerade diesem Werke Goethe's, das endlich im Sommer 1796 zum Abschluß gebracht wurde, sollte denn auch Schiller seine unbedingte und ungetheilte Bewunderung. Was die ursprüngliche Idee des „Wilhelm Meister“ betrifft, so hat sich Goethe selbst darüber in seinen „Tag- und Jahreshften“ mit folgenden Worten ausgesprochen: „Die Anfänge „„Wilhelm Meister's““ hatten lange geruht. Sie entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühle der großen Wahrheit: daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur verweigert ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzuweichen, er kann aber mit sich nicht ins Reine kommen, und er wird aus falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. Hierzu kann Alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus u. s. w. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein Licht, ein helles Licht auf, so entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt, und doch läßt er sich wieder gelegentlich von der Welt, nur halb widerstrebend, fortziehen. Gar Viele vergeuben hierdurch den schönsten Theil ihres Lebens und verfallen zuletzt in wunderbaren Trübsinn. Und doch ist es unmöglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen: eine Ahnung, die sich in „Wilhelm Meister“ immer mehr entfaltet, anstärkt und be-

aufs Neue erfahren.“ Die Idee, Theil aus einem selbständig und unabhängig handelnden, in die Realisirschöpfung nicht mit verflochtenen Mann darzustellen, veranlaßt der Dichter besonders seinem Freunde Goethe, wie dieser selbst anführt.

fähigt, so sich zuletzt mit klaren Worten ausdrückt: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Geheinen zu suchen, und ein Königreich fand.“ Schiller schrieb über „Wilhelm Meister“ an Goethe unter Anderem: „Ich versehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie oft bis zu Tränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem Alles geschlossen ist.“

Für Schiller's „Horen“, und „Auswahlmanach“ lieferte Goethe nach und nach seine römischen Elegien, die Epikelen, eine Auswahl von Epigrammen, mit den venetianischen zu einem Cyclus verbunden, durch Voss, der auf seiner Reise 1794 auch Weimar berührte und hier aus seinem Homer vorlas, zu ähnlichen Uebungen angeregt, eine anonym mitgetheilte Bearbeitung des Homrus aus Apollon (das Register am Schluß des Jahrgangs nennt Goethe ausdrücklich als Uebersetzer), die „Erählungen teutscher Ausgewanderten“ und das „Währchen“, welches den Schluß derselben bildet, ferner druckstückweise (seit 1796) eine Uebersetzung der Autobiographie des Benvenuto Cellini, die er dann 1803, mit Erläuterungen versehen, als besonders Wert erscheinen ließ. Ueber die gemeinname Thätigkeit beider Dichter an den „Horen“ ist in den „Tag- und Jahreshften“ bemerkt: „Auserdem überlegten und vertriehen wir gemeinsam den ganzen Inhalt dieser neuen Zeitschrift, die Verhältnisse der Mitarbeiter und was bei dergleichen Unternehmungen sonst vorkommen mag. Hierbei lernte ich Mitleben kennen, ich ward mit Autoren und Productionen bekannt, die mir sonst niemals einige Aufmerksamkeit abgewonnen hätten. Schiller war überhaupt weniger ausweichend als ich, und mußte nachsichtig sein als Herausgeber.“

In den Horen erschien auch (1795) jener interessante Aufsatz, der den Titel „Literarischer Saneulottismus“ trägt und gegen einen im Wächste des „Berlinerischen Archivs der Zeit und des Gesamts“ veröffentlichten iadelnchtigen Aufsatz: „Ueber Prosa und Versamkeit der Deutschen“ (von Jenisch) gerichtet war. Dieses literarische Manifest Goethe's enthält über die Stellung und Lage der teutschen Schriftsteller so richtige, noch heute zureichende Wahrheiten, daß es zweckmäßig erscheint, einen Augenblick bei ihm zu verweilen.

Zuvörderst spricht sich Goethe über die Schwierigkeiten aus, welche der damals werdenden classischen Rationalisiererei hemmend in den Weg traten. Wann und wo, fragt er, entsteht ein classischer Rationalautor? Und die Antwort Goethe's lautet: „Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit verkündet, wenn er in den Offenungen seiner kühnsten Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermisst; wenn er selbst vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein inwohnendes Genie sich selbst fühlt, mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen: zu sympathist; wenn er

seine Nation auf einem Grade der Cultur findet, so daß ihm seine eigene Bildung leicht wird" u. s. f. Unter solchen Bedingungen, meint er, werde ein Autor in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu überlegen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig sein.

Darum preist Goethe auch noch viel später, im Jahre 1813, Schaferspeare glücklich, daß er einem Volke, einer Zeit angehört habe, welche der Entwicklung eines classischen Autors so überaus günstig gewesen seien. Ueberall, sagt er, künige sich in Schaferspeare das meerumfließende, von Abel und Wollen umzogene, nach allen Weltgegenden thätige England an; der Dichter habe den Vortheil gehabt, zur rechten Entzeit zu kommen, in einem lebendigen protestantischen Lande zu wirken, wo der bigotte Bahn eine Zeit lang geschwungen, so daß er als ein wahrer Naturforscher sein Inneres ohne einen Brag aus irgend eine bestimmte Religion religiös entwickeln durfte; er habe zu einer wichtigen und würdigen Zeit gelebt und ihre Bildung wie Verbildung mit großer Heiterkeit dargestellt.

In dem citirten Aussage nun gibt Goethe zu verstehen, daß die Verhältnisse Deutschlands dem Werden eines classischen Nationalautors, besonders eines profaischen, in hohem Grade ungünstig seien. Um so mehr sei es Pflicht, das, was trotz dem den teutschen Autoren gelungen, mit Ehrfurcht zu bewundern, was ihnen aber mißlungen, anständig zu beaurmen. „Eine bedeutende Schrift," fährt er fort, „ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens." Der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalchriftsteller darf man nur von der Natl. jorden." Er beklagt in wenigen bedeutsamen Worten die politische Zerstückelung Deutschlands, nimmt aber die Dinge, wie sie sind, und von Natur allen gewaltsamen Wandlungen und Erschütterungen abhold, ruft er warnend an: „Wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Teutschland classische Werke vorbereiten könnten."

Hieraus kommt Goethe auf die individuellen Verhältnisse zu sprechen, unter denen die teutschen Schriftsteller sich zu bilden pflegen; er beklagt den Mangel an einem Mittelpunkt gesellschaftlichen Lebens, wo sich die teutschen Schriftsteller zusammensinden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten. Sie würden zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen; man solle sich zu allerlei Versuchen, ja Wüdersieren genöthigt, lerne erst durch Nachdenken, was man machen solle, und durch die Praxis, was man machen könne, werde aber immer wieder durch ein Publicum irre gemacht, welches keinen Geschmack habe und Gutes und Schlechtes mit gleichem Wohlgefallen verfühlinge; und sehe man sich auch durch den Beifall der Gebildeten ermuntert und gestärkt, so

lebten diese doch durch alle Theile des großen Reichs zerstreut. So finde sich der teutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, da müsse er für seinen Unterhalt und seine Familie sorgen, sich nach Außen umsehen und oft mit dem traurigen Gefühl durch Arbeiten, die er selbst nicht achte, sich die Mittel verschaffen, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein Geist allein sich zu beschäftigen strebe. Jeder teutsche geschätzte Schriftsteller, fährt Goethe fort, werde sich in diesem Bilde erkennen. Jeder werde mit beschwerener Trauer erkennen, daß er oft genug nach Gelegenheiten geseufzt habe, die Eigenheiten seines originellen Geistes einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen.

An derselben Stelle beklagt Goethe, daß die höheren Classen in Teutschland vorzugeweise durch fremde Sitten und ausländische Literatur gelbdeit seien, wodurch die Teutschen sich als Teutsche frühzeitig genug zu entwickeln gehindert würden.

Ein merkwürdiges Product der gemeinsamen Thätigkeit beider Dichter waren die „Kenien," die im Rosenanmanach von 1796 erschienen. Mit es jedem Redacteur einer literarischen Zeitschrift ergeht, daß er es seinem recht machen kann, daß er durch das, was er aufnimmt, wie durch das, was er nicht aufnimmt, daß er durch Lob wie durch Tadel bald da, bald dort anstößt und Antipathien und Antipathien erweckt, so war es auch Schiller als Redacteur der „Horen" ergangen. Man hatte die trefflichsten Mitarbeiter angeworben vermittelst eines Honorars von einer Höhe (6 Louisd'or für den wenig consumitenden Druckbogen der Horen), wie es damals vielleicht unerhört war und jetzt auch wieder sehr selten geworden ist; Schiller und Goethe selbst lieferten ihr Bestes hinein, und doch hatten die „Horen" nicht den Abfag gefunden, den man erwartet hatte, und die Sanktulothen der Literatur, deren Frechheit ja bekannt ist und die eben deshalb von der eben Gesellschaft der „Horen" ausgeschlossen waren, scheuten sich nicht, den Inhalt der Zeitschrift in geschäffiger und oft gemeiner Weise anzugreifen; aber auch gediegener Schriftsteller hatten nicht immer die „Horen" geschont, noch weniger gefördert, weil sie sich vernachlässigt glauben mochten. Dnebin waren beide Dichter wegen der im Ganzen kühlen Aufnahme ihrer letzten dichterischen Producte, Schiller durch die seines „Don Carlos," Goethe durch die seines „Torquato Tasso," seiner „Piafigenia" u. s. w. verstimmt und gereizt. Ramentlich hatten die so nicht erwarteten Angriffe gegen die „Horen" Schiller in einen fast leidenschaftlich erregten Zustand verfest. Um ihn und sich aus diesem Zustande, der bei Schiller zwischen Niedergeschlagenheit und Gereiztheit abwechselte, zu befreien und der Welt zu zeigen, daß man Muth habe und nicht Muth sich geduldig gefallen zu lassen Willens sei, vielleicht auch in der leider richtigen Erkenntnis, daß einiger Scandal in Teutschland jumeilen einem Autor nützlich sei, um das ermutende Interesse des Publicums wieder aufzusuchen; aus diesen Gründen, schritt er, gab Goethe schon am 28. Oct. seinem Freunde den Rath, wohl wissend, daß er dem eben so reizbaren als erreg-

schen Schiller nicht verloren sein würde, alles gegen die Hören Gefolge zusammenzuführen und am Schlusse des Jahres ein literarisches Gerücht zu halten. Durch die zufällige oder nicht zufällige Lecture der Xenien des Martial gerieth Goethe auf den Einfall, ob es nicht zweckmäßig sei, Epigramme in gleicher Schlagart auf alle teutschen Zeitschriften zu versetzen und im nächsten Jahrgange des Mufenalmanachs abdrucken zu lassen. Drei Tage später, am 26. Dec., überfandte er Schiller 14 satyrische Distichen als Probe und Schiller findet sofort den Gedanken „prächtig“, meint aber, daß man, um das Hundert voll zu machen, auch über einzelne Werke „herfallen“ müsse.

Schiller machte sich nun seinerseits an die Lecture und das Studium des Martial, und mit der ihm eigenen genialen Schnellkraft und Auffassungsgabe seines penetrirenden Verstandes hatte er sich bald der ihm bisher noch ziemlich ungewohnten Distichenform und des pointirten Epigrammenstils in seltenem Grade bemächtigt, so daß seine Xenien an scheinender Schärfe die seines Mitarbeiters an diesem diabolischen Werke meist übertrafen. Indessen ist der Antheil eines jeden an den einzelnen Mendobischen oft schwer zu bestimmen und zu sondern, da oft der Eine die Idee, der Andere die Form hergab; weßhalb sie auch förmlich beschloßen, jeder sein Eigenthumsrecht an den einzelnen Epigrammen aufzugeben und jeder in einer künftigen Sammlung seiner Gedichte die Xenien ganz abdrucken zu lassen, was allerdings nicht geschehen ist; vielmehr nahm jeder später in seine Sammlungen nur diejenigen auf, die er allein verserzt oder an deren Inhalte oder Form er den meisten Antheil hatte, obgleich sich allerdings einzelne finden, die von beiden in Anspruch genommen worden sind. Eine Anzahl der besten Epigramme sind jedoch von den Werken beider Dichter ausgeschlossen worden“).

Die polemischen Xenien wurden von den übrigen Xenien rein ästhetischen und philosophischen Inhalts, die oft höchst feinerliche Ausprüche in prägnanter Form enthalten, angeordnet und betragen an Zahl über 400. Kasper, Jung-Enling, diese beiden früheren Freunde Goethe's, Matthias Claudius, Erik Stolberg wurden wegen ihrer frömmelnden, mystischen Richtung ebenso wenig gesont als der nüchterne Friedrich Nicolai, der Aufklärer und Advocat des gesunden Menschenverstandes. Der Kapellmeister Reichardt wurde wegen seiner Journale „Deutschland“ und „Frankreich“ und der darin sich fundgebenden Klebbugel mit demerzianischen Tendenzen abgestraft. Heine, Thümmel, Ranso, namentlich letzterer, haben sich sehr übel behandelt; auch Forster erhielt sein Theil, fer-

ner Jacobs, sogar auf den alten Gleim wurde gestrichelt und das bürgerliche phillisterhafte Drama lächerlich gemacht. Herder drückte über diese „literarische Hag“ (wie Schiller die „Xenien“ nannte) sofort seinen Verdruß aus, denn er merkte, daß man ihn nur aus besondern Rücksichten gesont hatte und schloß sich in mehreren seiner nächsten Freunde mitbetroffen. Auch Voss und Wieland, der in sehr unschönliger Weise in den Xenien gerndt wurde, nahmen an diesem unvermutheten literarischen Ueberfalle Anstoß. Viele der Getränkten und Verletzten traten mit Streitschriften und Antixenien gegen die Xenienverfasser auf; so Ranso in seinen „Gegengedanken an die Subelsche in Jena und Weimar“, Matthias Claudius in „Urian's Nachricht“, Gleim in „Kraft und Schnelle des alten Pelrus“ (worin man freilich sowol „Kraft“ als „Schnelle“ vermist), Nicolai in seiner 217 Seiten starken Schrift: „Anhang zu Schiller's Mufenalmanach.“ Es erschienen ferner gegen die Xenien die unsaubere „Dichtart“ von R. Kranz, „Tragallien zur Verbauung der Xenien“, „Mufenalmanach das Jahr 1797“, „Verloren an den Schiller'schen Mufenalmanach“, „Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen voll Stacheln“ u. s. w., endlich Aufsätze im „Neuen teutschen Merkur“ (von Wieland), im „Genius der Zeit“, im „Unparteiischen (hamburger) Correspondenten“, in der „Erlanger gelehrten Zeitung“, im „Vestnischen Archiv“, in der Zeitschrift „Deutschland“ (von Reichardt) und mehreren andern Zeitschriften. Franz Stern bemerkt: „Ich erinnere mich jener Zeit noch sehr genau und darf der völligen Wahrheit gemäß rathen, daß vom November 1796 bis etwa März 1797 das Interesse für die Xenien auf eine Weise herrschte, die alles andere literarische überwältigte und verschlang.“ Goethe selbst sagt in seinen „Tag- und Jahresheften“ über den Erfolg dieser in ihrer Art einzigen Erscheinung, die freilich freidem nicht vereinzelt geblieben ist: „Die Xenien, die aus unschuldigen, ja gleichgültigen Anfängen sich nach und nach zum Herdten und Schrecksten hinaufsteigerten, untertheilten und viele Monate und machten, als der Almanach erschien, noch in diesem Jahre die größte Bewegung und Erschütterung in der teutschen Literatur. Sie wurden, als höchster Mißbrauch der Pressfreiheit (!), von dem Publikum verdammt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar.“ Wenn es also den Verfassern, von jedem andern höhern literarischen Zwecke abgesehen, wirklich darauf angekommen sein sollte, zugleich Aufsehen zu erregen, so hatten sie diesen Zweck so vollständig als möglich erreicht, vollständiger als ihnen selbst lieb gewesen zu sein scheint. Ihr literarischer Mißbrauch führte zum Scandal und sie haben vielleicht mit größerer Verdrüß, als sie sich und der Welt eingefehen mochten, ein we großes Publicum der Scandal in Teutschland hat und wie viel zum Theil unsäglich Grobheit die teutsche Natur zu erlassen weiß, wenn es sich darum handelt, auf den groben Kiof von Xenien den gröbsten Keil von Antixenien zu setzen. Die beiden alirten Dichter mußten hierbei die Erfahrung machen, und diese Erfahrung war ihnen heilsam, daß der Teutsche durch keine

36) Die bisher vollständigen Nachweise über alles die Xenien Betreffende findet man in dem Werke von G. Wess: „Schiller und Goethe im Xenienkampf“ (2 Bde. Stuttgart 1851.) und in dessen von Wendelin von Malpas herausgegebenem Nachlaßwerke „Schiller's und Goethe's Xenien-Manuscript.“ In Bezug auf letzteres bemerkt Karl Weidle in seiner Schrift: „Goethe und Schiller“ (Hamburg 1859.): „In der Sonderung des beiderseitigen Antheils ist die Kritik zu gefährlich gewesen, und selbst das Xenienmanuscript, das sich gefunden hat und herausgegeben wurde, ferns Nichts enthalten, da es weder vollständig, noch das einzige ist.“

Autorität sich einschüchtern läßt, wenn er sich von ihr ungerecht behandelt glaubt; obgleich er freilich leider in der Entgegnung meist die richtige Haltung verliert und neue Blößen gibt statt die alten zu decken.

Die beiden verbundenen Dichter schienen aber in der That erwartet zu haben, daß die Angegriffenen nicht wagen würden, sich gegen sie zu erheben; Schiller namentlich schien vergessen zu haben, daß, wie er sich später so schön und treffend ausdrückte, dem Schwachen auch sein Stachel gegeben sei. Schiller, der doch selbst die Feinden als eine „literarische Hag“, als eine „geniale Impudenz“ bezeichnet, war daher auch von den Entgegnungen, die sich über sein und Goethe's Haupt entluden, am tiefsten betroffen, ja er ging sogar so weit, den „schlechten Zustand der Poesie!“ zu beklagen, indem dieselbe „diese Feinde nicht im Zaume halte.“ Goethe sagte sich zurecht. Zwar findet er es noch am 5. Dec. nach der Lectüre der Manſo'schen Verbeiben „lustig zu sehen, was diese Menschenart eigentlich gedrückt hat, wie schäb, leer und gemein sie eine fremde Existenz anſehen“ u. ſ. w., Worte, die seinen geheißen Aerger doch nur sich leicht verdecken; als aber Schiller fortfährt, sich kleinlich und empfindlich über den von ihnen angezeigten garstigen Handel zu äußern, erhebt sich Goethe, und er zurecht, auf einen seiner würdigen Standpunkte, indem er schreibt: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so ist das Betragen des Volkes ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gefasste und geübte Poesie, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, Alles, was sie gegen ihn in potto haben, von sich zu geben. Den Einbruch davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder.“ Dies ist nicht nur eine würdige, sondern auch richtige Ansicht, und in sofern es gleich Anfangs Goethe's Absicht mit gewesen sein sollte, durch die „Feinden“ seine Zeitgeſſen zu zwingen, Alles, was sie gegen ihn „in potto“ hatten, von sich zu geben, würde man gegen das ganze Unternehmen nicht viel einwenden können. Und immer höher erhob er sich über die Mißere, die er selbst mit aufgerührt, wenn er ein anbermal schreibt: „Nach dem vollen Wagede mit den „Feinden“ müssen wir uns nun bloß großer und würdiger Kunstwerke bescheiden und unsere formgeschöne Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gehalten des Geistes und Guten umwandeln.“ Das thaten sie denn auch und beschämten ihre Gegner durch Leistungen, denen diese keine Gleiches gegenüberstellen konnten. Darin zeigte sich denn wieder ihre moralische Größe und das Gefühl ihres überragenden Werths; daß sie, von so vielen Seiten herausgefordert, nun im richtigen Augenblicke zu schweigen wußten und nur durch Productionen und thätiges Wirken antworteten. Im Uebrigen scheint Goethe sich doch die Lehren, die beiden Feindenbüchern gegeben wurden, am tiefsten zu Herzen genommen zu haben, tiefer als er sich anstellte; denn sein Urtheil wurde von jetzt an nur immer humaner und leutseliger und das an einigen Angegriffenen begangene Unrecht suchte er gelegentlich durch warmes, ja begeistertes Lob wieder gut

zu machen. So namentlich an Gleim, dessen wohlthätigem Wirken und durchaus humanem Charakter er später in seinen „Tag- und Jahresheften“ bei Gelegenheit seines Besuchs in Halberstadt im Jahre 1805 einige Seiten der warmen Anerkennung widmet, obwohl ohne Absicht.

In unserer Zeit ist es gänge und gäbe geworden, die „Feinden“ als eine große literarische That zu feiern, als ob damit fast immer und mit einem Male allem „Schlechten, Mittelmäßigen, Verschrobenen, Engstirnigen, Einseitigen und Gemeinen“ in der deutschen Literatur ein Ende gemacht worden sei, was, wie Jedermann weiß, keineswegs der Fall gewesen ist. Urtheile dieser Art hört man sogar von solchen, welche, wenn sie zur Zeit Goethe's und Schiller's gelebt hätten, ähnlichen Feinden vielleicht nicht entgangen wären. Das eigentlich Schlechte wucherte jedoch fort und fiel nicht einmal genau in die Angriffslinie der Feindenbücher. Viele der von diesen angegriffenen Autoren, wie Höpfer, Gleim, Mathias Claudius, Lavater, Stolberg, Thümmel, Jung-Stilling u. ſ. w., wird man doch nicht den eigentlich Mittelmäßigen beizählen können; und wenn sie sich auch dieser oder jener fehlerhaften oder tadelnswürdigen Richtung schuldig machten, so hatten sie doch auch andererseits ihre Verdienste oder waren Männer von unbestreitbarem Talente. Durch das Beispiel der Feinden wurde aber gar sehr jene in Teutschland selbstem herrschend gewordene Manier gefördert, die Totalität eines Autors mit wenigen abschprechenden Zellen abzustreifen oder zu vernichten, und die Bestätigung, daß dies so kommen werde, wurde schon damals ausgesprochen. Namentlich hat A. von Henning's in seinem „Genius der Zeit“ bereits damals vom Standpunkte der Sittlichkeit und des literarischen Anstandes über das Unternehmen der weimarischen Dichter viel Treffendes, noch jetzt Gültiges gesagt. Seitdem wimmelt es bei den teutschen Poeten von ähnlichen Stachelwerken, nur daß die Angriffe öfters bedeutender waren als die Angreifenden, während die beiden Feindenbücher von Weimar den von ihnen Mitgenommenen in einem Grade überlegen waren, daß ihre abschälligen Ausprüche wirklichen Todesurtheilen gleich kamen. In der That wird erzählt, daß die bitterbösen, auf den doch auch nicht unverdientlich Manſo gemäßen Epigramme in Dresden sprichwörtlich geworden seien und den unglücklichsten Zeit seines Lebens verfolgt hätten. Auch verfuhrten Goethe und Schiller nicht immer mit gebührender Loyalität; sie verletzten nicht selten die Pflichten ihrer Freundschaft oder Dankbarkeit, z. B. gegen Lavater, Jung-Stilling, Reichardt, Baggese, welchem letzteren Schiller wegen seiner Fürsprache bei dem Herzoge von Holstein-Augsburg und dem Grafen Schimmelpennin in der That großen Dank schuldete; sie hielten sich namentlich an diejenigen, die sich an den „Horen“ vergangen hatten, was ihren Ausfällen den Charakter der Gehässigkeit aufdrückte, während sie wieder, was ihnen schon damals zum Vorwurfe gemacht wurde, absichtlich und in anfassender Weise viele schonten, mit denen sie irgend ein speciell Interesse verknüpfte. So beschloß man namentlich Affand zu

schonen: „Um ihm nicht wehe zu thun,“ schrieb Schiller, „will ich in dem Dialoge mit Shafespeare lauter Schöderliche und Kogebue'sche Stiche bezeichnen.“ Wunderlich erscheint es fast, daß Goethe, der in den „Kenien“ so entschieden den Weg der Polemik betrat, in Kogebue's „Kleinbüdtern“ vor deren Ausführung alle gewiß sehr unverfänglichen polemischen Stellen gestrichen hatte, was auch zu Kogebue's Antipathie gegen Goethe beitrug.

Niemlich, wenn auch nicht ganz vereinzelt in unserer Zeit steht Rudolf Weisbach's abfälliges Urtheil über die Kenien. „Es sei nicht zu übersehen,“ sagt er, „daß dies Blüthenkinder aus dem poetischen Dymus immer ein viel souveräner Selbstüberhebung war, den die Nachwelt geneigter ist, zu legitimiren, als es die Mittelzeit sein konnte; daß, besonders bei Schiller's schöpferischer einseltiger Richtung, viele kritische Zustimmungen stattfanden, und daß die Form der meisten Kenien ebenso barbarisch war, wie die poetische Barbarei, gegen welche sie anstämpften, und Wario's Sport mit Recht herausfordern durfte.“). Auch bemerkt wol der Engländer Lewes nicht mit Unrecht, daß nur wenige dieser Kenien echtes Salz des Wises hätten; nähme man sie als bloße Erzeugnisse des Wises, so erschienen sie sehr schwach, und man begreife nicht, wie sie eine solche Sensation hätten erregen können. Für und Nachlebende haben diese Kenien, in sofern sie rein polemischer Art sind und bios flüchtige Erscheinungen der Zeit betreffen, in der That fast nur die Bedeutung eines literarischen Curiosums; nur diejenigen, welche gewisse mythisch-pietistische Auswüchse und die Theatermeister geisteln, haben auch für unsere Zeit noch Werth und Gültigkeit.

Goethe löst sein bei Schiller verpöndetes Wort, daß man sich fortan nur „großer und würdiger Kunstwerke“ befleißigen müsse, zunächst durch sein bürgerliches Epöe „Hermann und Dorothea“ eine seiner vollendetsten, reinsten Dichtungen, dabei echt deutsch in Empfindung und Darstellung, die Verherrlichung häuslichen Glücks und teuffischen Bürgerthums und Familienlebens inmitten der politischen Weltstürme. Als Quelle nennt man die zuerst 1732 erschienene Schrift: „Das liebthümliche Gera gegen die salzburgischen Emigranten,“ nur daß Goethe den Stoff mit genialer Freiheit auf seine Zeit und eine andere Localität verpflanzte. Voss, „Louise,“ für die er bei Gelegenheit seines Besuchs in Pempelfort die größte Verherrlichung ausprobierte und die er auch später nicht vorlesen konnte, ohne bei gewissen Stellen, z. B. der Trauungsscene, in Thränen auszubringen, hat das Verdienst, Goethe wenigstens zu dieser Schöpfung angeregt, ihm wenigstens die Möglichkeit vor Augen gestellt zu haben, einfache, modern bürgerliche Stoffe auf dem Hintergrunde politischer Bewegungen episch so zu gestalten, daß daraus eine Schöpfung hervorgehe, die allen Ansprüchen an ein höheres episches Dichtwerk genüge, ohne darüber die Eigenschaften realer Wahrheit und realen Zeitinhalts einzubüßen. In der That sehen

wir in keinem Werke Goethe's den künstlerischen Idealismus mit dem gegenständlichen Realismus so glücklich, innig und wirksam verschmolzen wie in „Hermann und Dorothea.“ Keines von seinen vollendeten Werken ist ihm auch so rasch von der Hand gegangen wie dieses, was man auch an der Leichtigkeit der Bewegung, welche diese Schöpfung angedrückt, wohl erkennt. Dabei übertraf er Voss eben so an Reiztheit, Anmut und Ungezogenheit in Form und Darstellung, wie an Höhe der Gesichtspunkte und Ideal plastischer Haltung. Daß Goethe niemals, wie Voss öfters, in Trivialität verfallen konnte, versteht sich von selbst. Wie Schiller im October 1796 an Körner meldet, ging die Ausführung mit einer ihm „unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit“ vor sich, so daß Goethe „neun Tage hinter einander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter schrieb.“ Doch ließ er sich mit der Ausfertigung Zeit und während er den Plan dazu bereits im August 1796 in Zimenau ausgedacht hatte, legte er doch erst in den Tagen des 20. und 21. Mai 1797 während eines Aufenthalts in Jena an die Diktation die letzte Hand“). Die Verherrlichung der teuffischen Nation war ihm durch diese stoffliche Dichtung aufs Neue gesichert. Goethe selbst gesteht, Gegenstand und Ausführung hätten ihm verhältniß durchdrungen gehabt, daß er das Gedicht niemals habe ohne Kühlung vorlesen können.

In demselben für Goethe's Muse so fruchtbaren Jahre entstanden auch einige seiner herrlichsten Balladen: „Die Braut von Korinth“ (von der, festlich genug, Schiller an seinen Freund Körner schrieb, daß sie eigentlich nur ein „Spaß“ gewesen!), „Der Gott und die Bajadere,“ „Der Zauberehrfing,“ „Der Schatzgräber,“ während Schiller die Balladen: „Iphigenie,“ „Hrv und Leandro“ dichtete, zu welchen Goethe seinem Freunde die Stoffe überlassen hatte. Schiller nannte daher das Jahr 1797 das „Balladenjahr.“ Vollendet wurde ferner die anmutvolle Dichtung: „Der neue Pausias und das Blumenmädchen.“ Die Beschäftigung mit der romantischen Balladendichtung brachte ihm auch wieder den „Kampf“ näher und versetzte ihn in die Stimmung, zu dieser ins Unerbliche gehenden Dichtung wieder einige Theile hinzuzudichten. Im Juni entstanden das herrliche Einleitungsgedicht oder die „Zueignung,“ worin er jene „schwankenden Gefallen“ anredet, die ihm nun wieder nahen, der „Prolog im Himmel“ und das in die Prologscene ziemlich willkürlich eingelegte halb polemische Intermezzo: „Deron's und Titania's goldene Hochzeit.“ Nach Schaefer dürfte auch „Das Vorspiel auf dem Theater“ um diese Zeit entstanden sein. Ueber dieses Jahr bemerkt Goethe in den „Tag- und Jahresbesten“: „Im eigentlichen Sinne hielten wir Tag und

97) Siehe: „Die deutsche Nationallitteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literarisch-historisch und kritisch dargestellt von Rudolph Weisbach.“ Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Weiden 1860.) I. Bd. S. 84.

97) Goethe bemerkt in seinen „Tag- und Jahresbesten“: „An Leichtigkeit und Schagen war das Gedicht geschrieben und es trübte diese Empfindungen nicht,“ wenn er aber verkürrt: „Die Ausführung ward während des Septembers begonnen und vollbracht, soviel für Heranden schon producirt werden konnte,“ so kann sich dies doch wol nur auf den ersten rohen Entwurf oder die ersten Gesänge beziehen.

Nacht seine Ruhe; Schilleru besuchte der Schlaf erhe-
 gegen Morgen; Leidenschaften aller Art waren in Be-
 regung; durch die Kenien hatten wir ganz Teuschland
 aufgeregt; Jedermann schalt und lachte zugleich. Die
 Vertriebenen suchten uns auch etwas Unangenehmes zu er-
 weisen, alle unsere Gegenwirkung bestand in unermüdet
 fortgesetzter Thätigkeit."

Noch einmal erfaßte ihn die Sehnsucht nach dem Süden, wozu namentlich die Briefe seines Freundes Meyer beitrugen. Ende Juli 1797 trat er seine Reise an, die ihn abermals nach Italien führen sollte, aber nicht führte¹⁾. Christiane und sein Sohn begleiteten ihn bis nach Frankfurt, wo sie von Goethe's Mutter mit großer Liebe aufgenommen wurden. Dann ging es über Heidelberg weiter nach Stuttgart. Hier hielt er sieben Tage auf und füllte sich namentlich in dem Dandereichen Atelier angenehm beschäftigt, auch überhaupt poetisch angeregt; denn in jenen Tagen entstand das Gedicht „Der Edelknabe und die Müllerin“, der reizende Anfang eines kleinen Romans in Versen, den er dann später in den sich anschließenden Gedichten „Der Müllerin Berauch“ und der „Müllerin Reue“ fortsetzte. Von Stuttgart machte er einen Abscher nach Tübingen, wo er bei Gotta wohnte, den er zum Verleger seiner Werke gewann. Am 16. Sept. reiste er von hier ab und am 18. befand er sich in Schaffhausen, wo er den Abschied fast einen ganzen Tag lang beobachtete, doch diesmal weniger mit den Augen eines Enthusiasten und Dichters, als mit denen eines Naturforschers und Farbenkundigen, der die farbigen und andern Erscheinungen, welche den Sturz begleiteten, bis ins Kleinste beobachtete und studirte. Auf der Weiterreise nach Zürich gab ihm ein unterdichter Aufbruchumflüchtung verkrüppelter Apfelbaum Anregung und Stoff zu der Elegie „Amynas.“ Der Baum erschien ihm als ein Bild der männlichen Kraft, das Epyrusgeschloß als ein Symbol der Liebessehnisse, die sie nicht abzuwerfen sich entziehen kann und unter denen sie ermattet hinsinkt. Da dies so ausgelegt werden darf, daß ihm hierbei ausschließlich sein Verhältniß zu der Mutter seines Sohnes vorgeschwebt habe, ist doch zweifelhaft; ähnliche Wirkungen aus ähnlichen Ursachen hatte er auch bei Andern, z. B. seinem fürstlichen Freunde selbst, zu Zeiten vorgehen sehen, und die griechische Nymphe, die ihn immer lebhaft beschäftigte, hat diese Erfahrung, die so alt wie die Welt ist, in nicht wenig zahlreichen berühmten gewordenen Sagen verarbeitete. Es war Goethe's Art wol, eine individuelle Erfahrung zum Ausgangspunkte zu nehmen, aber doch nur, um daran zugleich eine allgemeine oder sehr häufig wiederkehrende nachzuweisen.

In Zürich, wo er am 20. Sept. eintraf, fand er Heinrich Meyer; seinem alten Freunde Lavater, obſchon

dieser nach seinem Gasthose gekommen war und seinen Namen an die Stubenrük geschrieben hatte, wick er gerissenenth aus. In Gesellschaft Meyer's begab er sich schon am 21. nach dessen Wohnort Etsäa, wo ihm die Befestigung der von diesem mitgebrachten oder versfertigten Kunstwerke genügende Stunden verschaffte, und lebte dann in Begleitung seines Freundes seine Reise nach der Urantonen bis zum St. Gotthard fort, dessen Gipfel er am 3. Oct. betrat. Der Plan, die Reise bis nach Italien fortzusetzen, war inzwischen wegen des in Italien fortwährenden unruhigen Zustandes aufgegeben worden und beide Reisende traten vom St. Gotthard ihre Rückreise an. Am 8. Oct. waren sie wieder in Etsäa. Während dieser Reise war bei Goethe die Idee zu einem Opus angekeimt, dem die Leiläge zu Grunde gelegt worden sollte, und Goethe hatte deshalb den Umgebungen des Vierwaldstätter Sees die sorgfältigsten Beobachtungen gewidmet, auch nach seiner Ankunft in Etsäa die Relecture von Schub's Schweizerchronik vorgenommen und mit Meyer sich über die Behandlung des Stoffes besprochen. Diese Studien und die lebendigen Vorfallsbilder Goethe's sind dann später seinem Freunde Schiller, nachdem erlicher den Plan zu seinem Opus fallen gelassen und Schiller ihn zum Zweck dramatischer Bearbeitung aufgegriffen, trefflich zu staten gekommen). Goethe bedurfte damals, wie er gesteht, einer solchen Ableitung, wie diese Studien ihm boten, da ihn die Trauerkunde von dem am 22. Sept. erfolgten Tode der Schauspielerin Christiane Neumann, verehelichten Becker, ausß Schmerzliche ergreifen hatte. Ueber sie schrieb er am 25. Oct. an Böttiger: „Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Luß fürs Theater zu arbeiten wieder regte, so habe ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Talenten.“ Zarter und lieblicher ist noch seine Schauspielerin geehrt worden, als dies von Goethe in seiner Elegie „Euphrosyne“ geschehen ist.

Beide Freunde traten am 26. Oct. ihre Heimreise nach Teulendorf an, Goethe eine inzwischen aus Rom eingetroffene Copie der sogenannten Adelsbrandlinien¹⁾ Goethe mit sich führend, deren Besitz ihm überaus glücklich machte. Den Heimweg von Stuttgart aus wählte Goethe diesmal über Nürnberg, wo er die Tage vom 6. bis 15. Nov. mit Adelbi zubrachte, mithin Zeit genug hatte, sich eingehender mit den Kunstschätzen und Lebensumständen der altberühmten Stadt zu beschäftigen. „In dem freundlichen Girdel der Kreisgesandten durchlebten wir einige frohe Tage,“ bemerkt Goethe in den „Tag- und Jahresheften“²⁾.

99) Brocke ist von Weimar abgewandert, verbrannte er noch „aus schäblicher Abneigung gegen Publikation des kaiserlichen Ganges freundschaftlicher Mitteilung“ einen Theil der seit 1772 ihm zugegangenen Briefe, wie er auch schon 1779 eine Menge Briefschaften vernichtet hatte; doch blieben noch geringe übrig, namentlich von dem Jahre 1780 an, die er auch in seinen letzten Lebensjahren consequentweise ordnete.

1) Rohders aber hat den Grundplan des hochkritischen Gnos theil Götterfeld in seinen „Tag und Jahreszeiten“ mit „Götter's Aufzeichnungen über die Reise“ erdichten erst nach seinem Tode unter der Aufsicht: „Aus eines Hies in die Schwerg über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797“ und bilden einen Schaustell seiner nachgelassenen Schriften. Die warme entausfällige Stimmung, die für seine früheren Schwergerechtheitschreiben ist, wird man hier nicht mehr finden wollen. Ramentlich finden sich über die letzten Momente der Reise nur kleine Restitütchen.

Der Winter und das ganze folgende Jahr (1798) verlos für Goethe in einer etwas unruhigen poetischen und wissenschaftlichen Thätigkeit. Er schmeißte von Stoff zu Stoff; er griff Meßtes zu gleicher Zeit an, ohne eine größere Composition fertig zu bringen; aber auch in dieser fragmentarischen Thätigkeit zeigte sich sein rastlos arbeitender, die ganze Welt umfliegender Geist. Er ließ, mit Weger sich in archaische Studien vertiefend, das erste Heft der „Propyläen“ erscheinen, brachte seine Ideen über die Metamorphose der Insekten zu Papier, schrieb den Aufsatz „Ueber pathologisches Eisenblei“ und nahm die Convolute zur Hand, welche wieder vor. Selbst die Philosophie trat ihm durch deren Bezug auf die Natur, welchen Schelling ihr in seinen naturphilosophischen Schriften gegeben hatte, damals näher. Im Frühjahr wurden die genialis, den ersten Theil des „Faust“ abschließenden tragischen Szenen rasch hingeworfen, doch nicht ohne daß sie ihn „sehr ausgefüllt hätten.“ Der Plan zu einem zweiten Theile der „Jüdenhölle“ wurde von ihm vorübergehend aufgenommen, aber auch ebenso bald wieder aufgegeben. In den Juni 1798 fällt der Cyclus von Räthsel-Epigrammen „Dafs's Weisungen.“ Der Gedanke zu einer „Achilleis“, einem Homerisirenden Goethe, in welchem er den Tod des Achilles zu behandeln und dadurch gewissermaßen eine zwischen der Iliade und der Odyssee bestehende Lücke auszufüllen gedachte, und der Plan zu dem „Wilhelm Tell“ beschäftigten ihn lebhaft. Von dem ersten, dessen Schema bis zum fünften Gesange deutlich vor seinem Geiste stand, hat er jedoch nur ein immerhin interessantes Fragment fertig gebracht, das er ziemlich ein Jahr später an Schiller überlieferte; den Plan zum „Wilhelm Tell“ ließ er im Laufe der nächsten Jahre ganz fallen, was von seinem Plane für Schiller brauchbar war, an diesen abdrückte. Ebenso neidlos und uneigennützig ging er seinem Freunde bei der Ausarbeitung des „Wallenstein“ zu Hand, namentlich gab er Schiller für das Vorspiel „Wallensteins Lager“ und für die astrologischen Varianten in der Tragödie so manche brauchbare Hingeweise. Der Aufführung von „Wallensteins Lager“, womit am 12. Oct. 1798 das inzwischen neugebaute Theater eingeweiht wurde, wachte er eine Sorgfalt zu, wie er sie der Aufführung keines seiner eigenen Stücke angewendet hätte. Am 30. Jan. 1799 folgte die Aufführung der „Pierolomini“ und am 20. April die von „Wallensteins Tod“, beide Aufführungen in der Entwicklungsgeschichte der deutschen dramatischen Poesie und fernsten Kunst Epoche machend. Als eine Art Reclame — und auf diese verstand man sich schon damals ganz gut und unsere ersten Größen verschmähten sie nicht — kann man es betrachten, daß über den Werth von „Wallensteins Lager“ schon vor der Aufführung ein Bericht an die Götische „Allgemeine Zeitung“ abgesandt worden war.

Die Theaterangelegenheiten traten überhaupt für beide Männer jetzt immer mehr in den Vordergrund, für Goethe vielleicht nur zu sehr; denn diese Theaterliche zerstreute ihn und zog ihn von so manchen tieferen Fragen, die ihn beschäftigten, und von größeren Compositionen ab,

während er doch nicht wie Schiller zum eigentlichen Bühnendichter geboren war und daher nicht wie dieser von der Bühne eine besonders fördernde Rückwirkung und einen Anstoß zu Originalproduktionen haben konnte. Was er damals dichtete (z. B. „Selena“, später als dritter Act dem 2. Theile des „Faust“ etwas unorganisch eingefügt) und das am 24. Oct. 1800 zur Geburtsstagsfeier der vereinigten Herzogin von Dilettanten aufgeführte Schauspiel „Palafoxen und Rostepere“), stand viel mehr durch Form und Inhalt, durch künstliche Mischung modernr und antiker Elemente und durch die vorberühmte Symbolik der neuen Bühne ganz fremdartig gegenüber. Um aber doch etwas für die weimarische Bühne zu thun, machte sich Goethe an eine Bearbeitung des Voltaire'schen „Mahomet“ (in dieser Bearbeitung am 30. Januar 1800 aufgeführt) und des „Tancrède.“ Ueberhaupt ging das Betreiben Goethe's und Schiller's offenbar dahin, die weimarische Bühne gewissermaßen zu einer kosmopolitischen Mutteranstalt auszubilden und vorzüglich über charakteristische Stücke des Auslandes in guten neuen Bearbeitungen auf sie zu verpflanzen, welchem Betreiben Schiller selbst mit seinen Bearbeitungen von „Macbeth“, „Turandot“ und der Racine'schen „Phädra“ zu Hilfe kam. Schiller vermachte es sogar nicht, von französische Lustspiele für die deutsche Bühne zurecht zu machen, da ein Versuch, vermittelst einer Preisausforderung (1801) gute Lustspiele zu gewinnen, keinen Erfolg gehabt hatte, indem nur mittelmäßige und unbrauchbare Stücke einliefen. Mit dieser kosmopolitischen Richtung ging in Betreff der deutschen dramatischen Poesie die größtmögliche Vielfeitigkeits Hand in Hand; man beachtete das Repertoire nicht nur mit Lessing's „Rathan“, man machte sogar den Versuch, „Zen“ von A. W. Schlegel und „Marcos“ von J. Schlegel aufzuführen. Man konnte aber den beiden Romantikern, die damals gerade von Goethe protegirt wurden (während Schiller besammlich J. Schlegel einen „Kaffen“ nannte), keinen schlechten Gefallen erzeugen; denn dieser Versuch mißglückte völlig, namentlich konnte der ungeheuerliche „Marcos“ nur Erräunen, Mißfallen und Lachen erregen.

Allmählig bildeten sich unter Goethe's Leitung, der auch im J. 1803 eine förmliche Theaterschule ins Leben rief, eine Reihe der trefflichsten Schauspieler und Schauspielerinnen aus: Wallstein, der „Unvergessliche“, und Alexander Wolff und dessen Frau, beide später eine Herde der besten Bühne, Krüger, Halbe, Becker, Dels, Ungelmann, Genäß, die Götische Volks, Brüderlein Maas u. i. w. Die liebliche Neumann (Christiane Becker) starb nur zu früh, und im J. 1802 folgte ihr auch die von Goethe gleichhoch gefeierte Corona Schröter. Mifstand ganz und für immer zu gewinnen, war nicht gelungen. Er hatte schon im J. 1796 einen Cyclus von 14 Gastvorstellungen in Weimar gegeben, die in der Entwicklungsgeschichte der weimarischen Bühne Epoche machten und von

3) Ueber die eigentliche Art, wie dieses Schauspiel von Goethe bei Acten von Schwanen improvisirt wurde und über die Aufführung siehe im „Wilhelm Tell“ die Nibelungen, die Feuerkaiserliche der Brüderlein von Schwanen“ S. 125 fg.

A. H. Böttiger in einer besondern namhaften Schrift „Entwicklung des Iffland'schen Spiels“ (Leipzig 1796) verglichen wurden. Auch hatte Iffland zum Schluß seines Gastspiels zum ersten Mal Goethe's „Iffland“, in welchem er den Alka gab, zur Aufführung gebracht und zwar in der Bühnenbearbeitung Schiller's, der darin Randes ziemlich willkürlich und ohne Noth geändert oder wie z. B. die wichtige Scene zwischen Macchaveli und der Regentin vorgelesen, Anderes eingeschoben, wunderlicher Weise auch namentlich das Wort „Freiheit“ an mehreren Stellen ausgemerzt und zum Theil recht unglücklich durch „alle Verfassung“ und „Vaterland“ ersetzt hat¹⁾. In Folge dieses Gastspiels wurden zwar mit Iffland, der sich in Weimar außerordentlich geübt, Unterhandlungen wegen eines Engagements und wegen Uebernahme der Regie angeknüpft; man ging auf alle seine Bedingungen ein, ja zeigte sich sogar geneigt, seine Wollust zu weit auszubehnen, daß er im Falle der Annahme als der eigentliche Director dastand und Goethe nach dieser Seite mehr Lust bekommen hätte; aber man machte ihm von Berlin so glänzende Anerbietungen, daß selbst Goethe und der Herzog es ihm nicht verargen konnten, als er sich für Berlin entschied. Iffland kam im April 1798 nochmals nach Weimar und spielte in 6 Rollen, ohne, was in unserer Zeit doppelt erwähnenswert ist, Senor in Anspruch zu nehmen, weil, wie er großherzig erklärte, das, was er dort sehr und empfinde, das „edle Honorar“ sei.

Iffland's Engagement in Berlin war für Weimar jedenfalls ein Verlust, dagegen das Engagement der Sängerin Karoline Jagmann (geb. 1780 zu Weimar) ein wegen gewisser Verhältnisse nicht ungetrübter Gewinn. Schön von Person und höchst bedeutend als Künstlerin gewann sie die Zuneigung des Herzogs in einem Grade, daß er ihr ein Rittergut schenkte und sie unter dem Namen einer Frau von Feigendorf in den Adelsstand erhob. Die Herzogin trat diesem Verhältnisse nicht in den Weg, soll sogar, da sie seit der Geburt ihres jüngsten Sohnes nicht wünschen durfte, wieder Mutter zu werden, diese Wahl ihres Gatten beglückte und die Sängerin selbst darin bestimmt haben, sich den Wünschen ihres Gemahls zu fügen. Es läßt sich denken, daß diese Stellung der Sängerin und die Ansprüche, die sie darauf begründete, nicht wenig dazu beitrugen, Goethe das Geschäft der Theaterleitung zu erwärmen, wie es auch eine Intrigue der Jagmann hauptsächlich war, welche Goethe später veranlaßte, sich von der Leitung der we-

marischen Bühne zurückzuziehen. Auch zeigten sich die übeln Folgen dieses Verhältnisses bei der desaströsen Aufführung der „Jungfrau von Orléans“, die von dem Herzoge unter allerlei höflich ausweichenden Vorwänden hingezogen wurde, weil darin, wie er meinte, der Jagmann eine unentbehrbare und zweideutige Partie ausfallen würde. Sicherlich hatte Karoline Jagmann hierbei selbst die Hand im Spiele; so kam es, daß andere Bühnen, z. B. die Kessner und Leisner, der weimarischen mit der Aufführung der „Jungfrau“ zuvor kamen, was von dem weimarischen Publikum sehr übel vermerkt wurde; ja man ging sogar so weit, gegen Goethe den Verdacht zu erregen, daß er aus Neid gegen den in der Gunst des Publicums immer höher steigenden Schiller die Aufführung der Tragödie zu hintertreiben suche, und Goethe war deßhalb und discreet genug, diesen Verdacht auf sich zu nehmen, nur um die eigentliche Ursache nicht an den Tag kommen zu lassen²⁾.

Uebrigens waren Neid, Bosheit und Intrigue in Weimar vielgeschäftig, um zwischen Goethe und Schiller, der hauptsächlich, um dem Theater näher zu sein, im December 1799 nach Weimar übersiedelt war, den Samen des Unfriedens zu säen. Namentlich war in dieser Richtung August von Koebeue thätig, der durch das Aufsehen, welches seine Transpiration nach Sibirien gemacht hatte, und durch den Verfall, den seine Studien in ganz Europa fanden, sich zu dem Wahne verleitete ließ, daß ihm sein Platz neben Schiller und Goethe gebühre. In der That genoß er im Auslande damals eines ebenso großen, wie nicht noch größerer Rufes als diese, sodaß ein londoner Buchhändler ihm die glänzendsten Anerkennungen machte, nach London zu kommen und nur für einen Verlag zu schreiben. Bei einem so eitlen Manne war also einige Selbstüberschätzung wohl erklärlich. Kurz, Koebeue war nach Weimar gekommen, um den dortigen Parnass vollzumachen. Goethe erkannte Koebeue's ausgezeichnetes Talent für Alles, was Technik betrifft, zwar an, ja sprach sich sogar dahin aus, es werde sich nach Verlauf von 100 Jahren sehen zeigen, daß mit Koebeue wirklich eine Form gebrucht wurde, aber er rügte an ihm Oberflächlichkeit, Charakter und Gehaltlosigkeit und „unerbörte Eitelkeit“. Auch über Koebeue's Schrift „Das merkwürdige Jahr meines Lebens“ hatte er sich mißbilligend ausgesprochen und unter Anderem sehr treffend gesagt, es sei gewiß, daß, wenn Einer von den weimarischen Schöngelstern im Frühlinge über die Wiesen von Oberweimar herauf nach Weidene geht, ihm tausendmal Merkwürdigeres zum Wiedererzählen und zum Aufzeichnen in sein Tagebuch begegnet, als dem Koebeue auf seiner Reise bis ans Ende der Welt vorgekommen ist. . . Kommt er wohin, so läßt ihn Himmel und Erde, Luft und Wasser, Thier- und Pflanzenwelt völlig unbekümmert. Ueberall findet er nur sich selbst, sein Wirken und Treiben wieder; und wenn er in Tobolsk wäre, so ist

1) A. Diekmann hat diese Bearbeitung in Weimar der handschriftl. ersten Ausgabe des „Iffland“ mit Schiller's Remonstrationsentwürfen, nach aufgeführten einzelnen Fälschen und übrigen Aenderungsanweisungen herausgegeben unter dem Titel: „Goethe's Iffland für die Bühne bearbeitet von Schiller.“ (Zürich 1857.) Diekmann bemerkt im Vorworte mit Recht, daß die Annahme der Schiller'schen Aenderungen ein „vollständiger Beweis für den gänzlichen Mangel an Mitleidlichkeit in Goethe“ sei. Doch bemerkt dieser selbst in seinem Vorworte: „Ueber das deutsche Theater“ (im „Allgemeine“ 1815 Nr. 85), „daß Schiller bei seiner Redaction ganzam verfahren.“

2) Näheres hierüber findet sich im literarischen Nachlaß der Frau von Wegelen I. Th. S. 294 ff. und in den dazwischen getheilten Briefen Karl August's S. 449—456.

man gewiß damit beschäftigt, entweder seine Stücke zu überlegen, einzustudiren und zu spielen, oder wenigstens eine Probe davon zu halten.“ Natürlich waren ihm, wie dies zu geschehen pflegt, nur die nöthigsten, nicht die anerkannten Urtheile Goethe's hinterbracht worden.

Außerdem hatte Goethe, obgleich der Protector der Schlegel, dieser Hauptgegner Kopehuc's, im Herbst 1801 die Mittwochsgesellschaft gestiftet, und da Kopehuc die Aufnahme wünschte und ein weiblches Mitglied der Gesellschaft seine Aufnahme betrieb und auch einige andere Mitglieder in das Interesse zu ziehen wußte, einen Zusatz zu den Statuten der Gesellschaft gemacht, wonach die Einführung eines Gastes nur unter allgemeiner Zustimmung der übrigen Mitglieder stattfinden dürfte. Daß dieser Zusatz ursprünglich gegen Kopehuc gerichtet war, konnte für Niemanden ein Geheimniß bleiben; Kopehuc aber mußte das um so empfindlicher vermerken, da in Weimar zu sein und nicht in diesen Kreis aufgenommen zu werden ihm in der Meinung der Aristokratischen weimarischen Gesellschaft einen harten Stoß versetzen mußte. Nun hatte zwar Kopehuc eine Gegengesellschaft gestiftet, die sich bei ihm an den Donnerstagsabenden zusammensand, aber dies konnte ihm um so weniger genügen, da die geistige Elite der Stadt sich von diesem Kreis meist fern hielt. Er kam daher auf den Einfall, ein Krönungsfest, eine Apotheose Friedrich Schiller's, zu veranstalten, nur um damit zu erklären, daß Schiller und nicht Goethe der größte Dichter, der Lieblingsdichter der Nation sei, dadurch Goethe wehe zu thun und vielleicht eine Trennung zwischen beiden Freunden herbeizuführen. Kopehuc hatte für diese merkwürdige Feier mehrere angesehene Damen, z. B. Fräulein von Imhof und Sophie Mereau, gewonnen; Alles war im besten Gange, Tag und Stunde der Feier bereits auf den 6. März 1802 festgesetzt; da wurde zuerst von den Vorstehern der Bibliothek die Dandner'sche Büste Schiller's, auf die man für das Schlußtableau gerechnet hatte, endlich auch der Saal des neuen Rathhauses, als der einzigen für die Feier passenden Räumlichkeit, durch den regierenden Bürgermeister aufs Entschiedenste verweigert. Auch noch andere Hindernisse kamen hinzu; kurz die Apotheose Schiller's konnte nicht stattfinden. Die einzige Freude hatte Kopehuc (der bald darauf nach Berlin ging, um von hier aus im „Freimüthigen“ seine Polemik gegen Goethe und die Schlegel fortzusetzen), daß durch diese beabsichtigte Kopehuc'sche

Demonstration wenigstens die Mittwochsgesellschaft in der That auseinandergesprungen wurde).

Das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller dagegen blieb ungetrübt und ungestört, wenn auch die Einschränkungen und Einwirkungen des einen Geistes auf den andern nicht mehr in so lebhafter und wirksamer Weise statt hatten wie früher. Jeder hatte den Gewinn, den er von dem Andern gezogen, zu dem seinigen geschlagen; Schiller, jezt der eigentlich Productivste, wirtschaftete damit weiter, Goethe zog sich mehr beobachtend und genießend auf sich selbst zurück und setzte sich zur Ruhe. Der Ton, den Schiller in seinen spätern Briefen anweisen anläßt, beweist, daß er sich jezt selbständig fühlte. Gerietzen sie auf einen jener Differenzpunkte, die zwischen beiden bei aller Gemeinsamkeit des Strebens und der literarischen Interessen doch immer bestanden, so trat Schiller später viel selbstbewußter auf, und Goethe ließ dann meist den streitigen Punkt fallen, um bei der Reizbarkeit Schiller's den Spalt nicht zur Luft zwischen beiden werden zu lassen. Goethe's damals aufs Höchste gesteigerte Vorliebe für griechische Kunst und Poesie hatte für Schiller etwas Drückendes: „Ich theile mit Ihnen,“ schreibt Schiller einmal, „die unbedingte Verehrung der Sophokleischen Tragödie, aber sie war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wieder kommen kann, und das lebendige Product einer individuellen bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Nachah und Muster aufbringen, hier die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher tödten als beleben. Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlassheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Engherzigkeit zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erbeben, aber nicht auflösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erheben zu rühren suchen.“ In diesen Worten liegt ebenso sehr eine Vertheidigung der Principien, nach denen Schiller seine spätern Tragödien dichtete, als eine gar nicht zu verkennende Verurtheilung der Kunstansicht, die sich Goethe allmählig zu eigen gemacht hatte, der hellenischen Princip der Schönheit, aus dem dann Vorträgen wie „Gedante“ u. s. w. hervorgingen. Daß Goethe in seiner jarten und vorsichtigen Weise hierauf schwieg und die Debatte nicht fortsetzte, ist der beste Beweis, daß er in Schiller's Worten die Begründung auf sich wohl erkannte. Auch in Be-

6) Schiller schrieb über diese Gesellschaft an Körner: „Es geht sehr vergnügt dabei zu, obwohl die Gäste sehr heterogen sind. Der Herrzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird sehr gelächelt und geredet; auch soll dieser Kreis allerlei hübsche Kleinigkeiten erzeugen.“ In der That verbanden mehr gesellige Kinder Goethe's (z. B. das bräunliche „Waldgärtchen“, ich weiß nicht wie“) und Schiller's (z. B. das „Waldgärtchen“, das Gedicht an den Ursprung der feinsten Reize nach Paris u. s. w.) diesem gesellschaftlichen Kreise ihre Aufmerksamkeit. Das weiblche Geschlecht war allerdings meistens überwiegend darin vertreten. 7) Charaktere von Schiller schrieb, was hier wol zu erwähnen sein dürfte: „Der verunglückte fünfzigjährige. Ein Schwann“ in dem Kopehuc als „Bischof“ auftritt. Er ist gedruckt in „Charaktere von Schiller und ihre Freunde.“ I. Bd. 1860. Stuttgart, Gotta.

8) Näheres über das Kopehuc'sche Festerevent findet man außer in Goethe's „Tag- und Jahresheften“ in Hoff's Schrift: „Weiche aus während persönlichem Umgang hervorgeht.“ (3. Aufl. S. 149 ff.) bei Zuccer, ferner in der Sammlung: „Berichte Schiller's über Deutschland.“ (Berlin 1854.) Th. I. S. 24 ff. Wie sich Schiller eigentlich zu dem Kopehuc'schen Project verhalten, ist nicht ganz klar. Goethe selbst erklärte zwar: es ist Schiller bei dem Gaste nicht wohl zu Hause gewesen; er habe sich krank melden wollen; sagt aber hinzu: „doch war er geselliger als ich, durch Frauen- und Familienverhältnisse fast gewöhnlich, diesen bitteren Kisch auszuhalten.“ was doch zu beneiden scheint, daß Schiller nicht mit der nöthigen Energie gegen das Vorhaben eingeschritten sei, nicht entschienen genug seine Billigung zu erkennen gegeben habe.

treff der volksthümlichen Poesie, für die Goethe immer ein lebhaftes Interesse an den Tag legte, gingen die Ansichten beider Dichter weit aus einander, und als Goethe einmal einen Ausflug auf den nürnberg'schen Volksdichter Gräbel an Gotha's neue politische Zeitschrift eingesandt hatte, nannte Schiller es eine „Unschicklichkeit“, auf einen Mann wie Gräbel an einer so öffentlichen Stelle die Aufmerksamkeit zu lenken. Dann und wann ließ aber auch Goethe einen leisen Vorwurf anklingen, so, wenn er einmal bemerkte, daß er seine Idee davon habe, wie man, gleich Schiller, beim l'Homme der Zerstreuung und Freude finden könne; er entsagte sich in solchen Augenblicken, wo er der Zerstreuung bedürfe, durch „mancherlei wissenschaftliche Spiele“, wie Mineralogie u. dgl. Natürlich verdrängte seit Schiller's Uebersetzung nach Weimar die mündliche Unterredung mehr und mehr den schriftlichen Gedankenaustausch; flüchtige Billette traten immer mehr an die Stelle ausgeführter Briefe und die Correspondenz floß fortan nur dann reichlicher, wenn Goethe, was nicht selten geschah, von Weimar abwesend war. Für die Welt ist dies immerhin ein Verlust. Im Uebrigen war und blieb, wie sich dies auch aus ihrem hauptsächlich und fast ausschließlich sich mit literarischen und ästhetischen Dingen beschäftigenden Briefwechsel erkennen läßt, die Freundschaft zwischen beiden Männern mehr eine Sache des Verstandes und der Intelligenz als des Gemüths, wie es sich in andern namhaft gewordenen Schriftstellerfreundschaften des vorigen Jahrhunderts, namentlich in denen Gleim's offenbart, blieb dafür aber auch frei von maßlosen Ansprüchen transhantender Sentimentalität und war deshalb frei von Enttäuschungen und von um so längerer Dauer. Die Sentimentalitätsperiode war überhaupt damals schon vorüber.

Zu einer längeren Abwesenheit von Weimar nöthigte Goethe im J. 1801 das Bedürfniß, seine Gesundheit wieder herzustellen, die durch einen bedenklichen Krankheitsanfall damals heftig erschüttert war. Von einem Aufenthalte in Jena, wo er sich eine Erhaltung zugezogen hatte, im December 1800 nach Weimar zurückgekehrt, wurde er hier von einer Fieberkrankheit befallen, die sein Leben ernstlich bedrohte und seine Freunde für ihn fürchten ließ. Mehrere Tage war er ohne Bewußtsein. Durch die Kraft seiner physischen Natur und sorgsam ärztliche Pflege (der Herzog hatte durch einen Gilboten den Hofrath Starke von Jena herüberkommen lassen) wurde die Gewalt der Krankheit gebrochen und im Februar 1801 war er bereits wieder so weit hergestellt, um mit erneuter Fuß zum „Fuss“ zurückkehren zu können. Erwägend war für ihn ein Frühjahrsaufenthalt auf dem Freigute zu Oberrosä, das er vor drei Jahren angekauft hatte. Wieland in seinem nahegelegenen Demännsfeld war sein gewisser Nachbar; auch fühlte er sich hier zu manchen kleinern Productionen (s. B. „Wandern und Pachteln“) wohlthätig angeregt. Sonst machte ihm der Besiß des Freiguts, das er auch bereits 1803 wieder loskauft, mehr Kummer als Freude).

Der Gebrauch eines Bades wurde für ersprießlich gehalten und Goethe ließ sich um so lieber bestimmen, Pyrmont zu wählen, da er sich, wie er selbst in seinen „Tag- und Jahresheften“ bemerkt, „nach einem Aufenthalt in Göttingen schon längst gesehnt hatte.“ Am 5. Juni reiste er von Weimar ab und am 7. Juni in der Dämmerung traf er in Göttingen ein. Hier bemerkte er einige Bewegung aus den Straßen: „Studierende kamen und gingen, verloren sich in Seitengäßchen und traten in bewegten Massen wieder vor. Endlich erscholl aus einmal ein freudiges Lebehoch! aber auch im Augenblicke war Alles verschwunden. Ich vernahm (erzählt Goethe weiter), daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt seien und es freute mich um so mehr, daß man es gemagt hatte, mich nur im Vorbeigehen aus dem Streife zu begrüßen.“ Er verkehrte in Göttingen besonders mit Blumenbach und Heyne und widmete beiderseits theils den naturhistorischen und archäologischen Sammlungen besondere Aufmerksamkeit. Selbst die Reitbahn machte ihm vieles Vergnügen und wie Nichts in Goethe's Geschäftsfreistreten konnte, ohne daß er etwas Bedeutendes darüber zu sagen mußte, so hat er auch bei dieser Gelegenheit über die Eigenschaften des Rosses und das Verhältniß zwischen Ross und Reiter einige treffliche Beobachtungen angestellt und in seinen „Tag- und Jahresheften“ niedergelegt. In Pyrmont, aus dessen Baumplantagen er darauf schloß, daß es vor 20, 30 Jahren einen „trefflichen Bürgermeister“ gehabt haben müsse, machte er zwar manche interessante Bekanntschafen und lehrreiche Ausflüge, aber das Wetter war meist schlecht und der Gebrauch des Mineralwassers bekam ihm schlecht und regte ihn nur noch mehr auf, weshalb er zuletzt darauf ganz Verzicht leistete. Von den Resultaten seines Aufenthaltes wenig erbaut, verließ er Pyrmont am 17. Juli und nahm hierauf wieder einen längeren Aufenthalt in Göttingen, hauptsächlich zu dem Zwecke, „die Läden des bistorischen Theils der Gartenlehre, deren sich noch manche fühlbar machten, absichtlich auszufüllen.“ Einen großen Theil seiner Zeit verbrachte er auf der Bibliothek, studierte auch, nach Pütter, die Gelehrtengegeschichte von Göttingen, ja ging sogar die Lectioanalstale vom Ursprunge der Akademie sorgfältig durch, „woran man denn die Geschichte der Wissenschaften neuerer Zeit gar wohl ab-

6. Dänger in seiner Sammlung: „Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungebrachte Briefe aus Kachel's Nachlaß“ (München 1868.) enthält darüber folgende aus etwas schwärzter Mittheilung: „Goethe hat das Kassa überreicht mit 14,000 Thirn. gekant, mit schlechten Banke und Zinsen, alles hässlich und schlechter Gegen. Er hat darauf 6000 Thlr. bezahlt. Der Rest ist über 4000 Thlr. abgaben und steht in Kassa und ungenutzter Gegen bei Rentbeamten und bedrückt das Volk unheimlich! Mit seinem Pächter, der ihm zwei Jahre den ordentlichen Pacht nicht gegeben hat, hatte er bei dem Hofgericht einen Proceß, den er zwar gewonnen und den Pächter bezwungen hat, inessen aber Unkosten und Verzug davongetragen.“ Goethe sagt in den „Tag- und Jahresheften“ über diese Unannehmlichkeit in seiner Weise: „Der erste Pächter war ausfallig, ein neuer einzuführen, und man mußte die Erfahrung für etwas rechnen, die man im Verfolge so schwerfälliger Dinge nach und nach gewonnen hatte.“

9) Ein Brief der Herder vom Jahre 1806, mitgetheilt von

nehmen konnte.“ Häufig machte er in Begleitung seines Sohnes Spaziergänge nach dem an Fossilien reichen Grinberge. Viel verkehrte er auch wieder mit Blumenbach, Bouterwek, Meiners, Floridi u. s. w. „Ich müßte“, schreibt er, „daß ganz damals lebende Göttingen nennen, wenn ich Alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendessen, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufzählen wollte.“ Sehr befruchtigt von seinem Aufenthalt reiste er am 14. Aug. von Göttingen ab, begab sich über Hannover'sch-Blinden nach Cassel, wo er mit den Seulings und Werner zusammentraf, und Gotha, wo er den aus Frankreich flüchtigen Herrn von Grimm kennen lernte und seinen Geburtstag in dem ihm zur Verfügung gestellten Sommerhause des Prinzen August feierte, und traf am 30. Aug. in Weimar wieder ein, wo den gefälligen Herbst- und Winterfreuden im Kreise der Wittwen-Gesellschaft die schon erwähnten Unannehmlichkeiten mit Kogebue folgten.

Ein an sich grade nicht sehr erquickliches Geschäft rief ihn in demselben Jahre (1802) wiederholt nach Jena hinüber, wo er so gern weilte, in jenen Räumlichkeiten des alten Schlosses, in denen er, fern von den weimarischen Störungen, sich immer als ein glücklicher Mensch und zu Productionen wie kaum an einem andern Orte aufgelegt fühlte¹⁰⁾. Es galt nämlich die von der Regierung angeordnete hinterlassene Bibliothek des verstorbenen Hofraths Böttner in Ordnung zu bringen und transportabel zu machen, was deshalb seine leichte Mühe war, weil die Bände über einander geschichtet und zum Theil noch ungeordnet als eine „ungeordnete Masse“ eine ganze Reihe von Gemächern im Seitengebäude des herzoglichen Schlosses füllten. Mehr Freude als dieses wüste Bücherchaos gewährte ihm sicherlich die Böttner'sche Sammlung physikalischer, namentlich optischer Instrumente, womit der Grund zu einem physikalischen Cabinet gelegt wurde, obgleich sich darunter so manches Unbrauchbare befand. Manches hatte sich inzwischen in Jena geändert. Fast gleichzeitig mit Schiller, im Jahre 1799, war Fichte von Jena weggegangen, nachdem er durch sein ungehörttes Auftreten die Rangmuth der Regierung endlich erschöpft und sie in die Nothwendigkeit versetzt hatte, ihm die Entlassung zu ertheilen. Aber immer noch war Jena, zum Theil durch neuen Zug, ein glänzender Sammelplatz hervorragender Geister: hier weilten damals Fied und die beiden Schlegel; hier hielten Schelling, der junge Hegel, damals Privatdocent und von Goethe gefördert, und Niehammer, Anhänger der Fichte'schen Doctrin, philosophische und naturphilosophische Vorlesungen. Goethe verschmähte nicht, von allen diesen Anregung und Belehrung zu empfangen; am liebsten aber trieb er Physik mit Ritter, Anatomie mit Loder und Studien über Licht- und Farbenerscheinungen mit Glimy.

10) Es wird erzählt, daß Goethe an einem weissen Hemdenknöpfen in „Rochet's alter Elbe“ angerathen habe, was er von einiger Verwirrung in diesem Zimmer bei dem 21. Nov. 1798 gearbeitet hatte; dieses interessante Anekdote sei leider bei einer späteren Restauration des Gemäches von den Arbeitern verliert worden.

In diese Zeit fällt der Neubau des lauchstädter Theaters, bisher ein bloßes wenig bequemes Bretterhaus, in welchem die weimarische Truppe während der Wintersaison zu spielen pflegte. Goethe gab, von den Baumeistern des neuen Residenzschlosses zu Weimar unterstützt, den Plan an und Karl August bewilligte die dazu erforderliche Summe. Am 26. Juni wurde das neue Theater mit einer Vorstellung des Goethe'schen „Iffo“ eröffnet, eingeleitet durch ein von Goethe rasch hingeworfenes Vorspiel „Was wir bringen“, welches großes Glück machte und später auch mit einem Prologe des Dichters in Weimar wiederholt wurde. Außerdem überraschte Goethe seine Freunde, die ihm mit einer so großen Aufgabe nicht beschäftigt glaubten, im 3. 1803 mit dem ersten Theile seiner „Natürlichen Tochter“, an welchem er seit 1801 im Stillen gearbeitet hatte. Die erste Idee hierzu war ihm bereits gegen Ende des Jahres 1799 bei der Lectüre der kurz zuvor veröffentlichten Memoiren der Prinzessin von Bourbon-Gonty gekommen. Dieses Stück bemüht abermals, wie wenig diejenigen recht haben, welche zu verschärft fortfahren, daß Goethe gegen die Zeitbewegungen verschlossen und unempfindlich gewesen; nur verarbeitet er die Eindrücke, die er von ihnen empfing, in seiner Weise, die mit der bestgen Erregungstheorie der Parteien allerdings nicht sehr im Einklange stand. Leider ist nur dieser erste Theil der auf eine Trilogie veranlagten Dichtung zu Stande gekommen, und in diesem handelt es sich nur um die Exposition, um die Darstellung, wie sich das drohende Unwetter einer Revolution in den höchsten Regionen und Ständen in Folge ihrer Zerklüftungen, Intriguen und Parteilungen vorbereitet. Dieser erste Theil kam am 2. April 1803 in Weimar zur Ausführung, die vielleicht besser unterblieben wäre; denn die im Ganzen kalte Aufnahme, welche dieser Theil der Dichtung bei dem weimarischen Publicum und dann auch bei der teutschen Nation fand, hat wol viel dazu beigetragen, dem Dichter die Fortsetzung zu verwehren. Für die Bühne ist das Stück, dem es an weltlicher Handlung und an scharf individualisirten Charakteren gebricht — denn die Personen sind im Grunde nur symbolische Vertreter ihres Standes und der betreffenden Standesinteressen — durchaus nicht geeignet. Aber der denkende Theil der Nation, Schiller, Fichte, Herder, war entzückt von der edlen Haltung, der ansäb Sanftmüthe ausgearbeiteten Sprache, dem hohen Sinne im Ganzen und der Fülle von treffenden Gedanken. Der zweite Theil der Dichtung sollte auf dem Landgute, dem Aufenthalte Eugeniens, vorgehen, der dritte in der Hauptstadt, „wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergebundene Genet freilich sein Heil, aber doch einen schönen Augenblick würde hervorgebracht haben.“ Von der lebhaften Beschäftigung Goethe's mit französischer Literatur, welcher sich Goethe damals hingab, zeigt weiter auch die im nächsten Jahre unternommene Uebersetzung der zu jener Zeit nur noch als Handschrift bestehenden Schrift von Diderot „Der Neffe Rameau's“, die einem neuen dramatischen Dichter, C. Brachvogel, zu dem geringfügigen Bühnenstücke „Natig's“ Anregung und Idee verschafft hat.

Außerdem gab er sich in diesen Jahren sehr lebhaft mit Theorie und Geschichte der bildenden Künste ab. Die Propyläen, die sehr viele und zum Theil werthvolle Abhandlungen von Goethe's Hand umfassen, waren freilich schon im J. 1800 eingegangen, und zwar wie schon früher Schiller's „Horen“ aus Mangel an genügender Theilnahme. Schiller äußerte sich damals in einem Briefe an Goethe mit nur zu großem Rechte: was Götta von dem Absage der Propyläen schreibe, zeige das kunstfreudige und kunstliebende Publicum in Deutschland „von einer noch viel kläglicheren Seite, als man bei noch so schlechten Erwartungen sie hätte denken sollen.“ Direct suchte nun Goethe auf Erhebung der einheimischen Kunst zu wirken, indem er als hervorstechendstes Haupt der „weimarischen Kunstfreunde“ Preisaufgaben stellte und erst in den „Propyläen“ und nach deren Erscheinen in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ die eingegangenen Zeichnungen und Gemälde in ausführlichen kritischen Abhandlungen besprach. Doch ist nicht zu leugnen, daß er zu einseitig von der ausschließlichen Pflege des griechischen Kunstideals alles Heil erwartete. Diese exclusiv hellenische Richtung läßt sich nun einmal dem deutschen wie überhaupt irgend einem modernen Volke mit Gewalt nicht aufdrängen und indem sich Goethe dieser Richtung auch in seinen eigenen Schöpfungen um diese Zeit nur zu sehr hingab, stand er mit diesen zuletzt dem deutschen Volke fast fremdartig gegenüber. So mußte denn auch Goethe sein mit so großer Liebe gepflegtes Unternehmen, das der weimarischen Ausstellungen, scheitern sehen, wovon freilich auch die Unkunst der Zeiten wesentlich mitwirkte. Im J. 1805 fand die letzte dieser Kunstausstellungen in Weimar statt; es war die siebente. In dasselbe Jahr fällt das von Goethe und Wolf gemeinsam gearbeitete Werk „Windemann und sein Jahrhundert“, dessen erste Abtheilung von Goethe herrührt und eine seiner vorzüglichsten Arbeiten in Prosa ist.¹⁷⁾

Das Jahr 1803, um auf dieses zurückzukommen, war für Weimar und für das gesamte Deutschland ein Trauerjahr, indem gegen den Schluß desselben, am 18. Dec., Herder der Welt durch den Tod entrissen wurde. Es ist schon früher, bei Gelegenheit der italienischen Reise Herder's, der Strungen und Widerstandnisse gedacht worden, durch welche das zwischen ihm und Goethe bestehende und namentlich um 1783 zu einer wahrhaften Innigkeit gediehene Freundschaftsverhältniß in bedauerlicher Weise getrübt und gestört wurde. Der größte Theil der Schuld fällt hierbei auf Herder; inessen doch nicht auf ihn ausschließlich. Je mehr Goethe sich den Theaterangelegenheiten widmete, welche Herder gänzlich fern lagen, um so mehr verringerten sich die geistigen Verührungspunkte zwischen beiden. Das Treiben Goethe's in dieser Richtung mochte Herder von seinem Standpunkte oft ziemlich nichtig, Goethe's wenigstens nicht immer ganz würdig erscheinen; er mochte bedauern, daß Goethe seine

unermeßlichen Gaben, die Herder sehr wohl und in ganzem Umfange zu schätzen wußte, so sehr zerstückelte. Goethe's enges Verhältniß mit Schiller, mit dem Herder auf gespanntem Fuße stand, gab dann seiner Freundschaft mit ihm den Todesstoß; hatten doch beide in den „Leunien“, die ihm überhaupt als ein sehr unlösliches Unternehmen erschienen, grade mehrere seiner besten Freunde schonungslos behandelt. Hierzu kam, daß Herder, wenn auch noch so freisinnig als Theolog, doch immer Christlicher war, der seinen Stand vor der Welt mit möglichster Würde repräsentiren mußte und daß er durch das unfürsichliche Verhältniß Goethe's mit Christiane Vulpius zwischen seiner Freundschaft und seiner Amtswürde nicht wenig ins Gedränge gebracht wurde. Herder's Gattin, eine so große Verehrerin Goethe's wie auch war, konnte doch diese Verehrung nicht auch auf sein „Mädchen“ übertragen. Unter den Frauen Weimars fanden aber dies allerlei Eifersüchteleien und Rivalitäten statt und ebenso wenig als Herder mit den meisten jetzigen Freunden Goethe's auf gutem Fuße stand, ebenso wenig mochte die Herder mit den Frauen verkehren, in deren Kreise sich Goethe bewegte. Von lebensschafflichem Temperament pöchte sie auf ihre Stellung als Generalsuperintendentin gegenüber den Ansprüchen, welche die adeligen Damen geltend machten. Diese, darunter auch Charlotte von Schiller, bildeten den wesentlich aristokratischen Kreis der von Goethe gestifteten Mittwochsgesellschaft, von dem Karoline Herder ausgeschlossen war oder sich freiwillig ausgeschlossen hatte; denn der von Herder ererbte Adel galt wenig in den Augen der weimarischen Damen, welche sich zum Vollblutadel rechneten. So konnte es an Differenzen und Zerwürfissen zwischen dem Herder'schen Kreise einerseits und dem Goethe-Schiller'schen Kreise andererseits nicht fehlen. Goethe selbst bemerkt in seinen „Tag- und Jahresheften“ 1795 über dieses Zerwürfniß: „Herder fühlte sich von einiger Entfernung, die sich nach und nach hervorthat, betroffen, ohne daß dem daraus entstehenden Mißgefühl wäre abgeholfen gewesen. Seine Aneignung gegen die Kant'sche Philosophie und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch, das alte Verhältniß herzustellen, fruchtlos.“ Allerdings wurde durch die von Herder, wie Goethe selbst anerkennt, „nach seiner edeln Weise“ gerichtete Confirmation August Goethe's wieder eine Annäherung angebahnt¹⁸⁾, aber ein eigenthümlicher Vorfall störte dieses „reine Vernehmen“ wieder. Schaefer erzählt: „Bald nach der Aufführung des neuen Goethe'schen Drama's wohnten beide im jenenischen Schloß zusammen unter einem Dache und beide sahen sich häu-

11) Vergl. über diese Kunstbeförderungen Goethe's den Aufsatz von Dangel: „Goethe und die weimarischen Kunstfreunde in ihrem Verhältniß zu Windemann“ in den „Blättern für literarische Unterhaltung.“ 1846. Nr. 282—289.

12) Die betreffende Stelle in den „Tag- und Jahresheften“ lautet: „Die Confirmation meines Sohnes, welche Herder nach seiner edeln Weise verrichtete, ließ uns nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundschaftlicher Bräue.“ Als den Confirmationstag gibt Schaefer den 15. Juni 1802 an; Goethe selbst in seinen „Tag- und Jahresheften“ versetzt ihn in das Jahr 1801, kurz vor seine Reise nach Vermont.

figer. Herder begann eines Abends sich über die Schönheiten dieser Dichtung in ausführlichem Gespräch auszusprechen. Allein die schöne Freude sollte Goethe nicht lange gegönnt sein: denn er endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumfspruch, wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstande vernichtet ward." Schaefer vermutet unter dem „widerwärtigen Trumpf" irgend eine ungarische Anspielung auf den Titel des Stücks mit nabelgleicher Beziehung auf ein persönliches Verhältniß Goethe's. So bekräftigte sich auch in diesem Falle Goethe's Bemerkung, das man zu Herder nicht kommen könne, „ohne sich seiner Milde zu erfreuen," und nicht von ihm gehen könne, „ohne verletzt zu sein." Kurz, Goethe fühlte sich auch diesmal tief verletzt, sah Herder an und schwieg. Es war das letzte Mal, daß sich beide sahen; denn während seiner letzten Krankheit mußte Herder mit Besuchen verschont werden, und so wurde auch Goethe, der ihn wirklich zu besuchen kam, nicht vorgelassen. Herder's Tod machte jedoch auf Goethe einen tiefen Eindruck und wies Genannte von Knebel an ihren Bruder schreibt, habe Goethe bei der Kunde von seinem Tode ausgerufen: er möchte am liebsten mit Herder begraben sein.

Die Jahre 1802—1804 waren besonders reich an interessanten Bekanntschaften. Im ersten Jahre kam Bös, der sein Rectorat in Götting eben niedergelegt hatte, nach Jena und wurde von Goethe, diesem begeisterten Verehrer der Bös'schen „Eusei," wie ein alter Freund aufs Liebevollste empfangen und behandelt, was sich auch um so eher denken läßt, da Goethe gerade damals für hellenische Kunst und Poesie, besonders aber für die Homerischen Dichtungen, wahrhaft leidenschaftlich eingenommen war und er über dieses Thema von Bös manche neue Aufschlüsse zu erhalten hoffen durfte und auch wirklich erhielt. Außerdem waren es namentlich Bös's Theorien und Neuerungen in Betreff der Zeitmessung der teutschen Sprache, welche zwischen beiden Männern aufs Lebhafteste erörtert wurden. Durch seine noch zu erwähnende Recension der Gedichte von Bös bewies Goethe, wie wohlwollend und tief er sich in das Eigenartige der Bös'schen Poesie und in dessen eigenthümliche Bedeutung als Dichter eingelebt hatte. Goethe selbst bemerkt über sein Verhältniß mit ihm: „Bös war nach Jena gezogen und zeigte Lust, sich anzufassen; seine große umhüllende Gelehrsamkeit, wie seine herrlichen poetischen Darstellungen, die Freundlichkeit seiner häuslichen Erziehung zog mich an und mir war Nichts angelegener, als mich von seinen rhythmischen Grundrissen zu überzeugen. Dadurch ergab sich denn ein höchst angenehmes und fruchtbares Verhältniß." Schmerzlich berührte es Goethe, als Bös trotz aller liberalen Anerbietungen, die man ihm machte, um ihn in Jena festzuhalten, einem Rufe nach Heidelberg folgte, wohnen er seiner ganzen Art nach weniger paßte. Dem inzwischen am weimariischen Gymnasium angestellten Sohne des Dichters der „Eusei," Heinrich, blieb Goethe stets ein wohlwollender Freund, wie wieder neuer an diesem mit wahrer kindlicher Zärtlichkeit hing.

Um dieselbe Zeit wurde Friedrich Wilhelm Kriemer,

eben aus Italien, wohin er Wilhelm von Humboldt als Erzieher in dessen Familie begleitet hatte, in Gesellschaft Kriemer's zurückgekehrt, von Goethe zum Erzieher seines Sohnes gewählt. Kriemer, bekannt durch sein „griechisch-deutsches Wörterbuch," durch die Herausgabe des Goethe's Jettischen Briefwechsels, der „Briefe von und an Goethe" u. s. w., ging Goethe vielfach bei seinen Studien und Arbeiten zur Hand und leistete ihm auch wol die Dienste eines Secretärs. Er blieb neun Jahre im Goethe'schen Hause, erhielt dann eine Anstellung am Gymnasium und starb im J. 1845 als Oberbibliothekar. Für Goethe war Kriemer ein Mann auch nicht in anderer Hinsicht ausserordentlich, doch durch Dienstfertigkeit willkommener Ersatz für Heinrich Meyer, der inzwischen, um Weihnachten 1802, das Goethe'sche Haus verlassen und sich verheiratet hatte. Es war Goethe's Bedürfnis gewesen, sich mit Meyer täglich über sein liebes Italien und italienische Studien zu unterhalten; die geringe Entfernung gestattete jedoch, „daß jedes Hinderniß noch Pause jemals empfinden ward."

Eine große Bewegung brachte in der weimariischen Gesellschaft ein Besuch der Frau von Staël hervor, die in Gesellschaft Benjamin Constant's, des Uebersetzer von Schiller's „Wallenstein," nach Weimar gekommen war, um die großen teutschen Geister von Person kennen zu lernen und nebenbei zu ihrem berühmten Werke „De l'Allemagne" Materialien zu sammeln. Nebenbei wollte aber „auch sie gefannt sein," wie Goethe bemerkt. Dieser besuchte sich nicht, der Staël wegen von Jena nach Weimar herüberzukommen, sondern ließ sich dazu Zeit und betrug sich auch überhaupt gegen die Staël, da ihm alles Auslauren und Ausbilden zuwider war, sehr reservirt. Kein Wunder, daß sie ihn etwas steif und abgemessen fand, obwohl sie zugestand, daß er auch im Reden bewundernswürdig sei, wenn man ihn einmal dazu bringe. Henriette von Knebel schreibt, die Staël habe über Goethe geäußert, „qu'il pouvait être aimable quand il était sérieux, mais qu'il ne devait jamais plaire." Freilich muß man bedenken, daß die Staël den Vortheil hatte, sich ihrer Muttersprache bedienen zu dürfen, und daß überhaupt Goethe's Gedanken viel zu viel Tiefe und Schwere hatten, um sich in französischer Sprache, die er ohnehin nicht so leicht und bequem zu handhaben vermochte wie die teutsche, vollkommen angemessen darstellen zu lassen. Kriemer bemerkt wol sehr mit Recht: „Sie (die Staël) sah niemals den wirklichen, sondern nur einen gemachten Goethe." Im Ganzen sahen die Männer die geistreiche, dabei aber auch bisweilen ziemlich impertinente Französin, die ihnen so viel Unruhe und Kopfschmerzen gemacht, sehr gern scheiden, nachdem sie sich vom 14. Dec. 1803 bis im Anfang März 1804 in Weimar aufgehalten. Ganz entzückt von ihr waren die Frauen, denen sie auf Kosten der Männer allerlei Schmeicheleien sagte. Es ist kaum zu glauben, mit welchem Jubel die weibliche Gesellschaft alle jene Impertinenzen der Französin aufnahm, welche den Männern am weimariischen Hofe, die ihr freilich manche schwache Seiten darboten, mochten, da sie Höflichkeit sein wollten, ohne

einen großen Hof zu repräsentiren, zum Theil aber sogar den großen Autoren selbst galten, „indessen aber für die Deutschen ehrenrührig waren“). Indessen muß man ihr diese Imperpetinzen doch wieder vergeben, da sie dieselben durch ihr Werk über Teutschland wieder gut gemacht hat, ein Werk, von dem Goethe in seinen „Tag- und Jahresbüchern“ bemerkt, es sei „als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer antiquitärer Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, sodaß man über dem Rheine und im Gefolge dessen über dem Kanale endlich von uns nähere Kenntniß nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den fernern Westen zu gewinnen hatten.“ Er fügt hinzu: „Segnen wollen wir also jenes Unbequeme und den Conflict nationeller Eigenthümlichkeiten, die uns damals unlegen kamen und keineswegs förderlich erscheinen wollten.“

Und unbequem war sie auch Goethe in hohem Grade, da sie Nichts von der deutschen Art besaß, außer irgend etwas nachzufassen, sondern über alles und jedes gleich ein Urtheil fertig hatte und dieselbe Virtuosität auch von Andern verlangte. In anspruchsvoller Weise suchte sie selbst einem Goethe und Schiller gegenüber ihre Ansichten geltend zu machen; „sie wollte“, wie Goethe bemerkt, „Leidenchaften erregen, gleichviel welche; sie trieb es in Reden und Wechselreden gewöhnlich, bis zu den Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten.“ Dabei hatte sie „als Frau und Französin immer die Art, auf Hauptstellen positiv zu verharren und eigentlich nicht genau zu hören, was der Andere sagte.“ Goethe bemerkt weiter: „Da sie keinen Begriff hatte von dem, was Pflicht heißt, und zu welcher stillen gefassten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, sowie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden.“ Das war das, was sie „Philosophiren“ nannte. In dieserlei Manier einzugehen war Goethe nicht gemeint. Er bemerkt: „Durch alles dieses war der böse Genius in mir aufgeregt, sodaß ich nicht anders als widerstrebend dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte und sie durch hartnäckige Gegenfälle oft zur Verzweiflung brachte.“ Doch gesteht er, sie sei dann recht sehr liebenswürdig gewesen und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern habe sich dann auf die glänzendste Weise dargestellt. Im Ganzen fügte er sich wol ihrer etwas lässigen und aufdringlichen, wenn auch interessanten Gegenwart, aber er vermied sie doch, wo es nur immer geschehen konnte; namentlich ließ er sich eines Abends entschuldigen, wo sie „Phädra“ vortrug; denn „auch vorlesend und declamirend wollte Frau von Stael Kränze erwerben.“ Einmal, als sie zusammen bei der Herzogin Annette zum Abendessen waren, verhielt sich Goethe, wie er dies

häufig in personentrichen Gesellschaften that, still und nachdenklich. Da sagte Frau von Stael: sie möge Goethe überhaupt nicht, wenn er nicht eine Bouillotte Champagner getrunken habe, worauf Goethe halblaut zu seiner Nachbarschaft bemerkte: „Da müssen wir uns denn doch schon manchmal zusammen bespitz haben.“ Goethe hatte nun die Lächer auf seiner Seite. Wol subtile er auch an ihr wie an einem interessanten, ungewöhnlichen Phänomen, aber im Ganzen war auch er wie die übrigen Männer sichtlich froh, als der geistreiche Robott sich aus Weimar verabschiedete.

In die Jahre von 1800 — 1804 fallen ferner an neuen Bekanntschaften: die mit dem Philologen Gottfried Hermann, den er bei einem Besuche in Leipzig 1800 kennen lernte und später wiederholt in Karlsbad sah; mit dem Musikdirector Zelter aus Berlin¹³⁾, ihm in manchen Charaktereigenschaften verwandt, mit dem er in Folge der ihm mitgetheilten Compositionen mehrere seiner Lieder und Valladen in einen Lebsthane (am lebhaftesten von 1814 an) und bauernden Briefwechsel trat, der, von Riemer herausgegeben, 6 Theile und die Jahre 1796 bis 1832 umfaßt; mit Johannes von Müller, welcher sich 1804 zwei Wochen in Weimar aufhielt; mit Friedrich August Wolf, mit dem (in Rauschbüchle über Halle) einen Tag zu bringen ihm „ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einzutragen“ schien. Dagegen war der Wegzug mehrerer der bedeutendsten Lehrer von Jena, eines Huselmann, Schelling, Paulus, Feder, der Tod des trefflichen Barß, nach dessen Ableben Goethe selbst das Präsidium der naturforschenden Gesellschaft übernahm, ein harter Schlag. Man suchte zwar die Lücken, so gut es ging, wieder auszufüllen, erweiterte die vorhandenen Institute, errichtete 1804 das anatomische Museum, aber den Glanz, mit dem Jena während der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts leuchtete, hat diese Hochschule auch späterhin nie wieder gewonnen. Mit dem Wegzuge des Professor Schütz nach Halle drohte auch das Erlöschen der Jena'schen „Allgemeinen Literaturzeitung“, 1796 auf Goethe's eifrigem Betrieb wurde sie unter Gischel's Redaction fortgesetzt und Goethe selbst bereitete sie fortan mit manchen ausführlichen kritischen Arbeiten; doch that ihr das von Schütz neu begründete Concurrenzunternehmen, die Halle'sche Literaturzeitung, immerhin Abbruch. Goethe legte übrigens den größten Werth darauf, daß die so „hochgeschätzte“ Literaturzeitung für Jena erhalten werde; er sagt geradezu: „Die Sache war von der größten Wichtigkeit und es ist nicht zu viel gesagt: diese stille Einleitung (zur Weiterleitung der Literaturzeitung) bedrohte die Akademie für den Augenblick mit völliger Auflösung.“ Auch hatte Koberbe im „Freimüthigen“ in der That schadenfroh aufgehohlet: mit der Akademie Jena, die schon so großen Verlust an tüchtigen Professoren erlitten, sei es nun völlig zu Ende, indem die allgemeine Literaturzeitung nun auch fortgesetzt werde. Alle jene Personaländerungen legt Goethe übrigens auch

13) Vergl. hierüber den schon oben angeführten Briefwechsel Ludwig von Arneth's mit seiner Schwester Henriette. Letztere selbst fühlte übrigens das Bedürfnis, was in den Sonntags der Französin lag, auch nicht heraus.

W. Goethe, v. W. u. A. 8. 1. 1. LXXII.

14) Zelter verweilte im Jahre 1808 14 Tage in Weimar. Goethe rüht an ihm den „reißenden, tüchtig bürgerlichen Mann“ und das Streben nach kritisch ästhetischer Bildung.

den Einflüssen der französischen Revolution zur Laß; er bemerkt: „Seit der französischen Revolution war eine Unruhe in die Menschen gekommen, dergestalt, daß sie entweder an ihrem Zustande zu ändern, oder ihren Zustand wenigstens dem Orte nach zu verändern gedachten.“ Eher gern gesehen als bedauert wurde der Wegzug des Außerordentlichen Dichters, des „Ubique,“ nach Dreßden; doch hat Schaefer wol nicht ganz unrecht, wenn er bemerkt: „Gleichwol möchte nicht in Abrede zu stellen sein, daß er in seinem Hervordringen den Dichtern Weimars auch mehrfach genützt hat.“

Was die productive Thätigkeit Goethe's betrifft, so war dieselbe um diese Zeit sehr ins Stoden gerathen. Dies lag wol weniger an den vorgeschrittenen Jahren oder sonstigen Lebensverhältnissen des Dichters als an den vorstehenden Lebensverhältnissen und an seiner neuesten, allzu hellenistrenden Richtung, die ihn von den nationalen Lebensquellen, woraus er früher geschöpft, mehr und mehr und wider sein Wissen entfernte. Er opferte seinen Schöpfungstrieb einem zu eigenfinnig auf die Spitze getriebenen Prinzip. Da er nun hiermit bei der Nation im Großen keinen Anhang fand, so suchte er immer mehr einen Ersatz in geschäftlicher praktischer Thätigkeit, und so viel Gutes er auch auf diesem Wege dem weimarischen Ländchen geleistet hat, so sehr schädete sie doch wieder seiner poetischen Productivität. Zwar wandte er sich grade jetzt wieder zu einer Schöpfung zurück, die einer Periode angehört, welche man als die specifisch goethische im Gegenlage zu der späteren hellenischen bezeichnen möchte; er richtete nämlich den „Weg von Verdingen“ für die Bühne ein, in welcher Gestalt das Stück 1804 aufgeführt wurde; aber die zum Zweck der Inszenesetzung unternommenen Anstrengungen, an die Goethe ohnehin nicht mit sehr großer Liebe gegangen war, fanden nicht viel Beifall. Der Geschmack war freilich wenigstens unter den Gebildeten inzwischen ein anderer geworden. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß sich in den letzten Szenen auch dieser Bühnenbearbeitung eine gewaltige dramatische Schlagkraft offenbart, daß der Held und die meisten Personen des Stücks wirksame Theaterfiguren sind und daß sich die lebendige Frische der Dichtung unverkennbar zeigt, nur traten die Brüche und Risse, die einmal der Composition ihrer ganzen Natur nach anhaften, auf der Bühne noch greller hervor als bei der Lecture. Noch weniger wollte es mit der „Stella“ gelingen, die von Schiller für die Bühne zurecht gemacht wurde. Ueberhaupt läßt sich nicht wohl einsehen, was Goethe für sich, das Publicum und die dramatische Poesie zu erreichen hoffte, wenn er ein an sich schwaches und nun gänzlich veraltetes Stück wie „Stella“ wieder auf der Bühne ins Leben zu treten nöthigte.

Das Erschicklichste, was Goethe um diese Zeit für die Bühne that, war die Förderung, welche er seinem Freunde Schiller angedeihen ließ, nicht bloß dadurch, daß er für die Inszenirung seiner Stücke aus Besse demütht war, sondern noch mehr dadurch, daß er ihm bei ihrer Abfassung mit seiner Rathe zur Hand gieng. Schon beim „Wilhelm Tell“ hatte er ihm die nützlichsten Hin-

gerzeige gegeben und ihm den reichen Schatz seiner in der Schweiz selbst gewonnenen unmittelbaren Anschauungen zur Verfügung gestellt, so daß sich sein wohlthätiger Einfluß in vielen der lebendigsten Szenen, in der Auffassung persönlicher und sündlicher Gerechtigkeit, in der Localfärbung, in den Volk- und Hirtenscenen, in der Darstellung des Charakters wie der Gädlichkeit Tell's sehr wohl erkennen läßt. Auch den Plan zum „Demetrius“, der, so weit er vollendet, auch diesen Goethe'schen Einfluß in manchen realistischen Zügen verräth, hatte er mit Schiller bis ins Einzelne durchgesprochen. Aber der „Demetrius“ sollte ein Lorso werden; denn Schiller wurde plötzlich durch einen so früh noch nicht erwarteten Tod hinweggerafft. Schiller hatte, möchte man sagen, durch die Gewalt der Pöppe und der bloßen Willenskraft schon so oft dem ihm drohenden Tode den Sieg abgewartet; in seinem Festspiele „Die Huldigung der Künste“ (aufgeführt am 12. Nov. 1804 zur Begrüßung der jungen Gemahlin des Erbprinzen, der russischen Prinzessin Maria Pawlowna) und in den ausgeführten Szenen des „Demetrius“ hatte sich noch eine solche wunderbare Frische des Geistes offenbart, daß man sich wenigstens für die nächste Zeit den besten Hoffnungen hingeben konnte. Goethe selbst litt während des Winters an einer heftigen Nierenkrankheit, welche seinen Arzt wegen gänzlicher Wiederherstellung besorgt machte; auch Schiller war längere Zeit krank, erholte sich aber früher als Goethe und besuchte ihn nach seiner Wiedergesundung. Dieses Wiedersehen soll nach des jüngern Voss Versicherung außerordentlich rührend gewesen sein. Zum letzten Male sahen sich beide Freunde am 30. April 1805, als Schiller gerade ins Theater gehen wollte. „Ein Mißbehagen“, erzählt Goethe, „hinderte mich, ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Hausthür, um uns niemals wiederzusehen.“ Bald darauf erkrankte Schiller schwer und am 9. Mai Abends hatte er auch gethmet. War Goethe schon während Schiller's Krankheit aufs Krüppel niedergesunken und von danger Abmahnung erfüllt gewesen, so verlegte ihn die Nachricht von seinem Tode in die tiefste Verwirrung. „Er ist todt!“ rief er, und bedeckte die Augen mit den Händen. In der Nacht vorher hatte man ihn heftig weinen gehört; man hatte ihm vergebens den bedenklichen Zustand Schiller's zu verbergen gesucht“).

Goethe beklagte, „mit Schiller die Hälfte seines Dafseins verlieren zu haben;“ ihm ein Denkmal zu stiften, in ihm und mit ihm fortzuleben, indem er den „Demetrius“ fortsetzte, erschien ihm als der höchste, als der einzige Trost; aber er sah ein, wie schwierig es sei, die

15) So auch den Briefen von Heinrich Voss, herausgegeben von Abr. Voss, 1834. Schiller's Behauptung in seinen Nachrichten über Schiller's Begräbniß, daß Goethe die Nachricht von Schiller's Tode erst nach dessen Beerdigung erhalten habe, soll, nach Schaefer's Meinung, sich mit den übrigen Berichten nicht vereinigen lassen. Goethe's eigene Worte: „Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die nun anbrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedürften, wagte Niemand die Nachricht von seinem Schicksal in meine Einsamkeit zu bringen.“ lassen über den Zeitpunkt, wo man ihm die Trauenschricht hinterbrachte, im Unklaren.

Dichtung in Schiller's Geiste zu vollenden, und er stand von einem Unternehmen ab, dem sich später viel geringere, dem Geiste Schiller's weniger verwandte Kräfte gewachsen glaubten. Goethe schreibt in seinen „Tag- und Jahresheften“ über seine Absicht, den „Truistruus“ zu vollenden, die erschütternden Worte: „Alle Entschadung, den die Verweisung bei einem großen Verluste in uns aufregt, die keine mich ergreifen. Freilich war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Eindr. vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, würde die bestliche Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schämte mich gesund, ich schämte mich getroffen. Nun aber setzen sich der Ausübung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verwerrenheit nur noch vermehrte; eigenhändig und übereilt gab ich den Vortrag auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entfallen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katschall in beschäftigen, den ich ihm aufrichtigen gedachte, der länger als jener zu Messina das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leidname in die Gruft, die ihn geräuspelt eingeschlossen hatte. Nun kam er mir erst an zu verwessen; unleidlicher Schmerz regte mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden Nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeigt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weiteren Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten.“ Erst nach Monaten raffte er sich aus diesem „hohlen Zustande“ auf und versetzte jenen schönen „Epilog“, in welchem er seinen verstorbenen Freund verherrlichte, wie noch sein Dichter von einem gleichgroßen Dichter verherrlicht wurde; dieser Epilog ist ein Leinwand, das den Feiern das viel mehr noch ebel als den Gefierten. Bei einer zum Andenken Schiller's am 10. August auf dem lauchstädter Theater veranstalteten Aufführung der Schiller'schen „Eloche“, deren einzelne Akkaphen unter den verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft vertheilt waren, sprach die Muse diesen Weidengang, unter der emporstehenden Eloche hervortretend.

Einige interessante Besuche, darunter der des Philologen Wolf, dessen Gespräche stets höchst anregend und belehrend auf ihn wirkten, und Jacobis', welcher auf seiner Ueberreisungsreise nach München bei seinem alten Freunde in Weimar einkehrte, thaten das Ihrige, um Goethe zu jenseitigen und ihn dem Leben und seinen höhern Aufgaben wieder zu gewinnen. Bei allen Differenzen, welche aus diesem zwischen Goethe und Jacobl hervortraten, wirkte doch der letzte Gegenwart auf ihn sehr wohlthuend und erfrischend. Es war für Goethe ein wahres Geyendbedürfnis, immer wieder mit Jacobl an-

zuschnipfen; seit 1800 hatte er die Correspondenz mit ihm erneuert; war ja doch Jacobl's Richtung, wie er ihm einmal schrieb, „die reinste, die er je gekannt.“ Während des Sommeraufenthalts in Lauchstädt trat er namentlich dem Dr. Hall näher, der in den ersten Tagen des Augusts seine Vorlesungen über Schöbellehre in Halle begonnen hatte und mit dem er vielfach experimentirte. Es ist begrifflich, daß ihm, der sich mit der Schöbellehre so vielfach beschäftigt hatte, die Hall'sche Doctrin lebhaft interessiren mußte. Als Curiosum verdient erwähnt zu werden, daß Hall, nachdem er auch Goethe's Schöbel untersucht, ganz ernsthaft versicherte, Goethe sei nicht sowohl zum Dichter als zum Volksredner geboren, eine Versicherung, die allein hinzureichen scheint, Hall's Lehre in einigen Mideredit zu bringen. Gegen Ende des Augusts machte Goethe einen Ausflug in die ihm so lieb gewordene Harzgegend und besuchte unter Anderem auch Wagedurg, Helmstedt und Halberstadt, wo er sich Gleim's legendäres und liebevolles Wirken lebhaft gegenwärtig und des Dichters „abende“, unter dem Namen Emelinde bekannte Dichte besuchte. Ueber einzelne Persönlichkeiten, mit denen er auf diesem Auszuge zusammentraf, wie den Karlistenfanfamer Weis, halb derachtigt, halb gerühmt, halb Charlatan, halb Gelehrter und über den Landrath Hagen aus der Rieburg, der „solle Hagen“ genannt, enthalten seine Aualen ansehnliche Mittheilungen.

Erwähnt zu werden verdient, daß Goethe bei seiner ungeheuren vielseitigen Thätigkeit doch noch Zeit und Stimmung genug übrig behielt, um in den Jahren von 1804 bis 1806 eine Reihe von Recensionen in die „Jenaische allgemeine Literaturzeitung“ zu liefern, die in mancher Hinsicht von Interesse sind. In den frankfurter Recensionen der Jahre 1773 und 1774 hatten wir es mit dem Verfasser des „Gög“ und des „Bescher“ zu thun; in den Recensionen der Jahre 1804 bis 1806 erkennen wir den gereisten Mann, der lauzischen „Iphigenia“, „Torquato Tasso“ und „Hermann und Dorothea“ geichtet hat. Die Sährung ist vollbracht, das Gedicht hat sich abgeklärt und erscheint vollkommen durchsichtig, aber auch stoffhaltig und geistig. Die Form ist meist glatt und zierlich, die Gestaltung wohlwollend, die Auffassung rein objectiv. Er kämpft nicht mehr, wie früher in den frankfurter gelehrten Anzeigen, für den eigenen Hof und Herd einer fast unbewussten Orientalität, die sich heimlich durch die beengenden Dämme einer den Zeigenschar beherrschenden engherzigen Kunst- und Lebensansicht Bahn zu brechen suchte. Goethe fühlt sich bereits im gesicherten Besitze dessen, wozu er früher unter Sturm und Drang gestrebt hat; das literarische Leinwand liegt zu seinen Füßen, hängt am Gaudes seines Rundes und späht nach dem Jnden seiner Augenbrauen. Er aber mißbraucht die freudige Dbergeleit nicht, die man ihm einräumte; er bleibt Allen, was ihm nach dem etwas feierlich drohenden Ausdrude seines höhern Alters so viele Souveraine und Fürsten klieben, ein „gnädiger Herr“, er bespricht meist nur, was ihm vorangewiesen jagut, und was ihm unbedeumend und fremdartig erscheint, das weiß

er sich zurecht zu legen und sich darein zu schiden. Das Natürliche auf natürliche Weise zu sagen, blieb jedoch immer noch die kritische Stylart Goethe's, und in sofern, wenn auch klarer und gemäßigter, erscheint er immer noch als der Goethe von 1773.

Eine besondere Berücksichtigung unter diesen Recensionen verdient vielleicht die über die Gedichte von Voss, denn es ist vielleicht noch nie eine stylistisch so vollendete Recension geliefert worden als diese. Man kann von dieser Recension sagen, daß Goethe sie gedichtet habe, und man erkennt, daß der Schöpfer so vieler großen Werke und Dichtungen noch Zeit und Reizung genug übrig behielt, an eine Recension eine solche bis ins Einzelne liebevoll eingehende Sorgfalt zu verwenden, sobald jedes Wort abgemessen zu sein scheint. Namentlich ist der Eingang ein höchst gefälliges Landstättchlein mit lebendiger Staffage, worin uns eine dörflige Gegend unter der verschiedenen und wechselnden Beleuchtung und Färbung der Jahreszeiten in vier Rahmen dargestellt wird. Zugleich lernen wir aus dieser Recension diejenigen Ansichten Goethe's über politische Poesie kennen, die wir von ihm aus seiner reifen Periode erwarten dürfen. Er führt das Freiheitsgefühl bei dieser Gelegenheit auf das dumpfe Bewußtsein individueller Bedrückung zurück, ohne in seiner stets wohlwollenden Weise den Freiheitschwärmern daraus einen bitteren Vorwurf zu machen. Goethe schließt seine Betrachtung über die Freiheitspoesie mit den Worten: „Man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Theile, um die Sklavensfest der Wirklichkeit zu zerprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.“ Dagegen lobt Goethe, der seine echt protestantische Gesinnung bei mehr als einer Gelegenheit aufs Stärkste bekundet, den Dichter aus Höflichkeit, wenn dieser gewaltig einschreitet „gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entliegenden Bannbilder, gegen Vernunft verflüchtende, den Verstand beschränkende Sagen, gegen Nacht- und Bannsprüche, gegen Verleerer, Baalpriester, Hierarchen, Waffengehülft und gegen ihren Urabn, den lebhaftesten Teufel.“ Er vermißt die Marine, welche fordert, daß man auch gegen Intoleranz tolerant sein müsse, nur als scheinbar gerecht, vielmehr als parteiisch und grundfalsch. „Intoleranz“, sagt er, „ist immer handelnd und wachend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wachen gesteuert werden.“

In immer größerem Maße offenbart sich später an Goethe eine lebenswürdige Sympathie für solche Dichter, welche entweder, wie Hiller, aus dem Volke heraus oder, wie Hebel, in das Volk hineindrückten. Er nahm solche Erscheinungen wie liebliche Naturphänomene, welche die Gemüthsruhe eher zu fördern als zu stören im Stande sind. Seine Recensionen über Hebel's allemännische Gedichte, über Gräbel's Gedichte in nürnbergischer Mundart und über Hiller's Gedichte und Selbstbiographie gehören noch seiner kritischen Periode von 1804—1805 an und erscheinen ebenfalls in der Zeitschrift allgemeinen

Literaturzeitung; in eine spätere Zeit gehört seine Empfehlung des im Strasburger Dialecte verfaßten Lustspiels „Der Pfingstmontag“ von Arnold. Goethe's Recension über Hebel hat unzweifelhaft viel dazu beigetragen, dessen allemännische Gedichte populär und einem weiten Kreise bekannt zu machen. Schiller lag diese Theilnahme für Volk's- und namentlich Dialectdichter ganz fern und er verargte es Goethe, daß dieser sich herabließ, Gräbel öffentlich zu empfehlen. Man erkennt hierin doch einen Zug von einer jenseits beiden Naturen fortbestehenden Grundverschiedenheit und findet Goethe's Anspruch bekräftigt, daß Schiller eine aristokratischere Natur gewesen als er.

War das Jahr 1805 durch den Tod Schiller's für Goethe ein sehr trauriges gewesen, so wurde für ihn das folgende (1806) ein noch verhängnisvolleres, indem die Katastrophe vom 14. Oct. die Erstling des geliebten Fürstenbaues und des weimarischen Rändchens erschütterte und mit Vernichtung bedrohte und sein eigenes Hauswesen gefährdete. Ihm selbst scheint schon während der Vorbereitungen zum Kriege nicht wohl zu Muth gewesen zu sein; er hatte bei Walpm mit angesehen, wie in wenigen Stunden die hochgelegenen Erwartungen, die Ueberhebungen allzu frühen Selbstvertrauens niedergelegt werden können. Er bemerkt in seinen „Tag- und Jahresbesten“: „Die Breusen sahen fort, Erfurt zu besetzen; auch unser Fürst, als preussischer General, bereitet sich zum Abzuge. Welche sorgenvollen Verbindungen ich mit meinem treuen und ewig unvergesslichen Geschäftsfreunde, dem Staatsminister von Boigt, damals geweselt, möchte schwer auszusprechen sein; ebenso wenig die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürsten im Hauptquartiere Niederlosa.“ Schade, daß man von dieser „prägnanten“ Unterhaltung Nichts weiter erfahren hat, als daß sie stattgefunden. „Es ist aber“, fährt Goethe fort, „in solchen bedenklichen Momenten das Herkommliche, daß Vergnügungen und Arbeiten, so gut wie Essen, Trinken, Schlafen in dülsterer Folge hinter einander fortgehen.“ Doch brachte ihn dieser Kriegsthumult auch mit mehreren interessanten Männern zusammen, mit dem Prinzen Louis Ferdinand, seinem alten Kriegskameraden, den er „nach seiner Art tüchtig und freundlich“ traf, mit dem Generale von Grawert, dem Obersten von Raffenbach, den er durch seine bereiten Vorstellungen bewog, ein von ihm ungeschickt verfaßtes „moralisches Manifest“ gegen Napoleon zurückzunehmen, mit dem Hauptmannne Blumenstein, „jung, Halbfranzos, freundlich und zutraulich.“ Mit allen diesen war er bei Fürst Hohenlohe zu Tafel.

Die Schlacht von Jena und Mühlthald war verloren, Weimar der französischen Soldateska preisgegeben. Baudisch hauste diese; nur die Würde und Höflichkeit, womit die Herzogin Louise, die allein von den Wittigern der herzoglichen Familie in Weimar zurückgeblieben war, dem rauhen Soldatenkaiser entgegentrat, bewahrte vor weiterem Unheile. Auch Goethe's Haus blieb nicht verschont, zwei Liraillours bedrohten sogar sein Leben, und auch hier zeigte ein Weib, Christiane Vulpius, ein Entschlossenheit, wie Frauen sie so oft zeigen, wenn sie

das Ihrige und die Ihrigen gegen brutale Gewaltthat zu verteidigen haben. Ihrem muthigen Auftreten verdankte Goethe zumist, daß es nicht zum Vergessen kam. Vielmehr war dies energische Vorgehen, das Achtung erweckte und zur Dankbarkeit aufforberte, ein Beweggrund mit, daß Goethe sich endlich mit ihr trauen ließ¹⁶⁾. Marckall Augereau bestellte ihm nach seinem Eintreffen sofort eine Schupacke, deren sich Wieland, als Mitglied des französischen Nationalinstituts, vom Anfange an erfreut hatte. Zwar fanden sich in seinem Hause Patronen und Pulver überall hin gestreut, aber sein Werkstoffes, seine Papiere, darunter die Manuscripte zur Farbenlehre, das Erste, was er in Eiderheit zu bringen gesucht hatte, waren gerettet, während sein Freund Heinrich Meyer Alles, auch seine Zeichnungen bei der Plünderung verloren hatte und Herder's handschriftlicher Nachlaß leider größtentheils vernichtet war. Doch versuchte ihm die überhäufte Einkuirtung dieser Tage große Unruhe und noch empfindlichere Unkosten; indessen verschaffte sie ihm auch ein merkwürdiges Zusammensein mit dem Aegyptischen Denon, dem Director der Kaiserlichen Museen, den er schon in Venedig kennen gelernt hatte. Das Unglück des herzoglichen Hauses machte auch seinen Patriotismus regt. Bekannt sind die Worte, die Johannes Ball ihm in den Mund legt: „Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist: die Schande der Deutschen will ich besingen und die Kinder sollen mein Schandbild auswendig lernen, bis sie Männer werden.“ u. s. w. Ball ist in seinen Mittheilungen über Goethe nicht immer glaubwürdig, aber es läßt sich wol annehmen, daß die Erregung des Augenbilds dem von dem Unglück des herzoglichen Hauses niedergeschmettern Dichter wol solche oder ähnliche Worte eingegeben haben könne. Um das Seinige dazu beizutragen, das deutsche Volk aus seiner Erschlaffung durch die Erinnerung an eine deutsche Heldengröße emporzureißen, überlegte er auch Johannes von Müller's französich gehaltene Rede „Ueber den Ruhm Friedrich's des Großen“¹⁷⁾.

Was sonst die literarische Thätigkeit Goethe's in diesem Jahre betrifft, so beschränkte sich dieselbe namentlich auf die Fortführung der Farbenlehre und auf die

Revision seiner Werke zum Zwecke der projectirten neuen Ausgabe derselben. Ueber die erstere bemerkt er in den „Tag- und Jahresschichten“: „Die Vorarbeiten zur Farbenlehre, mit denen ich mich seit zwölf Jahren ohne Unterbrechung beschäftigt, waren so weit gediehen, daß sich die Theile immer mehr zu runden anfügten und das Ganze bald selbst eine Consistenz zu gewinnen versprach.“ Noch im Laufe dieses Jahres begann der Druck, der dann im folgenden Jahre rasch weiter gefördert wurde; aber erst im Jahre 1810 sah er „das letzte Blatt mit Vergnügen in die Druckerei wandern“; die geschlossenen Leisten wurden nach seinen eigenen sorgfältigen Zeichnungen illuminirt und dadurch wol besonders die Druckvollendung des Werkes so lange verzögert, wiewol auch die umfangreichen Studien zu dem historischen wie dem physikalischen Theile des Werkes das Unternehmen nur langsam fortschreiten ließen. Die neue Ausgabe seiner Werke, mit der er in diesem Jahre bis zum vierten Bande gedieh, nöthigte ihn, seine Arbeiten sämtlich wieder durchzugehen und jeder einzelnen Production die „gehörige Aufmerksamkeit zu widmen“, ob er gleich seinem alten Versatz treu blieb, „Nichts eigentlich umzuschreiben oder auf einen hohen Grad zu verändern.“ So wurden die zwei Abtheilungen der Elegien, „wie sie noch vorliegen“, eingerichtet, „und „Kauf“ in seiner jetzigen Gestalt fragmentarisch behandelt.“ Doch beschäftigte ihn die Zusammenstellung, Anordnung und Uebersarbeitung der Fragmente des ersten Theils der Dichtung noch ziemlich lange Zeit, vom Winter 1806 bis zum Mai 1807. Werkwürdiger Weise trat, selbst nach Schiller's Tode, der Gedanke zu dem Epos „Tell“ ihm in diesem Jahre wieder näher. Er hatte wieder einmal Luht, „Sechseater zu schreiben“, und sein gutes Verhältniß zu Wolf, Vater und Sohn, ließ ihn hoffen, „in dieser herrlichen Versatz immer sicherer vorzuschieben.“ Er erzählt in den „Tag- und Jahresschichten“ dieses Jahres, wie er dem epischen Tell, 1797 in der Schweiz concepirt, später dem dramatischen Tell Schiller's zu Liebe bei Seite gelegt habe, und fährt dann fort: „Beide konnten recht gut neben einander bestehen; Schillern war mein Plan gar wohl bekannt, und ich war zuversicht, daß er der Hauptbegriff eines selbständigen, von den übrigen Verworfenen unabhängigen Tell brauchte; in der Ausführung aber mußte er, der Richtung seines Talents zufolge, sowie nach den trübsen Theaterbedürfnissen, einen ganz anderen Weg nehmen, und mir blieb das Episch-Abhängigkeitslose noch immer zu Gebot, sowie die sämtlichen Motive, wo sie sich auch berührten, in beiden Bearbeitungen durchaus eine andere Gestalt annehmen.“ Leider ist die Welt um den Genuß gekommen, neben dem Schiller'schen Tell auch einen Goethe'schen zu besitzen und beide mit einander vergleichen zu können: „aber die Tage waren so abnugend“, bemerkt Goethe, „die letzten Mouten so stürmisch und so wenig Hoffnung zu einem freieren Athembolen, daß ein Plan, auf dem Bierwaldschäfer See und auf dem Wege nach Altorf, in der freien Natur concepirt, in dem bedrückten Teutland nicht wohl wahr auszuführen gewesen.“

16) Die Trauung fand Sonntag den 19. Oct. in der Schloßkirche statt. Oberconsistorialrath Götzer segnete sie ein. Goethe's Sohn und Meyer wohnten als Bräutigam der feierlichen Handlung bei. 17) Goethe druckte auch in diesem Jahre, wie sehr er sich über jene Empfindlichkeit, wie sie gewöhnlich Menschen eigen zu sein pflegt, zu erheben wußte. Bekanntlich hatte sich Friedrich der Große in seiner Schrift „De la littérature allemande“ über den Weg von Berlin aus „ein eben so brisantes als wegschendes Ungeheuer“ entladen. Hierüber schrieb Goethe ihm im Jahre 1781 an Müller's Tochter, Frau von Voigt: „Wenn der König meines Stüdes in Vahren erwacht, ist er mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unartiglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wol seine ausreichende Eigenschaft eines Königs sein.“ Und er schließt hinzu: „Wird dünft, das Aussehende jenseit für Goethe und Bornecke,“ womit er freilich rückfichtsvoll entschuldigt, was doch an sich nicht wohl zu entschuldigen ist.

Wie das Jahr 1803, welches Herder, das Jahr 1805, welches Schiller von Goethe's Seite hinweggriff, und das Jahr 1806 mit seinen auf Weimar so schwer hereinbrechenden Kriegserreignissen für Goethe Tränenjahre gewesen waren, so wurde auch das Jahr 1807 für ihn ein Schmerzensjahr, indem am 10. April die Herzogin Amalie starb, oder wie Goethe sich ausdrückt, „den für sie im tiefsten Grunde erschütterten, ja zerschellten Vaterlandboden, Allen zur Trauer, mit zum besondern Kummer verließ.“ Ihr Bruder, der Oberbefehlshaber der preussischen Armee, der Herzog von Braunschweig, war seiner bei Jena empfangenen Todeswunde erlegen, ihre Familie im Exil, das weimarische Ländchen, Breiten, ganz Norddeutschland in der eisernen Hand des übermächtigen Siegers: unter diesen Schlägen brachen Körper und Geist der mit seltenen Eigenschaften begabten, geistesbelehnten Fürstin zusammen. Goethe feste ihr in seinem Lebensbilde „Zum feierlichen Andenken der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau Anna Amalia“ x. ein Denkmal, von dem er selbst sagt, es sei „ein eiliger Auftrag, mehr in Gedächtnisform, als in höherem innerem Sinne abgefaßt.“ Dieser Auftrag war bestimmt, nächsten Sonntag nach der Gedächtnispredigt von den Kanzeln im Lande verlesen zu werden¹⁸⁾.

Erholung suchte und fand Goethe in Karlsbad, das mehrere Jahre lang in seinem Leben eine nicht bedeutungslose Rolle spielt, indem er es von 1806—1813 alljährlich besuchte, mit Ausnahme des Jahres 1809, wo der österreichisch-französische Krieg einen Besuch der böhmischen Bäder nicht zuließ. Hier machte er ihm werthe Bekanntschaften, hier stellte er geognostische und mineralogische Forschungen an, hier suchte er die reichhaltige Joseph-Müller'sche Sammlung, die, seit er 1807 in die neue Ordnung gebracht, welche sie seitdem behalten hat, auch wol die Goethe'sche genannt zu werden pflegt, und manche in dieses Gebiet einschlagende Abhandlungen Goethe's verdankten diesen Karlsbader Beobachtungen Stoff und Anregung. Ueber alles dies, wie namentlich über die zahlreichen Bekanntschaften, die er mit hervorragenden Personen in Karlsbad anknüpfte, berichtet er, oft in ziemlich trocken chronikartigem Stile, in den „Tag- und Jahresheften“, auf die hier verweisen werden muß¹⁹⁾. Er selbst versichert, er verdanke das Glück, „dem großen hereinbrechenden Kriegsunheil nicht unterliegen zu sein,“ der sorgfältig gebrauchten Kur in

Karlsbad. Sein Aufenthalt hier selbst im Jahre 1806 war ihm so gut bekommen und es hatte ihm dort so wohl gefallen, daß er 1807 schon frühzeitig, in der zweiten Hälfte des Mai, sich daseibst wieder einfand. Auch poetisch war er diesmal hier thätig. Er selbst erzählt: „An kleineren Geschichten, erriethen, angefangen, fortgesetzt, ausgeführt, war diese Jahreszeit reich; sie sollten alle, durch einen romantischen Faden unter dem Titel „Wilhelm Meister's Wanderjahre“ zusammengefaßt werden, ein wunderliches Ganze bilden.“ Hierzu gehören auch diesem Jahre der Schluss der „Neuen Melusine“, „Der Mann von fünfzig Jahren“, „Die Auge Thörin.“ Weiter entstand im Laufe dieses Jahres die Dichtung „Pandora's Wiederkunft“, die jedoch nicht über den ersten Act hinaus gelang, ferner die Sonette, der Gedanke zu den „Wahlverwandtschaften“, die Vorarbeiten zu der Biographie des inzwischen verstorbenen Malers Hackert, zu welcher ihm nach dessen Anordnung der handschriftliche Nachlaß derselben zugewiesen worden, und einige Prologe, deren einen er für Leipzig schrieb, wo die weimarischen Schauspieler eine Zeit lang gastiren sollten.

Nach jedes der letzten Jahre war durch einen für Goethe jedoch schmerzlichen Todesfall oder eine erschütternde Katastrophe bezeichnend gewesen; das Jahr 1808 sollte seine Ausnahme machen, denn am 13. Sept. starb aber einschlummernd sanft seine geliebte Mutter im 78. Lebensjahre. Sie selbst hatte, wie Goethe an Zelter schrieb, ihren Tod selbst angeordnet und als sie ihr bevorstehendes Ende fühlte, ihr Leidenbegnähniß so pünktlich angeordnet, „daß die Weinsorte und die Größe der Dregeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war.“ Mehrmals hatte er ihr, wie er in seinen „Tag- und Jahresheften“ schreibt, einen ruhigen Aufenthalt bei sich angeboten; „aber sie fühlte“, erzählt er weiter, „keine Sorge für ihre eigene Persönlichkeit; sie bekehrte sich in ihrem alttestamentlichen Glauben und durch einige zur rechten Zeit ihr begebene Stellen aus den Psalmen und den Propheten in der Leitung zur Vaterstadt, mit der sie ganz eigentlich zusammenge wachsen war; weshalb sie denn auch nicht einmal einen Besuch zu mir unternehmen wollte.“ Evidently hatte an diesem Entschlusse, nicht nach Weimar zu kommen, ihr Willkürwille gegen alles höfliche Wesen bedeutenden Antheil. Das väterliche Haus auf dem Großen Hirschgraben war übrigens schon in den 90er Jahren sammt allen väterlichen Sammlungen, was man nur bebauern kann, verkauft worden und die Frau Kath hatte hierauf ein neues „lustiges“ Quartier an der Hauptwache bezogen. Das Erstreckte erlebte sie vor ihrem Tode noch, daß ihr Enkel August auf seiner Durchreise nach Heidelberg, wo er die Akademie bezog und wohin des Vaters „Segen, Sorgen und Hoffnungen ihm folgten“, sie begrüßte. Ginen andern schmerzlichen Verlust erlitt er durch den ebenfalls in diesem Jahre erfolgten Tod Fernow's, der in Weimar eine Anstellung als Bibliothekar bei der Herzogin Wilma erhalten hatte. „Sein Verlust war groß für uns“, schreibt Goethe, „denn die Quelle der italienischen Literatur, die sich seit Jage-

18) Das beher abgedruckte landesherrliche Manuscript, womit diese Beschreibung angeschlossen wurde, findet sich in den Notizen zu dem 2. Bande der Schaefer'schen Biographie Goethe's abgedruckt.
19) Da den interessanten Bekanntschaften, die er in Karlsbad und zwar im Sommer 1807 machte, gehören die mit dem berühmten Orientalen Werner und die mit dem französischen Gelehrten Grafen Reinhard und dessen hochgebildeter Gattin, einer Tochter des hamburger Reichmarschall, die beide treffliche Bildung und Scharfsinnung trugen, waren und sie mit Gifer in ihren Werken pflegten. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard, dessen Herausgabe schon der Kanzler von Müller beabsichtigte, erschien 1850. Ueber den Aufenthalt Goethe's in Karlsbad vergleicht man die Schrift: „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Kaiser Othmar“ (Leipzig 1863.) und Geyher's Aufsatz: „Goethe in Karlsbad“ im „Deutschen Museum“ (1865).

mann's Abscheiden kaum wieder hervorgethan hatte, versetzte zum zweiten Male:

Das Jahr 1808 brachte ihm aber auch eine besondere Auszeichnung, indem ihm Napoleon während des ersten Herbitcongreses bei einer Audienz, zu der er berufen wurde, und bei andern Gelegenheiten seine Huld bezeugte, und zwar nicht allein als dem berühmtesten Autor der damaligen Zeit, sondern als einem Autor, der schon längst in seinem Lande seiner besondern Sympathie gewessen. Denn Goethe's „Werther“ hatte zu Napoleon's Lieblingsbüchern in seinen jüngern Jahren gehört und ihm, in der französischen Uebersetzung von Erveling, sogar nach Aegypten begleitet. Er hatte sich in den „Werther“ so eingelesen, daß er darin fast ebenso einheimisch war wie der Autor selbst und sich von jeder Einzelheit desselben Leidenschaft geben konnte.

Am 20. Sept. wurde Goethe von seinem Herzoge nach Erfurt beschieden, wo er mehrere Tage blieb und den Darstellungen der den französischen Kaiser begleitenden Schauspielergesellschaft beizuohnte, und zwar den Aufführungen von Racine's „Andromache“ und „Britannicus“ und Voltaire's „Cedipus“. Namentlich von Talma's Spiel war Goethe ganz hingerissen und man legte französischerseits auf seinen Beifall so großen Werth, daß der „Moniteur“ vom 8. Oct. Goethe mit unter den vornehmsten Geistes aufzählte und die Bemerkung hinzufügte: „er scheint unsere Schauspieler vollkommen zu würdigen und vor Allem die angeführten Meisterwerke zu bewundern.“

Nachdem Goethe mit dem französischen Minister Maret im Gesellschaftsartikel der Frau von der Rede zusammengetroffen und dieser seinem Kaiser von dem außerordentlichen Eindrucke, den der deutsche Autor auf ihn gemacht, berichtet hatte, wurde Goethe am 2. Oct. zu einer Audienz bei dem Kaiser beschieden. So blühten nun die beiden hervorragenden Männer der Zeit, der eine so groß und allherrschend auf dem politischen und militärischen wie der andere auf geistigem Gebiete, jeder des andern Bewunderer, einander ins Auge; nur war Napoleon, abgesehen von der nothwendig größeren Sicherheit, womit er die französische Sprache handhabte, in so fern im Vortheile, als das Ceremoniell dem Dichter gewisse Schranken auflegte, die der Kaiser im Gefühle und Bewußte seiner keinen Widerspruch duldbenden imperatorischen Stellung nicht zu respektiren brauchte und auch nicht zu respektiren gewohnt war, neehalb er auch dem Dichter gegenüber gewissermaßen die Rolle eines übrigen wohlgeleiteten Examinators annahm. Goethe mußte daher manche Bemerkung des kaiserlichen Kritikers hinnehmen, ohne sich dagegen zu wehren zu können, wie er wol gewünscht und gefohnt hätte. Namentlich tadelte Napoleon an dem „Werther“, den er in für Goethe schmeichlichsten Weise öftermal gelesen zu haben versicherte, also öfter, als sich dessen Benutzung wol irgend der größte Verehrer Goethe's und des „Werther“ rühmen darf, daß der Dichter in nicht naturgemäßer und bei dem Lesen die Vorstellung von dem übermächtigen Einflusse der Liebe auf Werther schwächender Weise an einigen Stellen die

Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe vermischet habe. Goethe hätte nun freilich mit Recht einwenden können, daß zu so entschuldigenden und verzweifelnden Entschülsen, wie der des Selbstmords sei, in der Regel mehr Motive mitwirken, daß, wie dies bei Jerusalem wirklich der Fall gewesen zu sein scheint, Ehrgeiz in der Liebe auch sehr wohl mit Ehrgeiz in Bezug auf gesellschaftliche Stellung u. s. w. Hand in Hand gehe, daß die Leidenschaften des Menschen überhaupt selten ganz ungemischt und einfacher Art seien, daß, wer auf der einen Seite besonderes Glück geniesse, das Unglück, das ihm in der andern Richtung widerfahre, leichter zu ertragen pflege. Aber Goethe, durch die anerkennende und gründliche Analyse, die sonst der Kaiser seinem Romane angedeihen ließ, in eine beilere Stimmung versetzt, gab dem Kaiser im Gänzen recht und entschuldigte diesen angeblichen Fehler nur als einen „Anspruch, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die der Dichter auf dem einfachen Wege nicht erreichen konnte.“ Was Goethe sicherlich jedem andern Recensenten gegenüber als ein Ergebnis echten dichterischen Instincts, richtiger psychologischer Erkenntnis und wahrer Lebensbeobachtung in Schutz genommen haben würde, das wagte er seinem kaiserlichen Recensenten gegenüber nur als einen „Anspruch“ zu entschuldigen, freilich mit laudabilem Grunde und vielfachiger heiterer Riene. Außerdem suchte Napoleon auch im dramatischen Fache als Kritiker vor Goethe zu glänzen, und zwar zum Theil durch Redenarten, die keines mit Recht „hochtrabend“ nennt, und als Daru das Gespräch auf Goethe's Theaterstücke, von denen Napoleon wol keine gekannt haben mag, besonders aber auf seine Bearbeitung des „Mahomet“ geleitet hatte, suchte Napoleon aus einander zu setzen, daß und weshalb „Mahomet“ ein schlechtes Stück sei; er sprach sich mißbilligend über die Schicksalsstücke aus und bemerkte unter Anderem: „Was will man jetzt mit dem Schicksale? Die Politik ist das Schicksal!“ fügte auch jedesmal, wenn er etwas zu Ende gesprochen, die Frage hinzu: „Qu'en dit Mr. Goethe?“ Schließlich, nachdem er sich noch in Zwischenpausen mit Daru über die preussische Contributionsache und mit dem später eingetretenen Soult über polnische Angelegenheiten besprochen, sagte Napoleon zu Goethe: „Das Trauerspiel sollte die Schule der Könige und der Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie sollten z. B. den Tod Cäsar's auf eine würdige Weise, besser als Voltaire, schreiben; das könnte eine würdige Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie begradigt haben würde, wie Alles ganz anders geworden sein würde, wenn man ihn Zeit gelassen hätte, seine hochwichtigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris; ich fordere es durchaus von Ihnen! Dort gibt es größere Weltanschauung; dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Darstellungen finden.“ Beim Abschiede hörte man ihn zu Werther und Daru die Worte sagen: „Voilà un homme!“ ähnlich wie er den Dichter gleich Anfangs mit der schmeichlichsten und vielfachenden Bewunderung sagte: „Vous êtes un homme!“ Auch nach seinem Alter (als ob er

dies erst von Goethe selbst hätte erfahren müssen!) erlaubte sich Napoleon, wahrscheinlich nur, um ihm das triviale Compliment zu machen, daß er sich für seine Jahre ein wunderbar frisches Aussehen bewahrt habe; er hatte ihn ferner auch über seine Familie befragt und es verdient bei diesem Anlasse die von Einigen aufgestellte Vermuthung erwähnt zu werden, daß zu dem Entschlusse Goethe's, seinen Liebesbund mit seiner Christiane auch kirchlich einsegnen zu lassen, die Rücksicht auf Napoleon mitgewirkt habe; denn der französische Kaiser theilte in Betreff solcher Verhältnisse nicht die emanzipirten Ansichten des Hergogs. Freilich nicht aus Gründen der Sittlichkeit, sondern nur der Einte und des äußern Anstandes. Die Politik war ja, wie man weiß, für ihn das allein Maßgebende, also auch der Regulator der Sittlichkeit.

Ueber den Eindruck, den diese fast eine Stunde dauernde Unterhaltung auf Goethe gemacht, bemerkt Lessing: „durch die Aufmerksamkeiten Napoleon's fühlte sich Goethe höchlich geschmeichelt und er hatte dessen kein Hehl;“ und Schaefer: „Man konnte es Goethe anmerken, daß diese Audienz einen mächtigen Eindruck hinterlassen hatte, obgleich er vermittel, von ihren Einzelheiten zu reden und selbst den Anfragen des Hergogs möglichst auszuweichen suchte. Mit dem Gedanken an eine Reise nach Paris beschäftigte er sich lange Zeit.“ Man vergesse nicht, daß Goethe vor Nichts so großen Respekt hatte als vor gewaltigen, Menschheit und Schicksal bedingenden Individuen, daß er selbst in früheren Jahren mit dem Plane zu einer Tragödie „Julius Cäsar“ umgegangen war und daß er in der Aufforderung Napoleon's, einen „Tod Cäsar's“ und einen bessern als Voltaire zu schreiben, einen Wind des Schicksals erkennen mochte. Freilich nur für einige Zeit. Goethe war im Innern zu deutsch und zu freigeinnt, um nicht bei reiflicher Ueberlegung den Gedanken zu verworfen, in Paris die Regierung Napoleon's verderblichen zu helfen und nach dessen Ansichten einen Julius Cäsar, mit dem Napoleon gern verglichen sein konnte, zu schreiben und dann vielleicht in französischer Bearbeitung auf Befehl des französischen Kaisers auf dem Théâtre français darzustellen zu sehen.

Einige Tage darauf kam Napoleon nach Weimar, wohin sich Goethe bereits am 4. zurückbegeben hatte, um für die Aufführung der Tragödie „Julius Cäsar“ durch die französischen Schauspieler, die dann am 6. stattfand, die nöthigen Anordnungen zu treffen²¹⁾. Zwar hatte der Hergog den Dichter aufgefordert, etwas ganz Besonderes zur Verherrlichung dieser Tage auszuwenden, und es kamen auch mehrere großartige Pläne in Vorschlag; aber um sie auszuführen, war die Zeit zu kurz. Man beschränkte sich darauf, eine große Jagd (auf dem Schlachtfelde von Jena!) und einen Hofsall zu veranstalten. Auf letzterem unterthielt sich Napoleon wieder längere

Zeit mit Goethe, auch diesmal besonders über die Tragödie, von der er sagte, daß sie in gewisser Hinsicht über der Geschichte stehe, sprach sich auch, französischer Kunst ansicht huldigend, über scharfe Abgrenzung der Gattungen aus, indem er gegen Goethe bemerke: „Ich wundere mich, daß ein so großer Geist wie Sie für die scharf begrenzten Gattungen (les genres tranchés) keinen Geschmack hat.“ Mit Wieland, den der französische Kaiser gleichfalls besonders ausgezeichnet und unter Anderem zu dem Hofball eigens in einem Hofwagen zu holen bescholen hatte, wurde dann Goethe noch zu einem Frühstücke geladen; doch versagte der Kaiser sich dießmal das Vergnügen, sich das Ansehen eines Auschlag gebenden Geschichtlers und Kritikers zu geben; er unterhielt sich mit beiden Männern huldvoll, aber der Hauptsache nach mehr nur über ihre persönlichen Verhältnisse. Nach des Kaisers wenige Tage darauf erfolgter Rückkehr nach Erfurt wurde Goethe und Wieland mit dem Orden der Ehrenlegion begnadet. In seinen „Tag- und Jahresheften“ befindet sich am Schlusse der Mittheilungen aus dem Jahre 1808 die Bemerkung: „Der im September erst in der Nähe versammelt, dann bis zu uns heranrückende Congress zu Erfurt ist von so großer Bedeutung, auch der Einfluß auf meine Zustände so wichtig, daß eine besondere Darstellung dieser wenigen Tage wol unternommen werden sollte.“ Es ist sehr zu bedauern, daß Goethe dies zu thun unterlassen hat²²⁾.

Von dem folgenden Jahre 1809 bemerkt Goethe: „Dieses Jahr muß mich in der Erinnerung, schöner Resultate wegen, immer lieb und theuer bleiben; ich brachte solches ohne auswärtigen Aufenthalt, theils in Weimar, theils in Jena zu, wodurch es mehr Einheit und Geschlossenheit gewann als andere, die meist in der Hälfte durch eine Vademelle zerstückelt, an manichfaltiger Zerstreuung zu leiden hatten.“ Sein längerer Aufenthalt in Jena wurde dadurch hervorgerufen, daß der Hergog, ohne Zweifel hauptsächlich auf Goethe's und von Volgt's Betried, die Anordnung getroffen hatte, „daß alle unmittelbaren Anstalten zur Wissenschaft und Kunst unter Seine Oberaufsicht versammelt, aus Einer Kasse bestritten und in Einem Sinne verhältnismäßig fortgeführt werden sollten.“

Wichtig wurde dieses Jahr auch durch die Vollenendung der „Wahlverwandtschaften“, deren Entwurf bereits dem Jahre 1807 angehört. Er hatte Anfangs im Sinne, den Stoff, der diesem Romane zu Grunde gelegt ist, so kurz und novellistisch zu behandeln wie die kleinen Erzählungen in „Wilhelm Meister's Wanderjahren“, aber, der Stoff war allzubedeutend und zu tief in mich gewurzelt,“ schreibt Goethe im 3. 1807, „als daß ich ihn auf eine so

20) Napoleon soll, wie Gerazette von Knebel ihrem Bruder schreibt, nach der Aufführung zur Hergogin gesagt haben: „Estrange place ce César! Fides républicaine! J'espère que cela ne fera aucun effet tel!“

21) Näheres über Goethe's Unterredungen mit Napoleon enthalten des Kämpfer von Müller, „Denkwürdigkeiten;“ einige Nachrichten dazu enthält der 9. Band von Thiers', „Histoire de consulat et de l'empire,“ wie Schaefer vermulhet, auch Talleyrand's Mittheilungen, welcher der ersten Unterhaltung bewohnte und darüber, wie Secret vertheilt, etwas in seinen Papieren angeschlossen haben soll. Regl. librarians S. Schöner, „Kontreuve de l'empereur Napoleon I. avec Goethe.“ 2. Ausgabe; Paris 1863.)

letzte Act hätte befriedigen können.“ Und im J. 1800 bemerkt er über diesen in Sprache und Darstellung den Stempel der Meisterhaftigkeit tragenden, ein höchst merkwürdiges psychologisches Problem und einen herzerzählenden Konflikt mit der Ruhe vollendeter Plastik behandelnden Roman: „Um von poetischen Arbeiten nunmehr zu sprechen, so habe ich vor Ende März an die Wahlverwandtschaften, deren erste Conception mich schon längst beschäftigte, nicht wieder aus dem Sinne gelassen. Niemand verkennt an diesem Romane eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet.“ Schon vor einigen Jahren war der Hauptgedanke gefaßt, nur die Ausführung erweiterte, vermannichfaltigte sich immerfort und drohte die Kunstgrenze zu überschreiten.“ In diese Zeit fallen auch die ersten Vorarbeiten zu dem Unternehmern einer Selbstbiographie, das er selbst „bedeutend“ nennt, weil mit Sorgfalt und Umsicht verfahren werden mußte, „da es bedenklich schien, sich lange verfloßener Jugendzeiten erinnern zu wollen.“ Doch ward endlich der Fortschritt dazu gefaßt mit dem Entschlusse, „gegen sich und Andere aufrichtig zu sein und sich der Wahrheit möglichst zu nähern, in soweit die Erinnerung nur immer dazu beifällig sein wollte.“

Das Jahr 1810 nennt Goethe selbst ein „betruenes Jahr, abwechselnd an Thätigkeit, Genuß und Gewinn“, jedoch er bekennt, sich bei einem „überreichen Genuß“ in Belegenheit zu fühlen, wie er die Theile „gehörig ordnungsmäßig“ darstellen solle. Zunächst wurde er endlich mit dem letzten Striche an seiner „Farbenlehre“ fertig, an der er nun 18 Jahre lang gefonnen und gearbeitet hatte und welche noch im Laufe dieses Jahres in 2 Bänden, mit einem Hefte von 16 Kupfern und deren Erklärung, bei Gotta erschien. Die rastlose Thätigkeit seines immer weiter combinirenden Geistes führte ihn nun zu der Idee, von einem ähnlichen Gesichtspunkte eine Tonlehre zu schreiben, und so entsprang eine ausführliche Tabelle, „wo in drei Columnen Subject, Object und Vermittelung aufgeführt werden.“ Ueberhaupt trat ihm um diese Zeit, theils durch seine Verbindung mit Zelter und die daher rührenden Anregungen, theils durch die Übungen von der Gewerke trefflich dirigirten, „freiwilligen Hauskapelle“ die Musik sehr nahe. Dieser Musikverein gab auch öffentliche Unterhaltungen im Theater und führte namentlich solche Musikstücke auf, welche zu hören das Publikum sonst keine Gelegenheit findet, „und woran jeder Gelehrte sich wenigstens einmal im Leben sollte erquicken und erfreut haben.“ Als Beispiel nennt er selbst die Zelter'sche Composition zu seiner trefflichen Dichtung „Johanna Sebus“ die, wie er bemerkt, „einen unaussprechlichen Eindruck in allen Gemüthern zurückließ.“

Begreiflicherweise blieben diese unablässigen Arbeiten und geistigen Aufregungen, zu denen sich noch diejenigen gesellten, die ihm fortwährend die Leitung des Theaters verursachten, auf seinen Gesundheitszustand nicht ohne Einfluß, wenigstens schreibt Ludwig von Knebel am 16.

Jan. 1810 an seine Schwester aus Jena: „Ich höre Goethe ist mit seiner Gesundheit gar nicht im guten Stande. Das thut mir auch wehe. Er greift sich zu sehr an. Er muß ins Karlsbad, wohin er sich, wie ich höre, gar sehr sehn.“ Zur geeigneten Jahreszeit besuchte er dann auch Karlsbad, wo er namentlich die Verwundung, die der Sprudel angerichtet, mit großem Interesse betrachtete. Die interessante Befausnischkeit, die er diesmal hier machte, war die mit dem Könige Ludwig von Holland, Bruder Napoleon's, der vor kurzem seine Krone niedergelegt hatte. Ludwig mietete sich in dem nämlichen Hause ein, wo Goethe wohnte; dieser wollte gleich ausziehen und die ganze Etage räumen; der König litt es aber nicht, sondern erklärte, daß er auf keinen Fall davon Gebrauch machen werde. Sein interessantes Uebehil von König Ludwig führt Johannes Ball an: „Goethe rühmt ihn als das entschiedenste Gegenbild seines Bruders, des Kaisers, als ein Muster von Milde, Sanftmuth, menschlichem Sinne, als einen der „friedfertigen Charaktere“, die er im Leben kennen gelernt. Wahr Frömmigkeit und ungeheurer christlicher Sinn, die immer für den als Heiden gefallenen Goethe so viel Anziehendes hatten, zeichneten des Königs ganze Denks- und Handlungsweise aus. Als Goethe, der zu weilen auch noch im höhern Alter sich zu raskeren Aeußerungen hinreißen ließ, als ihm selbst lieb war, einmal im Gespräche mit einem fanatisch katbolischen Begleiter des Königs die Behauptung aufstellte, daß unfehlbar die Bibel das gefährlichste Buch sei, weil wol leicht kein anderes so viel Unrecht und doch wieder so viel Böses im Menschengeschlechte zur Entwidlung gebracht habe, sagte der König mit gewohnter Freundlichkeit und Milde bloß scherzweise: „Cela perce quelquefois aus Monastiere de Goethe est herétique.“ Während seines diesjährigen Aufenthaltes in Karlsbad verfaßte Goethe eine nur in Abschrift unter wenigen Eingeweihten verbreitete erotische Dichtung in achteiligen Stangen mit dem Motto aus Tibull: „Alam tenui, sed jam quum gaudia adirem Admonuit dominæ deseruitque Venus,“ welche meisterhaft in Form und Darstellung, wenn man will, auch von tief stillicher Tendenz ist, die man freilich nach den vorhergegangenen, mit den glühendsten Farben geschilderten eroidischen Situationen kaum so erwartet hätte. Die Dichtung blieb denn auch, wie manche von ihm selbst unterdrückte römische Elegien, von seinen Werken ausgeschlossen.

Im Laufe dieser letzten Jahre hatte sich Goethe wieder mehr der romanischen Poesie und dem Mittelalter genähert, damit an eine alte Liebe aus dem Straßburger Jugendtagen wieder anzuknüpfen. Die Romanistik war ja die geistige Strömung, welche im Gegensatz gegen alles französische Wesen die Gemüther in Teutschland damals beherrschte, und auch Goethe konnte und mochte sich ihr nicht ganz verschließen, um so weniger, da er diese

23) Siehe „Aus Ludwig von Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Gertrude“, herausgegeben von H. Däpfer. (Jena 1858).

24) Siehe dessen schon erwähnte Schrift: „Goethe und sein persönlicher Umgang dargestellt.“ S. 141.

22) Man wird diese Worte zu deuten wissen, wenn man sich erinnert, daß seine letzte Beigung zu Minna Herzlich, von der noch später die Rede sein wird, in diese Jahre fällt.

Richtung durch „Göz von Berlichingen“ und „Faust“, durch Märchen und Balladen u. s. w. ja selbst mit angebaut hatte. Man wandte sich zu den Quellen trübsen Volkstums wieder zurück, man sammelte Volkslieder und Volksfagen und Goethe, mächtigender wie er war, konnte diesen Bestrebungen nur seinen Beifall jollen, nur seine Förderung angedeihen lassen. In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit dem Epos der „Nibelungen“, das er zwar nicht wie manche Ultragromanisten der Illas gleich oder gar über sie stellte, das aber doch sein lebenshaftes Interesse erregte. „In geselliger Unterhaltung“, schreibt er im Jahre 1809, „wundte sich das Interesse fast ausschließlich gegen nordische und überhaupt romanische Vorzeit. Die nach dem Originale aus dem Etegarfe vorgetragene und immer besser gelingende Uebersetzung hielt durchaus die Aufmerksamkeit einer edeln Gesellschaft fest, die sich fortwährend Mittwoch in meiner Wohnung versammelte. Hierebas und andere ähnliche Heldenfagen und Gedichte, König Rother, Tristan und Isolde, folgten und begünstigten einander; besonders aber wurde die Aufmerksamkeit auf Wilkina Saga und sonstige nordische Verhältnisse und Productionen gelenkt, als der wunderliche Kupferstichende Kunen-Antiquar Arndt bei uns einkehrte.“ Sicherlich wäre Niemand in Teutschland so geeignet gewesen als Goethe, die „Nibelungen“ durch eine vollstümliche Reproduktion in derselben Weise wieder lebendig zu machen, wie er den „Meinele Fuchse“ wieder lebendig gemacht hat, und es mag ein Genuß gewesen sein, ihn die „Nibelungen“ vernetzteutschen zu hören.

Hierzu kam seine in diese Periode fallende Bekanntschaft mit den in München herausgegebenen Handzeichnungen Albrecht Dürers, das „schönste Geschenk des aufkeimenden Einbruchs“, wie er sie nennt, mit den Zeichnungen und Sammlungen der Gebrüder Volffers, mit Cornelius' Skizzen zum „Faust“ und den „Nibelungen“, mit Calderon, dessen vorzüglichste Dramen er seit etwa 1800 nach und nach kennen lernte und seit 1811 auf der weimarischen Bühne einzubürgern suchte. Mit der Aufführung des „Eandhaufes Prinzen“, welcher dann die des Schauspiels „Das Leben ein Traum“ und der „Zenobia“ folgten, wurde, wie Goethe selbst bemerkt, der Bühne eine „ganz neue Provinz“ erobert. Calderon zog ihn um jene Zeit so mächtig an, daß das Interesse für Shakspeare darunter fast zu leiden hatte, obgleich er das hervorragende Genie, die Lichte, Ganze im Shakspeare niemals verkannte, und in seiner rezeptions, nachbildnerischen Weise suchte er sich sogar der Calderonschen Versifikation und Diction zu bemächtigen. Ein dramatisches Fragment „Eginhard“ mit christlich-kulturrhistorischer Tendenz, in seinen nachgelassenen Werken unter der Ueberschrift: „Fragmente einer Tragödie“ mitgetheilt, in seinen

Tagebüchern „Das Trauerspiel in der Christenheit“ genannt, beweist dies²⁶⁾. Daher nützte Goethe auch mit den Hauptvertretern der romantischen Richtung in Teutschland lebhaften Verkehr; er protegierte früher die beiden Schlegel, von denen Friedrich ihm noch von Paris aus „Hinreichende Nachrichten“ gab; Litz las ihm im J. 1799 die „Genoveva“ vor, deren wahrhaft poetische Behandlung ihm den „freundlichen Beifall“ abzwang; in demselben Jahre fand er die Anwesenheit August Wilhelm Schlegels für sich „gewinnreich“; er interessierte sich für Dehnenfchläger's Eide wie für dessen Person; er drachte Werner's Trauerspiel „Der 24. Februar“ in vortrefflicher Darstellung mit großem Erfolge zur Aufführung; auch räumte er sich gegen Kall, ein Recht zu haben, Heinrich von Kleist zu tadeln, weil er ihn „geliebt und gehoben habe“²⁷⁾. Man kann daher nicht sagen, daß Goethe sich damals gegen den jüngeren Nachwuchs gleichgültig und vornehm abweisend verhalten habe; er unterstützte und förderte sie vielmehr, so weit es ihm thun ließ; mit ihren mythischen Ausgeburten und Caricaturen konnte er sich freilich nicht befreunden; denn als Vornormer und bloß Rebellische war seiner Natur aus Ließe²⁸⁾ wider. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhange die von Goethe zur Erklärung eines am 30. Jan. 1810 statt gehabten und am 16. Febr. wiederholten Wählungs von Goethe gerichteten Strophens „Die romantische Poesie“, worin die Namen Siegfried, König Rother, Brunibild u. s. w. aufzählen.

Goethe kam aber bei dieser Verfechtung mit der Romantik nicht ungefähr weg; er wurde in Folge davon selbst der Gegenstand einer romantischen Dichtung, die, erst nach Goethe's Tode erschienen, unter dem Titel „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ satzsam bekannt ist. Die Verfasserin desselben ist Bettina (Ellaabeth) Brentano, Tochter jener Maximiliane La Roche, für die Goethe vorübergehend einmal eine ziemlich lebhaftes Beziehung gefüßt hatte. Zum ersten Male kam Bettina nach Weimar im J. 1807, damals 22 Jahre alt. Goethe fand ihr Wesen „geistreich, wenn auch barod“²⁹⁾; jedoch falls kann aber von einer leidenschaftlichen Hingebung an sie, welche Bettina selbst dem damals nahe sechzigjährigen

26) An diesen rühmt er in seinen „Tag- und Jahresheften“ unter Anderem das „alterthümlich lafeyren Einn“ u. s. w. Hiermit, wie mit seinem Briefe an Cornelius vom 8. Mai 1811, den die angeführte „Allgemeine Zeitung“ in Nr. 128 für 1836 veröffentlicht, bezeugt Goethe 1828 in dem Rale Eidelet oder Cornelius' geistigeren Werke (s. f. f. f.) in einigen Mifflange.

26) Ueber Goethe's Werbung für Calderon vergl. man namentlich die darin einschlagenden Stellen in der Schrift: „Aus dem Leben von Johann Dierichs Greil“ (1855), besonders Goethe's Ausrufung gegen Greil über einige von Greil überficht Strophens aus der „Zenobia“ (S. 95, 96), die Briefe Goethe's an Greil vom Jahre 1815 (S. 107), Mai 1816 (S. 118), und den Jahren 1821 und 1822 (S. 130, 131). Ueber jenes Trauerspielkomment und Goethe's Verhältnis zu Calderon handelt gründlich ein Aufsatz von W. von Wiermann in Nr. 34 u. 35 der „Wissenschaftlichen Zeitschrift der Leipziger Zeitung“, 1861. 27) Er sagte zu Kall unter Anderem (vergl. dessen schon erwähnte Schrift über Goethe): „Sie wissen, welche Mühe und Proben ich es mir leisten ließ, seinen „Wafferkung“ aus diefem Theater zu bringen.“ Unter dem „Wafferkung“ ist Kleist's Eufelien: „Der gedechter Krug“ gemeint, das Ereignis der seiner ersten Aufführung in Weimar (1808) gänzlich mied. 28) Als Greil, der Bettina auf einer Reife in München kennen lernte, machte diefelle, „feinen ausgereiften Charakter; fe kam ihm vor wie eine Caricatur von Mignon.“ Vergl. das schon angeführte Buch über Greil S. 90.

Goethe andichtet, nicht die Rede sein, und gewiss ist Schaefer im Rechte, wenn er, namentlich auf die Mittheilungen Riemer's, eines in diesem Falle sicherlich verlässlichen Gewährsmannes gestützt, die Ansicht vertritt, „daß Goethe Bettina's phantastischer Liebe gegenüber eine abshneude Haltung beobachtete.“ Im J. 1811 besuchte sie als Frau von Arnim mit ihrem Gatten, dem Dichter Achim von Arnim, abermals Weimar. Goethe bemerkt hierüber in seinen „Tag- und Jahresheften“: „Das Ehepaar von Arnim hielt sich eine Zeit lang bei uns auf; ein altes Vertrauen hatte sich sogleich eingestellt; aber eben durch solche freie unbedingte Mittheilungen erwischen erst die Differenz, in der sich ehemalige Liebererinnern aufgelöst hatte. Wir schieden in Hoffnung einer künftigen glücklichen Annäherung.“

Es ist hier allerdings von einer Differenz die Rede, ob sie aber in so scharfer Weise stattgefunden hat, wie Lewes berichtet, erscheint doch zweifelhaft. Lewes, der nicht bloß gegen Bettina, sondern auch gegen das ganze Brentano'sche Geschlecht als ein „wenig verständiges“ loszieht, erzählt nämlich: „Was ich darüber von völlig verlässlicher Seite erfahren habe und in der Hauptsache für durchaus genau halte, ist folgendes: Eines Tages ging Bettina mit Goethe's Frau nach der Kunstausstellung, für die sie Goethe sehr interessirte; ihre hochhaften Bemerkungen, namentlich über Heinrich Meyer, verlegten Christiane, die ihr scharf darauf diente. Es kam zum Wortwechsel und endlich zur größten Beleidigung (high words rose, gross insult followed). Goethe nahm seine schwer getränkte Frau in Schutz und verbot Bettina sein Haus. Vergessen daß sie bei einem folgenden Besuche Goethen um eine Zusammenkunft; er war entschlossen; er hatte einen Verdächtig, welches nicht Freundschaft sein konnte, sondern nur Verlegenheiten brachte, für immer ein Ende gemacht.“

Diese Mittheilung, wonach Bettina und Christiane auf öffentlicher Straße die Streitscene zwischen Griebmild und Brundbild reproducirt und einander sogar gröblich beleidigt hätten, steht etwas nach Klatsch aus, und er hat nicht einmal das Verdienst besonderer Neuheit, da schon Stephan Schütz Aehnliches berichtet. Daß Goethe nicht duldbare, daß Christiane, seine nunmehrige Gattin, insultirt würde, ist bekannt und man kann dies nur in der Ordnung finden, man kann ihn dafür nur loben; aber daß Bettina in dieser Weise das Gastrecht und die gewöhnlichsten Formen der Schicklichkeit verletzt und in seiner Gattin auch den von ihr vererbten Goethe in „gröblicher“ Weise beleidigt haben sollte, ist doch kaum glaublich. Lewes behauptet, Goethe habe der Frau von Arnim „sein Haus verboten“ und seinem Verhältniß mit ihr „für immer ein Ende gemacht;“ das widerspricht aber doch wol den eigenen Worten Goethe's: „Wir schieden in Hoffnung einer künftigen glücklichen Annäherung.“ Eine Differenz, das gibt Goethe zu, habe stattgefunden; aber sie war nicht der Art, um die Hoffnung auf eine künftige „glückliche Annäherung“ abzuschneiden, was aber der Fall gewesen sein würde, wenn Goethe der Frau von Arnim förmlich das Haus verboten, wenn

überhaupt der Vorfall in der von Lewes angegebenen Weise stattgefunden hätte.

Uebrigens bemerkt Lewes selbst in einer Note: „Nevertheless, in all such narratives there is generally some inaccuracy, even when relating to contemporary events.“ August Boden tadelt mit Recht, daß Freie diese Note in seiner Uebersetzung weggelassen habe, und bemerkt dann weiter: „Diese Anekdote verdient keinen Glauben, aber wäre sie wahr, so müßte grade Herr Lewes bei seiner günstigen Ansicht über Goethe's Gattin es ehren anerkennen haben, daß Bettina, der man gewiß die Eigenschaften des Herzens nicht absprechen kann, sich nicht an jener rächte. Im Gegentheil zu der übrigen damaligen vornehmen Damenwelt, welche der Christiane Vorwurf nicht leicht Gerechtigkeit widerfahren ließ, räumt ihr Bettina in einem Buche, welches Hrn. Lewes ganz für Roman gilt (Th. I. S. 175; 221—222; 223), einen ehrenvollen Platz ein.“

Wahrscheinlich ist die „Differenz“ von der Goethe spricht, von ganz anderer subtiler Art gewesen. Bettina macht vielleicht die Verdächtig, mit ihrer ihm unbequemen Originalität vor ihm zu glänzen, ihn zu einem hingebenden Identitätsaufseher zu bewegen und von ihm als ein Genies anerkannt zu werden, der ihm ebenso viel wiedergäbe, als von ihm empfinde, nicht bloß von ihm befruchtet werde, sondern auch ihn befruchte. Diese Verdächtigungen wies er halb lächelnd in seiner mitunter schlauen Weise zurück. Riemer berichtet, daß, als sie bei ihren abendlichen Besuchen ihm von ihren Herzensangelegenheiten vorzuzählen wollte, Goethe ihr beständig dadurch in die Quere gekommen sei, daß er sie auf den grade in seiner völligen Pracht und Größe am Himmel stehenden Kometen aufmerksam gemacht, ein Fernrohr nach dem andern herbeigeht und sich weitauf über das Meteor ausgelassen habe. Nach Weidner hat sie sich dann vielleicht für diese Behandlung an Christiane, die ihr die Ursache davon zu sein scheinen mochte, durch gewisse Anzüglichkeiten, wenn auch schwerlich durch „gröbliche Beleidigungen“, kadros gehalten. Selbst Schaefer gibt zu, daß es endlich in diesen Herbitagen zu einem völligen Bruche gekommen sei, „veranlaßt durch Bettina's beleidigende Aengstungen gegen Goethe's Frau“, daß sein Zorn sie, nach der Verzeihung von Stephan Schütz, „wie ein Donner vom Sinai getroffen“, und daß er bei ihrem letzten Besuche, trotz inbändiger Bitte, sie zu sehen, mit einem herben Worte des Unwillens sich geweigert habe, sie zu empfangen. Man muß auch solche Gewährsmänner hören, namentlich Schaefer, der in solchen Dingen sehr vorsichtig ist. Aber man kennt auch die Klatschhaftigkeit Weimars und diese ist gleichfalls in Rechnung zu bringen. Sicherlich daß der Fall nicht in so scharfer Weise stattgefunden, wie Lewes ihn vorgehen läßt. Goethe

29) Vergl. in der Schrift: „Dr. Wolfgang Meuser's in seiner „Deutschens Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit“ gegen die Gezeiten unprer klässischen Literatur erbobenen Anklagen betrachtet von August Boden“ (Frankfurt a. M. 1860), den Absatz: „Ueber Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde, seine Freunde und Gegner. Ein Wort zur Verständigung.“

spricht, jedoch vielleicht etwas euphemistisch, nur von „freien, unbedingten Mittheilungen,“ die, auf „alters Vertrauen“ gestützt, eine Differenz erzeugt hätten. Welcher Art waren diese Mittheilungen? Bezogen sie sich vielleicht auf sein früheres Verhältnis zu Bettina? Suchte sie gewisse ältere Ansprüche, zu denen sie berechtigt zu sein sich einbildete, Christiane gegenüber geltend zu machen? Jedenfalls scheint so viel richtig zu sein, daß er ihre spätern Briefe, unbeantwortet ließ und als sie ihn später wieder in Weimar aufsuchte, sie „sich gern vom Leibe hielt,“ wie er sich gegen einen Freund ausdrückte. Ludwig Kellias erzählt in seinen Memoiren „Aus meinem Leben,“ daß, als er sich grade einmal (Anfangs der zwanziger Jahre) an einem Gesellschaftsabend bei Goethe befand, Bettina sich habe anmelden lassen und natürlich auch von ihm empfangen worden sei; Goethe habe sich jedoch wenig mit ihr abgegeben. Er, Kellias, habe dann noch an demselben Abend erfahren gehört, daß Bettina mit diesem Besuche eine Verköhlung mit Goethe bezweckt habe, und daß es ihr nur vermittelst einer Liebesartung gelungen sei, Zulassung in sein Haus zu erhalten.

Ihr Buch: „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ ist in der That merkwürdigerweise von Manchen als eine ganz besondere Quelle von Geheimaufschlüssen über Goethe's Leben und Wesen betrachtet und benutzt worden. Als bloßer Roman betrachtet hat dieses Buch allerdings reizende, durch Phantasie und Gefühl bereicherte Partien, wenn auch eine gemachte Naturkeit, erkünstelte Natürlichkeit, maßlose Excentricitäten in Empfindung und Darstellung, endlich allerlei auf Originalität Anspruch machende sprachliche Verrenkungen und Sonderbarkeiten unangenehm daran auffallen. Als biographische Quelle ist aber das Buch so gut wie unbrauchbar. Bettina stellte sich Goethe und ihr Verhältnis zu ihm vor, wie dies ihrer Phantasie schmeckte. Sie kommt nach Weimar und sofort will sie, als 22jährige Jungfrau, ihm in die Arme gefallen und dann sogar auf seinem Schooße eingeschlafen sein, und der 53jährige Mann soll dazu ganz ruhig still gehalten haben! Dies eine Beispiel ist doch sicherlich hinreichend, um das ganze Gewebe des Romans als ein rein phantastisches erscheinen zu lassen. Klage sie doch, wie Kiermer drückt, über Goethe's Kälte gleich bei diesem ersten Besuche! Auch die eingewobenen Erinnerungen aus Goethe's Kindheit, auf die selbst einzelne von denen, welche dem Buche sonst hienerselbst Glaubwürdigkeit beimesen, einigen Werth gelegt haben, sind verdächtig, jedenfalls aber mit einem Aufwand weiblicher Einbildungskraft angepust. Die von ihr mitgetheilten Goethe'schen Briefe sind, wie fast dies dem Kenner durch den Inhalt, durch gewisse factische Ungenauigkeiten, namentlich aber durch den Styl verräth, sicherlich auch zum großen Theil erdichtet oder doch stellenweise zu ihrem Zwecke überarbeitet. Sie will uns mit etwas weit gehender Dreistigkeit glauben machen, die Goethe'schen Sonette seien an sie gerichtet, wonach Goethe gewisse Partien in ihren Briefen für würdig gehalten haben müßte, sie in Verse und in Sonettenform zu bringen und daher an den betreffenden

Sonetten kein anderes Verdienst als das der bloßen Versificirung zu beanspruchen hätte! Nun hat aber schon Kiermer darauf aufmerksam gemacht, daß man von einigen Briefen Bettina's dreist sagen könne, sie seien das in Prosa „aufgebröckelte, meta- und parapsychische Poem Goethe's,“ denn man höre noch das Eydennas mit Wort- und Satzfolge heraus. Namentlich gilt dies von den drei Sonetten: „Warum ich wieder juit dein Papier mich wende?“ „Ein Blick von Deinen Augen in die meinen?“ „Wenn ich nun gleich das weiße Blatt Dir schide.“ Aus dem achten Sonette mit dem schon angeführten Anfang: „Ein Blick von Deinen Augen in die meinen“ u. sind die Reime „schienen,“ „die Weinen,“ „weinen,“ „Stille,“ „Wille,“ „rechen,“ „Zeichen“ in den betreffenden Brief Bettina's übergegangen. Karl Goethe, der dies aufgedeckt, fügt hinzu: „Bezeichnend ist dabei noch, daß Bettina grade wie Goethe die Liebende sich männlich ausdrücken läßt: „was könnte den wol erfreulich erscheinen, der wie ich“ u. f. w., eine Verwechselung der Personen, die ganz natürlich ist, wo die Gestalt eines weiblichen Wesens von den Lippen eines Mannes laut werden; durchaus naturwidrig, wo ein Mädchen unmittelbar spricht. Wie diese Probe von Bettina's Versahren würden die übrigen Sonette ein Gleiches zeigen und dieser Umstand der Erleichterung von Innen heraus ist sicher als die äußere Vereinfachung durch Zeugnisse, an denen es übrigens auch nicht fehlt.“

Es geht übrigens schon aus dem ganzen Verhältnisse zwischen Goethe und Bettina, wie es bestand und oben dargelegt ist, aufs Unzweifelhafteste hervor, daß diese Sonette einen andern Bezug haben müssen als den auf Bettina. Goethe verhielt sich dieser gegenüber abnehmend, nicht sich aneignend. Der Gegenstand dieser Sonette ist vielmehr Minna (eigentlich Wilhelmine) Gieseler, mit deren Namen selbst Goethe spielt: „Lied Kind! mein artig Herz! Mein einzig Wesen!“ Diese junge Dame lebte als angenommenes Kind in der Familie des sehr geachteten jener Buchhändlers Frommann und war, so viel wir wissen, in Jülichau geboren, wo Frommann früher seine Buchhandlung hatte. Lewes erzählt von ihr: „Als Kind war sie ein rechter Liebling Goethe's gewesen; zur Jungfrau herangewachsen, übte sie auf ihn einen Zauber, gegen den seine Vernunft sich vergebens sträubte“ u. f. w. und er glaubt sich weiter auf die Bemerkung beschränken zu müssen, „daß die beiderseitigen Freunde mit Rührung und Sorge eine Reizung wachsen sahen, die zu seinem

30) Vergl. Karl Goethe's „Goethe und Schiller“ S. 248. Nichterwähnung hat Heinrich Heine in einer Brochure „H. G. v. Kewes. Eine Kritik“ (1856) die so durchaus unzulässige Behauptung aufrecht zu erhalten gesucht, daß Bettina mit ihrem Briefwechsel nicht, wie Lewes behauptet, einen bloßen Roman geschrieben habe, und daß die Sonette, die sie sich aneignend, wirklich an sie gerichtet seien, und zwar besonders das 2., 3., 7. u. 8. Insofern diese Sonette bilden einen in sich zusammenhängenden Kreis, und wenn diese vier sich auf Bettina bezogen, so müssen sich auch die übrigen auf sie beziehen; wenn aber die übrigen einen andern galten, so müssen notwendigerweise auch jene vier gegentheilig haben. Die Brochure Gieseler's ist übrigens, wie Karl Goethe mit Recht bemerkt, „ohne alle Bedeutung.“

guten Ende führen konnte; daß man endlich beschloß, Minna in eine Pension zu schicken.“ Diese, erzählt er weiter, sei später eine glückliche Frau geworden, Goethe aber habe den Weil lange im Herzen getragen, und unter Anderem in dem oben erwähnten, niemals veröffentlichten erotischen Gedichte, das er 1810 in Karlsbad dichtete, seiner nachwirkenden Leidenschaft für Minna Ausdruck und dadurch Ableitung und Erleichterung verschafft. Ob letztere Behauptung sichhaltig ist, bleibe dahin gestellt. So viel ist gewiß, daß Minna Herzlieb der Gegenstand der Goethe'schen Sonette und das Urbild der Dittlie in den „Wahlverwandtschaften“ ist, und Goethe's eigene Worte: „Niemand versteht an diesem Romane eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet“ u. s. w., erhalten nun ein plötzliches Licht. Die Goethe'schen Sonette entstanden im Jahre 1807 und der erste Schanke zu den „Wahlverwandtschaften“ tauchte in demselben Jahre bei Goethe auf. Man beachte nun wohl, daß die Sonette in dem gleichen Jahre gedichtet wurden, in welchem Bettina zum ersten Male nach Weimar kam und daß Niemand außer wenigen Eingeweihten bis zum Jahre 1835, wo der „Briefwechsel eines Kindes mit Goethe“ zuerst erschien, eine Ahnung davon hatte, welches weibliche Wesen mit jenen Sonetten eigentlich gemeint sei, daß endlich Bettina aus gewissen Gründen des festen Glaubens sein mochte, der persönliche Bezug der Sonette werde niemals enthüllt werden, und man wird sich aus diesen Umständen erklären können, wie Bettina auf den Gedanken, sich diese Sonette anzueignen, kommen und sich in ihrem angelegneten Besitze vollkommen sicher fühlen konnte. Hätte Bettina nicht so viel Raffinement angedeutet, um die Welt glauben zu machen, daß Goethe sogar die Empfindungen in diesen Sonetten, ja selbst die Worte eigentl. ihr entlehnt habe, so würde man vielleicht glauben können, Bettina habe sich mit ihrer beweglichen Phantasie in der That eingebildet, der persönliche Gegenstand dieser Sonette zu sein“).

Im J. 1812 kam zunächst eine immerhin bedeutende Arbeit, der zweite Band von „Tichtung und Wahrheit“, der im Herbst desselben Jahres erschien, zu Stande und der dritte wurde „eingeleitet, im Ganzen entworfen, im Einzelnen ausgeführt.“ Im „Gefolge der Darstellung Mosaischer Geschichte“ im ersten Bande nahm er aus alten Papieren den „Irrgang der Kinder Israel durch die Wüste“ wieder vor, legte aber die Arbeit zu „andern Zwecken“ wieder zurück. Im Auftrage der Kaiserin von Oesterreich verfasste er mehrere Gelegenheitsgedichte, unter Anderem in Töpling das kleine Lustspiel „Die Wette“, das im Grunde nur darum bemerkenswerth ist, weil es be-

weist, wie schnell Goethe, wenn es darauf ankam, auch noch in seinen höhern Lebensjahren aufpassen, entwerfen und ausführen konnte; denn am 28. Juli ward ihm dazu der Auftrag und schon am 5. Aug. konnte die Ausführung stattfinden. Erfreulich ist es jedoch nicht zu sehen, wie Goethe sich immer mehr dazu hergab, auf hohe Bestellung zu arbeiten und sein göttliches Talent nicht einmal auf eigene Rechnung zu verschwenden. Indessen hängt auch dies mit jener tiefen Gemüthlichkeit der Goethe'schen Natur zusammen, die es ihm beinahe unmöglich machte, Andern ungeschällig zu sein, namentlich freilich hochstehenden gebietenden Personen, denen er in seiner späteren Lebensperiode allerdings mehr zu Willen war, als er dies grade nöthig hatte. Mit Jacobi entspann sich in diesem Jahre wieder einmal eine Differenz und zwar auf Anlaß der Jacobi'schen Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung.“ Die von Jacobi durchgeführte Uebel, die Natur verberge Gott, veranlaßt ihn zu der Klage: „Musste bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unüberbrücklich gelehrt hatte, sodas diese Verkümmertart den Grund meiner ganzen Existenz machte — mußte nicht ein so seltsamer beschränkter Ausdruck mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen?“ Doch mit Jacobi gab es für ihn keine ewige Trennung; schon am 6. Jan. 1813 schrieb er an ihn: „die Menschen werden durch Uebersinn vereinigt, durch Meinungen getrennt“ u. s. w. und bald war das gute Einvernehmen wieder ziemlich hergestellt.

Goethe hatte, wie sein Großneffe Nicolovius bemerkt, das „Menschenpaar“ allmählig gründlich verachtet gelernt, ohne aufzuhören, es aus Mitleid zu lieben“); er hatte im Laufe der Jahre nur zu viele Genußzeit gehabt, seine Ansicht, daß eigentl. „das Abscheu die Welt erfüllt“, bestätigt zu finden. Er war daher im Alter oft launenhaft, verbarg sein weiches Herz unter einer kalten Dürschle und machte durch Verschimmungen oder auffallenden Wechsel der Stimmungen oft selbst seine besten Freunde an seinem guten Herzen irre. So schrieb Knebel im Februar 1811 an seine Schwester: „Ich weis nicht, was ich von seiner Stimmung denken soll. Es kommt mir vor, als suchte er sich auf gewisse Art zu betäuben, indem er scheint, an Nichts innigen Antheil zu nehmen als grade an dem, was ihm Lust macht und womit er sich treibt. Dieser Kaltsinn trägt eben nicht zum Glück bei.“ Immer wieder aber lebte er sie an seine bessere Natur glauben, und als Knebel's Sohn

31) Schaefer bemerkt in der 4. Note zum 2. Bande der 2. Auflage seines biographischen Werkes, Oftermann habe ihm zuerl. mitgetheilt, daß die Sonette sich auf Minna Herzlieb bezögen, was er dann schon in der ersten Auflage bekannt gemacht, und er fügt dann hinzu: „Seitdem ist dies von Andern als eine ganz neue Erfindung nachgeköhlt.“ Daß Bettina die Charakter, welche das Weichspiel über den Namen Herzlieb enthält, auf sich habe bezögen können, nennt Schaefer eine „unbegreifliche Annahmeg.“

32) Von Nicolovius kommt auch die Mittheilung, daß Goethe im höhern Alter dieser Verachtung oft in frayspanten Aeußerungen des Ueberdrußes mit sich und in den bittersten Seelenmuth Lust gemacht habe. Ist wenn ihn ein Heßmann bei einem glänzenden Feste auf eine sehr Weise mit einer kalten Bemerkung oder groben Schmeichelei angehebt, habe er sich ungewohnt und in seinem Kragen eine helle Thräne gedrückt. So erzählt A. W. Kraus, der dies von Professor Nicolovius selbst in Bonn gehört hatte, in seiner Autobiographie „Ichu Jahre aus meinem Leben.“

Karl im Jahre 1812 mit einem jungen Grafen, einem „Charakterlosen und feigen Menschen“ Handel bekam und dadurch mit dem Universitätsgerichte in Conflict gerieth, denachm sich Goethe so vortrefflich, daß Kinkel am 20. Nov. aus Jena an seine Schwester schreibt: „Ueberhaupt kann ich nicht sagen, welche Liebe und welche zarte Sorgfalt Goethe bei dieser Gelegenheit und während seines ganzen Hierseins — gestirnt ist er wieder abgerichtet — für mich und die Meinigen bezeugt hat.“ In demselben Jahre hatte er auch die Genußnahme, seinem und Schiller's Freunde Körner eine Freude zu bereiten, indem er mehrere Stücke von Theodor Körner „Loni“, „Iryni“ und „Kosamunde“ zur Aufführung brachte. Dem über den Tod seines Sohnes, der sich selbst entleibt hatte, tief trauernden Zelter bereiteite er durch erhebende Zusprache Trost; das Verhältniß wurde nun ein noch innigeres, durch die Anwendung des brüderlichen Du vertrauliches.

Das Jahr 1813 bereiteite ihm gleich Anfangs einen herben Schlag: Wieland verstarb hochbetagt am 20. Jan. und dieser Todesfall erschütterte ihn so tief, daß ihn seine Freunde kaum je wieder geküßten gefunden haben wollen. Von den vier Geistesherren, welche die Zierde Weimars gewesen und es in der Welt berühmt gemacht hatten, war er nun der einzig Ueberlebende! Eine Hergensentleerung war ihm die Rede „Zu brüderlichem Andenken Wieland's“, womit er in der Loge (Trauerloge) — er wie Wieland waren Freimaurer — das Andenken des in seiner Art seltenen Mannes in einer seinem Herzen und Geiste gleich Ehre machenden Weise feierte und verherrlichte. Schmerzlich ist seitdem von Jemandem Besseres über Wieland gesagt worden.

Die großen vaterländischen Ereignisse dieses so denkwürdigen Jahres trafen übrigens Goethe nicht in der Versäunung, wie der Vaterlandsfreund und der Freund Goethe's wol wünscht, daß sie ihn getroffen haben möchten. Er hat die deutsche Erbebung mit seinem gewichtigen Worte nicht unterstützt und er, auf den als Knaben das Erbeben von Lissabon, wie er besenat, einen tiefen, sein ganzes Wesen aufregenden Eindruck machte, blieb, wenigstens scheinbar, unberührt von dem Gottesgerichte, welches Napoleon und seine Legionen in Rußland betroffen und jermolmt hatte. Er gedankt dieser ungeheuern Katastrophe in seinen „Tag- und Jahresheften“ nicht mit einem Worte, ebenso wenig der heldenmuthigen Erhebung Preußens; dagegen bemerkt er einmal, wie es scheint mit einigem Wohlgefallen, daß die Freiwilligen sich in Weimar „unartig“ betragen und nicht für sich eingenommen hätten. Er hatte in seinem langen Leben an der deutschen Nation und den deutschen Regierungen zu viel Trauriges erfahren, er hatte sich zu sehr der Ansicht anbequemt, daß die Deutschen keinen Beruf hätten, eine Nation zu bilden, daß sie aber dafür um so mehr darnach trachten müßten, sich zu Menschen auszubilden, er hatte einen zu gewaltigen Begriff von der Macht des Genies, wie es sich in Napoleon darstellte, und einen zu geringen von der Bewegung bloßer zusammenhangsloser, von keinem genialen Führer in Einer Richtung energisch fortgeschobener Massen, als daß er sich nicht einem

Mißtrauen hätte hingeben sollen, dem auch durch die ersten Mißerfolge der allirten Waffen nur zu sehr Nahrung gegeben wurde“). Kein Wunder daher, wenn er auf G. M. Arndt und den Freiherren von Stein, mit denen er im April auf seiner Reise nach den böhmischen Wäldern in Dresden zusammentraf, wegen seiner Bellschmerzlichkeit und Hoffnungslosigkeit keinen sehr erfreulichen Eindruck machte. Goethe huldigte, wie im Grunde auch Schiller und Wieland, einem Kosmopolitismus und um so zu sagen einem Weltpatriotismus, der sich auf die Ansicht stützte, „daß die weite Welt immer nur ein erweitertes Vaterland sei“, aber innerhalb dieser weiten Welt wies er doch seiner Nation eine hervorragende völkervermittelnde Aufgabe, die der Humanität und der höchsten Geisteskultur, an. Wenn sie diese nur im Act Goethe'schen Sinne erfüllen wollte, so wäre dies auch schon etwas Großes; nur scheint leider auch daran viel zu fehlen. Man vergesse nicht, daß ihm vom Anfange an die französische Umwälzung und die daraus hervorgehenden kriegerischen Bewegungen in tiefster Seele verhasst waren, weil sie ihm die ruhige geistige Entwicklung des deutschen Volks und den Humanitätsproceß der Menschheit überhaupt in bedenklichster Weise zu stören und zu unterbreiten schienen und mancherlei schlimme Ergebnisse waren nur zu geeignet, ihn in dieser Ansicht zu bekräftigen.

Er selbst bemerkt in seinen „Tag- und Jahresheften:“ „Hier muß ich noch eine Eigenthümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen Welt stehend ein ungeheures Bedrohliches herverthat, so warf ich mich eigenkinnig auf das Entsetzliche. Dabin ist denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Karlsbad an mich mit ernstlichem Studium dem Chinesischen Reiche widmete und dazwischen, eine nothgedrungene unerwartete Aufführung des „Effer“ im Auge, der Schauspielerin Wolf zu Liebe und um ihre fatale Rolle noch einigermaßen glänzend zu machen, den Epilog zu Effer schrieb, grade am Tage der Schlacht von Leipzig.“

Freilich stellt sich Goethe, aus einer gewissen, bei ihm oft hervorretretenden Caetrie, nur so an, als ob die Dichtung, der Epilog zum „Effer“ in gar keinem Bezug zu den ungeheuern Vorgängen auf dem Welt- und Kriegstheater gehanden hätte; dieser Epilog läßt vielmehr eine sehr deutliche Beziehung auf die Geschehnisse Napoleon's zu; und vielleicht durch die Schläge, die diesen schon vor der leipziger Schlacht getroffen hatten, angeregt und dessen Sturz als nothwendig voraussehend, schloß Goethe seine Dichtung mit den eines Schafspears selbst würdigen,

33) Bekannt sind die Worte, mit denen er gegen Körner, dessen Sohn Theodor eben in die Reihen der Freiwilligen getreten war, mit einer an ihm ungewohnten Heftigkeit ausbrach: „Du schüttest nur an euren Ketten! Der Mann ist auch zu groß; er werdei sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!“ Gegen seinen eignen Sohn August, der, von kriegerischem Entschlusse erfüllt, später ebenfalls sich den Freiwilligen einreihen ließ, äußerte er, wie von Herzege einen Beschl, der ihn daran hinderte: „Die ungemessene zeitliche Liebe, mit der er an seinem Sohne hing, mag hieran freilich auch einen Antheil, viel leicht den größten, gehabt haben.

eine ganze Weltmoral in sich schliefenden gewichtigen Worten:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Wunderbar erscheint es, daß diese gewichtigen Worte gerade am 18. Dec. niedergeschrieben wurden, als nach dem „letzten Glück“ der „letzte Tag“ wirklich über Napoleon herabgezogen war. Ohne diese Vorahnung, ohne diese directe Beziehung auf Napoleon's „letzten Tag“ wären sie wahrscheinlich nicht geschrieben worden; nur daß Goethe nicht wissen konnte, daß, während er sie schrieb, auf dem Blachsee Leppigs Napoleon's Stern niederging.

Daß er keiner großen, in sich geschlossenen Nation angehörte, wurde von Goethe, wie man aus seinem Aufsatze „Shakespeare und sein Ende“ weiß, empfunden und anscheinend schmerzhaft beklagt. Das geht auch aus den Worten hervor, die er an Euben richtete, als dieser im November 1813 die Abtstift aus sprach, eine Zeitschrift unter dem Titel „Remesio“ herauszugeben, die zunächst gegen die Franzosen und ihren Kaiser gerichtet sein sollte. Euben hat sie aufgegeben und wenn sie auch nicht nachdrücklich genau sein mögen, so mag Goethe sie doch ungefähr so gesprochen haben³⁴). Goethe rief ihm von einem solchen Unternehmen, das ihn nur in vertrießliche Hände verwickeln werde, ab und sagte unter Anderem, nachdem er bemerkt, daß die Ideen Freiheit, Volk, Vaterland Niemand von sich zu weisen vermöge: „Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das teutsche Volk, das so achbar im Einzelnen und so misrabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des teutschen Volkes mit andern Völkern erregt und peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwirgen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und erregt das selbe Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Teufelstunde Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben; ja das teutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Teutschen ist, mit Napoleon zu reben, noch nicht erfüllt.“ Freilich warf Goethe dann weiter die zweifelnde Frage auf: „Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, also daß auch die stärkste Nützlichkeits so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. . . Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht würden wir es aber richtiger Bezeichnung nennen, nämlich Bezeichnung, nicht vom Joch der Fremden, sondern von einem fremden Joch. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, aber ich sehe Kosaken, Basken,

Siren, Kroaten, Magyaren, Kaffuben, Samländer, braune und andere Hufaren.“ Einem Goethe waren die Franzosen, die doch eine hohe Kulturstufe repräsentierten, noch unendlich lieber als diese wilden barbarischen Basken und Kosaken! Auch geht aus diesen und noch mehr aus einigen weiteren Worten hervor, daß Goethe sehr richtig den verderblichen Einfluß vorausahnte, den Ausland fortan auf die Gesetze Teufelstunde haben werde. Als Pflicht des Einzelnen bezeichnete Goethe dann, daß Jeder in seiner Stellung und nach seiner Fähigkeit dazu beitrage, die Bildung des Volkes zu verbreiten, wie nach Unten, so auch, und vorzugsweise nach Oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin vorausstehe, damit es fähig bleibe „zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.“

Goethe's literarische Arbeiten in diesem Jahre betreffend, so ward der dritte Band seiner Autobiographie redigiert und abgedruckt und ersuchte sich, ungeachtet äußerster mißlicher Umstände, einer guten Wirkung. Ferner ward das italienische Tagebuch, näher beleuchtet und zu besserer Verständlichkeit Anhalt gemacht. Gedichtet wurden die Balladen „Der Todtentau“, „Der getreue Eckart“, „Die wandende Glocke“. Die Oper „Der Iphigenien Tod“ wurde zurückgelegt und die Uebersetzung, auf welcher der Entwurf beruht, später in der Ballade „Die Kinder, die hören es gerne“ ausgeführt. Die Trauer- und Gedächtnisrede auf Wieland ist schon genannt. Daß damit auch naturwissenschaftliche und geologische Studien, die er namentlich in Töpl in den Zimmern von Graupen, Jannau und Altenberge betrieb, Hand in Hand gingen, braucht kaum erwähnt zu werden.

Diesem Jahre gehört auch die Abhandlung „Shakespeare und sein Ende“ an, die zwar vielmals genannt ist, aber doch wenig bekannt zu sein scheint, mit Ausnahme der Ueberschrift, durch die sich Viele, ohne die Abhandlung zu lesen, zu der falschen Annahme verleiten lassen, daß Goethe darin der Ueberschätzung Shakespeare's oder gar diesem selbst den Krieg erkläre. Wie hoch ihm Shakespeare stand, beweist ja allein folgende Stelle: „Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte faule, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich im Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüth hängtlich verschluckt und verschluckt, wird hier frei und fleißig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wissen nicht, wie Shakespeare sich zum Weltgeist gesellt; er durchdringt die Welt wie jener, beiden ist Nichts verborgen.“ Höher läßt Shakespeare sich doch wol schwerlich stellen, als Goethe in diesem Aufsatz gethan hat. Hier ist an eine Stelle in Eckermann's Gesprächen mit Goethe zu erinnern, wo dieser sich über Tieck's große Verdienste auspricht, zugleich aber selbstbewußt äußert, daß man im Irthume sei, wenn man Tieck ihm gleichstellen wolle. „Ich kann dieses grade heraussagen“, fährt Goethe fort, „denn was geht es mich an? Ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe.“ Wogegen aber

34) Siehe „Rückblicke auf mein Leben. Was dem Rückblicke von Friedrich Euben“ (1847).

Goethe in dem eben berührten Aufsatze protestirt, ist die Ansicht oder vielmehr, wie Goethe sich ausdrückt, „die Redensart,“ daß bei der Aufführung Shakespear'scher Stücke kein Jota zurückbleiben dürfe. „Diese Redensart,“ fährt Goethe fort, „hört man, so sinnlos sie ist, immer wieder klingen. Behalten die Verehrer dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakespear in wenigen Jahren von den deutschen Bühnen verdrängt sein.“

Am 7. Mai 1814 erhielt Goethe von Jffland die freundschaftliche Aufforderung, zur Feier der Ankunft des Königs und seiner hohen Gäste in Berlin ein Festspiel zu richten. Goethe glaubte sich dieser patriotischen Aufgabe nicht entziehen, die sich ihm darbietende Gelegenheit, Deutschlands Befreiung vom Fremdenjoch zu verherrlichen, nicht von der Hand weisen zu dürfen. Man hat (s. B. Kündert) dem allegorischen opernartigen Festspiele „Des Erimenes Erwachen,“ das er zu diesem Zwecke in der stillen Einsamkeit des kleinen Badortes Werla dichtete und wol noch vor Ende des Monats Juni fertig brachte, den Vorwurf gemacht, daß sich der Dichter darin begnügt habe, in vornehmer Manier auch einmal patriotisch zu sein; wäre er aber auf den Auftrag nicht eingegangen, so würde das Urtheil wahrscheinlich noch viel heftiger gelaute haben, man würde gesagt haben, aus der kalten Zurückweisung der so ehrenvollen Aufforderung lasse sich deutlicher als aus jedem andern Umstande erkennen, daß ihn das große Befreiungswerk nicht nur gleichgültig gelassen, daß er ihm auch innerlich abgeneigt, sogar feindselig gewesen. Die Ausarbeitung der Festschöpfung war daher für ihn eine Ehrensache, aber auch zugleich Herzenssache; denn man weiß, daß Goethe den politischen Zeitereignissen gegenüber sich durchaus nicht gleichgültig verhielt, daß er sie als contemplativer Geist nur in seiner Weise anschaute, die freilich nicht Jedermanns Weise war. Daher ergriß er auch diese Gelegenheit mit Eifer, sein Herz von manchem es bedrückenden Stoffe zu erleichtern. Die berliner Aufführung kam übrigens an dem sehnsüchtigen Tage (7. Aug.) nicht zu Stande, theils weil der sehr säumige Kapellmeister Bernhard Anselm Weber nicht mit seiner Kapell dazu fertig geworden, theils weil Jffland's Krankheit und Tod im September dazwischen gekommen war. Erst nach Napoleon's Rückkehr von Elba gelangte es, durch die eifrigsten Bemühungen des Theaterintendanten Grafen Brühl, am 30. März 1815 zur ersten und gleich am folgenden Tage zur zweiten Aufführung und der Erfolg war ein so bedeutender, daß das nicht umfangreiche Stück 2½ Stunden spielte, und zwar, wie Jelter berichtet, besonders dadurch ansgesparten, „daß eine unendliche Menge Ausrufen und Sentenzen in langen Pausen befaßt und berufen wurden, weshalb die Spieler so lange inne halten mußten.“ Wer jetzt in aller Gemüthsruhe das Festspiel tief, wird sich den stürmischen Beifall, den es in Berlin gefunden, nur aus der Erregung des Augenblicks und aus der damals größeren Empfänglichkeit für Allegorisches und Symbolisches erklären können. Nicht als ob es nicht reich an poetischen Schönheiten, hinreichen Feinheiten und an herrlichen, jetzt noch gültigen Gedan-

ken sei. Aber dem Dichter fehlte es, wie Dünker mit Recht bemerkt, „an jenem jugendfrischen Aufschwunge stürmender Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes, durch welche, wie er wol merkte, Nichts weniger als die Freiheit errungen sei... Dann aber waren auch die betreffenden Persönlichkeiten einer erst würdigen dramatischen Darstellung keineswegs günstig und sie verschwanden vor der Wundererscheinung des mit Mähe bewältigten Welteroberers, gegen den sich alle sonst so gespaltenen und eifersüchtig sich belauernden Staaten Europa's verbinden mußten.“³⁵⁾ Die Begeisterung, die ohnehin in bestellten Hengstgedichten selten in hohen Bogen zu schlagen pflegt, wurde außerdem bei Goethe durch eine gewisse ironische Stimmung abgekühlt, von der er gegenüber den hochgepumpten Erwartungen und den großen Verheißungen der Fürsten damals durchaus beherrscht war. Goethe wußte besser, wie es damit stand, und mit Recht erlitt Dünker eine leicht kenntliche, voraussehende ironische Anspielung in den Worten des Dämonen der Eist:

Das Alles, was wir je eronnen,
Und Alles, was wir je begonnen,
Gelingt nur durch Unterseheit.
Den Willern wollen wir versprechen,
Sie reizen ja der kühnen That;
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Rennt man uns weise, flug im Rath.
Durch Zaubern wollen wir vernemen,
Und Alle werden uns vertraun u. s. w.

Wehr im Tone einer donnernden Strafrede erklingt jene Strophe, die er im Tone des letzten Hengstgesanges seines Festspiels später nachdichtete:

Verstüß sei, wer nach falschem Rath,
Mit überstreichem Muth
Das, was der Götter-Brante that,
Nun als ein Teufel that!
Er fühlte spät, er fühlte früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh es, trotz Gewalt und Muth,
Ihm und den Seinen schiet!

Auch das Kriegerchor des Festspiels mit dem Refrain „Hinan! — Vorwärts! — Hinan!“ hat einen kräftigen martialischen Klang. Aber die ganze Form war doch zu abstrus, um dem Festspiele eine längere Dauer zu sichern, obgleich es noch zweimal in Berlin und am 30. Jan. 1816, dem Tage, an welchem der Großherzog den Hallenorden erneuerte, in Weimar zur Aufführung kam, begreiflicherweise mit den durch die Verhältnisse gebotenen, aber auch anderen weniger nöthigen und nicht grade sehr glücklichen Aenderungen. Dieses patriotische Festspiel war das letzte Stück, welches Goethe mit freierlicher Rücksicht auf die Bühne und zum Behufe einer Aufführung dichtete.

Anßerdem fällt in dieses Jahr ein für gesellschaftliche Musik bestimmter lyrisch dramatischer Scherz „Das Grabmal des Weisen,“ worin, wie Goethe bemerkt, „in verschiedenen Philosophen jene zudringlichen metaphysis-

³⁵⁾ Siehe die Abhandlung: „Das Festspiel: Des Erimenes Erwachen“ in D. Dünker's schon erwähneter Schrift: „Reue Goethe's Studien.“

sehen Fragen, womit das Volk sie oft belästigt, auf heitere Weise beantworten, oder vielmehr ablehnen.“ Doch mußte dieses Scherzspiel für damals „wegen Anzüglichkeit unter die Parabolspomena“ gelegt werden. Außerdem rückte die „Italienische Reise“ vor und der „Westöstliche Divan“, auf den noch zurückzukommen ist, begann sich zu entwickeln.

Großen Genuß und viele Belehrung gewährte ihm eine Reise in die Rhein-, Main- und Neckargegenden, über die er selbst bekennt, daß er seitdem eine größere Milde und Schonung gegen Menschen gewonnen habe. In Wiesbaden gewährte ihm das Mineralienkabinet des Geheimraths von Leonhard³⁶, in Heidelberg die berühmte Boissier'sche Sammlung altenglischer und niederländischer Gemälde, die jetzt einen vorzüglichen Bestandtheil der münchener Gemäldesammlung bildet, und in Frankfurt in der letzten Zeit entstandenen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft großes Interesse. Ueber manches auf dieser Reise Beobachtete berichtete er dann in der Zeitschrift „Rhein und Main.“ Bei seinem diebaldigen Besuche Frankfurt, der mit der ersten Febr. des 18. Oct. zusammenfällt, fand eine, wie es scheint, ziemlich vollständige Ausführung mit seinen Landleuten statt, indem man ihm zu Ehren eine Aufführung des „Tasso“ bei festlicher Annehmlichkeit des Hauses und Büchereibekränzung am Schluß veranstaltete hatte. Er wurde mit lautelem Jubel empfangen und als er das Haus verließ, fand er Treppen und Gänge mit blaugelben Kleiden ehrfurchtsvoll grüßender Zuschauer gefüllt, durch die er freundlich handeltürchend rief. Goethe begiebt bekanntlich früher für seine Vaterstadt seine sehr schwärmerische Zuneigung, und auch später, 1830, entstand zwischen Frankfurt und seinem größten Sohne eine Differenz wegen nachverlangter Einkommenssteuern. Goethe soll nun, über dieses Anfinnen höchlich entrüstet, sein Bürgerdiplom zurückgeschickt haben.

Im Sommer des nachfolgenden Jahres 1815 wiederholte er diese Reise, auf der er unter Anderem in Biberich mit dem Erbprinzen Karl zusammentraf, der ihm seine kriegsgeschichtlichen Werke nebst Aetia zum Geschenk machte. In der „ehrenbaren Gesellschaft“ des Staatsministers Stein ging es dann weiter nach Geln, wo er mit ihm und C. M. Arndt einige Tage verlebte³⁷) und

namentlich, eine durch die spätere Vorliebe zur hellenischen Kunst in den Hintergrund gedrangte jugendliche wieder erneuernd, sich dem Studium altclassischer Kunst in Wallraff's Sammlung und an dem Dome, diesem schmerzvollen Denkmale der Unvollendung“ hingab. In Frankfurt besichtigte er die Edelstein-, Brentano'schen und Eulenberg'schen Kunst- und Naturaliensammlungen, und in Heidelberg, wo er bei Eulps Boissiere, seinem Begleiter auf dem Abschnitte seiner Reise von Wiesbaden an, die gastfreundliche Aufnahme fand, hatte er wieder „die schönste Gelegenheit, die unschätzbare Sammlung mehrer Tage zu betrachten“ und sich „von ihrer charakteristischen Vortreflichkeit im Einzelnen zu überzeugen.“ Hier traf er auch wieder mit seinem alten jenseit Bekannten Paulus zusammen, mit dem er manche beilere Stunde damit zubrachte, sich in arabischer Schrift zu üben; in Karlsruhe machte er die Bekanntschaft Hebel's, dessen „Alemannische Gedichte“ von ihm hochgeschätzt und dem teutschen Publicum empfohlen wurden, und in Stradburg rief das herrliche Münster die Erinnerung an frühere selbige Jugendtage wieder wach. Am 11. Oct. traf er wieder in Weimar ein. „So wußt ich denn“, bemerkt er über diesen Ausflug, „auf dieser Reise gewahr, wie viel ich bisher, durch das ungeliebte Kriegs- und Knechtschaftswesen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes eingeschränkt, leider vermisst und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte,“ bezeichnende Worte, in denen sich doch ein gewisser Mismuth darüber ausdrückt, sich den Kleinverhältnissen von Weimar so gänzlich hingegeben zu haben.

Die köstliche Andenke, die ihm diese sein ganzes Wesen wieder aufreissenden Reisen in den Jahren 1814 und 1815 zutragen, waren die Gedichte, die er dann in dem Cylindus des „Westöstlichen Divan“ vereinigte. Namentlich floß ihm der neue Liebesquell im Sommer 1815 reichlich. Sein ebenso rastlos thätiger als vielgehaltiger Dichtergeist war damit in eine neue Phase getreten. Zwar hatte ihm der orientalische Lieder- und Sagenschatz von jeher angezogen. Schon in der Jugend beschäftigte er sich, wie man weiß, mit Nachbildungen des Hohenliedes und des Korans. Dann folgte die Bekanntschaft mit den Moallakat oder den Gebäuden der sieben großen arabischen Dichter und mit den indischen Dichtungen, der Satalatala und der Gita-Gorinda, theils in englischen, theils in teutschen Uebersetzungen. Namentlich hatte ihm die Satalatala zur Entzündung hingerissen. Aber erst in höherem Alter assimilirte er die morgenländische Poesie so innig mit seinem Wesen, daß sie die Substanz seiner lyrischen Production selbst wurde. Im J. 1814 waren ihm die samnitischen Gedichte des hochberühmten persischen Lyrikers Hafis in der Uebersetzung J. von Hammer's zu-

36) Siehe über Leonhard's Verstehe mit Goethe des ersten Wert: „Aus unserer Zeit in meinem Alter.“ (1854). 37) Arndt spricht von dieser Begegnung in seinen „Erinnerungen“ wie in seinem Buche: „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Prinzen von und zum Stein.“ Hiernach habe der Reichthum der Dichter aus dem Genuß in Nassau in sein Schloß hinausgedrängt, habe anspannen lassen und sei mit ihm den Rhein nach Geln hinab gefahren. Arndt versichert, daß er Stein's Reise in Gesellschaft „nie stiller habe ihnen hören.“ Bei aller Verehrung für Goethe hat doch auch Arndt etwas an ihm heranzuschauen; ihm selb Goethe's Reise, „fast bedientenmäßige“ Haltung jungen adeligen Officieren gegenüber auf, was er jedoch zum Theil auf die, wie Arndt gefunden haben will, im Verhältnis zu Goethe's ältlichem Körper zu kurzen Reine derselben sieht. Karl August wies von Arndt, dessen Stimme doch auch gehört werden muß, als ein „schmerzlicher Dolmetscher und Spötter“, als ein „Witzspielers“ geschilbert, „der vielleicht auch Goethe oft mehr herabgezogen als gehoben hat.“ Nun dieser Wink! Karl August's auf Goethe scheint doch nicht

so „herabziehender“ Art gewesen zu sein, da sich Goethe's Canius grade unter diesem Einfluß zu Dichtungen wie „Iphigenia“, „Toscanato Tasso“, „Germanen und Dorethea“ u. s. w. erhob. Bei einer Gelegenheit selbst übergab der Reichthum von Stein demjenigen, welche sich über den Mangel an Patriotismus bei Goethe beklagten, mit der Bemerkung zurückgewiesen haben: Goethe sei doch zu groß; man solle ihn gewahren lassen.

gekommen. „Wenn ich früher“, erzählt er in den „Tage- und Jahresheften“, „den hier und da in Zeitschriften über-
 • fest mitgetheilten einzelnen Stücken dieses herrlichen Poems Nichts abgeminnen konnte, so wirkten sie doch jetzt zu-
 sammen desto lebhafter auf mich ein und ich mußte mich dagegen positiv verhalten, weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können.
 Alles, was dem Stoffe und Sinne nach bei mir Wohlthätiges verwahrt und gehegt worden, that sich hervor, und das mit um so mehr Heftigkeit, als ich höchst nöthig fühlte, mich aus der wirrlichen Welt, die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideale zu flüchten.“ Immer naturgemäß lebend, empfindend, weiterstrebend, erkannte er bald, daß dies die Poesie sei, die sich am besten für das Geistesalter eigne. „Diese Muhammedanische Religion, Mythologie, Sitten“, schrieb er an Zelter, „geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt.“ Er hebt dann unter ihren Eigenschaften hervor, „unbe-
 dingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes“ hervor. Schaefer vermutet, das Buch „Suleika“ lasse aus eine Liebesanregung schließen, „die ihm die Wärme jugendlicher Leidenschaft zurückgab“, fügt dann aber hinzu: „Daß diese Lieder in seiner Beziehung stehen zu dem schon seit vier Jahren völlig abgebrochenen Briefwechsel mit einem Kinde, das sich auch als Suleika hat eindringen wollen, bedarf wol kaum einer Bemerkung.“

Neben diesen poetischen Erzeugnissen beschäftigten den rastlos thätigen Geist fortwährend und namentlich auch im J. 1816 kunsthistorische und naturwissenschaftliche Arbeiten. Er gründete in diesem Jahre die Zeitschrift „Kunst und Alterthum“, die er bis 1828 fortsetzte, und in der er richtigere Ansichten über altägyptische Kunst verbreitete und besonders auch der Kunstweise Johann von Eyck's zuerst in weiteren Kreisen Anerkennung verschaffte. Im Gebiete der Farbenlehre widmete er namentlich den entoptischen Phänomenen, die jetzt „an der Tagesordnung“ waren, besondere Aufmerksamkeit und eingehende Studien. Nicht geringen Anstoß verursachte es ihm, als Professor Waff, „nach einer“, wie Goethe sich in den „Tage- und Jahresheften“ ausdrückt, „den Täu-
 schen angeborenen unnatürlichen Jünglingsheit“, ihm seine Schrift gegen die Farbenlehre zusandte. Er legte sie jedoch bis auf künftige Tage, wo er mit sich selbst voll-
 kommen abgeschlossen hätte, zur Seite. „Seinen eigenen Weg zu verfolgen“, bemerkt er, „bleibt immer das Vortheilhafteste; denn dieser hat das Glücklichste, und von Irr-
 wegen wieder aus und selbst zurückzuführen.“ Dagegen gewann seine Farbenlehre einen Anhänger und wohlwol-
 lenden Freund an dem jungen, später als Philosoph be-
 rühmt gewordenen Arthur Schopenhauer. „Wir verhan-
 delten“, berichtet Goethe, „manches Uebereinstimmende mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden, wie wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen.“ Das Tagebuch seiner italienischen Reise, besonders desjenigen Abschnittes, der seine Reise nach Neapel und Sicilien

betrifft, bildete sich immer mehr aus „und wie eine Arbeit die andere jederzeit hervorruft“, berichtet er wei-
 ter, „konnte ich nicht unterlassen, an dem vierten so lange verzögerten und erwarteten Bande von „Dichtung und Wahrheit“ wieder einige Hauptmomente zu vereinigen.“ In dem kleinen thätigsten Baudette Tempesti, wohin er sich auf einige Zeit zurückgezogen hatte, ver-
 suchte er die gewissermaßen als ein Seitenstück zu seinem „Römischen Carneval“ in betrachtende Schilderung des Kochaufstieges, dem er auf seiner Rheinreise im J. 1814 an Ort und Stelle beigewohnt hatte. Leider blieb eine beabsichtigte große Cantate zum Luthertage (das Datorium „Christus in der Weltgeschichte“, wovon sich eine voll-
 ständige Skizze erhalten hat) liegen „wegen Mangels an Zeit und Aufmerksamkeit“, wie Goethe schreibt. Es ist sicherlich traurig, wenn selbst einem Goethe für ein solches Werk die nöthige Aufmerksamkeit nicht entgegenkam!

Ein harter Schicksal traf ihn in diesem Jahre, der Tod seiner Gattin, die auf einer Spazierfahrt an der Seite ihres Mannes plötzlich vom Schlage getroffen wurde und an den Folgen desselben bald darauf, am 6. Juni, starb. Die Ausbrüche tiefsten Schmerzes, denen sich Goethe an ihrem Sterbebette überließ und einige schriftliche Bemer-
 kungen, darunter ein Paar Reimzeilen, in denen er noch an ihrem Todestage seinem Schmerze Luft zu machen suchte, beweisen, daß er ihren Verlust tief empfand und wahrhaft und aufrichtig beklagte. Er hatte an ihrer Seite 28 Jahre lang doch manches Glück genossen und friedlich und ruhig hingelegt, unbekümmert um das Ge-
 schick der bösen, das heißt der vornehmen Frauwelt, die nicht müde wurde, ihr Uebles, z. B. übermäßige Tany-
 laß, sogar Reizung zum Trunk, vorzuwerfen. Es waren dieselben Frauen, darunter sogar Frau von Stein, welche ihren Haß auch auf Goethe's Sohn übertrugen und kleinlich genug waren, diesem die Gläser Champagner nachzurechnen, die er bei festlichen Gelegenheiten hinunter-
 schürzte. Beachtenswerth dagegen ist das günstige Zeug-
 niß Knebel's, der in seinem Trost- und Beseitigungsschreiben vom 10. Juni unter Anderem bemerkt: „Die Bräutigam, die Du, Vater, in diesen letzten Tagen hast ausdauern müssen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch ver-
 mehrten. Du wirst, daß wir Deine liebe Gemahlin wirk-
 lich geschätzt haben und daß uns ihr Verhältniß zu Dir jederzeit sehr achtungswürdig erschien.... Meine Frau, die die Deinige wahrhaft geschätzt und geliebt hat, ist sehr betrübt über den Fall und läßt Dir viel Theilnehmendes sagen“).

34) Hier ist auch nach des günstigen Urtheile der Frau von Knebel über Christiana zu gedenken, welches ein Anonymum in der Schilderung seines Besuche bei Goethe und Knebel (s. Nr. 24 und 25 des „Weimarer Sonntagblattes“ 1857) mitgetheilt hat. Du Knebel sagte, Goethe's Frau sei beneidet und deshalb viel ange-
 feindet und verachtet worden, aber sie habe einen vortheilhaften Charakter und das Beste sehr geliebt, und sie alle seien der Ueber-
 zeugung, daß Goethe noch seiner Eigenthümlichkeit nie eine passen-
 dere Frau für sich hätte finden können, wie ihr ganzes Leben aus ihm gewiß genossen sei, wie sie, wie er sich selbst, sondern was davon gedacht habe, ihm sein Leben angenehm und beglückend zu machen. „Dabei hatte sie“, sagt Frau von Knebel fort, „nur

In dasselbe Jahr 1816 fällt ein Besuch der Hofrätin Kästner, durch Goethe's Roman berühmt geworden als „Werther's Lotte“, nun 60 Jahre alt, Witwe und Mutter von zwölf Kindern. Sie sah jetzt etwas anders aus als damals, wo sie ihren kleinen Geschwister das Butterbrod ausstellte, und sie hätte vielleicht besser gethan, Goethe diesen Anblick zu ersparen. Dabei trug sie, wie man in Weimar erzählte, ein weißes Kleid wie in Weimar und that halb jactlich halb feil, womit sie nun aber bei Goethe Nichts mehr ausrichtete.

An Freuden und Anzeichenungen fehlte es Goethe in diesen Jahren sonst nicht. Sein ständiger Freund, nun zum Großherzog erhoben, hatte 1815 Goethe's Ministerialgehalt auf 3000 Thaler erhöht, ungerechnet eine besondere Zulage für Pferde und Wagen. Er erhielt ferner, gleichzeitig mit von Voigt, im Jahre 1816 das Großkreuz des am 30. Jan. erneuerten weimarischen weißen Falkenordens. Im württembergischen Staatsministerium nahm Goethe auch jetzt seinen Sitz nicht wieder ein, aber er bekleidete den Titel eines Staatsministers bei und führte die Oberaufsicht über die landesherrlichen Anstalten für Kunst und Wissenschaft. Freude und Heiterkeit lebte aber namentlich in sein Haus ein, als sich sein Sohn August, der bereits in württembergischen Staatsdienst getreten war, mit Dittlie von Pogwisch verband. Lenzes nennt sie „eine der glänzendsten und muntersten Damen Weimars“ und fährt dann fort: „Sie war stets ein großer Liebling ihres Schwiegervaters und führte ihm bis zu seinem Tode den Haushalt, empfing seine vielen Gäste und stand so hoch in seiner Gunst, daß sie sich gegen ihn Alles erlauben durfte. Im nächsten Jahre sang er seinem ersten Enkel (Walther) das Wiegenlied. Bald erfreute ihn ein zweiter (Wolfgang), der, wie es scheint, später sein Liebling wurde; er ließ ihn bei sich im Zimmer arbeiten und spielen und pflegte ihn sein liebes „Wölschen“ zu nennen.“

Der bemerkenswerthen Ereignisse in Goethe's Leben werden von hier an immer weniger; er lebte, freilich immer und unablässig denkend, schaffend und wirkend, sich eben allmählig aus; und Andere, oft Jüngere, neben ihm auch. Die sogar in Teutschland aufstauenden demagogischen Bewegungen und Leidenschaften waren wenig nach seinem Sinne; er erblickte in ihnen nur eine bedenkliche Störung der ruhigen organischen Entwicklung im Geistesleben der teutschen Nation, einen Abfall von dem Humanitätsprincipe, dem er huldigte, und sie waren ihm

um so peinlicher, da sie in seiner unmittelbaren Nähe aufstaueten, ja besonders von der Universität Jena ausgingen, die sein Angelpfel gewesen war, für die er so viel gethan hatte. Die Wartburgkrieger schien ihm eine „abhängungs-volle Gegenwart“ anzufliegen und er bemerkte weiter: „Das Reformationsjubiläum verschwand vor diesen furchtlichen jüngeren Bemühungen. Vor dreihundert Jahren hatten tüchtige Männer Großes unternommen; nun schienen ihre Großthaten veraltet und mochte sich ganz Anderes von den neuesten öffentlich geheimen Vebretungen erwarten.“ Die ironische Bedeutung dieser Worte ist unverkennbar; doch sind sie noch mild genug und drücken sicherlich nur schwach die Stimmung aus, in welche er sich durch diese Erscheinungen versetzt fühlte. Er, der bei einem Besuche Karlsbads im J. 1819 seine Freude darüber ausdrückt, daß er an dem Fürsten Metternich, „wie sonst einen gnädigen Herrn“ gefunden, stand damals in der That auf der Seite derer, die man in unsern Tagen Reactionäre zu nennen pflegt; er bewies dies namentlich, als er in einem ihm vom Herzoge ausgegebenen Gutachten antriet, Oden's im J. 1816 gegründetes Dissolutionsblatt „Jus“ zu unterdrücken³⁹⁾. Hatte er doch schon in seinen eigenen und Schiller's „Kenien“ den „höchsten Mißbrauch der Pressfreiheit“ erkannt und eingestanden. Der in diesem Falle ruhiger blühende Großherzog vermied es jedoch, sich durch ein Verbot der „Jus“ misliebzig zu machen und wartete die Beschlüsse des Bundestags ab, welche dieser Dissolutionspublizist von selbst und mit Einem Schiage ein Ende machten. Der Tod seines Mitarbeiters von Voigt (den 22. März 1819) veranlaßte Goethe zu folgender Bemerkung: „Er stülpte sich in der letzten Zeit sehr angegriffen von den unaussprechlich wirkenden revolutionären Potenzen und ich pries ihn deshalb selig, daß er die Ermordung Kegebeue's, die am 23. März vorkam, nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Teutschland hierauf ergriff, ängstlich beunruhigt wurde.“⁴⁰⁾

Die Ertheilung der landständischen Verfassung für Weimar nahm er hin wie ein Unvermeidliches; aber ihm selbst war sie höchlichst unbequem. Das Land war nach seiner Ansicht, und dies war auch ganz richtig, bisher

sehr heitere Laune, verstand es, ihn aufzumuntern, und konnte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohlthunend auf ihn einzuwirken. Sie war seine sehr ausgesprochene Frau, aber sie hatte sehr viel natürlichen hellen Verstand; Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen sich zu Hart bei ihm drängten, er dann manchmal zu weit läme und sich selbst nicht mehr zu fassen lerne, wie er dann zu ihr ginge, lie einfach die Sache vorlege und oft erläutern müßte, wie sie mit ihrem einfachen natürlichen Gesichtslichte immer gleich das Richtige herausbrunben wisse und er ihr in dieser Beziehung schon Manches verdanke.“ Die Anekdote vertheilt auch, daß Goethe ihren Tod noch immer nicht (im August 1820) vermerken konnte.

39) Das Gutachten ist in Dürger's „Goethe-Studien“ S. 376 fg. abgedruckt. 40) Das Verhältniß zwischen Goethe und von Voigt war in sehr unangenehm und bewies abnormale, welcher seltenen Tugend Goethe gegen tüchtige Naturen häufig war, wie wenig er daran dachte, sich im Wohlgefühle seines Genies über diejenigen zu erheben, deren Willen er als verblödet, deren Willen er als kühnlich erkannte. Zwischen beiden bestand, wie Kanitz von Müller berichtet, „eine Wechselwirkung von Vertizien, Ueberwältigung, eigenständiger Anerkennung und heitlicher Selbstgüte, die sich bis zum letzten Lebensstunde treulich bemüht hat.“ Goethe wußte ihm unter Anderem zu seinem Denkmaljubiläum (den 22. März 1816) ein Gedicht, und als er starb, sagte er: „Ich mich erhebt eine große Seele, und dem Kreise meiner Identität entspricht ein mitwirkendes Prinzip.“ Bezeichnend ist es, daß Goethe im hohen Alter den Worten „Tod“, „Sterben“ u. s. w. vorstehend und dem Wege ging; statt, er stirbt, sagt er ausdrücklich: „er verläßt uns.“ Er war nicht eigentlich das Sterben an sich, was er fürderte, sondern der Gedanke, daß damit auch sein fruchtbares Wirken auf dieser ihm so lieb gewordenen Erde aufhöre, errigte ihm Grauen.

vollkommen gut registriert worden; und nun sollten so und so viel Leute in die Verwaltung mit drein sprechen und den Gang der Regierung und die Verwertung ihrer Geldmittel kontrollieren. Seiner Ansicht nach bestand ja die Majorität „aus wenigen frägligen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accommodiren, aus Schwächern, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtröhl, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“ Vieles Aeren war ihm langweilig, und er wußte, wie in landhändischen Versammlungen manche das Wort nur ergreifen und wiederholt ergreifen, um doch auch von sich etwas hören zu lassen; um zu zeigen, daß sie doch auch etwas sind und etwas bedeuten wollen, selbst Männern wie Goethe gegenüber; er wußte, daß Landhände zu knausern lieben und zwar oft grade am unrichtigen Orte, und daß namentlich Kunst und Wissenschaft, die ihm jumeist am Herzen lagen, unter dieser Knauerei zu leiden und von Männern, deren geistiger Horizont meist nur ein beschränkter und deren Hauptziel meist nur ein möglichst wohlfeiles Budget ist, nichts Gutes zu erwarten haben. Daher nahm er auch nur selten an den Sitzungen der Stände Theil, weil er nicht „vor Längerweile schwinden“ wollte. Im Verlaufe der Jahre gerieth er sogar mit den Landhänden in einen unangenehmen Conflict, als diese im J. 1823 wegen der von der Oberaufsichtskommission verwendeten Gelder von ihm Rechnungsbücher verlangten. Goethe war sich bewußt, die Gelder immer aus der Beke, Zweckmäßigste und Oekonomischste verwannt zu haben, und die Einsicht in die Rechnungen nach Goethe's Tode hat dies auch klar und nicht gestützt. Nun aber sollte er über Gelder und Wenig Reden stehen; das war zu arg, zumal da es sich ja um eine seines Daseins haltens nur „lumpige Summe“ (noch nicht 12,000 Thlr.) handelte. Er verweigerte den Nachweis, halb humoristisch, gradezu und der Landtag beschloß Anfangs, die Summe nicht weiter zu bewilligen. Der Großherzog verhandelte mit dem Landtagsmarschalle, um einen versöhnlichen Ausweg herbeizuführen; auch die Großherzogin suchte durch Lügen auf die Stände einzuwirken und bemerzte bei dieser Gelegenheit sehr treffend: „Wir haben nur Einen Goethe, und wer weiß, wie lange noch; ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden.“ Der Landtag ließ denn auch seine Forderung fallen, aber der von 1831 nahm sie aufs Neue und dringender wieder auf. Goethe zeigte sich so hartnäckig wie früher und erst sein Tod machte diesem verdäulichen Conflict ein Ende, und es dürfte wol doch Mancher der Ansicht sein, daß der Landtag von 1831 verhältnißmäßig gehandelt hätte, gegen den alten Herrn, der für Teutschland so Großes gewirkt und sich auch um das Wohl des weimarischen Landes in hohem Grade verdient gemacht hatte, Nachsicht zu üben, statt ihm die letzten Tage seines Lebens zu verbittern. Auch in diesem letzten Abschnitte seines Lebens ließ er nicht nach, Nützliches namentlich für Jena ins Leben zu rufen, z. B. das botanische Museum und die Bibliothekswissenschaft, und auch um die Umgestaltung der jensatischen Bibliothek erwarb er sich große Verdienste.

In einem andern Conflict, der ihm sicherlich viel-

mehr zu Herzen ging als der mit den Landhänden, gerieth er im J. 1817, nämlich mit dem Großherzoge selbst, und zwar wegen einer im Grunde sehr lässlichen Theatergeschichte, die sie ernstlich zu verfeinden drohte, nachdem sie über eine Menge der wichtigsten Fragen, die zum Theil wol geeignet waren, eine nachhaltiger Differenz zu erzeugen, immer leicht zur Verständigung gelangt waren. Schon früher hatte man ihm in der Person des Grafen Ebeling einen Intendanten zur Seite gestellt, eine Maßregel, die ihm allerdings kränkelnd, unangenehm und wider seinen Willen getroffen war, über die er sich aber dadurch hinwegsetzte, daß er den Grafen von jeder Theilnehmung an den Geschäften auszuschließen wußte und in den Sitzungen so that, als ob er gar nicht da sei. Dabei aber stellte er sich doch an, als ob er der Hilfe bedürfte, indem er veranlaßte, daß ihm sein Sohn in der Leitung des Theaters zur Beistellung gegeben wurde. Nun war es allerdings ein sehr verzeigendes Ansehen, als man im März 1817 von Goethe verlangte, das nach dem französischen bearbeitete Melodrama „Der Hund des Aubry“ aufzuführen und darin einen verführten Pudel, mit welchem der Schauspieler Karsten herumzog, auftreten zu lassen. Ein Pudel auf der weimarischen Bühne, die Goethe bis dahin so reinlich gehalten und im Sinne der idealsten Keuschheit geleitet hatte! Er mußte das Ende aller Kunst in Teutschland gekommen glauben und der Anfang des Endes war es auch. Goethe berief sich mit gewohnter Schlanheit auf einen Paragrapheu der Theatergesetze, wonach Hunde auf die Bühne mitzubringen untersagt war. Der Großherzog, ein Liebhaber von Hunden, wollte aber die Künste des Thieres durchaus sehen, und nun bemächtigte sich die intriguannte, gegen Goethe längst schon grollende Frau von Herzogenberg, ehemalige Jägermann, der Gelegenheit, zwischen dem Großherzoge und seinem alten Freunde ein Zerwürfniß hervorzubringen, suchte das Verfahren Goethe's in ein geßäßiges Licht zu setzen und überredete den Großherzog, den Hund den Theatergehegen und dem ausgesprochenen Willen Goethe's zum Troß doch kommen zu lassen. Goethe rief, als man ihm die Kunde hinterbrachte, schmerzlich bewegt aus: „Karl August hat mich nie verstanden!“ was auch in Bezug auf seine Kunstneigungen und ästhetischen Grundsätze bis zu einem gewissen Grade wirklich der Fall gewesen sein mag, reifte mit Hinterlassung eines Schreibens an den Großherzog nach Jena ab und bat von hier aus um seine Entlassung von der Intendanz. Karl August vermochte aber ohne Goethe, mit dem ihn ein wirkliches aufrichtiges Freundschaftsbedürfnis verband, nicht zu leben, er derute seine Ueberleitung, er bedauerte ihre Folgen und wenige Tage darauf reiste er ihm nach Jena nach, wo sie nach der ersten Begrüßung, die im botanischen Garten stattfand, lange sich in stummer Umarmung schickelten und dann zwei Stunden lang im Garten auf- und niedergingen. Aber auf der Niederlegung seiner Intendanz verbarnte Goethe und das Theater, das für ihn seinen Reiz verloren hatte, besuchte er fortan nur bei besondern Anlässen. Ja er soll wegen der mancherlei Verdrießlichkeiten, die er in letzter Zeit in Weimar zu

bestehen gehabt, in jenen Tagen ernstlich mit dem Gedanken umgegangen sein, Weimar zu verlassen und nach Wien zu gehen, von wo ihm Anerbietungen gemacht worden waren. Es ist schon früher erwähnt worden, daß Goethe nach der Rheinfreise 1815 eine gewisse Reue darüber empfand, sich so lange Jahre an Weimar und seine in mancher Hinsicht engen und kleinstlichen Verhältnisse gebunden zu haben. Aber er war doch durch zu viele Fäden mit Weimar verflochten und er mochte bei ruhiger Ueberlegung fühlen, daß er nun zu alt geworden, um sich jetzt noch zu verändern und in so ganz fremdartige Verhältnisse wie die Wiener einzulassen.

Die poetische Ausbeute dieser Jahre war im Verhältniß zu derjenigen der früheren nur gering; seine Produktionskraft war nun doch in der Abnahme und die Welt um ihn her in vielen Stücken eine andere geworden als diejenige gewesen, mit der er aufgewachsen war und in der er sich wohl und heimlich befunden hatte. Daß er überhaupt noch dichtete und auch noch viel Gutes und Treffliches dichtete, war ein Beweis von der Unverwundlichkeit und rastlosen Thätigkeit seines Geistes. An dem „Divan“ arbeitete er im Winter von 1817 zu 1818 „mit so viel Reizung, Liebe und Leidenschaft, daß man den Druck desselben im März anfangs nicht länger sanderte.“ Dabei gingen die orientalischen Studien immer fort, „damit man durch Noten, durch einzelne Aussätze, ein besseres Verständnis zu erreichen hoffen durfte; denn freilich,“ fährt Goethe in den „Tag- und Jahresheften“ fort, „musste der Teufel stußen, wenn man ihn etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatte die Probe in dem Damaulender das Publikum mehr irre geleitet als vorbereitet. Die Zweideutigkeit: ob es Uebersetzungen oder angeregte oder angeregten Nachbildungen seien, kam dem Unternehmen nicht zu Gute; ich ließ es aber seinen Gang gehen, schon gewohnt, das deutsche Publikum erst stußen zu sehen, ehe es empfing und genoss.“ Im Jahre vorher, 1817, war das italienische Reisetagebuch, so weit es Sicilien und Neapel betrifft, gedruckt, die Autobiographie „wieder vorgenommen worden.“ Im folgenden Jahre brachte ihm „ein wunderbarer Zustand bei höherem Mondenscheine das Lied, „Im Witternacht,“ das ihm desto lieber und werther war, da er, wie er gesteht, nicht sagen könnte, woher es kam und wohin es wollte.“ Zu einem Nachsage, welcher bei der Anwesenheit der Kaiserin Mutter am 18. Dec. 1818 stattfand, dichtete er die erklärenden Verse und er hatte dabei wenigstens Gelegenheit, die von ihm geschickten Größen Weimars in Tropfen voll erhabenem großartiger Offenbarung zu verberichten. Noch ist seines Antheils an dem im J. 1819 zu Kottbus gerichteten Blücherhandsbilde zu gedenken. Der mit der Versorgung des Plans beauftragte sächsische Aufkäufer hatte an Goethe das Ansuchen gestellt, das Vorhaben durch seinen Rath zu fördern und zu unterstützen und Schadow, der schon vorher mit ihm über die Idee des Standbildes correspondirt hatte, war selbst mit dem Model nach Weimar herübergekommen, um sich mit Goethe über die etwa noch vorzunehmenden Aenderungen zu besprechen.

Zwei Reliefsteine sind auch wirklich nach Goethe's Angabe ausgeführt; auch verfaßte er die bekannte Inschrift „In Haren und Ruch“ u. s. w. Unter den Führern der verbündeten Heere war auch wol Blücher, weil er ein Mann aus einem Gusse war, derjenige, der für Goethe noch die meiste Anziehungskraft hatte.

An seinem siebzigsten Geburtstage (1819) wurden ihm so viele Beweise der Dankbarkeit und Anerkennung zu Theil, daß er davon selbst auf Angenehmheit überrascht, ja tief gerührt war. „Durch eine wunderliche Grille eigenfinniger Verlegenheit,“ schreibt er, „suchte ich der Feier meines Geburtstags überzeit auszuweichen. Diesmal hatte ich ihn wenigstens Hof und Karlsbad auf der Reise zugebracht; am letzten Orte kam ich Abends an und in beschränktem Sinne glaubt ich überwunden zu haben. Allein am 29. Aug. sollte ich zu einem schon besprochenen Gastmahle auf dem Posthofe eingeladen werden, wozon ich mich, in Rücksicht auf meine Gesundheit, nicht ohne Grund entschuldigen mußte.“ In Frankfurt veranstaltete man ein Festmahl, bei dem ein mit Smaragden kostbar verzierter Lorbeerkranz prangte, welcher ihm dann als Festgabe zugeandt wurde, und die von dem Freiherrn von Stein 1819 errichtete Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtsfunde ernannte ihn zum Ehrenmitglied. Die medlenburgischen Stände verehrten ihm zu diesem Tage eine goldene Medaille als Denkzeichen für den Kunsthaß, den er bei Verrückung der Blücher'schen Statue genommen hatte. Sehr zart war die Aufmerksamkeit, die ihm der Großherzog von Medlenburg bei dieser, wahrscheinlich jedoch bei einer andern Gelegenheit bewies. Dieser hatte die Uhr, welche in den Kabinetttagen des Dichters im ältesten Hause gestanden hatte, ausfindig zu machen gesucht, angekauft und heimlich im Goethe'schen Hause aufstellen lassen. Als Goethe sie zum ersten Mal, aus dem Schloße erwachte, schlagen hörte, rief er seinem Bedienten zu: „Ich höre eine Uhr schlagen, welche alle Erinnerungen meiner Kindheit erweckt, ist es Traum oder Wirklichkeit?“ und vergoß dann Thränen der Rührung. Seinen Freunden sprach er dann durch ein Gedicht mit der Aufschrift: „Die Feier des 28. Augusts dankend zu erwidern,“ daß er ihnen in einzelnen Druckblättern überanderte, seinen Dank aus.

Im folgenden Jahre (1820) ging er daran, seine Tagebücher über die Campaigne in Frankreich und die Belagerung von Mainz für die Veröffentlichung zu bearbeiten, lieferte zwei Hefte von „Kunst und Alterthum“ als Abschluß des zweiten Bandes und bereitete das erste des dritten vor. Er schrieb ferner die Erzählung „Der Verräther seiner selbst,“ die Fortsetzung der „Erzählung „Das nahrungsarme Mädchen“ und förderte den idealen

41) So nach einer Mittheilung von Schadow, welche Schadow seinen Briefe über die 70. Geburtsstagesfeier eingefügt hat, aber aus einer Note hinzusetzt: „Nach Ende (in dem „Festmahl“) wäre die Beizung zum Jubiläum angestrichen.“ Schadow's Angabe verliert aber vielleicht schon deshalb mehr Glauben, weil Goethe selbst unter den zum Theil weniger bedeutendsten Geburtstagsbesuchen, die er in seinen „Tag- und Jahresheften“ aufzählt, grade diesen, das Festmahl von allen und ansehnlich von fürstlicher Hand, nicht mitgennant hat.

Zusammenhang der „Wanderjahre.“ Die „freie Gemüthlichkeit einer Reise“ erlaubte ihm auch, dem „Dionan“ wieder nahezutreten; er erweiterte das „Buch des Paradieses“ und fand Manches in die vorübergehenden einzuschalten. Auch schrieb er, „aufgeregt durch theilnehmende Anfrage“, wie er sich ausdrückt, einen Commentar zu dem Gedichte: „Gargreise im Winter“, das er bei dieser Gelegenheit selbst „abstrus“ nennt. Daneben setzte er seine Studien über die Farben, namentlich die sogenannten entoptischen, über Gnomosie, Botanik, Zoologie, Mineralogie u. s. w. fort und er fügte ihnen noch die über Meteorologie, atmosphärische Zustände und Vulkansformen hinzu, zu welchem Zwecke er bei seinem Aufenthalt in Karlsbad im Juli 1820 sogar ein „Volkendiarium“ anlegte, Studien, aus denen dann einige Jahre später, 1825, sein „Versuch einer Witterungslehre“ hervorging. Goethe's Theorie der Vulkanebildung kam ihm hierbei zu Statten; auch verfasste er 1821 einige Strophen zu Goethe's Ehrengedächtnisse, wofür der englische Meteorolog mit einem verbindlichen Schreiben und der Uebersendung seines neuesten Werkes über das Klima von London dankte. Wichtig interessirte ihn auch die so folgenreich gewordene Entdeckung des Elektromagnetismus durch den Dänen Oersted (den er 1822 bei sich zu empfangen die Freude hatte) und sofort setzte er sich mit Dübrenner zusammen, um sich über die Naturkraft Aufklärung zu verschaffen. Gleiche Theilnahme wie der Natur widmete er auch gleichzeitig der Kunst. Er ging seinem Freunde Heinrich Meyer bei seinen Studien zur Hand, war ihm bei der letzten Durcharbeitung seiner Geschichte der Kunst behülflich, beschäftigte sich eifrig mit dem Studium der Denkmäler hellenischer Kunst, namentlich der Egin-Marmoren, vernachlässigte aber darüber nicht das Studium der altitalienischen und altteutschen Malerei, schrieb zwischen 1820 und 1822 eine umfangreichere Abhandlung über Andreas Mantegna's Triumphe des Cäsar und 1823 über altteutsche Baukunst. Diese hatte ihn ja schon in seiner stadtburger Periode mächtig angeregt und nachdem er ihr während seiner italienischen Reise ziemlich untreu geworden, war das Interesse für sie durch den Verkehr mit den Brüdern Boisseree und den Anblick des kölner Doms und anderer hervorragender mittelalterlicher Bauwerke wie durch das Studium der kölner Dom betreffenden Zeichnungen und Risse wieder lebhaft in ihm angeregt worden. Von den monstrosen Gebilden der indischen und ägyptischen Kunst dagegen wandte er sich mit Widerwillen ab, während ihn die indische Dichtkunst, namentlich die seinem Sinne für Anmuth so wohl entgegenkommende seltliche und zarte Samsanta, wie wir wissen, außerordentlich anzog. Er schreibt J. B. im J. 1824 an A. W. Schlegel: „Kann ich zwar der indischen Kunst, in sofern sie plastisch ist, nicht günstig sein, da sie die Einbildungskraft, anstatt sie zu sammeln und zu regeln, zerstreut und verwirrt, so gehört ich doch gewis zu den reichlichsten und beständigen Verehrern jener Dichtkunst, die aus den abstraktesten Regionen des Geistes durch alle Stufen des innern und äußern Sinnes und auf die bewundernswürdigste Weise hindurch-

führt.“⁴²⁾ Ueberhaupt fühlte sich Goethe von dem bloß Kolossalen und Ungeheuerlichen, das auf Kosten der Anmuth zur Größe aufsteigt, je länger desto mehr abgelenkt und im J. 1820 beklagt er sich in den „Tag- und Jahresheften“ über Dante's „widerwärtige, oft abschreckende Großheit.“

Ebenso wandte er sich von den Productionen der jüngern deutschen Poetenschule seit dem Jahre 1820 immer mehr ab, was sich aus seinem Alter, aus unangenehmen persönlichen Erfahrungen, aus seiner nun eingetretenen Gleichgültigkeit gegen das Theater und aus der in ihren Gebilden allmähig ausdrücklich gewordenen Romantik erklärt, derselben Romantik, die er früher in seine besondere Protection genommen. Er schreibt darüber in den „Tag- und Jahresheften“ im J. 1820: „Werne's „Marabier“ und Houwald's „Bild“ traten mir, jedes in seiner Art, unerfreulich entgegen; sie kamen mir vor wie Ritter, welche, um ihre Vorgänger zu überbieten, den Dank außerhalb der Schranken suchten. Ich enthielt ich mich von dieser Zeit an alles Neueren, Genüß und Beurtheilung jüngern Gemüthern und Geistes überlassend, denen solche Beren, die mir nicht mehr munden wollten, noch schmachhaft sein konnten.“ Am meisten war ihm wol die Prätension zuwider, womit sich diese Producte geltend zu machen suchten und an ihn herandrängten, als ob sie neben seinen und Schiller's Erzeugnissen einen Platz einzunehmen verdienten oder sie gar verdrängen könnten. Er vermiste in der neuern Poesie das Männliche und Charaktervolle und er beförderte fortan mehr das Pläne und Mittelmäßige als das Originelle, weil jenes doch naturgemäßer und weniger krankhaft war. Einmal in dieser Antipathie befangen, wurde er freilich auch vielfach ungerecht, wie namentlich gegen die schwabische Schule und Uhlard, der doch so deutsch ist und in dessen Poesien Goethe seinen eigenen Einflüssen in vielfachen Spuren begegnen konnte. Eine günstigere Meinung hatte er im Ganzen von Rückert, und auch in Platen verkannte er Gesinnung, Talent, Ernst und technische Ausbildung nicht. Aber er labete seine polemische Richtung, an der auch Byron, dem er sonst so hohe Achtung zollte, zu Grunde gegangen sei; er fand es unerschöpflich für ein so „hohes Talent“, daß Platen in der Umgebung von Napoli und Rom die Erdärmlichkeiten der deutschen Literatur nicht vergessen konnte. Goethe scheint hierbei aus dem Gedächtnisse verloren zu haben,

42) Vergl. hierzu die von Böding in Bonn herausgegebenen „Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel“ (1846). Die Bände umfassen nur 50 und einige Seiten, ist aber nicht unwichtig zur Kenntniß der Stellung der beiden Körpern der idealen romantischen Schule (wenn man von einer solchen sprechen darf) zu den beiden Körpern der romantischen Schule. Die Briefe Goethe's an Schlegel reichen, freilich von oft langen Pausen unterbrochen, von 1797–1824. Man sieht daraus, daß Goethe aus von Schlegel's Kenntniß der Poesie und sprachlichen Rhythmus weitest zu geben suchte. Goethe schickte ihm unter Anderem ein „Wahomei“ und „Reine's Fische“ zu Grenada's und ist bei Verzeihung in sprachlicher und rhythmischer Hinsicht dankbar; auch bei den Elegien und Origamien ging ihm Schlegel mit Verbesserungsvorschlägen in Briefen des Verehrten zur Hand.

daß auch er „Zenien“ geschrieben und in ihnen die „Erbärmlichkeiten der deutschen Literatur“ gegeistelt hatte, ob schon er darin recht haben mochte, daß man diese Erbärmlichkeiten wohl an neapolitanischen Gasse vergessen sollte, aber nicht wohl an den Wassern der Elbe vergessen kann. Jedenfalls hatte er aber doch in Gemeinschaft mit Schiller diesen polemischen Gassen mehr als vielleicht wünschenswerth Vorwurf geleistet. Größeren Antheil widmete er fortan der Poesie des Auslandes, worauf noch zurückzukommen ist.

Im J. 1821 dichtete Goethe, der dazu an ihn ergangenen Aufforderung entsprechend, zur Eröffnung des neuen bürgerl. Schauspielhauses, für welche man seine „Iphigenia“ gewollt hatte, einen Prolog, „der“, wie er bemerkt, „wegen derjenigen Zeit gleichsam aus dem Steg eise gefunden und ausgeführt werden mußte.“ Gleichwohl rief dieser Prolog, von der berühmten Schauspielerin Elich meistertisch gesprochen, einen so großen Beifall hervor, daß er am 29. wiederholt werden mußte. Goethe konnte überhaupt gegen die vielen Liebesbeweise, die ihm gerade von Berlin kamen, nicht gleichgültig bleiben; er schenkte dieser Stadt, wo sein geliebter Zelter wohnte, noch in dem Varnhagen-Rabelschen Salen und in der literarischen Wittwen-Gesellschaft ein formlicher Goethecultus gepflegt und genährt wurde, mehr als früher seine Neigung, und so geistete er denn auch, daß ihm die gute Wirkung seines Prologs sehr erfreulich gewesen. „Ich hatte“, fügt er hinzu, „die Gelegenheit erwünscht gefunden, dem werthen Gellen ein Zeichen meiner Theilnahme an bedeutenden Epochen seiner Zustände zu geben.“ Nichts desto weniger konnten ihn alle noch so dringenden Einladungen nicht dazu bewegen, einen Besuch in Berlin abzusatteln, wo er doch des glänzendsten Empfangs und der außerordentlichsten Huldigungen gewiß sein durfte. Er nahm letztere wohl an und hatte auch seine Freude darüber, wenn sie ihm wie ein Geschenk der Götter in den Schoß fielen, aber er suchte sie nicht auf, ging ihnen vielmehr gern aus dem Wege.

In diesem Jahre erschien der erste Band seines Romans „Wilhelm Meister's Wanderjahre oder die Entsayenderen“, in welchem er in vielfachen Verthüllungen seine alte Lieblingsidee durchzuführen suchte, daß Jeder zu entsagen und sich zu beschränken willen müsse, damit Jeder in seinem kleineren oder größeren Kreise seine Kräfte und Anlagen zum Wohl des Ganzen um so nützlicher und fruchtbarer anwenden könne, je weniger er selbstthätig über diesen Kreis hinausgeht. Dieser Eine Sinn ist aber durchgehend wohl zu erkennen; es fehlt nicht an den reichlichsten novellistischen Einzelheiten, nicht an den weitesten Ausprüchen und tiefsten Anschauungen; aber das Ganze ist formlos; es fehlt die compositionelle Einheit, die organische Verbindung; je willkürlicher diese ist, je räthselhafter manches Eingekleidete ist, um so mehr fällt das Bruchstück- und Zufallartige des Werkes auf, und jemeht es mit dem Ansprüche auftrat, ein Ganzes, ein wirklicher Roman zu sein, um so mehr mußte sich das Publicum dadurch enttäuscht, um so weniger befriedigt fühlen. Der Dichter hatte eben Alles darin ausgepackt,

was er an Einfällen, Skizzen, Erzählungen, Fragmenten liegen hatte, und es ließ sich fast semich, was Otermann über die Redaction desselben berichtet. Goethe selbst scheint darüber gelacht zu haben. Nach er sich hierzu ein Recht, so hatte letztericid das Publicum auch ein Recht, über ein so zerstückenes Ganze seine Verwunderung auszusprechen. Goethe gab mit einem so kunstlosen Werke — auch die „Unterhaltungen der Ausgewanderten“ würden, wenn er sie nicht fallen gelassen hätte, wol eine ähnliche Composition geworden sein — ein schlimmes Beispiel, welches die Folge hatte, daß seitdem und für lange Zeit in der deutschen Geistesliteratur die Formlosigkeit fast die Regel wurde.

In die Jahre 1821 und 1822 fällt die Redaction und zum Theil auch die Ausführung der Feldzüge, der Rheinreise nebst dem Tagebuche über die Belagerung von Mainz in den Jahren 1792 und 1793, ferner die „Zahnen Zenien“, muß auf Papierknipel und auf die Rückseite von Wistenkarten flüchtig, wie der Augenblick sie ihm einlag, hingeworfen. Selbst Gervinus, der namentlich den späteren Dichtungen Goethe's ein so ungnädiger Richter ist, erkennt diese „Aeußerungen über die Mischstände einer überwundenen Literatur“, wie er sie nennt, als ein „auschlagbares Vermächtniß des lebensweisen Dichters“ an. Goethe selbst sagt von ihnen in den „Tag- und Jahresheften“: „Ob man gleich seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruss und Widerwärtiges entstehen soll, so wird man sich doch im Einzelnen manchmal Lust machen; von kleinen, auf diese Weise entstehenden Productionen sonderlich die täglichsten und stellte sie in Pappn zusammen.“ In diesen Blättern machte er auch wol seinem gewiß nur zu gerechtfertigten Unmuth gegen die Angriffe Lust, die namentlich gegen seinen sittlichen Standpunkt von Rigoisten, und der tiefsten Kern seiner Lebensanschauungen und seiner rein menschlichen Tendenzen zu begreifen gänzlich unfähig waren, seit Anfang der zwanziger Jahre immer öfter gemacht wurden. Mit gutem Humor fand er sich namentlich mit dem Pastor Pustuchen ab, der durch ein anonym verfaßtes, übel gemeintes und übel gerathenes Seitenstück zu den „Wanderjahren“, ein eigentliches literarisches Halsknechtzwerk, ein wenig beneidenswerthes Renommie erlangte. Dessenhalb und eusslich gegen seine Widerjacher aufzutreten hielt Goethe begreiflicherweise unter seiner Würde. Als er von den späteren Angriffen Menzel's und zwar zuerst durch die französische Zeitschrift, den „Globe“, Kenntniß erhielt, sprach er sich gegen Zelter kurz dahin aus, er hätte viel zu thun, wenn er sich darum bekümmern wolle, wie die Leute ihn und seine Arbeiten betrachteten. Jene Art der modernen Tenzenzkeit, welche vom einsichtigen Standpunkte in vollkommen schierer Linie mit blinder Wuth gegen irgend ein Augenweel an dem Wirken, Wollen und Schaffen eines Autors anernnt, berührte Goethe nicht; in seinen Augen hatte nur die eigentlich organische, die in instructiv erklärender Weise mit aufbauende und mit empfindende Kritik Werth und Augen.

* Mit dem Jahre 1822 schloffen auch seine „Tag- und

Jahreshefte," diese vorzügliche Quelle zur Kenntniß namentlich seiner späteren Lebensperiode. Auf künstlerische, lebendig charakterisirende Darstellung war, es hierbei nicht abgesehen, doch fehlt auch diese stellenweise nicht, sie tritt z. B. in den Partien, welche den Besuch der Stadt in Weimar und diese selbst, seinen Aufenthalt in Göttingen, seinen Seelenzustand nach dem Tode Schiller's u. s. w. betreffen, wohlthuend hervor. Das Reiste ist jedoch trockne, chronifonartige Aufzählung seiner Reisen, Arbeiten, Bekanntschaften und sonstiger Begebenisse; auch fällt in der That der mit den Jahren zunehmende devote und euphemistische Styl bisweilen unangenehm auf⁴³). Aber sie enthalten auch in ihren trocknen Partien interessante Blicke über seine Arbeiten, sie bilden die lehrreiche Ergänzung und Fortsetzung zu "Dichtung und Wahrheit," so wenig sie auch mit diesem Werke, zu dem er übrigens 1821 eine Illi betreffende Partie, etwa ein Drittel des vierten kleineren Bandes hinarbeitete, in Form und Darstellung gemein haben, und sie geben im Ganzen ein wahrhaft überraschendes Bild von der erstaunlichen Reife, die, Vervollständigung und Vielfältigkeit seines Thuns, Schaffens und Wissens wie von der Menge der Veränderungen, in die er auf seinem Lebenswege mit Personen gerieth, die in der Gesellschaft oder in Kunst und Wissenschaft einen hervorragenden Rang einnahmen. Daher ist auch auf diese "Tag- und Jahreshefte" besonders und nachdrücklich zu verweisen, da sich das darin aufgeführte Detail in einem für ein encyclopädisches Werk bestimmten Artikel auch nur annähernd nicht erschöpfen läßt.

Die Grundsteinlegung zu der weimariſchen Bürgerſchule (den 27. Nov. 1822) gab neuerdings Anlaß, das vertrauliche Verhältniß, das zwischen ihm und seinem Fürſten obwaltete, auch Licht zu ſtellen. Im Namen der neuen Stiftung hatte Goethe zum Weihnachtsfeſte 32 Gedichte ſammeln und unter der Aufſchrift "Dem Landesfürſten zum Weihnachtsfest von seinen Kindern 1822" ſeinem Großherzoge überreichen laſſen. Hieraus, gleich am nächsten Morgen, erhielt Goethe ein Allet ſeines fürſtlichen Freundes, worin dieſer ihn mit dem traulichen Du anredet: "Du reißt ſelbſt, wie vielen Theil Du von allem dem, was ſich eilich und ſchnell Jahren bei uns und zum Guten begeben iſt, Dir zuſchreiben ſannſt, als daß ich nöthig

hätte, Dir zu ſagen, daß ich es lebhaft erkannte" u. ſ. w. Auch am nächsten Neujahrstage begrüßte der Fürſt ihn als ſeinen "lieben alten Freund und Waffengedanten in dieſer ſtürmlichen Welt."

In demſelben Jahre ſchickte ſich Auguſte Stolberg (Gräfin Bernſtorf), nachdem ihr Briefwechſel mit Goethe 40 Jahre geruht, veranlaßt, noch einmal an Goethe (den 22. Oct.) zu ſchreiben und ihm ihre Beſorgniſſe um ſein Seelenheil auszudrücken: "Ich laß in dieſen Tagen," ſchreibt ſie, "wieder einmal alle Ihre Briefe nach — the songs of other times — die Harfe von Selma erkente — Sie waren der kleinen Stolberg ſehr gut — und ich Ihnen auch ſo herzlich gut — das kann nicht untergehen — muß aber für die Ewigkeit beſtehen — dieſe unſre Freundschaft — die Blüthe unſerer Jugend muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und ſo ergreift es mich bei Ihrem letzten Briefe und ſo nahm ich die Feder." Dann beſchwor ſie ihn: "D ich bitte, ich ſiehe Sie, lieber Goethe! abzuſchließen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, Ihren Will und Ihr Herz zum Ewigem zu weihen. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geſchmerzt, wenn ich in Ihren Chriſten ſah, wodurch Sie ſo leicht Anderen Schaben zuſügen — D machen Sie das gut, weil es noch Zeit iſt — bitten Sie um höheren Beſtand und er wird Ihnen, ſo wahr Gott iſt, werden. Ich dachte oft, ich ſonnte nicht ruhig ſeyn, wenn ich nicht mein Herz ſo gegen den Herrn meiner Jugend ausgeſchüttelt hätte" u. ſ. w. Erſt am 27. April 1823 erwiderte Goethe in einem mit überlegener Chriſtlichkeit abgefaßten, mild abweichenden Brief, in welchem es unter Anderem heißt: "Welch hab ich es mein Lebendes mit mir und Anderen gemeint und bei allem Irdischen Treiben immer auf das Höchſte hingeblickt; Sie und die Iſrigen haben es auch gethan. Wollen wir alſo immerfort, ſo lang es Tag für uns iſt; für Andere wird auch eine Sonne ſcheinen, ſie werden ſich an ihr hervorhoben und uns indeſſen ein helleres Licht erleuchten. Und ſo bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unſers Vaters Reiche ſind viele Berge, und da er uns hier zu Lande ein ſo frohliches Anſehen bereitet, ſo wird drüben gewiß auch für beide ſorgeſt ſeyn; vielleicht gelingt alsdann, was uns biß jetzt abging, uns angeſchickt kennen zu lernen und uns deſto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in vernünftiger Treue." Schon iſt auch folgende Stelle: "Lange leben heiße gar Vieles überleben, geliebte, geſchickte, gleichgültige Menſchen, Könige, Fürſten, Häupter, ja Wälder und Wälder, die wir jenenblich geſeet und gepflanzt" u. ſ. w.

Goethe bemerkt gegen den Schluß des Briefes, daß er eben "von einer tödtlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehrte." Am 17. Febr. war er nämlich von einer Entzündung des Herzens befallen worden, die einen ſo heftigen Charakter annahm, daß am fünften Tage der Krankheit alle Hoffnung verſchwunden zu ſeyn ſchien und daß er ſelbſt zu ſeiner Schweregeſundheit ankam, er ſah den Moment gekommen, wo "der Kampf zwischen Leben

43) Zu langem iſt überhaupt nicht, daß Goethe in ſeinem hohen Alter ſich regierenden Verſuchen und höchſten Verſuchen gegen mehr als nöthig eins bereit — treiben ſich beſchäftigte (i. B. in ſeinem Danke an den Bundesrat wegen Sicherſtellung ſeiner Werke gegen Nachdruck, in der Dedication des Briefwechſels mit Schiller an den König von Baiern u. ſ. w.) und er auch in ſeinem perſönlichen Verſuche mit ihnen ſich zu einer allzu eremmenlich ephorische: oder demuthvollen Haltung bediente, wie ſie dem Dichter und Künſtler nicht ziemt. Bekannt iſt der Vorfall in Tübingen 1812, über den Berthoven in einem auch von Bettes (Bd. 2. S. 465 der letzten Ausgabe) mitgetheilten Briefe an Bettes berichtet; nur daß, wie Bettes wol mit Recht hervorhebt, Berthoven im Gegentheile zu Goethe ſeine Unabſchließlichkeit in einer allzu geſund anſichenden Weisheit zu ſehen trug. Uebrigens mögen wir auch dieſes angeblich Berthoven'sche Schreiben für untergeordnet halten, der Styl iſt zu ſpecifiſch weimariſch; aber der Vorſatz ſelbſt mag wol ziemlich in der dargelegten Weiſe ausgefallen haben und ſo ungefähr von Berthoven mündlich erzählt worden ſeyn.

und Tod beginnt.“ Dennoch überwand seine kräftige Natur. Mit dem 24. Febr. trat eine günstige Wendung der Krankheit ein; schon am 25. konnte er seinen fürstlichen Freund, den die Ärzte Tags zuvor nicht zugelassen hatten, empfangen. Am 2. März war er bereits im Stande, aufzustehen; doch machte ihn ein sich gegen die Schulter hinaufziehender Schmerz noch längere Zeit zum Arbeiten unfähig. Viele Beweise der Achtung, in der er bei Hof und Niedrig stand, wurden ihm zu Theil. Zur Feier seiner Wiedergenesung führte man am 22. März Torquato Tasso aus, mit einem Prologe von Riemer, gesprochen von Frau Jagemann-Geygendorf. Unter lautem Zurufe der gerührten Zuschauer wurde seine Büste mit einem Lorbeerkranz geschmückt und nach der Vorstellung begab sich Frau von Geygendorf, die ihm früher durch ihre Theaterintriguen so manches Leid zugefügt, im Kostüm der Leonore zu dem Dichter, um ihm den Kranz des Tasso zu überreichen. Ein in einem gesellschaftlichen Vereine bereits angeknüpfter Ball war während seiner Krankheit abbestellt worden und fand erst nach seiner Wiedergenesung statt, weil, wie es in der Einladung hieß, es erst jetzt sich ziemt, zu tanzen. Goethe war von diesen und anderen so jenen Aufmerksamkeiten und Rundgebungen aufs Tiefste gerührt.

In demselben Jahre erhielt er eine sehr wirksame Unterstützung an dem im Juni nach Weimar gekommenen jungen Hannoveraner J. B. Eckermann, der ganz jene naive Hingebend und Selbstverleugnung besaß, deren Goethe zu seinen damaligen Arbeiten, die vorzugsweise in der Redaction seiner Werke letzter Hand und der „Wanderjahre“ bestanden, die einem literarischen Gehilfen bedurfte. Ihm vertraute er, wol mit Absicht auf künftige Veröffentlichung, alle jene Mittheilungen und Bekanntheiten an, welche den Inhalt des aus diesen Gesprächen hervorgegangenen Eckermann'schen Werkes bilden, das zur Kenntniß der Ansichten und Meinungen Goethe's über Welt, Leben und Literatur während jener Periode eine im Ganzen so vorzügliche Quelle ist, selbst wenn man der Meinung sein sollte, daß diese Aufzeichnungen doch nicht ganz oder nicht in jedem einzelnen Falle den unanfälschbaren Werth und die Autorität derjenigen haben, welche Goethe selbst für den Druck bestimmte und gewissermaßen unterschrieb. Um jene Zeit standen in Weimar dem Dichter vorzugsweise nahe der Kanzler von Müller, der zu der Ausföhrung seines Plans, seinen Verkehr mit Goethe in besonderen Dankwürdigkeiten darzustellen, leider nicht gelangte, Hofrath Soret aus Genf, der Erzieher des Erbprinzen, und Hofrath Vogel, Goethe's Arzt⁴⁴⁾.

Eine fast wunderbare Verjüngung seiner leiblichen und geistigen Kräfte brachten ihm in diesem Jahre Lust

und Wasser von Marienbad. Zeuge davon ist seine „Trilogie der Leidenschaft“, dieses „Product eines höchst leidenschaftlichen Zustandes“, ein Denkmahl des Seelensturm und der Gemüthsstürme, in welche ihn, den nun 74-jährigen Greis, seine heftige Reizung zu der reizenden Ulrike von Levetzow, dieser „Arminia in Hygieia's Gestalt“ in „Marienbad's Waldgebirge“, hineingerissen hatte. Seine Reizung wurde kaum minder heftig erwidert, aber er riß sich nach schwerem Kampfe von Ulrike los und verlichtete, doch wol in Küchlichkeit auf sein hohes Alter, auf den ihm und wol auch ihr nahegetretenen Gedanken einer ehelichen Verbindung. Sie selbst blieb unvermählt. Das Beispiel des Fräuleins von Levetzow steht nicht vereinzelt; auch andere jüngere Frauen fühlten sich zu dem alten Janderer Goethe in schwärmerischer Reizung hingezogen, unter Anderem die polnische Claviervirtuosin Frau Symonowitsch, die in ihn, nach Zelter's Andenken, „rasend verliebt“ war und, um in seiner Nähe zu sein, auch Weimar besuchte. Daß unter diesen Umständen ihr Spiel das freudvollste war und den Dichter im tiefsten Herzenzünde bewegte, läßt sich denken.

Ueber das Jahr 1824 läßt sich rascher hinweggehen. In dieses Jahr fällt sein Gedicht, welches er für das am 14. Mai begangene Jubelfest Thor's verfaßt und zu dem Zelter die Mufik setzte, eine Anzahl kleinerer Aufsätze für „Kunst und Alterthum“, die weitere Redaction seiner Annalen und die seines Briefwechsels mit Schiller, von dem er mit Recht an Zelter schrieb, dieser Briefwechsel werde eine „große Gabe“ sein, die den Deutschen, ja er dürfte wol sagen, den Menschen geboten werde. Das Jahr 1825 war durch zwei Jubiläen ausgezeichnet: die Feier der 50-jährigen Regierung Karl August's am 3. Sept. und das Goethe'sche Dienstjubiläum, welches am 7. Nov. gefeiert wurde als dreizehnter Tage, an welchem vor 50 Jahren Goethe in Weimar eingetroffen war. Am 3. Sept. begab sich Goethe schon früh, schon vor 6 Uhr Morgens, zu seinem fürstlichen Freunde, um der Erste zu sein, der ihn begrüßte, und ihm eine nach seiner Angabe und Meyer's Zeichnung geprägte Denkmünze zu überreichen. Goethe, dessen Hände der Großherzog ergriffen hatte, konnte der Würdigung nur die Worte hervorbringen: „Daß zum letzten Haupte besamen!“ Abends war bei Goethe, dessen Haus mit symbolischen Gemälden und mannichfachen Gemächsen geschmückt war, großer Empfang mit freiem Zutritt; auch der Großherzog kam nach auf Goethe's Gesicht war die lebhafteste Freude zu lesen.

Zum Goethe'schen Dienstjubiläum hatte der Herzog eine goldene Denkmünze prägen lassen und begleitete sie mit einem Handschreiben, an dem, da es zugleich einen öffentlichen Jwed und Charakter hatte, freilich das trauliche Du verbannt war, das aber in der That „mehr als Gold“ enthielt, indem der Großherzog in diesem Schreiben die Dienste, welche Goethe ihm und dem Lande geleistet, aufs Unumwundenste, Herzlichste und Ehrenvollste anerkannt hatte. „Die 50. Wiederkehr des Tages“, heißt es darin, „erleane ich mit dem lebhaftesten

44) Das zweibändige Werk Eckermann's erschien unter dem Titel: „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823—1832“ in zwei Auflagen bei Brockhaus in Leipzig; ein dritter Band folgte 1848 bei Heinrichshofen in Woburg nach. Soret schrieb eine „Notice sur Goethe.“ Vogel eine „Eskizze: Goethe in amtlichen Verhältnissen“ und Riemer: „Mittheilungen über Goethe“, zwei Bände.

Begnügen als das Dienst-Jubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Bekandtheit Mich bisher in allen Wechseln des Lebens begleitet hat, dessen umsichtiger Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung Ich den glücklichsten Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchsten Tugenden Meiner Regierung achte.“ Die medicinische und die philosophische Facultät von Jena ließen ihm die Diplome ihrer Doctorwürde überreichen, die theologische eine Botschaft in Form eines Diploms, in Begleitung eines Schreibens, welches bei den Verdächtigungen, die man gegen Goethe wegen seiner „heidnischen“ Ansichten geäußert, mitgetheilt zu werden verdient. Es lautet: „Ew. Excellenz haben nicht nur unsere Wissenschaft und ihre Grundlagen oft sinnvoll, tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben und als Herrscher in dem Reiche freier und tätiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert.“ Der Stadtrath ließ dem Gefeierten eine Urkunde überreichen, wodurch allen seinen rechten männlichen Nachkommen auf ewige Zeiten das Bürgerrecht der Residenzstadt Weimar verliehen wurde, „auf daß der gelehrte Name Goethe immerdar in ihren Urkunden als höchste Zierde derselben vorhanden sein möge.“ Abwärts war die ganze Stadt erleuchtet. In dem neuen Theater (das früher war in der Nacht vom 22. zum 23. März von den Flammen verzehrt worden) fand eine Aufführung der Iphigenia und nach des Großherzogs Anordnung eine Aufführung von Goethe's Büße auf lordenrumkränztem Posaement, hierauf Illumination der Stadt und eine Abendmusik der großherzoglichen Hofcapelle unter Hummel's Leitung statt. Der Aufführung der Iphigenia wohnte der Jubelreis in der ihm auch im neuen Hause besonders gewidmeten Loge persönlich bei, von dem vollen Gange mit lauten Beifallsbezeugungen wiederholt begrüßt. Auch in mehreren benachbarten Städten hatten sich Goethe's Verehrer zu einer Festfeier zusammengefunden. Die Frage liegt nahe, ob Goethe von diesen Huldigungen, wie sie seinem andern Dichter in Teutschland dargebracht worden sind, so ganz berauscht war, um sich arglos dem Glauben hinzugeben, daß sie ausschließlich nur seinem Genius und seinen Verdiensten um Weimar, um Teutschland, um die Menschheit gegolten hätten, daß man in ihm die teutsche Poesie habe mitfeiern wollen. Es ist aber anzunehmen, daß sie ihn zwar nicht fast und gleichgültig, aber doch bei ruhiger Fassung und Ueberlegung gelassen haben; er kannte die Menschen und die Welt zu wohl, um nicht einzusehen, daß man in ihm zugleich auch den Minister, das Alter Ego des Großherzogs feierte, daß manche äußerliche Motive und Rücksichten dabei mitwirkten, daß sich überhaupt solche Festlichkeiten in Teutschland aus verschiedenen Gründen leicht organisiren lassen, ohne daß die Masse von jener tiefsten Erregung und reinen, ungemischten Sympathie dabei ergriffen ist, deren sich doch immer nur verhältnismäßig wenige Elite und

Lochgebildete bei solchen Gelegenheiten fähig zeigen. Man weiß ja übrigens aus seines Großvater's Nicolovius Mittheilungen, daß ihm grobe Schmeicheleien — zu denen natürlich jene Jubilarfeier ihrer Idee nach durchaus nicht zu rechnen ist — zuwider waren, und daß er eine gewisse Sorte fast bösser, anpruchsvoll inhaltsloser, beachtlicher Individuen als „Renschenpud“ verachtete. Und solche zudringliche Individuen werden ihm vermuthlich auch den reinen Genuß der herrlichen Feste vom 7. Nov. nicht wenig verümmelt haben. Um ihnen aber dem Wege zu gehen, feierte er seine Geburtstage gern außerhalb Weimars, in Karlsbad oder Jülmann.

Jedenfalls aber stand damals Goethe in der Sonnenhöhe seines Ruhms, Aufsehens und Einflusses und es zeugten davon Erscheinungen, welche noch bedeuender und ungewandter waren als die offizielle Huldigungsfeier in Weimar, während festlich ganz in jenen Jahren, wie man weiß, gleichzeitig eine geschäftige und netzreiche Poetik ungeschwieger gegen ihn hervortrat. Und zwar war der sehr gerechtfertigte Unmuth über diese Verdächtigungen wieder Veranlassung, daß auf der andern Seite die Bewunderer und Anhänger Goethe's um so mehr bestrebt waren, ihm öffentliche Zeichen ihrer Achtung und Verehrung zu geben. So beschloß die 1824 in Berlin gestiftete literarische Mittwochsgesellschaft, jedes Jahr Goethe's Geburtstagfeier zu celebriren, was dem auch wirklich geschah, selbst noch einmal nach Goethe's Tode am 28. Aug. 1832 als Erinnerungsfest. Zur Goethefeier im Jahr 1826 hatte man sogar den Mitgliedern für das beste beizugebende Gedicht als Preis einen Ring mit dem Bildnisse Goethe's bestimmt und Aelter, der nicht Mitglied war, wurde Prüfungsrichter. Von zwei Einkendern gewann Houwald den Preis. J. W. Gubitz bemerkt über die dabei obwaltende Absicht: „In der ersten Zeit des Bestehens der Gesellschaft hatte unter Literatur die unersprichlichen, oft die Grenzen des Anstandes überschreitenden Kämpfe gegen Goethe und in jenem Kreise gab man dem beliebten Dichter, damals schon seinem 80. Jahre nahe, freundliche Zeichen der Achtung und Theilnahme. Die Mißhandlungen, die Goethe in Büchern und Zeitschriften erdulden mußte und sie erduldet ohne Engegegnung, waren mitunter von so abschaulicher Niedrigkeit, daß jeder Ehrenhafte sich empört fühlen mußte.“ Wegen dieser Ausgebungen wurde

45) In dem 1854 und 1855 in Berlin erschienenen Werke „Verhönte Schriftsteller der Deutschen“ sind die Verdächtigungen, sämtliche Concurrenzgerichte und der muthwillige Ausbruch selbst zu finden (Vgl. I. S. 61—110). In demselben Bande des genannten Werkes ist auch auf eine mit dem Festtagebuche der berühmten englischen Schauspielerin Fanny Kemble, nachmalige Hedra Butler, enthaltene Mittheilung: „Goethe und Werther's Feste“ aufmerksam zu machen. 46) Siehe den Aufsatz: „Die literarische (Mittwoch's) Gesellschaft in Berlin“ in der ersten Zeitschrift zu Nr. 146 der *Westphälischen Zeitung* (1858), zu dem sich auch durch die händlichen Angriffe veranlaßt sah, welche neuerdings H. Steinmann in seinem 1857 erschienenen Buche über Goethe gegen die Mittwochsgesellschaft richtete. In diesem Aufsatz ist auch ein Dankschreiben Goethe's vom 11. Dec. 1829 an die Gesellschaft mitgetheilt, welches auch über die Art, sich mit den literarischen Ju-

denn auch die Mittwochsgesellschaft (oder die literarische Gesellschaft) aufs Gehäugteste angefeindet und es kam damals das Gerücht von „Goethomanie“ auf. Cubiq aber tröstet sich mit den Worten: „Wer von den Mitgliedern der Literarischen Gesellschaft noch lebt, der trägt ein befeindend Empfinden in sich, den greifen Goethe in seinen letzten sechs Lebensjahren, die glühige Ausfälle ihm verbreiteten, durch Zeichen liebevoller Zuneigung erfreut zu haben.“

Aber nicht bloß aus Teutschland, auch aus dem Auslande, das sich so lange gegen teutsche Literatur iprobre verhalten hatte, erfreuten ihn die glänzenden Zeichen der Verehrung, die er bei den hervorragenden Schriftstellern und Dichtern dieser Nationen genoß, wie des Einflusses, den er auf die fremden Literaturen gewonnen hatte. Byron widmete als „literarischer Vasall“ ihm, „seinem Lehnsherrn, dem ersten der jetzt lebenden Schriftsteller, welcher die Literatur seines eigenen Landes geschaffen und die von Europa verbreitet hat“ („the first of existing writers, who has created the literature of his own country and illustrated that of Europe“), seinen „Cardanapalus“, und da dies an Goethe vorgängig eingesandte Widmungsblatt wegen zufälliger Verpätung der ersten Ausgabe nicht mehr gedruckt werden konnte, sein Facsimile, „Verner“ mit den Worten „To the illustrious Goethe by one of his humblest admirers.“ Wenn selbst der stolze, mit Allem unzufriedene Byron sich dazu herablassen konnte, sich einen der „humblest admirers“ Goethe's zu nennen, so ist dies allein schon ein Beweis, in welchem Ansehen Goethe in Europa stand; er wurde überall ohne Widerrede als der „erste aller lebenden Autoren“ angesehen; Byron hätte dies sonst nicht zu sagen gewagt. Er verstand zwar selbst kein Teutsch, aber ein Teutsch kennender, Goethe bewundernder Landsmann überlegte ihm in der Schweiz die Hauptseiten aus Goethe's „Faust“, die ihn zur Bewunderung hinrissen und auf sein späteres Schaffen nicht ohne Einfluß waren. Goethe feinerlich sprach für Byron als einen „außerordentlichen Geist“ wiederholt seine Bewunderung aus, ohne seine Eigenheiten und Schwächen zu verkennen oder auch nur die geringste Spur einer Einwirkung der Byron'schen Dicht- und Auffassungsweise auf seine eigene wahrnehmen zu lassen“; er hat ihn als Euphorion oder als Repräsentanten der romantischen Poesie in den zweiten Theil des Faust eingeführt und ihm dabei einige schöne Worte gesagt und er dankte Byron für dessen Widmung mit dem Gedichte „Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern,“ welches Byron erhielt, als er bereits auf der Reise nach Griechenland begriffen war. Byron erwiderte seinen

Dank auf einem Blatte, welches Goethe als theures Vermächtniß aufbewahrte. Walter Scott, gleichfalls ein Bewunderer Goethe's, der seine literarische Laufbahn mit einer Uebersetzung des „Geg von Verislingen“ eröffnete, schrieb 1827 an Goethe in Betreff Byron's nach dessen Tode: „Er schätzte sich glücklich in der Ehre, die Sie ihm erzeigt hatten und fühlte, was er einem Dichter schuldig war, dem alle Schriftsteller der lebenden Generation so viel verdankten, daß sie sich verpflichtet fühlten, mit findlicher Verehrung zu ihm hinauszublicken.“ Zu den Verehrern Goethe's unter den berühmten Schriftstellern Englands gehörten oder gehören ferner namentlich Schellö, der einige Szenen aus dem „Faust“ ins Englische übersetzte, Thomas Carlyle, dieser begabteste Betreuer der teutschen Literatur und ihr treuester Anwalt in England, der jetzt völigemannte Romanchriftsteller William Thackeray, der um das Jahr 1830 in Weimar weilte, am Heerische der Schwiegertochter Goethe's gern gelitten war und auch den Dichter selbst dreimal gesehen hat, unter den nordamerikanischen Schriftstellern namentlich Emerson und so noch zahlreiche andere Briten und Nordamerikaner. Im J. 1831 erhielt Goethe zu seinem Geburtstag aus England ein ihm sehr werthes Zeichen der Verehrung. „Von Carlisle angeregt“ erzählt Lessing, sandten ihm 19 Freunde aus England (darunter Walter Scott, Wordsworth, Southey) ein kunstreiches Bildniß. Auf dem Siegel stand, am einen Stern in der Mitte und von einer Schlange eingeschlossen, die Aufschrift: „ohne Haß, ohne Rast“ — eine Anspielung auf ein bekanntes Goethe'sches Gedicht; auf dem goldenen Griffe waren die Worte eingegraben: To the german Master, from friends in England, 28. August 1831.“ Das Geschenk war von einem Schreiben begleitet, das von Carlyle herrührend, die Verehrung der Geber in den begeisterten Andrücken fundgab. „Da es heißt es darin stets die höchste Acht und Freundschaft, dem Verehrung zu bezeugen, dem Verehrung geführt, und unser bester, vielleicht einziger Wohltäter der ist, der und durch That und Wort Weisheit lehrt, so legen die Unterzeichneten, die wir zu dem Dichter Goethe wie geliebte Schüler zu ihrem geistigen Lehrer sehen, den Wunsch, diesem Geschiebe offen und gemeinsamen Ausdruck zu geben.“

In Italien war es namentlich Rangoni, der in ein inniges literarisches Wechselverhältniß zu Goethe getreten war. Goethe hatte 1820 die Vertheidigung des „Grafen Carmagnola“ gegen die Angriffe der eigenen Landleute Rangoni's übernommen und erfolgreich geführt und Rangoni hat ihm dafür stets die unerschütterlichste Dankbarkeit und eine wahrhaft rührende Weisheit bewahrt. Er gestand, mündlich wie schriftlich (z. B. in einem in Goethe's Werken aufbewahrten Briefe vom 23. Jan. 1821), er sei selbst erst dadurch etwas werth geworden, daß er sich der Liebe und Achtung Goethe's erfreue, diesem allein verdanke er, wenn man ihm nun Beisatz

händen und Erzeugnissen anderer Nationen bekannt zu machen, manche Fingerzeige enthält.

47) Bei aller Verehrung für Byron richtete Goethe doch einmal auf das Byronische, das auch in Teutschland zu grassiren anfing; er bemerkt in den „Tag- und Jahresrissen“ (1827), die Byron'schen Dichtungen hätten so große Theilnahme gefunden, „daß Männer und Frauen, Maglein und Jungfrauen fast aller Teutschheit und Rationalität zu vergeffen schienen.“

48) Lessing's Biographie Goethe's enthält einen nicht uninteressanten Bericht Thackeray's über dessen Aufenthalt in Weimar und im Goethe'schen Hause (Band II. der teutschen Uebersetzung S. 569—574).

solle u. s. w. In Frankreich endlich waren es namentlich die Männer des Globe, die mit ihm in Bezug traten, besonders Victor Cousin, der Goethe selbst in Weimar besuchte und über die mit ihm geführten Gespräche berichtet hat⁴⁷⁾. Schwedische, dänische, russische, polnische Schriftsteller (unter den letztern z. B. Mickiewicz) suchten ebenfalls in seine Nähe zu kommen. Kurz, die Gesandtschaften und die Geschäftsträger aller Literaturen fanden sich in seinem einfachen schlichten Einbürgerer zusammen; und indem er sich so als den Mittelpunkt aller Literaturen fühlen lernte, entstand bei ihm von selbst der Begriff einer wie Glieder eines Leibes zusammenhängenden, auf den gleichen Interessen und Humanitätsbedürfnissen beruhenden, sich in den einzelnen Literaturen fördernden, ergänzenden, controlirenden, einander ihr Bestes mittheilenden „Weltliteratur“, wie er sie nannte. „Nationalliteratur“, bemerkt er zu Eckermann, „will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit und Jeder muß dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen.“

In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigten ihn besonders die Endredaction der „Tag- und Jahreshefte“, womit er 1829 zu Stande kam, der italienischen Reise dritter Theil, die Neubearbeitung und Vollendung der „Wanderjahre“ und die Ausarbeitung des zweiten Theils des „Faust“. Namentlich im Sommer des Jahres 1828 war er fleißig an der Arbeit, die „Wanderjahre“ reichlicher auszustatten, und es ist nicht zu leugnen, daß das Werk durch diese Ueberarbeitung bedeutend, besonders auch an Zusammenhalt gewonnen hat, und daß durch die Einführung der Prosodie den realistischen Elementen des Romans das nöthige ideale Gegengewicht zugetheilt wurde. Aber das Ganze blieb seiner Anlage und Entstehungsart gemäß zu fragmentarisch und man sieht es dem Werke an, wie sehr es darunter gelitten hat, daß Goethe um jeden Preis drei Bände füllen wollte, und da die beiden letzten Bände zu klein auszufallen drohten, Alles, was er gerade liegen hatte, darin gehörigen oder ungehörigen Orts einfügte. Indessen gibt dies Beweis doch sein Recht, diese Verfahren als eine „Freiheit gegen das Publicum“ zu bezeichnen, grade als ob man es hier mit einem gewöhnlichen, nur und ausschließlich für Geld schreibenden Romanfabricanten zu thun habe. Es war doch immer ein literarisches Vermächtniß Goethe's, der durch die geistvollsten und ge-

nialsten Werke dazu beigetragen hatte, das Publicum erst auf die Stufe des Geschmacks und der Bildung zu erheben, von der aus es fähig war, die Unzulänglichkeit dieses Werkes als eines Kunstwerkes zu empfinden und zu beurtheilen. Aber so weit hatte er es im Allgemeinen doch nicht gebracht, daß es auch die Tiefe und Tragweite der darin niedergelegten Ideen über die bedeutsamen gesellschaftlichen Fragen und Probleme vollkommen hätte würdigen können. Hieran ist der Roman so reich, daß ein ganzes Werk über dessen Beziehung zu den socialen Fragen der Gegenwart geschrieben werden konnte⁴⁸⁾.

An den zweiten Theil des „Faust“ ging wol Goethe, man muß es befürchtend aussprechen, nicht aus wahrhafter Begeisterung, sondern in der richtigen Erkenntniß, daß der Abluß des ersten Theils, dieser großartigsten aller Dichtungen neuerer Zeit, eigentlich gar kein Abschluß oder wenigstens seiner eines Faust würdiger sei. Dieser, der nach Erkenntniß des Höchsten rang, dem der Erdgeist erschien, der dem böslichen Geiste seine Seele verlor, durfte nicht in der untergeordneten Rolle eines Liebhabers und Versüßers, der ein armes Mädchen unglücklich gemacht, vom Schauplatz abtreten⁴⁹⁾. So viel

50) Dies geschah von Alexander Jung in seiner Schrift: „Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des Jahrhunderts“ (1854). Ueber die wunderliche Redaction des Werkes ist bei Eckermann und über die Beziehung der beiden Bearbeitungen zu einander in Dinger's „Goethe-Studien“ Näheres nachzulesen. 51) Unter den Commentatoren des Faust sind wol alle diejenigen fehl gegangen, welche annehmen und nachzuweisen suchten, daß Goethe den „Faust“ etwas wie „Iphigenia“ oder „Torquato Tasso“ mit Verzicht auf eine durchgehende Idee und einem schematisirten Gange von Anfang bis in Ende gearbeitet habe, so zwar, daß jede Einzelheit schon beim Beginnen vor seinen Augen stand, oder daß er von vornherein entzifferten gewesen, im „Faust“ das menschliche Leben nach allen Seiten und Richtungen hin in erschöpfender Weise abgeplottet. Wer von diesem voreingenommenen einseitigen Standpunkt den „Faust“ zu erklären sucht, hat nur eines Zwecks und einen Zweckzweck, nicht Licht und Erleuchtung hineinzutragen. Dieser Annahme widerspricht schon die hoch fragmentarische Art, womit er am „Faust“ je nach momentanem Bedürfniß arbeitete. Goethe wollte, auf Grund eigener Erfahrung, einfach einen Menschen schildern, der vom Menschen und von allem Menschen untreiblich (man erinnere sich, daß Goethe's Lieblingsbuch schon in frühen Jahren eine Zeit lang die Schrift des Kripius von Metastrophem: „De incoertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium“ war), statt auf dem Wege ruhiger Forschung im Sturme dem Urgeiste das tiefste Welgeheimniß und die höchste Wahrheit abtrotzen will und für diese Vernehmlichkeit gekraft wird. Und zwar dadurch gekraft, daß er sich, um sich zu schützen, an der Hand des bösen Geistes der Sophistik und Utopie in den Weltkreis führt, aber auch hier, da ihn kein böser Dämon in cynische Gesellschaft bringt, sich abgeben soll, endlich aber in den Armen eines einfachen Mädchens Vergesslichkeit seiner selbst findet, dann aber — mehr freilich erst später eingehobene Stellen, z. B. der Monolog: „Habere Grati. Du gabst mir, gabst mir Alles“ — diesen bis an — auch des Liebesausdrucks und dieser kleinen enger Verbindnisse fast wird u. s. w. Dies ist wol die einfachste Idee, welche Goethe leitete, und sie ist doch einfachste, wenn man die fragmentarische Gestalt, in der unser Faust erscheint, allein vor Augen hat. Goethe preste nun in die weite Form des „Faust“, die er selbst in einem Briefe an Schiller eine „katharische“ nennt, eine Menge Beobachtungen, Erfahrungen und Eindrücke ein, die ihm das Leben allmählig zuführte und zu denen einzelne Motive sich in Goethe's Lebensweise sehr wohl anfüllen lassen. Der „Faust“

49) Von der Berechnung, die Goethe sich auch in Frankreich gemessen, trug auch der Besuch des französischen Bildhauers David in Weimar 1826, der ausdrücklich in der Absicht dorthin gekommen war, Goethe's Werk zu mobiliren. Er führte sie dann in Paris als Kollaschballe in Marmor aus und machte sie 1831 dem Dichter zum Geschenk in Begleitung eines Schreibens, worin es unter Anderem hieß: „Mit mir das unvertretliche Glück beizubringen, die Tage des Größten, Erhabensten nachzubilden. Ich bringe Ihnen die schwache Nachbildung Ihrer Tage dar, nicht als ein Ihrer würdiges Werk, sondern als den Ausdruck eines Hergens, das besser fähig als es ausdrücken kann. Sie sind die große Dichtergestalt (la grande figure poétique) dieser Epoche.“ u. s. w. Goethe's Bestimmung zufolge ist diese Kollaschballe im Saale der großherzoglichen Bibliothek aufgestellt.

an ihm lag, glaubte er, da es noch Tag war, dafür Sorge tragen zu müssen, daß der „Haust“ mit einem so unbefriedigenden Ende nicht abschliesse; denn in der zweiten Hälfte des ersten Theils ist eigentlich Gracien die Habin des Stücks, während Faust nur eine secundäre, seiner hohen Aufgabe nicht würdige Rolle spielt. Dies fühlte Goethe selbst mehr und mehr und allmählig gelangte in ihm die Idee zur vollen Klarheit, daß sein Faust als Allensatz, als Repräsentant der Menschheit selbst, noch in Bezug mit der Kunst, mit der Politik und mit der praktischen Wirklichkeit gesetzt werden müsse. Ihm Faust's Verhältnis zur Kunst und Kunstschönheit, zum Humanismus und zur classischen Bildung darzustellen, schien die Dichtung „Götter“ geeignet, die er nun wieder vornahm. Im Sommer 1826 vollendete und dann dem zweiten Theile des Faust einfügte, dessen übrige Partien es mit Faust's Thätigkeit auf politischem und praktischem Gebiete zu thun haben. Aber hier war, wie man weiß, Goethe's Achillesferse; um den Faust, der dem Himmel Trotz bot und dem Erdgötze seine Geheimnisse entreißen wollte, mit Glück und Erfolg eine seiner iltanischen Natur gemäße politische Rolle spielen zu lassen, dazu war Goethe in der That zu conservativ und nun auch zu bejahend. Der zweite Theil des „Faust“ steht außer allem Zusammenhange mit dem ersten; Faust ist nicht mehr der Faust und auch Mephistopheles nicht mehr der Mephistopheles des ersten Theils. Die an sich große Idee, Faust durch den Proceß immer reinerer und höherer Thätigkeit zu läutern, bis ihm zuletzt die ewige Liebe von Oben zu Hilfe kommt, ist zwar von Goethe mit Recht gegen Eckermann als der Schlüssel der ganzen Faustdichtung bezeichnet, aber sie ist im zweiten Theile durchaus nicht klar und erschöpfend genug zur Anschauung gebracht worden. Das Allegorische und Symbolische waltet vor; die Personen sind Schattenhaft und ohne Fleisch und Blut und die Goethe'sche Klarheit findet sich vorzugsweise nur in der Sprache, während die Bezeichnungen meist dunkel, nebelhaft und räthselhaft sind. Es scheint in der That Goethe darauf angekommen zu sein, den Interpreten am Schlusse seines Lebens ein Werk zu hinterlassen, das ihnen etwas zu thun gäbe; weshalb er selbst sagte, er habe viel „hineingeblinzelte“. Die Größe des Verhältnisses, Verschleierte, Salbgeachtete, der geheimnißvolle Reiz des Mytheriums sollte den Mangel an plastischer, lebendiger Gestaltung ersetzen. Wenn aber einzelne aus Caspree oder vielleicht bloß deshalb, weil ihnen seine Entrüthelung so viel Mühe gemacht, diesen zweiten Theil zu hoch gestellt, ja sogar Riene gemacht haben, ihm den Platz über den ersten Theil anzuweisen,

so haben wieder Andere zu sehr die Schönheiten verkannt, die ihm nothwendig eigen sind. Bei allem bloßselbst selbst abgemachten allegorischen, symbolischen und mythischen Wusle läßt sich der genial concentrirte Poet im Ganzen, der tiefe scharfblickende Denker in vielen Einzelheiten nicht verkennen. Manche kritische Stellen, wie der Geisterchor gleich zu Anfang, gehören zu dem Reizendsten, was Goethe gebildet, mehr komische und schelmische Partien lassen, wie auch F. Vischer anerkennt, die „echt Goethe'sche Genialität“ erkennen und die Handhabung der Sprache verräth fast durchgehend den Meister, der leichter zu tadeln, als nachzuahmen ist. Mit Recht rühmt es ferner Vischer als „ein würdiges und großes Ende von Faust's Lebensgang und Goethe's Dichtergang“, daß er Faust mit dem hohen Bilde im Geiste: „auf freiem Grund mit freiem Volk zu Rehn“ sterben läßt⁵⁾. Rechnete man hierzu, wie hochbeigat Goethe war, als er seinen zweiten „Faust“ dichtete — und er ist in der That fast ein zweiter, ein neuer Faust, sein zweiter Theil des früheren — so hat man noch Grund zum Staunen genug; denn erst am 20. Juli 1831 konnte Goethe seinem Heinrich Meyer melden, daß nun endlich der Faust vollendet und damit „ein schwerer Stein über den Berggipfel auf die andere Seite hinabgedrückt“ sei⁶⁾.

Diesen letzten Lebensjahren gehören ferner noch die 1826 vollendete, reichend erzählte und sinnige „Novelle“ (die Gräblung vom Kinde und dem Löwen), ein Meisterstück im Kleinen, das großgefaßte Gedicht: „Bei Betrachtung von Schiller's Schädel“ (1826), die „Ehnenkisch-deutschen Jahr- und Tageszeiten“ (1827), das letzte Heft von „Kunst und Alterthum“, die Redaction des Briefwechsel mit Schiller, welcher dann in den Jahren 1828 und 1829 ans Licht trat, die Besorgung der neuesten Gesamtausgabe seiner Werke (1830 mit dem 40. Bande geschlossen, aber nach des Dichters Tode um nicht weniger als noch 20 Bände erweitert), die Vollendung des vierten Theils von „Dichtung und Wahrheit“, die kritischen Anzeigen von Geoffroy de St. Hilaire's „Principes de philosophie zoologique“ (erster Artikel 1830, zweiter Artikel 1832) u. s. f. v. an.

Uebersieht man diese Leistungen, so wird man sicher dem Engländer Reeves Recht geben, wenn dieser bemerkt: „Wessen man ihn aber auch sonst beschuldigen mag, nie hat man ihm vorgeworfen, daß er jemals in dem Streben ermüdet sei, sich selbst allseitig zu entwickeln und die Bildung seiner Nation zu befördern. In dem Bilde seiner späteren Lebensjahre ist etwas wahrhaft Großartiges, so viel Ruhe und doch so viel Thätigkeit. Statt

ist demnach seinem größten Theile nach wesentlich ein empirisches Proben, in dessen weite Räume er nach und nach sein Lebenserfahrungen ablagerte, um sich nach seiner Art von ihrer Zahl frei zu machen. Hätte er doch gleich willkürlich angesetzt, mit der Bemühung und der Idee der Dichtung außer allem Zusammenhange lebende Intermedien ein, in denen er Satire und literarische Wortlein verarbeitete. So gleich schon der erste Theil des Faust in manchen Partien, noch mehr aber der zweite dem noch etwas jenem Garten des Hellen Paganonia, an dem Goethe selbst in seiner letzten Reise das Monarche, Willkürliche und Barocke so scharf tadelt.

5) Vergl. im dritten Hefte der neuen Folge der „Kritischen Gänge“ von Vischer (Stuttgart 1861) den Aufsatz: „Zum zweiten Theile von Goethe's Faust“. Vischer stellt darin unter Anderem auch ein selbständiges Schema auf, wie, nach seiner Ansicht, der zweite Theil des „Faust“ hätte gestaltet werden sollen. 6) Wenn Goethe im 30. Jahre schreibt: „Es ist eine Kleinigkeit, das, was man im 20. Jahre conceipirt hat, im 82. außer sich herausstellen“, so wird dies kein Rühmwort zu verstehen wollen, als ob Goethe damit habe sagen wollen, er habe im 20. Jahre bereits auch den zweiten Theil des „Faust“ conceipirt.

mit den Jahren zu erkalten, wird seine Theilnahme an der Welt von Jahr zu Jahr lebhafter: jede neue wissenschaftliche Entdeckung, jede neue Erscheinung in der Literatur, jeden Fortschritt in der Kunst ergreift er mit der Verbegierde eines Kindes und ist immer bereit, mit Wort und That die Strebenden zu fördern. Hobes Alter ist ein relativer Begriff. Goethe war mit 70 Jahren jünger als Mancher mit 50, und im 82. besprach er den großen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire über vergleichende Anatomie in einer wissenschaftlichen Abhandlung, die wenige Menschen in ihrer besten Zeit hätten schreiben können.“ Man ersähe aus seinen Tagebüchern, berichtet Kantsler von Müller, „wie noch im höchsten Lebensalter er von frühesten Morgenstunden an in ruhig abgemessener Folge sich einer Unzahl von literarischen Arbeiten, brieflichen Mittheilungen, geschäftlichen Expeditionen, Prüfung und Beschauung von eingehenden Productionen und Kunstwerken, ernster und heiterer Lecture mannichfaltigster Art widmete.“ Man dürfte durchaus nicht ermangeln, bemerkt derselbe an anderer Stelle, „ihm bei jeder neuen vaterländischen Anlage, mochte sie eine Cassette, Kirche, Schule oder auch nur ein Thorhaus betreffen, die Risse vorzulegen.“ Gestand er doch selbst, wie er das Glück erfuhr, daß ihm in seinem hohen Alter Gedanken ausgingen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens wol werth wären.

Manche Andeichnungen erlebten, manche ihm nahegehenden Todesfälle vorbereiteten ihm sein Wüten während der letzten Lebensjahre. Zu den ersten gehörte die Verleihung des Großkreuzes des Civilverdienstordens der bairischen Krone, welches ihm König Ludwig an seinem 78. Geburtstage persönlich überreichte. Er war eigens zu diesem Zwecke nach Weimar gekommen und besuchte den greisen Dichter in Begleitung des Großherzogs. Aber am 14. Juni 1828 starb plötzlich am Schlage sein geliebter Fürst auf der Rückreise von Berlin zu Grabs bei Jergau am 14. Febr. 1830 die Großherzogin, deren regelmäßige Besuche in seinem Stubizimmer er unter seine schönsten Stunden zu zählen pflegte. Der erste ihm aus Tiefste erschlatternde Todesfall, von dessen Eindringen er sich durch einen gewöhnlichen Auenthalt auf dem im Saalbale reich gelegenen dorren Augen Schloße zu erholen suchte, veranlaßte ihn zu den au Edermann gerichteten Worten: „Ich hatte gedacht, ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott jagt, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter Nichts, als zu tragen und uns emporkuhlen, so gut es gehen will.“ Der Tod der edlen Großherzogin griß

54) Daß Goethe mit seiner Weisheit immer wieder jene heitere Gemüthsruhe zu gewinnen wußte, die ihm selbst erlaube, in milder Weise zu scherzen, das bereist nicht Anderem an, was der berühmte münchener Hofmaler Joseph Stieler von ihm erzählte. Dieser war im J. 1828 nach Weimar gekommen, um im Auftrag des Königs Ludwig den greisen Dichter nach dem Leben zu malen. Da sagte Goethe zu ihm: „Wir müssen eilen, das Gesicht zu deskommen. Der Großherzog ist weggegangen (mit Bezug auf dessen Tod) und nicht wiedergekommen. Wer verläßt einen, ob man morgen erwacht!“ Goethe war mit dem Porträt (von dem man

ihn ebenfalls auf Schwanenlichte an. „Ich muß mit Gewalt arbeiten“, sagte er zu Soret, der am folgenden Tage sich nach seinem Befinden zu erkundigen kam, „um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schiden. Der Tod ist doch etwas so Selbstfames, daß man ihn ungrachet aller Erfahrung bei einem uns so theuren Gegenstande nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unverwartetes eintritt.“

Der härteste Schlag sollte ihn jedoch noch treffen; er sollte in so hohem Alter auch noch seinen jählich geliebten Sohn, den Kammerath August von Goethe, verlieren und zwar fern vom Vaterhause. Dieser war zur Herstellung seiner vielsticht nicht ohne eigene Schuld gerüttelten Gesundheit am 22. April 1830 nach Italien gereist, wo er unter Anderem am Geburtstage seines Vaters der Ausgrabung jenes Hauses in Pompeji beigewohnt hatte, welches dann zu Ehren des Tages den Namen Casa di Goethe erhielt. „Eine Schnellsahrt nach Rom“, schreibt Goethe an Soret, „konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht befähigen; die ehrs- und liebevolle Ausnahme der dortigen leutsichen Männer und bedeutenden Künstler scheint er nur mit stierbhafter Hast genossen zu haben.“ Am 28. Oct. starb August von Goethe, oder wie Goethe sich in seiner Weise umschreibend ausdrückt: „Nach wenigen Tagen schlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Caisus anzukuhnen, an der Stelle, wohin sein Vater von seiner Geburt sich dichterlich zu sehen geneigt war.“

Stieler eine Copie für den Dichter verfertigte) äußerst zufrieden und bemerkt nach dessen Vollendung scherzhaft: „Ich danke dem Könige, daß er nicht den Scharfrichter geschickt hat, um meinen Kopf zu hängen. Gibt es mein Kopf, von Ihnen auf eine bequeme Weise abgenommen.“ Und ein andermal: „Der Kaiser hat die Götter der Erde, Nichts ist der Dichter. Ein Buch muß er schreiben, um vor das Publicum treten zu können; auf einer Tafel, mit einem Wille vermag der Künstler sich auszusprechen, die höchste und allgemeine Wirkung zu erreichen.“ Von der Gernelnschen Kunstreichung ober der von ihm kurzweg die „altersliche“ genannten Schule sprach er damals gar nicht sehr begeistert, ja wunderlicherweise ging er sogar so weit, die gelehrten Ropschen Untersuchungen zum „Hauch“ über die Folgen von Gernelnschen zu stellen; dieser sei ihm ja allentfing, bemerkt er, er träte nicht aus einander, und er fügte hinzu: „Dieses Gedicht hat man so oft dazwischen gesucht, ich halte aber dafür, daß es wenig für die bildende Kunst geeignet ist, weil es ja poetisch ist. Rops hat mehr das wirtlich Dargestellte ergriffen.“ Vergl. den Aufsatz: „Jede Stieler“ von Rudolf Wagner in „Blätter der Neuen Münchener Zeitung“ (Nr. 139—149, 1838).

55) Ueber Goethes Sohn vergl. Karl von Holtei's „Vierzig Jahre“, S. 30, und die Mittheilung „August von Goethe“ von St. Schöge in „Berichte Schriftstellers der Deutschen“. I. B. S. 129 ff. Schöge indet darin namentlich die vortheilhaften Urtheile des Verstorbenen und hat zu stellen: „denn es hätte sich im leutsichen Publikum“, bemerkt Schöge, „die allgemeine Sage verbreitet, daß der Sohn des berühmten Goethe vom großen Werke des Vaters das grade Gegentheil bilde. Ueberall, in Preußen, in Sachsen, am Rhein, im südlichen wie im nördlichen Deutschland mußte ich dieser Urtheil hören; daß Krüner, der den Namen Goethe's ausprobt, ohne für den Sohn dieses alten biazugsüßigen, weichen Mannes, beidernd nach Nichts und Nichts oder nach Popsale seiner eignen Dummheit auf das Schädlichste übertritt.“ Es ist immer schmerz, der Sohn eines sehr berühmten Mannes zu sein; hier kam aber noch der Umstand hinzu, daß neidische Frauen den

Der Tod seines Sohnes bewegte ihn aufs Heiligste; er äußerte sich bitter gegen das Schicksal. „Es scheint“, schreibt er an Zelter, „als wenn das Schicksal die Uebertreibung habe, man sei nicht aus Nerven, sondern aus Draht zusammengeflochten“, und gegen Vogel äußerte er: „daß die Aelteren vor den Kindern sterben, ist ganz in der Ordnung; unnatürlich aber ist, wenn der Sohn von dem Vater abgefordert wird.“ Aber: „Aber Gräber vorwärts!“ war sein Wahlpruch; er richtet sich wieder am „großen Begriffe der Pflicht aus“, und er schreibt an Zelter, der ja auch das harte Schicksal gehabt hatte, mehrere geliebte Kinder, einen Sohn sogar durch Selbstmord, zu verlieren: „Der Körper muß, der Geist will, und vor seinem Willen die notwendige Bahn vorgeschrieben steht, der braucht sich nicht viel zu besinnen.“ Indessen so viele Gemüthserschütterungen, verbunden mit unablässigen geistigen Anstrengungen, zogen dem Geiste in der Nacht vom 24. zum 25. November einen so heftigen Blutauswurf zu, daß man für sein Leben besorgt war. Dennoch erholte er sich auch von diesem Unfälle und seine Genesung verlief, seine hohen Jahre in Betracht gezogen, rasche Fortschritte.

Weniger als jene Todesfälle kummerte ihn die französische Julirevolution, und als Soret noch im Laufe des Tages, an welchem die Nachricht in Weimar einging, war, in höchster Aufregung in sein Zimmer trat, sprach Goethe zwar von einer „großen Begebenheit“, von einem „Vulkan“, der „zum Ausbruch gekommen;“ er meinte aber, zu Soret's größter Ueberraschung, etwas ganz Anderes als jenes so überaus wichtige politische Ereigniß. „Wir scheinen uns nicht zu versehen, mein Allerbest“, sagte Goethe zu Soret; „ich rede gar nicht von jenen Reuten, es handelt sich um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausdruck gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Extracte zwischen Cuvier und Geoffroy de St.-Hilaire.“ Es liegt aber doch etwas Großes in dieser Heilighaltung der Wissenschaft als des allein Erhigen und Dauernden, neben dem alle noch so wichtig scheinenden Ereignisse nur vorübergehende Tagesbegebenheiten sind. Nachdem er sich aber mit dem großen wissenschaftlichen Ereignisse abgefunden, wendete er auch jenen politischen Tagesbegebenheiten seinen Blick zu. Er schrieb am 5. October an Zelter: „Das pariser Erdbeben hat seine Erschütterungen durch Europa lebhaft verzweigt; Ihr habt davon ja auch einen Zitteranstoß empfunden. Alle Klugheit der noch Ver-

henden liegt darin, daß sie die einzelnen Paroxysmen unschädlich machen und das beschäftigt und dann auch an allen Orten und Gaden. Kommen wir darüber hinaus, so ist wieder eine Weile ruhig. Mehr sag' ich nicht. Außerhalb Troja's versteht man's und innerhalb Troja's desgleichen.“

Scharfer nimmt hiervon Gelegenheit zu der Bemerkung: „Goethe glaubte nicht, wir lebten, an eine hercinbrechende Barbarei, sondern benutzte sich sein klares politisches Urtheil.“ Ob nicht aber auch Goethe die Möglichkeit, daß die Welt der Barbarei entgegenstehe, in Betracht gezogen habe, bleibt doch fraglich, wenn wir mit der obigen Ansicht Goethe's andere seiner Aussprüche, zumeist aus seinen höhern Jahren vergleichen; wir wissen ja, welche Beschäftigungen schon die erste Revolution in ihm hervorgerufen hatte. Er schrieb 1828 an Zelter: „Laß und so viel als möglich an der Gefinnung halten, in der wir heranlangen; wir werden, mit vielleicht wenigen, die Letzten sein einer Epoche, die sobald nicht wiederkehrt.“ Und zu GERMANN äußerte er: „Alle im Rückstretten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjectiv, dagegen haben alle vorstehenden Epochen eine objective Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückstretende; denn sie ist eine subjective.“ Das ist deutlich genug gesprochen. Noch mehr! Goethe gab Niebuhr gradezu Recht; er ängerte gegen GERMANN (i. d. „Gespräche“ Bd. 2. S. 325): „Niebuhr hat Recht gehabt, wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten darinnen.“ u. s. w.

Auch bei Goethe fanden sich, einem unverrücklichen Naturgesetze gemäß, Schwärzen und Gebrechen des Alters ein und Lewes erklärt es als „eine von den Uebertreibungen, welche sich die Ungenauigkeit des gewöhnlichen Ausdrucks gestattet“, wenn man sage, bei Goethe habe sich nie eine Spur von Alter gezeigt. Doch bemerkt auch der Hofrath Vogel, daß Goethe, trotz vieler Gebrechen, immer noch, zumal im Vergleiche mit andern Greisen seines Alters, einer solchen Fülle von Geistes- und Körperkraft genoßen, daß man sich mit Zuversicht der Hoffnung habe hingeben können, er werde noch lange der Welt erhalten bleiben. Sein Secretair Köstner schilderte auch seine Thätigkeit selbst im höchsten Alter als ganz riefenhaft. Noch im letzten Jahre (1832) schrieb er, außer der Fortsetzung seiner schon erwähnten Anzeigen von Geoffroy de St.-Hilaire's zoologischem Werke, Abhandlungen über pflankische Anatomie und über Spontani's projectirte Oper „Die Athenerinnen“, also über zwei einander ganz fern liegende Gegenstände; er legte im Januar und Februar seinem Freunde Volffsire Aufträge vor, welche seine Theorie des Regenbogens betrafen, er besprach noch in den letzten Lebensjahren eine abermalige Revidirten der Farbenlehre mit GERMANN, er beschäftigte sich fortwährend lebhaft mit seinen Sammlungen und den an ihn eingehenden artistischen Zusendungen; er las seiner Schwiegertochter Dittlie, die Alles that, um sein letzten Tage durch Pflege und Fürsorge zu erleichtern, selbst den zweiten Theil des Faust vor; er hatte seine Freude an der von ihr geleiteten Zeitschrift „Echo“; denn wieviel er bemerkte,

daß, den Sie gegen die Mutter August's von Goethe hegen, auch auf den Sohn übertragen und ihn wie jene mit erblichem Rastlos verfolgen. Der Sohn suchte sich zu betäuben und durch Trug und eine gewisse Verantstalt, die man ihm Schuld gibt und hinter der er seine tiefsten Schätze versteckt, an der Gesellschaft zu rächen. „Denn Wissenschaft, das mit einem Ueberange der Materie sich allmählig in seine Lebensweise mischt“, bemerkt St. Schütz, „braucht Veränderungen in ihm hervor, die für sein Glück, ja für sein Leben befürchten lassen.“ August von Goethe war nicht die prächtige Natur, die er zu sein sich anstrebte und für die man ihn hielt; das Gegenbild derselben düsterliche Versuche, „womit er das noch zu erwachende Gesellschafts-Journal „Echo“ ausstaltete.

dah aus einem solchen „dilettantischen Späße“ nichts Großes und Dauerndes herauskommen könne, so hielt er es doch für erfreulich, daß die dafür arbeitenden Herren und Damen eine Beschäftigung hätten, die sie gegen den „ganz hohlen und nutzlosen Klatsch schütze;“ auch lieferte er selbst einige Beiträge dazu. Dies „Chaos“ nämlich war ein jeden Sonntag erscheinendes Blatt, von dem nur 50 Exemplare gedruckt und unter die Mitglieder verteilt wurden und in das namentlich auch die in Weimar sich aufhaltenden Franzosen und Engländer in ihren Landessprachen Beiträge lieferten“).

Seinen letzten Geburtstag, den 28. Aug. 1831, verlebte er in dem ihm so werthen Almenau, dessen Bewohner eine sanfte und gemüthliche Feier veranstaltet hatten, die ihn ebenso ergötzte als rührte. Des Tages vorher hatte er noch einmal den Gidehadu besucht; er war, nachdem er am Ende der Fahrstraße ausgehiegen, mit fast jugendlicher Müthsigkeit nach dem Jagdhäuschen hinauf geeilt und da lag er wieder die von ihm vor etwa 50 Jahren (1783, nach Goedeke am 6. Sept. 1780) mit Bleistift an die Fensterrand geschriebenen rührenden Worte, die das „Rachtlid des Wanderers“ bilden. Er hätte damals, als er die dichtete, wol nicht geglaubt, daß es ihm bescheiden sein sollte, die Inschrift, nachdem die Theuersten vor ihm dahin gegangen, an der letzte überlebende eines der herrlichsten Menschentresse noch einmal als 82jähriger Greis zu lesen. Thänen drangen reichlich aus seinen alten Augen und tief gerührt und ahnungsvoll wiederholte er laut die beziehungsreichen Worte: „Ja! warst nur, bald ruhest du auch!“

Und bald sollte er ruhen; seinen nächsten Geburtstag sollte er nicht mehr erleben. Noch hatte er den Winter, wie wir gesehen, thätig und mit mancherlei Arbeiten beschäftigt verbracht, da erkrankte er plötzlich den 16. März 1832 in Folge einer Erkältung, die er sich wahrscheinlich beim Hinansgehen aus seinem stark geheizten Stuibzimmer in die kalten Räume des Vorderhauses zugezogen hatte. Zwar besserte sich sein Zustand am 17. so weit, daß er einen gehaltvollen Brief an Wilhelm von Humboldt, ohne Zweifel seinen letzten, dictiren konnte und Niemand mehr sich einer unmittelbaren Gefahr ersch, aber in der Nacht vom 19. zum 20. März erkrankte er plötzlich gegen Mitternacht mit eiskalten Händen und Füßen, mit Beklemmung und heftigem Schmerz aus der Brust. Am nächsten Morgen nahmen Frost, Schmerz und Brängnisung in bedenklicher Weise zu. Es gelang dem Arzte, Hofrath Vogel, diese qualvollen und bedrückenden Zustände zu erleichtern; aber die Hoffnung, ihn auch diesmal zu retten, hatte er aufgeben müssen. Goethe blieb fortan in dem bequemen Lehnstuhle, in welchem er größere Ruhe fand als im Bette, er unterließ sich mit Ruhe und Besonnenheit, drückte seine Freude bei der Nachricht aus, daß eine Remuneration, für die er sich lebhaft verwendete, von der Regierung bewilligt worden

sei, und unterzeichnete mit zitternder Hand eine Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung an eine junge von ihm in besondrer Schug genommene weimarische Künstlerin. Es war dies seine letzte Amtshandlung. Sein Zustand am nächsten Tage machte es zur Gewissheit, daß er seiner Auflösung rasch entgegengehe, obgleich er wenig mehr von den Beschwerden seiner Krankheit fühlte, im Lehnstuhle ruhig sitzend freundlich mit den Umstehenden sprach, auch noch in Salvandy's neuem Werke über die Revolution zu lesen versuchte, darin aber nur blätterte und es dann bei Seite legte. Daß sein Ende bevorstehe und zwar so nahe, hat er nach der Ansicht des Arztes wol nicht geglaubt. Anders Tages (22. März), während Ottlie neben ihm saß und mit ihren beiden Händen die seine umfaßt hielt, sang er an zu phantasiren, von einem „schönen weiblichen Kopfe, in prächtigem Gelock, auf dunkeln Hintergründe“, von Briefblättern Schillers, die er auf dem Boden zerstreut liegen zu sehen glaubte. Dann fiel er in einen sanften Schlaf und verlangte beim Erwachen nach Zeichnungen, von denen er geträumt haben mochte. Seine Sprache wurde nun immer schwächer und undeutlicher; doch will man noch die zum Belebten von ihm gesprochenen Worte gehört haben, man möge doch auch den zweiten Fensterrand öffnen, damit „mehr Licht“ einkomme. Zuletzt machte er noch mit dem Zeigefinger der rechten Hand Buchstabenzüge in der Luft, dann immer tiefer und tiefer, zuletzt auf der über seine Füße gestreuten Decke. Um halb zwölf Uhr sank er in die linke Ecke des Lehnstuhls zurück ohne ein Zeichen des Schmerzes und schied sonst schlummernd aus dieser Welt, aus einem Leben, das auch ihm zur „süßen Gewohnheit“, aber noch mehr zur Gewohnheit rastloser Thätigkeit und Arbeit geworden war.

Goethe war, Alles in Allem genommen, ein Geist von so außerordentlicher Vielseitigkeit, von einem solchen Umfange, man möchte sagen solcher Unermesslichkeit, daß es kaum je einem Einzelnen gelingen dürfte, ihn ganz zu erschöpfen und ihm nach allen Seiten gerecht zu werden; denn kaum glaubt man mit der einen Seite seines Geistes und seiner Thätigkeit fertig zu sein, so kehrt diese Seite selbst schon wieder eine neue Seite heraus, die unter ihr verkehrt war und die man vorher gar nicht geahnt hatte. Sehr wahr bemerkt daher der Franzose Henri Michot schon im J. 1847: „Nicht nur in Teutschland, auch in Frankreich, in England, in allen Ländern, wo man zu denken weiß, hat man schon viel geschrieben und wird man nicht aufhören zu schreiben über einen Mann, der in Ewigkeit neu sein wird wie die Bibel und Homer, wie Shakespeare und Voltaire es sind, über einen Genius, in Betreff dessen zu keiner Zeit man so verstehen sein wird, sich einzubilden, die Tiefen seines Geistes bis zum Grunde erschöpft zu haben.“ Und an einer andern Stelle bemerkt er: „Außer jenen geistigen Gaben, denen ihr Besizer Ruhm und so viele geheime Freuden verdankt, verleiht ihm die Vorsehung auch alle jene, welche dem Leben Reiz verleihen und es veredeln: Kraft und Schönheit des Körpers, Reize der Wohlhabenheit, Ansehen, Einfluß und Zuneigung des weiblichen Geschlechts, selbst

56) Vollständige Exemplare des „Chaos“ sind jetzt eine Rarität; ein solches befindet sich im Besitze des Hrn. Buchhändler Engel in Leipzig, der über Goethe's Handl. am „Chaos“ in seinem Werke: „Lebensgeschichte einer Goethebibliothek“ (S. 69—71) Nachweisungen gibt.

man wol selten ein gefegnetes Dasein erblickt hat! Wie der Opferer sein Opfer schmückt, so zielt zuweilen die Beschreibung auch wol ein junges auferwähltes Haupt; aber auf das Haupt Goethe's häuften sie ihre Gunstbezeugungen 84 Jahre lang, um uns in dieser andauernden Lebenskraft des Genies das imposanteste aller Schauspiele vor Augen zu stellen“).

Der Dritte Thomas Carlyle, der Uebersetzer des „Wilhelm Meister“, sagt: „Goethe wurde groß, weil er in seinem Zeitalter das war, was zu andern Zeiten Viele hätten sein können — ein wahrer Mensch. Eine wahrhaftige Natur zu sein, das war seine Größe. Wie seine bedeutendste Fähigkeit, die Grundlage aller andern, Verstand, Tiefe und Kraft der Phantasie, so war Gerechtigkeit, der Muth, gerecht zu sein, seine erste Tugend.“ Noch begeistert sagt Carlyle in seiner Schrift über die „Hero-worship“ von Goethe: „Diesem Manne ward wunderbarlich verliehen, was wir wol ein Leben in der göttlichen Idee der Welt nennen dürfen, Einblick in das innere göttliche Geheimniß; und gar seltsam steigt aus seinen Büchern die Welt abermals als göttlich, als Kunstwerk und Tempel eines Gottes abgespiegelt, hervor; durchleuchtet, nicht von wilder unklarer Feuergegluth wie Rahometh's, sondern von einem milden Himmelsglanze; ein wirkliche Prophetenschaft in diesen höchst unprophetischen Zeiten; für mich bei weitem das großartigste, wenn auch eins der ruhigsten unter allen den großen Dingen, die ihnen vorgegangen sind. Unser außerordentliches Muthen des Helden als Schriftsteller wurde allerdings dieser Goethe sein. Und ein gar angenehmes Amt wäre es für mich, von seiner Heldenhaftigkeit zu reden: denn wol erachte ich ihn einen echten Helden; heroisch in dem, was er sagte und that, und vielleicht mehr noch in dem, was er nicht sagte und nicht that; für mich ein Anblick edler Art: ein großer heroischer antiker Mann, schweigend wie ein antiker Held, unter der Gestalt eines modernen, feingekleideten, hochgebildeten Gelehrten und Schriftstellers!“ Nur meint Carlyle, daß das Verständnis Goethe's zur Zeit (Carlyle hielt die betreffenden Vorlesungen zu London im J. 1840) in England noch nicht der Art sei, daß man es wagen dürfte, von ihm vor einem großen Publicum zu sprechen; für die Meisten würde Goethe doch immer zweifelhaft und unbestimmt bleiben; sein Einbruch anßer ein falscher bliebe zu erwarten; man müsse Goethe daher der Zukunft anheimstellen. Carlyle wollte damit wol einfach sagen, daß die Bildung in England, wenige Ausgewählte ausgenommen, noch nicht den hohen und freien Standpunkt erreicht habe, der dazu nöthig sei, um einen Goethe auch nur annähernd verstehen und würdigen zu können“). Ein anderer Dritte, Lewes, bemerkt in seiner Biographie Goethe's: „Ich werde nicht verfallen, seine Fehler zu vertheidigen. Man möge sie so hart beurtheilen, wie die strengste Gerechtigkeit verlangt,

doch werden sie nicht das centrale Licht verdunkeln, das sein Leben durchleuchtet. Er war groß, wenn auch nur an einer Höheit der Seele, an einer Hochherzigkeit, die keine Spur von Keib, von Kleinlichkeit, von Niedrigkeit seiner Gedanken bedecken oder entstellen ließ. Er war groß, wenn auch nur in der Selbstbeherrschung, welche widerstehliche Triebe den geraden Weg zu wandeln zwang, den Willen und Vernunft geboten.“ Derselbe Dritte mußte die triviale Entdeckung machen und den jehosifischen Verkleinern Goethe's vor Augen stellen, daß der Dichter eines „Zafso“ einer „Iphigenia“, eines „Eros wie „Hermann und Dorothea“ und so zahlloser lyrischer Poesien, in denen sich die edelste, menschliche Gefinnung, das zarteste Gefühl und der höchste Sitten- und Seelenadel ausprechen, unmöglich ein kalter, selbstfüchtiger, unedler Mensch gewesen sein könne.

Der Nordamerikaner Emerson nennt Goethe in seiner Schrift „Representative men“ den „wahren Typus der Gesehskultur“, einen „männlichen Geist, der, unerrt durch die vielen conventionellen Hüllen, mit denen das Leben sich überzogen hatte, sie mit der Schärfe seines Geistes gradezu durchdrang und aus der Natur, mit der er in völliger Gemeinschaft stand, seine Kräfte zog;“ er meint, „jede Pore seiner Haut scheint ein Auge zu sein,“ und er fährt dann fort: „Es ist Nichts in der Welt, das zu wissen Goethe nicht ein Recht gehabt; es gibt keine Waffe in der Rüstkammer des Geistes, die er nicht zur Hand genommen hätte, aber nie, ohne aus Gesehsbedenken darauf zu achten, daß ihn sein Werkzeu nicht zu einem vortheilhaften Urtheile hinrücke. Auf jegliches Ding läßt er einen Lichtstrahl fallen, ja läßt ihn zwischen sich und sein liebtes Eigenthum dringen. Ihm war Nichts verborgen, Nichts vorzuenthalten. Die lauernden Dämonen saßen ihm und der Heilige, der die Dämonen gesehen, und das Ueberflüssige verlorperte sich ihm. . . . Er hat dem Buche um Theil wieder seine alte Macht und Würde zurückgegeben. In einem übercivilisirten Lande und zu einer Zeit erstrichen, wo natürliche Begabung unter der Last von Büchern und mechanischen Hilfsmitteln und der Masse mannichfacher zerfallender Anforderungen erdrückt wird, lehrte Goethe seine Zeitgenossen, wie diese Massen dunt zusammengekaufter Stoffe zu bewältigen und nutzbar zu machen sind.“ Der Holländer D. W. Dyppeier sagt in der Vorrede zu der holländischen Uebersetzung der Goethe'schen Biographie von G. R. van Hais (Utrecht 1856): „Alles, was man als Mensch fühlen kann, ist auch von Goethe gefühlt worden, und zwar mit all der Gluth, womit allein der wahre Dichter fühlen kann, wie dies auch in seinen kleinen lyrischen Gedichten warm und innig zu unserm Gemüthe spricht. Er war nicht gleich dem Dämon, der den Seelenzustand, ohne ihn zu empfinden, wiedergibt, sondern er war das überfließende Gemüth, das sich in Worten entäußert und sich an der Brust eines Freundes seiner Bürde entlasten mußte.“ Ferner geschieht der berühmte schwedische Geschichtsschreiber Erik Gustaf Geijer: vor Allem habe Goethe auf ihn einen unermeßlichen Einfluß gehabt, und mit Grund könne er sagen, daß er

57) Vergl. „Mémoires de Goethe, traduits et précédés d'une introduction par Henri Richelot.“ (Paris 1847.) 58) Siehe „Thomas Carlyle über Goethe, Gedenkrede und das Gedenkmäthilde in der Gesehschichte. Sechs Vorlesungen. Uebers. von J. Reuberg.“ (Berlin 1853.) S. 279 ff.

von seinem Menschen mehr gelernt habe, und der schwedische Dichter Atterbom nennt Goethe „einen Dichter voll Zukunft,“ den „Stifter einer Schule im wahren Sinne des Wortes,“ eine persönliche Encyclopädie alles dessen, was in der Cultur der Gegenwart Gutes zerstreut er scheint.“

Es sind hier absichtlich die Aussprüche hervortragender Ausländer zusammengestellt worden — und wir könnten ihnen noch eine Menge anderer beifügen, wie ja auch schon weiter oben die huldgebenden und ehrsüchtigen Ausprüche Byron's und Walter Scott's, also gerade der bedeutendsten Dichter Englands neuerer Zeit, citirt worden sind — weil seit etwa Anfang der zwanziger Jahre grade in Teutschland die mißgunstigen und neidischen Urtheile über Goethe sich hervorgewagt und wesentlich dazu beigetragen haben, auch im Auslande falsche und schiefe Ansichten über Goethe zu verbreiten. Nur haben die wirklich an Bildung hochstehenden Ausländer Goethe's Größe und Weltbedeutung niemals in der Weise verkannt, wie dies in Teutschland von Manchen geschehen ist, welche sich zu Worthören aufgeworfen haben oder als solche mit Recht oder Unrecht gelten; und so haben jene einsichtsvollen Ausländer wieder wesentlich dazu beigetragen, in den letzten Jahren auch in Teutschland eine gerechtere Würdigung Goethe's selbst in weiteren Kreisen zu befördern. Nicht als ob es in Teutschland jemals an solchen gescheit hätte, welche Goethe's unermessliche Verdienste um die teutsche Literatur und Nationalcultur im vollsten Maße zu würdigen und sie klar an das Licht zu stellen gesucht hätten?; ja es hat selbst an solchen nicht gefehlt, die durch hyperbolische und dabei unflatte und nebelhafte Lobpreisungen, durch die Eucht, auch seine Mängel als Vorzüge, seine schwächeren Hervorbringungen als Meisterwerke und seine einsichtigen Aussprüche als geheimnißvolle Weisheiten erscheinen zu lassen, von selbst Widerspruch und das Gerücht von „Goethomanie“ und „Goetheidolatrie“ hervorriefen; namentlich aber schädeten ihm diejenigen, welche seine lebliche und geistige Erscheinung als den Inbegriff aller menschlichen Vollkommenheiten, ja als die eines Gottes zu feiern sich gewöhnten. Indem nun aber das Bild Goethe's in Teutschland selbst so von den entgegengegesetzten Seiten hier als Ideale, dort in Gemeine verrückt und verzerrt worden, war es von größtem Nutzen, daß und das Urtheil hochstehender Ausländer zu Hülfe kam, das ohnedien so vielen Teutschen Autorität ist.

59) Zu ihnen gehört, um hier nur Einen zu nennen, Barnhagen von Enke, der unter Anderem an eine Freundin (Amely Wille) schrieb: „Sie lieben Goethe nicht — diese fesselhaften Worte habe ich von Ihnen gehört! Ich aber glaube, daß Nichts Ihnen nobler und fruchtbarer wäre, als diesen Lehrer und Freund auf sich wirken zu lassen.“ und ein andermal: „Er ist ein Freund und Lehrer, wie ich keinen mehr weiß — für einen Teutschen unseres Teutschlands, das ja auch immer noch das feine ist.“ Vergl. „Briefe an eine Freundin. Aus den Jahren 1843 — 1853.“ (Barmhagen 1850.) Zu gleichem Ende sprach sich Barnhagen, dieser unter den Herren Goethe's der unerschütterlich, in den Jahren vor seinem Hinscheiden mehrfach gegen Däpfer auf, der darüber im Vorworte zu seinen „Neuen Goethe-Studien“ berichtet hat.

Man hat Goethe in Teutschland selbst von den entgegengegesetzten Standpunkten angegriffen. Gottschalk bemerkt in seinem schon angeführten Werke: „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ in dieser Hinsicht: „Der triviale Versuch (Nicolaï), die romantische Ueberschwänglichkeit (Kavalis), der Patriotismus und die bürgerliche Moral (Wenzel), der politische Radicalismus (Börne) und die Dithyrie (Hengstenberg) erklärten sich nach einander gegen ihn und sprachen ihm jede Verechtigung ab.“ Angriffe von so ganz entgegengeetzten Seiten haben sich gegen einander auf und sind daher nichtig; denn wenn ein Autor einem Nicolaï zu überschwänglich und einem Kavalis zu vernünftig realistisch, einem Börne zu ultraconservativ und einem Hengstenberg zu radical erscheint, so liegt schon darin der Beweis, daß sein Standpunkt grade der correcteste und vernünftigste, der wahrhaft conservative gewesen sein müsse. Am ungerechtfertigsten aber und aufgänglicher Unkenntniß oder bösem Willen beruhend ist der oft gehörte Vorwurf, daß Goethe ein kalter, herloser Geist gewesen. Sein Leben, wie es oben flüchtig ist, sein Wirken, seine Handlungen, seine in seinen Schriften niedergelegten Gedanken, Ansichten und Grundsätze stempeln eine solche Beschuldigung zur Lüge oder zur Verleumdung. Diejenigen, welche diese zumeth als späterer Zeit flamme die Anklage gegen ihn schleudern, haben Grund, schamroth zu werden gegenüber den eben vollsten Zeugnissen, welche die Mitweltenden, die ihn doch am gründlichsten kennen mußten und zum Theil als seine Mitbewerber um literarischen Ruhm vielfach Anlass hatten, ihn zu hassen und zu beneiden, ihm aufzustellen nicht umhin konnten. Welche Zeugnisse könnten berechtigt sein als diejenigen, welche Karl August, Herder, Wieland, Schiller, Jacobi, Jung-Stilling, Merck, Zimmermann, Knebel, der jüngere Voss, der Keitheimer Moriz, der Kangler von Müller und viele Andere, die sein Wirken genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatten und zum Theil selbst seiner ungenügnigsten Fürsorge sich zu erfreuen hatten, seinem edeln, humanen Charakter aufgestellt haben? Viele von diesen Zeugnissen sind oben schon citirt worden; ebenso viele könnten noch genannt werden, wenn dies nicht zu weit fährte. Goethe war kein Herrscher und dem Lande, zu dessen Mitregierung er berufen war, der treueste und thätigste Diener, seinen Freunden der aufopferndste Freund, seinen Aeltern, wie Zimmermann von ihm rühmt, „der beste und liebendwürdigste Sohn,“ und seinem Sohne der väterliche Vater. Zahlreiche junge Gelehrte, die auf seinen Betrieb nach Weimar oder an die Universität Jena berufen wurden, eine große Zahl dramatischer Dichter, deren Stücke er, so wenig sie sich bisweilen dazu eigneten, auf dem romantischen Theater zur Aufführung brachte, Ruler, Tauskinkler, Dautenküster, Bildhauer und Naturforscher sind durch ihn in aller Weise gefördert worden und verdanken ihm Erfindung und Gedeihen. Es ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß, wenn man eingehend mit dem Leben und den Briefschaften geachteter Dichter sich beschäftigt, dem Forscher hier und da einzelne bestrebende

Jüge, Jüge von Härte und Selbstsucht austauschen, die man mit dem vielleicht sehr idealistischen Charakter ihrer Dichtungen nicht gut zu vereinbaren wußte. Ganz das Gegenstück findet bei Goethe statt. Man geht vielleicht mit einiger Vorbeugenommenheit an die Prüfung seines Lebens; aber je mehr man sich mit diesem beschäftigt, um so lieber gewinnt man Goethe, selbst in seinen Schwächen, weil man erkennt, daß selbst diese aus dem inneren Kerne seiner liebenswürdigen Natur hervorgegangen und mit seiner humanen Lebensanschauung im Zusammenhange standen. Ja man kann sagen, daß Goethe zu denjenigen Menschen gehöre, welchen es gelang, durch unablässige Arbeit an sich selbst die unlöslichen Eigenschaften, die dem deutschen Charakter anhaften, an entscheidenden zu überwinden, kleinere Mängel abgerechnet, die das Urtheil der menschlichen Natur überhaupt und vielleicht der deutschen insbesondere sind und von denen einige im Laufe der Jahre verschwanden, andere im höheren Alter wieder lebhafter bei ihm hervortraten.

Doch möge auch gegen diese Anklagen Goethe's ein Ausländer, der Franzose H. Stedouin, hier gehört werden. Dieser theilte im Laufe des ersten Vierteljahrs 1861 in der pariser „Illustration“ einen Aufsatz unter der Ueberschrift „Une episode de la vie de Goethe“ mit, zu dessen Anfange er sagt: „Das Genie Goethe's ist allgemein anerkannt, aber sein wirklicher Charakter, seine hohen moralischen Eigenschaften fangen erst jetzt an, nach ihrem wahren Werthe gewürdigt zu werden.“ Man habe, heißt es weiter, selbst in Deutschland ihn bis vor Kurzem für einen herzlosen, egoistischen Menschen gehalten, aber ein solches Bild stimmt nicht zu der unumfänglichen Thatfache: „daß Goethe von allen denen, welche ihn kannten, von Kindern, Frauen, Beamten, Professoren und Dichtern angebetet war. Aber freilich, das Publicum kümmerte sich nicht um diese Gegenbeweise und noch weniger suchte es sie sich zu erklären; denn im Leben finden die seltsamsten Gerüchte und die undenkbarsten Fabeln, womit Unwissenheit und Bosheit gewisse Namen zu umhüllen suchen, zuerst Glauben, Dank jener bejammernswürdigen Neigung der Menschen, Alles, was sie über ihre Nebenmenschen erzählen hören, ungeprüft zu glauben und weiter zu verbreiten, ohne weiter zu untersuchen, was daran auch wahr sei.“ Dank dem Himmel, fährt Stedouin fort, hätten einige wichtige Arbeiten, die deutschen von Bischoff und Schaefer und die englische von Lewes, wenigstens in Deutschland und England jenes Lügengetöse, „in welches die Bosheit die eide und große Gestalt Goethe's gehüllt habe“, zerstört. Die von Stedouin mitgetheilte Episode ist die mit Goethe's Schlingung Kraft, aus Lewes' Werke überseht. Stedouin bemerkt zum Schlusse: „Es scheint, daß Niemand diese Briefe, welche wir eben übersehen, ohne Bewegung wird lesen können. Sie enthalten vor unsern Augen eine Natur von so vollendeter Zartheit, von einem so wahrhaften, rein menschlichen Mißgeschick für die Lebenden des Nebenmenschen, von einer so bewundernswürdigen Bereitwilligkeit, dem Unglücke durch Opfer zu Hülfe zu kommen, wie sie Freunden selten und Fremden noch seltener

gebracht werden, daß wir nicht anstehen, die dem großen Namen Goethe's so lange Zeit angebliebenen Epitheta der Kälte und Heringsfäule als eine gottschäferliche Beschimpfung der edelsten menschlichen Gefühle zu betrachten.“ Wie sehr muß man da Lewes Recht geben, wenn er anruft: „Es hat für mich etwas schmerzhaft Erschütterndes, daß solch ein Mann so lange Jahre hindurch sowohl in seinem Vaterlande als bei uns in England als kalt und herzlos bezeichnet, ja verflucht worden ist. . . . Wie ein so herzloses Versehen der erste Dichter der neuen Zeit werden, wie ein blutloser eifriger Diplomat in seinen Werken das ganze menschliche Leben vor und andbreiten konnte, dies Wunder zu deuten fiel Niemandem ein, bis Menzel auftrat und mit beispielloser Frechheit die Behauptung aufstellte, Goethe sei kein Genie, sondern nur ein Talent gewesen, und die ganze Wirkksamkeit beruhe auf ihrem Eyle — auf einem gewissen Geschick der Darstellung.“

Und doch lag schon seit 1847, wo der Schiller-Körner'sche Briefwechsel erschien, jenes glänzende Urtheil Herder's über Goethe vor in dem Schreiben Schil-

60) Die von Stedouin überseht Episode aus der Lewes'schen Biographie Goethe's findet sich im ersten Bande der französischen Uebersetzung S. 485 fg.; auch die oben in Anführungsstriche gefassten Stellen aus der Mittheilung Stedouin's find zum Theil wörtlich von ihm aus Lewes überseht. An Stellen, die von dem französischen Uebersetzer, in Goethe's Leben sehr richtig. Einige davon hat Niemand in seinen „Mittheilungen“ 1, 102—105 zusammengefaßt. Wie Goethe erfuhr, daß ein Sohn Herder's 80 Thaler Schenken habe, zahlte er die Summe aus seiner Tasche, damit der leidende, hypochoandrische Herder Nichts davon erführe. So berichtet der jüngere Bes, der auch erzählt, daß ihm die Frau, bei der er seinen Wittagniss fante, gesagt habe: Goethe sei der Segen Weimars, Alles brachte er ins Glück, und er sei der Wohltäter aller Hülfsbedürftigen. Von berichtet, daß er einen sehr ansehnlichen Theil seines Kabinetts in Unterstagen verwannte, und nach einer Mittheilung A. von Sternberg's befand sich in seinem Arbeitszimmer ein kleiner Eschrank, der die Bekleidung hatte, „Gestirnen aufzunehmen, die als Klammen auf die diocretische und wirksame Weise vertheilt wurden.“ Er behauptet nicht, daß ein jener damals durch den Komiser Waren in Aufnahme gekommenen Sinne, in denen die Juden als Juden an den Pranger gestellt und überdies gemacht wurden, auf der weimarschen Bühne zur Darstellung taumel. „Ost bei der Weich, süßlich und gut!“ war so sein Grundzug, dem er auch praktisch nachlebte, und mit Recht sagt Grafen d'Agout (Daniel Stern) in ihren „Exquisites morales“ von ihm: „On peut dire de Goethe qu'il n'a d'ailleurs la bonté à la puissance d'une philosophie.“ Seiner Gemüthslichkeit rehet auch befreundeter der Umstand das Wert, daß er sich gern mit Kindern beschäftigte und sich durch Freundschaft, Offenheit, Milderherzigkeit u. s. w. leicht ihre Gunst erwarb. 61) Wenn Lewes weiter meint, Menzel's Buch über die deutsche Literatur sei von England gänzlich verwerfen und die Uebersetzung besitzen mit „grundlicher Gleichgültigkeit“ aufgenommen worden, so scheint dies leider doch nicht so ganz der Fall gewesen zu sein. Menzel's Beschuldigungen gegen Goethe hängen, wenigstens früher, aus den Urtheilen von Angländern über Goethe nicht weiter; woher sollen auch die Deuten etwas von Goethe's Geistesum wissen, da seine Werke nur den humansten Geist widerspiegeln? Wenn Goethe in Menzel's Augen nicht weiter als geistlicher Esch und nicht als Talent ist, so ist es kein Wunder, wenn der Franzose Renoult behauptet, Niemand lasse sich so genau mit Goethe vergleichen als Renoult, denn beide seien gleich ungenügend Spiegel, welche in wunderbarer Weise Gefühle und Eigenschaften abspiegeln, die sie doch nicht empfinden?

ler's vom 12. Aug. 1789 an seinen Freund Körner: „Goethe (weil ich Dir doch Herder's Schilderung versprochen habe) wird von sehr vielen Menschen (auch außer Herder) mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller bewundert. Herder gibt ihm einen klaren universallischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, Vieles zugleich sein. Nach Herder's Behauptung ist er rein von allem Intriguegeiste, er hat wissenschaftlich noch Niemanden verfolgt, noch seines Anders Ohiad untergraben.“⁶²⁾ Freilich liegen in demselben Briefwechsel auch einige sehr harte, absprechende Urtheile Schiller's über Goethe's Egoismus aus wenig späterer Zeit vor; aber man weiß, aus welchen Motiven, Stimmungen und Verhältnissen diese Urtheile hervorgegangen sind; man weiß, daß Schiller damals Goethe aus respectvoller Entfernung und als ein Hinderniß seines eigenen Emporkommens betrachtete; man weiß, daß Schiller diese Urtheile, neben denen doch immer die höchste Bewunderung für Goethe's geistige Begabung einherging, in seinen Briefen an Körner später corrigirte und milderte; man weiß endlich, daß Schiller ja später Goethe's inniger Freund wurde und daß er nun bei gewonnener besserer Einsicht in die edlen und großen Eigenschaften desselben gewiß mit einiger Beschämung an die früher über ihn gefällten herben Urtheile zurückdenken mochte. In dieser richtigen Erkenntniß schrieb Schiller jenen erst in den letzten Jahren durch den Altonaer Merkur bekannt gemachten Brief an die Gräfin Schimmelfenn, worin er Goethe's hohen moralischen Eigenschaften die unbedingteste und wärmste Anerkennung zollt und ihm nachrühmt, daß er es sich 20 Jahre mit der redlichsten Anstrengung habe sauer werden lassen, die Natur in allen ihren drei Reichen zu studiren und in die Tiefen der Wissenschaft zu dringen, daß er in den Naturwissenschaften auf seinem ruhig einsamen Wege den Entdeckungen vorausgeeilte sei, „womit jetzt (1800) in diesen Wissenschaften so viel Parade gemacht wird.“ Mit noblerer Anerkennung schreibt Schiller in diesem Briefe von Goethe: „Die Natur hat ihn reicher ausgestattet als irgend einen, der nach Schaleppeare aufgetreten ist.“ Ein anderer Kenner und Freund Goethe's, der genugsam Gelegenheit hatte, ihn nicht nur von Seiten seines Geistes, sondern auch seines Herzens kennen zu lernen, Ludwig von Knebel, schrieb über ihn: „Wie angenehm ist es, unter den gemeinen Gelehrten einen Mann zu sehen, dem es um wahre Wissenschaft und Weisheit zu thun ist.“⁶³⁾ und Herder's Frau nennt ihn 1789 in ihren Briefen an ihren Mann eine „treue, männliche Seele,“ den „Festen und Unwandelbaren unter allen,“ und sie fügt, so oft er kommt, „daß ein sehr guter Geist um und in ihm ist.“

Freilich fühlte er sich, und Niemand wird es ihm verdenken, als „ein höheres Wesen,“ das selbst der Frau Herder durch die „Allerhöchste,“ die es ausübte, dann und wann lässig wurde. Er gebrauchte die Menschen als Substrat für seine höheren poetischen Zwecke; wie er selbst leicht entflammbar war, so suchte und wußte er auch in den weltlichen Geschöpfen, die ihn anjagten, heftige Leidenschaften zu entzünden, sich selbst aber dabei in einen Conflict zu versetzen, von dem er sich dann durch irgend eine poetische Schöpfung zu befreien wußte. So lernte er die Liebe in allen ihren Wendungen und Nuancen erfahrungsmäßig darstellen, und dieser Methode, wenn man sie so nennen darf — denn Goethe verfuhr dabei in jedem einzelnen Falle mit vollkommener Klarheit und leidenschaftlicher Hingebung oder täuschte höchstens auch sich — diesem erfahrungsmäßigen Studium verdankt man es, daß seit Schaleppeare kein Dichter die echte unverbildete Weiblichkeit so treu und wahr darzustellen gewußt hat wie Goethe. Aber da hatte man doch wieder einen willkommenen Anlaß, die grundgoethische Natur Goethe's an einem schlagenden Beispiele zu bemessen. Goethe hat hiernach so und so viele weibliche Geschöpfe aus Grausamkeit gequält, um die Zustände ihrer Nerven zu beobachten und sich daran zu ergötzen; er hat sie gemordet, auf den Scheiterhaufen gebracht und mit der Kälte eines Professors der Anatomie wohlgefällig zerlegt. Gerade diese Beschuldigung, die ja wol auch aus Leuschlag ihren Ursprung nahm, wurde hier und da auch im Auslande aufgegriffen. Remoine, der seiner Zeit über das vorerwähnte Werk Rißel's im Journal des débats berichtete, bemerkt in seiner Kritik unter Anderem: Möchte es auch seit Anfang der Welt so gewesen sein, daß die Dichter in ihren Schöpfungen nur das mehr oder minder treue Ideal ihrer eigenen Leidenschaften hinstellten, so sei doch für unsere Zeit das charakteristisch, daß man diese Art Intimité, dem ehemals die Poeten frei- und unfreiwillig gefolgt seien, jetzt in eine Art System verwandelt habe. Sonst wäre auch jene Analyse, Zerstückung und Zergliederung, jene Klinik des menschlichen Herzens, die man auch die intime Literatur nenne, nie zu ihrer jetzigen vollkommenen Ausbildung gelangt. „Jetzt kam man,“ fährt Remoine fort, „dahin, nach Gemüthsbeobachtungen zu haben, nur um sie zu schildern. Man erregte, man erzbte, nein noch mehr, man erzwang die Leidenschaften, um darin eine Ader von Poesie auszuheben. Man liebte nicht mehr, um zu lieben, sondern um davon zu singen. Wehe euch Weibern, die ihr diesen kalten, bezogen, selbstschätigen Dichtern zum Opfer fallt, euch Opellen, die ihr euch diesen Processführern der Leidenschaft zum Eigenthum gebt! Euer Herz wird fortan nur eine Harfe sein, deren Saiten man ohne Erbarmen zer schlagen wird; deren geheimste Töne bestimmt sind, vor dem Publicum prostruirt zu werden, deren letzter Schmerzenslaut ein Kant der Wollust ist für das Ohr dessen, der euer Dasein mordete! Arme, gute Geschöpfe, die ihr euch geliebt wähnt! Nein, nein, man beobachtet, man studirt, man zerlegt euch nur; experimentum in anima nobili. Ich will nicht behaupten,

62) Siehe Schiller's Briefwechsel mit Körner. I. Bd. S. 136 — 137. 63) Siehe den schon erwähnten, von Dänger herausgegebenen Briefwechsel Ludwig von Knebel's mit seiner Schwester Henriette.

daß Goethe seinen literarischen Grundsatz bis zu diesem Extreme durchgeführt habe, aber er ist in diesen Grundsätzen der Lehrer gewesen, und man weiß, daß die Schüler stets die Tendenzen ihrer Lehrer überschreiten und in der Anwendung übertreiben. Welche noble, vornehme Passion — Weiberherzen zu brechen und weiblichen Glauben mit Füßen zu treten, welche Heldenthat, an dem letzten Juden *noch* wehrlosen Opferd sein Auge zu weihen! Und dies nennt man das *Thum* einer oder das gemeine Vorurtheil hinwegzuleben, „großen“ Seele!

Auch in englischen Kreisen hat man dieses Schreckensgemälde sehen können und zwar besonders in Bezug auf Bettina, mit welcher Goethe in dieser raffiniert grausamen Weise verfahren sein soll. Daß diese Ansicht auf gänzlicher Unkenntniß des Sachverhältnisses beruht, und daß eher umgekehrt Bettina sich an Goethe (schon damals Chemann!) mit einem Ungestüm andrängte, während er sich vollkommen ablehnend gegen sie verhielt, das wird Jedem einleuchtend sein, der sich eingehend mit dieser wunderlichen Episode in Goethe's Leben beschäftigt oder auch nur unsere obige Darstellung des Verhältnisses gelesen hat. Aber auch Aenanden ist von Goethe launisch gequält und Friederike verlassen worden!*) Man beurtheilt da Goethe, als ob er in Leipzig und Straßburg ein schon fittlich geisteter, nur nach Amt und Hausstand als höchsten Ziels strebender geistlicher Mann und nicht ein leichtsinniger Akademiker und Poet gewesen wäre. Was würde von den größten Männern aller Zeiten und Nationen (z. B. Schopenhauer, der Frau und Hans verließ) übrig bleiben, wenn man an sie den rigoristischen Maßstab anlegen wollte, den man an den leipziger Studenten, an den wenig mehr als 16jährigen jungen Goethe anzulegen gewohnt ist? Wunderlich erscheint es mir, daß dieselben Leute ihm Wankelmuth, Selbstsucht und Untreue gegen die Frauen vorwerfen, die es vielleicht ganz in der Ordnung finden würden, wenn er selbstsüchtig und grausam genug gewesen wäre, seine Christiane sammt ihrem Sohne im Stiche zu lassen und dem Glende und der Verachtung preiszugeben!

Man hat Goethe des Stolzes beschuldigt, weil er, wenigstens im höheren Alter, förmlich, ceremoniös und reservirt erschien. Er beobachtete diese Haltung namentlich blasierten Vornehmen gegenüber, welche, mit so und so viel Empfehlungsschreiben versehen oder auf Rang und Stand pochend, zum Theil auch mit der Einbildung behaftet, durch irgend eine Eigenschaft oder eine Anfangserleistung selbst den Beifall eines Goethe zu erlangen, ihn zu besuchen kamen, um doch auch sagen zu können, daß sie Weimars wie Deutschlands größter Werkwürdigkeit, dem berühmten Goethe, persönlich gegenübergestanden und sich seiner besondern Huld zu erfreuen gehabt hätten. Gegen diese Individuen, die ihn um seine ihm wie der Nation theuere Zeit bestahlen und ihn durch

fache Schmeicheleien langweilten und ärgerten, benahm er sich dann freilich oft aus Muserie vornehm und kühl abweisend, nicht als Dichter mit offener Brust, sondern als bis zum Halse zugeknöpfte Excellenz. Goethe selbst bemerzte einmal zu einem Besuchenden, der ihm wirklich gefallen hatte: „Oft quälten mich Durchreisende mit langweiligen Besuchen, und da ich mich jezt mit der Astrologie beschäftige, so lege ich ihnen zuweilen meine vorhandenen Knochen vor, das erregt den Besuchenden Langeweile — und sie empfehlen sich. Ich habe diese Vorlage bei Ihnen vergessen.“⁶⁵) Er hatte um so mehr Grund, sich in solchen Fällen vornehm und reservirt zu benehmen, da er wol wußte, daß manche mit ihrer Aufmerksamkeit die geheime Absicht verbanden, über die Unterhaltung, deren er sie würdigte, öffentlichen Bericht abzustatten. Jungen Poeten, welche die Taschen voll lyrischer Gedichte zu ihm kamen und wol gar den Anspruch erhoben, daß er sie lesen und recommendiren möchte, suchte er auch wol die Lust, ihn um die Durchsicht ihrer poetischen Versuche zu bitten, von Vornherein durch irgend eine paradoxe Behauptung zu benehmen; er sagte z. B. zu ihnen, ein Gedicht sei eigentlich ein „Nichts“⁶⁶). Es konnte nicht fehlen, daß manche dieser lästigen und judenähnlichen Besucher aus Aerger über den ihnen zu Theil gewordenen kühlen oder geringschätigen Empfang das von den Weibern alles Großen gern geglaubte Gerücht verbreiteten, Goethe sei ein stolzer Patron und hochfahrender Aristokrat. Dies that selbst der Dichter Bürger, der sich durch ein bekanntes, noch jezt von Zeit zu Zeit in den Blättern mit Wohlbehagen abgedrucktes Epigramm an Goethe für die kühle Abweisung rächte, die ihm 1789 bei einem Besuche desselben zu Theil wurde. Aber Bürger war mit den anmaßenden Worten: „Sie sind Goethe, ich bin Bürger!“ bei ihm eingetretten und Goethe, hierdurch verletzt und überhaupt ein Betrad jener plebejischen Judengleichheit, wie man sie so häufig in Teutschland antrifft, würdigte ihn seines literarischen Gedankenaustausches, sondern befragte ihn über die Zustände und die Frequenz der Unterthänigk. Göttingen. Goethe hätte allerdings wol würdiger gehandelt, seinen kleinen Aerger zu überwinden, denn dieser Plebejer war ja doch immer der vom Schicksale so hart behandelte Schöpfer der teutschen Ballade, der Dichter der „Lenore“; vergesse man aber auch nicht, daß Goethe sich bei der Subscriptionsangelegenheit in Betreff der von Bürger in Aussicht gestellten, aber stets nur Fragment gebliebenen Homerübersetzung vortrefflich benommen hatte und daß er auch später in seinen Schriften verschiedentlich Bürger's in ehrenvollster Weise gedacht und ihn einmal sogar den „in manchem Betracht einzigen Bürger“ genannt hat. Aber Bürger's Epigramm, mit dem Nicolai seine Gegenschritt gegen die Xenien zu pfeif-

65) Vergl. des Professors Dietmar Mittheilung: „Unterredung mit Goethe“ im ersten Bande des schon mehrfach erwähnten Werkes: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen.“

66) Vergl. die 1869 in Stuttgart erschienene kleine Schrift: „Das Wackeln von Schiller und Goethe.“ deren Verfasser unter Anderem einen Besuch schildert, welchen er dem großen Dichter 1828 im Schloß Dornburg abstatte.

64) Ein Beurtheiler des lewens'schen Werkes im Jahrgange 1857 der Edinburgh review suchte, unter den Andeutungen höchster Verehrung für Goethe's Genie, an dessen Verdiensten gegen seinen Freund Kellner und gegen Friederike ebenfalls nachzuweisen, daß Goethe kein „guter Mensch“ gewesen!

fern nicht unterließ, machte bei allen denen Glüd, welche er Goethe nicht vergeben konnten, daß er niemals wie die meisten andern deutschen Dichter eigentliche Noth gelitten, und daß er es als bloßer Bürgerlicher und Dichter zu einer hohen amtlichen Stellung gebracht hatte, die sonst nur Männern von hoher Extraction aufzuwahrt war“).

Auch Arndt wirft Goethe wol eine gewisse Eitelkeit und Eigenschaft vor; aber er fährt dann fort: „Man hat Goethe oft einer gewissen abstrusen Unzugänglichkeit, eines gewissen vornehmen Stolzes beschuldigt. Ich glaube, Nichts ist ungerechter als dieser Beschuldigung. Unzugänglichkeit, das mag hin und wieder gehen — wohin hätte der Herrlichte vor allem Anlaufe und Ueberlaufe der oft müßigen und aufschaffenden Menschen sich retten wollen, wenn er mit Person und Herz immer offene Thür gehalten hätte? — Aber vornehmer Stolz? Nichts lag diesem Antipie und dieser Haltung fern, als das, was man gewöhnlich mit den Worten „vornehm“ und „vornehmes Wesen“ meint.“

Eigentlich, Goethe war von echtem Stolze befreit, aber mit dem echten Stolze, wie er Goethe eigen war, verbindet sich auch immer echte Bescheidenheit; denn beide gehen aus einer und derselben Quelle, aus richtiger Selbsterkenntnis hervor. Er war stolz genug, dagegen zu protestiren, wenn man Miene machen wollte, Ied ihm gleich zu stellen, aber auch so bescheiden, daß er sich in demselben Augenblicke Schaleprete als einem „höheren Wesen, zu dem er in Verehrung hinaufblicken müsse“ willig und voll Demuth unterordnete. Charlotte von Schiller schrieb mit Bezug auf Goethe's erklärende Gedichte zu dem Nachzuge 1818, in welchem er die andern weimarischen Größen so selbstverleugend gefeiert hatte: „Ich weiß es sehr gut zu verstehen, da ich seine Bescheidenheit kenne, die nur diejenigen erkennen können, die ihn in den Momenten sehen konnten, wo er eben eine solche Dichtung vollendet hatte.“ Arug von Nidda hat folgende Aeußerung von ihm aufzuwahrt: „Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit geteilt und verkehrt, und Giner hat sich an dem Andern erhoben. Den Vordern find wir auf die Schultern gestiegen, haben hierdurch etwas weiter als sie, und so gestallte sich manche neue Erscheinung.“ Ganz dem entsprechend lautete eine andere Aeußerung Goethe's dahin, daß, wenn

man Alles von ihm abzöge, was er Andern verdanke, nicht viel von ihm übrig bleiben würde, und die Stelle in seinem italienischen Reise tagebuche: „Um ihn (Raphael) recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen und ihn auch wieder nicht als einen Geiz zu preisen, der, wie Melchisedech, ohne Vater und ohne Mutter erschienen wäre, muß man seine Vorgänger, seine Meister ansehen“ u. s. w., Worte, bei denen er sich wahrscheinlich auch an sein eigenes Verhältnis zu seinen „Vorgängern“, seinen „Meistern“ gedacht hat. Sein ganzes autobiographisches Werk „Dichtung und Wahrheit“ ist ja recht eigentlich zu dem Zwecke geschrieben, auch Licht zu stellen und zu entwickeln, was er den Verhältnissen, was er seinen Vorgängern, was seinen Mitlebenden verdanke, und oft finden wir hier wie anderwärts Männer von ihm gepriesen, deren Verdienste uns jezt nur sehr preiselschwerer Art zu sein scheinen. Jede Größe seiner Zeit erkaute er willig und neidlos an; ja selbst, wenn ihm von ihr Unrecht geschehen, trug er ihr dies nicht nach. Davon enthält unser obige biographische Darstellung Zeugnis genug.

Auch seine angebliche Indifferenz gegen vaterländische und politische Interessen soll aus denselben Quellen, seinem Egoismus, stammen. Es ist aber in biographischen Theile unserer Betrachtung genugsam gezeigt worden, daß es mit dieser Gleichgültigkeit gegen Politik und Vaterland gar nicht so arg war, als man gemeinlich annimmt, daß vielmehr die politischen Ereignisse in seine Anschauungen und Schöpfungen sehr bedeutsam eingriffen, daß die meisten seiner spätern Dichtungen entweder rein politischer Natur sind oder einen politischen Hintergrund haben, oder doch gelegentlich Reflexionen politischer Art enthalten, darunter oft Ausprüche, die von größter Weisheit und tiefstem historischem Vorausbilde zeugen“). Zum Theil hat Goethe diesen Vorwurf, gegen die Ereignisse der Zeit gleichgültig sich verhalten zu haben, selbst verschuldet, indem er an verschiedenen Orten versichert, sich den bedeutenden Eindrücken großer Ereignisse dadurch entzogen zu haben, daß er sich den fernliegenden Gegenden, z. B. dem Studium der chinesischen Geschichte und Literatur, angewandt habe. An solche capriciöse Versicherungen hat man sich denn zumest gehalten, statt Goethe's Wirken und Schriften gründlich und unbefangen auch in dieser Hinsicht zu prüfen und zu untersuchen, in wie weit diese Versicherungen begründet sind“).

67) Das Uebermaß alles dessen, was Reich und Gefäßlichkeit gegen Goethe als Menschen aufzubringen gewußt haben, erreicht der ultimatane Schachian Brunner, wenn er in seiner 1857 in Wien erschienenen Schrift: „Woher? Wohin?“ antwort: „Die großartigste fin seine Dichtungen, was für ein nobler, freilich eiskalter, neubiederischer Geist durchweht sie! Wie kümmerlich ist hingegen Goethe als Mensch; er war gemein, nichtig gegen Jeden, von dessen Talent er für seine Worte Beifallsgelie . . . er war selbst anbarbar.“ Man traut seinen Ränken nicht, wenn man selbst in der Thal „gemein“ und „eiskalt“ frivole, auf willkürlichem consensuellem Gasse und gänzlichem Unverstand des Lebens und Weltens Goethe's beruhenden Schätzungen in unsern Tagen lesen muß. Diese Gallimathien allein sollten doch, möchte man meinen, hinreichen, allen Menschenkenntnis und Aufgaltären über die Poesie, aus denen diese Verleumdungen stammen, endlich die Augen zu öffnen.

68) Eine gute Auswahl derselben enthält die Schrift: „Goethe's vaterländische Gedanken und politisches Glaubensbekenntnis.“ (Frankfurt 1853.)

69) Wolfgang Menzel's Ausfälle in dieser Hinsicht wollen wir der bekanten blinden Aunehmlichkeit dieses Kritikers gegen Goethe so gut wie gar Nichts bedeuten. Schwerer und Gewislich fällt der Tadel eines literarischen Kritikers wie Gervinus, der doch mit vollkommenem Gewissenhaftigkeit und Grundsätzlichkeit zu verfahren scheint und auch in der Thal dem untrüglichen positiven Genius Goethe's, wenigstens des jugendlichen Goethe, und dem von dem Dichter bewundernswürdigen Umsichgehen der deutschen Literatur bis zu einem beträchtlichen Grade gewirkt wird. Aber wie in einem Aeußerung: „Schaleprete, Goethe und Gervinus“ in der Beilage zu Nr. 154 der „Allgemeinen Zeitung“ 1850 mit Recht bemerkt war:

Man darf nicht vergessen, daß, als jene noch fortbauenden Erschlütterungen des ganzen sittlichen, sozialen und politischen Zustandes von Europa mit der französischen Revolution ihren Anfang nahmen, Goethe bereits ein geistreicher Mann und in seinen Grundansätzen gefestigt war. Seine Bildungs- und Entwicklungsperiode fiel in eine ganz andere Zeit, in der es sich namentlich um das Humanitätsinteresse und um die gemüthliche und ästhetische Ausbildung des Individuums handelte. Er wies, wie schon weiter oben bemerkt, den Deutschen die hohe und höchste Aufgabe zu, sich zum Menschen auszubilden. War dies ein Irrthum, so war es doch ein schöner, erhabener Irrthum, für den er Zeit seines Lebens gekämpft und gerungen hat, und in sofern gewiß nicht ohne Erfolg, da sich um Goethe eine Gemeinde nicht nur in Teutschland, sondern auch unter den andern civilisirten Völkern gebildet und unter allen politischen Stärmen und Partiserrüttungen aufrecht erhalten hat und fünfsig Generationen vielleicht weiter emporhebt, als dies jetzt der Fall ist oder sein kann, sich dieser hohen Aufgabe bemächtigend werden. Er wußte, wie viel in dieser Hinsicht noch zu thun sei, denn eben erst hatte sich Teutschland aus einem jahrhundertelangen Zustande der Kohheit, Barbarei und Unkultur zu erheben begonnen. Er wußte, wie leicht der Teutsche der Gefahr ausgesetzt ist, sich bei öftentlichen und allgemeinen Streitigkeiten in bloße Zänkereien um Nebenpunkte, in rechtshaberische Eigensinnigkeiten und in ein ungeheures barbarisches Durcheinander zu verlieren. Die kirchlichen Streitigkeiten waren ihm hierin ein warnendes Beispiel, da sie die normale geistliche und sittliche und dadurch auch die politische Entwicklung des teutschen Volkes auf lange Perioden unterbrechen, ja seine Existenz als Volk in Frage zu stellen gefährdeten hatten. Er fürchtete die Gefahren, die es haben würde, wenn selbst der teutsche Speisbürgler, dessen Engherzigkeit er im Gegensatz zu dem echten Bürgerthume sehr wohl kannte und im „Faust“ und anderwärts ergötzlich geschildert hat, wenn diese kleinlich selbstsuchtge, sich bis in die höchsten Kreise auch der sogen-

annten Gebildeten, des Weis und Hofabels verzweigende teutsche Menschheit je auf den Einfall kommen sollte, Politik zu treiben und in öftentliche Angelegenheiten mit ungefund anmaßlichem Raisonnement drein zu reden. Die Erfahrungen, die er in dieser Hinsicht selbst an Teutschen, welche sich zu den Hochgebildeten rechneten und rechnen durften, seit dem Losbruche der französischen Revolution gemacht hatte, waren nicht sehr erfreulich und ermutigender Art. Goethe, immer und überall einer ruhigen und gesonnenen Entwicklung das Wort führend, sagt an einer Stelle: „Ich aber, die gründlichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig angestrebten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blüend, hielt ein“ für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnlichen, Verfügendem ich mein Lebenlang betruet und unermüdet gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen.“

Später kam die Zeit des Liberalismus und des Kammerweirns. Hätte Teutschland ein großes, alle teutschen Länder und Stämme umfassendes Reichsparlament nach Art des englischen mit Ober- und Unterhaus besessen, so würde er vor ihm wie vor jeder mächtigen Erscheinung sich gebeugt und ihm seine Ehrfurcht bezeugt haben; aber diese Kammerparlamente, diese Kammern der teutschen Miniaturstaaten erschienen ihm als eine mit dem Fluche alles Kleinlichen, der Lächerlichkeit, behaftete und unnütze Einrichtung, die den Credit eigentlich parlamentarischer Regierung nur heruntersinken konnte. Daher war er in gewissem Sinne antiliberal, aber sehr fehl geht man, wenn man ihn des Servilismus beschuldigt, wie doch vielfach geschieht. Im höheren Alter nahm zwar, im Gegensatz zu den oppositionellen Bewegungen der Zeit, sein Respekt gegen die höchsten Herrschasformen allerdings nicht sehr preiswürdige altn devote Formen an; aber nimmermehr hätte er gebuddelt, daß auch der hochstehende einmüthige Eingriff in sein persönliches Recht versucht und ihm etwas zugemulhet hätte, was gegen sein besseres Gewissen und seine Ueberzeugung gewesen wäre. Um kleinen Beweis er dies ja auch in der Angelegenheit der Hundelomödie, die ihm mit seinem Grobberzoze selbst in Conflict brachte und ihn bezog, kurzen Proceß zu machen und ohne Besinnen und auf immer von der Leitung des weimarischen Theaters zurückzutreten. Schiller bildete im Grunde den denselben politischen Ansichten wie Goethe, ja er hat seiner Abneigung gegen die französische Revolution gelegentlich in unvergleichlich stärkeren Ausdrücken Luft gemacht, als dies Goethe sich je gestattet hat. Mit den Liberalen verband es Goethe namentlich durch seine große Aufrichtigkeit. Seine Wahrheitsliebe ertrug ihm nicht, Präsen zu machen und mit den politischen Bewegungen der Zeit zu liebäugeln, los um sich eine wohlthätige Popularität zu erwerben. Es war ihm bekannt, wie leicht sich die Gunst der Parteien durch bloßen Munddienst gewinnen läßt, aber ein solches Mittel verschmäht er. Obnein wußte er, daß, wer im Dienste einer Partei arbeitet, noch viel

„Die Gervinus'sche moralisch-politische Ueile war zu kurz für einen Mann wie Goethe.“ Uile verweisen übrigens auf einen gründlichen, lehrnwerthen und streng kritischen Aufsatz von August Weber: „Ueber Goethe mit Beziehung auf einige seiner Tadel“ in der zweiten vermehrten Auflage von dessen Schrift: „Zur Kenntniss und Charakteristik Deutschlands“ (Breslau t. A. 1856), worin mit Beibringung von Beispielen nachgewiesen ist, daß sich Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Literatur, besonders auch in seiner Schrift: „Ueber den Goethe'schen Briefwechsel“ vielfacher Unrichtigkeiten und selbst Verhummelungen schuldig gemacht und durch willkürliche Benutzung von Briefen und andern Stellen Goethe's Charaktere und Wirksamkeit in ein merkwürdig falsches Licht gestellt hat. Die höchst ironischen und bössartigen Ausfälle Wolfgang Menzel's, die in dessen fröhlichen Werken: „Teutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit“ gegen Goethe noch mehr gehäuft und gesteigert sind als in dessen späterem Literaturwerke, hat August Weber sammt Menzel's ebenbürtigen Anschuldigungen gegen Velling u. s. w. in seiner zweiten 1860 erschienenen Schrift: „Dr. Wolfgang Menzel's gegen die Wesen unsrer teutschen Literatur erhobene Anklagen“ u. s. w. gebührend beleuchtet und beimgelacht.

unfreier ist, als wer im Dienste eines wirklich liberalen Fürsten arbeitet, und ein Gegensatz zwischen Regierung und Volk bestand wenigstens im weimarischen Ländchen nicht. Hat Goethe der französischen Republik nicht zugejubelt wie Klopstock und Andere, sondern sofort über das Gefährliche, das sie ihm zu haben schien, sich offen ausgesprochen, so hatte er auch nicht nötig, über ihre spätern Ausbreitungen außer sich zu gerathen und mit seiner alten Ueberzeugung zu brechen, wie Klopstock dies that. Consequenz war in Allem, was Goethe that und sagte, und diese Consequenz schon sollte ihm die Achtung aller Parteien sichern. Nie hat er aber auch zu recht fertigen und zu beschönigen gesucht, was die Großen verbrachten, nie den reactionären Gelüsten des Junkerthums geschmeichelt⁷⁰⁾; seine Hochschätzung der untern Schichten des Volkes hat er mehrmals in kräftigen Worten bekundet und den tüchtigen Kern im teutschen Bürgerthum hat er in „Hermann und Dorothea“ mit einer poetischen Glorie umgeben, wie sie nicht herrlicher gedacht werden kann⁷¹⁾. Doblenschläger erzählt, Goethe habe einmal, im J. 1806, gegen einen salten Hofmann für Bürgerrecht und Bürgerethik mit so vieler Kraft und Mäßigkeit gesprochen, daß er (Doblenschläger) es nicht habe lassen können, Goethe nach dem Abgange des Fremden um den Hals zu fallen und ihn zu küssen.

Auch ein Vaterlandsfreund, überhaupt ein teutscher Mann soll Goethe nicht gewesen sein. Man mag bedauern, daß sein mächtiges Wort der Erhebung der teutschen Nation gefehlt hat, aber wenn man ihn unter den Kriegsliebesängern von 1813 vermißt, so hat auch dies in der Wahrhaftigkeit Goethe's seinen Grund. Einmal mußte bei ihm alles Dichten erfahrungsgemäß sein; er fand es sehr natürlich, wie Theodor Körner Kriegslieber im Bivouac zu dichten, aber sehr unnatürlich, im Zimmer sitzen und Kriegslieber schreiben. „Bei mir, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe“, sagte er, „würden Kriegslieber eine Maske gewesen sein, die mir schlecht zu Gesicht gestanden hätte.“ Sodann traute er den Verbündeten, namentlich nach dem schlechten Anfange des Feldzugs, die Kraft und Fähigkeit nicht zu, einen genialen Feldherrn wie Napoleon und seine hegemonischen Scharen aus dem Felde zu schlagen. Eine Begeisterung und ein Vertrauen, die er nicht fühlte, zu bewachen und erlogene Kriege- und Siegesglück in Verse zu bringen, war ihm nicht gegeben. Die Freude über den von ihm nicht mit vollem Vertrauen und nicht in diesem Umfange erhofften Sieg und über die Wiederkehr friedlicher, den Künsten und der ruhigen Entwickelung günstigerer Zeiten fühlte er aber doch mit, und es war daher seine Heuchelei, wenn er den Sieg der teutschen Waffen in „Epimenides Erwachen“ feierte, dadurch gewissermaßen sein eigenes Er-

wachen aus einem nicht übel gemeinten Irrthume bestehend. Die zu weit getriebenen Hoffnungen der Volkstheorie vermochte er freilich schon damals nicht zu theilen. Aber ein teutscher Mann war Goethe! Kein Dichter hat so ganz rein teutsche Gesaiten geschlagen wie Goethe in „Götz von Berlichingen“, „Hermann und Dorothea“ u. s. w.; keiner das Wesen der teutschen Jungfrauen so glücklich getroffen und geschildert wie er; keiner so teutsche humane Gesinnungen in einfache, prunklose Worte gekleidet wie er. Seine Abneigung gegen diejenigen seiner Landsleute, welche für die französische Revolution Schwärmten, entsprang zum großen Theil aus seiner teutsch-vaterländischen Gesinnung; denn alles bloße Nachäffen ausländischer Muster erschien ihm zwar leider sehr teutsch, aber eines wahren Teutischen unwürdig, und es kam ihm absurd vor, daß die Teutschen sich so für die Franzosen in Kfasse legten und sich gewissermaßen französische Gesinnung aneigneten, während sie doch, wie er selbst hervorhebt, allen Grund hätten, für das alte Aelteste besorgt zu sein. Zudem er durch seine Schöpfungen teutsche Gesinnung und teutschen Geist fortbauend unter den Gebildeten teutscher Nation zu erzeugen und zu kräftigen wußte, hat er auch das Seinige zur Erhebung und zum Siege der Teutschen beigetragen. Gab er doch schon lange vorher die Lösung dazu in den Worten Hermann's:

Nicht dem Teutschen ziemt es, die fürchterliche Bewegung
Hervorzuleiten und auch zu wagen hierin und dorthin.
Dies ist unser! so daß wir stehen und so es behaupten!
Denn es werden auch aus die teutschen Nation Völker hervorgehen,
Die für Gott und Krieg, für Aeltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein; und nun ist das Meins meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's demachen und sorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drehen viermal die Räder
Oder fünfmal, so räder mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur verlorst das Haus und die liebenden
Aeltern,

O so stellt sich die Brust dem Feinde höher entgegen,
Und gedächte weder wie ich, so hände die Macht auf
Gegen die Macht, und mich erstreuten uns alle des Friedens.

Auch der Engländer Lewes nimmt Goethe gegen den Vorwurf in Schutz, daß er sich der Politik abgewandt habe, weil er zu selbstständig gewesen, um sich um das Wohl Anderer zu kümmern. Lewes bemerkt gegen diese Anklage: „Wie wenig selbstständig Goethe war, wissen diejenigen am besten, die ihn am besten kennen, und wenn sich von Vielen, die in Patriotismus machen, das Gleiche sagen ließe, so stände es besser in der Welt und in Teutland gewiß. Daß Goethe das Wohl der Menschheit aufrichtig wüßte und in seiner Weise mit einer fast beispiellosen Ausdauer dafür thätig war, sollte wachlich genügen, ihn vor dem Vorwurfe der Selbstsucht zu schügen.“ Charles Dollfus bemerkt in der „Revue germanique“ ähnlich: „Man hat es bei Goethe nicht als Weichei, sondern als Gleichgültigkeit und Selbstsucht ausgelegt, daß er sich von gewissen vorgelegten oder unfruchtbarren sicherbaren Aufstellungen fern hielt, und daß er Allem aus dem Wege ging, was möglicherweise seine Individualität hätte fälschen können. Wenn Goethe sich nicht, wie diese oder jene es wollten,

70) Man erinnere sich des Epigramms auf die Habereiter:
Wie auch scheinen sie toll, doch redet ein Toller in Freiheit
Weiß Erträge, wenn aus, Werdheit im Elfen verkommen.

71) Vergl. über diesen Punkt R. v. Hilde's: „Goethe's Größe in seinem bürgerlichen Epös Hermann und Dorothea.“ (Leipzig 1860.)

in die sozialen Kreise hineintreiben ließ, welche damals Teufelskud in Bewegung setzten, so geschah dies nicht, weil er weniger als Andere die Wichtigkeit und Tragweite davon verstand, sondern weil er weiter als die Andern sah, weil ihm die Erfolge, die sie so nahe glaubten, noch in weiter Ferne gerückt schienen. Indes er bestrebt war, die stöhlische Harmonie seiner natürlichen Anlagen zu entwickeln, wußte er sich aus Infiniten ihre Ueberlegung allen heftigen Stößen, die sie zu stören drohten, zu entziehen. Dies ist das Geheimniß, welches man als seines Egoismus bezeichnet hat. Zum Dichter geboren, wollte er Dichter bleiben. Er hat gut daran gethan und denjenigen, welche gewünscht hätten, ihn in der Rolle eines Volkstribunen zu erblicken, sich selbst nicht, daß sie damit von ihm forderten, er solle Alles sein, was ihm zum Dichter machte. Goethe ist Goethe geblieben: wer möchte ihn darum tadeln?"?)? Hier möge auch noch erwähnt sein, was Barnhagen im J. 1849 an Dinger (vergl. die Vorrede zu dessen "Neuen Goethe-Studien") schrieb: „Wie sehr Goethe in das Interesse unserer Landvolke eingebrungen ist, hat sich selbst in den neuesten politischen Stürmen gezeigt; die öffentlichen Blätter sind seiner Sprüche voll, in den größten Staatsverhandlungen ist seiner gedacht, sein Ansehen oft von entgegengelegten Seiten gebraucht worden. Wie jeder hohe erziehbare Geist steht er über den Partein des Tages; seine Abneigung gegen alles Revolutionaire faßt den gefunden Sinn nicht täuschen, der in ihm den entschiedensten Freund der Volks- und Freiheitsliebe erkennt."

Ramen und kommen die Angriffe auf Goethe's vermeintliche Indifferenz in politischen und vaterländischen Angelegenheiten von der radicalen und der burschenschaftlich liberalen Seite, so kamen die Angriffe auf seine Treue und Loyalität von einer ganz entgegengegesetzten, von der kirchlich und daher auch politisch reactionären Seite, von den fanatischen Hypocritenhobeln und Jeleten unter Protestanten wie Katholiken. Man beschuldigte ihn des „Heidenthums“, ja der Antichristlichkeit und des „Scheiterns.“ Gegen diese Ankläger demerkt J. Gillebrand mit sehr großem Rechte: „Die Religion, meinen wir, gehörte zu Goethe so nothwendig, als er sich selbst eigentümlich angehörte. Sie mußte ihm schon deshalb Bedürfniß sein, weil ihn nur das „Unendliche-Endliche“ interessirte konnte. Dieses Bedürfniß hat ihm auch den Faust dictirt, der so recht den Kampf der Welt auspricht in ihrem Ringen nach Gott und seiner Unendlichkeit. Die Religion ist das stille Bild, welches sein Fühlen und Wollen, sein Schaffen und Bilden durchleuchtet und mit freundlicher Wärme belebt. Freilich nicht die Religion, die der Mensch dem Menschen aufzwingen will, nicht die Re-

gion des erlöschten Symbols und der hierarchischen Dogmatik, sondern die Religion des freien Geistes, der sich des Göttlichen bemächtigt, wo es ihm begegnet, und sich desselben freuet, wo er dessen unendliches Wirken verspürt." Ja man kann sagen, daß dieses Ringen nach Erkenntnis des Göttlichen in der Natur, die ihm Gott nicht wie seinem Freunde Jacobi verborg, sondern offenbarte, eine seiner Hauptarbeiten war und daß er diesem Streben inmitten der ziemlich ungläubigen weimarischen Umgebungen bis zum Ende seines Lebens treu geblieben ist. Er saß nicht, wie die Spötter sagen, er war kein Voltairianer. Er hat die heilige Schrift schon von Jugend auf eifrig studirt, nicht um darin Stoff zu Witzgeilen und Spöttereien zu finden, sondern um der göttlichen Wahrheit näher zu kommen. Dem Gott der Priester, dem Zeus, der sich von „Opferrauch nährt“ und auf die Gebete der Menschen nicht hört, stellte er sich im jugendlichen Ungestüm mit Prometheus'schen Trophe entgegen, aber immer bewachte er Demuth und Ehrfurcht vor dem „uralten ewigen Vater“ und am Schluß seines Lebens versenkte er sich in die morgenländische Dichtung, weil er hier fand, was er suchte, unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes.“ Er fühlte die Mahnung der Ofterkloden im „Faust“ der Glaube ist ihm ein „heiliges Gefäß“, die ewige Liebe ist ihm, „der große Mittelpunkt unsers Glaubens“, der Satz: „die Hölle barkeit für das schwache Menschengeschlecht ist das einzige Glück auf Erden“ ist ihm die „wahre Theologie“, und „Demuth und Ehrfurcht“ sind ihm wesentliche Elemente jeder edlen Religion. Er, der „große Heide“, war gern gelitten bei wirklich frommen Menschen, z. B. bei Jung-Stilling, der auch ihn als eine getinnliche Natur erkannt hatte, und namentlich wahrhaft gläubigen Frauen. Er war kein Verleugner Christi; er seierte ihn schon 1785 in seinen „Poetischen Gedanken über die Hellenabfertigung Jesu Christi“, aber auch noch im „Faust“ in der herrlichen Auferstehungsahnung: „Christ ist erstanden!“ Sein „Trauerspiel in der Christenheit“ und sein Ductorium „Christus in der Weltgeschichte“ kamen leider nicht zu Stande. Je mehr er aber als denkender protestantischer Christ alles bloß pfläffische Wesen hasste und bekämpfte und den Standpunkt des freien Glaubens und der freien Forschung festhielt, um so weniger begriff man, wie selbst verständliche Protestanten ihn der Un- und Antisittlichkeit zeihen konnten, z. B. der Holländer J. J. van Doozeyer in seinem an der Akademie zu Utrecht gehaltenen, auch deutsch (Vielefeld 1855) erschienenen Vortrage „Goethe's Stellung zum Christenthum“, worin es heißt, Goethe habe sich unwillig abgewandt, wenn die höchste Wahrheit, Reinheit und Schönheit ihm in Christo und im Christenthume entgegengestrahlt hätten, und worin weiter gefragt wird: ob seine Dichtungen wol Begeisterung für das entzündeten, was der Mensch werden und wirken müsse, ob sie das Ideal der Lebensbestimmung des Menschen ebenso treu und klar vor die Seele stellten, wie die oft nützliche Realität mit all ihrem Eichte und Schatten? Doch gibt auch dieser Holländer zu: daß die „Befremtlichkeit

72) Siehe die „Kunde zur Goethe“ im Aprilhefte der „Revue germanique“, 1860. Die Fines'sche Hrologie Goethes's in Betreff seiner Stellung zur Politik befindet sich im zweiten Bande der Fries'schen Uebersetzung S. 212 fg. und 487 fg. Man vergl. hiermit auch die Schrift: „Goethe's nationale Stellung und die Errichtung seiner Statue in Weimar“ von Ferdinand Piper. (Berlin 1860.)

einer schönen Seele" und „tiefe Geheimnisse des christlichen Lebens in seinen Schattierungen" zur Anschauung brächten, und daß er nicht fähig gewesen sein würde, den traurigen Zwiespalt, den wir im „Faust" erblicken, „mit so ruhender Wahrheit zu schildern, wenn ihm nicht das Evangelium die Fadel der Selbsterkenntnis vorgehalten hätte." Dostoevski entschuldigt dann Goethe damit, daß er in seiner Zeit kein wahrer Christ habe werden können. Sollte das Christentum denn wirklich ein so gefährliches Ding sein, daß es von bloß zeitlichen Umständen abhängt, ob es Befenner hat oder nicht? Besser oder ebenso gut dachte Goethe, dessen Verdienste um eine richtigere Auffassung des Christentums ja die theologische Facultät der Universität Jena durch Verleihung ihres Doctoriplosoms anerkannt, selbst vom Christentume, wenn er sagt: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gekunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgerichtet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesieht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze." Ein bekanntes Goethe'sches Epigramm spricht sich dahin aus, daß, wer Kunst und Wissenschaft besitze, auch Religion habe; wer aber diese beiden nicht besitze, Religion haben möge. Hiermit ist wenigstens anerkannt, daß die Massen doch etwas Ideales und Höheres haben müßten, um nicht in Materialismus zu versinken, und daß dies für sie vorzugsweise doch nur die Religion sein könne. Von größtem Werthe bleibt doch immer noch eine Unchristlichkeit, die schließlich wie bei Goethe zu dem Kerne alles Christenthums, zur Duldung und Liebe zurückführt, als ein Christenthum, welches Unabwankelt und fanatischen Haß im Gefolge hat, und wol mögen diejenigen, welche Goethe auch in anderer Beziehung der Frivolität oder unstilliger Tendenzen zeihen, bedenken, ob sie sich damit nicht einer größeren Frivolität und Unstilligkeit schuldig machen, als Goethe sich je schuldig gemacht hat⁷⁴⁾.

Auch Goethe's wissenschaftliche Arbeiten haben vielfache Anschuldigungen erleiden müssen; ja seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit ist namentlich von Fachgelehrten selbst als bloßer Dilettantismus ausgegeben worden. Es hat auch nicht an Entfaltungen, welche darin einen etwas vorwiegigen Akt der unmaßigen Eitelkeit und die Sucht, auch als großer Gelehrter zu gelten, haben erkennen wollen. Aber so weit sollte man Goethe doch kennen, um zu wissen, daß, wenn er sich mit irgend einem Gegenstande ausdauernd beschäftigte, dies nur aus Liebe zu diesem Gegenstande, ja aus wahrer Leidenschaft geschah, oder daß er, wenn er sich der Sache nicht gewachsen glaubte, die Beschäftigung mit ihr fallen ließ, um nicht mit unnützen Versuchen seine Zeit zu verderben. Auch zu seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen führte ihn die Erfahrung; so zur Farbenlehre seine Beschäftigung mit der Meteorik und dann in Italien die Beobachtung der Luftrefraction und der Lichtphänomene. Uebrigens ist

73) Uebrigens über Goethe's religiöse Ansichten die Schrift von E. von Ranzig: „Über Goethe und sein Verhältnis zu Religion und Christentum." (Weilm 1856.)

es nicht unsers Amtes, hier seine Leistungen auf dem Gebiete der Farbenlehre, der Zoologie, Botanik, Meteorologie, Geognosie und Dialectologie eingehend zu würdigen. Es möge hier nur erwähnt sein, daß es denn doch auch an vollkommen urtheilsfähigen Gelehrten nicht gefehlt hat, welche Goethe's wissenschaftliche Verdienste auf den von ihm angebauten Feldern in ehrenvoller Weise anerkannt haben; so in Deutschland Helmholtz, in England Richard Owen, in Frankreich Geoffroy de St. Hilaire. Dieser sagt unter Anderem: „Angesichts der thatsächlichen Beweise, welche bezeugen, wie gründlich und praktisch seine viele Jahre hindurch ausdauernd betriebenen Studien waren, und Angesichts der zahlreichen und bis auf sein Sterbebett fortgesetzten Arbeiten können die Ansprüche Goethe's auf den Namen eines Naturforschers seinen Augenblick zweifelhaft sein." Der englische Biograph Goethe's verwirft zwar, zu Gunsten seines Landmanns Huxton, seine Farbenlehre als eine grundrithtümliche⁷⁵⁾; aber seine botanischen und anatomischen Forschungen anerkennt er so tüchtig, „daß man sich über die Ränke ärgert, mit der das Publicum sich dagegen verhält." Roesch behauptet, „daß Goethe in den organischen Naturwissenschaften einen bedeutenden Platz einnimmt, nicht weil, sondern trotzdem er ein bedeutender Dichter ist. ... daß er in diesen Wissenschaften nicht ein Dichter, ein oberflächlicher Dilettant, sondern ein Denker ist, der mit ausreichender Kenntnis zu sicherem Fortschritte angetrieben seinen Zeitgenossen und Nachfolgern einen Anstoß gab, der noch heute forwirkt." Bekanntlich trat nach Goethe's Tode Otten mit dem Ansprache auf, daß nicht Goethe, sondern er auf die Entdeckung der Bildung des Schädels aus Wirbelsäulen Anspruch habe. Roesch glaubt diese Streitfrage dahin entscheiden zu können, daß, „wenn Goethe auf die Entdeckung des Zwischenknochens beim Menschen Anspruch

74) Siehe die hierüber angeführte des Roesch'schen Werkes, Bd. II. S. 158 fg. Einen Uebersicht über Goethe's Farbenlehre in dem Philosophen Arthur Schopenhauer, dessen Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben" 1854 in zweiter verarbeiteter und vermehrter Auflage erschien. Schopenhauer bezeichnet es als das Hauptverdienst Goethe's, daß er den alten Wahn der Aristotelischen Theorien gedreht und in seinem Werke wichtiger, vollständiger, besserer Daten, reiche Materialien zu einer künftigen Theorie des Sehen geliefert habe. Das Verdict aber, daß Theorie selbst geliefert zu haben, übertrifft Schopenhauer seinem Andern als sich selbst zu. Bekanntlich genoss Schopenhauer, als er mit seiner Mutter Johanna Schopenhauer in Weimar lebte, einen im Verhältnisse zu dem Altersstadium von 39 Jahren sehr vortheilhaften Umgang mit Goethe und wurde, worüber auch Goethe's „Briefwechsel mit dem Staatsrath Schall" berichtet, in Bezug auf die Farbenlehre sein persönlicher Schüler. Schopenhauer's eben genannte Abhandlung führte Goethe im Manuscripte auf seiner Rheinreise 1815 mit sich, sobald ihre Veröffentlichung bis zum Jahre 1816 verzögert wurde. Doch geht aus einer schon oben angeführten Stelle der „Tag- und Jahreshefte" hervor, daß beide schon damals nur bis zu einem gewissen Punkte über den Gegenstand einig waren. Ein sehr beharrlicher Anhänger der Goethe'schen Farbenlehre war Friedrich Grassmann, der zu diesem Zwecke u. A. nicht lange vor seinem Tode, und zwar zum Vorschein einer von ihm in Vorhich gehaltenen Veröffentlichung, die Schrift „Die in farbigen Schweben gegen Goethe" (Weilm 1860.) erscheinen ließ. Ueber Goethe's naturwissenschaftliche Verdienste handelt speziell die kleine Schrift von H. Clemens: „Goethe als Naturforscher." (Breslau 1841.)

hat, dessen Erkennen von allen Gaienisten immer behauptet, aber von ihm allein nachgewiesen ist, so gleicherweise Den auf die Entdeckung der Bildung des Schädelgerüsts aus Wirbelsknoten Anspruch hat, obgleich die erste Idee Goethe angehört.“ Großartig war jedenfalls der Gedanke, der Goethe's wissenschaftlichen Arbeiten zum Grunde lag, und den er selbst in den „Tag- und Jahrbüchern“ dahin bezeichnet: „Ich war völlig überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gebe durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittleren Stufen gar wohl beobachten und müsse auch noch da erkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene bescheiden zurückzieht.“ Diese Ueberzeugung von einem überall nachweisbaren allgemeinen Typus führte ihn auch zu dem Gedanken, den Urtypus in den herrschenden Idealgestalten der griechischen Kunst aufzufinden, zu dem Plane einer von ihm zu schreiben den *Lehre*, endlich auch zu der Idee der „Weltliteratur“, indem er überzeugt war, daß sich auch ein allgemeiner Typus, ein Einheitsgesetz in den Literaturen aller Völker nachweisen und sie als einen Gesamtorganismus entwickeln lassen müsse. Diesen Gedanken verfolgte er nach allen Richtungen, auch in der Pädagogik, die nach seiner Ueberzeugung die Einheit der menschlichen Natur zu bewahren und herzustellen habe; nur geriet er dabei auf das etwas wunderliche Erziehungsschema, das er unter dem Titel einer „Pädagogischen Provinz“ in den „Wanderjahren“ angedeutet hat⁷⁵). Uebrigens wollte er, wie Niemand nach mündlicher Mittheilung berichtet, die öffentlichen Lehranstalten in Teutschland aufgeben wissen, wogegen den Lehrsubjecten freigegeben werden sollte, Institute, Pensionatsankalten u. dgl. auf eigene Kosten zu errichten, wonach er der Ansicht gewesen zu sein scheint, daß in solchen Privatanstalten die „Einheit der menschlichen Natur“ besser gewahrt und hergestellt werden könne als in öffentlichen, vom Staate beaufsichtigten und überfüllten Schulanstalten.

Weniger oft, als dies in Betreff seiner streng wissenschaftlichen Arbeiten geschehen, hat man seine dichterischen und übrigen literarischen Hervorbringungen zu verkleinern gewagt. Zwar besitzt die Kritik selbstverständlich das Recht, und sie hat sich dessen auch im vollsten Maße bedient, an die vielen Augenbildergewinnisse, welche Goethe in seinem übermächtigen und oft auch übermüthigen Schöpfungsdrange aufs Papier warf, einen strengen Maßstab zu legen, und auch mehr seiner vorzüglichsten, mit größtem Fleiße angeführten Werke, namentlich „Egmont“, an welchem ja Schiller selbst Manches zu beanstanden hatte, „Wilhelm Meister“, die „Wanderjahre“, die „Wahlverwandtschaften“, die „Natürliche Tochter“ u. s. w. haben bald von diesem bald von jenem Standpunkte strengen gerechten oder ungerechten Tadel erfahren müssen. Aber vor seinem poetischen Genius in seiner Totalität hat

sich die Kritik, die wirklich darauf Anspruch machen kann, wahre Kritik zu sein, stets ehrerbietig gebeugt, und es gehörte der ganze Reckenfienhochmuth und die sanftmüthige Verblendung eines Wolfgang Menzel und der Menzelgenossen dazu, sein Genie auf ein bloßes formelles, zu hoher Virtuosität entwickeltes Talent zu reduciren und ihm die Eigenschaften eines höheren und ernstern Geistes abzuspochen. Nun ist es aber ein Hauptfingerring des Virtuosen, daß es ihm an Ideen fehlt, während Goethe an Ideen einen wahren Ueberfluß besitzt, einen Schatz gehaltvoller Reflexionen, aus dem vielleicht seine Gegner und Verkleinerer ihr eigenes bißchen Wissen und Können zum großen Theil hergenommen haben. Wie schön sind dagegen die Worte von Servinus, der doch Goethe's spätere Leistungen oft bis zur Ungerechtigkeit herbe deutet, und die eben Tenzenden seines Gesamtwirkens so sehr versteht, jene Worte über die herrliche Jugenderscheinung Goethe's: „Wirklich schien es ja, als ob jetzt in Erfüllung gehen sollte, wovon unsere guten Pedanten seit Jahrhunderten träumten, als ob ein Dichter uns geboren sei, der jene Gabe der Inspiration, des dichterischen Enthusiasmus, der unmittelbaren Empfangnis wiedergebracht habe, wie man sie in den Sängern der Urzeit vermuthete. Er fand es sich selbst von seiner Mutter angebt, alles Phantasievolle heiter und lebendig vortragen zu können, auch das Gemeine gab sich ihm leicht zu poetischer Auffassung hin, die Schwierigkeiten der Form kannte er nicht und überirgung sie, wo er konnte. Wie dem Musiker eine Melodie, so stellte sich ihm des Nachts ungerufen und unwillkürlich, ohne bestimmten Anlaß und besondere Erregung, ein Lied ein, das er sich her sagte und oft vergaß, oft wie einen flatternden Schmetterling haschte und auf sein Pult hestete.“

Man sieht, Servinus, der sich bei Vielen den Namen des „Strengens“ verdient hat, wird hier selbst zum Poeten; nur freilich verständigt er sich doch noch and hier in einem wesentlichen Punkte an Goethe, indem er, vielleicht auf eine flüchtige Bemerkung Goethe's selbst hin, behauptet, daß er im Stande gewesen sei, auch „ohne bestimmten Anlaß und besondere Erregung“ zu dichten. Aber dieser Auffassung steht doch wol die vielfach wiederholte Versicherung Goethe's entgegen, daß Nichts in seinen Schöpfungen sei, was er nicht erlebt und durchempfunden habe. In diesem Sinne wollte er auch, daß alle Poesie Gelegenheitspoesie sein solle, d. h. daß sie immer an ein Erlebtes anknüpfe und der Dichter das äußerlich Erlebte innerlich noch einmal durchleben und durchgeföhigen und in dieser im Geiste wiedergerodeten und verklärten Gestalt offenbaren solle. Daher gibt es seit den Urzeiten der Poesie keinen Dichter, der unter der poetischen Hülle wahrer und zugleich naiver gewesen wäre als Goethe. Wahrheit, Klarheit und Einfachheit zeichnen ihn vor allen Dichtern moderner Zeiten aus, und namentlich ist jene Klarheit ein um so größeres Lob, je raschirter die Bildungszustände der Zeit waren, aus denen er hervorging. Es dürfte schwer, ja unmöglich sein, bei ihm eine bloße Phrase zu entdecken. Eher jog er es vor, vulgair zu sein, als daß er nur des äußern

75) Vergl. hierüber die Schrift: „Grundlinien der Pädagogik Goethe's“ von A. Clendberg (Jiltau 1857.). die hiämalich beweist, wie viel auch pädagogisches Material in Goethe's Schöpfungen aufgesäuft ist.

Effectes wegen sich eine Phrase, einen nicht genau zur Sache gehörigen blendenden und bloß schmückenden Ausdruck, ein gekünsteltes, nicht aus dem Gedanken selbst wie eine Pflanze aus seiner Wurzel unmittelbar hervorgegangenes Bild oder Gleichniß gestaltete. Daher gelang ihm auch der vollstimmigste Ausdruck so gut, daß manche seiner „Marimen und Reflexionen“ ganz gut ihre Stelle unter den Volkssprachwörtern deutscher Nation erhalten könnten. Ueberhaupt war Goethe immer voll praktischer Lebensweisheit und immer lebendig, ohne je in den verdänsischen Ton eines Lebendichters zu verfallen und die Absicht des Lehrenwollens kundzugeben.

Außer diesen Eigenschaften zeichnete er sich auch durch einen erhauchten Universalismus und eine unendliche Mannichfaltigkeit aus. Obgleich er im Grundwesen immer derselbe blieb, schien er doch in jedem neuen Producte ein neuer und anderer zu sein, so daß er durch diese prototypischen Verwandlungen das Publikum immer wieder in Verwunderung und oft auch in Verwirrung setzte und alle Berechnungen iduschte. Ihm zuerst gelang, was bis dahin noch keinem gelungen war, im Verischen, Dramatischen und Epischen (Roman und epische Dichtung) gleich vortreflich zu sein. Auf den einzelnen Gebieten der Poesie entwickelte er die gleiche Mannichfaltigkeit. Das zärtliche Liebeslied, das frische Frühlingsliedchen, der sanfte Klagegefang, das heitere humoristische Gesellschaftslied, die zur Weisheit mahnende Levil, die erhabene, an den feierlichen Ton der religiösen Hymne anknüpfende Ode, die Romanze im echten Volkstone und die Ballade im höchsten Kunststyle; im Romane der leidenschaftliche „Werther“ und der im ruhigen Erzählungs- und zum Theil Lebtone tätig sich fortentwickelnde „Wilhelm Meister“; im Epos der launig satirische „Reineke Fuchs“ und das ernst bürgerliche vaterländische Familiengemälde „Hermann und Dorothea“ bis hinauf zu den heroischen Anfängen der „Achilleide“; im Drama die übermüthig humoristische und drev satyrischen Fastnachtsspiele und wieder „Iphigenia“, „Göz von Berlichingen“ und „Torquato Soffo“, der Schwanf im Hans Sachs'schen und das Lustspiel im französischen oder die zerstückte Operette im italienischen Geschmacke, „Egmont“ und die „Kathärlche Tochter“, endlich der alle überragende „Faust“, wieder eine Welt unendlich mannichfaltiger Gestaltungen und Formen in sich schließend von der wild und ungeheuerlich romantischen Brodenscene an bis zur klassischen „Pelenä“ — man wird zugeben, daß ein Geist, in welchem eine solche Welt von Gegensätzen und Mannichfaltigkeiten Raum fand, ein Geist, der sich an diesen Contrasten nicht aufrieb, sondern spielend mit ihnen fertig wurde, ein wahrhaft unermeßlicher, unermeßlich wie die Erscheinungswelt selbst genannt werden mußte.

Es gibt kaum eine Form, die sich Goethe nicht zu eigen gemacht hätte, kaum eine Lebensfrage, die er in seinen Werken nicht berührt hätte. In ihm treffen alle Richtungen unserer Zeit zusammen und von ihm gehen sie wieder aus. Die romantische Schule knüpfte an ihn an, ja durfte ihn als ihren eigentlichen Stammvater betrachten; das antik hellenische Element, so weit es seit-

dem in der deutschen Poesie vertreten ist, beruht gleichfalls auf seinen Vorbildern; aber auch jene moderne Richtung, die es mit den Gesellschaftsaufgaben und den socialen Konflikten unserer Zeit zu thun hat, ist auf Goethe zurückzuführen, wie dies auch Euphor in seiner schon durch ihren Titel bedeutsamen Schrift „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte“ angedeutet und A. Jung in seinem ganz angeführten Werke über die „Wanderjahre“ weiter ausgeführt hat. Ja selbst der eigentliche Socialismus hat sich auf Goethe zu berufen gewagt. Goethe ist der Schöpfer jener Gattung Autobiographien, deren Hauptaufgabe nach seinen eigenen Worten es ist, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach Außen abgepiegelt“ — eine Gattung, für die er selbst in „Dichtung und Wahrheit“ das bisher unerreichte und auch wol unerreichbare Muster aufgestellt hat; er ist der Schöpfer des eigentlich vaterländischen Drama's und zwar durch seinen „Göz von Berlichingen“, mit dem er zuerst wieder das deutsche Mittelalter aus der Vergessenheit herausbeschwor, an dem sich freilich auch ein langer Zug der schauerlichen Ritterschilde anbing, wie an Schiller's „Räuber“, der wo möglich noch schauerlichere Schweiß der Räubersünde; er ist (durch den „Faust“) der eigentliche Schöpfer des sogenannten Dichter- und Künstlerdrama's, des modernen culturhistorischen deutschen Roman's und der socialen Novelle; er ist der Schöpfer jener metaphysischen Dramen, die es mit Prometheus und Faustischen Aufgaben, mit dem höchsten Ringen und Streben des Individuums und mit den tiefsten Menschheits- und Welträthseln zu thun haben. Auch das Ausland empfing Impulse von ihm. An ihn sich anlehnd durchbrach die Schule der französischen Romantisten den altklassischen Zwang und nach Vernet's Behauptung ist kein anderer als Goethe der eigentliche Begründer des in Frankreich vorherrschenden sogenannten intimen Roman's. In England ist seit dem „Faust“ das metaphysische Drama mehr und mehr eingebürgert worden. Dahin gehört Byron's „Manfred“, der, auch nach Goethe's Ansicht, deutlich die Einflüsse des „Faust“ verräth, obgleich dies von einigen Landeleuten Byron's in Abrede zu stellen versucht worden ist; einzelne Dicht-

76) Durch den „Werther“, der noch immer ein Lieblingsbuch der Franzosen ist. So sprach z. B. Camille Rougemont vor einigen Jahren in der „Revue des deux mondes“: „Ich habe den Werther zu wiederholten Malen gelesen und niemals ohne von ihm tief ergriffen worden zu sein. . . . Werther ist unter den vorzüglichsten Figuren der unsere Zeit bismenge, die ich am meisten liebe; er ist nicht die großartigste, aber die räuberischste; und Solange Werther in der „Revue contemporaine“: „Werther gehört zu der Zahl derjenigen Dichter, welche den größten Einfluß geübt haben.“ Zu der neuen Ausgabe der Werke Goethe's die Uebersetzung des „Werther“ (1845) schrieb Goethe auch eine warme Vorrede; eine neue Uebersetzung (von Louis Gault) erschien 1855, in welchem Jahre, in welchem Maße eine Uebersetzung des Goethe'schen Werkes, welches und Arnold Schödel eine Schrift „Les origines de Werther“ erschienen ist. Uebrig den Kaffa, „Werther im Romantischen in den „Blättern für literarische Unterhaltung.“ 1855. Nr. 46.

tungen Shelley's, der, wie schon bemerkt, Mehrtes aus dem „Faust“ übersehte, der Roman „Frankenstein oder der neue Faust“ von Mary Godwin, Shelley's späterer Frau, Baileys „Kestus“, Charles Boner's „Raim“, der freilich mit dem Raim von Byron in der Tendenz wenig Gemeinsames hat, und viele andere. Wie Alles, was aus Goethe's Feder floß, epochenmachend war, so war dies auch mit seinem „westphälischen Dämon“ der Fall, indem Goethe die Massen der orientalistischen Poesie, die sich in den blüherigen Uebersetzungen gewissermaßen noch in halbgeschmolzenem Zustande befanden, erst ordentlich flüssig gemacht hatte, sodas von da an die Einflüsse aus dem persischen und türkischen Poesie sich mehr und mehr in Reproduktionen westphälischen Charakters spüren ließen.

Hochbedeutend sind Goethe's Verdienste um die deutsche Sprache. In dieser Hinsicht bemerkt Jacob Grimm in seiner Schillerrede sehr schön und treffend⁷⁷⁾: „Goethe besitzt unzweifelhaft die größte Sprachgewalt, ja eine so seltene und vorragende, daß insofern kein anderer unserer deutschen Schriftsteller es ihm darin gleichthut. Wo er seine Feder ansetzt, ist unausdörmlicher Reiz und durchweg fäßbare Klarheit ausgegossen. Eine Menge der feinsten und erlesensten Wörter wie Wendungen ist zu seinem Gebote und steht an den eigenen Stellen. Seine ganze Rede fließt überaus gleich und eben, reichlich und ermaßen, kaum daß ein unnöthiges Wörtchen steht, Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhalten, Alles ist vorhanden. Hierin kommt ihm Schiller bei weitem nicht bei, der fast nur über ein ausgewähltes Heer von Worten herrscht. . . . Goethe schaltet in der Schriftsprache förmlich. Seine Prosa wird zum Mustergültigen Kanon und bleibt selbst im sanftmüthigsten Hohlton, den er in alten Tagen allzuoft anwendete, gefügig und geschmeidig, seine Poesie gibt bei jedem Schritte überall die reichste Ausbeute, für die Bearbeitung des deutschen Wortschatzes ist es gar nicht zu sagen, wie viel aus ihm geschöpft werden kann.“ Obgleich nun Goethe's Sprache so im tiefsten Grunde reinlich ist, so ist sie doch wieder so einfach und klar, daß sie zugleich einen wesentlichen kosmopolitischen, allen Völkern verständlichen Charakter trägt. So bemerkt Pierre Leroux in seinen als Einleitung zu seiner Wertherübersetzung dienenden „Considérations sur Werther et en général sur la poésie de notre époque“ u. A.: „Als ich vor einigen Jahren deutsch lernte, fühlte ich mich von dem klaren Eyle des „Werther“, der mich in der Jugend so sehr gerührt hatte, wahrhaft überrascht. Jeden Tag gab ich buchstäblich wieder, und ich fand, daß sich dabei ein sehr correctes Französisch herausstellte. Goethe's Sargbildung, selbst wenn sie noch so poetisch ist, ist doch ebenso klar wie die Voltair's.“ Um auch noch das Urtheil eines Engländer's zu haben, so sei noch erwähnt, daß der Verfasser des schon angeführten, das Verewth's Werk betreffenden Artikels in der „Edinburgh review“ an Goethe unter Anderem die Mei-

nerchaft rühmt, womit er die deutsche Sprache behandelt und dieselbe, „die man früher für rauh hielt, musikalisch, geschmeidig und anmuthig gemacht habe.“

Die literarischen und poetischen Erzeugnisse Goethe's hätten allein schon hinreichend sein können, auch das längste Menschenleben auszufüllen. Das Erlaunen wüßte aber, wenn man Goethe's übrige Thätigkeit überblickt, wenn man erfährt, daß er seine Geschäfte als Staatsbeamter mit äußerster Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit besorgte und den Eigungen des geheimen Conseils so regelmäßig beizwohnte, daß er sich rühmen konnte, die selben nur in Krankheits- und andern unabwendigen Verbindungsfällen versäumt zu haben⁷⁸⁾; wenn man weiß, was er für die Universität Jena, die sich durch seine Fürsorge zur höchsten Blüthe erhoht, für das weimarische Theater, für die Hebung der bildenden Künste, namentlich durch Einrichtung und Förderung von Kunstausstellungen in Weimar, für musikalische Aufführungen und für alle übrigen wissenschaftlichen und artistischen Anstalten des Landes, endlich für den Vergau, für Verbesserungen im Schul-, Ban- und Strafwesen bis auf die Köstchenankalen herab gethan, und wenn man endlich ermüßt, daß er trotzdem noch Zeit genug übrig behielt, an Gesellschaften und gesellschaftlichen Genüssen Theil zu nehmen, Musikern zu erfinden, anzuordnen und erklärende Verse dazu zu schreiben, außerdem aber eine Correspondenz zu führen, die so ausgedehnt und weit verzweigt war, daß sie allein hinreichend haben würde, die Thätigkeit mancher andern Menschen vollaus in Anspruch zu nehmen — dann wird man sicherlich einer solchen riesenhaften Arbeitsamkeit und Arbeitskraft seine Bewunderung, sein Erlaunen nicht verlagern können⁷⁹⁾.

78) Vergl. hierüber in K. Diezmann's Schrift: „Goethe und die letzte Zeit in Weimar“ das letzte Capitel „Goethe als Minister Karl August's“, wozu es unter Anderem heißt: „Wenn man die Archive in Weimar durchsucht, findet man tausendfache Spuren seiner Arbeitskraft und amtlichen Thätigkeit. Abgegeben von den Beamten u. s. w., die er selbst lieferte und die sich bei den Acten befinden, hat er eine große Masse von Conceptionen geschrieben, corrigirt und dann seine Unterschrift B. dazugesetzt.“ Besonders angeregt hat er seine Schüler, Goethe sei noch mehr als Geschäftsmann denn als Dichter zu bewundern.

79) Daher sagt auch Moriz Müller in seiner im November 1859 in Karlsruhe erschienenen Broschüre „Ein Goethe-Weichenbild“, dem Volke gewidmet, daß Goethe's Reich nicht eigentlich die „Kulturthat“ gewesen. Die Stimme Moriz Müller's, Fabricanten in Ploegheim, muß beinahe derselbe gehört werden, weil er sich selbst rühmt, aus dem Volke hervorgegangen zu sein, dabei aber keineswegs der leiseste, im Volke weitverbreiteten Meinung Gehalt, daß Goethe ein Weichen- und Weichenwäcker gewesen. „Wenn Goethe mit seinen Dichtungen die Herzen eines Volkes und nicht so viele Schüler gewonnen hat, so liegt dies nur in der Unkenntnis des Volkes“, sagt Müller. Die Dichtungen Goethe's bezeichnen einen eben so wenig tieferen Schatz, als tief und edel empfindenden Gemüths in noch vollkommenerer Form als diejenigen Schiller's. Der Goethe kann, bemerkt er, nicht allein, nein, er lebt im Volk, er wird von ihm begieret. . . . Dem bei Goethe's Namen sich nicht ohne eine Welt von Vorstellungen, Sinn für alles Große und Schöne, göttliche Ideen und praktische Lebensansichten aufbauen, der ist auch Schiller's nicht recht würdig. Dies ist meine einfache, solche Meinung dem Volke gegenüber.“ Müller bemerkt weiter: Goethe gelte ihm auch im Leben in jeder Beziehung als größeres Crafel

77) „Rede auf Schiller, gehalten in der heiligen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften“, von Jacob Grimm. (Berlin 1859.)

Zugleich empfindet man aber auch ein schmerzliches Bedauern, daß von den Verkleinerern und Verdächtigen Goethe's nicht auch diese vielen und vielseitigen Verdienste in die andere Wagsschale gelegt werden und daß sie durch dieselben nicht bestimmt werden können, ihre Beurteilung in rücksichtsvollere oder wenigstens anständigere Formen zu kleiden.

In den Hauptquellen über Goethe's Leben gehören, außer dessen eigenen Tagebüchern und autobiographischen Aufzeichnungen, besonders seine zahlreichen Correspondenzen, von denen er die mit Schiller noch selbst herausgegeben⁸⁰⁾, die mit Zelter nach der Revidirten revidirt hat, wobei ihm der spätere Herausgeber derselben, Hofrath Riemer, zur Hand ging. Die wichtigsten nächst ihnen sind: die mit der Frau von Stein, der Gräfin Auguste zu Stolberg, mit Knebel (herausgegeben von Subramer), Kestner, Lavater (herausgegeben von G. Hirzel), B. Jacobi, Herder⁸¹⁾, Reinhard, dem Geheimrath Schüz, Garus (in dessen Schrift: „Goethe. Zu dessen näherem Verständniß“), Nicolaus Meyer, der klüchtige Briefwechsel mit Klepisch, der wenig umfangreiche mit A. W. Schlegel u. s. w. Die bedeutendsten sind schon oben im biographischen Theile dieses Artikels benutzt und mit ihren Titeln genannt worden. Hauptquellen sind ferner Germann's Gespräche mit Goethe und Riemer's und des Hofraths Vogel Mittheilungen, während die von Johanne's Fall, so viel Anziehendes sie enthalten, doch mehr nur mit Vorbehalt zu brauchen sind. Beachtenswerth sind die beiden Schriften: Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit⁸²⁾ und Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit⁸³⁾ (Weimar 1852) von Fr. v. Müller (G. Fr. K. L. v. Gerkenberg). Materialien finden sich ferner in H. Dünker's Schriften: „Freundschaftsbilder aus Goethe's Leben“ (Leipzig 1853), „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit“ (Eutgart 1852) und „Goethe und Karl August während der ersten 15 Jahre ihrer Verbindung“ (Leipzig 1861), in Corré's „Notice sur Goethe“ (Genf 1832), in R. A. Werten's Schrift: „Ein Stück aus Goethe's Leben“, in Diekmann's Schrift: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar“, in dessen „Weimar-Album“, und Goethe-Schiller-Museum, in Eitard's Tagebuche, „Weimar und Jena“, in dem von R. W. Gubitz herausgegebenen Werke: „Denkmal-Epigraphien der Deutschen“ (Berlin 1854), in W. Bachemuth's „Weimar's Museum in den Jahren 1772—1807“ (Berlin 1844),

und hat dann hinzu: „Ein Beweis, daß ihm nicht bloß die geistlichen Heister Schatz, sondern daß auch Müllers aus dem Volk, die sich im Leben noch viel ängst als Schiller schienen und klagen mußten, den sogenannten aristokratischen Goethe lieb gewonnen haben.“

80) In der ersten Ausgabe derselben (1828—1829) war Ginzels aus Müllers auf lebende Zeitgenossen weggelassen. Die Autographen sind wieder unter Zelter gelegt und diese Goethe's letzten Willen zufolge erst im Jahre 1850 geist. Barerth erhielt schon der Briefwechsel in der neuen Ausgabe von 1856 (Eutgart, Götta). 81) In dem Werke „Aus Herder's Nachlaß“ (3 Bände, Frankfurt 1857) befinden sich 100 Briefe Goethe's an Herder aus dem langen Zeitraum von 1771—1803, welche denselben, wie innig und brüderlich früher das Verhältnis zwischen beiden war.

in H. Döring's „Goethe in Frankfurt am Main oder zerstreute Blätter aus der Zeit seines dortigen Aufenthalts in den Jahren 1757—1775“ (Jena 1839), in E. Jäger's Schrift: „Das Puppenhaus, ein Einblick in der Gontard'schen Familie“ (Frankf. 1857), in A. Stiller's Schriften: „Der Dichter Reng und Friederich von Eschenheim“ (Basel 1842) und „Der Actuar Salzman“ (Frankfurt 1856) und so noch in unzähligen andern Schriften, die theils ausschließlich mit Momenten aus Goethe's Leben sich beschäftigen, theils gelegentliche Mittheilungen über ihn, namentlich über Besuche bei ihm (z. B. der erste Band von Barnhagen's „Denkwürdigkeiten“, S. 426—431) und oft recht werthvolle enthalten.

Einen der ersten Versuche, Goethe's Leben im Zusammenhang zu beschreiben, machte noch bei Goethe's Lebzeiten H. Döring in seiner Schrift: „Goethe's Leben“ (Weimar 1828; zweite ergänzte Ausgabe 1833); doch konnte bei der großen Lüdenhaftigkeit des damals vorhandenen Materials dieser Versuch nur mangelhaft sein, obwohl er immerhin dankenswerth war und die Kenntniß von dem Leben und Wirken Goethe's auch in weiteren Kreisen verbreiten half. Derselbe Verfasser gab dann später noch die Schrift: „Goethe. Ein biographisches Denkmal“ (Jena 1840 u. 1841) und eine den zweiten Band der Biographien teutscher Classiker bildende Biographie „J. W. v. Goethe“ (Jena 1853) heraus. Es folgte dann die umfangreiche fleißige Arbeit J. Viehoff's „Goethe's Leben“ (4 Bde. Stuttgart 1847—1853) und die sehr verdienstvolle Arbeit J. B. Schaefer's „Goethe's Leben“ (2 Bde. Bremen 1851; zweite, auch neu durchgearbeitete Auflage 1855). Eine werthlose und unrichtige, die gewöhnlichen Verdächtigungen und Mißdeutungen gegen Goethe wieder auf den Markt bringende Compilation ist W. Neumann's Biographie „J. W. v. Goethe“ (Gassel 1853—1854), die den 26. und 27. Band der von Volke in Gassel gegründeten „Moderne Classiker“ bildet. Mehr zu empfehlen ist die anspruchlos aussehende Biographie von A. Spieß: „Goethe's Leben und Dichtungen“ (Weidenbach 1854). Außer diesen find noch zu nennen „Goethe's Leben und Werke in chronologischer Tafeln, nebst Geschichtstafeln“ von E. J. Saupé (Götta 1854) und die biographische Schilderung „Goethe“ von Robert Prug (27. Bändchen der „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung“, Leipzig 1856), eine glänzende und frisch geschriebene Skizze, wenn auch nicht gerade auf ausgiebiger Quellenbenutzung beruhend. Eine vielfach verdienstliche Arbeit ist die Biographie Goethe's von Karl Goedeke in dessen Schrift „Goethe und Schiller“ (zweite durchgesehene Auflage Hannover 1859); doch urtheilt der Verfasser über das spätere Wirken und Schaffen Goethe's nicht immer ganz unbefangene. In England gab schon 1845 H. C. Browning eine Biographie Goethe's heraus unter dem Titel: „Goethe's Life“ (2 Bde., London). Unvergleichlich größern Erfolg, namentlich auch in Teutschland, hatte das zweibändige Werk von G. F. Lewes „The life and works of Goethe“, von welcher bei Brodhagen in Leipzig 1858 eine von dem Verfasser durchgesehene zweite Auflage erschien. Von der stylis-

ausgezeichneten deutschen Uebersetzung „Goethe's Leben und Schriften. Aus dem Englischen von Julius Grete“ erschien in Berlin 1857 eine Octavausgabe und 1858 eine Ausgabe im sogenannten Glasserformate, welche bereits 1859 eine vierte Auflage erlebte⁸²). Von französischen Arbeiten gehört hierher das schon angeführte, von H. Michollet herausgegebene und eingeleitete Werk „Mémoires de Goethe“; auch F. Marnier's „Études sur Goethe“, Philartès Eschassé's „Études sur l'Allemagne ancienne et contemporaine“, A. Michollet's „Études sur l'Allemagne“ und J. Rémoiné's „Études critiques (Shakespeare, Goethe et Mirabeau)“ enthalten Beiträge zur Charakteristik Goethe's, die Schrift des leptern freilich von mehrfach einseitigem Standpunkte. In des Nordamerikaners R. W. Emerson's Schrift „Representative men, seven lectures“ ist die lebendige Vorstellung Goethe unter der Ueberschrift: „Goethe, or the writer“ gewidmet⁸³).

Es gibt wol schwerlich einen Dichter, dessen Schöpfungen so vielfach commentirt worden wären und fortwährend commentirt werden als die Goethe's. So besitzen, außer den Arbeiten Dünker's, welcher die Werke Goethe's der Reihe nach erläutert hat, über „Iphigenia“ Commentare von D. Jahn, K. F. Rinne, A. Stahl, K. H. Bador, über „Torquato Tasso“ von Kewig und L. Eckardt, über „Wilhelm Meister“ von Gregorovius, über die „Wanderjahre“ von A. Jung, über die „Wahlverwandtschaften“ von Köstler, über „Hermann und Dorothea“ der berühmte Commentar von W. von Humboldt (wiederabgedruckt in 4. Bande von dessen gesammelten Werken), über Goethe's Gedichte von H. Viehoff, über den 1796 gedichteten Epigrammencyclus „Die vier Jahreszeiten“ von Martin (Berlin 1860.) u. s. w. Ganz besonders zahlreich sind jedoch die Commentare zu Goethe's Faust, in denen freilich, und zwar von den entgegengesetzten Standpunkten, oft ebenso viel Dunkel als Licht hineingetragen wird. Zu nennen sind die von K. F. Göschel, K. E. Schubarth, K. Rosenkranz (noch immer eine der

geistvollsten Schriften über „Faust“), G. Löwe, Dreyde, Weber, Ch. H. Weise, Köstler, Reichlin-Weldegg, J. A. Hartung, Saupe, A. Grün, Benfer. Zu den neuesten gehören die von A. Schneider, Minne, D. Klier (vom Standpunkte der Schopenhauer'schen Philosophie), Bischer (im 3. Hefte seiner „Kritischen Gänge“, neue Folge), Otto Wilmart (in dessen nachgelassener Schrift: „Zum Verständnis Goethe's.“ Nürnberg 1860), K. Köstlin („Goethe's Faust, seine Kritik und Auelegung.“ Tübingen 1860) und H. Dünker's Gegenchrift „Würdigung des Goethe'schen Faust, seiner neuesten Kritik und Erklärer.“ (Leipzig 1861.)

Ueber die Goethe und seine Werke betreffenden Schriften, Journalauszüge u. s. w. enthält das Werk von dem Reglerungsrathe Karl Gustav Wenzel „Aus Weimar goldenen Tagen. Eine bibliographische Jubelschriftgebe zur 100jährigen Geburtsstiftungsfeier Friedrich von Schiller's“ (Dresden 1859) wol die bisher vollständigste Uebersicht; für die Zeit bis 1828 war dem Verfasser jedoch durch das Werk von A. Nicolovius „Ueber Goethe. Literarische und kritische Nachrichten“ tüchtig vorgearbeitet, wiewol die Literatur erst seit Goethe's Tode so mächtig angeschwollen und man möchte sagen aus den Ufern getreten ist. Wenzel hat auch die Uebersetzungen Goethe'scher Schriften und Dichtungen möglichst vollständig und mit größtem Fleiße verzeichnet. Alle Hauptwerke Goethe's sind in die meisten europäischen Sprachen oft mehrfach übersetzt worden, selbst manches unbedeutendere Product bloß aus Rücksicht auf Goethe's Namen. Am meisten wurden „Werther“ und „Faust“ übersetzt, der erstere auch mehrfach nachgedruckt. Französische Uebersetzungen des „Werther“ verzeichnet Wenzel 17, englische 7, italienische 8, spanische 4; französische Uebersetzungen des Faust (des ersten, seltener des zweiten Theils, bisweilen beider Theile) und Auszüge daraus (z. B. „Beautés tirées du Faust“ von J. J. Morin) 17, englische nicht weniger als über 30 (darunter die von Lord Francis Leveson Gower, Gladie, John Asser, R. Talbot, J. Birch, J. J. Bernard, George Leffer, Lord B. Egerton, Charles F. Drexel in Boston, A. Hayward, letztere in Prosa und bereits bis 1859 sechsmal aufgelegt), 3 italienische, 8 russische, 2 polnische. Außerdem wurde „Werther“ ins Schwedische, Kussische, Polnische, „Faust“ ins Holländische, Schwedische, Wämsische, Dänische, Spanische (von einem Grolen in Havanna), Böhmische und sogar Kroatische übersetzt. Hieran zeigt sich die Centralstellung, welche Goethe innerhalb des modernen Bildungscircles und der von ihm selbst so genannten Weltliteratur einnimmt. (Hermann Marggraf.)

GOETHEA, eine von Reed und Marius auf zwei in Brasilien einheimische Arten gegründete, dem berühmten deutschen Dichter und Naturforscher zu Ehren benannte Pflanzengattung, welche De Canballe den Böttnerianern zugesellt, während sie die Gründer derselben zu den Malaccen rechneten. Diese Differenz ist in folgender Weise zu lösen. Reed und Marius begreifen die Stauden der Mitglieder dieser Gattung als zweifelhäufig, ein Merkmal, welches zwar den Böttnerianern, auch nicht

82) Diese vierte Auflage der Ausgabe im Glasserformate haben wir bei den Göttern und der Ausgabe der Seitenzahlen in unserer Kritik vor Augen gehabt. Escharf hat über das Vene'sche Werk nach dessen Erscheinung im „Dreier Courrier“ ein sehr unangenehmes, aber doch zu abfälliges Urtheil gefällt. Escharf war zwar ganz der Mann dazu, die Schwächen und Mängel und das vom lezten Standpunkte Unwissenschaftliche des Vene'schen Werkes darzulegen; ja; wenn er selbst für den Kenner Goethe's enthält das Vene'sche Werk viele interessante Scharf- und feinsinnige und praktische Fingerzeige; es ist von einem umfangreichen menschlichen Standpunkte geschrieben und frei von dem pedantischen Doctrinalismus, wie man ihn so häufig in Teutschland antrifft; und was ihm namentlich einen hervorragenden Werth verleiht, ist die durchgehend sehr geschulte Tendenz, das Humanitätsprincip in Goethe's Werken und Schriften herauszustellen und ihm gegen seine Verleumdung und Verkleinerung bereit, mächtig und geküßt in's Gesicht zu nehmen. In dieser Hinsicht haben die Lesenden dem Verfasser als einem Ausländer besondern Dank zu sagen. 83) Michollet ist, wie A. Gibelin in der pariser „Illustration“ anknüpft, gegenwärtig damit beschäftigt, ein ausgezeichnetes und vollständiges Werk über das lange und wohlthätige Wirken des Verfassers des „Faust“ auszuarbeiten. 84) Siehe Hermann Grimm's Schrift: „Ralph Waldo Emerson über Goethe und Shakespeare.“ (Götter 1857.)

den Malvaceen zukommt, De Candolle war daher nach dieser Angabe geneigt, die betreffende Gattung bei den Bättneriaceen unterzubringen, da er keine Gelegenheit hatte, die Pflanzen selbst zu untersuchen. Die Arten dieser Gattung besitzen aber in der That einsäckerige Staubbeutel, auch haben sie denselben runden, mit kleinen Warzen besetzten Blütenstempel, wie alle übrigen Malvaceen, so daß sie von dieser Familie nicht getrennt werden können. Die Gründer dieser Gattung betrachten sie als nahe verwandt mit Pavonia, Lebretonia und Lopimia. Auch Enlicher stellt sie zu den Malvaceen und zwar als zweifelhaft zur Gattung Pavonia zugleich mit Lebretonia und Lopimia und für die Vereinigung dieser beiden letzten mit Pavonia sprechen allerdings manche Gründe, dagegen scheint es sehr gewagt, auch die Gattung Goethea nur als Abtheilung von Pavonia ansehen zu wollen. Von großer Bedeutung ist, wie auch schon Martius mit Recht hervorhebt, für diese Gattung die Größe und eigenthümliche Gestalt des Außensehels, welcher sich in ganz ähnlicher Weise bei andern Gattungen dieser Familie wiederholt, es sind dies die vier oder fünf großen, am Grunde herzförmigen, den innern Kelch überragenden Außensehelsblättern, welche der Pflanze eine eigenthümliche Tracht verleihen. Hierdurch sind die Mitglieder dieser Gattung so gleich und sicher von Pavonia zu unterscheiden, bei welcher die Außensehelsblättchen meist in größerer Anzahl und verschiedener Form auftreten; die Gattung Goethea verhält sich daher in Bezug auf dieses Merkmal zu Pavonia wie Malope zu Kitabelia, nur mit dem Unterschiede, daß bei Malope drei Außensehelsblätter vorkommen, während bei Goethea vier oder fünf vorhanden sind. Wird der Gattungscharakter aber in dieser Weise gefaßt, so kann freilich Goethea sempervirens nicht bei dieser Gattung stehen bleiben, da ihr eben dieses Merkmal nicht zukommt, ich weiß überhaupt nicht, wie man diese Pflanze von Pavonia unterscheiden will. Reicher nimmt zwar außer den Gattungen Lebretonia und Lopimia auch Goethea als Gattung an und will sie namentlich dadurch von Pavonia unterscheiden wissen, daß erstere am Grunde etwas verwachsene Kronblätter haben, während diese bei Pavonia getrennt seien; dies ist jedoch nicht konstant. So stimmt dies z. B. nicht zu einer Pflanze, welche Behl in Brasilien sammelte und die wegen der vier großen herzförmigen Kelchblätter und der ganzen Tracht zu Goethea gezogen werden muß. Als Unterschied zwischen beiden Gattungen ist noch geltend gemacht, daß Pavonia an der Spitze aufspringende Bruchfrüchte habe, während diese bei Goethea nicht aufspringen, aber auch unter den echten Pavonien gibt es Arten, deren Früchte nur sehr selten, meist gar nicht aufspringen. Sonach bilden für die Gattung Goethea die großen, herzförmigen, den innern Kelch meist überragenden Außensehelsblätter das beste Unterscheidungsmerkmal.

Mit Ausschluß von Goethea sempervirens gehören folgende Arten zu dieser Gattung:

1) *G. cauliflora* Nees und Martius. Die Blätter sind länglich, ganzrandig; die Blüten kommen aus

dem Stamme; die vier Deckblätter sind groß, gefärbt, geartet.

In Brasilien am Flusse Abasco einheimisch.

2) *G. elliptica* Garcke. Die Blätter sind elliptisch, schwach gezähnt, fahl; die linealisch-lanzettlichen Nebenblätter haben ziemlich lange Stiele; die aus den Achseln der obersten Blätter entspringenden Blüten sind langgestielt; die vier Blättchen des äußeren Kelches sind herzförmig, zugespitzt, ziemlich fahl, ein wenig kürzer als der innere; die Kronblätter überragen den innern Kelch ein wenig; die Staubadenröhre hat mit den Kronblättern gleiche Länge.

In Brasilien einheimisch.

3) *G. longifolia* Garcke. Die Blätter sind elliptisch, an beiden Enden verschmälert, ganzrandig, fahl; die Nebenblätter sind linealisch-lanzettlich; die Außensehelsblättchen sind breit-herzförmig, ein wenig länger als der innere Kelch; die Blumenkrone hat mit den Außenseheln fast gleiche Länge; die Staubadenröhre ragt aus der Blumenkrone hervor.

In Brasilien einheimisch.

4) *G. cordifolia* Garcke. Die Blätter sind herzförmig, spitz, gezähnt-gefräst, kurzgestielt, aus beiden Seiten sammethaarig; die Blütenstiele haben mit den Blättern fast gleiche Länge und sind weichhaarig, an der Spitze gestielt, bisweilen gabelspaltig; die vier Außensehelsblätter sind herzförmig, sammethaarig, länger als der fleischhaarige innere; die Blumenkrone überragt den Außensehl um das Doppelte; die Staubadenröhre erreicht nicht ganz die Länge der Kronblätter.

Die Heimat dieser Art ist Brasilien.

5) *G. strictiflora* Hooker. Die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, nach der Spitze zu stark-buchtig-gezähnt; die kurzgestielten Blüten stehen in den Blattachsen gehäuft, aufrecht; die vier herzförmigen Außensehelsblätter sind schön roth gefärbt.

Da die Gattung Goethea mit Pavonia nahe verwandt und bis auf die neueste Zeit nur als Section von dieser betrachtet worden ist, so scheint es angemessen, letztere hier näher zu beleuchten, zumal sie in diesem Werke unter obigem Namen nur mit wenigen Worten ohne Aufzählung der einzelnen Arten erwähnt ist.

Die Gattung Pavonia wurde von Cavanilles aufgestellt, während Kinné die hierher gehörigen Arten zu Hibiscus rechnete, übrigens kannte er nur zwei Species, welche hierher zu bringen sind, nämlich Hibiscus spiniflex und Hib. zeylanicus. Willdenow machte im dritten Theile seiner Species plantarum vom J. 1800 15 Arten dieser Gattung namhaft. Sprengel zieht im dritten Bande seines im J. 1826 erschienenen Systems vegetabilium 37 Arten zu dieser Gattung, bezieht aber den Fehler, daß er die Hibiscusarten mit einsamigen Kapselfrüchten, im Widerspruch mit dem Gattungscharakter von Hibiscus, sämmtlich der Gattung Pavonia zurechnet; es sind deshalb sieben oder vielmehr, da er auch Urena repanda Swartz und Hibiscus brasiliensis Linné ohne Grund hierher bringt, neun Arten in Abzug zu bringen, selbst nur 28 bei dieser Gattung stehen bleiben. Zwei Jahre

vor Sprengel vertheilte *De Candolle* (Prodrum. I. p. 442), die ihm bekannten Arten dieser Gattung, 24 an der Zahl, in drei Sectionen, deren erste, *Typhalaea*, durch die Stachelfortsätze der Karpelle sehr ausgezeichnet ist; die zweite, *Malache*, und die dritte Section, *Canellaria*, unterscheiden sich von dieser durch die wehrlosen Früchte, unter sich aber durch die Länge der Außenseitblättchen, welche bei den Mitgliedern der zweiten Section kürzer, bei denen der dritten länger sind als der Kelch, eine Eintheilung, welche aus seinen Beifall Ansporn machen kann. Bassler hat daher Sprengel nur zwei Abtheilungen angenommen, indem er die erste von *De Candolle* eingeführte Section unverändert beibehält, die zweite und dritte aber in eine vereinigt und sie nach der Länge der Außenseitblättchen wiederum in zwei Unterabtheilungen bringt. Eine bedeutend größere Anzahl von Arten aus dieser Gattung, nämlich 61, führt Steudel in der zweiten Auflage seines im J. 1841 erschienenen Nomenclator botanicus an, legt aber bei dieser Zählung die Sprengel'sche Bearbeitung zu Grunde und da er auch die nach dem Erscheinen von Sprengel's *Systema vegetabilium* aufgestellten Species nur ohne Kränzung der Grenzlinie, also ohne Kritik aufnehmen konnte, so ist es begreiflich, daß diese Angabe viel zu hoch ist. Wie Sprengel führt auch Steudel sämtliche Hibiscusarten mit einsamigen Kapselfrüchten hier an und Beispiele der andern Art sind *Pavonia lechomoides* *St. Hilaire*, welche gleich *P. hirta* *Sprengel*, *P. involucreata* *Klotzsch*, die gleich *P. sessiliflora* *H. B. K.* ist. Noch andere Namen dieser Aufzählung gehören ganz unbekannten, nur der Benennung nach erscheidenden Arten an, z. B. *Pav. Romborna* *Hamilton* in *Wallich's Catal. plant. Ind. orient.* und *Pavonia rosea* *Wallich* l. c. Auf der andern Seite fehlen bei Steudel eine Anzahl von Arten und merkwürdiger Weise aus denselben Büchern, aus denen er andere aufgenommen hat. Endlicher bringt die hierher gehörigen Arten in vier, oder wenn man Goethea davon ausschließt, in drei Abtheilungen, *Pavonia*, *Lopimia* und *Lebretonia*, von denen die erste wiederum in drei Unterabtheilungen zerfällt, nämlich *Typhalaea*, *Malache* und *Malvaviscoides*.

Der Charakter der Gattung *Pavonia* besteht in Folgendem:

Der Außenseitkelch besteht aus fünf bis vielen getrennten oder am Grunde verwachsenen Blättern, welche in einer oder sehr selten in zwei Reihen stehen. Der Kelch ist fünftheilig, seine Zipfel sind in der Knospenlage flappig. Die fünf Blumenkronblätter sind unterständig, mehr oder weniger ungleichseitig, mit den Nägeln dem Grunde der Staubfadenröhre angewachsen, aufrecht, abstechend oder in eine Röhre vereinigt, in der Knospenlage zusammengewachsen. Die Staubfadenröhre ist kürzer oder länger als die Blumenkrone, die Träger sind mehr oder weniger zahlreich, fadenförmig; die Staubbeutel nierenförmig. Der Fruchtknoten ist ungestielt, fleischig, die Früchte sind in den Höckern einzeln und reifen aus dem Grunde des Centralwinkels aus. Der Griffel ist an der Spitze schnittförmig, die Narben sind kopfförmig. Die

Frucht besteht aus fünf einsamigen, stumpfen oder an der Spitze dreispitzigen Karpellen. Der Samentheilm befindet sich innerhalb des hyalinen Eiweißes; die Kronblätter sind blattartig und rollen sich saltig ein.

A. *Eupavonia* *Endlicher*.

Die Außenseitblättchen sind frei oder am Grunde verwachsen. Die Blumenkrone ist flach oder in eine Röhre zusammengewachsen.

a) *Typhalaea* *De Candolle*. Die Karpellen sind an der Spitze mit drei Stacheln besetzt.

1) *P. spinifera* *Willdenow*. Die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, ungleich gezähnt-gefägt, unterseits fleischig; die Blüthen stehen in den Blattachsen einzeln oder an den Spitzen der Äste gleichsam traubig; die 6—7 Blättchen des Außenseitkelches sind linealisch und haben mit dem Kelche fast gleiche Länge. Hierher gehören *Hibiscus spinifex* *Linne* und *Pavonia communis* *St. Hilaire*.

Die Pflanze ändert ab:

a) *ovalifolia* *De Candolle*. Die Blätter sind eiförmig; die Blumenkronen sind doppelt oder dreimal größer als der Kelch.

b) *aristata* *Cavanilles*. Die Blätter sind fast herz-förmig, die Blumenkronen haben mit dem Kelche etwa gleiche Länge oder sind sogar kürzer.

c) *oblongifolia* *Mocin* und *Sesé*. Die Blätter sind länglich; die Blumenkronen haben mit dem Kelche gleiche Länge.

d) *grandiflora* *Mocin* und *Sesé*. Die Blätter sind herzförmig; die Blumenkronen sind 2—3 Mal größer als der Kelch.

2) *P. Typhalaea* *Cavanilles*. Die Pflanze ist strauchartig, ästig, kernförmig-behaart; die Blätter sind verkehrt-eiförmig-elliptisch oder länglich-lanzettlich, gezähnt-gefägt, raub; die Blüthen stehen an der Spitze der Äste geknäuelt; die fünf Blättchen des Außenseitkelches sind eiförmig-lanzettlich, am Grunde verwachsen, ein wenig länger als der innere Kelch. Hierher gehören *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth* und *Urena Typhalaea* *Linne*.

In Südamerika einheimisch.

3) *P. intermedia* *St. Hilaire*. Die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, gezähnt-gefägt, kernförmig-behaart oder raubhaarig; die weißlichen Blüthen stehen an der Spitze der Äste und des Stengels fast knäuel-förmig; die 8—10 Blättchen des Außenseitkelches sind am Grunde unter einander verwachsen, etwas länger als der Hauptkelch. Hierher gehören wahrscheinlich *P. rosea* *Schlechtendal*, *P. lappacea* *Casaretto* und vielleicht auch *P. nemoralis* *St. Hilaire* und *Naudin*.

In Brasilien einheimisch.

4) *P. caetanensis* *St. Hilaire* und *Naudin*. Der Stengel und die Äste sind an der Spitze nackt; die Blätter sind fleischig-verkehrt-eiförmig, am Grunde stumpf, an der Spitze eingeschnitten-gezähnt; die Blattstiele und Deckblätter sind fleischig; die 9—10 Zipfel des

Außenkelches sind weit länger als der sehr kurze Hauptkelch; die Grannen haben mit der länglichen Kapfel fast gleiche Länge.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

5) *P. stellata Sprengel*. Diese Pflanze ist halbfrauchtig, aufrecht; die Blätter sind länglich, ungleichseitig, stark gefägt, zugespitzt, am Grunde abgerundet, auf beiden Seiten zerstreut-sternhaarig, die achsel- und endständigen Blüten stehen fast röhrig; die Blättchen des Außenkelches sind linealisch, gewimpert; die Karpellen sind zahl und haben nur eine Granne. Hierher gehören als Synonyme *P. monatherica Casaretto*, *P. begoniifolia Gardner* und *P. brachysepala St. Hilaire* und *Naudin*.

Diese Art wächst in Mexiko und in Südamerika.

6) *P. surinamensis Miquel*. Strauchtartig; die Äste sind wechselförmig, die jüngeren vierkantig, sternförmig-behaart; die Blätter sind gestielt, eiförmig-länglich, am Grunde spatelig-verförmig, über der Mitte am breitesten, an der Spitze schief-zugespitzt, ungleich-gezähnt-gefägt, häutig, zugleich mit den Blattstielen von sternförmigen Haaren grau; die äußerst kurzgestielten Blüten hängen an der Spitze der Äste zu 5—6 büschelförmig-gelbst; die Deckblättchen stehen zu drei und sind länger als das Blütenstielchen; die fünf Zipfel des Außenkelches sind eiförmig-zugespitzt.

Die Heimath dieser Art ist Surinam.

7) *P. intermixta A. Richard*. Krautartig; der Stengel ist stielrund, kahl; die Blätter sind eiförmig-lanzettlich oder linealisch, am Grunde rundlich-herzförmig, am oberen Ende sehr spitz, am Rande entfernt-kerbig-gezähnt, am Grunde fast dreinervig, oberseits grün, sternförmig-behaart; punktförmig-durchscheinend.

Diese Art wächst auf der Insel Cuba.

8) *P. sepium St. Hilaire*. Die Blätter sind eiförmig-länglich, zugespitzt, ungleich gezähnt, unterseits behaart, durchscheinend-punktiert; die Blüten sind einzeln, achselförmig, gelblich; der fünfblättrige Außenkelch hat mit dem innern fast gleiche Länge. Hierher gehört *P. flavo Spring*.

In Brasilien einheimisch.

9) *P. lanceolata Schlechtendal*. Diese Art ist halbfrauchtig; die Blätter sind kurzgestielt, lanzettlich oder aus eiförmigen Grunde lanzettlich, stark gefägt, beiderseits mit ziemlich großen Sternhaaren besetzt, etwas raub; die Blättchen sind achselförmig, länger als die Hälfte des Blattes; die Blättchen des Außenkelches haben mit dem innern gleiche Länge.

Die Heimath dieser Art ist Mexiko.

10) *P. linearis A. Richard*. Diese Art ist krautartig; der Stengel ist dreikantig, sternförmig-behaart; die Blätter sind linealisch, lederartig, sehr kurzgestielt, spitz, am Grunde stumpf, ausgerandet, oberseits und vorzüglich unterseits sternförmig-weichhaarig, am Rande entfernt und un deutlich gezähnt, durchscheinend-punktiert; die Blüten stehen einzeln und sind gestielt; der Außenkelch besteht aus 8—10 linealischen Blättchen; die Kapfel ist niedergedrückt, behaart.

Diese Art wächst auf der Insel Cuba.

11) *P. hirsuta Guillemain* und *Perrottet*. Der Stengel ist halbfrauchtig, aufsteigend, vom Grunde an ästig, wellig; die Blätter sind herz-eiförmig, fast dreispitzig, unregelmäßig gezähnt, unterseits filzig, weichröhlich; die zehn Blättchen des Außenkelches sind linealisch, wellig.

Die Heimath dieser Art ist Senegambien.

12) *P. microphylla Casaretto*. Die Blätter sind klein, rundlich oder eiförmig-rundlich, am Grunde herzförmig, glaberr, unterseits behaart, oberseits mit zerstreuten Haaren besetzt; die Blättchen sind achselförmig, einzeln, weit länger als das Blatt; die 11—12 Blättchen des Außenkelches sind linealisch-pyramidal, borstig-gewimpert, fast dreimal länger als der Kelch; die Karpellen sind kantig, dreispitzig, weichhaarig; die Spigen sind kurz, gespreizt, gleich lang und mit rüchwärts stehenden Stacheln besetzt. Hierher gehören *P. Lasnachathiana Klotzsch* und *P. foliosa Martius*.

In Brasilien einheimisch.

13) *P. Schimperiana A. Richard*. Der Stengel ist aufrecht, 3—4 Fuß hoch, stielrund, wellig-filzig oder kaum behaart; die Blätter sind langgestielt, groß, bandförmig-5—7theilig, am Grunde fast herzförmig, die Zipfel sind kantig, zugespitzt, grob- und entfernt-gefägt, weichhaarig oder wellig, namentlich auf der Unterseite dichter wellig; die mächtig großen, sehr kurzgestielten Blüten stehen in den Blattachsen gehäuft; die 10—12 Außenkelchblättchen sind linealisch, behaart; die Zipfel des glockenförmigen Kelches sind halb elliptisch, spitz, kaum länger als der Außenkelch, behaart; die Karpellen sind fast kahl oder kurzhaarig. Hierher gehören *P. Schimperiana* und *tomentosa Hochstetter*.

Diese Art wächst in Sabesfinien.

14) *P. Regnelliana Miquel*. Diese Art ist krauchtig; die Äste sind unten kahl, oberwärts weichhaarig; die Blätter sind kurzgestielt, länglich-eiförmig, zugespitzt, ziemlich stark ungleich-gezähnt-gefägt, oberseits fein böhlerig und etwas behaart, unterseits weichfilzig oder weichhaarig; die Nebenblätter sind schmal-linealisch, dreinervig, weichhaarig, länger als der Blattstiel; die Blättchen sind achselförmig und an der Spitze des Stengels trambig, einzeln oder gepaart, ein- oder weiblich, weichhaarig, länger als das Blatt; die fünf Blättchen des Außenkelches sind linealisch, fast dreinervig, weichhaarig; die Zipfel des tief fünftheiligen Kelches sind zugespitzt, säuerlich, weichhaarig, an der Spitze borstig; die Karpellen sind dreikantig, auf dem Rücken runzelig, dreinervig.

In Brasilien einheimisch.

15) *P. flavispina Miquel*. Diese Art ist krautartig, niederliegend, wenig ästig; die Äste werden bald kahl, die jüngeren sind auf der einen Seite kurzhaarig; die Blättchen sind weichhaarig; die Blätter sind häutig, durchscheinend-punktiert, beiderseits mit Sternhaaren besetzt, länglich-elliptisch, gleich- oder ungleichförmig, ein wenig zugespitzt, an dem ganzrandigen Grunde stumpf oder spitz, übrigens gezähnt-gefägt; die linealisch-fadenförmigen Nebenblätter haben mit dem Blattstiele fast

gleiche Länge; die Blüten stehen in den Blattwinkeln einzeln; die fünf Blättchen des Außenfeldes sind linearisch und haben mit dem fast bis zum Grunde in fünf Theile getheilten Kelch gleiche Länge; die Karpellen sind runzelig.

In Brasilien einheimisch.

16) *P. varians Moricand*. Die Pflanze ist sammethaarig-silzig; die Blätter sind herzförmig, tief fünf-lappig, die Zipfel sind stumpf, gezähnt, in den Buchten wellenförmig, durchscheinend-punktiert; die Blütenstiele sind meist einklühlig, länger als das Blatt; der Außenfeld besteht aus 8—10 pfriemlichen, den inneren Kelch überragenden Blätchen; die Karpellen sind zahl, negaderig und mit drei Dörren besetzt.

In Brasilien einheimisch.

17) *P. inaequilatera Gareke*. Diese Art ist krautig, ästig, unterwärts ziemlich kahl, oben sternförmig behaart; die Blätter sind kurzgekielt, lanzettlich, fächerförmig-gekerbt, etwas rauh; die Blüthen sind achselständig ober an der Spitze der Äste gebäuft, fast traubig; der fünftheilige Außenfeld ist kürzer als der innere; die Blumenfrone überragt den Kelch kaum um das Doppelte. Diese Art wächst in Maynas in Südamerika.

18) *P. urens Cavanilles*. Die Blätter sind siebenförmig, zugespitzt, gezähnt, kurzhaarig; die Blüthen sind fast stiellos und stehen in den Blattachseln fächerförmig. Diese Art wächst auf den Inseln Mauritius und Bourbon.

19) *P. leptocarpa Cavanilles*. Die Blätter sind lanzettlich, gefägt; die Blüthen sind ungekielt, gefädeln; der Außenfeld ist fünfblättrig. Hierher gehört *Urena leptocarpa Linné* (Sohn).

Die Heimath dieser Art ist Surinam; wenn sie wirklich fünf Griffel hat, wie angegeben wird, so kann sie nicht zu dieser Gattung gehören.

20) *Malache Trew*. Die Karpellen sind dornenlos, biweilen nachspitzig; die Blumenfronblätter sind flach, ausgebreitet.

20) *P. hastata Cavanilles*. Die Blätter sind lanzettlich, fächerförmig, gezähnt; die Blütenstiele sind achselständig, einklühlig; der Außenfeld besteht aus fünf Blättchen; die rothen Blüthen sind von dunkeln Adern durchzogen.

In Brasilien einheimisch.

21) *P. sagittata St. Hilaire*. Die Blätter sind pfeilförmig-lanzettlich, klein gezähnt, unterseits filzig; die Blütenstiele sind achselständig, einzeln, 1—2blühlig; die Blüthen haben eine rosenrothe Farbe; der Außenfeld besteht aus 5—7 breiten Blättchen und ist etwas länger als der innere; die Karpellen sind wehrlos, verkehrt-eiförmig, mit einem vorspringenden Rande umgeben.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

22) *P. affinis St. Hilaire*. Die Blätter sind spießförmig-lanzettlich, unbedeutend gezähnt, unterseits filzig; die Blüthen sind achselständig, einzeln, bläuroth; der Außenfeld besteht aus fünf breiten Blättchen und ist

länger als der innere; die Karpellen sind wehrlos, verkehrt-eiförmig, mit einem erhabenen Rande umgeben.

In Brasilien einheimisch.

23) *P. coccinea Cavanilles*. Die Blätter sind herzförmig, dreilappig, gefägt; die Blütenstiele sind einklühlig, achselständig, aufsteigend; der Außenfeld ist fünfblättrig; die Blüthen haben eine scharlachrothe Farbe.

Auf St. Domingo einheimisch.

24) *P. Columella Cav.* Die Blätter sind spießförmig, die Zipfel sind gezähnt, zugespitzt; die Blütenstiele sind achselständig, einklühlig, weit kürzer als der Blattstiel; der Außenfeld ist fünfblättrig; die Blüthen sind weißlich-purpurroth.

Auf der Insel Bourbon einheimisch.

25) *P. sidaefolia Humboldt, Bonpland und Kunth*. Die Blätter sind eiförmig, etwas spiz, herzförmig, gekerbt-gefägt, oberseits rauhhaarig, unterseits graulich; die Blüthen sind achsel- und endständig, gestielt; die 5—7 Blättchen des Außenfeldes sind lanzettlich, die Äste sind rauhhaarig; die Blumenfrone hat eine gelbe Farbe.

In Südamerika in der Nähe von Angostura einheimisch.

26) *P. racemosa Swartz*. Die Blätter sind eiförmig herzförmig, zugespitzt, etwas gefägt; die Blütenfrone ist endständig, stiellos; der Außenfeld besteht aus acht Blättchen. Hierher gehört *P. spicata Cavanilles*.

Auf den Inseln Jamaica und Guadelupe einheimisch.

27) *P. speciosa Humboldt, Bonpland und Kunth*. Die Blätter sind eiförmig-elliptisch, spiz, herzförmig, gezähnt, sehr dicht kurzhaarig, unterseits grau; die Blüthen sind achsel- und endständig, kurzgestielt; der Außenfeld besteht aus 7—9 lanzettlich-spätförmigen Blättchen; die Blumenfronblätter sind viele, an den Rippen purpurroth gefärbt und ziemlich groß. Hierher gehört *P. polymorpha St. Hilaire*.

Diese Art wächst in Amerika in der Nähe von Angostura.

28) *P. papilionacea Cavanilles*. Die Blätter sind rundlich-herzförmig, spiz, gezähnt; die Blütenstiele sind achselständig, einklühlig und haben mit dem Blattstiele gleiche Länge; der Griffel ist aufsteigend; der Außenfeld besteht aus zehn Blättchen.

Auf der Insel Otaheiti einheimisch.

29) *P. pellita Humboldt, Bonpland und Kunth*. Die Blätter sind eiförmig, am Grunde schwach herzförmig, spiz, fein gekerbt, weich-kurzhaarig, unterseits graulich; die Blüthen sind achsel- und endständig, kurzgestielt; die elf Blättchen des Außenfeldes sind linearisch-pfriemlich, um die Hälfte kürzer als der innere Kelch.

Diese Art wächst in Neu-Granada.

30) *P. praemorsa Willdenow*. Die Blätter sind breit verkehrt-eiförmig, abgestutzt, an der Spitze gekerbt; die Blütenstiele sind achselständig, einklühlig, länger als das Blatt; der Außenfeld besteht aus 14 Blättchen. Hierher gehören *Hibiscus praemorsus Linné* (Sohn) und *Paronia cuneifolia Cavanilles*.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

31) *P. Mutisii Humboldt, Bonpland und Kunth.* Die Blätter sind herz-eiförmig, ein wenig zugespitzt, gesägt, ganz weich, oberseits weichhaarig, unterseits graufilzig; die Blüthen sind achsel- und endständig, gestielt; die acht Blüthchen des Augenfeldes sind ein wenig länger als der Kelch; die Aeste sind filzig. Hierher gehört nach Kunth *Hibiscus cordifolius Linné* (Sohn).

In Neu-Granada einheimisch.

32) *P. mollis Humboldt, Bonpland und Kunth.* Die Blätter sind fast rundlich-eiförmig, am Grunde herz-förmig, zugespitzt, unbeistet dreilappig, gesägt, kurzhaarig, unterseits grau, weich; die Blüthen sind achsel- und endständig, gestielt; die acht linealischen Blüthchen des Augenfeldes sind fast doppelt länger als der Kelch; die Blüthen haben eine violette Farbe; die Aeste sind flebrig, behaart.

In Neu-Granada einheimisch.

33) *P. paniculata Cavanilles.* Die Blätter sind herzförmig, fast rundlich, zugespitzt, kerbig-gezähnt, bisweilen dreifilzig; die gelben Blüthen stehen in Rispen; die Staubfadenröhre ist abwärts geneigt; der Augenfeld besteht aus 8—9 Blüthchen.

Diese Art ist in Südamerika in verschiedenen Ländern verbreitet.

34) *P. corymbosa Willdenow.* Die Blätter sind herzförmig oder lantig, gesägt, sahl; die Blüthen stehen in Genträußen; die Blüthenstiele und die zahlreichen Augenfeldblüthchen sind behaart. Hierher gehört *Althaea corymbosa Swartz.*

Diese Art ist auf den Antillen und in Südamerika einheimisch.

35) *P. odorata Willdenow.* Die Blätter sind eiförmig oder rundlich-herzförmig, oft dreifilzig, schwach gezähnt und meist den Aesten drüsig-behaart; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig, an der Spitze fast traubig; der Augenfeld besteht aus vielen Blüthchen; die Blüthen haben eine rothe Farbe. Hierher gehört *P. siddoes Hornemann.*

Ostindien.

36) *P. zeylanica Willdenow.* Die untern Blätter sind rundlich-herzförmig, gekerbt, die übrigen 3—5 lappig; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig; die zehn Blüthchen des Augenfeldes sind vorstig, gewimpert. Hierher gehören *Hibiscus zeylanicus Linné*, *H. arenarius Scopoli* und *Pavonia arenaria Roth.*

In Ostindien und auf den benachbarten Inseln einheimisch.

37) *P. cancellata Cavanilles.* Die Blätter sind pfeil-herzförmig, gezähnt; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig, länger als der Kelch; die 20 Blüthchen des Augenfeldes sind borstenförmig, behaart. Hierher gehört *Hibiscus cancellatus Linné* (Sohn).

In Südamerika einheimisch.

38) *P. rosea Moris.* Die Pflanze ist krautartig, flebrig-weichhaarig; die Blätter sind fast rundlich-herzförmig, ungleich gezähnt-gezägt, die obern sind fast dreilappig, etwas spitz; die Blüthenstiele sind achsel- und endständig, einzeln und einblüthig; die zehn Blüthchen

des Augenfeldes sind borstenförmig, gewimpert, doppelt länger als der Kelch; die Staubfadenröhre ist abwärts geneigt; die Karpellen sind wehrlos.

Diese Art wächst in Ostindien in der Nähe von Calcutta.

39) *P. triloba Guillemain und Perrotet.* Die Blätter sind gestielt, tief dreilappig, der obere Lappen ist lanzettlich, stumpf, größer als die übrigen, an der Spitze dreizählig oder fast dreilappig, unterseits grau, oberseits fast grün; die zehn Blüthchen des Hauptfeldes sind gewimpert; die Karpellen sind weiß und fleischhaarig; die Samen sind mit einer langen Wolle bedeckt.

Die Heimath dieser Art ist Senegambien.

40) *P. Drummondii Torrey und Gray.* Die Blätter sind rundlich-herzförmig, fast dreilappig, stumpflich, kerbig-gezähnt, oberseits weichhaarig, unterseits sammethaarig-filzig; die Blüthen stehen an der Spitze der langen achselständigen Blüthenstiele und der Aeste zu 4—6 gezähnt; die 8—10 Blüthchen des Hauptfeldes sind linealisch-spateilig, kürzer als der Kelch; die Karpellen sind sahl.

In Texas einheimisch.

41) *P. urticaefolia Presl.* Die Aeste sind lantig, filzig; die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, grob- und ungleich-gezähnt, weichhaarig; die achselständigen Blüthenstiele sind sehr rauchhaarig, länger als der Blattstiel; der Augenfeld hat mit dem innern gleiche Länge, seine neun Blüthchen sind linealisch-länglich, stumpf, gewimpert, weichhaarig.

In Mexico einheimisch.

42) *P. betonicaefolia Presl.* Die ganze Pflanze ist filzig; der Stengel ist ästig; die Blätter sind aus ei- oder fast herzförmigem Grunde länglich-lanzettlich, stumpf, ungleich-gezähnt; die Blüthenstiele sind achselständig, länger als der Blattstiel; die fünf Blüthchen des Augenfeldes sind linealisch-spateilförmig, stumpf, länger als der Kelch; die Karpellen sind nehabrig, weichhaarig, auf dem Rücken in Folge der erhöhten Rippe gekielt.

Das Vaterland dieser Art ist Peru.

43) *P. glandulosa Presl.* Die Aeste sind weichhaarig-brüsig; die Blätter sind herz-eiförmig, zugespitzt, gezähnt, durchscheinend-punktförmig, oberseits weichhaarig, unterseits filzig und fleischhaarig; die Blüthenstiele sind achselständig, einzeln, länger als das Blatt; die fünf Blüthchen des Augenfeldes sind linealisch-lanzettlich, doppelt länger als der Kelch; die Karpellen sind weichhaarig.

In Mexico einheimisch.

44) *P. racemifera Hooker und Arnott.* Die Pflanze schreit krautartig zu sein, die Aeste, Blüthen- und Blüthenstiele sind fernerförmig-behaart; die Blätter sind herzförmig, fünffantig, der mittlere Lappen ist zugespitzt, gesägt, oberseits weichhaarig, unterseits filzig; die Blüthen sind gestielt, die untern Blüthenstiele sind achselständig, 2—3 Mal länger als der Blattstiel, die obern sind kurz, traubig, Anfangs einander genähert, später entfernt; das Deckblatt am Grunde des Blüthenstieles ist fadenförmig, lang; die acht linealisch-pfriemlichen Blüthchen des Augenfeldes überragen den innern fast um das

Doppelte, hängen aber fast bis zur Mitte mit dem Kelche zusammen; die Karpellen sind wehrlos, auf dem Rücken weichhaarig und mit zwei Furchen versehen.

In Mexico einheimlich.

45) *P. scabra Presl.* Der Stengel, die Blätter und Blütenstiele sind weichhaarig; die Blätter sind herz-förmig, zugespitzt, doppelt-gezähnt, oberseits rau, unterseits weichhaarig; die obersten sind dreilappig, die Seitenlappen sind eiförmig, der mittlere ist weit größer; die Blütenstiele sind achsel- und endständig, die acht Blättchen des Außenseitels sind linealisch, raubhaarig, doppelt länger als der Kelch; die Karpellen sind ganz kahl, runzelig, stumpf.

Das Vaterland dieser Art ist Mexico.

46) *P. arachnoides Presl.* Die ganze Pflanze ist raubhaarig; der Stengel ist ästig; die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, gezähnt, am Grunde fast herzförmig; die Blütenstiele sind achselständig, einzeln, länger als das Blatt, der Außenseitel besteht meist aus zehn borstenförmigen, raubhaarigen, weit abstehenden Blättchen, welche den sammetartigen Kelch um das Vierfache überragen.

In Mexico einheimlich.

47) *P. hirta Sprengel.* Die Blätter sind herzförmig-freischeidend oder stumpf herzförmig, gefeibt, beiderseits behaart, durchscheinend-punktiert; die gelblichen Blüten stehen einzeln, achsel- und endständig, fast eckensträußig; der sechsblättrige Außenseitel ist ein wenig kürzer als der innere; die Karpellen sind hederig, weichhaarig. Hierher gehört *P. glechomoides St. Hilaire*.

In Brasilien einheimlich.

48) *P. nudicaulis St. Hilaire.* Die eiförmigen oder eiförmig-langzeitlichen, gezähnten, unterseits filzigen Blätter stehen von einander entfernt; die Blüten sind endständig, gehäuft, fleischfarbig; die zehn Blättchen des Außenseitels sind an der Spitze breiter und haben mit dem innern gleiche Länge.

Diese Art wächst in Brasilien.

49) *P. grandiflora St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig, zugespitzt, beiderseits sammethaarig-filzig; die Blüten sind achselständig, einzeln, fleischfarbig; die zwölf Blättchen des Außenseitels haben mit dem innern gleiche Länge; die Karpellen sind glatt.

In Brasilien einheimlich.

50) *P. dinetica St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig, zugespitzt, gezähnt-gefägt, beiderseits sammethaarig-filzig, durchscheinend-punktiert; die Blüten sind achselständig, einzeln und haben eine schwefelgelbe Farbe; der 6-blättrige Außenseitel ist kürzer als der innere; die Karpellen sind fantsig, an der Spitze kurz-stachelspitzig.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

51) *P. humifusa St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig, 3-blappig, ungleichseitig, gezähnt-gefägt, beiderseits sammethaarig-filzig; die Blüten sind achselständig, einzeln, gelblich-grün; der Außenseitel besteht aus 18 Blättchen und ist dreimal länger als der innere; die Karpellen sind fantsig, an der Spitze mit drei kurzen Stachelspitzen versehen.

In Brasilien einheimlich.

52) *P. rosa campestris St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig-spitz, ungleich gezähnt-gefägt, lederartig, weichhaarig; die Blüten sind achsel- oder fast endständig, 1—3, dunkel- oder rosenroth; der Außenseitel besteht aus 12—14 Blättchen und ist ein wenig kürzer als der innere; die Karpellen sind zugespitzt.

In Brasilien einheimlich.

53) *P. bracteosa Benth.* Diese Art ist strau-chig, weiß-grauflüßig; die Blätter sind eiförmig-freischeidend, stumpf oder saum zugespitzt, am Grunde tief-herzförmig, die blütenständigen stiellos, am Grunde ein wenig geförbt; die Blüten sind ungefielt; die Blättchen des Außenseitels sind linealisch, an der Spitze hakenförmig-rückgekrümmt; die Karpellen sind kahl.

Die Heimath dieser Art ist Guiana.

54) *P. angustifolia Benth.* Diese Art ist kraut-artig, aufrecht, mit rothen Sternhaaren dicht besetzt; die Blätter sind lanzettlich, gefeibt, die untern am Grunde etwas gelappt; die Blüten stehen an der Spitze der Aeste gezähnt; der Außenseitel besteht meist aus zehn priemlichen Blättchen und ist ein wenig länger als der innere; die Blumenkrone ist groß, kahl; die Karpellen sind negaderig.

Diese Art wächst im britischen Guiana.

55) *P. laxifolia St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig, zugespitzt, ungleich gezähnt, beiderseits wollig, durchscheinend-punktiert; die Blüten stehen in den Blatt-achsen einzeln und an der Spitze der Aeste fast eckensträußig und haben eine gelbgelbe Farbe; der Außenseitel ist sechsblättrig, ein wenig kürzer als der innere; die Karpellen sind hederig, weichhaarig.

In Brasilien einheimlich.

56) *P. modesta Martius.* Der Stengel ist aus-gebreitet, niederliegend, ästig, von kleinen drüßigen Haaren flebrig und zugleich mit längeren drüsenlosen Haaren besetzt; die Blätter sind ziemlich lang gefielt, pfeilsförmig, dreilappig, die Lappen sind dreieckig, stumpf, oft ungleich, gefeibt, mit kurzen kernförmigen und langen, einzelligen Haaren besetzt; die achselständigen Blütenstiele überragen die Blattstiele; der Hauptseitel besteht meist aus 18 priemlichen, flebrig-gewimperten Blättchen.

In Brasilien und zwar in der Provinz Bahia einheimlich.

57) *P. deltoidea Martius.* Die ganze Pflanze ist mit einfachen, langen Haaren besetzt, übrigens kahl; die Blätter sind meist dreilappig, grob gefeibt, am Grunde mit einer tiefen, aber schmalen Bucht versehen; die wenigen Blüten sind endständig, traubig; der Kelch stimmt mit dem der vorigen Art überein; die Blumenkrone ist aber weit größer, citronengelb. Hierher scheint auch *P. procumbens Casaretto* zu gehören.

In Brasilien in der Nähe des Amazonenstromes.

58) *P. viscosa St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig, spitz, gezähnt, weichhaarig, flebrig; die braun-gelben Blüten stehen einzeln in den Achseln oder fast an der Spitze des Stengels; der Außenseitel besteht aus 15—16 Blättchen und ist ein wenig kürzer als der innere; die Karpellen sind stumpf.

In Brasilien einheimlich.

59) *P. grisea St. Hilaire und Naudin.* Der Stengel, die Blüthen- und Blattstiele sind filzig; die Blätter sind herzförmig-länglich gezähnt, oberseits ziemlich raub, unterseits grau-filzig; die Blüthen stehen in den Blattwinkeln einzeln; die 8–9 Blüthen des Außensefeldes sind linealisch-länglich, ein wenig kürzer als der Innere.

Diese Art wächst in Brasilien und zwar in der Provinz Minas.

60) *P. subrotunda St. Hilaire und Naudin.* Der Stengel und die achselständigen Blüthenstiele sind weich behaart; die Blätter sind 3–5kantig-freilobend, am Grunde herzförmig, die Zipfel neigen zusammen; die 8–10 Blüthen des Außensefeldes sind ein wenig länger als der Innere.

Diese Art wächst in Brasilien in der Provinz Rio Grande do Sul.

61) *P. distinguenda St. Hilaire und Naudin.* Die ganze Pflanze ist rauhaarig-filzig, gelblich; die Blätter sind spieß- oder fast pfeilförmig-dreikantig, gezähnt; die Blüthen stehen an der Spitze der Aeste dachig oder achselständig, einzeln, der Blüthenstiel hat mit dem Blattstiele fast gleiche Länge; die fünf Blüthen des Außensefeldes sind eiförmig-elliptisch, einander genähert; die Karpellen sind runzelig.

Diese Art wächst in Brasilien in der Provinz Rio Grande do Sul.

62) *P. viscidula St. Hilaire und Naudin.* Der Stengel, die Blatt- und Blüthenstiele sind weichhaarig-filzig; die Blätter sind linealisch-länglich, allmählig verschmälert, gezähnt-gefrägt, etwas raub; die untern sind am Grunde herzförmig, die obern pfeil-spießförmig; die fünf Blüthen des Außensefeldes sind breit eiförmig; die Karpellen sind runzelig, weichhaarig.

In Brasilien in der Provinz Minas einheimisch.

63) *P. oymbalaria St. Hilaire und Naudin.* Die Pflanze ist strauchartig; die Blätter sind klein, zahlreich, herzförmig, grob gezähnt, fast nierenförmig oder eiförmig-dreieckig, unterseits grau-filzig; die Blüthenstiele sind achselständig, länger als das Blatt; die fünf lanzenförmigen Blüthen des Außensefeldes haben mit dem innern Kelche fast gleiche Länge; die Karpellen sind runzelig.

Brasilien.

64) *P. Kraussiana Hochstetter.* Der Stengel ist stielrund, rauhaarig; die Blätter sind langgestielt, herzförmig, fast fäusförmig, grob gekerbt, beiderseits, aber vorzüglich unterseits mit kurzen Stachelhaaren besetzt, so lang als breit; die Blattstiele und die pfeilförmigen Nebenblätter sind rauhaarig; die Blüthenstiele sind achselständig, einzeln, lang-weichhaarig, fast so lang als der Blattstiel; die fünf rhombisch-eiförmigen, weichhaarigen Zipfel des Außensefeldes sind länger als der innere; die kahle Blumenkrone überragt den Kelch um das Dreifache; die Karpellen sind fast kugelig, aberig-runzelig, kahl.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

65) *P. Blanchetiana Miguel.* Die Pflanze scheint halbstrauchig zu sein und ist mit kleinen weißlichen, stern-

förmigen und mit längern gelblichen, borstenförmigen Haaren besetzt; die Blätter sind klein, fast breitet, etwas spitz, am Grunde schwach herzförmig, ungeteilt oder fast dreilappig, sägezählig, häutig, 5–7nervig; der Außensefeld besteht meist aus 26 fadenförmig-linealischen, fast fiederig-gewimperten Blüthen, welche den flachlich-behaarten innern Kelch doppelt überragen; die Blumenkrone ist außenwärts weichhaarig.

In Brasilien in der Provinz Bahia einheimisch.

66) *P. Hostmanni Miguel.* Die Aeste, Blatt- und Blüthenstiele sind gelblich-rauhaarig-filzig; die Nebenblätter sind fadenförmig; die Blätter sind sehr kurz gestielt, elliptisch oder eiförmig-länglich oder die untern verkehrt-eiförmig-rundlich, stumpf oder spitz, ausgeschweifig-gezähnt, oberseits raub, weichhaarig, unterseits grau-filzig; die Blüthen sind achselständig, einzeln, der Blüthenstiel überragt den Blattstiel; die sieben Blüthen des Außensefeldes sind linealisch, fleischhaarig, so lang als der dicht-rauhaarige Kelch; die Blumenkrone ist sternförmig behaart; die Staubadnöhre ist eingeschlossen.

Diese Art wächst in Surinam.

67) *P. lasiopetala Scheele.* Der Stengel ist strauchartig, vom Grunde an ästig, stielrund, kahl, 2–3 Fuß hoch, die Aeste sind filzig, an der Spitze kantig; die Blätter sind herzförmig, unbeutlich dreilappig, ungleich gekerbt-gezähnt, stumpflich, oberseits sternförmig-weichhaarig, glanzlos, unterseits grau-filzig; die Blattstiele sind kantig, kürzer als die Blattfläche; die Blüthenstiele sind achselständig, einbüschig, filzig, kantig, länger als der Blattstiel, an der Spitze der Aeste geknüpft; die fünf Blüthen des Außensefeldes sind linealisch-lanzettlich, sternförmig-behaart und haben mit dem innern Kelche gleiche Länge; die Karpellen sind aufgeblasen, verkehrt-eiförmig-rundlich, kahl, unbeutlich negaderig. Hierher gehört *P. Wrightii Aca Gray.*

Diese Art ist in Terao einheimisch.

68) *P. prostrata Moricand.* Diese Art ist strauchig, filzig, niedergestreckt; die Blätter sind pfeilförmig-fünflappig, spitz, gefägt, durchscheinend-punktiert; die Blüthen sind einzeln, endständig, gelb; der Außensefeld ist vielblättrig, fiederig, länger als der innere; die Karpellen sind mit zwei Höckern versehen.

Brasilien.

69) *P. geminiflora Moricand.* Die Pflanze ist strauchartig, behaart; die Blätter sind herzförmig, lang zugespitzt, doppelt-gezähnt, durchscheinend-punktiert; die langen, einbüschigen Blüthenstiele stehen in den Achseln meist zu zwei; der Außensefeld ist achselblättrig, länger als der innere; die Karpellen sind kahl, unapertig, unter der Spitze stauchig.

In Brasilien in der Provinz Bahia einheimisch.

70) *P. alba Seemann.* Die Pflanze ist strauchartig, die Aeste und Blattstiele sind weichhaarig; die Blätter sind herzförmig zugespitzt, gefägt, durchscheinend-punktiert, oberseits Anfangs mit einfachen, unterseits mit sternförmigen Haaren besetzt, später beiderseits ziemlich kahl; die Blüthenstiele sind achselständig, einzeln, kürzer als das

Blatt' oder fast ebenso lang, oberhalb der Mitte gegliedert, nach der Spitze zu verdickt, raubhaarig; die acht Blättchen des Außenfeldes sind linealisch, spiz, behaart, länger als der innere; die weichen Kronblätter sind länglich, stumpf, am Rande fein gewimpert; die Karpellen sind ziemlich lachl.

Diese Art wächst in Panama.

71) *P. propinqua Garcke*. Der Stengel ist krautig, ästig; die Blätter sind herzförmig, zugespitzt, ungleich gezähnt, oberseits fein sternförmig-behaart oder ziemlich lachl, unterseits filzig; die Blüthen sind farngeheilt und stehen in den Blattachsen an der Spitze der Äste; die fünf Blättchen des Außenfeldes sind am Grunde verwachsen und haben mit dem innern Kelche fast gleiche Länge; die Staubfadenröhre ragt aus der Blüthe ein wenig hervor; die Karpellen sind höckerig-weichschachtelig.

In Brasilien einheimisch.

72) *P. reticulata Garcke*. Der Stengel ist halbschraubig, ziemlich lachl; die Blätter sind spießförmig-lanzettlich, gefeiert, meist gewimpert, neapaderig; die achsel- und endständigen Blütenstiele sind meist etwas länger als die Blattstiele; die fünf Blättchen des Außenfeldes sind lanzettlich-spiz, weichhaarig und gewimpert, länger als der innere; die Karpellen sind neapaderig.

In Brasilien einheimisch.

73) *P. Sellowii Garcke*. Der Stengel ist halbschraubig, weichhaarig; die Blätter sind eiförmig oder unebenlich herzförmig, zugespitzt, gefeiert, oberseits ziemlich lachl, unterseits sammethaarig-grau; die Blüthen sind meist an der Spitze der Äste achselständig; die fünf Blättchen des Außenfeldes sind linealisch-spiz, am Grunde verwachsen, kürzer als der innere; die Staubfadenröhre ist länger als die Kronblätter; die Karpellen sind auf dem Rücken stark neapaderig, höckerig.

In Brasilien einheimisch.

;) *Malvarisoides St. Hilaire*. Die Blumenkronblätter sind in eine Röhre zusammengewachsen, die Staubfadenkrone ragt aus der Blumenkrone weit hervor.

74) *P. malvarisoides St. Hilaire*. Die Blätter sind herzförmig-spiz, fast ganzrandig, lederartig, unterseits grau; die Blüthen sind meist endständig, einzeln, glänzend roth; die zehn Blättchen des Außenfeldes stehen in einer Reihe und sind länger als die innern.

In Brasilien einheimisch.

75) *P. conferta St. Hilaire*. Die Blätter stehen an der Spitze der Äste gehäuft und sind lanzettlich-zugespitzt, fast ganzrandig; die Blüthen sind endständig, gehäuft, dunkel purpurroth; die zahlreichen Blättchen des Außenfeldes stehen in zwei Reihen und sind länger als der innere Kelch.

Brasilien.

76) *P. multiflora St. Hilaire*. Die Blätter sind lang, lanzettlich-zugespitzt, fast ganzrandig, raub; die blaugrünen Blüthen stehen an der Spitze der Äste fast

ebensträussig; die zahlreichen Blättchen des Außenfeldes stehen in zwei Reihen und sind ein wenig länger als der innere Kelch.

Brasilien.

77) *P. longifolia St. Hilaire*. Die Blätter sind sehr lang, elliptisch-lanzettlich, unebenlich gezähnt, raub; die grünen Blüthen stehen an der Spitze der Äste gehäuft; die zahlreichen Blättchen des Außenfeldes stehen in zwei Reihen und sind ein wenig kürzer als der innere Kelch.

Brasilien.

78) *P. tricalycaris St. Hilaire*. Die Blätter sind lang, elliptisch-lanzettlich, ganzrandig, raub; die Blüthen sind endständig, gehäuft; die zahlreichen Blättchen des Außenfeldes stehen in zwei Reihen, die äußeren Blättchen sind sehr kurz, die innern ein wenig kürzer als die mittlern.

Brasilien.

79) *P. alnifolia St. Hilaire*. Die Blätter sind fast eiförmig, stumpf gezähnt, glänzend, ganzrandig, durchscheinend-punktiert; die gelblichen Blüthen sind beinahe endständig, einzeln oder gepaart; die fünf am Grunde unter einander verwachsenen Blättchen des Außenfeldes sind kaum kürzer als die äußeren.

Brasilien.

80) *P. calyculosa St. Hilaire und Naudin*. Die Pflanze ist halbschraubig; die Blätter sind lanzettlich-länglich, farngeheilt, gezähnt, lachl, gehäuft; die Nebenblätter sind lang; die Blütenstiele sind fast endständig, lang, einblättrig; die neuen Blättchen des Außenfeldes sind linealisch, dreimal länger als der innere Kelch; die Karpellen sind fast glatt.

Brasilien.

B. *Lopimia Nees und Martius*.

Die Blüthen des Außenfeldes sind frei, borstenförmig, länger als der Kelch. Die Karpellen sind von einem klebrigen Schleime überzogen.

81) *P. malacophylla Garcke*. Die Blätter sind herzförmig-zugespitzt oder herzförmig-dreieckig, gezähnt-geflügelt, beiderseits sammethaarig-filzig; die rothen Blüthen sind einzeln und achselständig oder endständig und röhrig; die Blättchen des Außenfeldes sind zahlreich; die Karpellen sind vertieft-eiförmig, flebrig. Hierher gehören *Lopimia malacophylla*, *Sida malacophylla Link* und *Otto und Pavonia velutina St. Hilaire*.

Brasilien.

C. *Lebretonia Schrank*.

Der Außenkelch besteht aus fünf Blättchen. Die Blumenkronblätter sind in eine Röhre zusammengewachsen. Die Karpellen sind kumpf, trocken.

82) *P. Schrankii Sprengel*. Die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, gefügt; die Blütenstiele sind achselständig, einblättrig, länger als der Blattstiel; die schwarzrothe Blumenkrone ist doppelt länger als der Außen-

feld. Hierher gehört *Lebretonia coccinea* Schrank und *Pavonia muricata* St. Hilaire. Brasilien.

83) *P. latifolia* Sprengel. Die Blätter sind eiförmig, etwas spitz, gefeibt-geädert; die einblüthigen Blütenstiele sind länger als der Blattstiel; die schlarochrothe Blumentrone hat mit dem Außenseite fast gleiche Länge. Hierher gehört *Lebretonia latifolia* Nees und Martius. Brasilien.

84?) *P. semiserrata* Steudel. Die Blätter sind länglich, an der Spitze gesägt, leberartig, langgestielt; die Blüten sind endständig; die Kelche sind gefärbt. Hierher gehört *Lebretonia semiserrata* De Candolle. Brasilien. (Garcke.)

GOETHIT ist ein zu Ehren des berühmten Goethe benannter Mineral, das sonst auch unter dem Namen Nadeleisenerz begriffen wird und streng genommen nur die dünn tafelförmigen und kristallinen Lamellen des Nadeleisenerzes bezeichnet. Zudem wir daher auf den Artikel Nadeleisenerz verweisen, genügt es hier, die spezielle Analyse anzuführen. Dieselbe ergab nach von Kobell (Ersmann und Schweigger-Seidel, Journal für Chemie 1, 181): 86,35 Eisenoxyd, 11,38 Wasser, 0,85 Kieselerde, 0,51 Manganoxyd, 0,91 Kupferoxyd, Spur von Kalkerde und nach Schnabel (Liebig und Kopp, Annalen für Chemie 1819. S. 733): 89,27 Eisenoxyd, 0,65 Manganoxyd, 10,08 Wasser. Das spezifische Gewicht beträgt nach Wieser (Braun's Nachr. Jahrb. f. Mineral. 1846. S. 581) 4,111. Wo der Goethit massenhaft bricht, wird er vortheilhaft auf Eisen verarbeitet. (Giesel.)

GÖTSCH (Karl), deutscher Theolog, am 13. Oct. 1671 zu Nürnberg geboren, war der Sohn des Schreib- und Rechenmeisters Joh. Dav. Götsch zu Nürnberg, welcher sich durch seine sehr brauchbaren Handbücher des kaufmännischen Rechnungswesens (*Mercatorische Practica*, Nürnberg 1664. 8. und *Mercatorischer Kuchgarten*, Nürnberg 1664. 12.) bei seinen Zeitgenossen Befall erwirkte. K. Götsch widmete sich auf den Universitäten zu Jena, Leipzig und Altorf der Theologie und wurde, nachdem er zu Altorf die Magisterwürde erlangt hatte, im J. 1702 Vicarius zu Jena. Später kam er als Prediger nach Nürnberg und dann als Diakon nach der Vorstadt Wöhr, wo er am 15. Mai 1721 starb. Außer einigen unbedeutenden Gelegenheitspredigten ist noch seine Oratione de spinea Christi corona (Altorf 1694. 4.), eine der vorzüglichsten Schriften über diesen Gegenstand, zu nennen. (Ph. H. Kütz.)

GÖTSCH (Andreas), deutscher Rechtsgelahrter, am 2. Nov. 1663 zu Eutin geboren, erlangte, nachdem er zu Frankfurt an der Oder und zu Königsberg mit großem Eifer sein Fach studirt hatte, im J. 1693 zu Halle die juristische Doctorwürde und wurde daselbst im J. 1699 Professor der Jurisprudenz und später Assessor

bei der Juristenfacultät. Er starb im Januar 1720. Da er seine Thätigkeit fast ausschließlich der Ausarbeitung seiner Vorträge widmete, so blieb ihm nur wenig Ruhe, sich als Schriftsteller zu zeigen, doch haben mehrere seiner kleinen juristischen Abhandlungen (insbesondere die Disputationen: De substantialium paterni consensus ad nuptias filiorum-familias requisito, Halle 1700. 4. De vinculo matrimonii ob legem consanguinitatis turpi vel honesto, Halle 1705. 4. De vinculo matrimonii ob legem affinitatis turpi vel honesto, Halle 1706. 4. und De eo, quod iustum est circa dispensationem matrimonii ob legem consanguinitatis vel affinitatis jure divino prohibiti, Halle 1718. 4.) bleibenden Werth. (Ph. H. Kütz.)

GÖTSCH (Johann Christoph Friedrich), geboren am 8. Dec. 1768 zu Baureuth, erhielt den ersten Unterricht durch Privatlehrer. In dem Seminarium seiner Vaterstadt erwarb er sich unter Dörfles's Leitung die gewöhnlichen Schullehrerkenntnisse und trat hierauf zu Anfange des Jahres 1779 in das Gymnasium zu Baureuth. Dort waren Burruder, Lang, Kapp, Krost und Schumann seine vorzüglichsten Lehrer. Seine frühesten sich entwickelnden Geistesanlagen unterstützte ein tafler Fleiß. Seine lateinischen Sprachkenntnisse zeigte er in einem Hochschülergedichte. Mit einer ungedruckt gebliebenen Abschiedsrede verließ er 1786 das Gymnasium zu Baureuth, um die Universität Erlangen zu besuchen. Dort beschäftigte ihn neben der Theologie philosophische und historische Studien. Mehr seinem Privatfleisse als den akademischen Vorlesungen verdankte er den größten Theil seiner wissenschaftlichen Bildung. Doch stand er in späteren Jahren, daß ihm die Collegien Wieser's, Breuer's, Seiler's, Ran's, Hufnagel's und anderer Professoren manchen Nutzen gebracht hätten. Er war in das theologische und philologische Seminar eingetreten und auch Mitglied des Instituts der Moral und der schönen Wissenschaften in Erlangen geworden. Gleichzeitig übernahm er eine Collaboratorstelle an dem dortigen Gymnasium. Einen Beweis seiner philologischen Kenntnisse gab er 1788 durch öffentliche Vertheidigung seiner Dissertation de interpretatione loci I. Cor. 11, 10. Auch in dem genannten Jahre vertheidigte er seine akademische Streitschrift: Num Thespi tragodiae auctor haberi possit? Im J. 1790 erlangte er den philosophischen Doctorgrad. Er schrieb bei dieser Gelegenheit sein *Mythologiae specimen*. Nach im J. 1790 folgte er einem Rufe als Prediger der protestantischen Gemeinde nach Prag, wo er am fünften Sonntage nach Trinitatis seine Amtseinführung hielt und im nächsten Jahre auch eine Dankpredigt hielt, zu welcher ihn die Krönung Leopold's II. veranlaßte. Auch den Tod des Kaisers

*) Ehr. Wetstein, Verzeichniß aller auf der Universität Halle herausgegebenen juristischen Disputationen. (Halle 1789. 8. Nr. 3.)

1) Garmen in nuptias Joannis Kappli a Constiliis Consistorii. (Barst 1786. fol.) 2) Erlangen 1788. 4. 3) Ibid. 1790. 4. 4) Jene erschien zu Prag 1790 im Druck, die zu Dresden 1791.

*) G. H. Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexicon (Nürnberg 1756. 8.), 2. Bd. a. h. R.

feierte er durch ein Gedächtnißpredigt'). Erwähnt zu werden verdient unter seinen Schriften, größtentheils einzelne gedruckte Predigten, eine Sammlung liturgischer Aufzüge'). Sein Amt in Prag beendete er nur einige Jahre. Er ward Senior der Gemeinden ausburgischer Confession in Böhmen und 1798 zum Superintendenten ernannt. Einen vortheilhaften Auf nach Gütin, der um diese Zeit (1798) durch den Fürstbischof von Lübeck an ihn erging, glaubte er nicht ablehnen zu dürfen. Dort ward er 1799 Superintendent, Consistorialrath und Hofprediger. Er starb am 8. Febr. 1812, den Ruhm eines gründlichen und vielseitig gebildeten Gelehrten hinterlassend, der mit schätzbaren Kenntnissen in der Theologie und Philosophie auch geistliches Redner talent vereinigte').

(Heinrich Döring.)

GÖTSE (Christian Friedrich), geboren am 3. Sept. 1714 zu Wafren bei Gießen in der Niederlausitz, studierte Theologie und erwarb sich am Schluß seiner akademischen Laufbahn den philosophischen Doctorgrad. Er erhielt, nachdem er einige Hauslehrerstellen bekleidet hatte, ein Pfarramt zu Gallsen. Dort starb er als Pastor emeritus am 10. Aug. 1792 im 78. Jahre. Außer „Dispositionen der Sonn- und Festtags-evangelien“ (Eran 1755. 3 Bde. 8.) erschien von ihm (ebenda, 1786. 4.) die beachtenswerthe Schrift: „Etwas von dem raren und schätzbaren Buche Hebräer, oder von der Rolle des Buchs der Kirchschiffe Gottes“).

(Heinrich Döring.)

GÖTTEN (Gabriel Wilhelm), geboren am 4. Dec. 1708 zu Magdeburg, der Sohn eines dortigen Predigers, erhielt den ersten Unterricht in der Lieb frauen- schule seiner Vaterstadt. Müller, Timann und Gamm mann waren dort seine vorzüglichsten Lehrer. Unter der Leitung des Rectors Frid und des Correctors Selig segte er die begonnenen Studien in der Schule zu Wolfen büttel fort. Ueber seine Fähigkeiten wie aber seinen Fleiß sollen die Zeugnisse seiner Lehrer sehr günstig ge lautet haben. Im J. 1724 bezog er die Universität Halle. Ein Jahr später ging er nach Helmstädt. Dort waren Rambach und Möbius seine Hauptführer im Gebiete der Theologie, die er zu seinem künftigen Berufe gewidmet hatte. Auch als Kanzelredner diente ihm jene ausgezeichneten Theologen zum Muster. Fleißig besuchte er Treuer's und Eodemann's philosophische Vorlesungen, während Michaelis jene orientalischen Sprachkenntnisse erweiterte. Auch Venibung seiner akademischen Laufbahn übernahm Götten eine Hauslehrerstelle bei dem zu Penzinsgerode wohnenden Grafen von Rantau und spä-

terkin, auf Mosheim's Empfehlung, bei dem Generalsuperintendenten Kumprecht in Uelsen. Um diese Zeit (1732) trat er zum ersten Male als Schriftsteller auf in der Uebersetzung eines von dem Engländer H. Ditton geschriebenen Werkes: „Wahrheit der christlichen Religion aus der Auferstehung Jesu bewiesen“). Durch das Herausgabe dieses Werkes war er in Hildesheim, wo es gedruckt ward, so vorthellhaft bekannt geworden, daß er auf seiner Reise dorthin nach abgelegter Predigerstadt 1732 zum Prediger an der St. Michaelskirche in Hildesheim gewählt ward. Er verheirathete sich um diese Zeit (1733) mit Johanna Katharina Schluhn, der Tochter eines Rathhebers, mit der er in einer sehr glücklichen, wenigstens kinderlosen Ehe lebte. Seinen literarischen Ruf hatte er durch das von ihm herausgegebene „Gelehrte Europa“) immer fester begründet. Im J. 1736 erhielt er ein Pfarramt zu Celle. Von da ward er 1741 als Supremendebent nach Lüneburg gerufen. Eine gleiche Stelle bekleidete er seit dem Jahre 1746 zu Hannover, wo er im Aug. 1781 starb. Durch die Stiftung eines Schullehrerseminars erwarb er sich dort ein bleibendes Andenken¹⁾. Mit vielfachen und gründlichen Kenntnissen vereinigte Götten einen bescheidenen, anspruchslosen Charakter und einen unermüdeten Fleiß. Seine Schriften, außer den bereits genannten, bestehen größtentheils in Predigten, die er theils einzeln, theils in Sammlungen herausgab. Am bekanntesten ward er durch sein bereits erwähnendes „Gelehrtes Europa“).

(Heinrich Döring.)

GÖTTEN (Heinrich Ludwig), am 2. Febr. 1877 zu Braunsfweig, wohin sich sein Vater während des 30-jährigen Krieges aus dem Gebiete von Paderborn ge-
flüchtet hatte, geboren, widmete sich, nachdem er den
ersten gelehrten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt
unter dem Rektor Gebhardt erhalten hatte, auf den Uni-
versitäten zu Helmstadt, Halle und Leipzig fünf Jahre

1) Der vollständige Titel lautet: Humphreys Dilton's, weiland
Lehrers der Mathematik zu London, Wahrheit der christlichen Reli-
gion n. s. w. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen,
Reflexionen und dem Leben des Verfassers, nebst einer Vorrede des
Herrn von Mosheim, worin von der Nützlichkeit der Offenbarung
gehandelt wird. (Hilfsheft 1732. 8. Zweite Auflage. Gera.)
1734. gr. 8.) Auch im J. 1764 ward dies Werk zu Braunschweig

5) Prag 1792. gr. 8. 6) Wendenf. 1797. 8. 7) Berol.
Hilfenher's Beitrag zur Kirchengeschichte Baierns. S. 401 ff.
Dessen Mel. Bistumthum Baierns. 3. Bd. S. Döring, Die
gelehrten Theologen Deutschlands. 1. Bd. S. 505 ff. Nieler
Mel. Zeitung. 1799. S. 584 ff. Lükker's Verken der Schola-
mie, Heilheimschen Schriftsteller. Abth. 1. S. 191 ff. Menzel's
Mel. Deutschlands. 2. Bd. S. 606 ff. 9. Bd. S. 480. 13. Bd.
S. 484. 17. Bd. S. 746. 22. Bd. Abth. 2. S. 408.

7) Glebe Kaufmännisches Magazin, 1792, S. 286, fg. Wenzel's
Ostl. Deutschland, 2. Bd, S. 606, 22. Bd, Abth. 2, S. 403.

五、圖式四。イ、ロ、ハ、ニ、ホの各節。LXXII.

hindurch der Theologie und wurde im J. 1706 Prediger zu Wahlstedt, einem Städtchen im Magdeburgischen, und kurz darauf zu Rueshadt, einer Vorstadt Magdeburgs. Er bekleidete diese Stelle über 30 Jahre und starb am 5. Aug. 1737 auf einer Reise von Magdeburg nach Halle, wo er seinen Sohn, den bekannten Theologen und Literaturhistoriker Gabriel Wilhelm Götten (s. d.) besaßen wollte. Als Schriftsteller erwarb er sich hauptsächlich durch seine unter der Chiffre G. P. L. M. erschienene „Nachricht von den Journalen“ (Magdeburg 1718—1724. 8. 3 Theile.), einen der ersten Versuche über das Journalwesen, Beifall. Von seinen übrigen Schriften, wozu auch viele Gelegenheitsreden und Leichenpredigten gehören, sind noch zu nennen das unter der Chiffre B. G. R. gedruckte „Journal oder Tagebuch eines evangelischen Predigers, darinnen verzeichnet, was Gott durch seinen Geist in ihm gewürket“ (Magdeburg 1722. 8.), die anonym gedruckte Abhandlung „Von dem Vorzuge des weiblichen für dem männlichen Geschlecht von Heinrich Agrippa nebst der Rettung des männlichen Geschlechts“ (Zienthal 1721. 12.), die „Anleitung, das Leben und Sterben Christi zu betrachten aus Luther's Schriften“ (Magdeburg 1724. 12.) und „Selenae Grundlegung und Umgestaltung der Kirche St. Andreaski und historische Beschreibung der Stadt Sudenburg vor Magdeburg“ (Magdeburg 1736. 4.) Götten erwarb sich ausser dem großen Verdienst durch die Herausgabe guter Schriften anderer Theologen, von welchen hier nur Abrah. Brisch, J. Bassen und Fr. Jul. Zeile als die bekanntesten genannt werden sollen *).

GÖTTEN (Jacob), deutscher lutherischer Theolog, am 26. Juli 1629 zu Lübeck geboren, besuchte die Universitäten zu Rostock, Leipzig, Straßburg, Basel und Kiel und machte nach der Beendigung seiner Studien eine Reise nach Holland und in die Niederlande, wo er mit den Jesuiten vielfach in Berührung kam und sich mit ihnen in Disputationen über religiöse Gegenstände einließ. Sie suchten ihn durch Uebertredung zu bekehren und sperreten ihn, als dies nicht gelang, in ein sorgfältig bewachtes Zimmer, aus welchem er jedoch durch einen glücklichen Zufall entkam, worauf er im J. 1653 nach der Heimath zurückkehrte. Im J. 1658 wurde er Prediger an der Johanniskirche in seiner Vaterstadt und starb daselbst am 1. Febr. 1671 (nicht 1682 wie Andere fälschlich angeben). Seine „Spazierstunden kurzer Betrachtungen, wie man sich in der täglichen Uebung des ichtlichen Christenthums gottseelig gegen Gott, ichtlich gegen sich selbst und gerecht gegen den Nächsten zu verhalten habe“ (Lübeck 1663. 12. und 1670. 12. Magdeburg 1670. 12. Zweiter Theil nach dem Tode des Verfassers von Fr. Bötger herausgegeben, Lübeck 1671. 12.) fanden bei seinen Zeitgenossen großen Beifall; auch seine *Observationum historico-theologicarum libri II ex Patribus graecis et latinis, conciliis, antiquariis, theolo-*

gis, historicis, philologis ad condimentum studiorum graviorum (Lubecae 1661. 8.) wurden von seinen gelehrten Hochgenossen geschätzt, ein angefeindetes rühmliches Buch derselben erschien aber nicht, da der Tod den Verfasser während der Ausarbeitung übertraf *).

(Ph. H. Kälb.)

GÖTTERBILDER UND GÖTTERTEMPEL der Germanen. Tacitus bietet in der Germania c. 9 über unsere Vorfahren die schönen, vielbesprochenen Worte dar: „Ceterum nec cohibere parietibus deos, neque in ullam humani oris speciem admulcare ex magnitudine coelestium arbitrantur. Lucos ac nemora consecrant, deorumque nominibus appellant secretum illud quod sola reverentia vident,“ woraus man vollkommen zu dem Schlusse berechtigt zu sein scheint, daß die Germanen zu der Römer Zeiten weder Göttertempel, noch Götterbilder besaßen haben, jamaal da Tacitus selbst den Waldräuber derselben vielfach bezeugt und Germania c. 43 ausdrücklich sagt: „apud Netherwaldos antiquae religionis lucus ostenditur... nomen Alcis, nulla simulacra,“ sowie wiederholt von den in den heiligen Hainen geborenen Symbolen der Götter redet, indem er c. 7 berichtet: „effigies et signa (d. i. effigiata signa) quaedam detractae lucis in proelium ferunt,“ womit Hist. IV, 22 verbunden werden muß: „inde depropterea silvis lucisque ferarum imagines, ut cuique genti iure proelium mos est,“ und Johann c. 9 meldet: „pars Sueborum et Isidi sacrascat... signum ipsum, in modum liburnae figuratum.“ Allein derselbe Tacitus sagt nun Germania c. 40 bei der Beschreibung des heiligen Haines und des feierlichen Umzugs der Nerthus, der terra mater: der Priester merke es, wenn die Göttin in ihrem Heiligtume gegenwärtig sei (adesset penetrali) und gebe die selbe, (sati des Umzugs) mit den Sterblichen, dem Tempel jurad (templo reddat); darnach werde der Wagen, auf dem die Göttin, vom Priester geleitet, ihren Umzug hielt, die Fücher, mit denen er überdeckt war, und — wer es glauben will — die Gottheit selber (nomine ipsum) in einem geheimen See abgewaschen. Hier setzt der Umzug auf dem Wagen und das Waden der Gottheit ungewissheit ein Bild voraus, wenn man auch den Ausdrucksbegriff auf dem heiligen Hain selbst begreifen mag (vergl. s. 11). Hält man aber hierzu auch der bekannten Meinung desselben Schriftstellers vom Zuge des Germanicus gegen die Marfen im J. 14 n. Chr. noch die Worte (Annal. I, 15): „profana simul et sacra et celeberrimum illis gentibus templum, quod Tanfanae vocabant, solo aequant,“ wo doch wohl ungewissheit ein Tempelbau gemeint ist, so kann nicht bestritten werden, daß die Germanen bereits zu jener Zeit sowohl Göttertempel als Götterbilder besaßen, wenn auch aus jenen Worten des V. Capitels der Germania, sowie aus dem gänzlischen Schweigen aller übrigen Schriftsteller darüber, und zwar von den Tempeln bis zum 5., von den Bildern bis zum 4. Jahrh., geschlossen werden muß,

*) Vergl. Gab. Willh. Götten, Das sehr lebende gelehrte Europa. (Braunsch. 1736. 8.) I. Bd. S. 339 und Joh. Ehr. Stroblmann, Das Neue Gelehrte Europa. (Wolfenbüttel 1756. 8.) 7. Bd. S. 620.

*) Ehr. Gottl. Ischer, Orientkritiken. 2. Bd. S. 1048. Biographie générale. Tom. XXI. p. 56.

daß beide damals noch höchst selten waren¹⁾. Mag man nun den Grund hiervon darin suchen, daß unsern Vorfahren der majestätische Urwald mit seinen geheimnißvollen Schauern für die Gottheit eine würdigere Wohnung zu sein schien, als die engen Tempelwände, und daß ihnen das einfache Symbol des Wesen und Waltens der himmlischen Mächte lebendiger zu bezeichnen deuchte, als ein Bild; oder daß ihr Polytheismus noch nicht zur individualisiren, anthropomorphisiren Götteranschauung gelangt war, obwohl es undenkbar ist, daß dieselben nicht nur ihre Götter, als auf ethischen Ideen aufgebaute und bereits zu bestimmten Persönlichkeiten angeprägte Gestalten, sondern auch einen großen Theil ihrer Mythen aus der asiatischen Heimath mitgebracht haben; oder auch, daß die Bau- und Schnitzkunst damals nur rohe, ärmliche Wohnungen und unformale Gestalten zu schaffen vermochte, indem damals Germanen in beiden Künsten noch keine Meister besaß. Sicher ist jedoch, daß in der Urzeit, wo man erst anfang, sich in der neuen Heimath anzubeden und die Menschen selbst, wie in den Tagen der Wanderung, noch in der offenen Natur und den Wäldern lebten, ja auch wohl noch lange nachher, nachdem schon ein fester und geordneter Zustand eingetreten war, auch der Aufenthalt der Götter und jeder Verkehr mit ihnen an seine andere Stätte, als in das Dunkel des Haines, in den Schatten des Baumes, in die Stille der Aue und auf den Gipfel des Berges gelegt ward. Dies beweisen die ältesten Ausdrücke unserer Sprache für Tempel, wie namentlich *wih*, *harar*, *paro*, welche den Begriff des heiligen Haines, sowie *hol* und *altin*, hörger, welche den des eingefriedigten Raumes auf Wiesen und Auen, letzterer auch insbesondere den des Waldes, nicht verleugnen können. Erst allmählig entstand der Gedanke, gleich den Menschen auch für die sich immer mehr menschlicher gestaltenden Götter bleibende Wohnstätten zu errichten, und aus den eingefriedigten geheiligten Räumen gingen nach dem Vorbilde menschlicher Wohnungen Hof und Tempel hervor. Wenn dieser Wendepunkt eintrat, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht mehr ermitteln; ohne Zweifel läßt derselbe aber noch in die vorchristliche Zeit, und daher gehören die Tempel zur Zeit der Abfassung der Germania zu den sporadischen Erscheinungen. Daß mit dem Tempelbau die Errichtung von Bildsäulen Hand in Hand ging, wird man sehr erklärlich finden.

I.

Die teutschen Göttertempel.

§. 1.

Die Zeugnisse über die Göttertempel vom 5. Jahrhundert an.

Die Zeugnisse, welche vom 5. Jahrh. an ausdrücklich von Göttertempeln bei teutschen Völkern stammen

1) Ob der Thurm, den die druckersche Beleda bewohnte, von Tacitus Hist. IV, 66 *Religione* ist, ein Tempel war, wage ich nicht zu behaupten, wenn auch das unten darüber Epigramm gewissermaßen spricht.

handeln, sind folgende (s. Grimm, Myth. S. 70—77). Bei den fränkischen, auch wol westgotischen und langobardischen verdient jedoch das Wort *J. Grimm's* (Myth. S. 74 fg.) Erwogen zu werden: „Ich will eindämmen, bei einigen Zeugnissen wohl beschränkt werden, daß teutsche heidnische Tempel gemeint sind, es könnten eben gebildete römische sein, und dann wäre ein doppelter Fall möglich: das herrschende teutsche Volk hätte in seiner Mitte einzelne Gemeinden römisch-gallischen Cultus setzen lassen, oder der römischen Gebäude sich für die Ausübung seiner eigenen Religion bemächtigt. Da bisher keine gründliche Untersuchung gepflogen worden ist über den Zustand des Glaubens unter den Galliern unmittelbar vor und nach dem Einbruche der Teutschen (ohne Zweifel gab es neben den Verehrten damals auch noch heidnische Gallier); so ist es schwer, sich für eine dieser Voraussetzungen zu entscheiden, beide können zusammen stattgefunden haben. In dem gedigten Falle hätten wir immer noch Tempel des teutschen Heidenthums vor uns, wenn auch erst römische Gebäude in sie verwandelt worden wären. Und sicher darf man nicht alle Zeugnisse auf jene Weise verstehen. So gut der Tempelbau von Germanen selbst errichtet wurde, läßt es sich von den alamannischen, sächsischen und friesischen Tempeln annehmen, und was im ersten Jahrhundert geschah, wird auch im 2., 3., 4. noch wahrscheinlich geschehen sein.“ Ich ordne daher diese Zeugnisse, sowie die über die Götterbilder, zur sicheren Beurtheilung nach den einzelnen Stämmen.

1) Bei den Franken:

a) Eine *Constitutio Childeberti I.*, um das Jahr 554 (bei Berg III, 1), enthält folgende Vorschrift: „*praeceptis, ut quicunque admoniti de agro suo, ubi nunquam fuerint simulacra constructa vel idola daemones dedicata ab hominibus, factum non statim abjecerint vel sacerdotibus haec destrictibus prohibuerint, datis fidejussoribus non aliter discedant, nisi in nostris obtutis praesententur.*“

b) *Gregorius Turon.* Vitas patr. G: „*eunte rege (Theoderico) in Agrippinam urbem, et ipse (s. Gallus) simul abiit. erat autem ibi sanum quoddam diversis ornamentis refectum, in quo barbari (i. Barbarus) opima libamina exhibebat usque ad vomitum cibo potaque replebatur. ibi et simulacra ut deum adorans, membra, secundum quod unumquemque dolor attigisset, sculpebat in ligno. quod ubi s. Gallus audivit, statim illuc cum uno tantum clerico properat, acceusque igne, cum nullus ex stultis Paganis adesset, ad sanum applicat et succendit. at illi videntes fumum delubri ad coelum usque ascendere, auctorem incendii quaerunt, inventumque evaginatis gladiis prosequuntur; ille vero in fugam versus aulae se regia condidit. verum postquam rex quae acta fuerant Paganis minantibus recognovit, blandis eos sermonibus lenivit.*“ Dieser Gallus war Bischof von Arvern, der Dicht-

Gregor's, und starb 553. Unter dem Könige wird der außerordentliche Theobert I. gemeint.

c) Vita s. *Radegundis* (gest. 587), der Gemahlin Chlotar's, von Baudouin, einer gleichzeitigen Könne, abgefaßt (Acta Bened. sec. I. p. 327): „dum iter ageret (Radegundis) seculari pompa se comitante, interiecta longinquitate terrae ac spatio, *fanum* quod a *Francis* celebratur in itinere beatae reginae quantum miliario unum proximum erat, hoc illa audiens iussit famulis *fanum* igne comburi, iniquum iudeum deum coeli condemnari et diabolicam machinationem venerari. Hoc audientes Franci universa multitudo cum gladiis vel fustibus vel omni fremitu conabantur defendere. sancta vero regina immobilis perseverans et Christum in pectore gestans, eorum, quem sedebat, in antea (d. i. ulterius) non movit, antequam et *fanum* perseveraret et ipsa orante inter se populi pacem firmaret.“ Radegund 109 aus Thüringen nach Frankreich, in dieser Richtung muß daher dieses *fanum* gestanden haben.

d) Andoëni Rotomagensis vita s. *Eligii* (um das Jahr 640) II, 16: „Nullus Christianus ad *fana* vel ad petras vel ad fontes vel ad arbores aut ad celos vel per trivia luminaria faciat, aut vota reddere praesumat.“

e) Vita s. *Amandi* (gest. 674), *Mabilon*. Acta Bened. sec. II. p. 714. 715: „Amandus audivit pagum esse, cui vocabulum Gandavum, ejus loci habitatores iniquitas diaboli eo circumaque laqueis vehementer irretivit, ut incolae terrae illius, relicto deo, arbores et ligna pro deo colerent, atque *fana* vel *idola* adorarent. — Ubi *fana* destruebantur, statim monasteria aut ecclesias construebant.“

f) Vita s. *Lupi Senonensis* (Duchene I, 562. Bouquet III, 491): „rex Chlotarius virum Dei Lupum episcopum restruit in pago quodam Neustriae nuncupante Vinemaco (le Vimeu), traditum duci pagano (d. i. duci terrae), nomine Bosoni Landegisilo. Quem ille direxit in villa quae dicitur Andesagina (Ansenne) super fluvium Auciam (später la Bresle, Brisselle), ubi erant *templa fanatica* a decurionibus culta“ (a. 614).

g) Im Indienlus superstitionum et paganiarum von der Synode zu Konstanz im J. 743 heißt der Tit. IV: De casulis, id est *fani*.

2) Bei den Alamannen:

a) Walafridi Strabonis vita s. *Galli* (gest. 640) in Actis Benedict. sec. II. p. 219. 220: „venerunt in Acolbanus et Gallus infra parces Alamanniae ad fluvium, qui Lindimacus vocatur, juxta quem ad superiora tendentes pervenerunt Turicinum. eumque per litus ambulantes venissent ad caput laeus ipsius, in locum qui Tucconia dicitur, placuit illis loci qualitas ad inhabitandum. porro homines ibidem commentantes crudeles erant et impii, simulacra colentes, *idola sacrificiis* venerantes, observantes auguria et divinationes et multa quae contraria

sunt cultui divino superstitione sectantes. Sancti igitur homines cum coepissent inter illos habitare docebant eos adorare patrem et filium et spiritum sanctum et custodire fidei veritatem. Beatus quoque Gallus sancti viri discipulus zelo pietatis armatus *fana*, in quibus *daemonibus sacrificabant*, igni succendit et quaecumque invenit oblata demersit in lacum.“ Walafrid heisst es ausdrücklich: „cumque ejusdem templi solemnitates ageretur“ (i. unten bei den Zeugnissen über die Götterbilder).

b) Die bis ins 11. Jahrh. hinaufreichenden Excerpta ex gallica historia, welche von der im Selbstthum zu Augsburg verehrten Göttin Zisa Meldung thun, sagen: „cujus templum quoque ex lignis barbarico ritu constructum, postquam eo colonia romana deducta est, inviolatum permansit.“ Grimm, Myth. S. 269.

3) Bei den Westgothen (†):

Vita s. *Eugendi*, abbatiss jurensis (gest. um 510), auctore monacho condatesensi ipsius discipulo (Act. sanct. Bolland. I. jan. p. 50 und *Mabilon*. Act. Bened. sec. I. p. 570): „sanctus igitur famulus Christi Eugendus sicut beatorum patrum Romani et Lupicini in religione discipulus, ita etiam natalibus ex provincia existit indigena atque concivis. ortus nempe est haud longe a vico, cui vetusta paganitas ob celebratam clausuramque fortissimam superstitionis templi gallica lingua *venodori*, id est ferrei ostii indidit nomen: quo nunc quoque in loco, *delubris* ex parte jam dirutis, sacratissime micant coelestis regni culmina dicata Christicolis; atque inibi pater sanctissimus prolis judicio pontificali plebisque testimonio existit in presbyterii dignitate sacerdos.“ Grimm bemerkt hierzu: „Wenn Eugendus ungefähr in der Mitte des 5. Jahrh. geboren, sein Vater schon Priester der christlichen Kirche war, die an der Stelle des Heidentempels errichtet wurde, so mag dort das Heidentum höchstens nur noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts fortgedauert haben, in dessen Beginn die Westgothen über Italien nach Gallien vorzogen. Gallica lingua (denn hier reusche, von den einwandernden Völkern im Gegensatz zur romana geredete, jene Benennung ist fast gothisch (eisarnadauri), sie konnte noch näher burgundisch sein (Isarnodori). Westgothen, Burgunder, vielleicht gar so weit eingeschrittene Alamannen hätten in Glauben und Sitten des Zugewandten den Tempel angelegt? Der Name schließt sich zur Festigkeit der Sage und des Baues, den die Christen zum Theil beibehielten.“ Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie I, 300, macht darauf aufmerksam, daß man die Höhlen des Unterberges, aus welchen die wilden Frauen herauskamen, die eiserne Thür heiße.“

2) Das burgundische castrum bei Eurocum, wo eben ein heidnischer Tempel stand und bei dem sich eine Menge Christen befanden, wie Grimm a. a. O. S. 73 anführt, scheint doch mehr römisch als germanisch zu sein.

4) Bei den Langobarden:

Vita s. *Bertulfi Bobbiensis* (gest. 640) in Act. Benedict. sec. II. p. 164: „ad quandam villae Iriae fluvio (ein Nebenfluß des Po) adjacentem accessit, ubi *fanum* quoddam arboribus consitum videns allatum lignum ei admovit, congestis in modum pirae lignis. id vero cernentes *fani* cultores Meroveum apprehensum dique fustibus caesum et ictibus contusum in fluvium illud demergere conantur.“

5) Bei den Angelsachsen und Altsachsen:

a) Nach *Beda*, Hist. eccles. I, 30 schrieb der Papst Gregor der Große an den Abt Mellitus: „cum ergo Deus omnipotens vos ad reverentissimum virum fratrem nostrum Augustinum episcopum perduxerit, dicite ei, quid diu mecum de causa Anglorum cogitans tractavi, videlicet, quia *fana* idolorum destrui in eadem gente minime debeant; sed ipsa, quae in eis sunt, *idola* destruantur, aqua benedicta fiat, in *eisdem fanis* aspergatur, altaria construuntur, reliquiae ponantur. Quia, si *fana* eadem bene constructa sunt, necesse est, ut a cultu daemonum in obsequium Dei debeant commutari; et dum gens ipsa eadem *fana* sua non videt destrui, de corde errorem deponat, et Deum verum cognoscens ac adorans ad loca, quae consuevit, familiaris currat.“

b) Derselbe *Beda* erzählt Hist. eccles. II, 13, wie Gædric, König von Northumberland, der im Jahre 627 getauft und 633 erschlagen ward, sich erst nach reiflicher Beratung mit verständigen Männern zu der Annahme des Christenthums entschloß, vergüßlich aber durch seinen heidnischen Oberpriester (coifi, cæfi) in dem alten Glauben wankend gemacht wurde: „cumque a praefato pontifice sacrorum suorum quaereret, quis *aras* (vigbed) et *fana* (heargas) idolorum (deofelgild) cum scriptis (hegas), quibus erant circumdata primus profanare deberet? Respondit: ego, quis enim ea, quae per stultitiam colui, nunc ad exemplum omnium aptius quam ipse per sapientiam mihi a deo vero donata destruiam? Accinctus ergo gladio accepit lanceam in manu et ascendens emissarium regis, pergebat ad *idola*. quod aspiciens vulgus aestimabat eum insanire. nec distulit ille. mox ut appropinquabat ad *fanum*, profanare illud injecta in eo lancea quam tenebat multumque gavius de agnitione veri dei cultus, jussit sociis destruere ac succendere *fanum cum omnibus scriptis* (getymbro) suis. ostenditur autem locus ille quondam *idolorum* non longe ab Eboraco ad orientem ultra annem Dorowentienem et vocatur hodie Godmundinga hām, ubi pontifex ipse, inspirante deo vero, polluit ac destruxit eas, quas ipse sacraverat, *aras*.“

3) Ich habe hier nach Grimm die sog. Uebersetzung hingewiesen, weil mir für das Uebrige un möglich ist, da mir dieselbe nicht zur Hand ist.

c) Ferner derselbe a. a. D. III, 8 von Gorenbercht von Kent: „Hic primus regum Anglorum in toto regno suo *idola* relinquit et destruit ... praecepit.“ Illud Malmesbury (De gestis reg. Angl. I. §. 11) sagt, daß er auch ihre *sacella* deorum zerstört.

d) Sodann derselbe *Beda* a. a. D. III, 30 von den Bewohnern von Ebor, die beim Ausbruche einer schrecklichen Pest vom Christenthume abfielen und zu ihrem alten Glauben zurückkehrten: „cooperunt *fana*, quae derelicta erant, restaurare, et adorare *simulacra*, quasi per haec possent a mortalitate defendi.“

Von den Altsachsen entlehren wir jeder alten Nachrichten, aber in *Alb. Krantzii Saxonia* (Frankof. 1580.) p. 37 finde ich folgende Nachricht über einen angeblich von Karl dem Großen im J. 781 zerstörten Tempel der Venus (Helsa) zu Magdeburg, welche zwar römisch gesagt ist und apokryphisch lautet, der aber ohne Zweifel eine alte Uebersetzung zu Grunde liegt: „Rex vero in Saxoniam iteravit expeditionem (a. 781) et ad Albim fluvium in castello Megeborg *phanum* subvertit, quod illi loco nomen dedit. Has ego reliquias crediderim romane olim religionis, verius superstitionis, quum Drusus Nero, et deinde filius ejus Germanicus sub Augusto Caesare praeesset provinciae. *Simulacrum* tale fuit: *stabat in curru nuda foemina*, myrtes caput cincta corona, ardentem faculam in pectore, in *dextera mundi figuram*, in sinistra vero *mala aevra tria praeferebat*. Post eam *tres puellae* (Charitas Graeci, Latini Gratias dixere) nexis manibus nudae, *singula poma gestabant*, aversis invicem vultibus dona porrigentes. *Jugales quadrigae erant gemini cygni*, totidemque columbae. *Venerem hac imagine figurabat gentilitas*, quae in omni mundo dominatur. Gratias illa comites habet, quae alternis obsequiis junguntur: hoc vult nexus ille manuum. Vultus avertunt, quia beneficia non inproperant. Sed bono mysterio vana suberat religio: quam Karolus subvertit, instaurans in locum *ecclesiam S. Stephani*.“ (Die hervorgehobenen Stellen meine alte Uebersetzung beibehalten haben, s. meine Deutsche Weltensage I, 56.)

6) Bei den Griechen:

a) Meun's Vita s. *Willibrordi* in Act. Benedict. sec. III. p. 609: „pervenit in confinio Fresonum et Danorum ad quandam insulam, quae a quodam deo suo Fosite ab accolis terrae Fositesland (Helsoland) appellatur, quia in ea ejusdem dei *fana* fuere constructa, qui locus a Paganis tanta veneratione habebatur, ut nil in ea vel animalium ibi pascentium vel aliarum gnarumlibet rerum gentilium quicquam tangere audebat, nec etiam a fontibus qui ibi ebulliebant, aquam haurire nisi tacens praesumebat.“ Illud de Epist. Bonifacii CV (ed. *Wardtwein*): „(Willibrord) gentem Fresonum maximam ex parte convertit ad fidem Christi, *fana et delubra* destruxit.“ Auch der Fortsetzer des Fredegar berichtet c. 109 von sichselben

Götzentempel, welche Karl Martell 733 zerstörte und verbrannte.

b) Vita s. Willehadi (gest. 789) bei Petz II, 381: „unde contigit, ut quidam discipulorum ejus, divino compuncti ardore, *fana in morem gentilium circumquaque erecta* coepissent evertere et ad nihilum, prout poterant, redigere; quo facto barbari, qui adhuc forte increduli persistebant, furore nimio succensus, irruerunt super eos repente cum impetu, volentes eos funditus interimere, ibique dei famulum fustibus caecum multis admodum plagis affecere.“ Dies geschah im friesischen pagus Thirianta (Trenta) vor dem Jahre 779.

c) Altfriði vita s. Liutgeri (bei Petz II, 408): „Post haec misit Albricus Liutgerum, et cum eo alios servos Dei, ut destruerent *fana deorum*, et varias culturas idolorum in gente Fresonum. At illi jussa complectes, attulerunt magnum thesaurum ei, quem in *delubris* invenerant; ex quo Karolus imperator duas partes accepit, tertiam partem ad usus suos Albricum recipere praecepit.“ Derselbe Altfrið berichtet ferner zum Jahre 785 (Petz II, 410): „pervenientes autem (Lutger und sein Begleiter) ad eandem insulam (Fosetislaut), destruxerunt omnia ejusdem *Fosetis fana*, quae illic fuere constructa, et pro eis Christi fabricaverunt ecclesias.“

d) *Lex Frisionum*, additio sap. tit. 42: „qui *fannum* effregit et ibi aliquid de sacris tulit — immolatur diis, quorum *templa* violavit.“ Das Gesetz galt nur noch für die trans Labachi wohnenden, län- ger heidnischen Friesen.

Unmittelbare teutsche Zeugnisse bezeugen wir zwar nicht, aber das Verhandensein heidnischer Tempel bestätigt die Sprache in verschiedenen Ausdrücken, die sie dafür bietet. Als geth. alhs (*ruo*), abh. und alsi. alah, agf. eallh. Die folgenden deuten zugleich auf Wald, und mögen sowohl den heiligen Hain selbst (als das ursprüngliche Heiligtum der Götter), als auch den Tempel bezeichnen, der sich in demselben erhob, wie wir denn später einige Tempel kennen lernen werden, deren Lage in heiligen Hainen ausdrücklich berichtet wird; ihre allgemeine Bedeutung mag also „Waldtempel“ sein. Abh. und alsi. wih, agf. vjh, vcoh, altn. vé (nemas, templum, fanum, idolum, nunnan), agf. haruc, agf. hearg (templum, fanum, nemus), altn. hörgir oder ursprünglich Steinaltar im Walde, sowie die ihn schützende und geheiligte Umfriedigung von Steinen, sei diese nun durch Menschenhand oder durch die Natur gebildet, dann insbesondere Tempel der Göttinnen; abh. paro, agf. bearo (lucus, arbor, ara = templum), fenonym mit haruc, altn. barr (arbor), barrí (nemus). Für gebaute Tempel dienen nur: abh., agf., alsi. hof (aula, atrium), aber mit *Wald* bemerkt wol J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 116 fg.: „ein gehegter Raum auf Wiesen und Auen, welcher man unter hof verstand, ungefähr mit dem Begriffe der lat. aula, scheint in unserer Sprache der älteste Name für einen solchen göttlichen Aufenthalt, und auch dabei hängt die Vor-

stellung eines Gartens und seiner Baumgänge noch mit dem tiefergeprägten Waldeben zusammen;“ damit berührt sich auch das altn. hörgir, wie denn auch in Voluspá 7; Fornald. sög. 1, 283; 2, 41; Fornm. sög. 2, 287. 288 beide verbunden erscheinen. Ferner abh. halla, agf. heal, altn. höll (Halle, aula); abh. sal, altn. salr, agf. seale, alsi. sali (Saal, aula); agf. reced, alsi. rakud (domus, basilica), abh. pluostrahs (idolum), ploahhs (fanum), altn. blóthhs (Epfertempel); altn. petapür (delubrum), auch abh. pēthahs, mhb. beiohs (Beitau), selbst abh. chirihs (Kaiser chalcodon), agf. cyrice (Kirche) und dann altn. goðahhs (Götterhaus).

Bis auf die wenigen unterirdischen Ueberreste, welche Panzer in seinem Betrage zur deutschen Vorzeit I, 20—52 und 298 fg. nachgewiesen hat, sind diese heidnischen Monumente im innern Teutischland, sowie in England fast gänzlich verschwunden. Entweder wurden sie, den anderrücklichen Nachrichten zufolge, von dem fremden Götter der Befehle der Kirche zu erbauen, oder ihre Hallen wurden in dieselben umgewandelt. In beiden Fällen accommotirte man sich dem Heidenthume, welches diese Stätten aus der grauesten Vorzeit der in ein theueres Heiligtum des Stammes oder seiner Geschlechter anjah, und mit der Fähigkeit, welche jenen Naturreligionen eigenthümlich ist, an diesem Glauben festhielt. Die alte Heiligkeit der Stätte war mit ihrer Christianisirung nicht vernichtet, sondern war in den meisten Fällen nur auf einen christlichen Heiligen übertragen, der jetzt hier sein Walten offenbarte und mit dem wahren Gotte verehrt wurde, wie einst die heimliche Gottheit; ja eine Reihe von Zeugnissen deuten an, daß noch lange Zeit hindurch an denselben altheidnische Gebräuche haften blieben, die Anfangs in christlicher Gestalt geduldet wurden, bis sie die erbaute Kirche durch Verbote allmählig beseitigte. Da aus dem Umstande, daß die Befehle der teutschen Tridentempel mit leichter Mühe zerstört oder niederbrannten, sowie aus den von Panzer nachgewiesenen unterirdischen Ueberresten derselben geschlossen werden kann, daß die Tempel aus Holz angeführt waren, so können wir bei der Vergänglichkeith derselben auch ihre Erhaltung bis in unsere Tage nicht erwarten.

Aus den gesammelten Sagen und angelegten Untersuchungen über die Kreuzfahrt zu Reichenberg, die unterirdischen Gänge der Wergentan, den Rodenstein und Altmöring in Oberbairern daß nämlich Panzer a. a. D. (s. auch die von demselben beigegebenen Pläne) mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß die in unsern Sagen so häufig begegneten unterirdischen Gänge die Grabkammern altheidnischer Tempel sind und einer Region angehören, wo die Ausdehnung mit Mauerwerk noch nicht bekannt war. Von dem auf dem Berggipfel stehenden Holzturme solcher, gleichfalls aus Holz erbauten Tempel stieg man durch senkrechte Schächte in die weit sich erstreckenden Gänge und Grabkammern hinab, und eine aus hohen Pfählen bestehende Einfriedigung,

welche auch bei dem oben angeführten angelsächsischen Tempel unweit Dorst, sowie bei nordischen Tempeln, von denen später die Rede sein wird, begegnet, verliet dem Heiligtume den Charakter einer Burg, woraus die bekannten Namen altenglischer heiligen Stätten: Idispurus, Magadaburg, Etzelburg, Eresburg (vergl. das altfränkische Disiburgum = Ziesburg = sanum Martis = das heutige Famars in Hennegau, Grimm, Myth. S. 1203. 1209), sowie die Nachwelt des Tacitus (Hist. IV, 65), daß die göttlich verehrte bructerische Wahrjägerin Welada auf einem Thurme ihre Wohnung hatte, gleich der wahrjagenden Walfäre Brennilde (siehe meine Deutsche Heldensage I, 170. 178) und der heidelbergischen Wahrjägerin Jetha, ihre Erklärung empfangen. Dieser Tempelthurm scheint den Teutschen eigenthümlich gewesen zu sein, denn weder die angelsächsischen, noch die nordischen Quellen bieten darüber eine Nachricht dar. Die Tempel erhoben sich jedoch nicht nur auf den Höhen der Berge, sondern auch im Schatten der Haine und auf Wiesen und Äuen, und standen namentlich, wie unten gezeigt werden soll, in enger Verbindung mit den Wäldern.

Die innere Einrichtung der teutschen Tempel, welche im Wesentlichen den nordischen ähnlich war, wird am Schlusse von §. 9 aus christlichen Anordnungen und Verböten erschlossen werden.

Weder den Tempeln bestanden jedoch die eingefriedigten freien heiligen Räume in großer, ja ohne Zweifel in noch größerer Zahl fort. Auf dieselben näher einzugehen, ist jedoch hier nicht der Ort, und wir müssen und begnügen, auf den Artikel Ortsstätten hinzuweisen, obschon derselbe den von J. Grimm angegebenen Forschungen nicht entspricht.

§. 2.

Die Zeugnisse über die Götterbilder vom 4. Jahrhundert an.

Die Zeugnisse für die Götterbilder, welche die Göttertempel erwarten lassen, beginnen schon mit Sicherheit in der Mitte des 4. Jabels. Unbestreitlich sind jedoch nur die Andeutungen simulacra und imagines, bezeichnend dagegen ist idolum, wo es nicht ausdrücklich von delubrum, sanum und templum unterschieden wird, da es im Allgemeinen ebenso wol idola colere, idola adorare, idola destruere, als idola adorare, sana destruere heißt (Grimm, Myth. S. 89—108).

1) Bei den Franken:

a) Gregorius Turon. meldet, außer dem schon oben aus den Vitae patr. 6 angeführten Zeugnisse über den heidnischen Tempel mit seinen Götterbildern zu Köln, Hist. Franc. II, 29, die Königin Chrodichildis habe zu ihrem Gemale, um denselben für die Taufe zu gewinnen, also gesprochen: „nihil sunt dii, quos colitis, qui neque sibi neque aliis poterunt subvenire: sunt enim aut ex lapide, aut ex ligno, aut ex metallo aliquo sculpti, nomina vero, quos eis indidistis, homines fuere, non dii.“

b) Im Indiculum superstitionum etc. heißt der

Tit. XXVIII de simulacro, quod per campos portant, vergl. XXVI de simulacro de conspicienda farina, und XXVII de simulacro de pannis factis.

c) Die erst 839 von Wandebert verfaßte Vita s. Goari (gest. 649), Acta Benedic. sec. II. p. 282, sagt von diesem Heiligen: „coepit gentilibus per circumcutionem (d. h. Riparianen) simulacrorum cultui deditis et vana idolorum superstitione deceptis verbum salutis annuntiare.“

2) Bei den Alamannen.

Außer dem schon angeführten Zeugnisse der Walafridi Strabonis vita s. Galli, welches nicht nur von einem Tempel bei Tuggen, sondern auch zugleich von Götterbildern redet, gehört hierher noch folgendes:

Als der heilige Columban von Luxovium scheiden mußte, traf er bei Bregenz am Bodensee die suevischen Einwohner im Begriffe, aus einer mit Vier gefüllten großen Kufe dem Wotan ein Opfer zu bringen (Jonas Bobbiensis vita s. Columbani bei Mabillon, Ann. Bened. II, 26; vergl. Ratberti casus s. Galli bei Perg II, 61). Zugleich mit dem heiligen Gallus traf er aber im Jahre 612 ebenfalls bei Bregenz, nach der im 8. Jabel aufgeführten Vita s. Galli (bei Perg II, 7): „tres ergo imagines aereas et deauratas superstitionis gentilibus ibi colebat, quibus magis quam creatori mundi vota reddenda credebant.“ Umständlicher berichtet Walafridi Strabo in der Vita s. Galli (Acta Bened. sec. II. p. 231): „Reperunt autem in templo (s. Aureliae) tres imagines aereas deauratas pariete affixas, quas populus, dimisso altaris sacri cultu, adorabat, et oblati sacrificiis dicere consuevit: isti sunt dii veteres et antiqui hujus loci tutores, quorum solatio et nos et nostra perdurant usque in praesens . . . cumque ejusdem templi solemnitas ageretur, venit multitudo non minima promiscui sexus et aetatis, non tantum propter festivitatis honorem, verum etiam ad videndos peregrinos, quos cognoverant advenisse . . . Jussu venerandi abbatis (Columbani) Gallus coepit viam veritatis ostendere populo . . . et in conspectu omnium arripens simulacra et lapidebus in frusta comminans projecit in laeum. his visis nonnulli conversi sunt ad dominum.“ In den Tempel, der früher dreifach war (wie aus Ratberti casus s. Galli bei Perg a. a. O., wo gleichfalls dieser Vorfall, sowie der bei Tuggen berichtet wird, aber beide zusammengeworfen zu sein scheinen, hervorgeht), war wieder heidnischer Cultus der hier schon 300 Jahre ansässigen Alamannen eingedrungen und hatte sich mit dem christlichen vermisch. Den Wäldern dreier schützenden Gottheiten in demselben Tempel werden wir auch im Norden als echt heidnisch-keltisch begegnen, und aus dem in derselben Gegend dem Wotan dargebrachten Vieropfer läßt sich schließen, daß wahrscheinlich gerade dessen Bildsäule unter denselben sich befand.

3) Bei den Gothen.

Ueber dieses Volk erhalten wir folgende beiden merkwürdigen Zeugnisse: Commodianus in seinem Carm-

apologeticum (geschrieben zwischen 250—253) sagt von denselben (*Dom Pitra*, *Spicilegium Solesmense* I, 43, vergl. *Prolog. p. XVII seq.*):

Hi tamen gentiles pacem Christianos ubique,
Quos magis et fratres requirunt gaudio pleni,
Nam luxuriosos et idola vana colentes
Persequantur enim et senatus sub iugo mittunt,
Haec mala percipiunt, qui sunt persecuti dilectos,
Mensibus in quinque trucidantur isti sub horre,

und Gregorius, Bischof von Neufarre, schreibt *Bibl. patr. max. III*, 316 einem Bischof, der ihn unter anderem über die Bestrafung des Genusses von Opferfleisch, dessen sich Christen, die von den im Jahre 255 in Kleinasien und in den Pontus eingefallenen Gothen gefangen waren, schuldig gemacht, um Rath gefragt hatte: „maxime quando una de omnibus fama est, barbaros (Gothos), qui in nostras regiones incursions fecerunt, idolis non sacrificant.“ Bei der Unsicherheit der Ausdrücke idola colere, idola sacrificare ist es nun um so erhellender, wenn Eozymenus (*Hist. eccles. VI*, 37) bei der Verfolgung der theovinglichen Christen durch ihren König Athanarich (gest. 382) meldet, daß derselbe befohlen habe, die Bildsäulen (unter der man nur die eines gothischen Gottes verstehen kann) auf einem Wagen (*σάμαρ in ὁ ἀντικειμένη ἰμάτις*) vor den Wohnungen aller des Christenthums Verdächtigten herumzuführen, und wer sich weigere, niederzufallen und zu opfern (*προσκύνησαι καὶ θύειν*), dem solle das Haus über dem Kopfe angezündet werden. Die *ἀντικειμένη* ist ein verdorrter Wagen, und daher ganz das vehiculum veste contextum; worauf nach Germania c. 40 unsichtbar die Göttin Reichthum vom Priester geleitet ihren Umzug hielt, sowie das vagn, auf dem Freyr und seine junge schöne Priesterin saßen, wenn er zu heiliger Zeit unter dem schwedischen Volke umhert (jüngere Olafs saga Tryggvasonar c. 173, Fornmannna sögur II, 74, 75), welche gemeinsame Sitte bezeugt, daß die Gothen dieselbe schon in der nördlichen Heimath geübt und von dort nach dem Süden mitgebracht hatten.

4) Bei den Angelsachsen und Altsachsen.

a) Außer in den angeführten Stellen aus Bedas *Hist. eccles. I*, 30 und *III*, 30 wird für die Angelsachsen nur noch ein simulacrum Priapi in der Chronik von Venerock bezeugt (*Remble*, Die Sachsen in England, übersetzt von Brandes I, 295). Dagegen reden von Bildsäulen bei den Altsachsen folgende Zeugnisse:

b) Epist. Bonifatii IX. (ed. Werdwein) ermahnt Gregor II. dieselben: „ut nemo ... in quocumque metallo salutem vestram queratis, adorantes idola manu facta, aurea, argentea, aerea, lapidea, vel de quacunque materia facta, quae falsidica nomina a paganis antiquitus quasi dii facti sunt, in quibus daemones habitare noscuntur.“

c) Heubaldi *Vita Lebuini*, geschrieben zwischen 918—976, bei Berg II, 361. 362: „inservire idolorum cultibus ... numinibus suis vota solvens ac sacrificia ... simulacra, quae deos esse putatis, quosque venerando colitis.“

d) Die Hauptstelle ist aber die vielbesprochene in *Witukindi Hist. sax. I*, 12 (Berg V, 423), wo derselbe, „ut majorem memoria prodit,“ den Sieg der Sachsen über die Hüringer an der Unstrut erzählt: „Mane autem facto ad orientalem portam (der Burg Scheidungen) ponunt aquilam, aramque victoriarum constructas, secundum errorem paternum, sacra sua propria veneratione venerati sunt, nomine *Manu*, effigie colupnarum imitantes *Herculem*, loco Solem quem Graeci appellant *Apollinem*.“ Die Stelle schmückt ein fröhlich dargestellter Wotan ober die.

e) Im J. 772 zerstörte Karl der Große die Idolsäule bei der Grezburg. Dieselbe heißt bald *sanam*, bald *lucan*, bald *idolum*. Ein besonderes Bild wird hier nicht erwähnt, wird aber aus der eben angeführten Stelle Witukindi's sicher. Zu den correcten Annalen von der Erbauung der Grezburg zum Jahre 1145 von einer Hand des 12. Jahrh. hinzugefügt, daß man dieselbe zwei Idole verehrte, von denen eins auf der Steinmauer gehanden habe; s. Grimm, *Myth.* S. 100. 106 fg.

5) Bei den Friesen.

Die oben angeführten Zeugnisse über die Göttertempel reden von keinen Bildern; auch die *Vita Bonifatii* (Berg II, 333) drückt sich noch unbestimmt aus, indem dieselbe den neuen Aufschwung des Heidenthums unter dem Könige Rodbod (716) also bezeugt: „idolorum quoque cultura exstructis delabrorum fanis lugubriter renovata.“ da hier idolorum = decorum sein könnte; allein bestimmter sagt die *Vita Willelmi* (Berg II, 380): „insanum esse et vatum a lapidibus auxilium petere et a simulacris mutis a surdis subsidii sperare solatum. quo audito gens fera et idolatrias nimium delicta stridebant dentibus in eum, dicentes, non debere profanum longius vivere, imo reum esse mortis, qui tam sacrilegiis contra deos suos invictissimos proferre praesumisset eloquia.“

Die trübsamen Ausdrücke für Götterbilder waren goth. manleika, ahd. manallhho, altu. llnesaki (simulacrum), das nach menschlicher Gestalt geformte Bild; ferner ahd. avark (statua, imago). piladi, pilidi ist allgemein effigies, imago. Außerdem ahd. abcut, abcuti, das aber bald *fana*, bald *idola* und *statuae* bezeichnet und die christliche Auffassung ausdrückt. In altnordische Sprache unterscheidet das neutr. goð (idolum) von dem masc. guð (deus).

Die Götterbilder hatten gleiches Schicksal wie der Tempel, dennoch sind einige erhalten, welche den Bemühungen eifriger Forscher aufzufinden bis jetzt gelungen ist.

J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie I, 60, wies in den an der Kapelle zu Ruppigen in Württemberg sich befindlichen Bildwerken den Gott Wotan mit seinem Rosse und seinen beiden Hunden den Wölfen nach; ferner S. 106 fg. priapische Bilder bei Frey zu Antwerpen, Löwen, Brüssel, sowie in Württemberg am Rathhause zu Reichenburg und an der in der

pfählen (skilsgarðr, stafgarðr), der seinerseits ebenfalls verschloßen werden konnte und innerhalb dessen die heiligen Thiere weideten, ein. Die Tempel erhoben sich in der Regel in der Nähe der Dinghätten (wovon unten), zumellen auch in heiligen Gärten¹⁾.

c) Man vergleiche über den Tempel überhaupt folgende Stellen. Die Eyrbyggja saga erzählt c. 4 (ed. Thorkelin) von dem Tempelbau des Thorolf Hottarsfleggr, der Vorsteher eines Iðorsteins auf der Insel Mott in der nordwestigen Landhög Gunnarðardal gewesen, folgender. Als er wegen König Harald Garsagrs Ueberracht nach Island ausgewandern beschloß, brach er seinen Tempel ab, nahm das meiste Holzwerk und die Erde, die unter dem Altare gewesen war, worauf Iðor gefesselt hatte, mit, ließ in Island den Ort seiner Niederlassung durch die ins Feuer geworfenen Götterbildchen seines Tempels, auf welchen Iðor eingeschnitten war, bestimmen, und begann alsobald, nachdem er gefesselt und beschlagnahmt und seinen Gott erbaut hatte, den Heidenkultus seines Gotteshauses. — Da ließ er den Tempel erbauen, und es war das ein großes Haus, es waren Thüren an den Seitenwänden, und zwar nahe an dem einen Ende: innerhalb standen da die Hochstuhlen und darin waren Nadeln, die hießen Götternadeln (göttingnaglar). Im Innern des Hauses war ein Hund in der Art, wie nun der Heter in den Kirchen ist, und es stand da eine Erhöhung (stall) mitten auf dem Boden und ein Altar (altari), und darauf lag ein Ring (Var. ein Silberring, Göttring) ohne Gabe von zwei (Var. neun, zwanzig) Unzen, und auf den sollte man alle Götter schwören; den Ring sollte der Hängende an seiner Hand haben bei allen Vellverksammlungen. Auf der Erhöhung sollte auch der Blautisch (blautavoll) stehen und darin der Blautweg (blautvegr), als wäre es ein Sperrgabel, und damit sollte man schwören, das Blut spritzen, welches blaut genannt wurde; das war seltsames Blut, wenn Thiere geschlachtet wurden, zu dem das Götteropfer. Um der Erhöhung herum waren im Rechenbau den Göttern ihre Plätze angeordnet.“ Mergl. Landnám II, 12 (Islandings sögur I, 76. 77). — In der Kinningsaga saga c. 2 (Islandings sögur [B] 2, 402. 403) wird von dem Hohen Thorgrim erzählt: „Er war ein eifriger Opferer; er ließ einen großen Tempel erbauen auf seinem Hofe, der war 120 Fuß lang und 60 breit; ... Thor wurde da jenseit vertheidigt; da war es man nach gemacht wie eine Hande (d. h. gewölbt); das war Alles mit Tapeten verhängt und mit Rändern versehen; da kam Thor in der Mitte und beiderhand andere Götter; vom davor stand ein Altar (stall), mit großer Kunstfertigkeit gemacht und oben mit Silber gefesselt; darauf sollte ein Feuer sein, das war richtiger; das nannte man das geweihte Feuer (vígslan sk). Bei diesem Altare sollte ein großer Ring liegen, ein Silber (Var. Gold, Geld und Silber) gemacht; den sollte der Tempelgänger an der Hand tragen bei allen Vellverksammlungen; auf den sollte man alle Götter schwören wegen aller Klagen (auch um Kronenlump öll; Var. heinslump, skryslump, d. h. Reinigungsgesachen). Bei dem Altare sollte auch ein großer Kessel stehen von Kupfer; hinein sollte man all das Blut lassen, das von dem Vieh käme, welches dem Thor gefesselt würde, oder von den Menschen; das nannten sie blaut oder blautvoll. Mit dem Blute sollte man die Menschen besprengen und das Gut.“ Die Melabók (Islandings sögur [B] 1, 335. 336), welche hiermit wesentlich übereinstimmt, erzählt das Selbst, worauf die Götterbilder standen, durch eine heile Sauf (die heilige); in der jüngeren Olafssaga aus helga c. 99 (f. u.) wird wieder ähnlich, ein Hirtstift, Schmelz, gesagt, wie er bei Zauberei ähnlich war. — Die Hákona saga göfva c. 16 (Helmekingsla - 1, 139. 140) berichtet: „Sighard, Jari zu Glab, war der größte Opfermann, und ebenso war sein Vater Galan. Jari Sighard hielt alle Opfermale im Namen des Königs im Thingverbanke zu Iðorðheim ab. Das war alle Eitte, wenn ein Opfer sein sollte, daß alle Bauern dahin kommen sollten, wo ein Tempel war, und dahin ihre Erdensmitten bringen, deren sie bedurften, so lange das Opfer währte. Bei diesem Röhle sollten alle Leute hier haben; da wurde auch Allerhand Kleinrich (small) geschlachtet und ehrens Kesse; all das Blut aber, das davon kam,

Außer diesem beschriebenen Göttertempel erwähnen die nordischen Quellen noch des Götinnensales (disar-

naunt man blaut, oder blautvoll (Blutstiefel) das, worin das Blut stand, und blautstainar (Blutsteine), die waren in gemacht bei Sperrgabeln, damit sollte man alle Götter insgesamt bei den Thieren (röðr, reðr), und ebenso die Wände des Tempels außen und innen und auch das Blut über die Leute spritzen; das Röhle aber sollte man zur Beweiheung der Leute haben. Feuer sollten mitten auf dem Boden im Tempel sein und darüber die Kessel, und die Vellverder sollte man über das Feuer bringen. Der aber, welcher das Röhle hielt und Hängung war, sollte da die Vellverder weihen und alle Opferzeit.“ — In Betreff des mehrfach genannten Opferkessels vergleiche man den etwa 20 Maß fassenden ehernen Kessel, in welchen die Priesterinnen der Umbrer das Blut der Gefangenen, die sie zur Beweiheung schlachteten, kochen ließen, und von welchen heiligen Kesseln dieser Welt der heiligen den Kaiser Augustus kannte (Sirob. VII, 7); ferner die beisegefüllte (sacris cupa) (f. g. 8, 2 b); den Kessel in der Hymelkvida und die Glyceranen Aekellit, Thörkollit, die auf Kessel, die dem Gott und dem Thor geweiht waren, fährten. Die Freyingsaga c. 23 (S. 102) berichtet von Jari Galan und Sigmund: „Und nun gingen sie in den Wald hinein auf einem Wege, und einen kleinen Fußsteig in den Wald, und vor ihnen lag ein Gervate, und dort stand ein Hund und eine Einfassung von Holzstücken war umher; das Haus war schön und Gold und Silber war in das Schmuckwerk gefesselt. Galan und Sigmund gingen hinein in das Haus und wenige Männer mit ihnen; da waren viele Gegenbilder, viele Glasfenster waren an dem Hause, so daß man alles darin schauen konnte. Eine Frau (Thorgerðr) zogabruht war in dem Hause, ihre Sängin war schön und sie war prächtig gekleidet. Der Jari ward sich nicht über in Röhren und lag lange; und darauf kam er auf und sagte zu Sigmund, das sie er die Opfer bringen wollten und auf den Stuhl (stoll) vor ihr Silber legen.“ Der Rudard stoll in der Bezeichnung: Opferstisch, Altar, bezeugt meines Wissens nur hier. Das geist. stoll. nhd. stoll. bedeutet freilich nur selln, thronen, aber stoll. ist stollas mensa (disualtas altare, Götterstisch), dein. stoll, dddm. stoll wenen (f. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 115). — In der ausführlicheren Recension der Droplungarsaga saga nach V. G. Müller, Sagabibliothek I, 91 heißt es von Sighard und Grim: „Sie kamen an einen Berg, wo sie einen Jann (stoll, eigentlich Blat, Schauer) fanden. Hier alle Sighard trafen. Sie gingen ringum, er war rund. An dem Jann war ein Stoll mit Schmuckstücken, aber nicht verheißend. Sighard sagt zu seinem Bruder, die wären ja Brück's Opferhaus, gekommen.“ „Ich muß hineingehen und sehen, wie die Wohnung beschaffen ist.“ Er ging in der Thür, hier das Stoll mit dem Schwermetalle und an brach die Thür auf, darauf ging er hinein. Er sah, das der Tempel so hell war, daß nirgend Schatten war; er war ganz mit Tapeten behängt, die Wände auf beiden Seiten waren mit Widrigung versehen und glänzten von Gold und Silber. Alle stierten mit den Augen und die Eintretenden hören nicht Willkommen. In dem Hochste auf der obersten Sauf saßen zusammen Andar und Thor. Sighard wurde fast bunt in ihnen ... darauf ging Sighard aber über den Aufsteden, da saßen Ring und Freyja.“ — Des Lärnings genügt die jüngere Olafssaga Trygvasonar c. 150, 153 (Kormannssög. 2, 302; 3, 128. 129) und die Helmekingsla c. 65. 66 (I, 261—265). — Die Kinningsaga c. 2 (a. a. D. S. 404) erzählt: „Aber die Reue, die sie opferten, sollte man in den Tempel hineintragen, der brannte von dem Thoren war; den nannten sie bláskolda (Opferstuhl)“ siehe hierzu das oben und Adam. Bremensis angeführte Scholion 154 und Eyrbyggja saga c. 10 über den Opferstein. — Derselbe Adam berichtet sodann IV, 27 von dem großen Opferstiege in Urfala, welches alle neun Jahre dasebst gehalten wurde (Vergl. IX, 380): „Sacrificium itaque tale est. Ex omni animato, quod maxillimum est, novem capita afferuntur, quorum sanguine deos placare mos est. Corpora autem suspenduntur in lucum, qui

sahr). Wie es sich aber damit verhält, ist sehr dunkel und bis jetzt noch nicht völlig ausgemacht. In der Frisþiofs-saga c. 5 (a. a. D. S. 70) wird derselbe der höchste in dem Hofe zu Sögn genannt, derselbe kann also nicht mit dem vorigen bekannten Tempel Baldr's in Baldrsbag, obgleich er nach c. 9 (a. a. D. S. 85, 86) in demselben Halse lag, identisch sein, sondern muß als ein besonderes, wenn auch zum Tempel gehöriges Gebäude betrachtet werden, das aber dieselbe Einrichtung zu haben schien wie jeder andere Tempel; denn das Feuer brennt auf dem Boden zwischen den Banstößen und die Könige sitzen trinkend auf dem Gesichte. Derselbe war aber nicht den Götterinnen ausschließlich geweiht; denn in der Frisþiofs-saga a. a. D. wird auch, und zwar ausdrücklich, Baldr genannt.

Aus welchem Materiale der Tempelbau aufgeführt wurde, ob aus Holz oder aus Stein, wird nirgends berichtet. Doch wie in Teutland der Holzbau der wahr-scheinliche war, so scheint dasselbe auch für den Norden aus dem Abbruche und der Herabnahme der Tempel von Norwegen nach Island zu folgen (vergl. auch jün-gere Olafs-saga Tryggvasonar c. 227). Die Ueberreste des Olafstempels sind jedoch von Stein, wenn der Uebersetzte des ersten Bandes der stockholmer Ausgabe der Königs-sögur Glauben beizumessen ist.

Von gleichem Umfange sind die Nachrichten über die Götterbilder, welche die nordischen Quellen darbieten.

Außer dem, was oben Reiser Adam über die upsalischen Bildsäulen berichtet, ist noch folgende Nach-richt derselben ausgeben. Von dem Engländer Bul-sfred lebend, der in Schweden das allgähstige Zertrüm-mern eines Thorbildes mit dem Märtertode büßte, sagt derselbe II, 60 (Þerg IX, 327): „Qui dum sua prae-dicatione multos ad christianam fidem convertisset, ydolum gentis nomine Thor, stans in concilio paga-norum coepit anathematizare; simulque arrepta bi-penni simulacrum in frusta concidit;“ und von dem Bischofe Regino IV, 9 (Þerg IX, 371): „ibi (Stara-borg in Schweden) etiam opinatissimum Fricconis simulacrum in frusta concidit.“ Einem goldenen Bild-säule Odins' gedenkt Saxo Grammaticus (ed. Stepha-

nus) p. 13: „cujus numen Septentrionis reges pro-pensiore cultu prosequi cupientes effigiem ipsius auro complexi simulacro, statum suae dignationis indicem maxima cum religionis simulatione Byzan-tium transierunt, cuius etiam brachiorum linea-menta confertissimo armillarum pondere perstringe-bant.“ Diese ganze Stelle, bemerkt aber J. Grimm, Myth. 102, „und was weiter folgt, ist nicht nur un-historisch, sondern auch den echten Werten entgegen; es erscheint darin bloß Suro's und seiner Zeit Vorstellungsw-eise von den Göttern, und in sofern damit auch goldene und geschmückte Götterbilder übereinkommen, läßt sich folgern, daß die Erinnerung an solche Bilder damals fort-lebte.“ Ernelstus Nigellus, indem er Herold's (Ha-rald's) Zusammenkunft mit König Karl beschreibt, läßt diesen jenen auffordern (Þerg II, 509, 510): „de Jove fac ollas nigras furcosque lebetes — Neptuno fa-bricatur aquae gervulus tibi iure urceus.“

Nach den nordischen Sagen finden sich, wie in jenem alamannischen Tempel am Botensee und in dem zu Upsala nach Reiser Adam, meist mehrere Götterbilder zusammen aufgestellt, unter denen jedoch meist eine Gottheit, wie aus den ausdrücklichen Zeugnissen hervorgeht, vor allen andern verehrt wurde. Wenn schon die oben angeführten Stellen aus der Eyrbyggja saga und Kjalnesinga saga in den Tempel des Thorolf's Þorstræflegg und des Götthor Thorgim neben Thor noch andere Götter verehrt werden lassen, so weist die Melabök (a. a. D. I, 335, 336), von denselben Tempeln redend, ausdrücklich auf Odin, Freyr und Njörð hin. In dem Opferhaufe des Þor's erblickten Selgi und Grim nach der jüngeren Recension der Droplagsasönnar saga Freyr und Thor, Frigg und Freyja. Von dem Tempel zu Baldrsbag sagt die Frisþiofs-saga c. 1 (a. a. D. S. 63): „Da waren viele Götter, doch wurde von Baldr am meisten gehalten.“ Einem Tempel des Eirvinn in Þronðheim, in dem eine Reihe von Göttern, vor allen aber Thor verehrt wurde, gedenkt die jüngere Olafs saga Tryggvasonar c. 200—203 (Fornmanns sög. 2, 154—164); eines andern Tempels ebenfalls, mit der Bildsäule des Hauptgottes Thor, die Olaf Tryggvason zer-schlug, nennt mehrere andern Götterbildern, die dessen Leute zertrümmerten, gedenkt dieselbe Saga c. 168; vergl. Heimskringla c. 76 (I, 274), Oddr c. 41. Der Gode Grafskell, von dem es heißt, „er liebte seinen andern Abgott mehr als den Freyr“, besaß einen Tempel, in dem mehrere Götter standen, unter denen, wie man aus dem erwähnten Umstände schließen darf, Freyr wol die erste Stelle einnahm (Hrafnkels saga Freygoða p. 223). In einem nordwestlichen Tempel, den Jarl Håfen und Gudbrand gemeinsam besaßen, stand Thor mit seinem Karren neben Thorgerð Hördabrand und Irga (ein ver-göttertes königliches Geschwisterpaar aus Hålogaland) (Nials saga c. 89). Dieselbe Thorgerð und eine Menge von Göttern standen auch in jenem aus der Fereyngja saga angeführten Tempel des Jarl Håfen. In einem bairnischen Tempel standen Thor's und Odins', Frigg's und Freyja's Bildsäulen (Sturils saga c. 17). Nach

proximus est templo. In enim locus tam sacer est gentilibus, ut singulae arbores ejus, ex morte vel tabo immolatorum di-vinae erendantur. Ibi etiam canes et equi pendunt cum homini-bus, quorum corpora mixtum suspensa narravit mihi aliquis christianorum 72 vidisse.“ — Des Tempelsbaus geschieht auch Frisþiofs-saga c. 1 (Fornaldar sögur 2, 63) und Kjalnesinga saga c. 4 (a. a. D. S. 409—411) Erwähnung, und man ver-siehe damit die angeführte Nachricht Bede's und was oben Benzer darüber sagt. — Die Einrichtung der nordischen Tempel entspricht der der Privatheilen, vergl. Ganzsaga saga ormsvinnu Hra-bnasmirke Ausgabe not. 93 a. 104, auch den heidnischen Ab-bildungen der Heilen. — Der in der Nähe des heiligtums wei-deren heiligen Idun's weichen mit durch die oben angeführte Stelle der Vita a. Willibrordi von dem heiligtume des Heit und durch den Aufzug in der Olafs saga Tryggvasonar in der stälsteir Ausgabe, der der heiligen Kiste des Freyr bei dessen Tempel zu Þronðheim gedenkt (J. Grimm, Myth. S. 622), verfehrt. Die Lage der Tempel im Walde bezeugen die Þureyngja saga a. a. D. und der aus der Frisþiofs-saga bekannte Tempel in Baldrsbag.

der Jömsvikings saga c. 12 (Fornmannna sögur 11, 40) befanden sich in einem Tempel zu Gautland sogar hundert Götterbilder.

Die Götterbilder waren meist aus Holz geschnitten. Der technische Ausdruck dafür war skurdgöf (Fornmannna sögur 2, 73. 75) [von skera (sculpare), skurd (sculptura)] und tréögð (Hölggöf). Auch Saxo Grammaticus p. 327 nennt ein simulacrum quercu factum. Dieses scheint auch in Teufelsdrach's Brauch gewesen zu sein, wie nicht nur aus den erwähnten Hölzern, sondern auch noch aus einigen Lebensarten hervorgeht. So sagt das Landnöv von einem dummen Jungen: es wäre nicht leicht einen Herrgott aus ihm zu schnitzeln, und Luther redet im Sermon, die Kinder zur Schule zu halten, vom wohlgerathenen Kinde als einem feinen Hölzlein, daraus sich der liebe Gott ein feinen Herrn schnitzeln werde (Kochol 1. a. D. I, 361). Die nordischen Götterbilder stellten die Gottheit in Lebensgröße oder darüber dar. Dieselben waren geschmückt mit wirklichen Gewändern, Gold, Silber und Kleinoden und ihren Attributen, die nackten Theile waren bemalt. Sie müssen lebensvoll ausgesehen haben, da gläubige Augen Bewegungen der Glieder bemerken, wie solche die Legenden auch von menschlichen Gnadenbildern erzählen (f. Grimm, Myth. S. 103); und als einmal ein Kormager, Gunnar Helming, der vor dem Könige Olaf Trygvasonen gestanden war, die Stelle des Gottes Freyr einnahm, bemerkte es Niemand außer die Priesterin (jüngere Olafs saga Trygvasonar c. 173; Fornmannna sögur 2, 74. 75)).

7) Man vergleiche außer dem, was Meister Mann über die Bilder Frigg's, Woden's und Thor's im Tempel zu Upsala berichtet, noch Folgendes: In der jüngeren Olafs saga ens helga edd. *Munch und Unger* c. 99 (p. 108) wird dem Könige die Bildsäule Thor's zu Guntherp also beschrieben: „Er sagte, er (der Gott) sei nach Thor gebildet: und er hat den Hammer in der Hand und ist hohen Wuchses und hocht inwendig; unter ihm ist eine Verdrückung als ob es ein Muffstein (Häufel) sei, und darauf steht er, wenn er regnet ist. Er stellt ihm nicht Gold und Silber an seiner Person, wie die andern werden ihm täglich gebracht und dann schliefelich.“ Als nun einige Tage darauf der König zum Ding ging, „so sahen sie eine große Menge Bauern zum Ding fahren, die er trugen in ihrer Mitte ein großes menschliches Bildniß, ganz strahlend von Gold und Silber. Und als das die Bauern sahen, die am Dinge waren, da sprangen sie alle auf und neigten sich vor dem Schreusal (vi kristmal).“ Dann wurde dasselbe mitten auf die Dingstätte gestellt“ (c. 100). — Im Tempel zu Märi in Thronheim saß Thor, nach der Olafs saga Trygvasonar c. 76 (Helmskrings 1, 274) mit Gold und Silber geschmückt, auf einem Stuhle, wobei man sich vor vergoldeten alamanischen Bildern erinnere. [Häufiger legt Mannarbi, germanische Wäsen-Beschreibungen S. 290, den goldgeschmückten Stuhl (sest) gullstöl, welches selbst er merkwürdig (s. f. a.), den nach der letzten Stelle Königs Olaf in der Hand hat und mit dem er die Bildsäule des Gottes präsidiert, dem Gott selbst bei, und bringt damit das acceptum in Verbindung, welches nach Meister Mann Thor im Upsala-Tempel führte?]. Nach der (höflichsten) Ausgabe derselben Saga II, 24 saß Thor's Bild auf einem prächtigen Wagen mit zwei Rädern davor im Tempel zu Märi (wie Mannarbi n. a. D. S. 231 anführt; mit liegt diese Ausgabe nicht vor). Auch nach der Nials saga c. 89 saß Thor in dem Tempel Olaf Gulons und Gudbrands mit seinem Ghamer bemaltem in dem mit Wäsen bespannten Karren: auch diese Thiere sollen lebendig gehalten und zu

Außer den Tempelgötterbildern gab es auch Hausgötzen, die jedoch, wie das in dem heidnischen Grabe bei Konstant gefunden und die, welche Kochol 1. a. D. erwähnt, meist sehr klein gewesen zu sein scheinen, sobald man sie auch in der Tasche zu tragen pflegte, um sie jeden Augenblick anrufen zu können. Ein solches (Höllros-) Jahr geschnitztes Bildchen Thor's trug nach der jüngeren Olafs saga Trygvasonar c. 172 (Fornmann. sög. 2, 57—62) der Dichter Hallfred und ein silbernes des Freyr nach der Vatsudala saga c. 10 (p. 44) und der Landnámabók 3, 2 (Islandingsa sögur 1, 134) Angimund der Alte imbeutel. Auch die Götterbilder aus Teig oder Thon, die Eiseivapings kristinréttr L. 1, 24 verboten werden, können auch wol nur zum Hausgebrauch bestimmt gewesen sein. Wir sahen ferner schon oben Thor's Bild an der Hochstufsäule ausgehängt und finden dasselbe auch an dem Vorderpfeiler eines Heerschiffes (jüngere Olafs saga Trygvasonar c. 252 [Fornmannna sög. 2, 324]) und sogar auf der Rücklehne eines Stuhles (Föstradráda saga c. 9). Nicht unwahrscheinlich mag es sein, daß jene mehrfach erwähnten Schnitzwerke, womit die Tempel geschmückt waren, Ereignisse aus der Göttergeschichte darstellten, wie man an dem Stiefel eines Wohnhauses den Leichenbrand Baldr's, die Fahrt Thor's zu Hymer und seinen Kampf mit dem Midgards-wurm, sowie den Streit Heimdal's mit Loki, darstellte (f. Hian Wagnussön's Abhandlung zur Laxdæla saga S. 386—394), da Vanger a. a. D. II, 308—348 nachgewiesen hat, daß, wie die eddische Synnla das Ende der Welt verkündet, so, christlich gesagt, in dem Bildwerke des Portals der Jacobstische zu Regensburg die auf dem Löwen reitende Jungfrau bei dem Kampfe der Mächte der Finsterniß gegen die Gestirne und den Welterlöser erscheint).

größerer Wandernagel an die Natur mit Hellen bezogen gewesen sein. — Nach der angeführten Rezension der Droplaugarsaga sagt ergriff Frey in Werth's Opferstein Thor und seinen Nachbar, daß sie von der Hand, jod ihnen alle Kleider ab und verführ alle mit einem Widder nach dem andern, bis er sie alle ausgekleidet hatte, und warf sie Kleider auf einen Haufen auf dem Fußboden. — Die Fereyings saga a. a. D. führt also fort: „Das aber werden wir zum Zeichen haben.“ sprach Oden, „ob sie gewöhnt will, wenn sie (Thorgerb) den Ring losläßt, den sie an der Hand hat: und der Ring, Sigmund, wird dir Gluck bringen. Und nun sagst der Jart nach dem Ringe, nach es dünkte Sigmund, als ob sie die Hand strömte und dem Jart den Ring nicht grüßte. Er hat die Hand wusch sich zum zweiten Male vor ihr nieder und Sigmund bemerkte, daß der Jart weinte; nach hierauf hat er auf nach sag an dem Ringe, und da war er los, und der Jart gab Sigmund den Ring a. f. m.“ Beral, die jüngere Olafs saga Trygvasonar c. 90 (Fornmannna sög. 2, 108). — Gegenwärtig steht der 40 Ellen hohe Holzmänn (trümmar) zu sin, den nach der Ragnar's a. loðbrök. c. 24 die Leihrostföðne an dem Strande von Samsey errichteten und ihm zum Verberben der Reinde opferten.

8) J. Grimm bemerkt Myth. S. 1206: „Neulich sollen in Dänemark und Schweden Abbildungen Dins' gefunden worden sein, die man, wenn etwas seltsame Nachrichten gerüchert, den kann zu machen nicht (ange können wird. Ein Bauer zu Wermland auf Gerland schloß zwei goldene, mit Wäse gefüllte Urnen aus, oben am Dedel hat sich Din's Schnid mit beiden Händen auf den Schultern, den beiden Händen zu seinen Füßen in geizig

§. 4.

Die Heiligkeit der Tempel.

Die Wohnungen der Götter, sowie sie selbst und ihre Beschützer und feste Ständen unter einer hohen Heiligkeit und einem tiefen Frieden, deren Verletzung und Störung dem Heidenthume für das schwerste Verbrechen galt, welches, wie man glaubte, die Götter selbst ahndeten. Schon Tacitus berichtet Germania c. 39 von dem durch der Väter Weihe und altherkömmliche Schu gebilligten Haine der Eemnonen (silvum augurii patrum et prisca formidiosa sacra): „est et alia ludo reverentia. nemo nisi vinculo ligatus ingreditur, ut minor et potestatem numinis prae se ferens, si quis forte prolapsus est, attolli et insurgere hand leuiter: per humum evolvitur.“ An diesen Hain und die erwähnte Ehrfurchtsbeziehung erinnert, wie ich schon in meiner Deutschen Heldensage I, 248 bemerkt habe, der Flöterlund der Helgakvíða Hundingsbana II, 27, in dem dieser Name Jesselwald ausfällt. Und derselbe Tacitus berichtet ferner ebenfalls c. 40 von den jüdischen Wüstern, unter denen die Jerusale auf dem von dem Priester geleiteten Wogen ihren Umzug hält: „laeti tunc dies, festa loca, quaecunque adventu hospitioque dignatur, non bella ineunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata, donec idem sacerdos satiatus conversatione mortalium deam templo reddat.“ Die Heiligkeit dieser Götterwohnungen bezogte ferner das Asyl, welches die Kirchen und Klöster dem Verfolgten gewährten, indem dieses von den heiligen Hainen, Altären und Tempeln auf dieselbe überging. Dieses Asyl, welches der Tempel gewährte, hieß abd. fridhof, altf. frithof, mhd. vrone vrithof (Nib. 1795, 2) und noch wir nennen zum Beweise der alten Heiligkeit unsere Kirchhöfe wol Friedhöfe⁹. Man vergleiche auch noch den Bericht Alcuin's Vita s. Willibrordi c. 10 (Act. Bened. sec. 3; I, 609) über die Heiligkeitsthümer (sana) des Bischofs auf Helgoland: „qui locus a pagani in tanta veneratione habebatur, ut nil in ea vel animalium ibi pascentium, vel aliarum quarumlibet rerum gentium quicquam tangere audebat, nec etiam a fonte qui ibi ebulliebat aquam haurire uisi tacens praesumebat, . . . sed parvipendens stultum illos illius religionem, vel ferocissimii regis animum, qui violatores sacrorum illius atrocissima morte damnare solebat; tres homines in eo fonte . . . baptizavit. Sed et animalia in ea terra pascentia in cibaria suis mactare praecipit. Quod pagani intuentes arbitrabantur, eos vel in furorem verti, vel etiam veloci morte perire; quos cum nil

mali cernebant pati, stupore perterriti regi tamen Radhota quod viderant factum retulerunt.“ Sodann ist noch das zu erwägen, was Meister Adam (s. o.) über den heiligen Hain und Tempel zu Upsala berichtet. Die goldene Kette nämlich, welche nach ihm diesen Tempel umschlang, entspricht den heiligen Bändern (vebönd), welche man im Norden um die Holskäfte, womit die Gerichtshäute und der Kreis des Zweikampfes eingelegt wurden, zog, zumal da auch Gericht und Zweikampf Opfer begleiteten (Grimm, Rechtsalterthümer S. 810). Auch die Seidenfäden, womit in unserm Geldbunde die Rosengärten umgeben sind und deren Bruch mit der rechten Hand und dem linken Fuße gebüßt wurde, scheinen hierher zu gehören¹⁰.

Ausführlicher und bestimmter sind aber die nordischen Quellen. Von dem Tempel zu Valdrögg heißt es in der Fridsiofs saga c. 1: „Da war eine Friedensstätte (gridsaðr) und ein großer Tempel; . . . da wurde von den Heldenleuten so großer Eifer bewiesen, daß dort kein Schaden zugefügt werden sollte, weder Vieh noch Menschen; da sollten auch Männer mit Weibern keinen Umgang haben.“ Ferner berichtet die Landnámabók 4, 6 (Islandings sög. I, 195) von Thorhædd dem Alten, der Häupling und Tempelgöbe zu Märi in Thronheim war: „Er begehrte nach Island und brach vorher den Tempel ab, und nahm mit sich die Tempelsteine und die Säulen; und er kam in den Stöðvarfjörð, und legte die Heiligkeit von Märi (Mæra-helgi) auf den ganzen Meerbusen, und ließ da Nichts tödten, außer Gansvieh.“ Von der Stätte, in welcher nach der Eybyggja saga a. a. D. Thorolf Mostarslegg den aus Norwegen herübergebrachten Thortempel wiederaufbaute, berichtet dieselbe Saga a. 4 (S. 10. 12) ferner: „Thorolf nannte es Thornes zwischen dem Vigrafjörð und Hofsvoogr; auf dem Vorgebirge steht ein Berg, an den Berg hatte Thorolf so großen Glauben, daß Niemand ungewaschen dahin schauen sollte, und Nichts sollte man auf dem Berge tödten, weder Vieh noch Menschen, es sei denn, daß es selbst abginge. Den Berg nannte er Helgafell (Heiligenberg), und glaubte, daß er dahin fahren würde, wenn er sterbe, und alle seine Blutsfreunde auf dem Vorgebirge, wo Thor an das Land gekommen war. Auf der Spitze des Vorgebirges ließ er alle Gerichte halten, und setzte da ein Heradðing (Beirðing) ein; da war auch eine so große Heiligkeitsthätte (helgisæðr, die Landnám a. a. D. fridhelgi Friedensheiligkeit), daß er den Boden in seiner Weihe wollte beschauen lassen, feinstheils mit im Jorne versenktem Platte, auch sollte man da nicht gehen seine Reithens zu verrichten, und dazu hatte man eine Kippe, die Dritskær (Reithippe) hieß.“ Vergl. Landnámabók 2, 12 (a. a. D. 77).

bener Arbeit abgebildet (Kaufl. 1843. Nr. 13. S. 80^b). Beim Derse Grumminga auf Island wurden ebenfalls Goldmünzen entdeckt, deren eine Obli mit den Raben auf den Schultern dargestellt, die Reheite hat Runen“ (Kaufl. 1844. Nr. 13. S. 62^a).

9) Eigentlich: Freitög, denn dasselbe kommt von goth. freidjan, altf. fridön (parcere). Grimm, Myth. S. 75 und Rechtsalterthümer c. 886—892.

10) Wenn Simrod, Myth. S. 524, aus den in der Kirche zu Schwarzheide entdeckten Resten des 11. Jahrh., die einen seiltartigen Boden ausen am Tempel gezogen zeigen, auch bel uns jene nordische Stätte für die heilighen Tempel nachweisen sucht, so möchte das wol genügt sein, da dieses auf den Rechtsbrauch gehen kann, Kirchensüter mit dem Wodenfeste zu übergeben (Grimm, Rechtsalterthümer S. 184).

Dem Tempel selbst kam aber nach andern Nachrichten noch ein erhöhteres Maß von Heiligkeit zu als jenem weitem Umkreise. Wie es nach *Beda*, *Hist. eccl.* II, 13, den heidnischen Priestern der Angelsachsen nicht erlaubt war, Waffen zu tragen, so erfahren wir aus den nordischen Quellen, daß es überhaupt Niemandem gestattet war, mit Waffen in der Hand einen Tempel zu betreten. Als nach der jüngern Olafs saga *Tryggvasonar* c. 167 (Fornmannasögur 2, 44) Olaf in den Tempel zu Märi geht, vorgehend sich mit dem Gottesdienste bekannt machen zu wollen, da die Bauern seine Theilnahme an denselben fordereten, „waren alle, die hineingingen, waffenlos, der König hatte einen goldgeschmückten Stab“) in der Hand.“ In der *Vatnsdæls saga* c. 17 (S. 74) heißt es ausdrücklich: „Ingimund wandte sich zu ihm und sprach: es ist nicht Sitte, Waffen in den Tempel mitzubringen, und du wirst den Zorn der Götter erlangen, wenn nicht Bufen erlegt werden;“ und sodann in der *Egils saga Skallagratssonar* c. 49 (S. 259): „Die Leute da innen waren aber alle waffenlos; denn da war Tempelheiligkeit (hofsælgelgi).“ Der Festfriede aber bei dem Umzuge der *Veritas* erhält dadurch seine Bestätigung, daß in der *Svarfðala saga* c. 7 (*Islandings sögur* 2, 132) der *Vikingur* *Moldi*, nachdem er einen Gegner zum Zweikampf gefordert und dieser sich bereit erklärt hat, sofort sich zu schlagen, mit Bezug auf das eben geforderte Aufseht spricht: „nicht will ich die Götterheiligkeit (godsælgelgi) verletzen;“ und es in der *Holmverja saga* c. 7 (*Islandings sögur* [B] 2, 15) heißt: „Und an dem Tage, in welchem *hofsælgelgi* gehalten wurde zu *Deisadrönn*, denn *Grimfisk* war ein gewaltiger Dämon u. s. w.“ in welcher Stelle, wie *Maurer* bemerkt, der Ausdruck nur auf die Zeit, nicht auf den Ort gehen kann. Wer diesen höhern Frieden durch eine Gewaltthat, namentlich Mord, verletzete, der hieß *vargr* 1 *væm*, Wolf im Heiligtume, und wurde durch die That selbst friedlos. Als *Fridhiof* mit *Ingibjörg* in *Valdröðag* sich ergötzen will, mahnt ihn *Biörn* an des Gottes Zorn; dasselbe thut *Ingibjörg* selbst und ihre Brüder rächen an ihm die Schmach (*Frisþjóssaga* c. 5 (a. a. D. S. 70. 71); als aber bei der *Egils saga* a. a. D. *Eyvindr* im Tempel einen Todtschlag begangen hatte, war er Wolf im Heiligtume geworden und er mußte sich fortmachen. Ebenso *Bali* der *Starke*, ein Gefolgsmann des Königs *Harald Hargr* (*Landnámabók* 2, 6, a. a. D. S. 62) u. dgl. m. Andererseits aber erlaubte die Heiligkeit des geweihten Ortes auch nicht, daß schuldbeladene Leute an denselben sich aufhielten, wie man aus der *Vagnlams saga* c. 19 (*Islandings sög.* 2, 371) erfährt, wo es von *Vagnfus* heißt: „Er konnte aber nicht dahinten sein wegen der Heiligkeit des Ortes: . . . darum aber sollten gedächte Leute nicht da sein, weil Freyr es nicht duldet, welcher den

Tempel besaß, der da war.“ Die Verletzung vollends der Tempel selbst oder der in ihnen aufgestellten Götterbilder galt als ein heiligschändendes, todeswürdiges Verbrechen; man nahm an, daß die Götter selbst solche Unthaten schwer rächen würden und verfolgte folglich die Uebeltäter. So erzählt die *Njala saga* c. 89 (S. 131. 132), wie *Harpr* den dem Gubbrand und *Jarl* *Halen* gemeinsamen Tempel anzündete, die Götterbilder aber ihres Schmuckes beraubte und beraubwarf. Gubbrand meinte, als er die Verwüstung fand: „Große Macht ist unsern Göttern gegeben, daß sie selbst aus dem Feuer gegangen sind,“ der *Jarl* aber entgegnete: „Nicht werden die Götter des waltten; ein Mann wird den Tempel verbrannt und die Götter herausgetragen haben, und die Götter rächen nicht Alles seglich; der Mann, der das gethan hat, wird weggelagt werden aus *Wakalla*, und nie dahin kommen“ und läßt zugleich die eifrige Verfolgung des Uebeltäters eintreten. In der *Kjalnesinga saga* c. 5. 11. 12 (a. a. D. S. 413. 430—432) wird uns erzählt, wie *Bul* in *Island* einen Tempel verbrannte. Der Gode *Þorgir* bezeichnet diese That als ein heilspielloses Verbrechen (*óðamaverk*) und sie gilt ihm für schlimmer als die gleichzeitig erfolgte Tödtung seines eigenen Sohnes; Göda, des *Bul* Pflegemutter, muß selbst zugehen, daß sie ein todeswürdiges Verbrechen (*óðamaverk*) sei; König *Harald* Hargrät bezeichnet dieselbe als eine Schandthat (*óðingaverk*) und spricht zu dem Thäter: „Darum, *Bul*, daß du die Schandthat begingst, daß du unsere Götter im Hause verbranntest, die alle Menschen zu ehren dient, dafür hätte ich dich tödten lassen, wenn du dich nicht in meine Gewalt begeben hättest.“

K. Maurer, Beschreibung des norwegischen Stammes zum Christenthum, dem wir hier größtentheils folgen, bemerkt hierzu II, 207—209: „In diesem Frieden nun, der den Göttern, ihren Wohnungen und Beschäftigungen, den ihnen geweihten Fests zu kommt, läßt sich kaum ein idealerer Grundzug verkennen. Nicht nur sie selbst und das Jünger sollen vor jedem unehrenblichen Angriffe bewahrt sein, sondern ihre Nähe gewährt überdies auch Menschen und Thieren Schutz und Frieden und schließt jede Annäherung von Unrathem oder Sündhaftem aus. Inbessien hindert selbst solche Anschauungen nicht ohne Gegenbild in irdischen Verhältnissen. Wie der Gott und seine Wohnung, so geniesst auch der freie Mann und dessen Haus seines besondern Friedens und im erhöhten Maße kommt ein solcher den Häuptlingen des Volkes, den Königen jnnal und dem Könighofe, zu; mannhelgi, Mannsheiligkeit, ist die Bezeichnung der vom Rechte gewährtesten Unverletzlichkeit der Person, und nur der Verbrecher wird durch seine That oðeillagr, unheilig; der Friede des Hausherrn kommt auch allen seinen Untergebenen zu, die darum seine grósmenn, Friedensleute, heißen mögen, und der Königfriede wird bereitet in einem Eddaliede in einer Weise beschrieben, der ihn dem Gottesfrieden an die Seite stellt“). Den Göttern kommt

11) selbst ist wieder, wie man bisher angenommen hat, ein langer Messer, noch eine Hellebarde, und überhaupt seine Waffe, sondern, wie die entsprechenden angelsächsischen und englischen Wörter zeigen, ein langer Stab, also hier der goldgeschmückte Königsstab. 12) Hier steht für 1 *væm* die *Var.* 1 *holgríðum*.

13) *Grottaesöngur* 6: „Da sollte Niemand dem Andern schaden, noch Verbrechern streben, noch den Tod bereiten, noch jähzornig sein

also von hier aus betrachtet als potenzierten Menschen nur im höchsten Maße der Friede zu, dessen im geringsten Maße auch der Menschenmann sich erfreut, er nimmt aber freilich ihnen gegenüber eine vorzugsweise reine und heilige Gestalt an; ihre Oberherrlichkeit über die gesammte Welt hat dabei zugleich die Folge, daß, wie der Volksfriede schon ziemlich früh als ein Königsfriede gedacht werden kann, so auch aller Friede von Anfang an ein religiöses Element in sich trägt und in gewissem Sinne als ein Friede der Götter und Menschen aufgefaßt werden kann."

§. 5.

Die Verbindung der Tempel mit den Gerichtsstellen.

Bei dem gesammten germanischen Volke sehen wir, soweit unsere Quellen reichen, die Religionsverfassung mit der politischen aufs Innigste verbunden und zu einem untrennbaren Ganzen verschmolzen. Am stärksten und bestimmtesten tritt auch dieses in den reichen isländischen Quellen zu Tage. Anfangs mochte hier wol ein Jeder nach Willkür, oder wie die ausgenorrenen Hochstufäulen ihn leiteten, sein Heimwesen gründen und seinen Tempel, dessen heiligste Theile er aus der Heimat mitgebracht, errichten. Sobald aber ein isländischer Gesamtstaat und eine geordnete Bezirksverfassung begründet war, sehen wir dieselbe in Verbindung mit der Tempelverfassung und die politischen Gemeinden mit den Tempelgemeinden zusammenfallen. Der Gesamtstaat zerfiel nämlich in vier Viertel (flórangar), jedes Viertel in drei Dingbezirke (þingsoekn), jeder Dingbezirk in drei Bezirksvorseher-schaften (gozard) ¹⁾, mit Ausnahme des vierten Viertels, welches aus lokalen Gründen in vier Dingbezirke und vier Gaborde zerfiel. Ein jedes Gaborde bildete zugleich eine Tempelgemeinde und wie je eines der drei Gaborde in dem gemeinsamen Dingbezirk, je eines der neun Gaborde in dem gemeinsamen Landesviertel das oberste und ein bestimmtes Gaborde das oberste im Gesamtstaate war, so war ein bestimmter Tempel der Haupttempel (höfusthof) im Dingbezirk, im Landesviertel und im Gesamtstaate ²⁾. Dasselbe Verhältniß läßt sich

zwar für Norwegen und Schweden aus den vorhandenen Nachrichten nur schließen, wird aber durch die ältere Kirchenvorstellung beider Länder, welche dieselbe Uebereinstimmung der geistlichen und weltlichen Sprengel zeigt, bestätigt ³⁾. Auch in Teutland sehen wir, wie die neuern, freilich noch nicht abgeschlossenen Forschungen gezeigt haben, daß meist eine Hundertschaft in drei Marken und eine Mark in drei Gemeinden sich theilte, sowie daß die kirchlichen und politischen Gemeinden zusammenfielen und daß die Kirche der alten Markstätte die Hauptkirche der Mark und der ganzen Hundertschaft als Sitz eines Erzbischofs war.

Diese Verbindung der Religions- und Staatsverfassung hat ihren Grund darin, daß bei den Germanen die Familie der Keim des Staates war. Wie das Haupt der Familie die weltliche Gewalt und die religiösen Functionen in seiner Hand vereinigte und ausübte, so vereinigte der Häuptling des Staates beide Gewalten. Daber gab es auch bei den Germanen keinen besondern Priesterstand ⁴⁾, sondern wie das Haupt der Familie zugleich der Priester derselben war, so war der Häuptling des Staates zugleich dessen oberster Priester, die politischen Gemeinden und Tempelgemeinden fielen daher zusammen und der gemeinsame Tempel war zugleich der Mittelpunkt des religiösen, sowie des socialen und rechtlichen Lebens des Volkes.

So lag es in Island dem gozi (pontifex) oder holgozi (sanctantistes) und Häuptlinge des gozord

Ein solcher Haupttempel war auch der Tanianatempel für die war-schen Wälder, wie der zu Upsala für die schwedischen.

16) Siehe Munk-og-Lausfen, Die nordgermanischen Völker S. 126 fg. Maurer a. a. D. II, 213—217. Für die Insel Gotland wird dieselbe, wie Maurer (S. 215) nachweist, sogar bereits der heidnischen Zeit vindicirt. In der Gotlands L. Hist. I heißt es nämlich: „Vor der Zeit und lange nachher glaubten die Leute an Haine und Hügel, Tempel und eingetragte Plätze und an heidnische Höden; sie opferten ihre Söhne und Lehrer und Vieh mit Speise und Trank, das ihnen die Natur hergab. Das gesammte Land hatte seinen Opfer mit Feuer; außerdem gab es sechs Triten eins für sich. Die feineren Dinge aber hatten feinere Opfer mit Vieh, Speise und Trank, welche Zugewandten (sujazantur) brachten, weil sie alle zusammen steten.“ Den Zusammenhang der christlichen Kirchen mit der heidnischen Tempelverfassung in Norwegen weist Maurer insbesondere II, 446—448 nach. 17) Das Verbandsseil bestimmt Priester und Priesterinnen neben dem Högden im Norden, sowie in Teutland neben den Graugrafen, Graugrafen, Jürken und Königen, ist nicht zu leugnen. Schon Strabon spricht von weißagenden Priesterinnen der Cimbren, nennt einen dattischen Priester mit Namen. Tacitus redet wiederholt davon, bei den Gothen und Burgunden wie bei den Angeln, Beda nennt einen Dreipriester der Angeln, Quodvultus läßt die Aberrung in unglückigen Jahren mit ihren Priestern und Priesterinnen über die Dornen legen, die christlichen Priester, welche in heidnischen Ordensorden paradiesisch, waren ohne Zweifel vorher heidnische Priester. Priester Adam spricht von Priestern der einzelnen Götter und in den nordischen Sagen begegnen vielfach Priester und Priesterinnen mit ihren Namen. Allein dieselben sind nicht als ein besonderer Stand zu betrachten, sondern sind entweder die Vertreter der Gemeinden (und dieses ist das Wahrscheinlichste), oder der feudalen Personen, welche sich dem Dienste der Götter aus Verdruss oder in Heile eines Erbthums gewidmet hatten, und zwar aus allen Ständen; in Teutland bildeten sie aber, wie ich im Correspondenzblatt a. a. D. nachgewiesen, die dritte Eile des Volkes.

scharfem Schwerte, wenn er auch gebunden wurde des Bruders Rörter.“ Vergl. übrigens bezüglich der nordischen Arten des höchsten Friedens die Muscanderseungen in Wilsa's Staatsrecht S. 243—264.

18) Dieser Theilung liegt das sich so vielfach bei den Germanen wiederholende Princip zu Grunde, daß die Monat zur Trias und jeder Monat der letztern zu einer neuen Trias sich entfaltet, oder deutlicher also:

So schreitet der Monethismus zum Trithismus und dieser zum Dodekathismus fort, wobei die beiden letzten vereint erscheinen, der erstere aber noch dunkel als die höhere Einheit durchdringt. Vergl. meine Muscanderseung der deutschen Hundertschaft in dem Correspondenzblatt des Germanenvereins der deutschen Geschichte und Alterthumsvereine vom Jahr 1856. S. 20, 21. Näheres soll an einem andern Orte angedeutet werden. 19) Siehe Landnámabók 4 (a. a. D. S. 200) und Maurer a. a. D. II, 210.

(sacerdotium), sowie dem norwegischen und schwedischen Häuptling (herair, fylkir, jarl, konung) ob, sowohl des Tempels zu pflegen (at varðveita höfuð), den Tempel zu erhalten (at halda upp höfina), dem Tempel und Opfer vorzusehen (at ræða fyrir höf, blötum), als auch das Ding zu heiligen (at helga þing), die Gerichte zu besetzen und die Verhandlungen zu leiten (at nefna dōma á þingum ok styra sakkerli), sowie das Land zu wehren (at veria land) u. dgl. m. Ueberzeugend ist ferner, was Enorri Yngluga saga c. 2 und 8 (Heimskringla I, 6. 13) von Högard und dem Sigatunatempel berichtet: „Der Häuptling der Burg (Högard) war Dvin, dort war eine große Opferstätte. Döselbst war es Sitte, daß zwölf Tempelpriester die obersten waren: sie sollten wachen über Opfer und Rechtssprüche unter den Menschen. Sie wurden Götter (djar) oder Herren (drottinn) genannt, und alles Volk sollte ihnen Dienst und Anbetung erweisen.“ Diefes betrifft nun freilich mythische Gegenstände, allein wenn derselbe, nachdem er c. 5 berichtet hat, daß Dvin nach Svithlod gekommen, sich in Eigentum niedergelassen und dort einen großen Tempel und ein großes Opfer nach Sitte der Aien errichtet habe, weiter sagt: „In ganz Schweden zahlten die Leute dem Dvin einen Schatzpennig für jede Rase; er aber sollte ihr Land von Untrieben schügen und ihnen für gutes Jahr (til árs) opfern“ (c. 8), so läßt sich nicht bezweifeln, daß die Sage das, was in Eigentum geschah, auf den Högardtempel bezog und daß bei erstern wirklich priesterliche und weltliche Gewalt in der Hand des Königs vereinigt war. Diese Vereinigung bezeugt auch ferner noch die Verbindung der Dingstätte mit den Bezirkstempeln. Als Thorolf Kottarslegg seinen Tempel errichtet hatte, setzte er zugleich ein Bezirkding ein und zwar innerhalb der heiligen Gemarkung (Eyrbyggja s. c. 4 [f. o. Note 6] vergl. c. 10 [S. 26]). Ebenso wurde zu Kjalarnes das Ding ganz in die Nähe des Tempels gesetzt (Kjalnestsaga s. c. 2 [f. o. Note 6]). Diefelbe Erscheinung wiederholt sich vielfach in Teutschland, z. B. die Malsäule von Waden, das capitulium Chatortum des Tacitus, lag ganz in der Nähe von Gudensberg (Wobansberg), Reidsberg, die Hauptmalsäule im Oberlahngau, am Fuße des Donnerberges und unweit der Gelshurg u. dgl. m. Dazu kommt, daß im Norden der Hofgode bei jeder Dingversammlung den heiligen Tempelring an der Hand tragen muß (f. o. S. 385) und daß darauf alle Eide abgelegt werden müssen, von welchem Ringe Moerle in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie I, 396 auch in Teutschland eine Spur nachgewiesen hat. Ferner wurden die Gottesurtheile in Tempeln vorgenommen und eine Reihe von öffentlichen Handlungen waren mit Opfern verknüpft (f. Maurer a. a. D. II, 218 fg.).

§. 6.

Die Detatien und Erhaltung des Tempel.

Der gemeinsame öffentliche Tempel war gleich bei seiner Gründung in entsprechender Weise mit einem gewissen Grundeigentume dotirt, auf welches sich die

Heiligkeit des Tempels miterstreckte und von dessen Ertrage der Häuptling verpflichtet war, den Tempel im gehörigen Stande zu halten, die heiligen Thiere zu versorgen und das zum Opfer Nothwendige zu beschaffen. So heißt es Landnámabók 4, 2 (a. a. D. S. 186): „Eine Wiese (teigr) lag noch ungenommen zwischen dem Tempelgute Thorstein's Thorfi und Hafon's, sie legten sie zu dem Tempel, und sie hieß nun Tempelwiese (hofs-teigr);“ ferner 5, 2 (S. 217 fg.): „Abbiörn heiligte das von ihm in Besitz genommene Land dem Thor, und nannte es Hörsdömr;“ und 5, 3 (S. 221): „Der Gode Þorund baute sich westlich von Hlot ein, wo es nun Svörtingshödur heißt; er errichtete da einen großen Tempel. Ein Landstüd lag noch ungenommen östlich von Hlot zwischen Krossa und Jöðufesta; das Land umfuhr Þorund mit Feuer und legte es zum Tempel.“ So dann heißt es in der Yngluga saga c. 12: „Hervr erbaute zu Uppsalir einen großen Tempel, und versetzte dahin seine Hauptstadt; er legte dazu alle seine Abgaben (skyllidir), Land und fahrende Habe; da begann der Uppsala-audr (Uppsalareichthum), und das hat sich seitdem erhalten.“ In der christlichen Zeit bildet dieses alte Uppsala-audr das Krongut der Schwedenkönige. In Teutschland findet sich dafür keine ausdrückliche bestätigende Kunde, aber wo die Jahrbücher und Urkunden schweigen, da redet oft ein einziger Name, eine Sage oder ein erhaltener Gebrauch. Es versteht sich nämlich von selbst, daß auf den Tempelgöttern auch alle Arten von Hergängen sich fanden und daher sind wir berechtigt, folgende Eigenamen dahin zu deuten und daraus auf dieselben Verhältnisse, wie sie die nordischen Quellen berichten, zu schließen. So ist der Name Eleotæus, Eleotæo nach Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 537, gleich Alahde, Högir des heiligen Tempelbezirks, ferner Cotadeo, Cotadeo, Kotascall, Cotascalc, Gotman, Wilmann Bezeichnung desselben Hergangs, Wihdri ein Diener des Heiligtums (wahrscheinlich ein Sklave, welche nach Tacitus Germania c. 40 Tempeldienst verrichteten); Isandæo, Isuwartha, Isuaur, Isanman vgl. Eilemann, ein Diener des Jfo, der Jsa, und Alhmann, Wilmund ein im Schutze des Heiligtums Stehender (f. Mannhardt in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie III, 142—147). Ohne Zweifel bezeichnen die Benennungen hellige holt, Heiligenloh, Heiligenforst, sacrum nemus, sacra silva u. f. w., welche Grimm, Myth. S. 65, ausführt, sowie unsere Flurenennungen „heilige Wiese“, „Donhof“ (Dannhof), „heiliger Berg“ u. dgl. m. zu dem Tempel gehörige Wälder, Grundstücke und Berge. Da den Göttern, insbesondere den Götinnen, auch Blumen geopfert und ihre Bildsäulen und Opferthiere damit geschmückt wurden, so leidet es keinen Zweifel, daß der Maiblumenstrauß, welchen Grundstücke einziner heisscher Ortschaften jährlich lassen mußten (Grimm, Myth. S. 52 und Konter, Heilige Sagen S. 259), ursprünglich ein Zins war, der von dem zum heidnischen Tempel gehörenden Grundstücke an diesen geleistet werden mußte. Ebenso unzweifelhaft ist es ferner, daß der je siedente Heizhaufen, den

die niederkleiner Waldungen in Hessen bis auf diesen Tag nach Lynker a. a. D. S. 140 an die Gemeinde Wichdorf abgeben müssen, ursprünglich ein gleicher Zins war, der zum Zweck der Dyrseife aus das heidnische Heiligtum zu Wichdorf aus den dazu gehörigen Waldungen geliefert wurde; denn der Name Wichdorf (der urföndlich gegen das Jahr 950 Uthdorpf lautet, s. Kandau, Beschreibung des Hessengaus S. 60) heisst sicher nichts Anderes als Dorf des Heiligtums, Tempels und dasselbe erscheint auch später als die Mutterkirche von Widenstein. Wöllig gestrichelt scheint diese Auslegung durch das nahegelegene Ermetfeld, urföndlich im J. 1334 Ermentens (Kandau a. a. D. S. 61), vergl. Grimm, Myth. S. 529.

Zu den Abgaben und Erträgen des Tempelgüters kam noch ein besonderer Tempelzoll (hofkollr), welcher von allen Dingleuten eines Hofsordes oder eines Herads an den Goben oder Herrn x. zu denselben Zwecken geleistet wurde. So ist das „Hafengeld“ von welchem die im vorigen Paragraphen angeführte Stelle der Ynglinga saga redet, offenbar ein an den Tempelgoben des Sigtunatempels zu leistender Tempelzoll, von dem auch bei andern Orten die isländischen Quellen folgendes Nähere berichten. Die Eyrbyggja saga c. 4 (S. 10) erzählt von dem Tempel des Thorsolf Mostrarslegg: „Zu dem Tempel sollten alle Leute Zoll geben, und dem Håupstingi zu allen Jahren versprochen sein, wie jetzt die Dingleute den Håupsting. Aber der Gobe sollte den Tempel aus seinen eigenen Mitteln erhalten, sobald er nicht zerfiel, und die Opfermale darin halten.“ Als später Thorsolf's Sohn Thorstein Thorsfadrir mit Thorgrim Kallafson in Streit geräth, und Thorbe Öllrir denselben bellegen soll, heisst es c. 10 (S. 24): „Da entschied er, daß Thorgrim Kallafson den Tempel zur Hälfte aufrecht halten sollte, und den halben Tempelzoll haben, und so auch die Dingleute zur Hälfte.“ Die Egla saga Skallagrímssonar c. 87 (S. 754): „Öðdr war da Håupsting im Borgarförð südlich der Hvita; er war hofgosi und regierte einen Tempel, zu dem alle Leute südlich der Starðeide Tempelzoll bezahlten.“ Von dem Tempel des Goben Thorgrim heisst es Kjalnesinga saga c. 2 (a. a. D. S. 402—404): „da sollten alle Leute Tempelzoll dazu bezahlen,“ und wieder: „und das Vieh, welches dazu (zum Opfer) gegeben wurde, sollte man zur Fästung der Leute anwenden, wenn Opfermale gehalten wurden.“ In Bezug auf die Befestigung, durch welche die Bezirksverfassung Islands geordnet wurde, sagt die Landnámabók 4, 7 (a. a. D. S. 200): „Jedermann sollte Zoll zum Tempel geben, wie nun zur Kirche zehnt.“ Vergl. noch Thórvalds pátr vísförla c. 5 (Haugrúvaka der Arna-Magnúsanföden Ausgabe S. 300) und Kristni saga c. 2.

Nach diesen Zeugnissen wird also der Tempelzoll an den Tempelgoben entrichtet. In der Vápnfrókingsa saga S. 10 begegnet aber auch ein Beispiel, wo dem Tempel eine Priesterin vorstand und der Zoll an diese entrichtet wurde. „Ein Weib hieß Steinörv; sie war Tempel-

priesterin (hofgyðia) und pflegte des Haupttempels. Da hin mußten alle Bauern Tempelzoll bezahlen.“

Denn Meiser Adam IV, 27 (Perp LX, 380) berichtet: „Solet quoque post novem annos communis omnium Sueconiae provinciarum Sueconiae sollempnitatis in Ubsola celebrari. Ad quam videlicet sollempnitatem nulli praestatur immunitas. Reges et populi, omnes et singuli sua dona transmittunt ad Ubsolan, et quod omni poena crudelius est, illi qui jam induerunt christianitatem ab illis se redimunt ceremoniis,“ so find diese dona wol gånzlich verschieden von den an den Sigtunatempel zu leistenden Abgaben, indem sich hier die gesammten schwedischen Lænde zu einem nur alle neun Jahre sich wiederholenden Gesammteffte verringigten; dennoch bezeugen dieselben aufs Neue die Abgaben an den Tempel behufs der Dyrseife, wenn sie auch als dona bezeichnet werden.

Außer diesen pflichtmäßigen Abgaben finden sich noch freiwillige, welche der Einzelse auf besondere Veranlassung den Göttern darbrachte oder darzubringen gelobte. Dahin mag wol vor Allem die im Norden bezugte Sitte gehören, den Göttern Kinder zu geben und zu weihen; ob es sich jedoch mit dieser Sitte ebensol verhält, wie in der christlichen Zeit mit dem pueris Deo oblatas, welche man, zu Wönden bestimmt, als ein Gott dargebrachtes Opfer dem Kloster übergab, sobald also jene Kinder als ausschließliche dem Dienste der Götter und folglich auch ihrem Tempel geweiht zu betrachten wären, oder ob sie dadurch diesen oder jenen Gott als ihren Patron ansehen sollten, läßt sich aus den und darüber erhaltenen Nachrichten nicht mehr ermitteln. So wurde nach der Halls saga c. 1 (Fornaldar sögur 2, 26) König Blar noch ungehoben von seiner Mutter, einem Gelübde zufolge, dem Öðin gegeben, d. h. geweiht. In der Eyrbyggja saga c. 7, p. 16 wird von Kolfr, dem Håupstingi der Insel Mosfr, von dem dieselbe Saga c. 3 (p. 6) berichtet, daß er ein großer Freund Thors war und darum Thorsfr genannt wurde, erzählt: „Thorsfr und Unnr hatten einen Sohn, welcher Stein hieß; diesen Knaben gab Thorsfr dem Thor, seinem Freunde, und nannte ihn Thorsfr;“ und als diesem Thorsfr später ein Sohn Ramens Ölmir geboren wird, berichtet sie (c. 11, p. 26) von demselben: „Diesen Knaben schenkte Thorsfr dem Thor und sprach, er sollte Tempelhåupsting (hofgosi) werden, und nannte ihn Thorgrim.“ Ögmundr Kinnifö, der zauberkräftigste der Männer, konnte von seinen kinderlosen Aeltern nur unter der Bedingung gezeugt werden, daß er Zeitens dem Thor und Öðin diene (jüngere Ólafs saga Tryggvasonar c. 204 (Fornmannas sögur 2, 168). Fundinn Noregr c. 2 (Fornaldar sögur 2, 6) berichtet: „Den Brand sandten sie dem Raumr, seinem Vater; er aber gab ihn den Göttern und er wurde Gud-Brand genannt“ u. dgl. m. — Außerdem schenkte man den Göttern aber auch Thiere. Grafssell Freysgöbi schenkte dem Freyr, seinem Freunde, alle seine besten Schåpe zur Hälfte mit sich selber und dazu seinen Hengst Freysfri zur Hälfte (Hrafnskels saga Freysgo* p. 4 u. Ö), Thorsell Hafi

schänkte demselben Gott einen Lachs (Vigaglams saga c. 9), Thorgrill Drabekinssofi dem Thor ein Kalb, welches der Gott später, als Thorgrill zum Christenthum übergetreten ist, von ihm zurückerfordert (Flóamanna saga c. 21); ferner Silber, wie Jarl Hålen der Thorgerdr Hördabruðr in der Færeyinga saga c. 23 (i. o. Rote 6); in der jüngern Olafs saga Tryggvasonar c. 173 ist ebenfalls von Gold und Silber, Kleinoden und schönen Kleidern die Rede; dieselbe Olafs saga c. 154 läßt heidnische Isländer, als sie vor Olafs Verheirathungseier aus Norwegen nach Island zu entziehen suchten, den Göttern Gold und drei Eimer Bier (d. h. ein Trinkelag zu Ehren der Götter) für guten Wind geloben; endlich berichtet die Islendingabók c. 2 (Islendinga sögur 1, 6) von Grimur Gissflor: „und ihm gab Jedermann hier zu Lande einen Pfennig dafür (für Olafs Durchmusterung); er gab aber darauf dieses Gut zu dem Tempel.“

Diese Sitte, den Göttern Gold, Silber, Kleinode und Geld darzubringen, mahnt an den Tempelschatz, welchen Kutter in dem friesischen Tempel (i. o. S. 382) und an den Gold- und Silberschatz, den Karl der Große nach den Annal. lauriss. (Ferg I, 150) in der Erzbischofsstadt, sowie an die kleinen silbernen Schiffe, welche man noch heute in holsteinischen Kirchen sieht und die Reisende in Sturmesnöthen bei glücklicher Heimsfahrt gelobt hatten; und an die silbernen Pfäde, welche in die Kirchen geliefert, im spätern Mittelalter sogar als Abgaben gefordert wurden (Grimm, Myth. S. 243). Von solchen Weihgeschenken und dem in dem Tempel niedergelegten Ueberflusse der Einkünfte, oder von den Schätzen, welche man in den Kriegsjahren darin barg (vergl. Caesar. De bello gall. VI, 17), hängen wahrscheinlich unsere so häufig wiederkehrenden Volkssagen von versunkenen Schätzen und vergrabenen goldenen oder silbernen Thieren, mögen nun die Orte, wohin sie die Sage versetzt, einst wirkliche heidnische Tempel oder nur eingehegte Opferstätten gewesen sein.

Wie sich aus den bestimmten Angaben der nordischen Sagen ergibt, gehörte der Haupttempel dem einzelnen Götzen ganz ebenso, wie der Privattempel seinem Privatgötzen; aber alle an ihn entrichteten Abgaben und Beiträge der Tempelgüter, sowie der Tempelzölle und die Weihgeschenke hatten keine andere Bestimmung, als zur Unterhaltung der Tempel und zur Freistellung der Opfer zu dienen. Dagegen die Bedürfnisse des Opferrathes selbst, soweit dieses nicht in dem Fleische der geopfertem Thiere bestand, mußte sich jeder Theilnehmer mitbringen, wie die oben angeführte Håkonar saga göða c. 16 ausdrücklich als alte Sitte angibt und es als etwas ganz Außerordentliches rühmt, daß Jarl Sigurd einmal alle Theilnehmer bewirthete: „Jarl Sigurd“ sagt dieselbe nämlich a. a. D., „war der freigebigste der Männer, er that da das Werk, welches sehr gerühmt war, daß er ein großes Opfermahl zu Håvir hielt und allein alle Kosten trug. Dessen gedenkst Kormak, Egmund's Sohn, im Sigurðsliede (Sigurðardrápa): Niemand braucht Speise, noch Schüssel dahin mit sich zu bringen, noch Gut dem Erbenden zu geben, dem Nachkommen des

Thiaffi, welchen die Götter betrogen. Wer wird wagen zu betheiligen den Vorheer der Rauern des Helligthums; denn der Herr des Sumpffeuers (Goldes) bewirbt: Kleinode entrißt der Füß.“

Neben den öffentlichen Tempeln gab es, wie aus dem Obigen sich ergibt, auch Privattempel, die natürlich von dem Besizer selbst erhalten werden mußten; wir werden derselben im Norden jedoch nur für Norwegen und Island verzeichnen, wo sie zahlreich vorkommen; in Teutschland fehlt aber jede Spur von ihnen.

II.

Der Cultus.

Die Verehrung, welche man den Gottheiten in dem ihnen geweihten Tempel darbrachte, bestand in Gebeten und Opfern, woran sich dann noch die Opferschmuck und Umzüge der Götter anschließen“).

§. 7.

Das Gebet.

Das Gebet wird theils für sich allein, theils in Verbindung mit Opfern, Gebüden, Weissagungen oder sonstigen feierlichen Handlungen angewendet. Die Grundbedeutung des gotischen Zeimvorts bidjan, alt. bidja, abd. bēton, petōn, mhd. bēten, ist nach J. Grimm's scharfsinniger Vermuthung, die derselbe Grammatik II, 25, Mythologie S. 27 fg. u. 1200 ausgeprochen: zu Boden liegen als ein Flehender, indem man sich vor den Götterbildern vollends niederwarf und liegend zu ihnen betete, welches, wie die bei dem Gebete sonst vorkommenden Gebärden des Händefaltens, der gen Himmel ausgestreckten Hände, des Reizens des Leibes, des Knien und Niedersinkens zu den Füßen der angebeteten Gottheit, des entblößten, geringsten Hauptes, aus der sinnbildlichen Vorstellung des Alters thums erwachsen sind, wornach der stehende Mensch dem mächtigen Gott, seinem Sieger, sich als wehrloses Opfer demüthig und erschrocken darbot und unterwirft. Im Ahd. und Ahsächsl., sowie noch Ahd. dialektisch hieß es „sich beten“, als wäre sich bieten, sich opfern gemeint, wie das mit bidjan zusammenhängende got. badi, abd. betti, peti, petti, mhd. bette, Bett (lectisternium), zugleich Altar bedeutet, ähnlich dem got. ligrs (Lager) = Bett, was durch das derselben Wurzel entprossene ags. bēndo, Niederlage im Kampfe, abd. patu (nur in Personennamen erhalten), got. badv (?), bestätigt wird. Wenn sein Bildnis da war, an welches das Gebet gerichtet werden konnte, so hielt man die Hände beim Beten vor die Augen, vom Glanze der Gottheit gewissermaßen geblendet (Nials saga c. 89. p. 132), oder man wendete den Blick gen Himmel, sie dort aufzusuchen, aber auch

18) Es ist jedoch hier fast unvermeidlich, über das Gebet des Tempelcultus hinauszufragen, da bei der Unbestimmtheit der Quellen sich keine so engen Grenzen ziehen lassen. Mancher Wetrauch, von dem es sicher ist, daß er nicht zu dem Tempelcultus gehört, wird aber auch aufgenommen, um Licht auf denselben zu werfen.

des geschah liegend (Horslunds 'saga karlsbefnis c. 7. p. 142); das precari deos, *coelumque suspicere* bezeugt schon Tacitus Germ. c. 10. Von der Entlohnung des Hauptes machten vielleicht die Priester, wenigstens die gotthischen, eine Ausnahme, deren Name pileati Jörnand's daher erklärt, quia operis capitisque tiaris litabant, während das übrige Volk und edelst stand. Die Betenden richteten sich gen Norden, weil das Alterthum die Wohnung der Götter im Norden dachte, während sie selber gen Süden schauten; daher nachher die gen Osten schauenden Christen einen nördlichen Eig des Teufels annahmen und die Neubefehrten bei seiner Abschwörung mit gerungelter Stirn und geringer, Haß ausdrückender Gebärde sich vorwärts lehnen mußten (Grimm, Myth. S. 30, 293; Gleich der deutschen Sprache S. 981 fg.). Die Betenden pflegten sich auch wol wiederholt zu den Häupten der Gottheit niederzuwerfen und zu wohnen, bis sie der Erhöhung ihrer Bitte gewiß waren (s. die oben Note 6 auch der Fereyngs saga ausgehobene Stelle). Von je Mehrern ein Gebet ausgesprochen wurde, für desto wirksamer wurde es gehalten (Grimm, Myth. S. 31). Daß dabei bestimmte Formeln üblich waren, die je nach Umständen und Umständen verschieden waren, ist sehr wahrscheinlich; auch glaubte man, daß es besser sei, gar nicht gebett, als falsch geopfert, denn heiss werde der Gabe Vergeltung (Hávamál 146). Einer Sammlung der heidnischen Gebetsformeln entzihen wir noch. Vergl. Maurer a. a. D. II, 203 fg.

§. 8.

Das Opfer.

„Wenn der Mensch im Gebete den Göttern sich selber darbringt, so fügt er im Opfer einen Theil seiner edelsten und besten Gabe hinzu, und erkennt einestheils damit an, daß er das Ganze der Gnade der Götter verdankt, anderntheils hält er dieselben nach der anthropomorphischen Vorstellung dieser Gabe für bedürftig und läßt sie sogar umzingelt unter den Menschen halten, Gastmähler einzunehmen (at fara á veiztur oder at veizlum, jüngere Oslas sagt Tryggvas. c. 173) und bestimmte Speisen zu beischen (s. §. 11). Hatte der Mensch diese Gnade durch erwiesene Wohlthaten erfahren und wollte er sich dieselben ferner erhalten, so war das dargebrachte Opfer ein Dankopfer; hatte er aber ihre Ungnade, ihren Zorn durch ein ihn betrübendes Unheil erfahren und wollte er sich dieselben wiederum gnädig machen, ihren Zorn verheissen, so war das dargebrachte Opfer ein Sühnopfer. Eine dritte Art von Opfern ist, wodurch der Ausgang eines Unternehmens erforscht und die Hilfe des Gottes, dem es dargebracht wird, herbeigeführt werden soll. Doch war Weissagung auch ohne Opfer thöulich“).

Indem man aber glaubte, dem Gott eine Gabe dargebracht zu haben, kam man zu der größern und sin-

lichen Auffassung, daß man, wie nach menschlicher Weise der Schenker dem Beschenkten sich zu Dank verpflichtet hielt, auch auf die Gegenleistung des Gottes rechtmäßige Ansprüche machen zu können meinte“). Um derselben gewiß zu sein, erstellt man sich sogar von dem Gott ein Zeichen darüber, ob er das Opfer annehmen wolle oder nicht“), glaubt sich dann aber auch berechtigt, wenn dasselbe angenommen ist, ihm vorzubalten, was man ihm Gutes erwiesen und was man dafür von ihm zu fordern habe“); man markt auch wol mit der Gottheit über den Preis, um welche sie ihre Gnade zu verkaufen sich gefallen läßt“). Ja, die Opfer und Gebete treten, nachdem der alte heilige Sinn aus ihnen gewichen, allmählig selbst in die Reihe der Zaubermittel ein, durch die man mit unüberwindlicher Kraft selbst die hohen Götter dem Willen des Menschen dienstbar zu machen glaubte“).

20) Maurer a. a. D. II, 204, sowie über das Folgende ebend. S. 205.

21) So erzählt z. B. die Vönglinge saga c. 9. p. 348, daß Thorvald Hafr, von Vönglinge um sein Gut zu Thvera gebracht, ehe er abzog, zum Tempel des Heere ging, dahin einen alten Oslin führte und zu dem Gott also sprach: „Heere“, sagte er, „der du lange mein vollkommener Freund gewesen bist und viel Gutes von mir empfangen und sie wol vergeltet hast, die schenke ich nun diesen Oslin darum, daß Glume nicht minder meine seinen Willen vom Rande zu Thvera wegzulassen möge, als ich jetzt hier; nun laß mich ein Anzeichen sehen, ob du das annehmen oder nicht.“ Mit dem Oslin ging er aber so, daß er brüllte und lauth umherfiel, und er schenkte dem Thorvald wohl genügt zu haben, und dieser war jetzt trübsen Bittes, da es ihm schien, daß das Glücke angenommen sei. Und wirklich erfüllte Heere seine Zusage.

22) J. B. Jömsvikings saga c. 44. p. 137: „Da rief er (Zael Høkon) noch einmal die Thiergerber rittig an und deren Schwärze Trup, und er hält ihr aus jeder das we-

nie viel er darum gethan habe, indem er seinen Lohn geopfert habe um Sieg für sich.“

23) J. B. Vönglinge saga c. 18. p. 21. 22: „Demals nahm das Gede nach seinem Vater Biedur und regierte die Lande. In seinen Tagen entstand in Schweden große Hungersnoth und Elend. Da machten die Schweden große Opfer zu Upland; den ersten Herbst opferten sie Ochsen und der Jahresgang wurde dadurch nicht besser. Und den andern Herbst begannen sie Menschenopfer; aber der Jahresgang war herrlich oder noch schlechter. Und den dritten Herbst kamen die Schweden in großer Anzahl nach Upland, als da Opfer sein sollten; da bitteten die Häuptlinge ihren Rath und sie kamen darüber überein, daß das Upland von ihrem Könige Demaldi herkommen werde; und zugleich darüber, daß sie ihn opfern sollten um gutes Jahr für sich, um ihn gerissen und ihn tödten, und mit seinem Blute die Märdre dazwischen: und so thaten sie.“

— Ferner die Jömsvikings saga c. 11. p. 124—129 erzählt ausführlich, wie Zael Høkon, nachdem er vorzüglich verheerend Thiergerber Vönglinge verheerlich angerufen, um ihren Zorn zu verheissen verschiedene Dinge als Opfer anbot; wie er, da sie diese verweigerten, die Menschenopfer vorschlug, und endlich, als auch dieser nicht half, ihr unter allen Menschen die Wahl ließ, mit allem ihrer Vorsehung selber sich und seiner Ehre Güte und Gerechtigkeit: da wählte sie endlich den dritten Bräutigam und dieser wird geopfert u. dgl. m.

24) Zahlreiche Beispiele hiervon bieten die norwischen Quellen. So wird z. B. in der jüngeren Oslas saga Tryggvas. c. 145 von dem Hore wegen Rand erzählt: „daß er durch vieles Opfer ein Bildnis Thor's da im Tempel so bewaunerte, daß der böse Feind aus dem Oslin mit ihm redete und diesen so bewegte, daß er mit ihm am Tage herumgehend sich zeigte, und Rand führte ihn oft mit sich auf der Insel herum.“ Die Landnámur berichtet von dem Wiflinge Rolf Wifgerðson, daß er dreien Raben opferte, um ihm den Weg nach Island zu weisen.

19) Siehe Simro d, Mythologie S. 516; Grimm, Mythologie S. 37.

Als Opfer können auch die oben S. 389 fg. besprochenen Weihgeschenke betrachtet werden.

Das Wort Opfer wurde in unsere Sprache durch das Christenthum eingeführt und stammt aus dem lat. offerre, abh. opārōn, opforōn, mhd. opheren; aus dem Zeitworte entsprang dann das Substantiv abh. opfar, mhd. opher, Opfer, altn. offr. Ueberall weichen die älteren, heidenischen Benennungen.

Die älteste, bei allen germanischen Stämmen verbreitete für den Begriff „Gott durch Opfer verehren“ war goth. und ags. blōtan, altn. blōta, abh. plaozan, mhd. scheint das Wort erloschen, in östlichen Benennungen dauert es jedoch noch heute fort; so gibt es in Hessen blutzgraben, blutzgarten, blutzhof, vergl. die Redensart blutzen (Geld geben, aufsperrn) müssen. Auch hieß blutz ein altes Messer, Schwert (Panzer a. a. D. II, 568). Das Wort, unverwandelt mit blōt (sangvis), ist dunkler Herkunft und bezeichnet sowohl blutige als unblutige Opfer. Die Substantiva sind goth. blōtinassens, abh. phoastar, bluoastar, altn. blōt „a“.

Allgemeine Ausdrücke, welche ursprünglich nur die Ansetzung, Bindung, Weibung, Delektion des Opfers bezeichnen und dessen vorergriffene Auswahl zu diesem Zwecke vertragen, sind folgende: abh. antheiz (hostia, victima), antheizōn und inheizan (immolare); abh. insāken (litare); ags. onseccan, onseādnēs (oblato); abh. ineihhan, später durch Aphärsis neihhan (immolare, libare); abh. pißalahān (libare, immolare). Ferner goth. bindan (offerre); goth. biōds, abh. piot (oblatum, noch jetzt blutstisch), „das Gebäu“, die edle Theile des Thieres, welche vermuthlich insbesondere den Göttern dargebracht wurden, und mensa, ursprünglich aber der heilige Opfertisch oder Altar. Sodann goth. fullahjan (latere, eigentlich Genüße thun), atbairan (necare), saljan (devotus, devot und necare), ags. abh. sellan, altn. selja (tradere, darciden). Das abh. pigangan (obire) wird verschiedentlich auf Gottesdienst bezogen: pigane ritus. Auch das vierteilige goth. gildan, abh. keltan, hängt ursprünglich mit dem Opfer zusammen und bedeutet: dem vergleichenden Gott in Dank oder Sühnung darbringen, gleichsam als Gegenwerth geben; das goth. gild (Steuer), altn. geld, abh. kelt (unser Geld), also eigentlich das zu diesem Zwecke Dargebrachte, Beigekleurte, sowie Darbringung, Opfer; das abh. gēlstar, keltstar ist grabeu Opfer; ags. gōt, altn. gildi (tributum; talio, remuneratio; compotatio, symposium), das von der Genossenschaft eines Heiligtums zum Opfer Dargebrachte, Beigekleurte, dann ebenfalls das Opfer selbst, der Opfertischhaus, die Opfergenossenschaft und endlich eine zu diesem Zwecke oder Geschäfte verbundene Körperschaft: Gilde. Altnordisch bezeugt gefa (geben) und giōf (Gabe) = sacrificare = sacrificium. Eigenthümlich der ags. Mundart ist die allgemeine Benennung lāo, ursprünglich die das Opfer begleitenden Tanz und Spiel, dann allmählig die Gabe selbst.

Für bestimmte Ausdrücke hält J. Grimm a. a. D. folgende: goth. usarskala (ἀναρχή), das Darbringen der Erstlinge beim Opfer; abh. wīzōt, frief. vitat eucharistia; goth. hunsal (δυνα, λυγία, νεοσγος), ags. hūsel, altn. hūsl, im Abh. scheint der Ausdruck schon ausgestorben zu sein; goth. saupa (δυνα), von sinpan (leben (?) ; abh. zēpar, ags. tiber, alles Opfermäßige von Thieren und Pflanzen (woraus sich unser abh. „Ungeheuer“ erklärt); abh. karo, karawi (victima). Dem Reden eigenthümlich war korn, eigentlich munus oblatum, das sowohl blutige als unblutige Opfer bezieht, korn (wofür auch kornkorn gesagt wird, immolare) und tātā (victima und esca ferarum).

Die dargebrachten Opfer waren blutige und unblutige.

1) Blutige.

a) Menschopfer. Die dieselben bei allen Völkern des Alterthums üblich waren, so auch bei den Germanen. Saxo Grammaticus p. 42 führt dieselben auf Herar zurück. Sie galten vor allen dem Wodan und Zio, aber auch, wenigstens im Norden, dem Thor. „Ihrem Wesen und Ursprunge nach sind sie süßend, ein großes Unheil, ein schweres Verbrechen kann nur durch menschliches Blut beschworen und getilgt werden.“

c) Schon Tacitus bezeugt dieselben wiederholt für Germanen, und zwar in einer Weise, welche es außer Zweifel setzt, daß dieselben bei bestimmten Festen üblich waren. Germ. c. 9: „deorum maxime Mercurii (Wodan) colunt, cui certis diebus humanis quoque hostiis litare fas est.“ und c. 39 (von den Semnonen): „stato tempore in silvam coeunt, caecaque publice (von Gemeinde wegen) homine celebrant barbari ritus horrenda primordia.“ Allgemein ist die Stelle bei Procop. De bello goth. II, 14 (von den Gernern): „moliri ita voluntatem deorum cupiunt, ut si xai ἀνθρώπων θύλας ἀνάσσειν ἄνθρωποις ἰδόναι εἶται.“ Und aus noch späterer Zeit Capital. de partib. Saxon. 9: „si quis hominem diabolo sacrificaverit et in hostiam more paganorum daemonibus obtulerit.“ Allgemein sind auch die Nachrichten Thietmar's von Merseburg über die Menschenopfer bei den Dänen und Adam's von Bremen bei den Schweden (I. §. 10).

f) Eine Reihe von Zeugnissen, und zwar grade die ältesten, lassen aus Dank für den vertriebenen Sieg die Gefangenen den Göttern geopfert werden. So sollen nach Drostus V, 6 schon die Cimbern und Teutonen nach ihrem großen Siege über die Römer an der Rhone alle Gefangenen ihren Göttern geopfert haben, indem sie dieselben an Bäumen aufhängen, dergleichen die Pferde und die gesammte Beute, die man ins Wasser warf. Ferner berichtet Tacitus von der teutoburger Schlacht Ann. I, 61: „lucis propinquis barbaro

26) Dudo, De moribus et actis Normannorum I, p. 62. 63; cf. Willelm, Gemetie. II. c. 5. p. 218; f. auch Mannhardt a. a. D. S. 228.

25) Siehe Grimm, Myth. S. 31 fg.

arae apud quas tribunos ac primorum ordinum centuriones mactaverant,“ Jobann. Ann. XIII, 57: „sed bellum Hermunduris prosperum, Catis exitiosius fuit, quia victores diversam aciem Marti (Zio) ac Mercurio (Boban) sacravere, quo voto equi, viri, cuncta victa occidendi dantur.“ Isidorus Chron. Gothorum, aera 446: „quorum (regum Gothorum) unus Radagaisus . . . Italiam belli feritate aggreditur, promittens sanguinem Christianorum diis suis litare, si vinceret.“ cf. Augustinus Sermo 105, 10, der bestimmt den Jupiter nennt“). Jordanes c. 5: „quem Martem Gothi semper asperima placavere cultura. Nam victimae ejus mortis fuere captorum, opinantes bellorum praesulem aptius humani sanguinis effusione placandum.“ Procop. De bello goth. II, 15 von den Thuliten, d. i. Sthanbinaviern: „Ἰσσανοὶ δὲ ἰνδολιχισταὶ λεγόμενα πάντα καὶ ἰνυλχοῦσι. τὰς δὲ ἱερουργίας τοὺς καλλίστους ἀνθρώπους, ὅστις ἂν δοξαζόμενος ποιεῖται πρῶτον. τοῖσιν γὰρ τῷ Ἀγνὶ Ἰσσανοί, ἰπὶ δὲ αὐτὸν τοῖσιν μύστην ἔχουσιν.“ Das. II, 25 von den schon beschriebenen Franken beim Vordringung: „ἐπιλαμβάνουσι δὲ τῶν γυναικῶν οἱ ὄφρατοι, παῖδας τε καὶ γυναῖκας τῶν Γότθων, οὐκ ἐν ἑταῖρᾳ ἔχον, ἱερῶν τε καὶ αἰνῶν τὰ σῶματα ἐς τὸν ποταμὸν ἀφορδία τοῦ πολεμίου ἑλπίστων. οἱ δὲ αὐτοὶ γὰρ οὗτοι, Χριστιανοὶ γινώσκοντες, τὰ πολλὰ ἐς πάλαις δόξας φιλοσοφῶντας, ἑθελόντες, τὴν αἰνῶν ἀνθρώπων καὶ ἄλλα οὐκ οἶσα ἱερῶντες, ταῖς τε τὰς μυστικὰς ποιεῖται.“ Sidorius Apollinarius VIII, 6 von den Goten: „mos est remeaturis decimum quemque captorum per aequales et cruciarias poenas, plus ob hoc tristi quod superstitioso ritu necare.“ Grimm, Myth. S. 270 der Kriegesfangene „Graecus Avar, cum in hostium (Suevorum) potestatem regio habitu virus venisset . . . more pecudis ibidem (Kügzburg) mactatur.“

7) Der Menschenopfer, die den Zorn der Götter süßnen sollten, werden wir durch folgende Zeugnisse vergewissert. Eigenthümlich war es insbesondere den Schweden, bei eingetretener Hungereuth den eigenen König zur Erlösung zu opfern, um eine Besserung des Jahresganges zu erlangen. Man ging dabei nicht allein von der Anschauung aus, daß der König die erste Gabe sei, die das Volk darbringen könne, sondern auch, daß derselbe als Oberpriester des ganzen Landes durch Vernachlässigung des Opferrites den Zorn der Götter heraufbeschworen habe²⁷⁾. So opferten dieselben, wie

schon oben berichtet, nachdem sie bei eingetretener Hungereuth vergend im ersten Herbst ihren, im zweiten Menschen geopfert hatten, endlich im dritten Herbst ihren König Domaldi, „da hielten die Häuptlinge ihren Rath, und sie kamen darüber überein, daß das Mißjahr von ihrem Könige Domaldi herkommen werde; und zugleich darüber, daß sie ihn opfern sollten um gutes Jahr für sich, und ihn angreifen, und ihn tödten, und mit seinem Blute die Äkäre besprengen; und so thaten sie.“ Dann wieder ihren König Olaf Treteja, wie die Ynglinga saga o. 47. p. 56 erzählt: „Da entstand ein großes Mißjahr und Hunger; das gaben sie ihrem Könige schuld, sowie die Schweden gewohnt sind, ihrem Könige sowohl das gute als das Mißjahr schuld zu geben. König Olaf war ein geringer Opferer; das geschied den Schweden übel, und sie meinten, daher komme das Mißjahr. Da jagen die Schweden ein Heer zusammen, machten einen Angriff auf König Olaf und umringten sein Haus, und verbrannten ihn darin, und schenkten ihm dem Wein, und opferten ihn für sich um ein gutes Jahr.“ Die Hervarar saga c. 11. p. 451, 452 erzählt sodann ausführlich: Gint brach in Reidgotland Hungereuth aus und weise Männer sprachen auf Befragung der Gottheit, daß das Land nimmer fruchtbar werde, wenn man nicht den ersten Jüngling opfere. Dies war aber Angantyr, König Heidrek's Sohn. Heidrek betrieb sich mit seinem Vater und erklärte hierauf, er wolle seinen Sohn darbringen, wenn ihm jeder zweite Mann seines Mitregenten Harald Treue und Gefolgschaft schwöre. Das geschah sofort, und nun ruft Heidrek: „angenehmer wird es Odin sein, wenn ich ihm statt des Knaben den König Harald und seinen Sohn und all sein Volk weihe!“ Alsbald stürzen beide Haufen im Kampfe gegen einander, Heidrek siegt, Harald und sein Sohn fallen. Da läßt Heidrek die Gebeile der Götterbilder mit Harald's und Halsdan's Blut besprengen und weicht Odin alle Gefallen anstatt Angantyr zur Besserung des Jahresganges.

2) Ramentlich stand aber das Menschenopfer in Verbindung mit der Rechtspflege, um die durch die verübte Rechtsverletzung beleidigte Gottheit zu versöhnen. Die Hinrichtung war daher ein Opfer. An der Dingstätte, in der Nähe des Tempels, stand deshalb der Opferstein, an welchem dem zum Tode Verurtheilten der Rücken zerbrochen wurde, oder auch das heilige Wasser (der Opfersumpf), in welches dieselben als Opfer versenkt wurden. So heißt es in der Eyrbyggja saga c. 10. p. 26 (Landnåma II. c. 12. p. 98): „Sie legten da das Ding herein am Vorgebirge, dahin, wo es jetzt ist, und dahin, wo Thorir Gellir das Vierteilobing niederlegte; er ließ da das Vierteilobing der Beschländler sein; die Leute sollten dahin kommen und allen weltlichen Verurtheilten; da sieht man noch den Gerüststein (domring), in dem die Leute zum Tode verurtheilt wurden; in dem Ringe steht der Thorstein, an welchem die Leute gebrochen

raptiones aeris, quaequeque molestias corporum der Schuld ihrer Priester zu.

27) Die beiden letzten Beispiele gehören eigentlich zu der vor dem Beginn einer Schlacht ausgeprochenen Todesurtheil des Feindes; s. den Art. Gängnir. 28) Hebringsen feiert der Mönch, daß der Segen des Landes durch das gute Vornehmen des Regenten mit den Widern befragt sei, öfter im Norden wieder. In

folgar in christlicher Zeit ist derselbe noch nicht erloschen; denn Saxo Grammaticus berichtet p. 222—224, daß der christliche Dänenkönig Olaf Hvir, der eine Hungereuth verschaffte, dieselbe durch seinen freiwilligen Opfertod vom Lande wiederabgewendet haben sollte; ja dieselben Dänen moßen sogar, nach einem Schreiben Papst Gregor's VII. vom 19. April 1080 (Lappenberg, Samt. bürgerliche Urkundenbuch Rt. 111), intemperiem temporum, cor-

wurden, die man zum Opfer brachte, und man sieht noch die Mutter an Etine“²⁹⁾. Die Kialnestaga saga c. 2. p. 404 kauft sie an die schon oben ausgehobene Stelle von dem Opfersumpf vor den Thüren des Tempels sofort die weitere Nachricht: „Thorgrim ließ ein Frühlingsgebet ansetzen auf Kialnæs, südlich an der See; man sieht noch die Stätte der Euben; da sollte man alle Sachen eintragen, und nur die aus Niding bringen, die da nicht zu Ende gebracht würden oder die schwersten wären“³⁰⁾. Schon Tacitus berichtet Gern. c. 12 die Verfertigung der Verbrecher in Sumpfe und dann Bedeckung mit Reisbündeln. Dieser Sumpf war ein solcher Opfersumpf, wie deutlich aus dem dritten Gudrunenliede der Edda hervorgeht, wo Herla, nachdem sie die Kesselprobe nicht bestanden, aus dem Tempel hinweggeführt und in den saulen Sumpf verfenkt wird (f. d. Art. Gudrunarkviða III.). Vergl. auch das oben S. 385 angeführte 134. Scholion des Adam. Brem.

c) Der Mensch war das Werthvollste, was man der Gottheit darbringen konnte, daher brachte man ihn derselben, außer in den erdachten Fällen, auch noch in solchen dar, wo man ihre höchste Gunst suchte. So erzählt die Ynglinga saga c. 23. p. 34. 35, daß der fagenhafte Schwedenkönig Den neun lebliche Söhne dem Odin nach einander zur Vergrößerung seines Lebens (til lánghliss ser) opferte, und jedesmal verlängerte der Gott seine Tage; als er aber auch den zehnten Sohn opfern wollte, wehrten ihm das die Schweden und er starb. Ein gleiches Opfer berichtet die Landnámna III. c. 4. p. 194. — So opferte Jari Hagen, wie bereits erwähnt, als er im Meerbusen Hörungavagr mit den Jomsböllingen kämpfte, in der höchsten Noth den göttlich verehrten Schwertner Thorgarðr Hergabradr und Japa, nachdem diese alle andere Opfer vermischt, seinen eigenen Sohn Erlinge für den Sieg, und empfängt darauf im Hagelwetter Hilfe und dadurch die Erfüllung des Ersehnten (Jomsvíkinga saga c. 44; Olafs saga Tryggvasonar [Heimskringla] c. 44; jüngere Olafs saga c. 90; Jomsvíkinga drapa V, 31; auch Saxo Gram. p. 183 berichtet von Opfer und Zauberspruch und läßt den Hagen sogar zwei Söhne den Kriegsgöttern opfern). Ferner berichtet die jüngere Olafs saga Tryggvasonar c. 228. p. 236 seq., daß auf Island kurz vor der christlichen Einführung des Christentums daleið die Geiden in einer Zusammenkunft übereinkamen, eisige Glübbe an die Götter zu thun und zwei Männer aus jedem Landeviertel zu wählen, um sie den Göttern zu opfern, dafür, daß sie nicht das Christentum über das Land kommen lassen möchten.

c) In Weissagen sind noch Spuren von Opferung der Kinder; sie wurden zur Heilung des Kufsches getödtet, in Grundwälle eingemauert, und der Zug deutet eigens auf den uralten Opferbrauch, daß dem Kinde Spielzeug und Schmaren hingelegt sind, während die Wöl-

kung vollbracht wird. Grimm, Myth. S. 40. Vergl. auch Gotlands L. Hist. I. (s. Note 16) die Worte: „sie opferten ihr Söhne und Töchter.“

c) Als erzwungene Menschenopfer des Nir sind die Gerinfenden nach dem durch ganz Teutschland verbreiteten Glauben zu betrachten, daß die Flüsse jährlich ihr Opfer verlangen; nach Grimm (Myth. S. 462) gewöhnlich ein unschuldiges Kind; der Tag, an welchem es gebracht werden muß, ist der Johannisfest, und wie dieser, so ist auch die Stunde des Opfers bestimmt und selbst der Mensch, der als solches fallen muß (f. Wolf, Beiträge II, 301 f.).

In diesen Opfern wurden in der Regel, wie die Kriemisa saga c. 14 ausdrücklich erwähnt, die schiefsten Leute gewählt, und zwar Sklaven oder Verbrecher — in welchem letzten Falle sie sich mit der Rechtsflucht beehrten (Ep. Bonifacii 25: „hoc quoque inter alia crimina agi in partibus illis dixisti, quod quidam ex fidelibus ad immolandum pagani sua venundant mancipia“³¹⁾ f. ferner jüngere Olafs saga Tryggvas. c. 165. 238. p. 40 seq. 236 seq.; Heimskr. c. 74. p. 271 seq.; Oddr c. 23. p. 28 seq.) oder, wie sie sich aus dem Dbligen ergibt, Kriegsgefangene, unter denen aber wol wieder die christen besonders ausgewählt wurden, wie die nach der teutonburger Schlacht gesessenen römischen Tribunen und Centurionen bezeugen. Das Königsopfer gebot nur ausnahmsweise Sitte und Umstände.

Die Art des Opfers selbst war aber sehr verschieden. Bei rein religiösen Opfern scheint die Form des Erhängens üblich gewesen zu sein. Schon Procop (De bello goth. II, 15) berichtet von den Esandinavien, daß sie die zum Opfer verwendeten Menschen nicht mit dem Messer schlachten, sondern aufhängen, in die Dornen werfen oder sonst qualvoll tödten; was der oben S. 385 angeführte Bericht des Adam von Bremen (IV, 27) über die großen Opfer zu Upsala, sowie des Saxo Grammaticus (Erzählung. p. 104) von dem Opfertode des Königs Wiflar (f. d. Art. Gungir) bestätigen. Ein weiteres Beispiel liefert Wolf, Niederländische Sagen Nr. 17, dar. Da die Opfer besonders dem Odin galten, so führt er den Namen hänga drottinn, hänga tǫr, „der Gehängten Herr, Gott.“

Bei den in Verbindung mit der Rechtsflucht stehenden Menschenopfern war, wie schon oben bemerkt, das Zerbrechen des Rückens am Üblichsten und das Verlesen in den Opfersumpf üblich³²⁾. Die Griechen opferten die zum Tode Verurtheilten auf verschiedene Weise. So berichtet die Vita s. Wulframmi (gest. 720), Act. Be-

²⁹⁾ Maurer a. a. O. II, 196, der auch die Personennamen Vættinn, Freydisinn, Þórsteinn von diesen Opfern hergekommen sein läßt. ³⁰⁾ Maurer a. a. O.

³¹⁾ Mit diesem Verlesen in den Opfersumpf läßt sich vergleichen, daß die schon belehten Franken, wie Procop (De bello goth. II, 25 (f. o. S. 397) meldet, die gesessenen Franken und Kinder in den Fluß warfen. S. Grimm (Myth. S. 40) vielleicht dieses aber mit den griechischen *δωροπύρα*, daher noch in unsern Weissagen der jenseit über die Brücke Stehende, zuerst in den neuen Brun oder ins kaus Teinbe mit dem Leben b. i. als Opfer fällt. *Jordanes* c. 25 von den Hunen: „ad Scythiam properant et pignatocumque prius in ingrem Scythiarum habuere, litore victorias.“

ned. sec. III. p. 360: „ut corpora damnatorum in suorum solemnissimis deorum — saepissime diversis litare modis: quoddam videlicet gladiatorum animadversionibus interimens, alios patibulis appendens, alios laqueis acerbissime vitam extorquens, alios marinorum sive aquarum fluctibus submergens.“ Weitervoll war bei diesem Velle der Tod derjenigen, welche den Tempel eines Gottes erbrechen und beraubt hätten. Lex Frisionum add. sap. tit. 12: „qui sanum effregit et ibi aliquid de sacris tulit, ducitur ad mare et in scabulo, quod accessus maris opperre solet, finduntur aures ejus, et castratur, et immolatur diis, quorum templa violavit.“ Die nordischen Sagen melden auch vielfach das Herabstürzen der Verbrecher von Bergen und Felsen (Kristni-saga c. 14; jüngere Olafs saga Tryggvass. c. 206. p. 170 seq.; Heimskr. c. 92. p. 291; Håralds saga Gilla c. 6. p. 281; Heimskr. c. 4. p. 302).

b) Thieropfer. Ihrem Ursprunge und Wesen nach sind sie hauptsächlich dankende, aber auch sühnende und haben die anthropomorphische Voraussetzung, daß die Götter der Spezies bedürftig wären. Daher ihnen nur solche geopfert wurden, die dem Menschen zu gleichen Zwecken dienten. Doch kommen auch andere vor, als Hunde und Gansvögel. Dieselben werden schon von Tacitus Germ. c. 9 bezeugt: „Mercurio (Venae) ac Martem (Jeo) concessa (d. i. dazu geeigneten, auch von Menschen genossenen) animalibus placant.“ Unter allen war das vornehmste und feierlichste

c) das Pferdopfer, welches Thier selbst als heilig galt. Das Heilig derselben als man zur Einführung des Christenthums allgemein und bei der gefesselten Einführung derselben auf Island befehlt man sich die Gelaudnis, dasselbe fortzusetzen, ausdrücklich vor (Maurer a. a. D. I, 433), während in Teutschland Velscher und kirchliche Gebote das Essen desselben streng untersagen (Ep. Bonifacii 25. 87) und noch in den Acten der Herenproceße dasselbe einen stehenden Inquisitions-punkt bildet. Das älteste Zeugnis bietet wiederum Tacitus dat. Annal. I, 61, als Gaius sich dem Schwaupfer der Varischen Niederlage naht, erblickt er adiacebant — equorumque artus, simul truncis arborum antefixa ora. Ferner die schon oben S. 397 ausgehobene Stelle aus Annal. XIII, 57, wo die Götzen dem Mars und Merkur auch die Köpfe der besiegten Germanen gegeben. Von den Alamannen berichtet Agathias (ed. Bonn. 28, 5): „ἵππους τε καὶ πλοῦς καὶ ἄλλα ἀγαθὰ μάλιστα καὶ οὐκ ὀλίγους ἐκδιδόντες.“ Der Pferdeopfer trat auch Thielmar von Werseburg bei der Beschreibung des großen Opferfestes zu Lebera ausdrücklich Erwähnung (f. S. 10); ebenso werden sie auch nicht bei dem Opferfeste zu Upsala gefeiert haben, dessen Namen von Bremen herab (f. S. 10). Die altwestischen Sagen erwähnen derselben sehr oft. Die jüngere Olafs s. h. h. c. 101. p. 233 berichtet, daß bei einem Nachschiffe die bereits zum Christenthum übergetretenen Bauern in Thronbäumen (at vetrnættum) große und stark besetzte Gastmähler hielten; „da waren große Trinke-

lage; dem Könige (Olaf) wurde gesagt, daß da alle Minne dem Thor gereicht werde und dem Odin, der Freya und den Aen, Alles nach altheimischer Sitte; dazu wurde auch weiter erzählt, daß da Vieh und Pferde geschlachtet und die Märe mit dem Blute besänftigt würden, und daß der Opferdienst ganz offenbar abgehalten und dabei die Götter gesprochen werde, daß dies für die Besserung des Jahrganges (til árðotar) geschehen solle; dazu wurde beigefügt, daß es allen Leuten klar scheine, daß die Götter darüber zornig seien, daß die Haldagäländer sich zum Christenthum gewandt hätten“ (Maurer a. a. D. I, 528). So sieht sich der zum Christenthum übergetretene König Hakon auf Andringen der heidnischen Bauern bei einem Opferfeste zu Gladir in Thronbäumen gezwungen, seinen Hochsitz einzunehmen und aus dem dem Odin geweihten Becher (nachdem er jedoch das Kreuzeszeichen statt des Hammerzeichens darüber gemacht) zu trinken. Tags darauf, als die Leute zu Tische gehen, da umdrängen die Bauern den König und sagen, er solle da Pferdefleisch essen; als er sich sowohl dessen weigert, als auch von der Bräute zu trinken und von dem Feste zu essen, und sie im Begriffe sind, ihn anzugreifen, da geht er auf Bitten seines Begleiters, Jarl Sigurd, zu dem Kessel und öffnet zum Schenken den Mund darüber. Im Winter darauf wird für den König in Märi ein Julefestmahl bereitet; vier von den Opferbäuplingen verbinden sich, denselben zum Opfern zu zwingen, und gleich dem ersten Tag beim Festmahl heißen ihn die Bauern unter Drohungen opfern; Jarl Sigurd macht wiederum den Vermittler, und endlich kommt es dahin, daß der König einige Bissen von einer Kestleber ist und alle Weibecher, die ihm die Bauern bringen, ohne Kreuz trinkt (Hakonar s. göða c. 8. 19; Agrip. c. 5. p. 381. 382 fügt hinzu, daß der König in der Art die Kestleber aß, daß er ein Aech darum schlug und sie nicht bloß andrö, anders aber nicht opferte; Maurer a. a. D. I, 163 fg.). Vor der Schlacht bei Svolder sagt Olaf Tryggvasson (jüngere Olafs saga Tryggvasson c. 250. p. 308; Heimskr. c. 122. p. 338; Oddr c. 66. p. 352 seq.; Fagrskr. §. 79) zu seinen Leuten: „Reicher und angenehmer wird es den Schweden vorkommen, daheim zu sitzen und ihre Opferfeste auszuschieben, als dem „langen Barm“ (so hieß Olaf's Schiff) gegenüber euren Waffen zu stehen, und ich glaube, wir brauchen die schwedischen Pferdeesser nicht zu fürchten.“ Und noch in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. sehen wir von ihnen wirklich Pferde geopfert. Die Hervarar saga c. 9. p. 512. Ann. erzählt nämlich: „Eveinn, den Königs Schwager, blieb zurück am Ding; er bot den Schweden an, für sie die Opfer zu halten, wenn sie ihm das Königthum gäben. Das versprachen sie ihm, da wurde er zum König gewählt über ganz Schweden; da wurde ein Pferd vorgeführt am Ding und entweidgedauen und zum Essen vertheilt, und mit dem Blute rührten sie den Opferbaum (blóttre): da warfen alle Schweden das Christenthum ab und die Opfer begannen.“

Es ist kein Zweifel, daß Erinnerungen an die gemeinsamen Aestopfer und deren Opfermahlszeiten sich

vielfach in unsern Sagen erhalten haben. Vor allen in der Sage, daß der wilde Jäger demjenigen, der ihm verweigert, das Spieß nachruft, einen Pferdeschädel oder ein stinkendes Stüd Pferdesfleisch, aber demjenigen, der ihm Halbpferd nachruft, einen genießbaren Pferdeschinken aus der Luft herab jurweist. Denn es ist Wodan's, des wilden Jägers, geheiligtes Ross, das man an den öffentlichen Opfern abhielt eins gemeindeweise verzehrte, hier aber zu einem Jagdthiere geworden ist. Insbesondere war es das Haupt des Rosses, welches nicht mitverzehrt, sondern dem Gott geweiht wurde und von dem noch lange Erinnerungen fortlebten. Schon auf der teutoburger Wälsart nagelten die Germanen die abgeschlagenen Häupter der erbeuteten Kasse dem Wodan zu Ehren als Opfer an die Bäume, gleichwie einem indischen Hymnus zufolge drei Hindubäume dem Gotte Indras Pferdehäupter auf dem Schlachtfelde opferten (Kuhn, Nordd. Sagen S. 490). Auch die oben angeführte Stelle des Agathias redet von abgeschnittenen Pferdehäuptern. Ein solches *immolati diis equi abscissum caput* kommt bei Saxo Grammat. p. 75 vor; und ein gleiches Rosshäupt mit gähnend ausgebreitetem Rachen, auf eine Stange gestekt oder ans Gebäude befestigt, nannte man Reidhase (Schimpfzange); die Mönche bewahrten es zur Abwehr der Feinde in ihren Klöstern (Reinardus III, 2032. 2153); die Drischafsheidehaupten, Thierhäupter tragen davon ihren Namen; noch sind solche Rosshäupter auf Dachgiebeln niedenburger und oberbairischer Bauernhäuser zu sehen. In einem heftigen Kindermährchen, „die Gänsemagd“ (Grimm Nr. 89), lebt unverstandene Erinnerung an die wunderbare Bedeutung eines aufgehängten Pferdehäupts fort. Anderweitige Erinnerungen hat Kocholz, Argau-Sagen II, 25, 26, gesammelt.

3) Kinderopfer. Das Kind zu Opfern bei den Germanen verwandt wurden, bezeugen vielfache Nachrichten. Schon die eben (S. 399) aus Agathias angezogene Stelle meldet deren Opferung von den Mannen. Ein Brief des Pontianus (Ep. 82) erwähnt gottloser Priester: „qui tauris et hircis diis paganorum immolabant“, und Gregor der Große schreibt an den angelsächsischen Abt Mellitus: „doctus solent in sacrificio daemouum multos occidere“, und rüth solche Opfer in christliche Gastmähler umzuwandeln, die neben den christlichen Kirchen, die aus heidnischen Tempeln umgewandelt, abzuhalten seien (Ep. 10, 76; Beda, Hist. eccles. I, 30). Für den Norden werden wir ihrer vielfach versichert. Im eddischen Hyndluljóð Str. 10 rühmt Freya, das Ottar das ihr errichtete Heiligtum oft mit frischem Ochsenblute rösche. Des Opfers goldgelbörter Röhre gedenkt die Helgakviða Hörvarðssonar Str. 4. Bei der unter dem Könige Domaldi in Schweden entstandenen Hungersnoth wurden im ersten Herbst bei dem großen Opfer, das die Schweden zu Upsala darbringen, Ochsen dargebracht. Broer Thorkell Haß, wie oben Note 21 erwähnt, sein Ottar in Thvera räumte, opferte er seinem Freunde Freyr einen Ochsen. Ganz ähnlich erzählt der Brandkrossa P. p. 59 von dem Eitri, der

sein Gut an Heilgi Abblarnarson abtreten mußte. Als sich aber Eitri zum Begleichen anschickte, da ließ er einen Eitri schlachten und kochen, aber den ersten Zugtag, da Eitri zum Fortziehen fertig war, da läßt er längs der Eige Fische aufstellen, und da wurde alles das Eitrisfleisch auf den Fischen aufgelegt. Da trat Eitri hinzu, also sprechend: „Hier ist nun der Fisch sorgsam zugerichtet, und so wie für meine theuersten Freunde; dieses Gastmahl gebe ich ganz dem Freyr, damit er den, der an meine Stelle kommt, mit nicht geringerm Nummern von Obbstädte wegziehen läßt, als ich jetzt liche. Darauf zog Eitri mit all den Seinigen ab“ (Maurer a. a. D. II, 48). Beim Zweikampfe war im Norden ein Eitrieropfer üblich, wie wir aus der Egils a. Skallagrímssonar c. 68. p. 506 erfahren: „Da wurde ein großer und alter Ochs vorgeführt, den nannte man blötnaut (Opferind); das sollte der schlachten, der den Sieg gewann; daß war zuweilen ein Kind, zuweilen ließ Jeder das seinige vorführen, der zum Zweikampfe ging.“ Vergl. Kornaks a. c. 22. p. 216—218, wo es von dem Isländer Thorvaldr, welcher Kormak im Zweikampfe schwer verwundet hatte, heißt: „Thorvaldr besetzte sich langsam, und so wie er auf den Hüsen sitzen kann, geht er die Thorvis (ein zauberfündiges Weib) zu treffen, und fragt sie, was ihm am Eersten zur Besserung seiner Gesundheit dienlich wäre. Sie sprach: Ein Hügel ist in geringer Entfernung von da, in welchem Affen wohnen; den Eitri, welchen Kormak (als Opfer nach dem Zweikampfe) schlachtete, sollst du dir verschaffen, und das Blut des Eitriers außen um den Hügel streichen, und aus dem Eitrisch den Affen ein Opfermahl bereiten; damit wird es dir besser werden.“ Thorvaldr befolgt den Rath und erlangt schnelle Besserung. Vergl. auch ebenda c. 23. p. 222 (Maurer a. a. D. II, 55. 225). Wie wir die Pferdehäupter an den Giebeln der Häuser befestigt fanden, so bezogen und auch, wie Kocholz a. a. D. II, 19 nachweist, an der Luft getrocknete Ochsenköpfe als Aemeren verschiedener Viehesuchen, insbesondere an vielen Bauernhäusern der Schweiz, die man wegen ihrer höchst alterthümlichen Bauart Heidenhäuser nennt; auch pflanzte man solche Häupter als Amulet in verschiedenen Gegenden, z. B. in Preußen (Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 328), in Welfen (Wörter in Wolf's Zeitschrift I, 394) und Schleswig-Holstein (Mallenhoff, Schleswig-Holst. Sagen S. 230) u. a. m., in den Häusern selbst aufgehängt. Da das mittelalterliche Gees, nach des Mannes Tode das Verthaupt seinen Erben zu entleihen und es dem Reiberrn anheimfallen zu lassen, aus dem heidnischen Brauche entsprang, die besten Thiere mit dem verstorbenen Eigener zu bestatten, so darf angenommen werden, daß, sofern dies ein Eitri war, dieser als Leidenopfer fiel, und dessen Haupt mochte dann an dem Giebel des Hauses oder in dem Hause selbst aufgehängt werden (vergl. Kocholz a. a. D. S. 18. 19. 216). Dies darf um so sicherer angenommen werden, als einestheils dem Freyr oder Fro der Eitri geheiligt war (weßhalb in der Edda der Eitri selbst dichterisch auch gradezu Freyr heißt) und ein Stöblid an der besten

Kirche in Württemberg von drei Steinernen Stieghäuptern umgeben ist (Wolf, Beiträge I. Taf. 1. Fig. 3), anderntheils man, mit Rücksicht auf Iro als Todtengott, wie man in Childeric's Grab zu Dornigt 1563 ein goldenes Stieghäupt als Amulet vorfand, so auch im Württembergischen den Bestorbenen seine Heilighelden ins Grab mitgab (Wolf a. a. D. S. 113). Hatte so das Haus den Gott durch Opfer geehrt, so durfte es auch um so mehr dasselbe durch das gefallene Haupt des Thieres unter seinen Schutz stellen. Ueberdies hielten auch Kinderopfer dem Boden als Gott der Ernte, des Ackerbaues und der Viehzucht und ein Nachklang davon liegt noch in den Umzügen der Pfingstochsen und Fastnachtschöhen. Daher mögen jene Häupter theilweise auch hirtens ihre Erklärung finden.

2) Eber-, Ferkelopfer. Sie gehörten bei den Germanen mit zu den vorzüglichsten und am weitesten verbreiteten. Aus dem Umstande, daß im salischen Gesetze tit. 2 auf den majalis sacerdos oder votivus höhere Composition als auf jeden andern gelegt wird, schließt J. Grimm, Myth. S. 44, auf Ueberbleibsel von alten Opfern heidnischer Franken; wie es denn auch aus Erinnerung aus dem Eidenhume erklärbar sei, wenn abd. frising (unser Hirsching) gradezu bei einigen Schriftstellern das lat. hostia, victima, holocaustum übersehe. Hieran reihen sich die Benennungen der nach Ursunde des 13. Jahrh. an die bischöfliche Kurie in Passau zu entrichtenden jungen Schweine, als siteursching, sitirsching, seitteir, seitirsching, wobei sich seit von mhd. siden (sitzen) leitet und also ein junges Schwein bedeutet, das nach heidnischer Opferweise zum Götteropfer sich eignet, und demnach gradezu ein Opferschwein, s. Panzer, Beitrag II, 490. Derselbe steht auch a. a. D. S. 487 fg. mit Schmeller, Bayerisch. Wörterbuch II, 501 den Ausdr. lös (sortilegium) zu dem bairischen und alamannischen löss (scropha) als Bezeichnung des Schweines, welches bei der Erlangung einer Weissagung durch Loos geopfert wurde (vergl. auch Kochol, Oberdeutsches Gebräuchsb. Nr. 30). Der letztgenannte Gelehrte erklärt auch in Wolf's Zeitschrift I, 138 die süddeutsche Hänerlos als das Opferschwein bei dem Ernteschauspiel. — Im Norden war der dem Frey gebrachte Eühneber (sodnagölter), auf welchen Gelübde abgelegt wurden, ein heidnisches Opfer am Julabende. So Helgakviða Hörvarð's. Str. 30: „Am Abend erfolgten Gelübde; der Eühneber wurde vorgeführt, die Leute legten auf ihn ihre Hände und legten da Gelübde ab beim Bragabeder.“ Hervarar s. c. 14. p. 463: „König Heidrek ließ einen Eber füttern, der war so groß wie der stärkste Dachs, und so schön, daß jedes Haar aus Gold zu sein schien. Der König legte seine Hand dem Eber auf den Kopf und die andere auf die Backen, und legte da das Gelübde ab, daß niemals Jemand so Schweres verurtheilen sollte, daß er nicht rechtens Urtheil seiner Weisen erlangen sollte, und die sollten des Ebers pflegen; oder auch sollte er solche Räthsel vortragen, daß sie der König nicht zu raten vermöchte.“ Und dazu Anmerk. 1: „Das war Gebrauch, einen Eber

zu nehmen, den größten, den man bekam, und den sollte man füttern und der Freya opfern zur Jahresbesserung (til árdótur) am Anfange des Monats, der Februarius heißt; da sollte man ein Opfer haben um Glück (til farsældar).“ Dieser gäländorische Eber bezog sich auch im innern Teutschland. Wer am Christabend bis zum Abendessen sich der Speise ganz enthält, bekommt nach dem thüringischen Volksglauben ein goldenes junges Ferkel zu Gesicht (d. h. es wurde vor Alters zuletzt beim Abendmahle aufgetragen). Ein lautenbacher Weisthum von 1589 verordnete, daß zu einem auf Dreikönigstag, also in der Jetztzeit, gehaltenen Gerichte die Häubner ein reines, schon bei der Milch vergeltes (noch säugend geschnittenes) Goldferd acht halben Schillingen werth (welcher Preis ein sehr hoher und den gewöhnlichen Werth übersteigender war, der sich für ein ausgewähltes Opfertier ziemte) liefern sollten: es wurde rund durch die Bänke geführt und ohne Zweifel hernach geschlachtet. Hieran schließt sich eine Stelle aus dem vintbuchen Weisthum, in alamannischer Gegend, wo zu Anfange der Ernte ein Schwein 7 Schilling Fienning werth vorher ausgelassen, gemästet, dann am Donnerstage nach Sanct Wolff (den 29. oder 30. Aug.) geschlachtet, ausgeheilt in heidlichem Gerichtesmahle (Anfangs September) geopfert wird (Grimm, Myth. S. 45, 1201). Dieses Goldferd erscheint dann wieder als Goldschmuck. Im mnl. Gedichte von Lantslöt ende Sandrin sagt V. 374 ein Ritter zu der Jungfrau: „io heb u liever dan en ewerswtn, al waert van sinen goude gwaeracht.“ Insbesondere aber begegnet dasselbe in der agl. Poesie, welche dasselbe als svin ealgylden, eodor irenhead (aus aureus, aper instar ferri durus) u. s. w. als Helmschmuck der Helden preist, der in genauer Beziehung auf den dem Frey geheiligten und geopfert den Eber steht (s. Grimm, Myth. S. 45, 194 fg. und den Artikel Grim und Hilde). Die auf Frey's Eber abgelegten Gelübde dauerten noch lange in England fort, und dem entspricht, wenn noch jetzt in Ditzgetand am Julabende ein mit einer Schweinehaut überzogener Bloß (Julbucken) auf den Tisch gesetzt wird. Der Hausvater tritt heran und schwört, in dem nun beginnenden Jahre ein treuer Hausvater und liebevoller Herr gegen seine Dienstleute sein zu wollen. Dann legen die Hausfrau und das Gefinde ebenfalls das Gelübde treuer Pflichterfüllung ab. Bei einem noch jetzt an gotländischen Orten eingeführten Opferspiele, das von verkleideten Dürken, die sich ihr Gesicht schwarz und schminnten, dargestellt wird, sieht Einer, als Opfertier in Pelz geküllt, auf einem Stuhle und hält im Munde einen Biskel scharf geschnittener Halme, die ihn bis zu den Ohren reichen und ein Ansehen von Schweinsbacken haben. Das bedeutet den dargebrachten Juleber (Grimm, Myth. S. 1200). Auch das wilde Schweinschädel, das im Mittelalter und sogar jetzt noch mit Korberr und Rosmarin und einer Citrone oder Pomeranze geschmückt bei Gastmählern aufgestellt, umhergetragen und mit dem mancherlei porgemommen wurde, sowie das zu Orsted unter Gesang heidlich umhergetragene Eberhaupt sind Erinnerungen an

den alten Zuleber (s. meine Deutsche Heldensage I. S. 53).

c) Widderopfer. „Wie aus Erlöschung die Bedeutung viciptia hervorging, scheint umgekehrt ein Name des Thieropfers, goth. saups, den altn. des Thiers saundr (Hammel) veranlaßt zu haben. Diese Art von Opfer war also nicht selten, so wenig ihrer im Einzelnen gedacht wird, vermutlich als eines geringen Opfers“ (Grimm, Myth. S. 45). Unweifelhaft ist von einem Widderopfer in der Liederwalinga saga c. 4. p. 12 die Rede, das seitens eines isländischen Götzen bei dem Antritte seiner Würde dargebracht wurde: „Höfdufr sprach: wir sollen uns nach alter Sitte mit Götter-Blut (1 goða blöði, oder Götterblut?) bestrichen, und es schlachtete einen Widder, und sprach das Götterblut des Arnsteins sich zu, und bestrich die Hände mit dem Blute des Widder.“ Und der Widder, der in Norwegen beim Freilassungsbier von dem Freigelassenen zu schlachten war, ist ursprünglich entschieden ein Opfer. Frostu p. L. IX. §. 12 heißt es nämlich: „Komm ein Unfreier zu Land oder eigenem Handball, so soll er sein Freilassungsbier (frölshöl) bereiten, jeder Mann neun Eimer Bier und einen Widder schlachten; ein schlagerebener soll das Haupt abschneiden und sein geschlagener Herr die Halslösung von seinem Haupte nehmen.“ Vergl. mit dieser Bestimmung des christlichen Gesetzbuches Gula p. L. §. 62 (Maurer a. a. D. II, 225). Ob Hákönar saga göða c. 16: „Da (bei dem großen Opfer in Vadri) noch auch gedietet allerhand Kleinvieh (allakönar smali) und auch Pferde.“ smali, das hauptsächlich Schaafe (mål) bedeutet, aber auch allgemein das Kleinvieh der Herde, gegenüber den Rindern und Pferden, und weil hier allakönar beigefügt wird, Böde mitbegriff, faun bestritten werden. Nach schwedischem Aberglauben muß dem Wassergeiste, der Harfenpiel von ihm erlernen will, ein schwarzes Lamm opfern (svenska Folkev. 2, 126). Grimm, Myth. S. 45 fg. Als wichtiger Name des Widderopfers führt die Edda neben Hallinskölvi auch Heimadali auf, wahrscheinlich war er dem Götzen Heimdalvi besonders geweiht, wie dem Herder der Euer und dieser des Göttes eigenen Namen führt. Für Deutschland haben wir keine Zeugnisse für dieses Opfer außer etwa folgende Spur, die sich aus Reymnitzsch, Ueber Trauben und Traubensteine II. S. 171 fg. bei der Beschreibung einer dreitägigen thüringischen Kirchweih ergibt: am dritten Tage ziehen die jungen Burche gepußt und bemannet zu Pferde hinaus ins Feld und holen feierlich einen Hammel ein, der auf einem Steine in der Mitte des Dorfes unter großem Jubel geschlachtet wird.

c) Ziegenopfer. Davon redet einmal Gregor der Große. Die heidnischen Langobarden sollen, seiner Ansicht nach dem Teufel, d. i. einem ihrer Götter, ein caput caprae darbringen, hoc est, per circuitum currentes, carmine nefando dedicantes. Dial. III, 28. Vor diesem (ausgerichteten) Haupte der Ziege oder des Böds (?) neigte sich das Volk (Grimm, Myth. S. 46). Geopfert Böde (hirci) gedankt die vorhin angeführte Epist. Bonifac. 82.

Der Bod war bekanntlich dem Donnar heilig, sowie die Geiß der Gotza (vergl. die Kisthammer auf dem Weisner, sowie eine Grotte auf dem Hellenberge bei Wetter in Oberhessen). Aber wir finden auch ein Ziegenopfer dem Wodan dargebracht. Die Miracula s. Apollinaris nämlich, welche bei den Vollandbüchern unter dem 22. Juli mitgetheilt sind, erzählen, wahrscheinlich theilweise nach einem sehr alten Götter: eine dem Wirtzyer Apollinaris geweihte Kirche in Burgund, unter Divonensis, die nach dem Berichte der Alten von Crotachildis an eben der Stelle erbaut worden sei, an welcher ihr Gemahl, König Lobocobus, über seine Feinde gesiegt habe, habe von den einfallenden Ungarn (?) trotz aller Bemühungen nicht verbrannt werden können. „Jam quidem (wird nun fortgesetzt), intelligentes barbari supra humanum esse, quod eis resistebat, stupentesque contabuerunt. Tunc nempe convocatis sanctorum suorum ministris compulerunt eos, ut suo modo immolarent capras Wodan deo ipsorum rogarentque illum qualiter daret incendio vires ad comburendam aedem Dei alienae gentis. Illi quoque statim suas profanas atque ineptas exerecentes immolationes, ac omnes unanimiter una voce conclamantes autum Wodan; dumque diutius in talibus occuparentur iterum qui fuerat appositus ecclesiae ignis disparuit etc. etc.“ (Goltmann in Wolf's Zeitschrift III, 393 fg.) Bod und Gaid als Ziegenopfer f. Panzer, Beiträge II, 502 fg.

c) Hundepfer. Von ihnen reden, außer den Nachrichten Adams von Bremen (oben Not 6) und Thietmars von Merseburg (s. unten), nur einige Gebräuche, deren Sammlung bei der Eorgalsf Panzer's (Beitrag II, 472. 516. 527) verbanken; dieselben scheinen einer Einigkeit dargebracht worden zu sein; vergl. Reholz a. a. D. II, XXXIV fg.

c) Der Opfer von Herdrich werden wir, außer den Nachrichten über Hähnen, die Thietmar erwähnt, kaum versichert. Den Hahn als Ziegenopfer f. Panzer a. a. D. S. 503 fg. Auf dem Hausberge in der Wetterau sollen nach dem Darmstädter Archiv IV, 278 in einer Kapelle schwarze Hühner geopfert worden sein; nach Beckstein IV darf an solchen Opfern keine weiße Feder sein. Eine Henne, dem Hausfabelgeopfert, Gräffe, Sachs. Sagenbuch, Nr. 491. Ein weißer Hahn in die Höhle des Biemann getrieben, versöhnt in der Dörsfald denselben, auf daß er nicht das Getreide durch Wildsticht verderbe und durchschneide. Panzer a. a. D. II, 210 fg. Den heiligen Leonhard in Niederbairern werden lebendige Gänse, Hühner und Enten geopfert. Daß auch anderes eßbares Hausgevoß, als Gänse und Tauben, geopfert wurden, ist nicht unwahrscheinlich.

Ebenso trankten wir jeder Kunde von Opfern des eßbaren Wildes, als Hirschen, Rehen und Wildschweinen.

2) Unblutige.

Auch sie sind hauptsächlich dankende und bestanden ebenfalls nur in solchen Gegenständen, welche dem Menschen dienlich und erfreulich waren. Die Denkmäler

gedenken ihrer kaum, aber in der Volkstheorie haben sie sich noch bis jetzt erhalten.

a) Brod und Kuchen. Dem Gotte Thor in dem Tempel zu Hüniborg opferte man täglich vier Maße Brod (oben Note 7). Brodopfer für die Göttin Perhta weiß Kocholj a. a. D. I, 246 fg. nach; dem Diemel-Nix wirft man jährlich Brod und Früchte hinab (Grimm, Myth. S. 462); und durch ganz Teutschland bis zum äußersten Norden hinauf werden noch jetzt (fast bei allen festlichen Gelegenheiten) Festbrod- und Festkuchen, die theils die Gottheit selbst, theils die ihnen geheiligten Thiere darstellen, geboden: sie zeigen insgesamt noch unverkennbar, daß sie ursprünglich Opfer waren, welche man den Göttern selbst oder den ihnen geheiligten Thieren darbrachte. Schon der Indio. superstit. tit. XXVI nennt simulacra de consparsa farina; f. Kocholj, Oberdeutsches Heilbrod und dessen Wagnen-Eagen II, 169. 188. 197 fg. 207. 218. 366. 371; Panzer, Beitrag II, 213 fg. 491. 494; Wolf, Beiträge II, 151 u. a. m. Mit diesen Festgebäcken wurde dann mancherlei als Segenbringend vorgenommen. So bewahrt der schwedische Bauer den gebakenen Zuleter bis zum Frühjahr auf, um bei der Aussaat Stiche davon in das Saatgefäß zu legen, andere den pflügenden Pflügen unter den Hafer zu mischen, das übrige den säubenden Aehren vorzusetzen; auch die Hüttrungen empfangen einen Antheil, wenn sie die Kühe zum ersten Male heimtreiben. Von dem Allen hofft man gesegnete Ernte und reichlichen Mähertrag (Grimm, Myth. S. 1188). Bei Passau werden Aehren, nicht größer als ein Finger, übers Kreuz gelegt, geboden, geweiht und mit einem Antlasei (f. unten) am Tage der Sonnenwende dem Vieh in den Varn gelegt (Panzer, II, 213. 495). Pfingstuchen (alte Opferställe), aus allerlei Frucht bereitet, werden mit Milch und Honig besoffen in die Fische gelegt und den Pfingstgärrn ausgebreitet, an welchen man auch die Vögelchen pfeifen ließ (Grimm, Myth. S. 1188) u. dgl. m. Achenfuchen (Opferfuchen) bietet der gastfreundlich gesinnte Mensch den in seine Wohnung gelaufenen Genden der wilden Jagd dar (Kocholj a. a. D. II, 86), und der heimkehrende Knecht muß dem sogenannten Nahrungshühne Schmitterfchlein opfern, wie der Jäger demselben ein Schinkenchen (Kocholj a. a. D. S. 29).

b) Bier. Des Jonas bobbians. Vita s. Columbanus (aus der ersten Hälfte des 7. Jahrh., Mabill. Ann. Bened. II, 26) berichtet von den Suevon: „sunt etenim inibi vicinae nationes Suevorum; quo cum moraretur et inter habitatores illius loci progrediretur, reperit eos sacrificium profanum litare velle, vasque magnum, quod vulgo cupam vocant, quod vinctis et sex modios amplius minime capiebat, cerevisia plenum in medio habebant positum. Ad quod vir Dei accessit et sciscitavit, quid de illo fieri vellent? illi ajunt: deo suo Wodano, quem Mercurium vocant alii, se velle litare.“ Als Hallfred Thorsen, ein berühmter Dichter und von ansehnlicher Herkunft, vor dem Befehrsgeister des Königs Olaf Tryggvason aus Norwegen zu fliehen suchte, „kam

die ganze Schiffmannschaft dahin überein, daß man sich zu den Göttern verloben solle, damit sie guten Wind gäben“), um von Norwegen nach irgend einem Heidenlande zu segeln; das Gelübde aber war dahin gestellt, daß sie Gut (Gö) und drei Eimer (aald) Bier (= 72 Litres) dem Freyr geben wollten, wenn sie nach Schweden Fahrwind besämen, dem Thor aber oder dem Odin, wenn sie nach Island heim kämen“ (jüngere Olafss. Tryggvass. c. 154. p. 15—17). Hier muß wol, wie bei dem Opfer der Suevon, an ein Trinfestag von bestimmtem Umfange zu Ehren der Götter gedacht werden, wobei man, wie man es genos, dem Gotte, dem es geweiht war, etwas freier als Opfer ausgoß, wie solches ausdrücklich durch die schauenburgischen Grafenverträge (Grimm, Myth. S. 142, vergl. S. 52) bezeugt wird. Auch der Winnetrunk (wovon unten) kann als ein Opfer aufgefaßt werden.

c) Eier. Daß auch sie den Göttern geweiht und geopfert wurden, bezeugen zahlreiche Gebräuche. In Baiern werden Hühnerreier am Gründonnerstage gelegt (daher antilazeier genannt), am Osterstage zur Einweihung in die Kirche getragen, dann wird jedem Diensthofen, vorzüglich den Knechten, ein Antlasei gegeben, damit sie bei schweren Arbeiten, beim Heben und Tragen nicht Schaden leiden. Die Eierfischen werden auf die Felle gestreut. Ein Antlasei wird in den größten Weizenader eingegraben und links und rechts ein geweihtes Brandkreuz gesetzt; wer das nicht thut, dem verdirbt Hagelschlag und Brand die Frucht. Ein Antlasei, Brod, ein Antlaseifrang, ein Palmenzweig, das Alles geweiht ist (theilweise wird auch geweihtes Salz hinzugesetzt und das Alles mit einigen Tropfen Johanniskorn besoffen), wird in die erste Garbe gelegt und wenn abgedroschen ist, ins Ofenfeuer gemorfen, damit der Wilschneider den Feldern nicht schade. Ein solches geweihtes Antlasei wird auch getheilt, eine jede Hälfte in Leinwand gewickelt und dadurch die eine Hälfte in den Pferdekalb, die andere in den Kuhkalb gelegt. In den oben (a) erwähnten, dem Vieh in den Varn gelegten Aehren thut man auch ein Antlasei. Panzer a. a. D. II, 212 fg. Wenn am Walstage die Kühe ausgetrieben werden, legen einige Leute in der Altmur ein frisches Ei unter die Schwelle und bedecken beides mit Rosenblüthen: das schütz vor Hererel. Mannhardt a. a. D. S. 137. 11. Herrn führen in Tierfischen nach England (d. i. das Land der Seligen) und das Ei selbst stammt daher (Mannhardt a. a. D. S. 414 fg. 418).

d) Milch und Honig. Milch ist das Opfer für die Elbe, zumal dem Hausgeiste wird eine Schüssel Milch in einen Winkel gesetzt (Mannhardt a. a. D. S. 53) und auch dem Marienläufer, dem Boten der Holda (ebendaf. S. 355). Für die Bergmännlein wird ein Fischgen gebodt, Milch und Honig darauf gesetzt und in die Ersche

32) Im Bernerlande scheint man dem Winde Wein und Oßja zum Opfer ausgegossen zu haben (Kocholj a. a. D. II, 166), in Baiern opfert man ihm Wehl (Panzer a. a. D. II, 528; Grimm, Myth. S. 602); vergl. Mannhardt a. a. D. S. 218.

das Blut einer schwarzen Henne getropft (Grimm, Deutsche Sagen I, 48. Nr. 38).

e) Speisen. Von den Frauen im Gefolge der Abundia sagt Guilielmus Alvernus: „Dicunt has dominas edere et bibere de escibus et potibus, quas in domibus inveniunt“ (Grimm, Myth. S. 264, vergl. S. 1011; Wolf a. a. D. II, 273). In der Verdnacht opfert man „der Verdt Eris und dem Etrelein“ (v. d. Hagen's Germania I, 349). Das Fest der Verdnacht mußte durch eine allhergebrachte Speise begangen werden, Brei und Rükke. Nach Michael Dehaimer reitet und führt das Schrecklein auf dem Vieh, man richtet ihm in der Verdnacht seinen Tisch an (Rone, Anzeiger 1835. S. 44*). Schon oben S. 400 wurde angeführt, daß Oddr Sindr ein aus einem gekochten Eiere so bereitetes Mahl, wie für seine theuersten Freunde, dem Freer gab. In Skandinavien brennt in der Julnacht und am Neujahrsabende in jedem Winkel des Hauses ein Licht, Alles ist gekocht und gereinigt und alle Thüren stehen offen für die etwa einkommenden Alfen. Die Speise wird nicht von dem Tische genommen, sondern bleibt die ganze Nacht stehen, auch eine Dese mit Bier wird auf die Tafel gestellt (Lolensk rekentynt p. 113; Wolf's Zeitschrift III, 123; Ooe Thomsen, Nordens Julefest p. 25. 26). Als Olaf's des Heiligen Stalbe Eighvat auf einer Reise nach Gotland in einem Hause um Nachtsberge bat, vertrat ihm die Hausfrau den Weg und wehrte ihm den Eintritt, da sie ein Alfenopfer vorhabt (Heimskr. Olafs s. h. h. c. 92); f. Mannhardt a. a. D. S. 725.

f) Gold, Silber, Kleidungsstücke. Es ist schon oben angeführt worden (f. Note G), daß Jarl Hakon, als er die Thorgerdr Hörgabruder dem Eigmunde Breitschön günstig stimmen woll, diesem sagt: „daß sie ihr einige Gaben darbringen sollen und dieses Silber auf den Stuhl vor sie legen“. In der jüngern Olafs s. Tryggvas. c. 173. p. 76 ist ebenfalls von Gold und Silber und schönen Kleinoden als von Gegenständen des Opfers die Rede. Zwergen stellt man Schuhe zum Opfer hin (Kochol. I, 378). Ein durch die Wichtelmännchen wieder zum Wohlstande gekommener armer Schuster in Eidswege stellt jedem derselben schöne Kleider hin, womit sie sich bekleiden und verschwinden (Kunfer, Hess. Sagen S. 53 fg.).

g) Blumen. Um dem zweiten Oftertag aus dem in Heilstein umweid des Rigners gelegenen See süßendes Wasser schöpfen zu können, muß man einen Strauß von Frühlingsblumen als Opfer hinlegen; aber auch zu andern Zeiten wagte Niemand aus Furcht, die Gottheit zu erzürnen, in diese Quelle ohne ein solches Opfer hinabzugelien (Kunfer a. a. D. S. 258 fg.), und das nahe gelegene Dorf Hülgershausen mußte, wie schon (S. 332) erwähnt, jährlich einen Strauß Walblumen dem Kloster Germerode schenken. Bei dem Opferspiele am Wege von Bauerbach nach Marburg pflegen die Landleute nicht vorbeizugehen, ohne eine Blume darauf zu legen, denn sonst habe man Unglück (mündlich). Auch die in Hessen hin und wieder übliche Beträgung der

Brunnen am Johannisstage mag in den Kreis dieser Opfer fallen (Kunfer a. a. D. S. 253 fg.).

§. 9.

Die Opferhandlung.

Hierüber gewähren uns fast nur die nordischen Quellen Kunde.

Die unblutigen Opfer durfte jeder Hausvater, selbst der einzelne Mensch, ohne besondere Vermittelung eines Priester's darbringen. Dagegen die blutigen Opfer pflegte nur die Gesamtheit des Volkes, des Hauses (also eine Tempelgemeinde) darzubringen, jedoch nur unter Vermittelung der Priester und Priesterinnen und eines Opfershäuptlings, der dem Opfersmahle, das regelmäßig damit verbunden gewesen zu sein scheint, vorstand. Nicht selten begegnen wir auch von Einzelnen dargebrachte blutige Opfer, wie man es aber mit diesen hielt, geht aus den Ueberlieferungen nicht sicher hervor, doch scheint die Mitwirkung der Priester nicht gescheit zu haben, und die S. 402 angeführte Stelle aus Frosta P. L. IX. §. 12 schreibt ausdrücklich bei dem Freilassungsgebote vor, daß dem dabei gesprochenen Widder ein edelgeborener Mann das Haupt abschneiden und der geschnittene Herr des Freigelassenen die Halslösung von seinem Gasse nehmen soll.

Aus Meister Adam's Beschreibung des großen Opferschiffes zu Upsala läßt sich schließen, daß vorzugsweise männliche Thiere zum Opfer gewählt wurden; denn mit derselben stimmt nach Grimm, Myth. S. 47, auffallend eine Episode des Reinardus, der sein volles Jahrhundert nach Adam gekühtet wurde. Zur Hochzeitsfeier eines Königs sollten nämlich die Männchen aller vierfüßigen Thiere und Vögel geschlachtet werden, Hahn und Gansfert waren entlassen (Reinb. Buchs LXXXIV). Grimm sieht darin, wie in der Beschreibung Adam's, eine uralte Opfersage, die noch im 11. und 12. Jahrh. verbreitet war, und wovon selbst ein Rindermährchen (Nr. 27 die Stadtmusikanten) etwas weist.

Nächst dem Geischichte wurde gewiß auch die Farbe des Thieres berücksichtigt; unter allen war die weiße die günstigste. Von weißen Hassen redet schon Tacitus Germ. 10, sowie die Weisthümer III, 301. 311. 831 und zahlreiche Sagen aller Orte; auch der opferfröhen war vermuthlich Redenlos weiß; noch in spätern Nechtenfäden ist Unwedderbarkeit schärferweißer Hesel ausgesprochen (Grimm, Myth. S. 48). Den unterirdischen Göttheiten scheinen jedoch vorzugsweise Opfertiere von schwarzer Farbe dargebracht worden zu sein. So wird es auch zu verstehen sein, wenn Saxo Gram. p. 16 berichtet: „si quidem propitiandorum numinum gratia, Froe Deo rin divinum efureis hostiis fecit;“ denn Froe (Freer) war, wie schon bemerkt, auch ein Totengott. Nach einer heissen Volks-sage gekühtete der Teufel Niemandem, den von ihm gebüeten Schap zu beben, außer wer ihm einen schwarzen, genau ein Jahr und einen Tag alten Geißbock darbrachte. Einen Schäfer, der unter einer Egge festgebunden war, wollte der Teufel nicht eher losgeben,

als bis ihm ein schwarzes Lamm dargebracht ward (Grimm, Myth. S. 961). Dem Wassergeiste wurde in Netzezen, wie oben angeführt, ein schwarzes Lamm dargebracht, um von ihm in der Ruffst unterrichtet zu werden, aber auch ein weißes Böcklein (Grimm, Myth. S. 461).

Die zum Opfer auserwählten Thiere scheinen man auch durch ein eigenes Verschicken diesem oder jenem Gott zugewiesen (vergl. die S. 386 angeführten Ausdrücke) und zum Opfer ergemäht zu haben. Jenes geht aus der Flömannsa saga s. c. 21 oder vielmehr aus einer Variante dazu hervor. Von dem zum Christenthum übergetretenen Thorgil fordert der Gott Thor, nach vergeblichen Ansehungen in Träumen wieder zu ihm zurückzukehren, endlich auf einer Fahrt nach Orömland sein Gut von ihm zurück. Thorgil überlegt, wie es damit stehe, und entsinnt sich nun, daß dies ein Ochse war, der damals war ein Kalb gewesen. Aus der Variante geht aber hervor, daß das Thier mit einem eigenen Kennzeichen (kanna) dem Thor zugewiesen war. In dem ältern isländischen Kirchenrechte (c. 1123), Sturlunga saga III. c. 85 heißt es: „Da verheißt Jemand heidnische Blute, wenn man sein Gut einem Anders nicht, als Gott und seinen heiligen Männern.“ Das Rästen ergibt sich schon aus dem S. 401 angeführten Bindunder Weisthume, sowie aus der (ebenfalls) ausgehobenen Stelle der Hervararsaga; auch in der Ynglinga saga c. 30 ist von einem zum Opfer bestimmten Ochsen die Rede, der alt und sorgfältig gefüttert war. „Wahrscheinlich war auch darauf zu achten, daß das Opferrhier vorher nicht zu menschlichem Gebrauche gedient, z. B. das Rind noch nicht im Pfluge oder Wagen gezogen hatte. Denn solche Fohlen und Kinder fordern unsere alten Rechtsdenkmale zu feierlichem Landvererbe oder Todtschlägen der Marksteinsvererber.“ Grimm, Myth. S. 43.

Dem Opfer selbst ging eine Opferschau voraus, und wenn dasselbe in einem Menschenopfer bestand, so scheint in gewissen Fällen dabei das Loos entscheiden zu haben, und zwar ob der dazu bestimmte Mensch überhaupt geopfert werden sollte, oder, wenn es mehr waren, um zu erfahren, welcher der Göttheit genehm wäre. So erzählt der von Ariovist gefangene, von Caesar den Römern entrichtete C. Val. Procillus Caes. De bello gall. I, 53: „is se praesente ter sortibus consultum dicebat, utrum igni statim necaretur, an in aliud reservaretur: sortium beneficio se esse incolumem.“ Sponius Apollinarius berichtet in der schon (S. 397) theilweise angeführten Stelle Epist. VIII, 6 von den Sackhen, wenn sie nach einem Raubzuge in Gallien deutetelaben und mit ihren Gefangenen wieder zu Schiff gingen: „mos est remeaturis decimum quemque captivorum per aequales et cruciarias poenas plus ob hoc tristi, quod superstitioso ritu necare superque collectam turbam periturorum mortis iniquitatem sortis aequitate dispergero; talibus se ligant votis, victimis solvant.“ In Meuin's Vita s. Willibrordi c. 10 (Acta Bened. sec. 3, I, 309) wird von dem Griesenlonige Rabod erzählt, als der heilige Willibrod mit seinen

Begleitern das Heiligthum des Fostie verlegt hatte (f. o. S. 389): „qui nimio furore aenocens in sacerdotem Dei vivi suorum injurias deorum ulcisci cogitabat et per tres dies semper tribus vicibus sortes suo more mittebat, et nunquam damnatorum sors, Deo vero defendente snos, super servum Dei aut aliquem ex suis cadere potuit, nec nisi unus tantum ex sociis sorte monstratur martyrio coronatus est.“ Die Vita Willibrandi c. 6—8 (Acta Bened. I. I. p. 343 seq.) berichtet drei Beispiele von frischen Knaben, die zum Opfer ausgelost seien. Und die Gautreks saga c. 7 (Fornm. sög. 3, 31) meldet: „König Bilar segelte nordwärts von Agdir nach Hördaland und besam bestigen Gegewind; da füllten sie den Spann um günstigen Wind, und es fiel so, daß Odin einen Mann verlangte, der ihm zum Opfer aus der Mannschaft durch das Loos bestimmt und gehängt werden sollte. Daraus warfen sie das Loos und es kam heraus das Loos König Bilar's.“ Das Loosen geschah im ersten Falle durch Kneuen, im letztern Falle, indem jedes Loos mit der Marke der Betheligenen, oder, wie es Silkenron und Rällen heist zur Kneuenliste, S. 31 fg. aus den formelhaften Ausdrücken der ags. Andreastlegende (v. 1100—1105) und aus dem ags. Runenliede über die Rune Bar (Yr) sehr wahrscheinlich machen, indem das die Todesweise aussprechende Looszeichen mit dem für T (Yr), welches das Todeszeichen war, differenzirt ward; unter Anrufung und Beschwörung der Götter und andern Weissgebräuchen mußten die Priester oder die zum Opfertode Bestimmten die Loose aufnehmen.

Es scheint, daß man sowohl Menschen als Thiere zum Opfer schmückte; denn schon Strabon berichtet VII, 2, daß die einbrischen Priesterinnen die Kriegesgefangenen, aus deren Blute sie weisagten, befruchteten. Völkgehörnter Kühe gedient die Thrymskv. 25 und die Helgakv. Hörvarðs s. 4, nach der Gautreks s. c. 6 besaß ein Bauer Namens Relm einen großgehörnten Ochsen, dessen Hörner gezeichnet waren mit eingestemtem Golde und Silber, und zwischen ihnen war eine Kette, woran drei Goldbringe hingen. Reichlichen Schmuck und Zierath pflegten unsere Ahnen auch den Tempelrossen in Mähne und Schweif zu stecken, so daß sie den geschmückten Leichenrossen gleichen (Kochol; a. a. D. I, 115); das Haupt des Zulebros schmückte Rosmarin und eine Citrone zierte seinen Nacken, und der Schmuck des als Entreepfer dargebrachten Getreidebüschels deutet Gleiches an (vergl. den Esward und Galmbed bei Panzer a. a. D. II, 215, 227).

Bevor das so auserwählte und geschmückte Thier geopfert wurde, pflegte man es allem Anscheine nach durch die Ketten der Verklammerung, wie das oben angeführte lautenbacher Weisthum vertritt, zu fuhren; dann wurde dasselbe vor den Götterbildern geschleppt (jüngere Olafs s. c. 173 a. a. D. II, 76), bei welcher Handlung, wenn man die Beschreibung des Thieres IV, 27: „ceterum nemine, quae in ejusmodi ritibus libatoris fieri solent, multiplices sunt et inhonestae, ideoque melius reticendae,“ hierher ziehen darf, bestimmte Gesänge üblich

waren. Ihr Blut wurde in dem Opferessel aufgefangen, mit dem Blutweize über die Altäre (oder den Opferbaum), die innen und außen Tempelwände, das Grot (als Lebensmittel), sowie über das verammelte Volk gesprengt (Eyrbyggja s. c. 4; Kjalnestoga s. c. 2; Hakonar s. göða s. 16; Ynglinga s. c. 18; Hervarar s. c. 1. 9. 12; Olafs s. ens helga, odd Munek und Unger c. 94; Heimskringla c. 113; Hyndluljóð 10). Nachdem das Fell abgezogen und das Haupt abgeschnitten war, welches letztere, nach der S. 404 angeführten Bestimmung des Frosta P. I. IX. §. 12 zu schliefen, nur ein Schlegeborener vornehmen durfte, pflegte man beide Stücke an die heiligen Bäume des Tempels oder der Opferstätte aufzuhängen³²⁾, und die S. 402 angegebene Nachricht Gregor's belehrt uns, wenigstens in Betreff der Häupter, daß man unter Abingung gewisser Wehlieder um dieselbe herumtanzten pflegte. Daß ferner die Häupter überhaupt nicht verbrät, sondern vorzugsweise dem Gott geweiht wurden, bezeugen nicht nur die bereits angeführten Nachrichten des Tacitus Annal. I, 61 und des Agathias (S. 399), sondern auch das, was oben über die Nos- und Eberhäupter beigebracht wurde; sowie ferner die von Gregor dem Großen Ep. 7, 5 an die Brunnhilde gerichtete Ermahnung, bei den Franken zu verhindern: „ut de animalium capibus sacrificia sacrilega non exhibeant.“³³⁾ vergl. Conc. Aurel. a. 541 can. 6: „si quis christianus, ut est gentilium consuetudo, ad caput cunicumque serae vel pecudis — juraverit.“ Ueber das Aushängen des Fells gibt Verantend c. 5 die bestimmte Nachricht: „huic (Martii) praedidae primordia vovebantur, hinc truncis suspendebantur carvinae.“³⁴⁾ Außerdem brägen wir aber noch eine in vieler Hinsicht merkwürdige Nachricht in der Vita s. Barbati (Act. sanct. 19. Febr. p. 139): „Das langobardische Volk ist bereits getauft, aber dennoch hing es an dem alten Brauche des Heidenthums: „quin etiam non longe a Beneventi moenibus devotissime sacrilegam colebant arborem, in qua nupeno corio cuncti qui aderant terga vertentes arbore celeriter equitabant, calcaribus cruentantes equos, ut unus alterum posset praeire, atque in eodem cursu retroversis manibus in corium jaculabantur. Siquae particulam modicam ex eo comedendam superstitione accipiebant. Et quia stulta illis perolebant vota, ab actione illa nomen loco illi, sicut hactenus dicitur votum imposuerunt.“³⁵⁾ Nach einer Vermuthung Abel's (Geschichtsforscher der deutschen Vorzeit, VIII. Jahrg., Paulus Diaconus S. 249), der auch Grimm bestimmt, ist aber durch Unkunde des lateinischen Schreibers votum aus dem teutschen Wödan geändert, dem zufolge dann der ganze Passus zur Erklärung erweitert warb. Vergl. auch Grimm, Myth. S. 516 fg.

Daß jedoch auch die Art des Erhängens üblich gewesen sein muß, wobei das ganze Thier an dem heiligen

Baume dem Gotte zum Opfer dargebracht ward, folgt aus Adam's Nachricht (S. 385). Aus derselben Nachricht ergibt sich ferner, daß diese Opferweise auch bei Menschenopfern, außer den bereits S. 398 angeführten, in Anwendung kam.

Das Fleisch der Opferthiere wurde in Kesseln, welche in den Tempeln über den mitten im Saughaufe zwischen den beiden Dankreihen auf dem Boden entzündeten Feuern hingen, gekocht (nie gebraten), wobei die Theilnehmer an dem Opfer suppanautar (Subgenossen) bliesen, „weil sie alle zusammen stotten“ (Gotlands L. Hist. I, f. c. Note 16). Dann wurden vermuthlich die edelsten Theile des gekochten Thieres, als Herz, Leber und Lunge, den Göttern als besondere Opfergabe dargebracht³⁶⁾; und ohne Zweifel stete diese Handlung den Hauptpunkt der ganzen Feier, woran sich Gebete und Gesänge knüpften. Das Sieden der Opferthiere, sowie das Brauen des Bieres und das Baden der Opferstuden lag wohl hauptsächlich den Priesterinnen ob, wie ihre Thätigkeit in den Frekenfäden, ihrem Ferkel, fund thut.

Das übrige Fleisch wurde, nachdem es dem alten Herkommen gemäß, wie die Hakonar s. göða s. 16 — 20 (vergl. auch Krijof'sa s. c. 9) sowohl ausdrücklich vorschreibt als auch andeutet, von dem Könige als Opfer- oder Tempelhauptling, oder in dessen Stellvertretung von dem Jari, von dem Hochsige aus in allerhöflichen Formen geweiht war, nebst dem Fette und der Träbs genossen (s. Hakonar s. göða c. 18. 19 und Olafs s. Tryggvas. c. 25), oben (S. 399).

Das Opferfest ging so in ein gemeinsames Opfermahl über, mit dem sich nach acht germanischer Weise ein Trunk verband. Dem Opfer- oder Tempelhauptlinge lag es auch hier ob, auch diesen, wie die Opferweise, zu weihen³⁷⁾ und unter feierlichen Trinksprüchen aus dem geweihten Becher eine Opfergabe darzubringen³⁸⁾. Derselbe galt theils den Göttern insgesammt, theils einzelnen. Namentlich trank man Odin's Vollbecher um Sieg und Macht für den eigenen König, Niörd's und Frey's Horn um rin gutes Jahr und Frieden; Viele pflegten auch Bragi's und ihrer Blut Freunde Becher zu trinken, sowie den der Freyja und des Thor, bei welchem letztern man das Hammerzeichen über dem Becher zu machen pflegte. Diese Becher trank man sich über die Feuer weg gegenseitig zu; solches Trinken wurde minni (Gedächtnis, Erinnerung) genannt und jeder einzelne Becher wurde als full bezeichnet (Hakonar s. göða c. 16. 18; Olafs s.

32) Vergl. auch was J. Grimm, Myth. 65, aus einem Bericht des 13. Jahrs. u. S. 67 fg. über den heidnisch verkehrten Weinbaum in Ratten anführt.

34) Diefes wird zwar nirgends ausdrücklich berichtet, aber man findet es sehr wahrscheinlich (s. Grimm, Myth. S. 50), da die Götter gleich den Weiden der Weise für bedürftig gehalten wurden. So sagt man dem Thorreithe zu Hunsberg täglich Brod und Fleisch vor sich, glaubte, daß es solche verzehe (Note 7) u. dgl. m. 35) Wenn die jüngere Olafs s. h. h. c. 104. p. 237 einmal berichtet, daß in den vier Thölen von Zaukrifundheim zwölf große Bauern abwechselnd den Opfern vorstünden, so geschah dies entwehungsweise, da die Könige dreizehn von dem alten Glauben abgefallen waren. 36) si signa solitis ok allan blótmatan und c. 16. h. fyrir minni sagt die Hakonar s. göða s. 18, dem signa solitis entspricht das poculum signare im Balsamus 225.

aus belga c. 92 edd. *Munch* og *Unger*, Fornm. sögur 4, 102; Heimskringla c. 113; Herrauðar s. c. 12; Fornald. sögur 3, 222. 223). Name und Sitt dieser Minnetänze war allen teutschen Volkstämmen gemein. Nach der Beschreibung traten an die Stelle der heidnischen Götter christliche Heilige. Nach der ältern Olafs s. *Teggs* v. c. 21 (ed. *Munch*) fordert der dem Könige erscheinende heilige Martin, daß fortan Thor's, Odin's und der andern Asen Minne ihm getrunken würde. In Teutschland begegnet uns außer des Martinus Minne die des Johannes, Stephanus und Gertrud, auch die Christus und der Maria (s. Grimm, Myth. S. 53 fg.). Sehe häufig werden in den nordischen Quellen bei den Opfersfeiern auch feierliche Gebüde erwähnt, welche man besonders häufig bei dem Tragabedder oder Frey's Stühn erbte ablegte (Helgakv. Hiorvarðs. 30; Hervarar s. c. 14 u. 6.).

In den nordischen Sagen begegnet einige Male ein Göttingenopfer (daablot), wobei vorzüglich Frauen thätig gewesen zu sein scheinen. Nach der Eddas s. c. 9 sind sie damit beschäftigt, Götterbilder zu baden, mit Del zu schmieren und Lächern zu trocknen, während die Könige auf dem Hochsitz sitzen und trinken. Durch Freidhofs Schuld fällt ein gebadener Baldr ins Feuer, was ergreift noch zwei andere, gleichfalls mit Del beschmierte Götzen und das Haus geht in Flammen auf. Nach der Hervarar s. c. 1 war zur Herbstzeit ein großes Göttingenopfer bei König Alf; seine Tochter Alfbilde geht zum Opfer und während sie des Rachts den Altar der Göttin (hörge) mit dem Opferblute röthet, wird sie von Stiefbruder entführt. Die Ynglinga s. berichtet c. 33, daß König Attil, als er bei einem Göttingenopfer zu Upsala um den Saal¹⁾ rit, fiel und sich dabei den Schädel zertheilte. Von einem solchen Opfere ist ferner die Rede: Egils s. Skallagrímssonar c. 44 (p. 205 u. 207) und Viglólms. c. 6. p. 338. Das große Opfer, welches zu Upsala zu Richtmessen gefeiert wurde, war ebenfalls den Göttingen geweiht und führte auch später in Schweden den Namen Disajung (s. *Thre*, Glossarium Sivo-Gothicum s. v. *disa* und *Schlyter*, Glossar. zu Upl. L. s. v. *disajung*). Von einem Eisenopfer (Alfblot) ist in der Kormaks s. c. 22, jüngere Olafs s. h. c. 86 die Rede; aber über den Hergang desselben erfahren wir nichts Näheres.

Durch diesen gemeinsamen Genuß von Speise und Trank nahm das ganze Fest den Charakter eines heitern Mahles an, und daher hieß im Norden das Opfermahl (blótveizla) auch godeszu Opferfeste (blótlagmadr). Wie denn schon Tacitus Annal. I, 50 bei des Germanicus beschleunigten Ueberfall der Marcen meldet:

37) „um saltem, oder wie *Reyfer* s. a. D. S. 92 meint, durch denselben blutreich. Allein dies ist nicht nur an sich sehr unwahrscheinlich, sondern wird es auch vollends dadurch, daß ein dreimaliges Reiten um die Kirche (— heidnischen Tempel) nach in Belgien und Schwaben nachweisbar ist (Woll, Weidage II, 406) und in Niederbairern von Wänera und Francon dreimal um die Kirche die heiligen Feindbar geritten wurde, und zwar mit einem Theile der Opfer, welche man dem Heiligen darbrachte (Vauzger, Beitrag II, 32).

„etenim attulerant exploratores festam eam Germanis noctem ac sollemnibus epulis ludricam.“ Ja die Denkmale des Nordens bezeugen sogar ausdrücklich, daß mit denselben festliche Spiele aller Art verbunden waren. Es berichtet Saxo Grammaticus p. 104, daß Starfader sich von Upsala zu König Gafon nach Dänemark begeben habe: „quod apud Upsalam sacrificiorum tempore constitutus, effoeminatos corporum motus, scenicosque mimorum plausus, ac mollia nolarum crepitacula fastidiret.“ Und die Holmverja s. bemerkt c. 22: „Da nahm man die Spiele auf und sie hielten an bis aber Juni“. Dabei erinnerte man sich des S. 396 angeführten agl. lác, welches ursprünglich die das Opfer begleitenden Tanz und Spiel bezeichnet, und erwäge die sogleich anzuführenden kirchlichen Verbote und Verordnungen, welche ein Gleiches bezeugen, sowie die vielsachen Tänze, Spiele und dramatischen Darstellungen, welche die teutschen Götterfeste, die Einführung des Sommers oder Maïs u. dgl. m. begleiteten.

Auf diesen Festen und Spielen geht die frohe, heitere Seite der Vorzeit hervor und letztere bezeugen mannichfaltige, aber unanwendet gebliebene Kräfte dramatischer Darstellungen, von den ersten Anlagen griechischer oder römischer Kunst verglichen werden dürfen (Grimm, Myth. XV).

Das einzige Beispiel von einem in einem Tempel gefeierten Opfersfeste bietet für Teutschland nur die oben aus *Gregor. Tur. Vitae patr.* 6 angeführte Nachricht über den heidnischen Tempel zu Coin in den Worten: „in quo Barbaris opima libamina exhibens usque

38) Dann halle man noch die offenbar an die Stelle der alten heidnischen Opfersfeste getretene Disajung in der Darstellung aus 1. c. 13. Einer der vornehmsten ansehnlichen Hauptplätze eröffnen dieselben förmlich im Auftrage des Reichers Ingimundr, bei dem die Priester kausen, und brachte die Trankbrüder aus: ganz wie eben bei den Opfermahlen. Dann heißt es: „Da war ein viel Karm und Fröhlichkeit, ganz Unterhaltung und allerhand Spiele, sowohl Tanzspiel als Ringen und Sagen-Unterhaltung. Da tranken Reben weile und sehr Reiche beim Mahlmahl gefeierten, denn da sollte jeder Schmecker aus Disajung sein. An Reklamation war damals die Beschaffenheit des Landes so gut, daß da die Acker nie unfruchtbar waren, so daß da immer gutes Wehl gebraucht wurde zu einer oder der andern Herrlichkeit. Da hielt man auch aus die zur Disajung bei diesem Mahlmahl und allerhand Spiele wurden gehalten, in dem werden Sagen erzählt. Heiligt von Gaimarum erzählt die Sage von Disajung und Willig Kreuzen, und von Olaf, dem König der Breislante, und von der Hagerbrückung des Thraum, und von Fremundt Gerderson, und dann viele Verse. Mit dieser Sage war aber König Hervert unzufrieden worden, und er saß, solche Kagerlagen fern unterhalten; aber doch können Nicht ihre Geschehnisse auf Fremundt zurückführen. Der Priester Ingimundr erzählt die Sage des Ernt Barnerstall, und viele Verse, und ein gutes Gedicht am Ende der Sage, daß er selber gemacht hatte.“ *Wauerer* s. a. D. II, 426 fg. Man erwäge allenfalls auch noch *Eyrbjugga* s. c. 43, welche erzählt: „Das war die Götter-Verdöpfung, daß sie Wallfeste hielten um den Beginn des Winters (als verträumt) ahead, also zu verstehen Zeit, wo das große Opfer gefeiert ward) unter Dred, fütlich nach Kneer; zu heist es hütten Leikacala veller (Obere der Tüchle hütten), und die Leute kamen daher aus der ganzen Umgegend; da waren große Spielstätten errichtet; die Leute nahmen da, und saßen da einen halben Monat oder länger.“

ad vomitum cibo potuque replebatur.“ Allein bei der Beschreibung wurden, wie im Norden, die heidnischen Opferfeste in christliche Feste umgewandelt, wie der schon oben theilweise angeführte Brief Gregor's an Mellitus (*Beda*, *Hist. eccles.* I, 30) vorschreibt, indem derselbe also fortfährt: „Et quia boves solent in sacrificio daemonum multos occidere, debet eis etiam hac de re aliqua solemnitas immutari; ut die dedicationis, vel natalitii sanctorum martyrum, quorum illic reliquiae ponuntur, tabernacula sibi circa easdem ecclesias, quae ex sanis commutatae sint, de ramis arborum faciant, et religiosi convivii sollemnitate celebrent, nec diabolo jam animalia immolent, sed donatori omnium de satietate sua gratias referant; ut dum eis aliqua externis gaudiis reservantur, ad interiora gaudia consentire facilius valeant.“ Daß aber Gregor diese heidnischen Opfermahl der Angelsachsen nicht darum an die Kirchen knüpfte, um ihnen desto sicherer einen christlichen Charakter zu verleihen, sondern daß sie sich aus den in christliche Kirchen umgewandelten heidnischen Tempeln in die neben denselben errichteten Zelte stützen mußten³⁹⁾, beweisen folgende kirchliche Verbote auf teutischem Boden, welche uns für Teutschland nicht nur eines Gleichen versichern, sondern auch bezeugen, daß diese Opfermahl mit ihren Tänzen, Spielen und Gesängen sogar theilweise noch in den Kirchen selbst, wie einst im Norden in den heidnischen Tempeln, abgehalten wurden. Allgemein heißt es zwar in der Vita s. Eligii: „nullas saltationes aut choraulas aut cantica diabolica exerceat;“ allein das Stat. Bonifac. c. 21 bestimmt ausdrücklich: „non licet in ecclesia choros saeculares vel puellarum cantica exercere, nec convivia in ecclesia celebrare.“ Dazu halte man nun aus dem Indiculus superstitionum tit. V: „de sacrilegiis per ecclesias,“ und das Verbot aus dem Capit. 6, 196: „quando populus ad ecclesias venerit, tam per dies dominicos, quam per sollemnitates Sanctorum, aliud non ibi agat nisi quod ad Dei pertinet servitium. Illas saltationes (Geflüste) et saltationes, cantica turpia et luxuriosa, et illa lusa diabolica non faciat, nec in plateis, nec in domibus, neque in ullo loco: quia haec de Paganorum consuetudine remanuerunt.“ Diefes letztere Verbot bezeichnet also die gebräuchlichen Mißbräuche bestimmt als Ueberreste aus dem Heidenthume. Ein Gleiches bezeugt das Concilium germanicum c. 5 (vergl. Capit. 1, 128) und bezeugt zugleich, daß die heidnischen Opfer, wie bei den Angelsachsen, an christliche Heilige geknüpft und neben den Kirchen abgehalten wurden: „ut popu-

lus Dei,“ heißt es hier, „paganias non faciat, sed omnes sparcitias gentilitatis abiciat et respuat, sive profana sacrificia mortuorum, sive hostias immolatas, quas stulti homines iuxta ecclesiarum ritu pagano faciunt sub nomine sanctorum vel confessorum;“ vergl. Indiculus superstitionum tit. IX: „de sacrificio, quod fit alicui sanctorum.“ Auch bei den Westgothen mußten die aus den heidnischen Opferfesten in die Festtage der Heiden herübergenommenen Tänze und schädlichen Vierter wiederholt verboten werden, wie wir aus den Beispielen der Kirchenversammlung zu Toledo (s. *Monn.*, Geschichte des Heidenthums II, 191).

Aus der Meldung Gregor's von Tours, sowie aus den Angaben des päpstlichen Schreibens an Mellitus, den kirchlichen Verboten und Bestimmungen und dem aus dem Heidenthume herübergenommenen Minnetranke, ersehen wir also, daß bei den Angelsachsen und Teutschen die heidnischen Opfermahl nicht nur in den Tempeln selbst abgehalten, sondern auch in ganz ähnlicher Weise gefeiert werden ließen müssen, wie im Norden.

Wurden aber diese Mähl wirklich in den Tempeln abgehalten, so ist auch der Schluß nicht mehr abzuleiten, daß diese angelsächsischen und teutschen Tempel auch in gleicher Weise eingerichtet gewesen sein müssen, wie die nordischen. Ihr Umfang muß demnach ebenso bedeutend gewesen sein, wie im Norden, und wenigstens zur Ausnahme einer Tempelgemeinde ausgerichtet haben; dieselben müssen ferner ebenfalls mit Eichen und Buchenreihen versehen und, was auch ausdrücklich bezeugt wird, mit Götterbildern und Altären geschmückt gewesen sein.

§. 10.

Die Opferfeste.

Die Opferfeste waren zweifacher Art: 1) rein religiöse, welche alljährlich zu bestimmten Zeiten und, wie es scheint, in der ganzen germanischen Welt gefeiert wurden; 2) öffentliche und private, welche durch besondere Veranlassungen hervorgerufen wurden; wozu 3) noch die bei Beisagungen üblichen Opfer gerechnet werden können. Auch hier bieten und die reichen nordischen Quellen den sichersten Aufschluß, denen wir nur in der Kürze unsere teutschen Nachrichten und die Ueberreste, die in unsern Volksliedern und Gebräuchen haften geblieben sind, nachfolgen lassen können.

I. Rein religiöse Feste.

Es waren diese die drei großen Jahresopfer, deren Ursprung die Ynglinga s. c. 8. p. 13 auf Odin's Anordnung zurückführt. „Da sollte man opfern,“ berichtet dieselbe, „beim Eintritte des Winters für gutes Jahr (1 möti vetri til árs); aber mitten im Winter (at miðjann vetri) opfern für Wachsthum (til gröðrar); das dritte Mal gegen Sommer (at sumri): das war das Siegesopfer (sigrblót).“ Und hiermit stimmt, was auf Grimm, *Myth.* S. 38, aufmerksam macht, auf das Granaeset der Myth. überein, welcher dem tiefen Das über das Opferwesen der Bauern in Innerbrundheim

39) Erwägt man, daß die Opferfeste oft mehrere Tage dauerten, und daß dabei nicht nur eine Tempelgemeinde, sondern ein ganzes Volk versammelt sein mochte, und daß daher Ueberrachtungen geboten waren, was doch in den Tempeln selbst schwierig grüßlich, so muß man es nicht wahr seinlich finden, daß zu diesem Zwecke Zelte aufgeschlagen wurden (vergl. die oben angeführte Nachricht der Kyroggia s.) und daß Gregor's Vorschlag in dieß die christlichen Opfermahl verwandelt.

abgefastet wurde: „Das ist ihre Sitte, ein Opfer zu haben im Herbst (at haustum) und da den Winter zu begreifen (sagna þá vetr); ein anderes Opfer haben sie mitten im Winter (at miðjum vetri) und das dritte gegen Sommer (at sumri); da begreifen sie den Sommer (þá sagna þeir sumri).“ (Olafr s. h. h. c. 104.)

Diese Feste sind also hauptsächlich der Zukunft zugewandt und knüpfen sich an die drei Hauptabschnitte der natürlichen Erscheinung des Jahres — wie sie schon Tacitus kennt, indem er German. 26 der Eintheilung in Winter, Frühling und Sommer erwähnt⁴³⁾ —, in welche man nicht eintrat, ohne sie zu verherrlichen (denn unser Heidenthum war auf die Natur gegründet), und ohne sich zugleich der Gunst der Götter zu versichern. Ein heiliger Festfriede, während dessen alle Kriegen schwiegen, verließ den selben eine hebre Weihe (s. S. 4). „Der Besuch der Opfer scheint dabei“, wie Maurer a. a. D. II, 232 bemerkt, „als allgemeine Pflicht aber und jeder Staatsangehörigen betrachtet worden zu sein, und Meisler Adam's Klage (s. S. 393), daß die schwedischen Christen sich von der Theilnahme an denselben hätten freistellen müssen, mag hierin ihre Erklärung finden; doch möchte wol, wer einen eigenen Tempel besaß, die Feste in diesem abhalten“⁴⁴⁾. Erwägt man die Note 16 angeführte Nachricht der Gotlands L. Hist. I, so scheint es, als ob wenigstens Eins dieser Jahresfeste von dem ganzen Lande gemeinsam gefeiert wurde. Ueber diese drei Feste selbst läßt sich nun noch folgendes Nähere ermitteln.

1) Das Opfer, welches zu Winteranfang (at vetrótúttum) gefeiert wurde, scheint im Norden in die Mitte des Monats October gefallen zu sein, wo nach dem altnordischen Kalender, wie es auch noch heute bei dem nordischen Bauer der Fall ist, das Jahr mit dem Winter begann. Und da der Frühling als des Winters, der Herbst als des Sommers Ausgang galt, so führt dieses Opfer auch wol den Namen Herbstopfer (haustblót). Seiner Bestimmung nach geschah es zum Empfang des Winters und für gutes Jahr (til árs, pro annona ubertate), das kann aber nicht heißen, wie Maurer a. a. D. S. 232 meint, für guten Verlauf des Winters⁴⁵⁾, sondern das Opfer wurde entweder für

den Segen der Ernte gebracht, und war also ein Dankopfer und hatte die der Zukunft zugewandte Seite, daß der dankbare Mensch sich durch Darbringung seiner Gabe den Segen der Gottheit auch für das kommende Jahr zu erwerben hoffte; oder hatte der verfloßene Sommer eine Mildernde gebracht, so war das Opfer, wie aus dem Opferode des Königs Demaldr (Note 22) deutlich hervorgeht, ein Sühnopfer, und die Formel dafür war in diesem Falle: „zur Besserung des Jahrgangs (til árbótta)“, wofür die jüngere Olsa s. h. h. c. 101 (s. oben S. 390) den Beweis liefert. Dies Opfer war also namentlich ein Erntefest und galt den Gottheiten der Ernte, von denen letztere Stelle ausdrücklich Thor, Odin, Freya und die Asen, den Freyr aber die Gisle s. Sursönar 1. p. 27 nennt. Die Vignagläms s. 6 erwähnt auch ein Götinnenopfer. Wahrscheinlich waren mit diesem Opfer außer den üblichen Göttern auch Spiele verbunden, wie die Note 38 angeführte Nachricht der Eyrbyggja s. beweis, und wenn man derselben folgen darf, so dauerte das Fest wenigstens einen halben Monat.

Dieses Opfersfest wegen hieß nach dem Skaldskaparmal der Monat October gormánuðr, nach der Ausweidung der geschlachteten Thiere benannt⁴⁶⁾, bei den Schweden blótmanad, slagtmánad; bei den Angelsachsen aber galt blótmanad für November, bei den Niederländern slachtmánuke für December, bei den Friesen noch heute slaachtmánuke für November (Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 56 ff.). Hiermit vergleicht man den Namen „Nordnacht“, wodurch unsere Sagen die ursprünglich religiösen Danfeste und Opfermahl bezeichnen, die man dem Erntegott zu Ehren feierte.

Nach der Beschreibung blieben aber, wie zahlreiche nordische Nachrichten bezeugen, die alten Festmahl, indem man sie zu Kirchspielfesten machte und ihnen den allgemeinen Namen Bier- oder Trinkselten (mangata-úfir) gab. Es sind ganz die deutschen Kirchmessen (Kirchen), die ebenfalls aus diesem heidnischen Erntefeste hervorgegangen sind⁴⁷⁾, dann von der Kirche geweiht wurden und bis heute die größte Fest- oder Gastzeit der deutschen Bauern sind (Weinhold, Altn. Leben S. 466).

Zahlreiche Ueberreste dieses heidnischen Festes sind uns in Teutschland außerdem in unsern Erntegedräuchen geblieben, deren mythische Bezüge sich hauptsächlich um den Aehrenschässel bewegen, der unter dem Namen Rothalm, Bergadamskruss, Döwöl oder Bögeltien u. s. w. für Frau Wöde, Wodan und sein Ross oder die Vögel des Himmels als ein Opfer stehen blieb; ferner in der Feste des Martinisags (11. Nov.), der hier und da schon für Winteranfang galt u. v. a. Der alten Sachsen großes dreitägiges Opferfest fiel auf den 1. Oct. und wird auf den über die Thülinger an der Lufstung davongetragenen Sieg (im J. 530) bezogen (Witukind I, 2 Berg V, 423); noch in Lufunden des Mittelalters führt

40) Obgleich im Norden wurde diese Dreitheilung, noch die Viertheilung sehen zu können, sondern nur die Zweitheilung: Winter (vom 14. Oct.) und Sommer (vom 14. April an). 41) Die jüngere Olsa s. h. h. c. 212. p. 254 (Heimskr. c. 123. p. 182) erzählt von dem Hologogländer Sigurdr Thorstein: „Er war so gewohnt, so lange das Heidenthum währte, drei Opfer jedem Winter zu haben, eines bei Winteranfang (at vetrótúttum), das zweite am Mittwinter, das dritte gegen Sommer. Als er aber das Christenthum angenommen hatte, da behielt er dennoch die Gewohnheit in Betreff der Gastmähler: er hatte so im Herbst ein großes Freundemahl (vinabod), ein Julagast (jólábod) im Winter, und lud da abermals viele Männer zu sich ein; ein drittes Mahl hielt er auf Ostern und er hatte da auch viele Leute. So hielt er fort, so lange er lebte.“ 42) Wel bezogent Olsa s. h. h. c. 114 ein Opfer zu diesem Zwecke, aber im Mittwinter. „Später im Winter wird dem Könige gesagt, daß die Jannethröder zu Mari jährlich beidmale Zusammenkünfte hätten, und daß da große Opfer werden mitten im Winter: sie opferen da für Frieden und guten Verlauf des Winters (til friðar ok vetrarlaus göða).“

43) Tacit. l. II. s. 2. Opferzeiten. LXXXII.

44) Altn. got. excrementa intestinum. 45) Die dabei hin und wieder noch üblichen Blätknechte (Blätknechte im fassischen Oessungen genannt), von denen Panger a. a. D. S. 242 handelt, erinnern schon durch ihren Namen (S. 396) an die heidnischen Opfer.

diese hehre Zeit den Namen der *gemoínwooke* (Grimm, Myth. S. 1200).

2) Das *Wintwintropfer* (mit *vetrarblót*) wird ausdrücklich als das große Hauptopfer (hauptblót) zu Ulfala und der Thronder (jüngere Olafs s. Tryggvas. c. 162) bezeichn. Dasselbe wurde zu Anfange des Monats Thorri (= 14. Jan.) gefeiert, weshalb dasselbe auch *Thorrablót* heißen mochte. Den Namen des Monats und den Ursprung des Festes führt die Sage auf den König Thorri zurück. „Thorri war ein völgereiferer König, welcher über Gotland und Finnland gebot; ihm brachten die Dänen Opfer, damit Schnee komme und gute Schlittschubbahn, worin ihre Jahresherrlichkeit besteht. Dieses Opfer wird um die Mitte des Winters gehalten und daher hat der Thorremonat (Porrmanádr) seinen Namen (Hversu Noregr byggist a. 1; Fundinn Noregr c. 1). Dieses Fest ist identisch mit dem Julfeire (jól, jólaeizla, jólaböð, jólahall, jóladrykkja), bekannt als das höchste Fest bei allen teutischen Stämmen zur Feiert der winterlichen Sonnenwende, welche Feiert man selbst den Niesen und Unholden zuschrieb. Es dauerte nach ausdrücklichen Angaben drei Tage (Hákonar s. göða c. 15; jüngere Olafs s. Tryggvas. c. 162, vergl. mit c. 165. 166) und ward mit der höggundú“) „das war die Wintwinternacht“ begangen (Hákonar s. göða a. a. D.). Bei Einführung des Christenthums wurde dasselbe im Norden wie in England auf Weihnachten verlegt. Allmählig erhielt dasselbe die Ausdehnung von zehn Tagen; in Norwegen versteht man im weitern Sinne unter Jul die Zeit vom 24. Dec. bis 13. Jan. In Dänemark fiel dasselbe nach Thietmar von Merseburg nach der Theophaniaszeit, wie dessen Bericht über das große Opferfest zu Lebern bemerkt (s. unten).

Das Fest beruht sich wesentlich mit dem zu Winteranfang, denn man opferte da, wie die Ynglinga s. bestimmt, für Wachsthum (til gröðrar, pro feracitate), weil da die Sonne wiedergeboren ist, die den neuen Frühling bringen soll; anderntheils war aber da die Erde noch in der Haft der Winterzeiten, daher galt das Opfer auch til *vetrarfars göðs* (für guten Verlauf des Winters“). Deshalb sind die üblichen Formeln, außer til *gröðrar*: til árs ok friðar (für gutes Jahr und Frieden), til árðatrar, til friðar ok *vetrarfars göðs* (jüngere Olafs s. h. h. c. 102; jüngere Olafs s. Tryggvas. c. 165“). Dasselbe knüpfte sich insbesondere an den Cultus des Herar als Sonnengott. Daher wurde vor Allem der ihm geheiligte Sähneder vorgeführt, darauf Gelübde abgelegt und ihm geopfert; dem Gott zu Ehren ferner Zergerstalten aus Brod und Kuchen ge-

backen, wovon schon oben die Rede war. Von Menschenopfern, welche bei denselben til árs ok friðar dargebracht wurden, redet die jüngere Olafs s. Tryggvas. a. a. D. Heftspiele lehren auch bei dieser Veranlassung wieder (s. Note 38, sowie das S. 401 angeführte gothländische Opferpiel, das auf freier Bewg. nimm), und Besteuernde pflanzten sich gegenseitig Feindschäfte zu machen. So erzählt s. B. Egils s. Skallagrímss. c. 70: „Arinbjörn hatte ein großes Julgelag, er lud zu sich seine Freunde und die Bauern der Gegend; da war eine große Menschenmenge und ein gutes Wahl. Er gab dem Egil als Julgabe (át jóla-gröf) ein langes Gewand aus Seide gemacht, und reich mit Gold verdrämt, und ganz mit Goldknöpfen besetzt vornüber bis unten. Arinbjörn hatte dies Kleid machen lassen nach dem Wuche Egils. Arinbjörn gab dem Egil zu Jul eine vollständige Kleidung, neu gemacht; dazu wurde englisches Tuch verwandt von mancherlei Farbe. Arinbjörn gab mancherlei Freundesgaben auf Jul den Leuten, die ihn beimgelacht hatten“ (Maurer a. a. D. S. 235); s. Föstbráðra s. c. 48; Sturlunga s. VII. c. 19; IX. c. 50, und vergl. Hrólfis s. Gautreks. a. 2.

Die Feiert dieses Festes bei den Gothen befestigt ein glüchlich gereitetes goth. Juuleis, wobei es freilich zweifelhaft bleibt, ob damit der November oder December gemeint ist. Für England bezeugt dieselbe Beda in der Schrift: De temporum ratione a. 13: „Decembris Julii eodem quo Januarius nomine vocatur. Incipiebant autem annum ab octavo calendario Januarius die, ubi nunc natale domini celebramus, et ipsam noctem nunc nobis sacrosanctam tunc gentili vocabulo *Modranæle*, id est matrum noctem, ob causam, ut suspicamus, ceremoniarum, quas in ea pervigiles agebant.“ Der Julii entspricht dem goth. Juulois, die Modraneht druet auf einen das Julfest schmüdenden Cultus, von dem sich keine weitere Spur findet. Außer dem Juleber mit den darauf abgelegten Gelübden, wovon schon die Rede war, wird dieses Fest auch durch den mit dem Norden gemeinsamen sogenannten Julbloð, d. i. ein Holzfloß, der am Christabend ins Feuer gelegt und wo möglich brennend erhalten wird und durch vieles Andere bezeugt. Dieser Julbloð soll auch im Medienburgischen vorkommen; eine Urkunde aus dem 12. Jahrh. bezeugt denselben für das Münsterland und auch unsere Weihnachtsmärchen reden vom *Weihnachtsbloðe* (Grimm, Myth. S. 594).

Zahlreiche Ueberreste dieses Festes bieten uns ferner für Teutschland die Weihnachtsgebräuche dar in den entzündeten, jetzt zwar meistens erloschenen Feuern, den brennenden Lichtern, dem mit Stroh umhüllten Rabe, welches man mit seiner angezündeten Umhüllung von den Bergen herabrollte, nebst vielen andern, welches insgesamt auf den Frostfrost zurückgeht, sowie in den Umzügen der weiblichen Gottheiten der Zwölften, d. i. die zwölf Nächte zwischen Weihnachten und Drei-Königstag, also die alte Julzeit.

3) Das Opferfest zu Sommeranfang sollte seinen Namen nach in die erste Sommernacht (14. April)

45) höggundú Schicksalnacht, andernorts heißt dieser Ausnahmestern bald haukundú Solennacht, bald haukandú Fährtenacht, was ebenso dunkel ist als die Angabe, daß diese Nacht die Wintwinternacht (14. Dec.) gewesen sein soll. 46) Ober nach obiger Angabe: damit Schnee komme und gute Schlittschubbahn. 47) Daneben wurden aber je nach Bedarf die Götter auch noch um Güter ganz anderer Art angegangen; so opferte s. B. nach Snorra Edda p. 190 König Hálfon der Älte zu Wintwint um dreihundertjähriges Leben und lange Dauer seines Reiches.

fallen, die Witte aber bestimmt dasselbe auf einen Monat nach dem Thorablöß, also zu Anfang des Monats Göi. „Goi (Thor's Tochter),“ heißt es ferner Hyersu Noregr dygðist und Fundinn Noregr a. a. D., „verschwand und Thorst stellte das Opfer einen Monat später an, als er zu thun pflegte, weshalb man später den Monat, welcher da anfieng, Göi (= Februar) nannte;“ vergl. Landnámabók 4, 7. Dasselbe hieß daher Göi-blót. Diesen Zeitpunkt bestättigt die jüngere Ólaf's saga h. b. c. 76 (Heimskringla 2, 97), indem dieselbe über dieselb fest zu Upfalä, wo es gleichfalls das Hauptfest war, also berichtet: „In Schweden war das alte Sitte, so lange das Heidenthum dort bestand, daß ein Hauptopfer zu Upfalir sein sollte im Göi: da sollte man opfern um Frieden und Sieg für seinen König, und dahin sollten die Leute kommen aus dem ganzen Schwedenreiche. Es sollte da auch ein Ding aller Schweden sein. Da war auch ein Markt und eine Kaufverfammling und währte eine Woche. Als aber das Christenthum in Schweden angenommen war, da bließ da dennach das Verdrönding und der Markt. Nun aber seit das Christenthum allereit angenommen war in Schweden und die Könige nicht mehr in Upfalir sitzen mochten, da war der Markt verlegt und auf Ryndilmes (Mariä Lichtmes) gehalten worden; dabei ist es allseitig seitdem verblieben, und er währt nun nicht länger als drei Tage. Da ist das Ding der Schweden und sie kommen dahin aus dem ganzen Lande“⁴⁸). Die Verlegung auf Lichtmes entspricht der des Julefests an Weihnachten.

Seiner Bestimmung nach galt das Opfer um Sieg, daher es auch sigrblót hieß, denn jetzt nahte die Zeit zu den Herrfahrten, und das Opfer war mithin ein Witteropfer. Außerdem hatte es aber auch eine der Natur zugewandte Seite, denn es galt auch zur Begrüßung des Sommers und für gutes Jahr (es war also auch ein Frühlingsfest), sowie der Erhaltung oder Erlangung des Landbau und Weide schützenden Friedens. Dabei lautet die h. m. l. in der eben angeführten Stelle der jüngeren Ólaf's s. h. b. c. 75 (nach Fornm. sög.): „til ärs ok fríðrar, ok sigrs konungi sinnu.“ Welchen Göttern dasselbe galt, wird nicht bestimmt gemeldet, aber ohne Zweifel wol dem Órin für Sieg und gutes Jahr, wie die Ynglinga s. c. 8 ausdrücklich bemerkt. Es mochte aber auch zugleich den Götinnen gelten, wie der noch später in Schweden dafür erhaltene Name *disaröping* bezeugt (f. S. 407). Ueber die Dauer des Festes u. gibt der angeführte Bericht der Darfsage allein Auskunft.

Reiche Nachschänge dieses Festes sind und in den *Þaknastu*, Frühlings- und Sommergebräuchen erhalten, die sich theilweise mit den Weihnachtsgedäuchen berühren.

Außer diesen drei Jahresopfern gab es noch andere, die sich nach längeren Zeiträumen wiederholten. Thietmar von Merseburg und Adam von Bremen berichten näm-

lich von neunjährig wiederkehrenden Opferfesten. Der erstere meldet Chronicon I, 9 (Perk V, 739, 740): „Est unus in his partibus locus, caput istius regni, Lédérán (Hlêðrá) nomine, in pago, qui Sêlon dicitur, ubi post 9 annos mense Januario, post hoc tempus, quo nos theophaniam Domini celebramus, omnes conveniunt, et ibi diis suimet 99 homines et totidem equos, cum canibus et gallis pro accipitribus oblati immolant, pro certo, ut praedicti, putantes, hos eisdem erga inferos servituros, et commissas crimina apud eosdem placaturos.“ Es ist dies, wie schon oben angeführt wurde, ein Witteropfer, und daß dasselbe ein Fröblót war, geht nicht nur daraus hervor, daß in dieser Zeit vorzugsweise dem Freyr geopfert ward, sondern auch, daß nach Saxo Grammaticus p. 16 der Gotthe Habding dasselbe bei den Schweden einführte und zu Upfalä eintrichtete. Die Feyer derselben zu je neun Jahren feiert auch nach Adam's Bericht bei dem Opfer zu Upfalä wieder; ebenso die Menschen, Rösser und Hunde mit Ausnahme der Habichte oder Hähne. Daß ein neunjährig wiederkehrendes Festopfer eine beträchtliche Zahl von Menschen und Thieren kostete, hat nichts Unglaubliches, aber die hier angegebene große Zahl derselben mag mit dem letzten Opfer verglichen allerdings sagenmäßige Uebertreibung (denn dasselbe war bereits schon 100 Jahre vor Thietmar erschossen) und aus der Remnahl hervorgegangen sein, die in dem schwedischen ($9 \times 8 = 72$), wie in dem dänischen Opferfeste ($9 \times 11 = 99$) herrscht; und da wir der Habichte sonst nirgend als opfermäßig verdrächt werden und offenbar der angegebenen Grund des Thieropfers nicht stimmt, so ist J. Grimm's Behauptung (Myth. S. 42) vollkommen gerechtfertigt, daß Thietmar vermische, was bei Leichenbestattungen und zur Sühne geschah. „Doch ließe sich annehmen“ sagt derselbe S. 46 hinzu, „daß zur Sühne, gleich Menschen, unseßbare Thiere dargebracht werden durften, sowie Knechte, auch Hunde und Hassen dem verbrannten Leichname des Herrn folgten.“ — Adam's Bericht ist bereits S. 386 fg. 393 und 405 vollständig aufgeführt, so daß es nur noch des Scholion 137 bedarf: „Novem diebus commessiones et ejusmodi sacrificia celebrantur: unaqueque die offerunt hominibus unum cum ceteris animalibus, ita ut per novem dies 72 tant animalia quas offerunt. Hoc sacrificium sit circæ aequinoctium vernale.“ Hier ist noch die Zeit bemerktwerth, indem sie so ziemlich mit der ersten Sommernacht stimmt, in welche das Opferfest zu „Sommeranfang“ seinem Namen nach fallen sollte. Da dasselbe nach Adam ein Sühnopfer war, so mochte man wol die Vermuthung wagen, daß es das von Habding eingeführte Fröblót sei.

Die drei großen nordischen Jahresopfer fallen also sämmtlich in den Winter; denn im Sommer hatte man genug mit dem Felde und der Weide zu thun, oder die Länner schweiften auf dem Meere unter, im Winter aber pfleg man der begabigen Ruhe (*Tac. Germ. c. 15*) und der fröhlichen Schmaufe. Der Sommer fiel außer

48) Die S. 401 angeführte Note der Hervararsaga, welche von einem der Könige dargebrachten Witteropfer zur Jahresfeier (til árbót) am Anfange Schwachs erzeit, verwechselt dasselbe zwar mit dem Julefeste, bezeugt aber dabei doch die Abhaltung des Festes in dieser Zeit.

der Arbeit auch dem Rechtsleben zu, mit dem sich wiederum Opfer verbunden, und war, wie uns wenigstens für Island verbürgt ist, durch drei Dingversammlungen ausgedrückt: das Frühlingsding (vǫrping) in der Mitte des Mai, das Althing (alþing) in der Mitte des Juni, das Herbstding (haustþing) am Schlusse des Juli oder zu Anfange des August (Maurer a. a. D. II, 237). In Teutschland hingegen scheinen diese großen Jahresfeste sich mit den Volksversammlungen und ungebotenen Gerichten eng berührt zu haben, so verschieben ihre Zeit auch in den Welshümmern bestimmt wird.

Eigenthümlich teutsche, rein religiöse Feste, welche wenigstens größtentheils für den Norden nicht verbürgt sind, sind hauptsächlich: das Fest der Ostara und das Maifest oder die Pfingstfeier, die sich eng mit einander berühren und mit dem Waldbing mehr oder weniger zusammenfallen. Ferner im Wintersonmer *) das Fest der Sonnenwende auf Johannistag, zu welcher Zeit das Alterthum ebenfalls große Volksversammlungen hielt. Die überaus zahlreichen mythischen Belege derselben wegen sich hauptsächlich um die dramatische Einführung des Sommers oder Maies, um die zum Theil noch nicht ganz erloschenen heiligen Feuer, die durch Reiben entzündet auf Bergen, Marktplätzen und Straßen aufleuchteten und in die man besonders ausgedehnte Blumen und Kräuter warf; um das mit Stroh umschlozene Rad, das, in den Flammen jener Feuer entzündet, von den Bergen in das Thal hinabgerollt ward, ein Bild der nun abwärtsrollenden Sonne; um das Baden und Ausstellen großer Kuchen und Brode, das Springen durch das Feuer und um den frohllichen Reigen, den man um denselben schlang: Alles Ueberreste heidnischer Opferfeste. Das Aufzählreichste hierüber, sowie das weiter hierher Gehörige i. Grimm, Myth. c. XXIV. Von dem Herbstopfer, das sich mit dem Herbstding berührte, war bereits die Rede.

Schließlich verdient noch die Meldung Beda's in der Schrift: De temporum ratione c. 13 Erwähnung, welche und die Hefstifer zu Ehren der beiden Götinnen Eästre und Hreöe bei den Angelsachsen bei der Erldrung der nach ihnen benannten Monate fundthut: „Rhedmonath a dea illorum Rheda, qui in illo sacrificabant, nominatur.“ „Antiqui Anglorum populi — gens mea — apud eos Aprilis Esturmonath, qui nunc paschalis mensis interpretatur, quondam a dea illorum, quae Eostra vocabatur, et cui in illo festa celebrantur, nomen habuit; a cunus nomine nunc paschale tempus cognominant, consuetudo antiquae observationis vocabulo gaudia novae solemnitatis vocantes.“ Der Rhedmonath (Hredmonath) ist unser März und begegnet auch auf teutschem Boden (Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 84), ohne daß wir aber der angelsächsischen Hreöe versichert wären; die Eostra (Eästre) ist unsere Ostara.

49) Nur die asgl. Nachträge midsumor und midwinter fest uns erhalten; Eostur spricht zwar in der Olafs a. Tryggv. c. 72 ebenfalls von einem midsumarsblót, in der Thor handelt es sich aber um ein midvetrarblót, f. Maurer a. a. D. S. 237.

II. Öffentliche und privatliche Feste.

Wie die Hauptabschnitte der natürlichen Erscheinung des Jahres durch religiöse Feste und Gebräuche geweiht und verberichtet wurden, so auch alle wichtigeren Momente des gesammten Volks- und Staats-, sowie des Privatlebens; denn sie standen mit der Religion und dem Gultus in der innigsten Verbindung.

1) Öffentliche Feste.

Es begegnen nach den nordischen Quellen hauptsächlich:

a) Bei dem Amtsantritte eines Königs und Goden, f. die S. 399 angeführte Stelle aus der Horvarar s. und die S. 402 angeführte aus der Lidsvotnanga s., welche von Opfern reden, die bei diesen Gelegenheiten dargebracht wurden. Der Grund hiervon scheint der zu sein, daß der König wie der Gode weltliche und priesterliche Würde zugleich vereinigen, und daß von ihrem Verhältnisse zu den Göttern der Segen oder Unsegen des ganzen Landes abhängig gedacht wurde (vergl. S. 397). Ferner war es im Norden wie in Teutschland eine allhergebrachte Sitte, daß ein neuer König bei der Ueberrahme des Reiches auf der großen Heerstraße feierlich durch das Land zichen und dem Volke seine Freiheiten bestätigen mußte.

b) Bei ungebotenen und gebotenen Dingversammlungen, wie sich aus der Verbindung der Tempel mit den Gerichtshäusern (f. S. 5) und den verschiedentlich erwähnten Gerichtshandlungen ergibt.

c) Bei dem Beginne einer Schlacht oder nach derselben, entweder um den Sieg zu erbitten, oder um dafür zu danken; im ersten Falle ging nicht selten eine feierliche Todesweihe des Feindes voraus, worüber man den Artikel Gångnir nachsehe, sowie ferner Meister Adam's Meldung IV, 27, daß die Schweden, wenn Krieg drohe, dem Boden opferten, sodann des Tacitus Bericht über die Varusschlacht und Mehreres, was oben gelegentlich erwähnt wurde.

d) Bei Hungersnoth und sonstigen Calamitäten. Solche Opfer mögen vorzüglich dem Thor gedacht worden sein, denn Meister Adam meldet a. a. D.: „si pestis et famis imminet, Thor ydolo lybat,“ und mögen sich auch wol an die großen Herbstopfer angeschlossen haben, wie es wenigstens bei dem Opferte der Königs Demalbi, das in den Herbst fiel, sehr wahrscheinlich ist; allein erwähnt man den Opferte der Könige Dief Treteila und Harald (f. S. 397), die ebenfalls bei ausgetrochener Hungersnoth erwähnt werden, so scheint es, als ob man im Drange der Noth auch zu besondern Mitteln und außerordentlichen Opfern griff, wie denn auch diese Opfer nach ausdrücklicher Meldung nicht dem Thor, sondern dem Odin fielen.

Außerdem gab das öffentliche Leben noch zahlreiche Veranlassungen zu Opfern; so sei beispielweise nur noch erwähnt, daß man opferte für Vieheheist beim Volke (Landnámna 3, 16), und daß, als Athorvald bei der ersten Mission auf Island in einem Hause den Glauben

predigte, inzwischen die Hausfrau Hildgerd in demselben opferte, um diese Predigt unwirksam zu machen (Pörvalds s. c. 5; jüngere Olafs s. c. 133, f. Maurer a. a. D. I, 214), womit zu vergleichen ist, daß kurz vor der geistlichen Einführung des Christenthums derselbe die Gegner beschloffen, eifrige Gelübde an die Götter zu thun und zwei Männer aus jedem Landesviertel zu wählen, um sie den Göttern zu opfern, dafür, daß sie nicht das Christenthum über das Land kommen lassen möchten (f. S. 398); sowie ferner das oben S. 402 dem Wotan dargebrachte Opfer für Verhütung des Windes um Anjünden einer Kirche.

2) Privatliche Feste.

Sie begleiten fast das ganze Leben bis zum Grabe und in jeder Lage, in welcher der Mensch der Hilfe und des Schutzes der himmlischen Mächte zu bedürfen glaubte, wandte er sich mit Opfer oder Gebeten an dieselben. Sie brachte meist nur der einzelne Mensch oder die Familie dar und zwar entweder in dem Privattempel, sofern man einen solchen besaß, oder im eigenen Hause (vergl. das oben angeführte Beispiel von der Hildgerd und Olafs s. h. c. 92), oder an sonst einer geeigneten Stätte.

Die feierliche Handlung, mit der im Norden das Kind gleich nach seiner Geburt vom Vater oder dessen Vertreter mit Wasser begossen und mit einem Namen besetzt wurde, und wodurch es erst sein Recht auf das Leben erworben, scheint von seinem Opfer begleitet gewesen zu sein. Dagegen hat sich auf den Färöern bei der erste Wahlzeit der Wöchnerin der Ausdruck Kornengrüge (nornagreyrut) erhalten, und Weinhold a. a. D. S. 283 vermuthet, daß die Mutter hiervon den Schicksalsgöttinnen opferte, die beim Eintritt eines Menschen in das Leben ihre weisende und bestimmende Macht entfalteten. Sicherer aber sind Opfer:

a) Bei Eingehung einer Ehe, denn schon Meiser Adam sagt a. a. D.: „lydabatur . . . si nuptiae celebrandas sunt Fricconi (Freyr)“, wie denn auch der Ausdruck „den Brautkauf trinken“ (drekka brúðlaup) ein feierliches Mahl andeutet, bei dem Thor's, Odin's und Frey's Olaf getrunken (Herrauds s. c. 12) und auch wol Gelübde abgelegt wurden, wie bei den größeren Opfern (Hánsaporis s. c. 12). Zur Weiheur der Bräute diente Thor's Hammer (Hamarsheimt 30), und von bestimmt formulirten Gebeten, die man auch wol in dem Tempel zu sprechen pflegte, redet Holmverja s. c. 19: „Grimföll ging um Tempel der Thorgerd Hörgabrudr und wollte die Weisprüche wegen der Heirath der Thorbjörg sprechen“ (vildi mæla fyrir raðahag peirra Þorbjargar). Maurer a. a. D. II, 227. Wogu man noch aus der Harðar s. Grimkelssonar c. 16 füge: „Grimföll ging zu dem Tempel der Thorgerd Hörgabrudr und wollte die Ehe der Thorbjörg eingehen.“ Die Vermählungen pflegten auch wol nicht eher des ehelichen Umgangs zu genießen, bis sie durch Opfer erforscht, wie die Beschaffenheit ihrer Nachkommenchaft sein würde, denn sonst beschränkte man Unheil

(Ragnars a. Lodbröks s. c. 5). Die teutschen Gerbrüche f. bei Roscholz a. a. D. 2 LI fg.

b) Bei der Bekleidung. Die nordischen Quellen versichern und zwar der Weiheur des Scheiterhaufens mit Thor's Hammer (Gylfaginning c. 49), berichten aber Nichts von dabei hängenden Opfern, allein teutsche Gerbrüche setzen dies außer Zweifel; denn wol stehen aus ihnen, daß als Leidenopfer eine Kuh oder ein Ochse dargebracht wurde, von deren Fleisch sodann ein feierliches Leidenmahl gehalten wurde (f. Mannhardt a. a. D. S. 51 und oben S. 401), außerdem scheint man auch Rossmarin und Citrone dem Leidenopfer geopfert zu haben (f. meine Deutsche Heldensage I, 56).

c) Bei dem Erbschaftsantritte. Daß mit dem feierlichen Erbschaftsmahl (erfi, erföl), welches der Erbe zum Gedächtniß des Verstorbenen und zum öffentlichen Antritte der Hinterlassenschaft den Freunden und Nachbarn gab, stets ein Opfertisch verbunden war, ergibt sich aus Folgendem. Einmal erfahren wir aus der Eyrbyggja s. c. 54, daß das Erbmal, welches man einem Ertrunkenen hielt, die Wirkung habe, den Aufenthalt bei den freundlich zu machen; sodann meldet die Yagllaga s. c. 40, daß der Erbe, der beim Beginn des Mahles auf einem Schemel vor dem seit dem Tode des Verstorbenen leestehenden Hochstuhle saß, bei dem ihm dargebrachten Beder sich erhob, das Gelübde auf den Bragabecher ablegte, darauf den Hochstuhl einnahm und sich so in sein Erbe einsetzte; von Thor's und Odin's Männen bei derselben Gelegenheit redet die Þórsteins s. báarn. c. 9; endlich erfahren wir, daß in christlicher Zeit das Erbmal in ein Seelenmahl (sálud) umgewandelt ward, das man am 7. oder 30. Tage nach dem Tode abhielt und dem nach dem Gulapening. 23 der Priester bei Strafe beiwohnen mußte; auch in Teutschland wurden an denselben Tagen außer den Seelenmessen Schmausereien mit Spenden aus der Erbschaftsmasse gegeben (f. Schmeller, Bayer. Wörterbuch I, 410 fg.).

d) Bei der Besignahme von Land. „Die Besignahme von Land setzt nach isländischer Rechtsitte eine feierliche Feuerweihe voraus, für welche der Ausdruck at helga ser land, sich das Land heiligen, teilschlich steht“ (Maurer a. a. D. II, 229, vergl. auch oben S. 391).

e) Bei der Ackerbestellung. Einiges ist schon früher S. 403 fg. erwähnt; namentlich aber that die von Grimm, Myth. S. 1185 fg., mitgetheilte angelsächsische Hdt des untragenden, durch Fauter verderbten Acker die dabei üblichen heidnischen Opfer und deren Zusammenhang mit dem Tempelcultus fund.

f) Bei der Freilassung eines Sklaven. Wie die S. 402 angeführte Stelle Bestimmung der Frosta p. L., verglichen mit der der Gula p. L. §. 62, sollte bei dieser Handlung ein Freieibstier (freislö) bereiten und ein Widder geopfert werden.

g) Bei dem Zweikampfe, und zwar dem Holmgange (holmganga), der gesetzlich bestimmt war (nicht bei dem nach Belieben und Verträgen vor sich gehenden

einvigi), geschieht sowohl einer feierlichen religiösen Handlung als auch des Opfers bestimmte Wirkung. Nach dem Gelingen des Zweikampfes (holungsangalög) nämlich stellte ein Etüd Zeug (feldr), fünf Ellen im Durchmesser, an seinen Enden mit Wäden (hönsur) auf dem Boden befestigt werden, und derjenige, der die Vorbereitung traf, sollte so zu den Wäden gehen, daß er den Himmels sah zwischen seinen Beinen und sich an den Wädschappen hielt mit der Hornel, welche seitdem bewahrt wurde bei dem Opfer, welches man hönsabliót nennt. Der Wag ward dann, wie für die Gerichte an der Dingsstätte, mit vier Hufeisen als heilige Grenzen umhegt (Kormaks s. c. 10). Der Sieger opferte auch Dank ein Kind (i. S. 400). Vergl. Maurer a. a. D. II, 223 fg. und Reinhold a. a. D. S. 299 fg.

Außerdem sehen wir den Einzeinen auch in vielen andern Lagen des Privatlichen Lebens den Göttern Opfer darbringen. So opferte man auch für Vatersache (Helgakv. Hund. 2, 28), für Anrichtung und Abwendung von Schaden (Landnåma 2, 29, vergl. Sturlunga s. 1. c. 3), für Heilung einer Wunde (S. 400), für langes Leben (Landnåma 3, 4), für Sendung des Holzes zu den Hochpfeilern (Kyrbyggia s. c. 7), für Exzeß bei drückender Hungersnoth (Fornåms s. karlsens c. 1), für Vertreibung des Feindes aus seinem Gebiete (S. 399 fg.), für guten Fahrwind (S. 403) u. dgl. m.; vergl. Maurer a. a. D. II, 230.

III. Weissagungsopfer.

Der Zusammenhang der Opfer mit der Weissagung ist unleugbar; denn um den Gott geneigt zu machen, dem fragenden Menschen die Zukunft zu offenbaren, glaubte man auch hier die Bitte eine Gabe beifügen zu müssen, doch war, wie schon bemerkt, auch Weissagung ohne Opfer möglich.

Im Allgemeinen zeigen diesen Zusammenhang an, ohne daß sich jedoch etwas Näheres daraus gewinnen ließe, folgende beiden Nachrichten. Vor Allem die bekannte Nachricht Willibald's in der Vita Bonifacii (Vergl. II, 343) über das Heidenthum der Heiden und den Cultus der Donnergötter bei Geismar: „alii ligna et fontibus sacrificabant, alii auspicia et divinationes, praestigia atque incantationes exercebant, alii auguria et auspicia intendebant diversosque sacrificandi ritus incoluerunt.“ Sodann Walafstuf Strabens Wirkung in seiner Vita s. Galli (Act. Bened. sec. II, 219): „homines ibidem (Tucconiae) commanentes crudeles erant et impij, simulacra colentes, idola sacrificiis venerantes, observantes auguria et divinationes et multa superstitiosa sectantes.“

Aus den übrigen Nachrichten ergibt sich ein Zwiesaches:

1) Entweder das dargebrachte Opfer selbst diene zur Weissagung, indem man aus dem Blute oder den Eingeweiden desselben die Zukunft zu erschließen suchte. Bezeugt ist jedoch solches nur bei Menschenopfern, wie Strab. VII, 2: τὸν δὲ τὴν Κίρκου θυγατέρα τοιοῦτον, οὗ ταῖς γυναιξὶν αὐτῶν στρατηγεύουσιν,

παρκαλοῦσθον προμαντεῖς ἱέρειαι παλιότροις, λαυκάμοις, καρρσίναις ἱκαντῶς ἡκιστοπορημένα, ὥσπερ χαλκοῦν ἱχθυῶν, γεμῖνός τις τοῖς οὖν ἀγκυαῖσιν διὰ τοῦ στρατοῦθεν συνήτων ἐσθρίους κατασφύσας δ' αὐτοῖς ἦγον ἐπὶ κρατῆρα χαλκοῦν, ὅσων ἀμφοτέρων ἱχθυοὶ ἔχον δι' ἀναβύθραν, ἢ ἀναβύθρα (ἢ μῆτις) ἐπεριτῆς τοῦ λίθου διαμνημὶ ἵκαστον μεταρριόδινα· ἡ δὲ τοῦ προχέμενον αἵματος εἰς τὴν κρατῆρα, μαντεῖαν τὴν ἐποιούσιν, ἄλλαι δὲ διασχισσάσαι ἰσχυρότερον ἀναγγεγνημένα νεκρὸν τοῖς αἵματι.“ Dieser Kessel war, wie schon erwähnt, ein blaustoll. Von Menschenopfern behufs der Weissagung redet auch Procop. De bello goth. II, 25 (i. S. 397).

2) Der man brachte dem Gott, an den man sich mit der Bitte um Aufschluß der Zukunft wandte, ein Opfer dar, der dann durch ein Zeichen auf die an ihn gerichtete Frage antwortete. Hierfür gebrauchte man vorzugsweise den Andrut gānga lit frētar, durch Fragen zur Erkundigung geben. Eine gewisse Weise ist auch hier zu unterscheiden:

a) Entweder überließ man es einfach dem Gott, auf welchem Wege er seine Antwort ertheilen wollte. Der sofortige Tod des Opferschicks galt als günstige Antwort (Vinglāma s. c. 9 [oben Note 21]), ebenso das Erscheinen von Raben (Olafs s. Tryggväs. c. 28; Fagrskinna S. 48).

b) Der man legte dem besagten Gott bestimmte Mittel vor, wodurch er die an ihn gerichtete Frage beantworten sollte. Dahin gehört namentlich die Lösung durch die mit Runen oder Marken bezeichneten Stäbe (Tacit. Germ. c. 10; Ammian. XXXII, 2; vergl. Cass. De bello gall. I, 50, 53; Jömsvikinga s. c. 42), insbesondere aber die mit dieser Lösung in Verbindung stehende Befragung, welche man mit dem dunklen Andrut ad sella blótspān (auch nur einfach spān), den Opferspan fällen, bezeichnete. Von dabei dargebrachten Opfern ist freilich nicht immer ausdrücklich die Rede, aber die Darbringung von Opfern wird nicht selten dadurch angedeutet, s. Hervarar s. c. 11¹⁰; Gautreks s. c. 7 (f. oben S. 394 u. 405). Vergl. Maurer a. a. D. II, 123.

Ein Zusammenhang der Opfer mit dem Zaubereien, der aus den obigen Nachrichten Willibald's und Walafstuf Strabens zu folgen scheint, ist jedoch ebenso problematisch, als es andererseits sicher ist, daß sich das Opfer selbst allmählig mit der Zauberei vermischte (S. 395); siehe übrigens Elienxeron und Wäldenhoff, Zur Runenlehre.

§. 11.

Die Umzüge der Götter.

In den Kreis der rein religiösen Feste fallen auch die feierlichen Umzüge der Götter. Man dachte sich nämlich

50) Hier wird in der Anmerkung ausdrücklich gesagt, daß ein Ding im ganzen Lande ausgelegt ward, und als die Leute zusammenkamen, ward da ein großes Opfer ausgelegt und der Span gefüllt und von weisen Männern zur Befragung geschritten. Vergl. auch oben S. 401 das oben.

die Götter zu gewissen Jahreszeiten unter den Menschen erscheinend, von Gemeinde zu Gemeinde, von Land zu Land freitlich umherziehend, um sich ihres Umgangs und ihrer Verehrung zu erfreuen.

Am freitlichsten war der Umgang mit dem Bilde oder dem Symbol der Gottheit, wozu man sich diese selbst von ihrem Heiligtume aus, nachdem sie dessen Priester ihre Anwesenheit huld gegeben, unter den Menschen ihren Umgang haltend dachte. Den mit der Bildsäule oder dem Symbole geschmückten heiligen Wagen geleitet der Priester mit tiefer Ehrfurcht, und wohin der Zug kommt, harrt seiner der freitlichste Empfang. Alle Stätten, welche die Gottheit ihres Besuchs und Aufenthaltes würdigt, sind festlich geschmückt, Opfer und Weihgeschenke, denen Jubel und fröhliche Mahle sich anschließen, werden ihr dargebracht, und ein tiefer Festfriede, während dessen alle Arbeiten und alle Waffen ruhen, erhöht die Heiligkeit der hohen Tage. Allezeit fährt das Wetter sich auf und die Hoffnung auf ein gesegnetes Jahr zurücklassen, seihebt die Gottheit, um Andere zu beglücken. Das Märkte bieten die Zeugnisse. Vor Allem die vielbekannte und vielbesprochene Schilderung des Tacitus vom Umzuge der Nerthus German. c. 40. Nicht allen Germanen legt derselbe die Verehrung dieser Göttin bei, sondern nur den Reubingern, Moionen, Angeln, Varinen, Eudosen, Eudorben und Buihonen: „*uec quicquam notabile in singulis, nisi quod in communem Nerthum, id est, Terram matrem colunt, easque interire robes hominum, invehit populus arbitrantur. est in insula Oceani castum nemus, dicatumque in eo vehiculum, veste coniectum. attingere uni sacerdoti concessum. is adesse penetrali deum intelligit, vectaque bubus feminis multa cum veneratione prosequitur. laeti tunc dies, festa loca, quaecunque adventu hospitioque dignatur. non bella inveniunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata, donec idem sacerdos satiatam conversationem mortalium deam templo reddat mox vehiculum et vestes et, si credere velis, numen ipsum secreto lacu abluatur. servi ministrant, quos statim idem lacus haurit. arcana hinc terror sanctaque ignorantia, quid sit illud quod tantum perituri vident.*“ Hierher gehört sodann auch die oben S. 384 angeführte Nachricht des Sojomonus von der auf einem Wagen stehenden Bildsäule des göttlichen Gottes, die vor den Wohnungen herumgeführt ward und vor der man niederfallen und opfern mußte. Ferner der tit.

XXVIII im Iudic. superst. de simulacro, quod per campos portant. Enger aber an die Taciteische Nachricht schließt sich folgende aus christlicher Zeit stammende in der jüngeren Orlas s. Tryggvas. c. 173 (Fornmannasögur 2, 73—78): Im Frühling wurde in Schweden eine Bildsäule des Gottes auf einem Wagen durchs Land gefahren. War meine, das sei der lebende Gott, der seine Umfahrt halte, um Gastmähler einzunehmen und dabei den Leuten für Fruchtbarkeit des Jahres zu sorgen. Der Gott und eine Priesterin, die man sein

Weib nannte, saßen im Wagen, ein Diener schritt voraus. Ueberall auf den Wegen strömte das Volk zusammen und empfing den Wagen mit Opfermahlzeiten, um ein fruchtbares Jahr zu erbitten, und spendete Gaben von Gold, Silber und guten Kleidern und andern kostbaren Dingen. Wo der Gott einstrich, klärte sich alsbald das Wetter auf und man hoffte auf fruchtbares Jahr. Als einst ein Norweger, Namens Gunnar Helmingr, der vor das Traggewölbe gestiegen war, sich auf den heiligen Wagen geschlichen und, ohne das die schöne Priesterin es merkte, des Götterbildes Kleider angezogen hatte, ward dieselbe schwanger, das Volk sah das für ein günstiges Vorzeichen an, und die Sonne lachte auch so hell und freundlich und Alles deutete so sehr auf ein gesegnetes Jahr, daß man nicht anders urtheilen konnte. Zu diesem Zwecke waren die nordischen Götterbilder transportabel, wie das Thorbild zu Hymnherp (oben Note 7); der in dem Tempel Jari Hafen's und Gubbrand's auf einem Karren stehende Thor (oben Note 7) und die Bildsäule des Thor, die der Norweger Raudr auf der Insel mit sich herumführte (wobei freilich Zauberei im Spiele ist, s. Note 24), müssen transportabel gewesen sein; dergleichen die Götterbilder in dem Tempel der Thorgerder Hörgabrude, denn die Harbar s. Grimskelsson erzählt c. 19, als Grimkel in dem Tempel der Thorgerder Hörgabrude kam, um die Ehe der Thorgerder einzusegnen: „*Da waren die Götterbilder in großer Bewegung und am Ausgange von den Äldren.*“

Von großer Wichtigkeit sind sodann mehrere Nachrichten, welche von Umzügen mit einem sogenannten Schiffswagen (d. i. einem mit Rädern versehenen Schiffe) vom Niederlande bis nach Götta und ferner in Schweden reden, und welche auf die Kunde des Tacitus German. c. 9 von dem Schiffe, dem Symbole, der bei den Eudobden⁴¹⁾ verehrten Göttin Isis (Isa = Ursula = Holda, s. meine Deutsche Heldens. I, 154) Licht werfen. Im J. 1133 — erzählt des Rodulf Chronicon abbatias s. Trudonis lib. XI — wurde in einem Walde bei Inda (Inden, später Cornelmünster im Jülichischen, unweit Aachen) ein solcher Schiffswagen gesimmet und durch die Mitglieder der Webezunft, die sich verbannten, zuerst nach Aachen, dann nach Waistrich (wo Warbaum und Segel hinzukam), hierauf nach Lutzerath, Rees u. f. w. im Lande umhergezogen, überall unter großem Julaufe und Gefeite des Volkes. Wo es anhielt, war Freudengescheit, Jubelgesang und Tanz um das Schiff herum bis in die späte Nacht. Die Ankunfts des Schiffes sagte man den Städten an, welche ihre Thore öffneten und ihm entgegengingen. Wer die Erlaubniß erbat, das Schiff berühren zu dürfen, mußte die Kleider von seinem Halse der Webern geben oder sich durch eine andere Gabe lösen. Eines Bildes ward nicht gedacht, wol aber unter Anderem, daß es gentilitatis studio aufgeschlagen sei, daß in ihm maligni spiritus hernam

41) Die Schwaben sind die Nachkommen der Eudoben und die Bewohner des linken Ufers des Rheines sind mit Eudoben verwandt, die Thüringen nach der Varnschlacht dahin verpflanzte. — Zu dem Schiffswagen vergl. S. 381 das magdeburger Gegenbild.

ziehen, ja daß es ein Schiff des Neptun oder Mars, des Bacchus oder der Venus heißen könne. Grimm, Myth. S. 237 fg. Nethliche Umzüge mit Schiffen von Brüssel aus die Schelde und Seine hinaus, sowie auf der See, die das Bild einer Heiligen tragen, hat Wolf, Beiträge I, 152 fg. gesammelt; f. auch Schade's Schrift: Die Legende von der heiligen Ursula. Zu Ulm wurde noch 1530 verboten, zu Fastnacht mit Schiffen und Mägen herumzufahren. Die Gewohnheit des Pflugszugs scheint aber weitlere Verbreitung gefunden zu haben (Grimm, Myth. S. 242).

Von diesen festerlichen Umzügen sind die zu unterscheiden, welche die Götter ohne Vermittelung der Priester halten, und je nach Verdienst den Menschen Lohn oder Strafe zuertheilen; sie können jedoch kaum noch zum Cultus gerechnet werden. Ausserordentlich reich sind namentlich unsere Sagen von dem Umzuge der mütterlichen Göttin, die je bei den verschiedenen teutschen Stämmen als Frau Berchta, Frau Holsa, Frau Hret, Frau Göbe oder Gawe u. dgl. m. hervortritt. Das Gemeinsame dessen, was uns die Sagen von ihr erhalten haben, läßt sich, soweit es hierher gehört, nach dem Vorgange Weinhold's, Die teutschen Frauen S. 35 also zusammenfassen: Sie zeigt sich den Menschen am öftern in den Zwölften. Da hält sie ihren Umzug durch das Land, und wo sie naht, ist den Feldern Segen fürs künftige Jahr gewiss. Darum wird ihr auch bei der Ernte ein Dankopfer gebracht, ein Halmbüschel wird nicht abgemäht, sondern unter gewissen Gebrauchen der Frau Göbe u. s. w. geweiht, wie er auch wol für Wodan's Rosse stehen bleibt. Bei dem Zwölftenumzuge steht sie nach, ob das Ackergeräth an gehöriger Stelle sich befinde, und wehe dem Knechte, der nachlässig war. Am aufmerksamsten ist sie für den Flachsbau und das Spinnen. Sie tritt in die Spinnstuben oder schaut durch das Fenster und wirft eine Zahl Spulen hinein, die rasch abgespinnen werden sollen, wie alles das in andern Sagen auch von der ihr entsprechenden männlichen Gottheit berichtet wird. Heißige Spinnerinnen beschenkt sie mit schönem Glasse, faulen bestraft sie mit dem Roden. Zu Fastnacht muß Alles abgepönn sein und dann ruht sie von ihren Wanderungen. Ihren Umzug hält sie auf Wagen oder Pflug; an ihrer Stelle tritt auch, für Vinnelampe selbstam genug, ein Schiff. Wagen, Pflug und Schiff, im Begriffe verwandt und selbst im Worte zusammenfallend (s. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 56), sind Symbole der Einen großen mütterlichen Gottheit. Unvergleichliche Mädchen werden dabei gezwungen, den Pflug der Göttin zu ziehen, eine Strafe der Gefolgsamkeit, denn die mütterliche Gottheit begünstigt die Ehe. Ihr Schiff ziehen die Weber, einst die Priester der Gottheit, welche die Weberkunst gelehrt habe.

Diesem Umzuge der mütterlichen Gottheit stellen sich nun auch die der männlichen zur Seite, worüber uns nicht weniger reiche Ueberlieferungen zu Gebote stehen. Ohne Zweifel gehört von Allem unter Anderem hierher der Umzug Wodan's mit dem wüthenden Heere und der wilden Jagd, der meist in die heiligen Zeiten, namentlich

der Zwölften fällt, und wo er vorbei geht, zumal mit weißem Saufen, ein gutes Jahr bringt und dem Menschen, der sich seine Günst erworben, reiche Gaben spendet. Alle Arbeit muß da ruhen, Niemand darf spinnen oder Glasse auf dem Roden haben, sonst jagt der Wode auf weißem Rosse hindurch, oder der Wolf, das dem Gott der Schlacht und des Sieges folgende Thier, zerreißt den, welcher die aus solchem Garne gesponnene Leinwand trägt. Kein Badgerath noch Holz darf vor dem Ofen liegen bleiben, denn es ist heilige Zeit. Der Gott selber fordert seine Opfer ein, auf den Bergen lobten heilige Feuer. Uralte Culturgebräuche stellen den Umzug Wodan's dramatisch dar, welche sich noch bis heute in den Weihnachtsgedräuchen erhalten haben. In vielen Gegenden Teutschlands, sowie in England zieht in der Adventszeit ein Bauer oder auch Knaben, als Schimmelreiter verkleidet, von Hof zu Hof; derselbe führt je nach den Gegenden verschiedene Namen, als Ruprecht, Knecht Ruprecht, der dann auch als eine in Pelz oder Stroh gehüllte Gestalt die armen Kinder beschenkt, die unartigen bestraft, derselbe nennt sich auch nach Heiligen: Nicolaus, Martin oder anders. Der Schimmelreiter zeigt sich ausserdem zu Fastnacht, Pfingsten (ursprünglich das Maifest) und unter dem Namen des „Sechspferdes“ in den Martinsgedräuchen. Siehe Wolf a. a. D. II, 123 fg. Mannhardt, Die Götternwelt I, 141 fg.

Als Uebersetzer der alten Opfermahle, die den umziehenden Göttern zu Ehren angestellt wurden, sind die noch vielfach sich bis jetzt erhaltenen gemessenen Speisen, welche die Gottheit zu heischen pflegte, sowie vielleicht auch die eigenthümlich geformten Badewerke (Pferde, Girsche, Eber, donnerkelförmige Krüppeln u.) zu betrachten.

(A. Rossmann.)

GÖTTERDÄMMERUNG. In der Kosmogonie des Nordens haben die Götter kein vorweltliches Dasein, sondern sie sind erst mit der Welt entstanden, ja, sie sind nicht einmal die zuerst entstandenen Wesen. Vor ihnen war bereits der Urriese Ymir oder Bergelmir, der Vater der Reiriesen (Grimmhafen), der aus den Tropfen des giftigen Reises, welcher aus der nördlichen Nebelwelt (Niflheim) kommend durch Berührung mit den von der südlichen Flammenwelt (Muspelheim) anströmenden warmen Lüssen und Funken schmolz, geboren ward; während die Götter von dem durch die Kuh Audhumla aus dem Urriese herorgelesten Buri stammen. Kaum ist aber das Göttergeschlecht neben das Geschlecht der Reir- oder Frostriesen getreten, so kommt es zwischen beiden zum Kampfe. Buri's Enkel Odin, Vili und Ve erschlagen Ymir mit seinem ganzen Geschlechte bis auf Bergelmir, der auf einem Boote entkommt, und von dem die Geschlechter der neuen Reiriesen stammen. So bestehen von Uraufang an zwei nach Abstammung und Wesen verschiedene Geschlechter, die Riesen und Götter, neben einander, und zwischen beiden herrscht unverwundliche Feindschaft, die sich durch ihr ganzes Leben in völlig dramatischer Entwicklung, die gesammte Mythologie wesentlich beherrschend, hinzieht, und in der furchtbaren Katastrophe endigt, durch welche nicht nur beide Ge-

schlechter, sondern auch die von den Göttern gebildete Welt ihren Untergang findet. Die nordischen Denkmäler nennen diesen Untergang der Götter ragnarök, ragnarök (goth. ragnis riqvis?), Götterdämmerung, eigentlich Götterdunkelheit, Götterverfinsternung; „ragnarök ist also Götternacht“, welche über alle, auch die höchsten Wesen herannacht“ (Grimm, Myth. 774); statt dessen begegnet im Valfrödnismål 39 auch der Ausdruck aldar rök Verfinsternung der Zeit, ebenso 52 aldarlag, und Helgakv. Hundingsbana 11, 39 aldar rök Untergang der Zeit. Die teutschen Denkmäler bieten nur in dem altfriesischen Heliand und dem altbairischen Oedike, Muspilli genannt, den dunkeln Ausdruck mudspelli, mutspelli (Heli. 79ⁿ; 133ⁿ), muspilli (Musp. 62), welcher in seinem ersten Theile dem jenes altnordischen muspellheimr oder muspell genau entspricht und wahrscheinlich den Untergang der Welt durch Feuer bezeichnet.

Der Mythos selbst war ohne Zweifel allen germanischen Stämmen gemeinsam, die zusammenhängenden Ueberlieferungen desselben haben wir aber nur den altnordischen Denkmälern zu verdanken, und zwar hauptsächlich der Völuspá Str. 32—35 und 44—56, sowie dem Gylfaginning c. 51. Einzelnes bieten auch einige der übrigen eddischen Lieder, sowie die Eddabergedichte und andere Quellen, als des Sato Grammaticus Erzählung von der Bravallafschlacht (ed. Stephanus p. 151), oder vielmehr das dieser zu Grunde liegende alte Lied, und Gunnlaug's Morlunns spá Str. 51—61 (Annaler for Nordisk Oldkyndighed og Historie, Jahrg. 1849, S. 34 fg.), was seines Dries angeführt werden soll, soweit es von Wichtigkeit ist.

Halten wir uns ausschließlich an die Grundanschauung der Völuspá, so ergibt sich, daß das in die Götter- und Menschenwelt eindringende und immer gewaltiger um sich greifende Böse die Ursache zu dem allgemeinen Untergange ist, indem mit dessen Eindringen die Verfinsternungen des sinitichen Wesens und Waltens der Götter beginnt, wodurch die von ihnen gebändigten alten, schon vor ihnen existirenden Elementarmächte, die Riesen, wieder frei werden und es diesen mit den von denselben erzeugten Ungeheuern endlich vereint gelingt, ihr entseeliges Vernichtungswerk auszuführen.

Nach Ymir's Ermordung gestalten die Götter aus dessen Leichnam sofort unsere Welt und beschränken das entseelige Riesengeschlecht durch Anweisung ihrer Wohnstätte längs der Seelüste, sie selbst aber nehmen ihrer Wohnstätte im Mittelpunkt des Universums, richten sich dieselbe ein, lassen von ihrer weltlichöpferischen Thätigkeit ab und genießen in harmloser Unschuld das goldene Zeitalter. Da haben drei Jungfrauen aus dem Riesenlande, die übermächtigen Kormen, die als die Göttinnen des unabwehrbaren Schicksals ihnen zeigen, daß sie nicht die absoluten Herrscher der Welt sind und mit ihrem Erscheinen findet das goldene Zeitalter der Götter ein Ende. Diese beginnen nun aufs Neue ihre weltlichöpferische Thätigkeit und schaffen die Zwerge und Menschen, aber alsbald schwören sie nun selbst ihr eigenes Verderben und das der von ihnen geschaffenen Welt heraus. Auf selbst-

süchtige Thatenlosigkeit und Genußsucht, in welche sie vorher versunken waren, folgt jetzt unerfättliche Goltgier, diese ergreift nun auch die Menschen, und damit ist der Keim des unheilbringenden Bösen gesetzt. Während sie aber noch bezaubert, ob sie dieses in der Menschenwelt ausgebrochene Böse bestrafen oder Sühnapfer dafür nehmen sollen, werden sie von den Banengöttern mit Krieg überzogen, sei es nun, um an ihnen selbst für das herausgeschworene Verderben Rache zu nehmen, oder um ihnen die Herrschaft über die verderbte Welt zu entreißen. Zwar kommt zwischen den Aesen und Wanen ein Friede zu Stande, dem zufolge der Banengott Njördr nebst seinen beiden Kindern Freyr und Freyja zu den Aesen kommen und so an der Herrschaft der Welt theilnehmen, aber dadurch das Odin in diesem Kriege seinen Todessiege unter das Volk geschleudert, hat sich das Böse schon zum Menschenmord gesteigert, und dem Verderben ist nun nicht mehr zu wehren, obgleich die Wanen vorzugsweise bemüht sind, ein Leben in Hülle und Frieden, Milde und Freundlichkeit zu stiften und somit unter den Menschen Glück und Frieden wieder herzustellen und dauernd zu begründen¹⁾.

Irene Banengötter gehen nun selbst theils gezwungen, theils freiwillig eheliche Verbindungen mit den Riesen ein, aber diese Ehen vermögen zwischen ihnen keinen Frieden zu begründen, da ein solcher zwischen guten und bösen Mächten nie stattfinden kann. Njördr vermählt sich mit der Riesentochter Esbi, aber die Ehe ist nicht glücklich und ohne Bestand²⁾; Freyr wirbt um die Riesentochter Gerdr, aber um ihre Hand zu gewinnen, muß er sein treffliches Schwert anspornen, dessen Verlust ihm dereinst in dem großen Weltkampfe das Leben kostet wird, und er weiß deshalb recht wohl, daß „unter Aesen und Aesen nicht Einer“ die Verbindung gutheißt³⁾; nur die Verbindungen Odins mit der Riesen Erdbirdir und Thor's mit der Riesen Jarnfara waren in sofern legensreich, als aus jener der gewaltige Midar, aus dieser Modi und Magni entsprangen.

Um daher das feindliche Riesengeschlecht zu vertilgen, ist Thor fast beständig auf der Osthafte begriffen, „Anholde zu schlagen“⁴⁾, und die mythischen Sagen sind voll von solchen Abenteuern, allein da das feindliche Geschlecht, so viele desselben er auch erschlägt, nicht ausgerottet werden kann, so ist dies eifrig vergebens, als das er mit den Göttern alle Versuche der Riesen, durch den Besitz der Freyja die Welt Herrschaft an sich zu reißen, vereitelt⁵⁾, weil die Götter den Feuerriesen Loki in ihre Reiche aufgenommen haben, der im Geheimen an ihrem Untergange arbeitet, sie durch seinen satanischen Einfluß vollends in Sünde und Unglück stürzt und mit dem Riesenweibe Angrodas die verderblichen Ungeheuer erzeugt: den Fenrirwolf, die Midgardschlange und die Hel, die in Riesenheim erzogen werden⁶⁾. Das Verderben schreitet

1) Siehe den Artikel Gullveig, wo das hier kurz Angebrachte ausführlich entwickelt ist. 2) Skaldskaparmál c. 23; Bragrundur c. 56 und Hrafnagaldur Óðins. 3) Skirnirskviða 7. 4) Gylfaginning c. 42; Skaldskaparmál c. 17. 5) Thrymkvíða und Gylfaginning c. 42. 6) Gylfaginning c. 54.

nun unaussprechlich vor, und das Böse greift unter der Götterwelt so weit um sich, daß sie ihrer Schwüre und Eide nicht mehr gedenkt, wie der Mythos von Svadilfari beweißt⁷⁾, und daß der Brudermord auch unter ihnen zum Ausdruck kommt, indem sie auf Loki's Anstiften den gütigen Baldur tödten⁸⁾.

Nun erkennen die Götter ihren Verderber und treffen sofort die ernstesten Vorkehrungen, ihn für immer unschädlich zu machen. Als aber Loki sah, daß die Aien gegen ihn aufgebracht waren, weil er zuerst Baldur's Tod verursacht, und daran Schuld war, daß er aus Hel's Gewalt nicht erlöst ward, entfloh er und hielt sich verborgen. Odin ließ nun dessen Kinder ergreifen, von denen Weissagungen verkündigt hatten, daß den Göttern von ihnen noch größeres Unheil bevorstehe, und wirt die Schlange ins Meer, die aber zu dem weltumtörenden Midgardswurme heranwächst, und so oft auch Thor den Kampf mit ihr aufnimmt, und so hart er sie auch bedrängt, so kann er sie doch nicht erlegen; die Hel wirt er in die Unterwelt hinauf und gibt ihr Gewalt über die neuente Welt (das Totenreich); den Fenriswolf aber ziehen die Götter Anfangs bei sich selbst auf, als jedoch auch er zum furchtbaren Ungeheuer heranwächst, und die Weissagungen verkündigen, daß er zu ihrem Verderben bestimmt sei, und sie nicht wagen, ihn zu tödten, um den heiligen Frieden ihrer Wohnungen nicht zu verlegen, schlagen sie ihn in Fesseln⁹⁾, ein Gleiches geschieht endlich mit Loki selbst, nachdem er voll giftigen Hohnes und satanischer Bosheit die Götter und Göttinnen in den bittersten Vorwürfen- und Schmähungen überhäuft hat¹⁰⁾, und suchen nun durch die Aufnahme der freitbarsten Helden, die an ihrer Seite dereinst mit ihnen in den Kampf ziehen sollen, ihre Ketten zu verstärken¹¹⁾.

Allein trotz all dieser Vorkehrungen ist der geahnte Untergang dennoch unvermeidlich. Der von Loki ausgesessene Same des Verderbens wuchert fort, obgleich er selbst in Fesseln liegt, und diese seine Fesseln, sowie die Fenriswolfes droht die Zeit endlich zu lösen, und Hel verpakt von Tag zu Tag ihr trauriges Reich. Zwar ist die Zeit der furchtbaren Götterdämmerung noch in ungeborene Ferne gerückt, was dadurch angedeutet wird, daß die feindlichen Riesen zum Erlingen ihres Racheplans eines Schiffes bedürfen, das aus den Rügeln tochter Männer gefertigt sein muß und den Namen Naglfar führt. Bis aber ein solches Schiff aus schmalen Rügeln

schuipen der Leichen zusammengesetzt wird, verstreicht lange Zeit, und sie leiden noch durch die warnende Vorwarnung Aufschub, allen Lobten die Rügeln vor der Verflüchtung oder Verbrennung zu schneiden (Grimm, Myth. 775). Die Riesen aber bringen Jensen Schiff dennoch zu Stande, und grauenvolle Wahrzeichen bezeichnen den Beginn der Katastrophe; laut kräht der listtrotze Hahn bei den Riesen, der schwarzrothe unter der Erde bei den Sälten der Hel und der goldkammige bei den Aien und „wacht die Männer beim Herrvater (Odin)“¹²⁾. Die Götter, als die „Hasten und Banden“ der sittlichen und physischen Weltordnung, haben aber alle Macht verloren, sodas zunächst alle sittlichen Banden sich lösen und das Böse auf Erden in völlige, Alles zerstörende Verwilderung ausbricht: „Brüder werden kämpfen und zu Todtschlägern werden, Schwefelröhne werden die Sippe verlegen: die Gründe gellen, die Streitart fliegt, kein Mann wird des Andern schonen. Hart geht es in der Welt, große Güter, Weisheit, Schwermalter; Schilde werden gespalten; Bindalter, Weisalter, ehe die Welt stirbt“¹³⁾. Dieser sittlichen Verwilderung entspricht die Entfesselung aller verderblichen Naturmächte, als deren Personifikationen die Riesen galten. Ein entsehliger „Winter tritt ein, Simbulveit genannt; da fällt Schnee von allen Seiten, da ist der Frost groß und sind die Winde scharf; die Sonne ist ohne Kraft: drei solche Winter folgen auf einander, ohne daß ein Sommer dazwischen wäre“¹⁴⁾. Alle Wetter geraten in Aufruhr¹⁵⁾; Loki wälzt sich herum, daß die Erde bebt und alle Gebirge, die Wälder entwurzelt werden und die Berge zusammen stürzen¹⁶⁾, selbst die Weltische „Hyggdrasil zittert, es raucht der alte Baum, da der Riese (Loki) los kommt“¹⁷⁾: alle Fesseln und Banden brechen und reißen. Da wird der Fenriswolf los; das Meer stürmt auf das Land ein, weil die Midgardschlange im Riesenmuth sich wälzt und ans Land will¹⁸⁾. Da geschieht es, daß Naglfar flott wird, Hyrmr heist der Riese, der Naglfar steuert¹⁹⁾; auf ihm sind alle Reiskisten, aber mit Loki ist Hel's ganzes Gefolge. „Der Fenriswolf fährt mit flussendem Rachen umher, daß sein Oberkiefer den Himmel, der Unterkiefer die Erde berührt, und wäde Raum bau, er wäde ihn noch weiter aufsperrten: Feuer glüht ihm aus Rügen und Nase. Die Midgardschlange sperrt so Gift aus, daß sie

7) Siehe den Mytil Gullveig. 8) Gylfaginning c. 49. 9) Gylfaginning c. 34. 10) Orlogisdröck, Gylfaginning c. 50. 11) Viti Racht weist S. Ranner. Die Befragung des norwegischen Stammes II, 28 auf Eiriksmal Str. 6 hin, wo Odin dem Siegmund auf dessen Frage, warum er den in Walhalla ermaesteten tapfern König Eirik den Sieg nicht vergütet habe, antwortet: „Weil es ungemiss ist zu wissen; es schaut der graue Wolf nach dem Eige der Götter.“ d. h., wie Ranner bemerkt, der Wolf bewirt lauwert beständig auf die Götterwelt anzuwachen, und man weiß nicht, wenn er losbricht; darum ist es nöthig, die Zahl der unvorher, die an der Seite der Götter in den Kampf ziehen sollen, nach richtige Streiter zu vermehren. Brögisdröcku Hälkonarml Str. 10 in der Hälkonar s. gða c. 33, wo die Wälfäre Wöfnal sagt: „Es wächt aus der Götter Ordehen, da den Hälkon haben mit großem Herre die Götter entboten.“

12) Völuspá 34. 35. 13) Völuspá 45. 46. 14) Gylfaginning c. 51. Die Völuspá weist Nichts von diesem Winter an, weil nur Str. 33: „Dannel war da der Sonne Schien in sonnener Sommer, alle Wetter geraten in Aufruhr: Wirt er es nun? oder was?“ Der Name Simbulveit beginnt in der Edda nur Völuspásmal 44, woraus Snorri ihn entlehnt, die Bezeichnung beschäben aber aus Hyndluljóð 29 genommen zu haben scheint: „Das Meer geht klüweilen an den Himmel selbst, krönt aber die Rande und der Himmel derheit; dann kommt Schnee und stürmische Winde: da ist es soweit; daß der Regen aufliebt.“ 15) Völuspá a. a. O. 16) Gylfaginning c. 51. Daß Völ der Urheber dieser furchtbaren Verwilderung ist, wird hier zwar nicht gesagt, folgt aber aus Völuspá 48, sowie aus Gylfaginning c. 50. 17) Völuspá 48. 18) Bergl. Völuspá 50. 19) Gylfaginning a. a. O. Racht c. 49 in dieser Schiff in Naglfar, und aus Völuspá 48 kommen Naglfar's Schiffe auf einem Schiffe gerathen, das Loki steuert, wäde und Str. 50 Hyrmr Naglfar zu führen scheint.

alle Himmel und Meer benezt, und sie ist gar schrecklich und geht dem Wolfe zur Seite. Da kommen Muspel's Söhne herangeritten, Ertur fährt an ihrer Spitze, und vor ihm und hinter ihm brennendes Feuer; sein Schwert ist überaus trefflich und strahlt hellern Glanz aus als die Sonne, aber indem sie über (die Himmelsbrücke) Vistfö reiten, zerbricht sie²¹⁾. Steinberge stoßen zusammen, Klippen stürzen; die Toten betreten den Hergweg und der Himmel spaltet sich²²⁾. Da erhebt sich Heimdallr, der Wächter der Götter, und löst mit aller Kraft ins Giallarnhorn und ruft alle Götter, die dann Rath halten. „Mimir's Söhne (die Hammen) spielen und Hggdrasil entzündet sich bei dem Rufe des alten Giallarnhorns²³⁾. Da reitet Odin zu Mimir's Brunnen und holt Rath von Mimir für sich und sein Gefolge²⁴⁾. „Was ist mit den Aesen? was ist mit den Aesen? Achzend zittert die ganze Riesenhölle; die Aesen sind am Ende. Die Zwerge hoben vor den Steinhäuten, der Bergfeste Herren: wißt ihr es nun? oder was²⁵⁾? Muspel's Söhne ziehen nach der Ebene, die Wigrid heißt und hundert Rassen breitet sich nach allen Seiten, dahin kommt auch der Herriswolf und die Widgardschlange, und auch Loki ist da mit Hei's ganzem Gefolge und Grynir mit allen Reifrifen, aber Muspel's Söhne haben ihre eigene Schlachtordnung, die sehr glänzend ist.

Zeigt wappnen sich die Aesen und alle Einherier²⁶⁾: „Hundert Thore und vierzig meine ich, daß in Walhalla sind; acht Hunderte Einherier gehen zugleich aus einem Thore, da, wenn sie ausziehen, mit dem Wolfe zu kämpfen²⁷⁾. „Zwunderst reitet Odin mit dem Goldhelm, dem schönen Harnische und seinem Epieße, der Gungnir heißt; er geht dem Herriswölfe entgegen und Thor schreitet an seiner Seite, aber er kann ihm Nichts helfen, denn er hat vollauf zu thun, mit der Widgardschlange zu kämpfen. Freyr kämpft gegen Ertur, und es wird ein harter Kampf, ehe Freyr fällt, und wird das sein Tod, daß er sein gutes Schwert misst, das er Skirnir gab²⁸⁾. Da ist auch Garmr, der Hund, los geworden, der vor Unipahölle gebunden lag; das gibt das größte Unheil, da er mit Tor kämpft und Einer dem Andern zum Mörder wird²⁹⁾. Thor trägt den Sieg über die Widgards-

schlange davon; aber wie er neun Schritte davon gegangen ist, da fällt er todt zur Erde von dem Bist, das der Wurm auf ihn speit³⁰⁾. Der Wolf verschlingt Odin und wird das sein Tod; aber alsdenn wendet sich Widar gegen den Wolf und legt ihm den Fuß in den Unterhieser, mit der Hand ergreift er dessen Oberhieser und reißt ihm den Rücken aus einander, und das wird des Wolfes Tod³¹⁾. Loki kämpft mit Heimdallr und wird Einer des Andern Mörder³²⁾. Jetzt ist der Untergang dieser Welt entschieden: „Alle Männer werden die Heimfahrt verlassen. Die Sonne beginnt zu dunkein, die Erde sinkt ins Meer, vom Himmel schwinden die heitern Eterne; das Feuer wüthet gegen das Feuer, es spielt die hohe Hitze gegen den Himmel selber³³⁾.

Wie tief dieser Mythos in dem germanischen Heidenthume wurzelt, sehen wir aus den überraschenden Uebereinstimmungen mit den teutschen, wenn auch nur spärlichen Uebersetzungen, in denen Ausdrücke und Vorstellungen von der Götterdämmerung auf die Schilderungen christlicher Dichter vom jüngsten Tage übertragen sind. Von dem im Heliand zweimal begrenzten Ausdrucke mundapelli war schon die Rede. Aber auch die hypothetische und wahrhaft impotente Schilderung dieses Gedichtes von der Ankunft des jüngsten Tages, die in unsern ganzen Poetik ihres Gleichen nicht hat (131³⁴⁾—132³⁵⁾), schließt sich in der Sache zwar ganz an die evangelische Darstellung, beaufundet aber doch durch ihre Lebhaftigkeit, zumal durch die alliterischen alliterirenden Germein, daß wir hier sicherlich Reminiscenzen an eine ältere Schilderung des mundapelli, wo nicht Jüge vor uns haben, welche grabegu aus derselben

vor Unipahölle (Unipahölle); das Gaud wird brechen und Freir remaen;“ Es bezeichet also nach Mörner den Freir einmal nach Odins Wolf Freir, das andere Mal nach Garmr, was nach dem Obigen nicht ausfallen kann. Snorri aber versteht die Strophe fälschlich dahin, daß neben dem Herriswölfe noch ein weiteres Ungeheuer, der Hund Garmr, losgeworden ist, und stellt diesem nun ans die Garmr den Freirbären der noch unbesiegbaren Aesen gegenüber.

29) Die entsprechende Stelle in der Völuspä heißt Str. 56, die aber viel nach Gmrodr, Myth. S. 148, zu erklären ist. 30) Dem Widar gelangt die Waidreche, wie in der Gylfaginning berichtet wird, durch einen mythischen Schwab, der aus den gemeinsamen Federstücken der Schwabe verfertigt ist, welche wegzurufen den Menschen, die den Aesen zu Hilfe kommen wollen, zur Pflicht gemacht wird. Nach Völuspä 56 tödtet er aber den Wolf, indem er ihm das Schwert durch den Rücken ins Herz stößt. Des Rames Odins' Tod mit dem Wolfe gerade aus Hyndalab 41. 31) Die Völuspä spricht von diesem Kampfe Nichts. 32) So die Völuspä Str. 56. 56. In der Gylfaginning läßt dagegen Snorri zum Schluß den von den feindlichen Aesen allein übrig gebliebenen Ertur Feuer über die Erde schütten und die ganze Welt verbrennen, während er schon unmittelbar nach dem Himmelssturz den Wolf Hei und die Sonne und den Wolf Hei (Managarm) den Mund verschlingen und die Eterne vom Himmel fallen ließ; vergl. Gylfaginning c. 12. Der Weltbrand heißt demnach im Vafnrdnimal 50: Surtarlogi, Erturarlofi. Es ist offenbar, das Snorri, wie Maerer a. a. D. II, 81 meint, seine letztere Angabe nur aus Völuspä 32. 33 und Vafnrdnimal 46—47 gefolgt, was mit der Gylfaginning 30 freilichlich glaubig combiniren zu dürfen. Die Angabe der Völuspä wird zwar noch durch unser Muspilli bestätigt, aber hier ist es auch der Satanas (Surtur), der die Welt zerstört soll.

20) Gylfaginning a. a. D.; Völuspä 52. Vergl. Gylfaginning c. 13. 21) Völuspä 51. 22) Völuspä 47. 23) Gylfaginning a. a. D., vergl. Völuspä 47, wo Odin mit Mimir's Haupt spricht, was ganz dasselbe auslegt. 24) Völuspä 52. 25) Gylfaginning a. a. D. Die Carle des Gylfaginning aber die Ebene Wigrid ist Vafnrdnimal 18. Das Vafnrdnimal 18—16 nennt den Ort Okopnir, die Völuspä c. 18 Vekapnir, den Ungeheueren, welche Benennung nach Maerer a. a. D. II, 80 weil nur in räthselhafter Allegorie anzuken will, in wie weiter Ferne der Weltuntergang noch liegt. 26) Gylfaginning 22; vergl. auch Helgakv. Hund. II, 38. 39. 27) Wie dieser, sein Diner, für ihn mit der Hand der Riesenstörche Erde wach. Die Völuspä geradezu dieses Kampfes zwischen Freir und Ertur Str. 54. 28) Von diesem Kampfe wird die Völuspä Nichts. Den Garmr, soß man gewöhnlich als Höllehund, aber wie Gmrodr, Myth. S. 151 ff. und Maerer a. a. D. II, 80 zeigen, ohne allen Grund. Der Name Garmr bezeichet, wie Maerer nachweist, eben bellicosen Hund. Sodann sagt die Völuspä 28, die Befreiung des Herriswölfs schließend: „Nächtlich heilt Garmr

herübergenommen sind³³⁾. Das Ueberraschendste aber ist die großentheils fast wörtliche Uebereinstimmung des schon erwähnten altbairischen Gedichtes, Muspilli genannt, mit der Edda, dessen mythologischer Inhalt in seinem zweiten Theile nach R. Bartsch Untersuchungen in Pfeiffer's Germania III, 21 kurz folgender ist: Heimdall's Horn ertönt. Wuotan macht sich auf den Weg, mit ihm die Einherier, und fährt zur Walskatt. Wuotan kämpft mit dem Wölfe. Ihm zur Seite steht der Beherrscher des Hammers, Dnarp; neben dem Wölfe steht Loki und Surtur, der die Welt versenken soll. Der WOLF fällt, aber auch Wuotan sinkt verwundet darnieder. Sobald sein Blut auf die Erde tröpfet, entbrennen die Berge, kein Baum bleibt stehen, die Wasser vertrocknen, das Meer wird verschlungen, Mond und Sterne fallen, es folgt der Weltbrand, die Götterdämmerung.

Heidnische Vorstellungen von dem Weituntergange leben noch während des ganzen Mittelalters unter allen teutschen Völkern fort und sind bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz untergegangen. Es sind aber nur vereinzelte Erinnerungen, die uns bewahrt wurden. Wie Loki von den Göttern gefesselt wurde, so reden auch unsere Sagen von dem gefesselten Teufel. So erzählt eine schwäbische Sage bei Meier 161: Vor Alters kam einmal der Heiland auf den Rosenstein bei Heubach (in der rauhen Alb) und kreuzt hier mit dem Satan, besiegte ihn und führte ihn in die schauerliche Teufelsklinge binab und band ihn an einen Felsen. Hier liegt derselbe nun noch immer gebunden, und wird es bleiben, so lange die Welt steht; wenn aber bei heftigem Regen weiter der durch die Teufelsklinge strömende Bach anschwillt, so sagt man, der Teufel regt und windet sich in seinen Banden. Und dergl. mehr. Auch unsere Redensart, „der Teufel ist los“, „der Teufel ist freigelassen“, welche wir gebrauchen, wenn eine unheilvolle, gefährdrohende Verwirrung eintritt, bewahrt der Mythos von Loki's Gefesselung und seiner unheilvollen Befreiung in der Götterdämmerung, wie es im Norden hieß: Loki er or böndum, Loki ist aus den Banden (Grimm, Myth. S. 224). Wie ferner nach den nordischen Ueberlieferungen die beiden Wölfe Sonne und Mond bei dem Untergange der Welt verschlingen, so glaubte man in Teutschland durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit herab — was aber fast bei allen Völkern in ähnlicher Weise begegnet — daß beim Eintritt einer Verfinsternung der Sonne oder des Mondes der Wolf schon einen Theil des leuchtenden Gefirnis in seinem Rachen gefaßt habe und nun der Untergang der Welt hereinbreche, und man suchte daher das Ungeheuer durch lautes Juxen und allerlei Lärm wegzuschrecken (Grimm, Myth. S. 225 fg.; 668 fg.; Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie II, 312 fg.). Wenn Johann die sich aus dem Meere erhebende Midgardschlange Giftr über die Welt schleudert, so ist es oberheffischer und auch schmalzballiger Volksglaube, daß bei einer Sonnenfinsternis Giftr vom Himmel falle, und ängstlich hütet man daher

das Haus und die Hirten treiben nicht auf die Weide (vergl. Panzer a. a. D. I, 361; II, 315; Grimm, Myth. S. 670). Auch erzählt man anderwärts von einem Schwan, der auf dem See eines hoblen Berges schwimmend im Schnabel einen Ring halte: wenn er ihn fallen lasse, gehe die Erde unter (Grimm, Myth. S. 400, 776).

Selbst in einem altchristlichen Bildwerke an dem Portale der Jacobskirche in Regensburg hat die heidnische Götterdämmerung ihre Darstellung gefunden. Wie die eddische Hyndla auf einem Wölfe reitend den Untergang der Welt verkündigt, so erscheint hier eine auf einem Löwen reitende Jungfrau bei dem Kampfe der Mächte der Finsternis gegen die Gestirne und den Welterschöpfer, sowie ferner zwei Drachen erscheinen, die im schnellsten Laufe Sonne und Mond verfolgen und diese leuchtenden Gestirne schon halb in ihrem Rachen haben (Panzer a. a. D. II, 308 fg.).

Die Edda läßt nun unmittelbar auf die Götterdämmerung die Erneuerung der Welt und die Wiedererhebung der Götter folgen. Es sind aber hier zwei Ueberlieferungen zu unterscheiden und nach Maurer's Vorgange a. a. D. II, 34 fg. wohl auch einander zu halten.

Das Valprädniemål Str. 44—51 läßt in der Götterdämmerung nicht Alles den Untergang finden, sondern einen Theil der Welt und der Götter denselben überdauern, an welche Ueberreste es nun die neue Welt unmittelbar anknüpft. Zwei Menschen Eif und Eitþrastir (d. h. Leben und Lebenserhalter) überdauern den verbräuteten Himmelswinter; in Gódmimir's Gehölz verborgen, nähren sie sich vom Morgenthau: von ihnen stammt ein neues Menschengeschlecht. Die Sonne gebiert, ehe der Fenriswolf sie verschlingt, eine Tochter: „die wird reiten, wenn die Götter sterben, die Tochter die Wege der Mutter.“ Auch die drei Kornen leben fort, aber als freundliche, schäme Glücksgötter des Volkes des Mögthrafs (d. i. des neuen Menschengeschlechtes³⁴⁾). Von den Asen bleiben aber nur die Götterthrone Vidar und Wali, Modi und Magni übrig, welche über die Befehlungen der Götter wachen werden, wenn Surtur's Rote erlischt, und von denen die beiden lehren ihres Vaters Hammer, den Miðlnir, besorgen werden. Auch der gütige Baldur kehrt, aber nicht als ein Todter, sondern als ein Lebender, aus Hei's Behausung zurück, er ist also wiedergeboren. Ausdrücklich wird dies wohl nicht ausgesprochen, aber die Frage der 54. Strophe: „was sprach Dvin, ehe er (Baldur) den Scheiterhaufen bestieg, selber dem Sohne ins Ohr?“ darf wol mit Simrod, Myth. S. 174, mit der Bezeichnung von Baldur's Wiedergeburt bei der Weltenerneuerung beantwortet werden, zumal da auch die Voluspá Str. 61 denselben nebst Hödur wiederkehren läßt. Sodann hat auch der Wanegott Njörd nach Str. 39 die Götterdämmerung überdauert und kehrt nun zu den weisen Wanen zurück, wie denn auch der den Wanen verzeisselte

33) Olmar, Deutsche Alterthümer im Hildesd S. 18 fg.

34) Siehe über diese dunkle Strophe Maurer a. a. D. S. 34.

Höhr nach Völuspá 63 zu den wiedergeborenen Äsen zurückkehrt.

Die Völuspá dagegen läßt Str. 57 fg. folgerichtig, da nach ihr das Böse die Ursache des Unterganges der gesammten Welt und aller Äsen ist, beide nach ihrem völligen Untergange in verjüngter und entsühneter Gestalt wiedergeboren werden. Die während der Götterdämmerung ins Meer gesunkene Erde hebt sich herrlich grügend wieder empor, das Wasser strömt ab, und der im Gebirge nach Hiden jagende Adler fliegt über dasselbe hin. Wo vordem Ragnarök mit seinen Götterburgen sich erhob, breitet sich jetzt das Idaveld der Urzeit wieder aus, die Äsen — mithin alle — kehren wieder, auch Baldur und Hödur kommen zurück aus der Hel, sowie der den Banen vergesselte Höhr; sie finden sich auf dem Idaveld zusammen, sprechen von der mächtigen Ragnarökschlange und erinnern sich an die gewaltigen Vorgänge und an Odins alte Rufen. Dort finden sich die wunderbaren Wärfel im Grase, welche in der Urzeit Odin und sein Gefolge gehabt hatten. Unküstet tragen die Aeder und alles Böse wird wieder gut gemacht³⁵). Auch die Menschen leben wieder auf und empfangen in der neuen Welt je nach Verdienst Lohn und Strafe, den Guten wird ein Saal auf Gimli (d. i. der Glänzende) zur Wohnung angewiesen, wo sie ewig Wonne genießen³⁶), den Schlechten dagegen ein andrer Saal an Raströnd (d. i. dem Totenstrande), wo die furchtbaren Qualen zur Strafe ihrer Sünden ihrer barten³⁷); während früher Balhalla nur die in der Schlacht Gefallenen aufnahm, die übrigen Götter wie Menschen, zur Hel fuhren, ohne daß deren Wohnung immer als ein Erstoft gelolten hätte. Wie die Menschen, so leben auch die Zwerge und Riesen wieder auf; jene bewohnen im Norden auf den Ríðaberg-

gen einen Saal aus Gold³⁸), diese auf dem Ósloinn (d. h. Unfallen) den Bieraal Brimir³⁹).

Doch obgleich die Äsen wiedergeboren und entsühnt sind und wieder in harmloser Unschuld leben, wie in den Tagen ihres goldenen Zeitalters, so sind doch wieder sie noch die weisen Banen jetzt die Beherrscher der neuen Welt, sondern ein mächtigerer Gott. „Da kommt der Mächtige zum Gericht der Götter, der Gewaltige von Oben, der über Alles waltet; er fällt Urtheile und entscheidet die Saden, setzt heilige Ordnungen; die gelten sollen“⁴⁰). Also ein höherer, mächtigerer Gott als die Äsen übernimmt nun in der neuen, zum paradiesischen Urzustande zurückgeführten Welt die Regierung, begründet neue heilige Ordnungen, hält Gericht und theilt je nach Verdienst den Menschen Lohn in Gimli, oder Strafe an den Raströnd zu. Und so kehrt mit der erneuten Welt, worin nur Eine Macht, das reinste und heiligste Gütige, ewig herrschen soll, wenn auch das Böse wenigstens unter den Menschen wieder ausbrechen kann, folgerichtig vom Polytheismus zum Monothelismus zurück; die alten Götter besitzen zwar neben ihm fort, aber sie leben in stiller Unschuld und Seligkeit in ihrem Elfsium dahin, ohne an der Weltregierung Antheil zu haben.

Es war ein vergebliches Bemühen, diesen Einen Gott in dem Kreise der alten Götter zu suchen⁴¹); denn er war schon da, ehe die asische Göttertrias Odin, Wili und Ve geboren wurde, wie wir aus dem Hymnalliede mit großer Wahrscheinlichkeit ersehen. Die Ecken, nachdem sie in kurzen oben angeführten Worten der Götterdämmerung gedacht hat, fährt nämlich Str. 40. 41 also fort: „Einst war geboren, größer als Alle, der war geschickt durch der Erde Kraft, den priesen sie als den großmächtigsten Herrscher, als den durch Sippe gestüpften gar allen Völkern. Da kommt ein Anderer, noch mächtigerer, doch wage ich nicht, diesen zu nennen; Wenige sehen nun weiter hinaus, als bis Odin wird dem Wolfe begegnen.“ Von diesem Mächtigen, dessen Identität mit dem in der Völuspá genannten nicht gelugnet werden kann, werden hier drei charakteristische Merkmale angegeben: 1) er ward geboren (varð borinn), er entsteht also nicht erst mit der neuen Welt; 2) er war geschickt durch der Erde Kraft (sá var aukinn jarðar megni), was nichts Anderes heißen kann, als er war von der Erde geboren, und 3) er wird gepriesen nicht nur als

35) So die Völuspá Str. 57—61. In dem Folgenden wird man gern Manter beitreten, der a. a. C. II, 35 sagt: „Die Erhebung der Strophen der Völuspá, welche bekanntlich vielfach gefälscht ist, glauben wir in der Art verstehen zu sollen, daß wir auf Stro. 62 nämlich Strophen 41—42 dann Strophen 40, endlich Strophen 43 folgen lassen; im Wesentlichen dürfte Reichen folge hat bereits Reichen vertheidigt in seinen Bemerkungen um Versarten oder Ordnungen in Strophen 1 Völuspá (Annalen for Nordiskt Oldkyndighed, Jahrg. 1840—1841).“ Siehe auch Mannarði, Germanische Mythen S. 393 fg., der der Erhebung dieser Strophen eine eingehende Untersuchung gewidmet hat. 36) Ueber Gimli vergl. Gylfaginning c. 3. 17 u. 52, wo der Balast Gimli in den dritten Himmel, welcher Váðilinn heiße, verlegt wird; die Völuspá, welche á Gimli schreibt, versteht aber darunter den neuen Himmel selbst (f. Grimm, Myth. S. 783). Die „Guten“ sind hier die frommen und die „Schlechten“ in der folgenden Strophen die Meistbigen. Die Hölle fordert, wie Mannarði a. a. C. nachweist, der Polytheismus jeder Strophen. Die Tene war die höchste Tugend der germanischen Urzeit (f. Tacitus, Germania c. 24) und darum gehört ihnen als Lohn die Götter des neuen Himmels, der Meistbigen der qualvollste Erstoft. 37) Siehe Völuspá 40. 42. 43; vergl. Sigurdarkviden Fafniskapitel 2, 3—4 und Sigdrífingur 22—23. In Uebereinstimmung mit der Völuspá wird Gylfaginning c. 52 Níðstönd in den äußersten Norden versetzt und mit dem mitten in der alten Fafnir (Willehalm) gelegenen Brunnen Urgeleimur in Verbindung gebracht, und dem nach c. 4 der Fluss Süde entspringt, in welchem nach Völuspá 40 die Wermerfau der Strafe verhängen.

38) Ueber die gleichfalls im Norden liegenden Ríðaberge (Níðaböll, d. h. Berge der Rauhheit), wo Sindri's Gefolge (d. h. die Zwerg) wohnen soll, ist früher etwas Sideres zu sagen; Gylfaginning c. 52 wird dasselbe zwar ebenfalls genannt, aber ohne nähere Bestimmung, und dann ist fälschlich aus Sindri's Gefolge ein Saal Namens Sindri gemacht. 39) Ósloinn das Unfälle, d. i. nicht mehr alte Welt; es ist ungenügend, ob Brimir ein Riese ist oder der Name des Saales; als solcher wird er Gylfaginning c. 52 aufgeführt und in den Himmel versetzt; Völuspá 9 wird der Urzeit Omir so genannt. 40) Völuspá 63. 41) Hinn Magnassien dachte an Surtr, Martin Hammerich in seiner Schrift: Om Ragnaroksmýthen, an den Völuspá 68 genannten Fimbultyr, welcher Andrastr aber nur ein Beiname Odins ist (vergl. Grimm, Myth. S. 784 fg.), Simrod, Myth. S. 170, denkt an Odin.

der großmächtigste Herrscher, sondern auch als der, durch Verwandtschaft allen Völkern verwandt ist (als *ais-javan aiotum* görfollum), womit ohne Zweifel gesagt ist, daß er der Stammvater aller Völker sei. Damit aber lehrt die Eberin auf das Schöne zu der uns von Tacitus Germania c. 2 dargebotenen Kunde über unsere Altvordern zurück: *celebrant carminibus antiquis — Tuisonem deum terra editum, et filium Mannum, originem gentis conditoresque*, etc. Daß und hier Tacitus ein Bild aus der germanischen Kosmogonie, an das sich erst mit der Erzählung von den drei Söhnen des Mannus die eigentlich nationale Stammsage, die Sage von dem Ursprünge der einzelnen deutschen Völker schloß, überliefert, hat bereits W. Wadernagel in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum VI, 17 erkannt. Weitere Kunde ist und bekanntlich über den erdgeborenen Stammgott unseres Volkes nicht vergönnt worden. Der Norden vollends (mit dessen oben genannten Vuri, der einer jüngeren Periode angehört, er nicht identifiziert werden kann) hat uns nicht einmal seinen Namen, der Tsaki gelaufen haben muß, überliefert. Der immer fähner fortschreitende Polsteismus verdrängte hier denselben aus den alten, einfachen, kosmogonischen Mythen, nachdem sie diese weiter ausgepöppelt, und erst in den eschatologischen trat er (was jedoch nur Vermuthung sein kann) als der Urgott und zwar als der alleinige Herrscher der neuen Welt wieder auf; in abnegativer Eifersucht schaute ihn die Eberin, wagte aber seinen Namen nicht zu nennen, wenn er ihr auch wol noch fund war. Zeus, die Deutschen c. 72, stellt die scharfsinnige Vermuthung auf, daß der Name Tuiscio für Tivisco, Tiusoo zu nehmen sei und sich in seiner Ableitung wie Cheri-soi zu Tiu (Tius = sanskr. dyäus = Zeus, d. i. der Himmlische, der Gott des leuchtenden hellblauen Himmelsgendelbes), wie das spätere *mannisco*, *menisco*, Mensch, zum älteren *mann* verhalte (Grimm, Gram. III, 319⁴²⁾). Dem deutschen Stammvater Tiusco entspreche der lettische Dis pater bei Gölar, wenn ihn dieser auch mit dem römischen Dis pater, Pluto, zu vermengen scheine, B. Gall. VI, 18: „Galli se omnes ab *Dite patre prognatos praedicant*, idque ab Druidibus proditum dicunt.“ Eine Erinnerung an diesen Himmel- oder Altvater bricht jedoch noch in der Gylfaginning c. 3 in Övind's Beinamen Alsödr (Altvater) durch, und zwar in einer Weise, als ob die Welt bereits wiedergeboren sei⁴³⁾. Siehe über Tiu und Tiusco Grimm, Myth. S. 175 fg.

42) Wadernagel a. a. D. S. 19 sieht in dem Namen Tiusco ein schwache Substantivbildung zu dem alts. *tuisc*, wts. zwischen (zwischen), wovon wir noch zwischen und zwischen gold haben: also der Zwischenke (tiusus, hermaphroditus), und bringt damit die Sagen von hermaphroditischen Stammgöttern anderer Völker in Verbindung. 43) Die Gylfaginning c. 62 folgt bei der Welt-erneuerung der Völsung, und zwar verbindet sie Str. 62, 42 u. 43, hat aber, wie schon angedeutet, Nichts mitzuerzählen (vergl. auch Maurer a. a. D. II, 37; Rasmussen a. a. D. S. 393); c. 68 verbindet sie die Völsung mit dem Völsunginn, läßt aber das, was in ihrer von dem Gott der zukünftigen Welt gesagt ist, weg, sowie sie auch keine Rücksicht auf die betreffende Strophe im Hymnallied nimmt.

Teutsche Ueberlieferungen von der Erneuerung der Welt und der Wiedereingebung der Götter sind und nicht erhalten. Zwar glaubt Simrod, Myth. S. 178 fg., daß sich Rückfälle sowohl von dem Weltumergange als von der Erneuerung in den über alle teutsche Gauen verbreiteten Sagen von dem schlafenden Kaiser erhalten hätten, der ursprünglich ein vergentrühter heidnischer Gott sei, der in einen Helden verwandelt ward. In dem hehlen Berge schlafe er dem Tage der Entscheidung entgegen, dann aber werde er erwachen und den letzten Kampf auskämpfen, worauf nun eine bessere Zeit folgen solle. Allein so verführerisch die Sache auch klingt, namentlich das Erscheinen des Antichrist, das Erlösen der Engelspossaunen, die große Welttschlacht, die mit dem Erwachen des schlafenden Kaisers geschlagen werden soll, sowie der Wudruck des jüngsten Tages und die Wiederkunft einer bessern Zeit⁴⁴⁾, so problematisch ist auch dieselbe, und man thut wohl, vorerst davon abzusehen, da die gegenwärtig darüber geführten, aber noch zu keinem Abschlusse gekommenen Untersuchungen eine andere Aufassung sehr wahrscheinlich machen⁴⁵⁾.

Bei unserem Mythos fallen die vielfachen Ueber-einstimmungen mit der heiligen Schrift sichtbar ins Auge. Die Völsung redet nämlich von der Auflösung aller sittlichen Banden und dem Ueberhandnehmen des Bösen auf Erden, von großer Hurerei, Völsalter, Schwertalter, Kriegen, Windalter und Wolkalter, was die jüngere Edda mit Bruder-Verwandtenmord und allgemeinen Krieg kurz umschreibt, wie die heilige Schrift von dem dem jüngsten Tage vorausgehenden Kriegen und Kriegsgerüchten redet, von der Empörung eines Volkes und eines Königreiches wider das andere, von dem Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit, dem Erkalten der Liebe, dem gegenseitigen Verhaß und Haß, sowie daß ein Bruder den andern und der Vater den Sohn zum Tode überantwortet, die Kinder sich wider die Väter empören und sie tödten helfen. Ferner redet die Völsung Str. 63 von der Entseßung aller verderblichen und der Abnahme aller segensreichen Naturkräfte, was die jüngere Edda mit dem furchtbaren dreißigjährigen Simulwinter und der Kraftlosigkeit der Sonne umschreibt, wie die heilige Schrift von Pestenz und theueren Zeiten, von Erdbeben hin und wieder und einer so großen Noth und Trübsal, als nicht gewesen sei von Anfang der Welt an. Die Völsung redet sodann vom Herabbrechen der Götterdämmerung, wie die heilige Schrift von dem dem jüngsten Tage: das das Erscheinen des Antichrist noch Gemeinde (*ἐκ κρυπτου* 2 Thess. 2, 6) wird weggehoben, wie der Völsungswolf seine Banden sprengt, das Meer und die Bogen brausen, Sonne und Mond verlieren ihren Schein, die Sterne fallen vom Himmel, die Himmel vergehen mit großem Krachen, die Elemente zerschellen vor Hitze und die Erde verbrannt⁴⁶⁾. Endlich entspricht der Monotheismus,

44) Hierin, glaube schon J. Grimm, Myth. S. 911 fg., liegt ein Zusammenhang mit dem Mythos vom Weltumergange. 45) Vergl. Wadernagel, Die Götterwelt der nordischen und nordischen Völker I, 335 fg. 46) Matth. 24; Marcus 13; Lucas 21; 2 Petri 3, 12.

in dem Einen mächtigen Gotte der Völuspá, sowie die Belohnung und Bestrafung der Menschen im Reiche der Seligkeit und der Qual durchaus der christlichen Lehre. Diese sämtlichen Ueberlieferungen hat man nun aus christlichem Einflusse und spätem Emsichbefehn des Anordners der Völuspá zu erklären gesucht, allein mit Unrecht. Denn zwischen den einzelnen Jägern unseres Mythos und denen der heiligen Schrift waltete so wesentliche Unterschiede, daß eine Entleerung für ganz unmöglich erscheinen muß. In der heiligen Schrift ist der dem Ende der Tage vorausgehende allgemeine Abfall von Christo, der bis zur Gottesverleugung fortgeschritten und sich bis zur Selbstvergötterung steigert, die in dem Antichristen ihren Gipfelpunkt erreicht, das Charakteristische, in unserem Mythos aber ist es die Auflösung aller sittlichen Bande, insbesondere des Familienlebens, der Ehe, der Blutsverwandtschaft und vor Allem des Bruderverhältnisses, also der Treue, welches letztere das heilige Band war, welches das germanische Heidenthum kannte. Die Herrschaft des Brudermordes bezeichnet ihm daher den Gipfelpunkt alles Bösen, den heidnisch-germanischen Antichristen, der als Vorbote des Weltendes angesehen wurde und als solcher auch den Göttern bei Baldurs Ermordung galt. Diese Zeit wurde mit dem prophetischen Ausdruck „Wolsfaler“ in der Völuspá bezeichnet, da man ferochlose und verbannte Verbrecher „Wölfe“ zu nennen pflegte⁴⁷⁾. Wenn nun aber nach der Völuspá die Menschen allerdings dem Bösen verfallen sind, so hat doch die Auflösung aller sittlichen Banden auf Erden, wie wir sehen, darin ihren Grund, daß die Götter als die Fästen und Banden der physischen und moralischen Welt allmählig durch ihre eigene Sünde alle Macht auf Erden verlieren. Wie dies in der sittlichen Weltordnung der Fall ist, so auch in der physischen, und darum gerathen alle verderblichen elementarischen Kräfte, als deren Dämonen das Alterthum die Wesen ansah, in wilden Aufruhr und vernichten in entfesselter Wuth, sei es nun als principielle böse Mächte, oder aus Rache für die Ermordung ihres Stammvaters Mimir die von den Asen geschaffene Welt, sowie diese Götter selbst sammt ihrem eigenen ganzen Geschlechte.

Was sodann den in der neuen Welt zu Tage tretenden Monotheismus betrifft, so ist der Alles beherrschende Gott nicht der christliche, sondern, wie wir sahen, ein echt heidnischer erdgeborener Gott und leibhaftiger Stammvater der Menschen. Ebenso sind endlich die Belohnungen und Bestrafungen in der neuen Welt echt heidnisch; einmal war beides dem Heidenthume durchaus nicht fremd⁴⁸⁾, sodann haben wir hier weder in Himmeln einen christlichen Himmel, noch in Hölle eine christliche Hölle, sondern jener ist ein echt heidnisches Reich der Seligen, und Hölle eine teuflische Wasserhölle⁴⁹⁾.

47) Vergl. Dietrich in Gaupl's Zeitschrift VII, 314 fg. 48) Siehe Maurer a. a. D. II, 91 fg. 49) Ueber Ähnlichkeit Mannhardt, Germanische Mythen S. 321. Aber Nästrand Dietrich in Gaupl's Zeitschrift VII, 304—329; IX, 175—186; Smirnov, Västnordl. Valas Vindelnas (Bonn 1853); Kiefer Monatschrift 1853; Myth. S. 164 fg.

Außerdem hat man auch äußere Gründe geltend zu machen gesucht, welche die durch christlichen Einfluß in der Völuspá gemachten spätem Einschiebsel beweisen sollten⁵⁰⁾, allein darauf kann keinerlei Ansehung begründet werden, wie Grimm, Myth. S. 775 und Maurer a. a. D. II, 39, 40 nachweisen⁵¹⁾. (A. Rossmann.)

GÖTTERMUTTER (deutsche). Tacitus meldet in der Germania c. 45 von den fernem Nörtern, die er zu den Germanen und zwar der Elite und Tracht nach zu den Sueben rechnet⁵²⁾, daß sie die mater deum verehrten. Als Zeichen des Aberglaubens trügen sie Figuren von Ebern: ein solches Amulet mache statt Waffen und alles Schutzes den Diener der Götin auch unter Feinden sicher⁵³⁾.

Unsere Denkmäler bezeichnen nun zwar keine Götin als Götermutter, allein die Eberzeichen scheinen es unzweifelhaft zu machen, daß keine andere darunter zu verstehen sei, als Freya (Frouwa), da der Eber ihr und ihres Bruders Feer (Fró) heiliges Thier war und sie beide einen goldborstigen Eber, Gullinbursti, Hildisvini genannt, besaßen, dessen Goldborsten die Nacht gleich dem Tage erhellten, der mit Pferdes Schnelligkeit rannte und des Gottes Wagen zog. Solcher Eberzeichen, von denen Tacitus redet, werden wir nun durch die angelsächsischen Ueberlieferungen verstärkt, welche melden, daß die Angelsachsen dieselben auf den Helmen zu tragen pflegten und durch dieselben, wie die Asier, im Kampfe vor den feindlichen Schwärmern gesichert zu sein glaubten⁵⁴⁾. Dasselbe muß auch Sitte und Glaube in Deutschland gewesen sein, wie die uns erhaltenen Eigennamen Eparhelm, Eparhelm beweisen (Grimm, Myth. S. 195). Es wird nun freilich nirgends ausdrücklich bezeugt, daß jene den Helm schmückenden Eberzeichen ein Symbol des Frey oder der Freya gewesen sei; allein wenn dies schon dadurch unzweifelhaft wird, daß der Eber das heilige Thier beider Gottheiten war, so wird dasselbe zur Gewissheit durch den Eigennamen Fróhelm (Grimm, Myth. S. 195), sowie durch den Helm Hiltigöltr (Hildeneber) in der Hrólfis Krakassaga, da Hildir — Freya ist und den mythischen Ansätzen dieser Sage Freysagen zu Grunde liegen, und Hiltigöltr ein anderer

50) Keyser, Antiquitates selectae septentrionalis et Celticae p. 126; Wachter unter dem Artikel Hyndalshöf (2. Sect. 12. Bd. S. 437, 83); Gimmüller in seiner Völuspá S. L und LIV; Köppen, Literarische Einleitung in die nordische Mythologie S. 60, 61; Weinhöhl in Gaupl's Zeitschrift VI, 314. 51) Die Schlüsselprobe der Völuspá scheint dagegen entschieden ungenügend zu sein, oder höchstens noch abzuweisen zu, daß die Einschiebsel ist.

1) Siehe Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 718 fg.

2) Materem deum venerant. Insignis superstitionis formas aprorum gustant: id pro armis omnia tutela securam deae cultorem etiam inter hostis praestat.

3) Unter den vielen Zeugnissen der oß. Pechte ist vortragenswerth Boövalf 1449, 1450 wichtig: „Der weiße Helm das Gaupl bedeckte ... geschmückt mit Kleinoden, umfängt uns Hürdensteinen, wie in fernem Tagen ihn ein Wessensdewel währte, mit Wessern gerte, mit Oberstücken besetzte, daß ihn selbstem nimmer Klingen noch Kampffschwert verfehren möchten.“ Vergl. den Artikel Grimm und Hilde.

Name des der Freya heiligen Ebers Hildisvini ist (Wanhadar, Germanische Mythen Forschungen S. 89).

Zu der Ehre einer Mutter der Götter konnte Freya aber wol nur als Gemahlin Odins, des höchsten Gottes, gelangen, der als Allvater (Allvater), wie er schon im Grimnismál Str. 48 und in der Helgakvíða Hundingsbana I. Str. 38 genannt wird, was Gylfaginnlog c. 9. 20 ausdrücklich durch „der Vater aller Götter und Menschen“ erklärt wird, bezogen ist. In den nordischen Quellen wird nun freilich Jörð, die Mutter Thor's, die auch die Beinamen Hlökkyn und Fiörgynn führt, als Odins erste Gemahlin und Frigg die Tochter des Fiörgynn, als dessen zweite Gemahlin genannt und Freya wird freilich von dieser als eine besondere Gestalt scharf unterschieden, und auch in unsern teutschen Uebersetzungen erscheint Frigg (Frigg) neben Freya; allein nach den neuesten Forschungen (s. insbesondere Simrod, Myth. S. 374—379) läßt sich die Identität von Frigg und Freya nicht mehr ernstlich bestreiten, und es steht wenigstens so viel fest, daß Frigg aus Freya emanirt und diese in ihrer ältern Gestalt mit Jörð (Globoz, Fiörgynn) zusammenfällt, wie denn auch die Erde davon noch eine Erinnerung bewahrt zu haben scheint, wenn dieselbe meldet, daß Freya, als sie noch bei den Wanen war, mit einem Manne vermählt war, der Dour (Dör) hieß, dem sie, seitdem sie sich von ihm durch ihre Aufnahme unter die Äsen hatte trennen müssen, goldene Thränen nachweint, ihn, den auf neuen Wegen forstzugesogenen, bei unbekannten Wäldern suchend. Dour ist aber unser Wod (Wotan), also eine andere Form für Odin; wie sich denn derselbe Wothus auch bei uns erhalten hat, indem einerseits beide unter dem Namen Wod und Freid widererscheinen (Schönmacher, Sitten und Sagen aus der Oberpfalz I, 313—314), andererseits derselbe auch von Holbo (mit der Freya auch sonst zusammenfällt) gegollt hat (s. meine Deutsche Heldensage I, 158).

Möglich ist aber auch, daß wir unter der mater deum die Nerthus zu verstehen haben, da diese Göttin, welche uns Tacitus in der Germania c. 40 als die terra mater nennt und ihren Cultus gleichfalls fuchsischen Völkern zuschreibt, auf diese Ehre gerade Ansprüche hat. Unterliegt wird diese Vermuthung dadurch, daß Tacitus bei dem Ausdrucke mater deum wahrscheinlich nach der interpretatio romana von einer römischen Göttin ausging, die ihm mit der Nerthus in Verwandtschaft zu stehen schien, wobei er wol an die phrygische Cybele, die magna deum mater gedacht haben mag, da deren Umzug, wie ihn die römischen Autoren und berichten (s. Grimm, Myth. S. 233 fg.), mit dem der Nerthus, wie ihn Tacitus beschreibt, beachtenswerthe Aehnlichkeit darbietet. Ebenso wie der Umzug der Nerthus wird nun aber auch der des Freya in der Olafs saga Tryggvasonar (Fornmannasögur 2, 73—78) beschrieben, und es läßt sich annehmen, daß auch Freya solche Umzüge hielt, da das göttliche Geschwisterpaar in allen Stücken gleich ist, und sich gleiche Umzüge derselben aus denen jurädischen lassen, welche uns für Holbo, die, wie schon erwähnt, mit ihr zusammenfällt, sowie für die heilige

Gertrud, deren Dienst den übrigen ersteht (Simrod, Myth. S. 399—404), bezeugt sind. Freya würde also demnach als eine Tochter der Nerthus zu betrachten sein, da sie nebst ihrem Bruder Freyr von Nörðr stammt, als dessen Gattin die buchstäblich gleiche Nerthus angesehen werden muß (Simrod, Myth. S. 357 fg.). Was aber von Freya galt, das wird im höchsten Alterthum auch von ihrer Mutter Nerthus gegollt haben. Nerthus gehörte jedoch den Wanen an und fand nicht wie Freya Aufnahme bei den Äsen, aber von ihr ererbte Freya, als Odins Gemahlin, die Würde der terra mater und der mater deum. Mit Jörð (Globoz, Fiörgynn) kann daher Nerthus nicht wie Freya identisch sein. In der Hauptsache stimmt auch Simrod, Myth. S. 357 fg., vergl. S. 374—379 mit dieser Auffassung überein.

Es ist jedoch schwer zu entscheiden, welche von den beiden vorgetragenen Ansichten die vorzugswürdigere sei, doch dürfte wol die erstere auf einer weit sicherern Quellengrundlage ruhen als die letztere. (A. Rasmann.)

GÖTTINGEN, 1) Fürstenthum. Das Fürstenthum Göttingen, der südliche Theil des Königreichs Hannover, gehört zur Landdrostrei Hildesheim, grenzt im Süden an die preussische Provinz Sachsen und das Kurfürstenthum Hessen, im Westen an Kur-Hessen und die preussische Provinz Westfalen, im Norden an den westlichen Theil von Braunschweig und an das Fürstenthum Grubenhagen, im Osten gleichfalls an Grubenhagen. Der Flächeninhalt beträgt 32½ □ Meilen, auf welchen gegen 117,000 Einwohner in vier Städten (außer Göttingen noch Nöringen, Ründen, Nordheim), 13 Kiemern und 230 Landgemeinden wohnen. Bewässert wird das Fürstenthum durch die Bertra und Fulda, welche demselben aus drei bis vier Meilen angehören und sich zur Weser vereinigen, die etwa auf sieben Meilen die westliche Landesgrenze bildet. Im Osten wird das Land von der Leine durchströmt, welche auf ihrem Laufe von Süden nach Norden rechts die Ruine mit der Steinlale, Söffe und Siebar, links die Gersolde und die Ilme mit der Spülung aufnimmt. Das im Ganzen bergige Land hat im Nordosten die Berge des Harzes, im Nordwesten den Solling mit dem 1590 Fuß hohen Moosberge, im Süden das Berragebirge und den Bramwald. Fast alle Berge sind fast bewaldet. Nächst dem Moosberge verdienen noch Eröschung der Steinberg bei Ründen und der Hart mit Laubholz bewaldete, an Berkeinerungen reiche Gaimberg bei Göttingen, 1200 Fuß hoch, so die Pfister, ein 1100 Fuß hoher Basaltstein. Der in den Thälern und Ebenen fruchtbare Boden (namentlich im Thale der Leine) erzeugt Getreide in Uebersuß, Tabak, Flachs, die Berge liefern Holz. Die Bewohner beschäftigen sich namentlich mit Ackerbau, Flachsweberei und Weberei, doch findet man namhafte Handwerker hauptsächlich nur in Göttingen und Ründen. Der Religion nach gehören etwa 2500 Einwohner der katholischen, 6000 der reformirten Kirche, 1200 dem israelitischen Bekenntnisse, die übrigen der lutherischen Kirche an.

2) Die Stadt Göttingen, Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, unter $51^{\circ} 38' 48''$ (nach andern Angaben $51^{\circ} 31' 47,85''$ nördl. Br., $7^{\circ} 36' 28''$ östl. L. von Paris, 420 Fuß über dem Meeresspiegel, am Fuße des Hainberges und an der neuen Leine, welche aus der alten Leine etwa $\frac{1}{4}$ Stunde oberhalb der Stadt abgeleitet ist, unterhalb der Stadt wieder in dieselbe eintritt und auf ihrem Laufe die Altstadt von der Neustadt und der Marsch trennt und an der von Hannover nach Gassel führenden Eisenbahn, $\frac{2}{3}$ Meilen südsüdwestlich von Nordheim, $\frac{3}{4}$ Meilen nordöstlich von Ründen. Der die Stadt umgebende Ball ist zu Promenaden eingerichtet und mit Linden bepflanzt. Die Stadt hat fünf Thore und vor denselben hübsche Anlagen, namentlich vor dem Alleechor mit dem Denkmale des Dichters Bürger. Unter den sich rechtwinklig schneidenden Straßen, die zu beiden Seiten mit Trottoirs versehen sind, zeichnen sich besonders aus die Wendert-, Groner-, Kotze und Alleestraße. Auf dem Neumarkte befindet sich ein Denkmal Wilhelm's IV. Unter den Kirchen zeichnen sich die Jacobikirche, Johanniskirche, Albani- und Universitätskirche aus. Die Stadt ist Sitz einer Justizkanzlei und einer Generalsuperintendentur und hat eine berühmte, von Georg II. im J. 1734 gegründete, 1737 eingeweihte Universität, die Georgia Augusta, welche durch die Fürsorge ihres ersten Curators, des Prägrimministers Gerhard Adolf Freiherrn von Münchhausen, wahrhaft sorgfältig dotirt und zu außerordentlichem Ansehen gelangt ist. Sie ist Landesuniversität für Hannover, Braunschweig und Nassau. Sie beß (seit 1837) ein sehr schönes Universitätsgebäude, eine prächtige, im J. 1818 vollendete Sternwarte, von welcher Professor Gauß bereits in den dreißiger Jahren einen elektrischen Telegraphen nach dem physikalischen Cabinet in der Stadt anlegte und benutzte, eine der reichhaltigsten Bibliotheken von mehr als 350,000 (nach Andern 322,000) Bänden und 5000 Handschriften, ein akademisches Museum, Münz- und Gemäldesammlung, ein im J. 1842 gestiftetes physikalisches Institut mit physikalischen Cabineten und Instrumentenapparate, ein chemisches Laboratorium, eine Anatomie, die Blumenbach'sche Schädelsammlung, ein Entbindungshaus, zwei akademische Hospitäler mit einem Klinikum, chirurgisches Krankenhaus, Thierarzneischule, einen botanischen und ökonomischen Garten, ein archäologisches Institut und ein homöopathisches und pädagogisches Seminar. Mit der Universität verbunden ist die 1751 gestiftete königliche Gesellschaft der Wissenschaften und eine gelehrte Gesellschaft. Außer diesen zur Universität gehörigen Instituten beß die Stadt noch ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, eine seit 1784 bestehende Industrieschule mit Sonntagsschule für Gesellen und Lehrlinge, Elementarschulen, ein Werk- oder Arbeitshaus, ein Waisenhaus, ein Hospital und andere Armenanstalten, Buchhandlungen und Buchdruckereien. Zu den mannichfachen Erwerbszweigen der Einwohner gehören die Manufacturen in Tuch, Flanell, Hüten, Seife, Tabak, in Eisen, Stahl, Gold und Silber, Drechslervaren, Weisenköpfen, Leder, Zwickbad, chirurgischen und mathemati-

H. Gessell. v. W. u. R. v. R. v. R. LXXII.

schen Instrumenten und buntem Papiere. Als ganz eigen- thümliches Fabricat müssen noch die göttinger Reitwürste bezeichnet werden, die man in solcher Vortreflichkeit nir- gends anderswoher beziehen zu können glaubt. Für gesell- liches Vergnügen und Unterhaltung gibt es den Civiisclub, das literarische Museum mit musikalischen Unterhaltungen während des Winters, das Theater und die Freimaurer- loge August zum goldenen Cirkel und eine Menge An- lagen in der Nähe der Stadt.

Werkwürdig ist im Westen der Stadt ein kleiner Berg „auf dem Hagen“, weil auf demselben die salter- sche Pfalz Orone gestanden hat, welche die älteste Pfalz der sächsischen Kaiser gewesen ist, auf der sie sich seit Otto dem Großen meistens aufgehalten haben und wo ein Pfalzgraf das höchste Gericht gehalten hat. Kaiser Heinrich I. vertrieß sie im J. 929 seiner Gemahlin Mathildis zum Leihgedinge und diese schenkte die dasige Kapelle dem Kloster Börde, Kaiser Konrad III. aber gab sie im J. 1146 dem Kloster Gredeboch, bis sie endlich ein- ging und die Mäuer zerstückelt wurden. Die Burg ist endlich in Besiß der Stadt Göttingen gekommen.

Die älteste Nachricht von Göttingen findet sich in den Urkunden Otto's des Großen, von 950 bis 960, in denen es Gutingi genannt wird und nur ein Dorf gewesen ist, welches den Vorfahren des sächsischen Her- zogs Hermann Billung gehört hat. Von Heinrich dem Löwen, der den Ort als freies Eigentum desam, kam er an dessen Sohn, den Herzog und Pfalzgrafen Heinrich. In der Theilungsurkunde vom Jahre 1203 wird es Gubdingin, aber noch keine Stadt genannt. Die Stadt- rechte scheint der Ort durch Kaiser Otto IV. in dessen letzten Regierungsjahren erhalten zu haben, und in den Urkunden von 1239 wird schon der Bürgemeister und Bürger von Göttingen gedacht. Nachher war Göttingen eine erbunterthänige Stadt der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg und im 14. Jahrh. ein wichtiges Glied der Hanse, und mitunter Sitz der Linie Braunschweig- Göttingen, welche mit Albrecht II. (im J. 1287) beginnt und mit Otto dem Einäugigen endet. Nach seinem Tode fiel Göttingen an Wilhelm I. von Braunschweig- Wolfen- büttel und in Folge der Landesheilung von Wilhelm II. an Erich. Göttingen verweigerte ihm bis 1513 die Huldigung, weshalb dieser Fürst seine Residenz in Wün- den, Neustadt und auf dem Kalenberg hatte. Von letzterer Residenz erhielt das Fürstenthum später den Na- men Kalenberg mit Göttingen. Im J. 1641 wurde Göttingen von den Desterreichern unter Anführung des Erzherzogs Leopold vergeblich belagert. Von 1757 bis 1762 war es wiederholt in den Händen der Franzosen und wurde von denselben 1760 mehr besetzt. Bei ihrem Abzuge im J. 1762 sprengten sie den Wall zwis- chen dem Albaner- und Wendenberge in die Luft. Die mittlere Temperatur Göttingens ist im Winter + 0,6 C., im Sommer + 17,6 C. (H. E. Häusler.)

GÖTTINGER DICHTERBUND, auch Hain- bund genannt, ein literarischer Verein von Jünglingen, die zu Göttingen in den sechziger Jahren des 18. Jahrh. ku- dirten und mit gleichem Enthusiasmus der deutschen Poesie

huldigten, wie dreißig Jahre vorher in Leipzig die Verfasser der sogenannten Bremer Beiträge, zu deren Gesellschaft, außer Götner, Cramer, Gellert, Habener, Zacharia, Hart, u. A., auch Klopstock gehörte¹⁾. Von diesem Leipziger Vereine unterschied sich der göttlinger wesentlich dadurch, daß derselbe nicht, wie jener, einen Gegner zu bekämpfen hatte, durch dessen Sturz ein besserer Geschmack in der deutschen Literatur gewonnen werden sollte. Ein Mann, wie Göttsch, war in Göttingen nicht vorhanden. Die meisten der dortigen Professoren hatten eine zu realistisch-empirische Tendenz, um sich für die Poesie sonderlich zu interessieren. Indessen folgte die genannte Universität doch mehr, als andere Hochschulen, einer modernen Richtung. Dies hatte sie unter Anderem schon durch die Aufmerksamkeit bewiesen, die sie der neuern europäischen Literatur geschenkt, und die sie, außer den darauf sich beziehenden Vorlesungen, auch durch ihre zu vielseitigem Gebrauche geöffnete Universitätsbibliothek betätigte hatte.

Zu diesen Umständen, welche den obengenannten literarischen Verein begünstigten, trat noch (1770) die Herausgabe des Göttinger Mufenalmanachs. Nach dem Muster des pariser Almanach des Muses geformt, war dieser Almanach, der erste in Teutschland, schon deshalb eine merkwürdige und zeitgemäße Erscheinung²⁾. Um Poie³⁾, der ihn herausgab, sammelten sich nach und nach mehrere junge Talente, die an dem Aufschwunge der teutschen Poesie thätigen Antheil nahmen. Die nationale Dichtkunst in patriotischer Sinnesehre zu fördern war der Zweck ihres persönlichen Vereins, den sie um so gewisser zu erreichen glaubten, da sie in dem Göttinger Mufenalmanach bereits ein entsprechendes Organ für ihre poetische Thätigkeit fanden. In rascher Folge traten mehrere jener jungen Männer dichtend auf. Rächst Bürger, der zwar nie ein eigentliches persönliches Mitglied des nachher gestifteten Bundes ward, doch an denselben sich mehrfach theilnahmte, dürften hier vorzugsweise Hölty, J. M. Müller, J. G. Voss, die beiden Grafen Stolberg, R. F. Cramer, Hr. Hahn und einige Andere als eigentliche Mitglieder des Bundes zu nennen sein. In näherer oder entfernterer Verbindung mit denselben ständen Gersendberg, Claudius, Reiskowig u. A. Auch Götthe lieferte, durch Götter's Vermittlung, den er in Weplar kennen gelernt hatte, einige Beiträge zu dem Mufenalmanach. Durch seinen Geiz von Verlickungen war er den jungen Dichtern als ein leuchtender Stern erschienen. In diesem Schauspiel fanden sie edelste Freude, Genüß, Freiheit und Naturdrang, Haß der kalten Form und Regel, kurz Alles, was sie selbst in der Poesie für das Höchste hielten.

Den literarischen Verein, der sich in Göttingen gebildet hatte, zu einem geschlossenen Bunde umzuwandeln, ließ sich vor allen Dingen sehr angelegen sein, der um Dichtern

1772 die genannte Universität bezogen hatte. An seine Bekanntschaft mit den dortigen jungen Poeten knüpfte er eine Charakteristik einiger derselben, die er für die ausgezeichnetsten hielt. „Ich muß sie Jaen doch nennen,“ (schrieb er den 17. Juni 1772) an Brüdner⁴⁾, „Hölty, ein sehr malerischer Dichter, beide Müller, Bettern des Doctor Müller“, und — Rinnefänger; Erwald, ein feuriges Genie, Cramer, ein Sohn des berühmten Cramer, vom dem Sie die Dde auf den Tod Bernstorff kennen, ein Kopf, der ungemein viel verspricht u. s. w. — Noch einen glücklichen Kopf hält ich bald vergessen Ihnen bekannt zu machen. Er heißt Hahn, aus dem Weidbrüchischen gebürtig⁵⁾. Einige Gedichte, die ihn uns bezaubert machten, waren freilich voller ausdrucksvoller Verjüngungen, aber sie verriethen Genie. Einige Zeit nachher machte er das vortheilhafte Stück an Müller⁶⁾. Es ist wahrlich Klopstock'sches Feuer darin. Er ist ein Feind aller Gallie, die unser teutsches Vaterland mit ihren Sitten verderben⁷⁾“.

Daß dieser fast allgemein verbreitete Haß des französischen Wesens, das überhaupt damals in ganz Teutschland wenig galt, in dem vorhin erwähnten Dichter besonders faß emporklobernte, wird, abgesehen von seinem höchst reizbaren Gemüthe, aus seinen heimathlichen Verhältnissen erklärlich, die das benachbarte Frankreich mit einem völligen Umsurze bedrohten. Noch weiter gingen in diesem Patriotismus die Grafen Christian und Friedrich Leopold Stolberg, die erstfalls in den Bund traten, doch erst später nach Göttingen gekommen waren, daher sie in dem vorhin mitgetheilten Briefe erwähnt werden konnten. Für ihren jugendlichen Enthusiasmus konnten sie keine andere Befriedigung finden, als den Drang der Zeit und die Ereignisse der Gegenwart vom idealen Standpunkte auszufassen. Auch die Stolberge, wie die übrigen Mitglieder des Bundes, waren noch insgesammt zu jung und noch zu sehr befangen von der akademischen Hypocrenalität, um dem gewöhnlichen Leben Geschmack abgewinnen zu können. Sich eine absolut poetische Welt zu schaffen, in der die wirkliche aufgehen sollte, war das Ziel ihrer realisirten Eristenrichtung. Einzelne Mitglieder des Bundes, die diese Richtung nicht gänzlich theilten, wie Hölty und Müller, zwei Dichter von langsamem Gemüthe, wurden leicht von dem allgemeinen Strome mit fortgerissen. An ihnen fanden die Uebrigen um so weniger Widerstand, weil auch sie, wenn auch minder stürmisch, sich begeistert fühlten für Vaterland und Religion, für Freundschaft und Jugend. Das aber waren die großen Aufgaben, denen der Bund sich weihete. An einem

1) Vergl. Ranke in den Nachrichten zu Entzer's Allgem. Theorie der schönen Wissenschaften. 8. St. Et. I in der dort gegebenen Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie seit Bodmer's und Breitinger's Vermählungen. Klopstock's Leben von G. Döring (Weimar 1825). S. 68 ff. 2) Vergl. Götter's Uebererlesungen. Bd. I. Heft 1. S. 208 ff. 3) Heinrich Christian Voss, geb. am 19. Juli 1744 zu Wieders in Ostheimschen, geb. deutsch als Götterath am 3. März 1808.

4) Siehe Briefe von Joh. Heinrich Voss. (Halterstadt 1829.) 1. Bd. S. 83. 5) Voss' Theodor Johann Brüdner, geb. am 13. Sept. 1746 zu Rensie im Medeburg'schen, geb. am 29. Mai 1805 als Prediger zu Rensiebrunn. 6) Professor der Theologie in Göttingen. 7) Ludwig Philipp Gahn, geb. 1746 zu Trübriet in der Pfalz, geb. 1787 als Kammersecretair zu Jurebruden. 8) „Leubart an Rinnefänger“ in dem Almanach für 1773. S. 177 ff. 9) Auch Bürger, der feurige Genie, wie ihn Voss nennt (in I. Briefen. I. Bd. S. 87), wird in dem eignen Schreiben nicht erwähnt. Er war damals bereits in Mannheim zu Altingen und daher selten in Göttingen anwesend.

festen Haltpunkte würde es demselben offenbar gefehlt haben, wenn sich nicht Einer in diesem Kreise befunden hätte, der zum Regeln und Ordnen ein besonderes Talent besaß. Das war Johann Heinrich Voß, der an die Spitze des Bundes trat und die formelle Herrschaft über denselben fast ausschließlich führte.

Nach vor der eigentlichen Gründung jenes literarischen Vereins, die in den September 1772 fällt, hatten sich die Genossen seit dem Mai des genannten Jahres am Sonnabende jeder Woche versammelt. Voß, als der älteste, hatte den Vorsitz in diesen Versammlungen, in denen die poetischen Erzeugnisse der einzelnen Mitglieder vorgelesen und einer allgemeinen Beurtheilung unterworfen wurden. Diese scheint nach dem Zeugnisse Voß's anparteilich gewesen zu sein. „In unsern Zusammenkünften“, schreibt er, „ward nicht geschmeichelt“. Damit stimmt auch überein, was Voß in einem Briefe an Brüdner vom 20. Sept. 1772 bemerkt. „Wir verbinden uns“, heist es dort ¹⁰⁾, „die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen Andere zu beobachten, und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnlichen Versammlungen noch genauer und feierlicher zu halten.“ Einen phantastischen Anstrich hat die eigentliche Gründung des Bundes, welche Voß in einem Briefe an Brüdner mit den Worten schildert: „Den 12. Sept., liebster Johann, hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Müller, Gahn, Höhn und ich gingen Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, saßen und alle bei den Händen, sangen so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unsers Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft.“ Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen ¹¹⁾ und ihn jährlich begehen.“

Der in diesem Briefe geschilderte Enthusiasmus für Freundschaft und Freiheit, verbunden mit sentimental Natursehnsüchtheit war das Grundelement des Bundes. Charakteristisch bezeichnet Gahn in einem seiner Briefe jenen Kreis als die „thatenlose, aber thatendürstende Jugend, die zur Zeit nur noch Wünsche tragen dürfte, die sie der Eiche des Bundes snimmen.“ Jener Schwur unter der Eiche steigerte durch das Bewußtsein einer engeren Verbindung, als bisher, das Selbstgefühl und die Thätigkeit der einzelnen Genossen. Es bildete sich dadurch aber auch eine förmliche Opposition gegen Alle, die dem Bunde nicht angehörten oder einer andern Gerichte- richtung folgten. Die lyrische Poesie war der Kreis, in

welchem sich die Bundesglieder bewegten, wobei sie jedoch, ihrer Individualität nach, eine verschiedene Richtung verfolgten. Charakteristisch war in den meisten der Drang nach positiver Erhebung über die Gegenwart und die pathologische Empfindsamkeit eines mit der Welt zerfallenen, aber in sich selbst zufriedenen Individuums. Bald rauschten die Gesänge der jungen Dichter in dithyrambischem Pathos daher, bald ward von ihnen Freiheit und Vaterlandshinn gecrien. Eine freudberauschte Heiterkeit wechselte in jenen Gedichten mit den Gefühlen der Andacht und mit schwärmerischen Vorstellungen von der Erhabenheit des Schöpfers. In andern poetischen Erzeugnissen war die idyllische Liebe zur Natur vorherrschend, nicht ohne einen Anflug von Melancholie, die sich bald in der Sprache süßer Schwärmerci, bald in dem Ausdrucke unbefriedigter Sehnsucht und wehmüthiger Trauer kund gab.

Zu den erwähnten Elementen des Bundes muß noch die Vorliebe seiner Mitglieder für die Bardenspoesie gerechnet und hervorgehoben werden. In wie verschiedenen Gattungen der Dichtkunst sich auch Einzelne versuchten, indem sie sich bald Pindar, bald Kleist, bald Ossian zum Muster wählten, so schien doch darin unter ihnen eine völlige Uebereinstimmung zu herrschen, daß Klopstock ein Dichter sei, mit dem sich kein anderer vergleichen könne. Was ihnen in ihrer exaltirten Stimmung das Höchste sein mußte, hatte dieser Dichter in seinem Messias und in seinen Oden gefeiert. Dem erhabenen Muster, das er aufgestellt, nachzuweisen, war das unermüdete Streben der gesammten Bundesgenossen. Auch in der Eigentümlichkeit des poetischen Standpunktes, der den Hauptelementen nach nordischer Art und Abkunft war, traf Klopstock durch die von ihm gedichteten Bardengesänge an. Unter seinem Banner die Frivolität Voltaires und anderer in und ausländischer Schriftsteller zu bekämpfen, dünkte ihnen der chremereiche Beruf. Nicht völlig einverstanden scheint Voß, der in ihrem Bunde den Vorsitz führte, gewesen zu sein. Wenn auch nicht minder für Klopstock begeistert, mißbilligte er doch die blinde Verehrung und Vergötterung jenes Dichters. Uebrio wenig huldigte er nicht so unbedingt der Bardenspoesie. Auch Schriftsteller, die eine ganz andere Richtung verfolgten, ließ sein besonnenes Urtheil Gerechtigkeit widerfahren, selbst solchen, die gradezu Klopstock's Antipoden genannt werden konnten, wie unter andern Wieland, dessen „goldnen Spiegel“ er für „ungemein reizend“ erklärte ¹²⁾.

Mit der oft exaltirten Stimmung der Bundesgenossen contrastirte die harmlose Gemüthlichkeit in ihren wesentlichen Zusammenkünften. Das darin herrschende Ceremoniel schildert Voß ¹³⁾ mit den Worten: „Klopstock's Oden, Ramler's lyrische Gedichte und ein schwarz vergoldetes in Leder gebundenes Buch liegen auf dem Tische. Sobald wir alle da sind, liest einer Eine Ode aus Klopstock oder Ramler vor, und man urtheilt alsdann über die Schönheiten und Wendungen derselben

10) Siehe A. v. Arneth's literar. Nachlass und Briefwechsel. 2. Bd. S. 129.

11) Siehe die bereits erwähnten Briefe von Voß. 1. Bd. S. 92. 12) Siehe unter andern das Gedicht von Voß: „Die Bundesfeier“ in dessen sämtlichen Gedichten. (Königsberg 1802.)

13) Die Voß in f. Briefen 1. Bd. S. 91 äußert. 14) Siehe a. a. O. S. 97.

und über die Declamation des Lesers. Dann wird Kaffee getrunken, und dabei, was man die Woche etwa gemacht, vorgelesen und darüber gesprochen. Dann nimmt es Einer, dem es aufgetragen wird, mit nach Hause, und schreibt eine Kritik darüber, die des andern Sonnabends vorgelesen wird. Das obige schwarze Buch heist das Bundesbuch und soll eine Sammlung von den Gedichten unsers Bundes werden, die einstweilen durchgehends gebilligt sind.“

Werkwürdig ist die in eben diesem Briefe vom 26. Oct. 1772 enthaltene Schilderung einer andern Zusammenkunft, bei der es unter den leidenschaftlich aufgeregten Gemüthern sehr stürmisch zugeht. „Einige Tage vor Ewald's Abreise“, erzählt Voß¹⁵⁾, „nöthigte er den ganzen biesigen Patrasch, auch Bürger von Sellichhausen, zum Abschiedeschmause. Das war nun eine Dichtergesellschaft, und wir zechen auch wie Anakreon und Sappho. Bei uns, unser Wirth, oben im Lehnstuhl, und zu beiden Seiten der Tafel, mit Gläsern bekränzt, die Wardenhäuser. Gesundheit! wurden auch getrunken, endlich Klopstock's. Voie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einem heiligen Stillstehen trank er. Nun kam's! nicht voll so feierlich; Lessing's, Gleim's, Gessner's, Gerstenberg's, Uz's, Weisse's u. s. w. — Jemand nannte Wieland, mich dünkt, Bürger war's. Man stand mit vollen Gläsern auf, und — Es herbe der Sittenverderber Wieland! es herbe Voltaire u. s. w.“ Mit diesem Ausrufe hatten die Genossen zugleich das Lösungswort der Literatur überhaupt ausgesprochen. Mittelbar wirkte dazu nicht bloß der innere Drang der Jugend mit, sich die Fesseln der Conventen gewaltsam abzuschneiden, sondern auch das Begehren, etwas Selbstames und Aufstrebendes zu thun. Wenn die Genossen, wie es oft der Fall war, im Besessenen mit einander weilserten, geschah es meist auf nächtlichen Spaziergängen und gewöhnlich beim Mondschein. Voß schrieb darüber an Brüdner: „Wie gefällt Ihnen diese Methode?“ Ich denke, „sie soll in unsern Lebensbeschreibungen noch erzählt werden.“ In ihren Gedichten machten sie sich es daher zur besondern Aufgabe, ihre Liebe und ihren Haß zu offenbaren, die echt teutsche Begeisterung und die strenge Moral, die das vorhin erwähnte Verdammungsurtheil charakterisirte.

Einen festen Haltpunkt erhielt die Verehrung Klopstock's in jenem Kreise nicht bloß durch die stiltliche Reinheit seiner erhabenen Gesänge. Auch in seiner Theorie hatte sich dieser Dichter zu dem literarischen Bundesprincipie bekannt, in welchem die Natur der Schule gegenüber das Lösungswort blühte. Der bisherige Nacht der Regel hatte Klopstock in seiner „Gelehrtenrepublik“ ihre Verwerfung ausgesprochen, und dort selbst eines literarischen Bundes gedacht, der Alles, was nicht teutsch erschien, stürzen und vernichten sollte. Die Schar der Jünglinge, die er für diesen Sturm der Begeisterung fähig hielt, hatte Klopstock in dem vorhin erwähnten

Werke so deutlich bezeichnet, daß die Bundesgenossen kaum daran zweifeln konnten, sie selbst wären gemeint. Das über Wieland ausgesprochene Verdammungsurtheil ließen sie, auf Klopstock's Autorität gestützt, gegen Alle ergehen, die das von ihnen gepredigte Naturerbgeld nicht schlechthin glauben wollten. Wer die Regel in Schutz nahm, entging ihrer Bosheit nicht. So unter andern Nicolai in Berlin. Aber auch Dichter wie Weisse und Gellert blieben nicht ganz verschont. Ein besonderer Liebling der Bundesgenossen war Kleist als Sänger des Frühlings. Aber auch Gellert hatte durch seine Naturschilderungen ihre Gunst gewonnen. In geringerem Ansehen standen ihre Oden und Jacobi, von denen der letztere sogar ein „poetischer Euter“ genannt ward. Die Verehrung Goethe's gründete sich, wie bereits früher erwähnt worden, auf seinen Geh zu den Verklungen und auf die Beiträge dieses Dichters zu den Frankfurter Anzeigen, welche die entscheidende Richtung der Drang- und Sturmperiode verfolgten. Das Herder als literarische Autorität anerkannt ward, erklärt sich schon aus den freundlichen Verhältnissen, die zwischen diesem Schriftsteller und Klopstock bestanden.

Den eben genannten Dichter zu feiern bot den Bundesgenossen sein wiederkehrender Geburtstag (der 2. Juli) eine erwünschte Gelegenheit. Charakteristisch ist in einem Briefe von Voß, daß der genannte Tag auf ein früheres Marienfest gefallen sei, welches, später im Handversteck abgeschafft, durch die Klopstockfeier gewissermaßen ersetzt werden sollte. Eine allgemeine Vereinerung scheint unter den Bundesgenossen gebräuchlich zu haben, als sie, um den Geburtstag des „unsterblichen Mannes“ zu feiern, sich auf Hahn's Sube einfanden¹⁶⁾. Sie erschienen dort insgesamt festlich gekleidet. An einer langen, mit Blumen geschmückten Tafel, wo sie vor blinkenden Rheinweinflaschen Platz genommen hatten, fand ein Lehnstuhl für den abweichenden Sänger der Resignation. Auf diesem Sessel lagen Klopstock's Werke und unter demselben Wieland's Gedicht Idris und Zenide. Dies Werk ward von den Anwesenden getrennt, und Wieland's Bildniß, das sie aus einem Taschendeckel herausgerissen hatten, zuletzt noch unter allgemeinem Jubel feierlich den Flammen geopfert. Mehrere Toaste vollendeten die Feier. „Wir tranken“, heist es a. a. D., „in Rheinwein Klopstock's Gesundheit, Luther's Andenken, Hermann's Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Eder's, Goethe's, Herder's u. s. w. Nun wurde das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopfe, von Vaterland, von Jugend u. s. w. — Klopstock, er mag's gehört oder vermutet haben, hat geschrieben: wir sollten ihm eine Beschreibung des Tages schicken.“

Die Schilderung jenes Festes liefert einen Beweis, wie sich in dem Kreise der Bundesgenossen Spiel und Ernst mischte, in Allem aber die subjective Vereinerung das Princip war. In dem Kreise talentvoller junger Männer manches treffliche Gedicht hervorgerufen, war

15) a. a. D. I. Bd. S. 93 ff. S. 101; vergl. S. 94.

16) Siehe a. a. D.

17) Siehe a. a. D. S. 144 ff.; vergl. Hahn's Erben von Voß vor dessen Gedichten.

dieser Enthusiasmus vollkommen geeignet. Aber das ganze poetische Streben des Bundes bezog sich doch zu sehr auf jugendliche Stimmung und auf beschränkte Lebens- und Naturansichten. Eine eigentliche Basis schien diesem Streben, das in dem Eifer der Poesie selbst unterzugehen drohte, zu fehlen. Es war zu abstract, um sich in natürlicher Wahrheit darzustellen. Durch erhabene Gedanken, zarte Empfindungen und anziehende Naturbeschreibungen zeichneten sich manche Gedichte einzelner Bundesglieder aus. In andern war ein poetischer Rigorismus, mitunter auch eine Kletterei und Affectation vorherrschend, die das ästhetische Interesse schwächte oder völlig störte.

Den Hauptton in jenen Gedichten hatten die Grafen Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg angegeben. Ihnen, die einem eben und vornehmen Geschlechte angehörten, verbandte der Bund einen besondern Glanz, abgesehen davon, daß sie es auch waren, welche die persönliche Beilegung Klopstock's an den Interessen und Unternehmungen des Bundes vermittelten. Daß sie, wie man vernahm, des hochverehrten Dichters Umgang genossen hätten und selbst Poeten wären, zugleich freimüthig, vielseitig gebildet und ohne den in ihrem Stande gewöhnlichen Stolz, spannte die Erwartung ihrer Ankunft in Göttingen noch höher. Sie wurden mit Bewunderung empfangen. Voss schreibt an Brüdner im December 1772 ¹⁸⁾ über die beiden Grafen: „Welche Leute sind das! Es ist an sich ungewöhnlich, Leute von mittelmäßigem Geschmade unter den französischsten Großen und Landstapfen zu finden; aber Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst, und — ohne den kleinen Stolz! kurz, Leute, die Klopstock schätze und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund!“

Bei so liebenswürdiger Persönlichkeit war es begreiflich, daß die von den beiden Grafen gewünschte Aufnahme in den Bund, durch welche sich derselbe gehoben fühlen mußte, durchaus keinen Schwierigkeiten unterlag, sondern mit allgemeiner Zustimmung erfolgte. Ihre patriotische Freiheitliebe und die schwärmerische Freundschaft, die sie an einzelnen Mitgliedern des Bundes bewiesen, harmonirte völlig mit deren Denk- und Empfindungsweise. Tod und Verderben den Galliern zu schwören, war gleichfalls das Grundprincip der Grafen, das sich in mehreren ihrer Oden und sonstigen Gedichte fund gab. Auf Klopstock's Autorität gestützt, huldigten sie auch der Barbenpoesie, mit der es den jungen Dichtern sehr Ernst war, ungeachtet Voss den Vorzug dieser öffentlich scharf getadelten Richtung von dem Vereine abzumähen und das Ganze überhaupt als etwas bloßes Spielwerk darzustellen bemüht war. In einem Briefe an Knebel ¹⁹⁾ schreibt er darüber: „Unsere jungen Dichter hatten einen Bund mit einander

gemacht, ihre Feiern nicht durch Nachahmung zu entweihen, teutschen Geist und Patriotismus zu fügen; aber Barben wollten sie durchaus nicht sein, wie wir jetzt das Wort nehmen. Sie wollten keine Barbenmuthologie gebrauchen, und überhaupt, wie einige Reuere, nicht die Barbenpoesie bloß zum Käsezeug und zur Stillerie unbedachtlicher Gedichte machen. Ich munterte den Bund auf, und sie, die sich unter einander zum Spaß alte Namen gegeben hatten, gaben mir den Namen Bardomar.“

Wie die Bundesglieder von dem Feiner ihrer vaterländischen Gesänge sich zu einfachen, sentimentalen Naturempfindungen herabstimmten, schildert Voss in einem Briefe an seine nachherige Gattin Gertrude, die Schwesster seines Freundes Voss: „Kleist's Andenken,“ schrieb er ²⁰⁾, „hab' ich auch diesen Frühling einen schönen Nachmittag gewidmet. Ich ging mit Götz nach einem nahen Dorfe, Kleist's Frühling in der Tasche. Wir wollten uns in einem Garten unter einem blühenden Baume hinlegen.“ — Nach der erhaltenen Erlaubniß, in dem Garten des Pfarrhauses sein zu dürfen, hatten sie sich dorthin begeben. „Wir saßen und,“ fährt Voss fort, „in eine Laube, die aus Apfelbaum- und Hollunder gestrichen war, und Götz las den Frühling vor. Die Nachtigall sang, die Lauben gurrten, die Hühner lodten; von fern ließ sich eine Egar Knaben auf Weidenböden hören, und die Apfelblüthen regneten so auf uns herab, daß Götz sie von dem Buge weghaßen mußte. Wie wir fertig waren, lagerten wir uns noch eine Stunde unter einem blühenden Baume, und beobachteten die kleinen Würmer, die im fetten Grase herumkriechten. — Im Wehen der Abendbläse gingen wir wieder nach Göttingen.“

Weder mit dieser Sentimentalität, noch mit der ausschließlichen Verehrung Klopstock's, der Barbenpoesie und eraltirten patriotischen Sinesweise harmonirte einer der talentvollsten Dichter, der ebenfalls in Göttingen hiebt hatte, und mit dem dortigen Bunde in mehrfacher Beziehung stand, ohne denselben als eigentliches Mitglied anzugehören. Es war Gottfried August Bürger, der gefeierte Dichter der Renote, jener Ballade, die noch in höherem Grade als seine übrigen Poesien eine so einstimmige Verwunderung und allgemeine Verbreitung unter allen Ständen fand, daß, wie erzählt wird, die Bauern in der Eoche sich von dem Rafter diese Ballade vorlesen ließen ²¹⁾ und Goethe in einem sein gebildeten Cicerel es nicht verschmähe, sie zu declamiren ²²⁾. Woburd Bürger während seines Aufenthalts in Göttingen, ehe er Wimmann zu Altingelieden geworden war, von dem Eintritt in den Bund abgehalten worden, scheint daraus erklärlich, daß seine Entfernung und die Gründung jenes Vereins fast in dieselbe Zeit, in das Jahr 1772, fällt. Raune oder Zufall war es sicherlich, was ihn in dieser Beziehung zu einem Entschlusse bestimmte.

18) Siehe die mehrfach erwähnten Briefe. 1. Bd. S. 113 fg. Vergl. R. F. Voss, Der Göttinger Dichterbund S. 242. 19) Siehe dessen literarischen Nachlaß und Briefwechsel. 1. Bd. S. 139.

20) Briefe von J. G. Voss. 1. Bd. S. 218. Vergl. Götz's Leben vor der Ausgabe I. Briefe S. XXXI fg. 21) Siehe Klopstock's Nachrichten von Bürger's Lebensumständen S. 456. 22) H. Bürger. Ein biographisches Denkmal von G. Döring. S. 82. 23) Siehe diesen Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. 4. Bd. S. 44 fg.

Außer der populären und allgemein verständlichen Poesie noch irgend eine andere Gattung wahrhaft anerkennen widerstrebte Bürger's Natur, die mit dem erzwungenen Barock in vielen Gedichten der Bundesglieder Nichts gemein hatte. Ebenso wenig konnte sich seine Sinnlichkeit mit ihrer moralischen Strenge befreundeten. Vielleicht regte sich auch in ihm ein gewisses Selbstgefühl. Auch oben auf die Stimme des Publicums zu hören, mußte er fühlen, daß er den gesammten Bundesgliedern an Talent überlegen war.

Daß er ihrem Streben jedoch gerechte Anerkennung sollte, zeigt seinen Charakter von einer liebenswürdigen Seite. Ein interessantes Document hat sich hierüber in einem Briefe erhalten, den er, als der Bund kaum gegründet worden, im Herbst 1772 an Götting schrieb. „In Göttingen,“ heißt es darin²⁵⁾, „steht ein ganz neuer Barnas und wächst so schnell wie die Weiden am Bache. Wenigstens zehn poetische Pflanzungen sprossen dort, wovon zurzeit fünf eine oder fünf zu Bäumen gereift werden. Ich erlaube und verzweifle beinahe, wenn mich Boie hier auf meinem Dorfsden besuch und die Producte dieser Pflanzschule mir vorlegt. Wenn das so fortgeht, so überreichen wir noch alle Nationen an Reichthum und Vortreflichkeit in allen Gattungen. Ich glaube, wir sind noch im vollen Steigen und noch lange nicht an unserm Ausgange.“ In einem einige Monate später geschriebenen Briefe regt sich in der Klage, durch seine Kunstgeschäfte öfters der Poesie unterworfen zu müssen, ein gewisses Selbstgefühl und Bewußtsein seines Talents. „Mein Stöcker,“ schrieb Bürger, „ist noch voll von goldenen Feilen.“ „Doch ich noch unter Euch in Göttingen. Ich wollte Euch allesammt aus dem Saal und in den Saal fügen.“ Dazu konnte ihn wol der plänzende Erfolg seiner Dichtungen ermuntern. Als selbständiger Schöpfer stand er den Bundesgliedern gegenüber, als Meister den Schülern, die noch in fremdem Geiste gingen. So hielt er sich immer in einer gewissen Entfernung von dem Bunde, dessen Zweck und Formen ohnehin, wie bereits erwähnt, seiner Natur widerstrebten. Ebenso wenig aber mochten sich die Glieder jenes literarischen Vereins genügt fühlen, ihm näher zu treten und sich seinem überwiegenden Talente unterzuordnen.

Zimmer blieb jedoch Bürger dem Bunde befreundet, auf dessen literarische Bestrebungen, deren Organ der Göttinger Musenalmanach war, auch dadurch ein nicht geringer Glanz fiel, daß Bürger's geistreiches Gedicht Leconte zuerst in jenem Almanache erschien. In Bezug auf die Beiträge zu demselben, meistens von Bundesmitgliedern berührend, wie über deren literarische Leistungen überhaupt, verdient bemerkt zu werden, daß ihre poetische Thätigkeit sich fast nur auf die Poesie beschränkte. Die Idee eines größern dichterischen Werkes scheint ihnen fern gelegen zu haben. Vierzungsweise huldigten sie, auf Klopstock's Autorität gestützt, der Barockpoesie. Sie war in dem Almanache nicht bloß durch Gesänge aus Klopstock's „Germann und die Fürsten,“ sondern auch durch andere

Dichter vertreten, die ebenfalls nicht Bundesmitglieder waren, wie durch Kretschmann²⁶⁾, der sich selbst unter dem Namen „Rhingulfs des Barben“ als Dichter im Publicum eingeführt hatte. Abwechselnd einer sentimentalen und religiösen Richtung folgten andere Dichter, so Bürger in „Suschens Traum“ und in dem Gedichte: „An Agathe,“ Stolberg in der „Besichtigung“ u. s. w. Dem Almanache Anerkennung und Freunde zu verschaffen waren besonders mehr Beiträge von Glaubius geeignet, vor allen aber die Gedichte, die unter den Epistern G. D. und G. D. Goethe's Namen verborgen, der, wie früher erwähnt, durch seinen „Hörs von Verlässlingen“ den Bundesgliedern die feurigste Bewunderung seines Talents abgenötigt hatte.

Rühmen konnte sich der Bund, daß von ihm mit dem Musenalmanache eine literarische Erscheinung ausgegangen war, die mehr als irgend eine andere die allgemeine Aufmerksamkeit des Publicums in ganz Teutschland in Anspruch nahm und durch den ihr gesellten Beifall weit verbreitet ward. Auch die Stimme der öffentlichen Kritik lautete im Allgemeinen sehr günstig über diese poetische Sammlung. In der von Klog herausgegebenen Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften war zwar das neue literarische Unternehmen scharf angegriffen und bitter getadelt worden. Veltjeit ward jedoch jener Angriff durch das Lob, das in einem vielgelesenen Journale²⁷⁾ dem Herausgeber des Almanachs über seinen Geschmack und seine sorgfältige Auswahl ertheilt ward. Daß selbst Recensionen des Almanachs in Wieland's Deutschem Mercur²⁸⁾ im Allgemeinen günstig lauteten, war ein merkwürdiger Beweis von Wieland's Unparteilichkeit, da mehrere in dem Almanache befreundete Gedichte gebissene Anspielungen auf ihn enthielten, abgesehen davon, daß der ihm geltende Uebermuth bei der früher erwähnten Klopstockfeier ihm nicht unbekannt geblieben sein konnte. Zwar hatte der Almanach dem Mißgeschick nicht entgehen können, daß ein gleiches Unternehmen in Leipzig eine heftige Polemik gegen ihn richtete. Der Göttinger Almanach erhielt sich jedoch in der Gunst des Publicums durch den höhern Werth seiner Beiträge und trug so über seinen Nebenbuhler einen vollständigen Sieg davon.

Nicht so günstig, wie zum Publicum und zur Kritik, schien sich das Verhältniß des Bundes, in sofern es durch den Almanach vertreten ward, zur Universität Göttingen zu gestalten, von wo die durch ganz Teutschland verbreitete poetische Wirksamkeit ausging. Statt darin ein nicht verwerfliches jugendliches Streben zur Förderung der vaterländischen Literatur zu erblicken, ließen die akademischen Lehrer nur den abentheuerlichen Gerüchten, die sich über den Bund der jungen Dichter und ihre Lebensweise von der gewöhnlichen Lebensweise verbreiteten,

24) Karl Friedrich Kretschmann, geb. am 4. Dec. 1738 zu Jütten, gest. daselbst am 16. Jan. 1806 als Advocat und Gerichtsactuar. Erhebt über ihn Jöndens in 1. Briefen brauscher Dichter und Prosaischen. 25) In der Allgemeinen Deutschen Bibliothek. 22. Bd. Heft 1. S. 226 fg. 26) Rom 3. 1773. 1. Bd. Heft 1. S. 163 fg., vergl. 2. Bd. Heft 1. S. 45 fg. 6. Bd. Heft 1. S. 39 fg.

25) Siehe G. Döring u. a. D. S. 57.

überall ein offenes Ohr. Was ein Hauptmitglied des Bundes darüber sagt, verdient hier eine Stelle. „Niemand erwartete,“ erzählt Voß²⁷⁾, „daß eine stille Beschäftigung mit Mufenkünsten auch nur würde bemerkt, geschweige auf einem Mufenige gemüthlich werden. Aber der Ruhm einzelner Gedichte zu einer Zeit, da viele Tonarten noch neu waren, Entfremdung vom gewöhnlichen Sündenverleite, eine Verbindung, die nicht Landsmannschaft, nicht abamerikanischer Orden war, mehr häuslicher als öffentlicher Fleiß, Umgang mit Grafen, die Griechisch lernten und Oden dichteten, endlich Klopstock's doppelter Besuch, der auf der Reise nach Karlsruhe und zurück einige Tage dem Bunde allein schenkte — alles dies erweckte Misfallen und füllte die hundert Ohren und Zungen des Geräusches. Lehrer einer Akademie, deren erste Mitglieder Haller's Muse gewesen war, sagten solche, denen Dichterehrfurchung oblag, erlaubten sich Spott gegen Dichter und Mufenbeschäftigungen. Man warnte öffentlich vor den unnützen und trostlosen Spielen der Phantasie; man schickte auf schöne Geister, auf Empfindsamkeit und nichtige Ruhmlust; man besagte die belletristische Ungründlichkeit, in welche man belläufig auch Bindemann und Lessing hineinwinkte; man bemühte sich, durch Scherzreden die anwesenden Mitglieder der unbegünstigten Gesellschaft den Bitten und dem Gelächter der Versammlung zu befehlen. — Andere, die um einen gaffreien Bruder sich versammelten, Lehrer und Lernende, erfanden beim Wein eine Bardengesellschaft, die mit den Bardenschülern, an die Hunderte stark, auf die benachbarten Berge auszöge, in Irländische vermunmt um Mitternacht opferte, Wodan und Klopstock anriefe, Bildnisse verbrannte, und seinen Wein, aber gewaltig viel Bier tränke. Dies Währden schwagte sich herum, und ward vielfach ausgeschmückt, Denina in der Literatur der preussischen Monarchie²⁸⁾ verlegt die Heiterlichkeit in die Nähe des Blochberges. Auf dem Stolbergischen Schlosse zu Bernigrode, meldet er, sei ein großer Saal, wo die Barden Teutschlands unter dem Nektaren Glein um einen Tisch, dessen Ehrenstuf für Klopstock's Geist lobig gelassen werde, ein jährliches Fest begingen.“ — Das Mißverhältnis des Bundes zur Göttinger Akademie schildert auch in 1774 von Voß geschriebener Brief an Brüdner mit den Worten: „Wir werden hier von den Professoren außerordentlich gehaßt, weil wir Klopstock's Freunde sind und Niemandem die verlangte Cour machen. Man erzählt die lächerlichsten Geschichten von uns, von Götterküssen, die wir beständig trügen, von einem Ochsenberge (ich kenne ihn nicht), wo wir nach Art der Heren nächtliche Zusammenkünfte halten sollen, vierhundert an der Zahl, alle in Stiegenkleid und mit großen Krügen versehen, woraus wir Bier tranken, und solche Afsatzereien mehr, die dem Professorenreize Ehre machen“²⁹⁾.

Ein schneidenderer Contrast ließ sich kaum denken, das der leidenschaftlich aufgeregte jugendliche Entfussasmus

der ruhigen Besonnenheit einer Bildungsanstalt gegenüber, die überall nur das Reale, das rein Praktische im Auge hatte, und allem Idealen abhold, in der Dichtkunst Nichts als eine Thorheit übermüthiger und unpraktischer Menschen erblickte. In dieser Ansicht lag der Hauptgrund einer Opposition, die es selbst nicht verschmähte, absichtlichen Entstellungen und gebissenen Gerüchten, die sich über den Dichterbund verbreiteten, ein offenes Ohr zu leihen und unbedingt Glauben zu schenken. Dies allein scheint es jedoch nicht gewesen zu sein, was die Mitglieder des Bundes tief verlegte. Ihrer gereizten und bittern Stimmung, welche Voß in den vorhin erwähnten Mittheilungen aussprach, lag noch etwas Anderes zum Grunde. Es war die vernehmte Miene, womit die meisten Professoren auf den Bund und dessen Bekredungen herabblideten³⁰⁾. Niemand aber konnte durch eine solche Geringschätzung mehr gereizt werden als Voß. Er betrachtete sich, wie bereits früher erwähnt, als Stifter und Mittelpunkt eines literarischen Vereins, an den er sich auch noch in spätern Lebensjahren gern erinnerte³¹⁾. Den Bund verpöthet zu sehen, konnte er nicht ertragen, und es läßt sich wol annehmen, daß für ihn darin der Keim zu seiner spätern literarischen Fehde gegen Heyne lag, wenn dieselbe auch in eine Zeit fällt, wo er längst Göttingen verlassen hatte.

Eigenthümlicher Art waren auch die auswärtigen Beziehungen des Bundes zu andern literarischen Vereinen Teutschlands. Mit den Leipziger Poeten konnte der Bund schon deshalb in seinem freundlichen Verhältnisse stehen, weil sie es, wie früher erwähnt, gewesen waren, die als Nebenbuhler des Göttinger Mufenalmanachs eine leidenschaftliche Polemik gegen dies Unternehmen gerichtet hatten. Wie wenig überhaupt die formelle Bildung Leipzigs unter den neuern und lebendigeren Entwicklungen der Literatur ihren bisherigen Einfluß behaupten konnte, zeigten die wenig schonenden Urtheile, die der göttinger Bund über mehr Leipziger Poeten fällte, namentlich über Gellert. Die bisher allgemein anerkannten Verdienste dieses Dichters, seine Popularität und leichte Versification konnte man ihm zwar nicht streitig machen. Doch trug man kein Bedenken, in Gellert's Gedichten das als trivial und unpöthisch zu bezeichnen, was ihm bisher als eine Tugend angerechnet worden war. Däß er ein guter, frommer Mann gewesen, war Alles, was die neue Dichtergeneration ihm zugestand. Damit glaubte sie der Bietd gegen ihn völlig genügt zu haben. Eine ganz andere Meinung hatten die jungen Dichter in ihrer exaltirten Begeisterung von seinen literarischen Verdiensten. Das von Voß darüber gefällte Urtheil, an und für sich

27) In den von Götty's Geschichten beifolgenden Nachrichten von des Dichters Leben. S. XXX f. 28) La Prusse littéraire sous Frederic II. 29) Siehe die mehrfach erwähnten Briefe von Voß. 1. B. S. 180.

30) Nicht bei allen scheint dies der Fall gewesen zu sein. Eine rühmliche Ausnahme machten Müller, Jörck, Gatterer u. A. „Sie fuhren fort,“ erzählt Voß, „aufsrichtige Ermahnungen zu äußern. Kähler ließ durch Boie und Götty, die seine Einsamkeit beschwerten, die Freunde zum Beitritt in die reale Gesellschaft wiederholt einladen; ihre Antheilnahme und selbst Götty's Wohlgefallen nahm er mit Nachsicht auf.“ — So trübte er für das Lächerliche vor, gegen die verachteten Jünglinge auszuheben ihm doch kein unheilbares Wort.“ Siehe Voß im Leben Götty's S. XXXV. 31) Siehe Briefe von Voß. 2. B. S. 141.

merkwürdig, verdient hier um so mehr eine Stelle, da es nach des genannten Dichters eigener Versicherung zugleich das Urtheil des ganzen Bundes war³²⁾.

In einem Briefe von Voss an Brüdner vom Jahre 1773 heißt es: „Gellert ist ein guter, ein unterhaltender und beschreibender Schriftsteller. Aber den Ruhm, den er bei seinen Zeitgenossen verdiente, verdient er jetzt in dem Grade nicht mehr. Ich glaube noch immer, daß es gefährlich sei, seine Prosa für ein Muster der Schreibart auszugeben. Denn französisch Teufel kann unmöglich gut Teufel sein“³³⁾. Hierher gehört ganz besonders die Stelle eines Briefes, in welcher Voss die von Brüdner aufgestellte Ansicht lebhaft bekämpft, daß der Hauptwed der Poesie doch eigentlich der Reiz und die dadurch bedingte allgemeine Verständlichkeit wäre. Er sucht diese Ansicht mit den Worten zu widerlegen: „Der Dichter, der nur Eine große Seele, die wieder wirken kann, stark rührt, thut mehr, als der, der den ganzen Mittelhaub in eine dumme Anbacht einschläft. Nach Deinen Grundsätzen ist Gellert, ist Schmöle mehr als Kleopod, denn beide werden nicht gelesen und verstanden. Wädrlich, Gellert als Dichter betrachtet, ist nicht viel mehr als Schmöle. Was sind seine geistlichen Lieder als compilierte Sprüche? Geht die Nührung je weiter, als die gewöhnlichen Postille verschafft? Ich tadle Gellert nicht; er ist für seine Leser nützlich, vortrefflich. Aber ich tadle die, die ihm einen höhern Rang des Genies anweisen, als er sich selbst, trotz aller seiner Gütselt, angemessen hat. — Seine Lebzgedichte — willst Du die Gedächtnisse nennen? Selbst unter den Lebzgedichten stehen sie auf der niedrigsten Stufe. Seine Fabeln — wer hat Aesop und Phädrus einem Homer, Pinbar, Virgil nur von fern an die Seite gesetzt? Lafontaine wird als ein Genie der ersten Größe gepriesen, aber unter den Franzosen und von Franzosen. Gellert's Komödien, seine Briefe, seine Prosa! — Ich will ja gern dem Volke seinen Gögen lassen; nur verlange nicht, daß ich selbst niederfallen soll. Gellert war ein guter, fremder Mann, ein guter Schriftsteller für Zeiten, wo Gottsched Alles war, doch durchaus kein Dichter. Gellert schreibt leicht, aber nicht schön. Er nimmt leicht zu süßenden Gegenstände und giebt dann sein ewiges unausdrückliches Wassergeschwätz in solchem Ueberflusse darüber, daß die dumme Eitelkeit, die doch gern viel und schnell versteht, oder lesen will, vollkommen befriedigt wird“³⁴⁾.

Daß dies wegwerfende Urtheil ein Mann von späterem Blute und von geringererem Alter, wie es Brüdner war, nicht billigen konnte, ist leicht begreiflich. Aber auch mit der Richtung, die ein anderer leipziger Schriftsteller verfolgte, der mannichfache literarische Verdienste hatte, stimmte der göttlinger Bund nicht überein. Dieser Autor war Christian Felix Weiske. Seiner Poesie founten die Göttinger so wenig Geschmack abgewinnen, daß sie ihn fast einmüthig für einen „frohligen Dichter“ erklärten. Durch seine Urtheile in der Bibliothek der schö-

nen Wissenschaften, die er redigirte, stand er auch als Kritiker der ihnen in seinem sonderlichen Ansehen. Sie waren überhaupt der öffentlichen Kritik abgeneigt, von der sie meinten, daß sie durchaus keinen Nutzen, sondern vielmehr offensbaren Schaden bringe. Daß Weiske die Größe Schafespeare's nicht genügend anerkannte, verzeihen ihm die Göttinger noch allensfalls. Wölig in ihrer Gunst war Weiske jedoch durchaus gesunken, daß er in seinem Lustspiele: „Die Poeten nach der Mode“ über die Verehrung Kleopod's gepörrt hatte. Daß Weiske mit Schriftstellern wie Klop und Wieland in freundschaftlichen Verhältnissen hand, diente ihm ebenfalls nicht zur Empfehlung. Die Achtung des Bundes verzerzte er aber völlig durch eine Aeußerung, die ein von ihm an Klop gerichteter Brief enthielt, der im Trude erschienen war. Klop, so, hieß es darin, sei sein Freund und Klop möchte ihn in seinem Journale „nicht frei beurtheilen“³⁵⁾. Ueber diese an und für sich unschuldige Aeußerung drach der Jörn der Göttinger in hellen Flammen aus. Was Weiske gutmüthig geäußert, deuteten sie ihm, „dem Wölinge, der gar kein Poet sei,“ als eine unverzeihliche Anmaßung einem Dichter wie Kleopod gegenüber. Der poetische Bannfluch ward von ihnen auf Weiske geschleudert, den sie als unentusch und charakterlos ihrer tiefsten Verachtung preisgaben.

In der Schweiz ward der Jyulendichter Gessner von dem Bunde aufdringlich verehrt, selbst da noch, als man einzelne poetische Schwächen an ihm bemerkt zu haben glaubte. „Gessner's Daphnis“ schrieb Voss³⁶⁾, „ist vortrefflich. Ich hatte ihn seit einigen Jahren nicht gelesen. — Die naive Sprache der Liebe kennt keiner als Gessner. Was geht mich seine Fleden an. Er ist so leicht wie Gellert und doch ein Dichter, ein großer Dichter.“ Taggen stand Bodmer bei den Göttingern in seinem sonderlichen Ansehen. Sie urtheilten über ihn in ähnlicher Weise wie Kleopod, der ihm poetisches Talent gradezu absprach, doch seinen Vermählungen um die Literatur des Mittelalters vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Mit den preussischen Schriftstellern hand der Bund in geringer Beziehung. Für Fr. Nicolai, den Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, der sich durch seine scharfe und unerschöndere Kritik im Gebiete der Literatur fast ebenso furchtbar gemacht hatte, wie die preussischen Soldaten in den Schlachten des siebenjährigen Krieges, konnten die Göttinger keine Sympathie empfinden. Kamler dagegen ward von ihnen, wenn sie auch seinen preussischen Patriotismus nicht theilen konnten, aufdringlich geschätzt, und es that selbst ihrer Verehrung für diesen Dichter keinen sonderlichen Eintrag, daß Einige

32) a. a. D. 1. Bd. S. 120. Durch den Umwillen über jene Aeußerung ward Voss in der Zeit: „Mitis Barerland“ veranlaßt, deren Schluß sich offenbar auf Weiske bezieht. Die Verse lauten:

Der mit des Graube Stimme, Melas, dich
Den Schönen Teufel sang; siehe, den lehnt der Spott
Des ungeschickten Volke, den lehnt das
Schmähliche Schenken des Akerfreundes.

36) a. a. D. 1. Bd. S. 256. Vergl. S. 185.

32) Siehe a. a. D. 1. Bd. S. 185.
S. 198. 34) a. a. D. S. 182 fg.

33) a. a. D.

manche seiner Oden den Klopstock'schen gleichzustellen wagten. Wie das Andenken Kleist's, des Frühlingskämpfers, noch immer in dem göttlinger Bunde geehrt ward, ist bereits früher erwähnt worden.

In dem halberstädtischen Dichterkreise war es Gleim, der sein Interesse an der Literatur durch den väterlichen Schutz, den er jüngern Poeten angedeihen ließ, auch auf den göttlinger Bund ausgedehnt hatte. Dafür fühlten sich ihm die Mitglieder des Vereins zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Ihr Tadel traf jedoch Gleim's Vertriebe für die französischen Schriftsteller, die ihm in mehreren seiner Gedichte zum Muster dienten³⁷⁾. Auch der Ton, den Gleim in seinen Anacreontischen Liedern anstimmte, dünkte den Göttingern einer teutschen Lyra unwerth. Daß er, wie die meisten halberstädtischen Dichter, mit Wieland in Verbindung stand, und sein Verhältnis zu diesem inniger war, als das frühere zu Klopstock, war für die Göttinger, wenn sie auch ihr Mißfallen nicht laut äußerten, ein besonderer Stein des Anstoßes. Indessen gehörte doch Gleim zu denen, die dem Bunde ein lebhaftes Interesse bewiesen hatten. Für seine zahlreichen Beiträge zum Musenalmanach blieben ihm die Göttinger daher ihren Dank nicht schuldig, wenn sie auch nicht allen seinen poetischen Erzeugnissen Gleichmuth abgewinnen konnten. Auch mit den österreichischen Dichtern hatte der Bund durch Denis in Wien eine Art von Verbindung angeknüpft. Die Aufmerksamkeit der Göttinger auf die Kaiserzeit zu lenken waren aber auch Joseph's II. großartige Entwürfe zur Förderung der vaterländischen Literatur sehr geeignet. Dazu kam noch das weit verbreitete Gerücht, daß Klopstock einen Ruf nach Wien erhalten haben sollte.

Fruchtbarer als die erwähnten, größtentheils bloß äußerlichen und zufälligen Beziehungen war das Verhältnis des göttlinger Bundes zu den Literaten im Norden und am Rhein, und dadurch zu dem zwischen der Kritik und der Production geschlossenen Bändnisse, das eine neue Epoche der Literatur einweihen half³⁸⁾. An Göttingen, dem Dichter des Ulgoinen, der durch Klopstock mit den Interessen des Bundes und späterhin auch mit Voß persönlich bekannt geworden war, hatten die Göttinger einen theilnehmenden Freund gewonnen. Auch mit Gläubius traten die jungen Dichter, namentlich Göthe, Müller und Voß, in ein verwechseltes Freundschaftsverhältnis. Sie unterstützten sich durch Beiträge zu ihren literarischen Unternehmungen, Gläubius zu dem Musenalmanach, die Göttinger zu der von ihm herausgegebenen Wandbuchszeitung. Mit Herder kam der Bund in seinen dauernden Verkehr, so lebhaft dieser berühmte Schriftsteller sich auch für jenen literarischen Verein interessirte und seine Gelegenheit verfaßt hatte, anregend auf denselben einzuwirken und zu seiner Empfehlung beizutragen. An Merd schrieb er 1773: „Re-

censiren Sie doch den Musenalmanach bald. Es sind allerliebste Stücke darin: Von Bürger, der ebenso ein Minneansth und Silberstimme hat, als er singt, und der Engel Schmidt bei Gleim: Ich glaube, da kann man für solche Sachen laut reden; und der Musenacroudeur Vole verdient doch für seine Mühe auch Dank.“ Mit dem Abnehmen eines Rufes zu einer theologischen Professur in Göttingen, den Herder 1775 erhalten hatte, scheiterte für die Göttinger die Hoffnung, den berühmten Mann persönlich kennen zu lernen. Der Bund hatte sich jedoch um diese Zeit bereits aufgelöst und die meisten seiner Mitglieder hatten schon Göttingen verlassen.

Nichts glück dem Enthusiasmus, mit welchem von den Göttingern die Dichter empfangen wurden, die, wenn auch nicht durchaus, doch zum Theil ihrer eignen Richtung folgten. Zu diesen Dichtern gehörten, wie bereits früher erwähnt, besonders Goethe als Verfasser des „Göth von Verlichungen“, neben ihm aber auch Lenz³⁹⁾, in dem man damals einen so nahen Geistesverwandten Goethe's erblickte, daß man die von ihm geschriebenen Schaupiele: den Hofmeister, den neuen Mendoza und andere mit Goethe'schen Productionen verwechselte⁴⁰⁾. Allen Regeln der Theorie Treu zu bieten und ihre Hülfen abzumäueln, wie es die genannten beiden Dichter, namentlich Goethe in seinem Göth, gethan, war auch die literarische Tendenz des göttlinger Bundes. In seiner Folge: „Götter, Helden und Wieland“⁴¹⁾ war Goethe als ein Gegner dieses Dichters aufgetreten. In der Achtung des göttlinger Bundes war er dadurch gestiegen. Was Goethe in späteren Jahren über die Sturm- und Drangperiode, der er selbst damals angehörte, und nebenher auch in Bezug auf den göttlinger Bund äußerte, verdient hier eine Stelle. Von Unterwerfung unter das Göth der Schönheit, von Form und Grazie, meinte Goethe, sei im Göth noch wenig zu spüren gewesen. „So gelisch es dem“, fügt er hinzu, „daß die Jugend auch in diesem Stücke ein Panier sah, unter dessen Vorzeichen Alles, was in der Wildes und Ungeschlachten lebte, sich wel Raum machen durfte, und grade die besten Köpfe, in denen schon vorläufig etwas Ähnliches spukte, wurden davon hingekissen“⁴²⁾. — In dem göttlinger Dichterkreise hatte sich nun, zugleich mit mannichfachen poetischen Bedenken,

39) Jacob Michael Reinhold Lenz, geb. am 12. Jan. 1750 zu Stolzen in Württemberg, gest. am 24. Mai 1792 zu Klostorf. Berührt über ihn Herder in f. ersten deutscher Dichter aus Voss'schen. Goethe in Rücksicht und Wahrheit aus meinem Leben. 3. Bd. S. 252 fg. Die von Lenz besorgte Sammlung der Lenz'schen Schriften. 3. Bd. S. 209 fg. Ernst in f. Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 4. Bd. S. 584 fg. 40) „Goethe“, schreibt Voß, „hat eine Fänge wider Wieland traufen lassen. Ich habe sie noch nicht gelesen. Aber seinen „Hofmeister“ kenne ich, eine Komödie, ebenso empörend gegen das Reglement als Göth von Verlichungen und ebenso nachtheilig.“ In einem spätern Briefe heißt es: „Der Hofmeister soll nicht von Goethe, sondern von einem seiner Freunde, Namens Jenz, sein. Die Rücksicht mit Voß von Verlichungen ist so groß, daß selbst Klopstock geräusch war.“ Siehe Voß in f. mehrfach erwähnten Briefen. 1. Bd. S. 163. 252 fg., vergl. S. 176. 41) Leipzig 1774. Wieder abgedruckt in Voß'schen Werken. 42) Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. 3. Bd. S. 206.

37) „Woja die Nachahmung der Franzosen?“ schrieb Voß am 18. Juni 1773 an Brüdner. „Ich will (schreiben), daß in 300 Jahren Wieland, Jacobi und Gleim's Nachkommen (nicht Gleim's Töchter) vergessen hat.“ Siehe a. d. V. 1. Bd. S. 142. 38) Vergl. R. G. Brag, Der Göttinger Dichterbund S. 296.

auch noch ein anderer Sinn entwickelt, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfnis der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt und gerade da, wo man eigentlich nicht abhängig ist. — Im Frieden thut sich der Freiheitsgenuß der Menschen immer mehr hervor und je freier man ist, desto freier will man sein. Man will Nichts über sich dulden: wir wollen nicht beengt sein, Niemand soll beengt sein. — Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und gerade, da nur Wenige bedrückt waren, wollte man auch diese von zufälliger Bedrückung befreien. So entstand eine gewisse sittliche Befehdung, Einmischung der Einzelnen in's Regiment, die mit löblichen Ansätzen zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte“⁴³⁾.

Ueber den abstracten Freiheitsdrang der Göttinger, von dem Goethe nach den obigen Mittheilungen ein so „unabsehbares Unglück“ befürchtete, scheint er in der Zeit, von der hier die Rede ist, doch anderer Ansicht gewesen zu sein. Wenigstens empfand er keine Schen, sich dem Bunde zu nähern und mit ihm in eine Art von Verbindung zu treten. Aufgefordert durch Gotter, den er schon in Weplar kennen gelernt hatte, späterhin auch durch Voie, unterstützte Goethe, wie bereits früher erwähnt, den Göttinger Almanach mit Beiträgen. Auch mit Schönborn⁴⁴⁾, der, dem Goethe'schen Hause in Frankfurt befreundet, auf seiner damaligen Reise als Gesandtschaftssecretair nach Alger einige Zeit in Göttingen verweilte, trat der dortige Dichterbund in ein herzliches, auf gegenseitige Achtung gegründetes Verhältniß, das sich um so inniger gestaltete, da Schönborn ein Freund Klopstock's und der Grafen Stolberg war. Von Voß wird Schönborn „ein vorzüglicher Mann und ein großes Genie“ genannt. „Er ist auch,“ fügt er hinzu, „Klopstock's Freund. — Zu Voie hat er gesagt, der Bund würde in einigen Jahren auf Teufelsdröckel's Parnass Revolution machen. Unsere Grundzüge sind völlig die seinigen“⁴⁵⁾. Auch Schönborn lieferte mehrere poetische Beiträge zu dem Göttinger Almanach und betheiligte so sein Interesse an dem Bunde.

In wie mannichfache Beziehungen auch nach und nach der Dichterbund mit den ausgezeichnetsten Literaten getreten war, schien doch noch immer durch Klopstock und Voie für die Göttinger die Doppelrichtung bestimmt zu werden, der sie zu folgen oder die sie zu vermeiden hatten. Einen Erfolg setzen sie noch immer darein, sich Klopstock's Freunde nennen zu dürfen. Aber auch in dem Haß Wieland's und in der gegen ihn gerichteten Feindschaft erblickten sie eine gewisse Größe. Den Sturz dieses Dichters zu fördern, hielten sie für eins der vor-

dienslichsten Werke, und dazu nach allen ihren Kräften beizutragen, glaubten sie schon der Freundschaft schuldig zu sein, deren Klopstock sie würdigte. In ihrem jugendlichen Entfessasmus hielten sie die Gattung der Poesie, die sich auf das Ueberfinnliche und Abstracte bezog, für die einzig wahre. Daß bei Klopstock sich Alles, selbst die Liebe, in das Gewand der Religion kleidete, gab diesem Dichter, nach den Ansichten des göttinger Bundes, einen unbefriedigbaren Vorzug vor den sinnlichen Schilderungen Wieland's. In einem zweideutigen Lichte erschien dieser Dichter noch obendrein durch die Betrachtung, daß er beim Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn ein Schüler und Kacheiserer Klopstock's gewesen, und in seiner „Prüfung Abraham's“, in seinen „Psalmen“, dem „Antilucret“, dem „Antiochus“ und ähnlichen Werken ebenfalls der religiösen Richtung gefolgt war. Völlig verschieden von dem Klange der heiligen Harfe, deren Saiten er formwährend angeschlagen, war der Ton in seinen „Römischen Erzählungen“ und in andern sinnlichen Schilderungen, die mit dem stillen Rigorismus des göttinger Bundes im schärfsten Contraste standen. Diesen methaphrischen Uebergang von der geistlichen zur weltlichen Dichtung, von Klopstock zu Gröbilon, von Plato zu Epikur, von der strengen Moral zur lodenden Sinnlichkeit sonaten die Göttinger Wieland um so weniger verzeihen, da die Vermuthung nahe lag, sein früherer christlicher Sinn sei Nichts als Nothe und Verstellung gewesen. Eine genauere Kenntniß seines Charakters würde den göttinger Bund zu einer andern Uebergangung geführt haben. Ein geistreicher Schriftsteller vertheidigt den Dichter mit den Worten: „Wieland war gar nicht im Leben, was er in seinen Gedichten schien. Er war keusch im Leben, ein waderer Ehemann, ein tüchtiger Vater; wohlthätig aber in der Dichtkunst, frivol, so wie er zu einem Reime aufsteht, und überlirnt nur mit dem Munde“⁴⁶⁾. Das war kein unwesentlicher Punkt in der recentistischen Polemik, welche die Göttinger gegen Wieland und gegen die nicht kleine Partei richteten, die der glatten und geselligen Form, dem Reize der Sinnlichkeit, der Handlung und Bewegung in seinen poetischen Gemälden den Vorzug einräumten vor der abstracten Haltung Klopstock's.

Dieser Haltung war Klopstock in keinem seiner Werke so treu geblieben als in seiner 1774 herausgegebenen „Gelebtenrepublik“. Bei der Abfassung dieses bereits früher erwähnten Werkes hatte ihn die seltsame Idee geleitet, die deutsche Literatur als einen Druidenstaat darzustellen, mit Weisern und Gesellen, Oberjüngsten und Unterjüngsten, mit Landtagsverhandlungen, Gesetzen, Strafen u. s. w. Eine zahlreiche Subscription hatte das Erscheinen des Werkes, trotz des ungewöhnlich hohen Preises, in mehrfacher Weise begünstigt, da es ausdrücklich hieß: „man solle nicht sowohl das Buch bezahlen, als den Verfasser bei dieser Gelegenheit für seine Verdienste um das Vaterland belohnen“⁴⁷⁾. Nach den

43) Siehe a. a. O. 3. Bd. S. 123 fg. 44) Gottlob Friedrich Ernst Schönborn, geboren 1741 in Schnefeld in der Grafschaft Pommern, königl. dänischer Staatsrath, Ritter und Curator der Universität zu Kiel, gestorben zu Gudenstorf am 22. Jan. 1817. Siehe Karmann's Historisches Handwörterbuch deutscher Dichter S. 331. 45) Goethe's Leben von G. Döring S. 520 fg. Eine Kennntniß von Schönborn's Gedichten enthält Wankhoff's literar. Kaulogion. 46) Siehe Briefe von Voß. 1. Bd. S. 146, vergl. S. 156, 171, 178, 186. 47) Siehe Prug, Der Göttinger Dichterbund S. 319. 48) Siehe Goethe, Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. 3. Bd. S. 115.

aufs Höchste gespannten Erwartungen sah sich der größere Theil des Publikums, der den Inhalt der Gelehrtenrepublik unverständlich und ungenießbar fand, bitter gekränkt. Aber auch die öffentliche Kritik erhob sich fast einstimmig gegen das erwähnte Werk, an welchem man das Ungereimte in dem Entwurfe, die schwerfällige Form, den anmaßlichen Stolz, das Kassenwesen tadelt und noch viele andere Mängel scharf bezeichnete⁴⁸⁾. Was ein Ehrenbeispiel für Klopstock werden sollte, diente nun dazu, sein bisher behauptetes Ansehen zu schmälern und ihm die Gunst des Publikums zu entziehen, die um so entscheidener auf seinen Nebenbuhler Wieland überging, dessen „Deutscher Merkur“ der glänzendste Erfolg krönte. Unter diesen Umständen zeigte sich Klopstock, seiner abgeschlossenen Persönlichkeit ungeachtet, um so mehr bereit, sich einem literarischen Vereine zu nähern, der sich mit stürmischer Begeisterung an ihn herangedrängt hatte. In den jungen Dichtern erblickte Klopstock kräftige Stützen seines Ruhms und gab sich der Hoffnung hin, daß mit dem göttlichen Bunde vereint die Idee der „Gelehrtenrepublik“ sich noch realisiren könnte. Seine rege Theilnahme an dem Bunde bethätigte er daher, wie früher erwähnt worden, in mehrfacher Weise durch Zusendungen von Briefen, Büchern und andern freundlichen Gaben. Dadurch ging der Enthusiasmus des Bundes so weit, daß mehrere seiner Glieder förmliche Wallfahrten nach Hamburg unternahmen⁴⁹⁾, um des verehrten Dichters Anblick zu schauen und von ihm zu vernehmen, was er für die Zukunft von dem Bunde erwarte.

Mit Begeisterung meldete Voß im März 1774 einem Freunde, daß Voie aus Hamburg, wohin er gerief, einen Brief Klopstocks an den Bund mitgebracht habe. „Hier ist“, schrieb Voß⁵⁰⁾, „die Abschrift. Der größte Dichter, der erste Teutsche von denen, die leben, der frömmste Mann, will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Aldmann will er Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige Andern, die teutsch sind, einladen, und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasterthums und der Sklaverei aufzuhalten suchen. Zwölf sollen den innern Bund ausmachen. Jeder nimmt einen Sohn an, der ihm nach seinem Tode folgt; sonst wählen die Elfen. Mehr wissen wir selbst noch nicht.“ Gerstenberg wunderte sich, wie Teutschland nach Göttingen gekommen ist. Die Grafen Stolberg schreiben, daß Klopstock viel von uns erwartet. Schande über uns, wenn wir seine Erwartung nicht erfüllen. Aber Gott wird uns helfen! Denn Freiheit und Tugend ist unsere Lösung. — Ohne Einwilligung des Bundes darf künftig Niemand etwas drucken lassen.“ Diese Mittheilungen schienen das Resultat von Gesprächen mit Klopstock zu sein, den Voß um Ostern 1774 in Hamburg persönlich kennen gelernt hatte. Den literarischen Verein, der sich in Göttingen gebildet hatte, zu einem allgemeinen teutschen Dichterbunde zu erweitern,

war ein Plan, mit dem sich Klopstock damals ernstlicher als jemals befaßte. Geheiligt ward das Selbstgefühl der Bundesglieder, deren höchster Stolz es war, nationalteutsche Dichter zu heißen, besonders dadurch, daß Klopstock am Schlusse seiner „Gelehrtenrepublik“ mehr nicht undeutliche Winke hatte fallen lassen, wie er durch die Verbindung mit ihnen sein neues Projekt zu realisiren hoffte. Voß bemerkt hierüber: „Auf dem letzten Bogen der Gelehrtenrepublik kommt eine Egar von Jünglingen vor, die unser Bund ist. Ich zitterte, als ich sie las⁵¹⁾“.

Diesen mächtigen Eindruck erklärlich zu finden, müssen hier Klopstocks eigene Aeußerungen auszugeweiht mitgetheilt werden. Ueber die Periode, wo der erwähnte allgemeine Dichterbund, wie er hieß, in's Leben treten werde, äußert sich Klopstock mit Begeisterung⁵²⁾: „Glücklicher Zeitpunkt! Ihr könnt ihn erleben, Jünglinge, deren Herz jetzt laut vor Unruhe schlägt, wo die Republik den großen Entschluß, sich zu diesem Zwecke zu vereinigen, fassen werde. Ist er gefaßt, so macht Euch Nichts mehr Unruhe. Denn Ihr wißt, daß der Teutsche gewiß ausführt, wenn er einmal beschlossen hat, auszuführen. — Das Alles könnt Ihr erleben, Jünglinge, und daran könnt Ihr Theil haben.“ Klopstock schildert nun weiter, wie bei der Berathung dieses Antrages „Unruhe und Murren im Volke“ entstanden. „Da sprangen“ fügt er hinzu, „zwölf edle und vaterländische Jünglinge, die einander zugewinkt hatten, auf einmal auf, sondernten sich von dem Volke, zwangen ihnen Einen zum Anführer, und gingen bleich und zitternd, aber dennoch sehr mutbig, nach dem halben Kreise zu. Die Aldermänner winkten und riefen ihnen Rückkehr entgegen. Allein die Jünglinge saßen und hörten Nichts mehr, gingen hinauf, sagten: Es wäre jetzt eben eine weise, ansehnliche Sache unter das Volk gekommen! baren, beschworen die Aldermänner bei der Ehre der Nation, bei dem Vaterlande, nicht hart zu sein, ihnen es nicht zu versagen, nicht abzuschlagen heute, an diesem feistlichen ihrer Tage, eine Stimme haben zu dürfen. — Die Aldermänner gestanden sie zu. Die Jünglinge gingen nicht wieder zum Volke hinunter. Sie traten schweigend neben die Wilsäulen, blieben dort stehen und schlugen mit jener Rumm der Bekcheidenheit und mit der schönen Röthe des zurückgehaltener Feuers die Augen nieder“⁵³⁾.

Der verständliche Ton, mit welchem Klopstock in dem vorhin erwähnten Werke von den Facultätswissenschaftlichen, von den historischen Kenntnissen u. s. w. als einer „gelehrten Tagelöhnerin“ gesprochen habe, war nicht geeignet, ihn bei den göttlichen Professoren zu empfehlen, als er im Herbst 1774 auf einer Reise nach Darmstadt, wohin ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden gerufen⁵⁴⁾, die genannte Hochschule besuchte. Um so freudiger ward Klopstock von den jungen Dichtern empfangen, mit denen er über die Entwicklung des zukünftigen Bundes und

⁴⁸⁾ Siehe Allgemeine deutsche Bibliothek. 28. Bd. Heft 2. S. 102 ff. Wieland's Deutscher Merkur. 1774. Heft 3. S. 387 ff. K. v. Arneth's literar. Nachlass und Briefwechsel. 2. Bd. S. 210. ⁴⁹⁾ Siehe Voß in seinen mehrfach erwähnten Briefen. 1. Bd. S. 164. ⁵⁰⁾ Siehe a. a. D. S. 156.

⁵¹⁾ Siehe a. a. D. 1. Th. S. 159. ⁵²⁾ Siehe Klopstock's Gelehrtenrepublik. 1. Th. S. 432 ff. ⁵³⁾ Siehe a. a. D. S. 432 ff. ⁵⁴⁾ Siehe a. a. D. S. 177. Vertheilung in Dichtung und Wahrheit aus meinem Tageb. 4. Bd. S. 98.

über die dabei zu verfolgenden Zwecke sich ausführlich besprach. Darüber schrieb Voss seinem vielfährigen Freunde Bräuner: „Mit dem Bunde hat Klopstock große Dinge im Sinne, sein Plan ist aber noch nicht völlig bestimmt. — Alles, was wir schreiben, muß streng nach Geschmack und Moral geprüft werden, es⁵⁶⁾ es erscheinen darf. Er selbst unterwirft sich dem Urtheile des Bundes. Zwei Dritttheile von den Stimmen entscheiden. Er selbst will nicht mehr als Eine Stimme haben und zwar auf unsern Bitten die letzte. Nebenstimmten sind die Vergeltung des verärrtelten Geschmacks, ferner: der Dichtkunst mehr Würde gegen andere Wissenschaften zu verschaffen, manches Götzenbild, das der Vöbel anbietet, einen Heine, Weisse u. s. w. zu zertrümmern, die Schmel der Ausrufer, wenn sie zu sehr und zu unverschämmt schrien, umzujagen“ u. s. w.“).

Das von diesen weit ausgedehnten und phantastischen Plänen seiner sich realisiren konnte, hätten die Mitglieder des göttlinger Bundes sich gleich Anfangs sagen müssen, wenn ihre excentrische Stimmung ihnen erlaubt hätte, sich aus dem Gebiete abstracter Ideen in die Wirklichkeiten der wirklichen Welt zu versetzen. Die süßnen Hoffnungen, zu denen sie sich durch Klopstock's persönliche Bekanntheit berechtigt fühlten, vertheilte, beinahe unmittelbar, nachdem er Göttingen wieder verlassen, die Auflösung des Bundes. Sie mußte erfolgen, da die Zeit, welche die jungen Dichter der Vorbereitung zu ihrem künftigen Lebensberufe widmen sollten, sich ihrem Ende näherte. Großartige Reformen in der Literatur hervorzu- rufen, war seine Zeit weniger geeignet als die kurze Dauer des akademischen Lebens. Das hatten die Bundesglieder bereits in ihrem Kreise erfahren, als die Grafen Stolberg, nach einem tiefgeschüttelten Abschiede im Herbst 1773 Göttingen verlassen hatten. Der Eindruck, den diese Trennung auf die Zurückbleibenden gemacht, war so gewaltsam, daß er noch später in einzelnen ihrer Dichtungen wiederkehrte. Ein merkwürdiger Beleg für die in dem Bunde herrschende sentimentale und excentrische Stimmung liefert ein davon entworfenen Bericht, der so charakteristisch ist, um mit Stillhörszügen über- gangen zu werden.

„Der 12. Sept.“ (schrieb Voss⁵⁷⁾), „ward mit noch oft Thränen lossten. Es war der Trennungstag von den Grafen Stolberg und ihrem vortrefflichen Hofmeister Clauswitz. Den Sonnabend waren wir bei Voie versammelt. Der ganze Nachmittag und der Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich. Einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. Das sind die bittersten, bitterer als die über die Wangen strömten. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein, und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. Unser Trost blieb noch immer der folgende Abend. Aber bloß die Nacht blieb ihnen und uns übrig. Wir waren schon um zehn Uhr auf meiner Stube versammelt und warteten. Es war schon

Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beisammen waren, war kann die beschreiben? Jeder wollte den Andern aufheitern, und daraus entstand eine seltsame Mischung von Trauer und vertheilter Freude, die dem Unfinne nahe kam. Der älteste Miller und Sahn (von mir weiß ich's nicht) fanden in jedem Worte etwas Komisches. Man lachte und die Thräne stand im Auge. Wir hatten Rausch machen lassen, denn die Nacht war kalt. Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen. Wir wählten Miller's Abschiedslied auf Gömarth's Abreise⁵⁸⁾, das wir auf die Grafen verändert hatten. — Voie konnte es nicht aushalten und ging unter dem Vorwande von Kopfschmerz zu Bette, hat auch nachher nicht Abschied genommen. Hier war nun die Vertheilung, alles Zurückhalten vergebens. Die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus. Miller's deutsches Trinklied⁵⁹⁾ machte und darauf ein wenig ruhiger und dann ward noch das Trinklied von mir gesungen. Das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwärmten und ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben Küsse auf Klopstock. Jetzt schlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen, und sangen von Xenem das Abschiedslied, und sangen es mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. — Nach einer fürchterlichen Stille fand Clauswitz auf: Nun, meine Kinder, es ist Zeit! — Ich sag auf ihn zu, und weiß nicht mehr, was ich that. Miller riß den Grafen ans Fenster und zeigte ihm einen Stern. Wie ich Clauswitz losließ, waren die Grafen fort. Es war die schrecklichste Nacht, die ich erlebt habe.“

Durch die Trennung der Grafen Stolberg hatte der Bund, dem sie zu besonderer Zierde gereichte, einen empfindlichen Verlust erlitten, der durch neu hinzutretende Mitglieder in keiner Art ersetzt worden war, da diese sich für die Angelegenheiten des Bundes und besonders für seine rigorosistische Tendenz minder lebhaft interessirten. Zu den bedeutendsten unter diesen Mitgliedern gehörte Relsowig, der nachherige Verfaßer des Trauerspiels „Julius von Tarent“, der durch Höltz zu Aufnahme in den Bund vorgeschlagen und durch Klopstock's Freundschaft empfohlen war, zu einer Zeit, wo man noch von seinem poetischen Talente keine Kenntniß hatte. Sein Aufenthalt in Göttingen war jedoch von kurzer Dauer. Bereits im Herbst 1774 hatte er, nach vollendeten Studien, die genannte Universität verlassen. Dies war auch bei einigen andern Bundesmitgliedern der Fall. Miller hatte sich nach Leipzig, Sahn nach Zweibrücken begeben⁶⁰⁾. Einige Monate später hatte sich Voie entfernt und im Frühjahr 1775 auch Voss, jener in Jansover nach einer praktischen Stelle hin anzustellen, dieser, um von Wandebek aus, wohin ihn Clauswitz gerufen⁶¹⁾, die Fortsetzung des böh-

57) Traurig sehr wie wir und an, Mitten nicht den Weind u. s. w.

58) Siehe J. M. Miller's Geschichte. (Ulm 1783.) 59) Siehe Voss a. a. D. S. 174, vergl. S. 178 u. 186. 60) Siehe a. a. D. S. 181 u. 187.

56) Siehe Voss a. a. D. S. 178. 56) Siehe a. a. D. S. 221 fg.

her von Voss redigirten Göttinger Musenalmanach unter dem Titel des Hamburger zu übernehmen, während in Göttingen selbst ein neuer Göttinger Musenalmanach erschien, den Gösling herausgab. Durch die Trennung der Bundesglieder war ihr Verhältnis zu einander nicht gänzlich abgebrochen worden. Es dauerte vielmehr noch längere Zeit fort. Die schwebenden Freunde hatten sich das Versprechen gegeben, mit einander einen fortwährenden Briefwechsel zu unterhalten, an den sich noch eine offizielle Bundescorrespondenz knüpfen sollte. Dadurch hofften sie noch immer die Idee der Klopstock'schen Gelehrtenrepublik zu realisiren. Noch immer zeigte sich ihr Interesse durch Beiträge zu den Musenalmanachen, besonders zu dem von Voss herausgegebenen, und zu dem von Voss mit Dohm 1776 gegründeten „Deutschen Museum.“ Dies Verhältnis änderte sich jedoch wesentlich, als der frühere Enthusiasmus sich nach und nach abkühlte. Die veränderten Lebensverhältnisse, die Ansprüche der Wirklichkeit gehörten die früheren idealen Träume, an deren Stelle nun eine prosaische Besonnenheit trat, die mit der Poesie wenig mehr gemein hatte. Nachtheilig für den ehemals bis her zu innigen Verein wirkten noch allerlei andere Interessen, so die Almanach-Concurrenz zwischen Büttger und Voss, später die Verschiedenheit religiöser Ansichten. So geschah es, daß Zwietracht und feindselige Gesinnung an die Stelle alter Freundschaft traten, und unter allen Mitgliedern des Bundes nur Voss sich an jenen literarischen Verein noch in späteren Lebensjahren gern erinnerte⁶¹⁾. Waren auch einige noch längere Zeit in einem angehörten Freundschaftsverhältnisse geblieben, so erfüllte sich doch das von Voss⁶²⁾ bei ihrer Trennung in prophetischem Geiste ausgesprochene Wort, „daß sie nie wieder an Einem Orte zusammen sein würden.“

Ein flüchtiger Rückblick auf die Stadien, die der göttinger Bund durchläuft, zeigt die Hauptklippe, an der die mannichfachen Entwürfe, der treuthen Literatur einen neuen Aufschwung zu geben, nichtwiegend scheitern und den Untergang des Bundes beschleunigen mußten. Es war die abstracte Klopstock'sche Form, in welche die für die Poesie begeisterten Jünglinge ihre Dichtungen kleideten. Gegenseitige Ausbildung, gemeinsamer Genuß der Natur und einfache Geselligkeit waren die ursprünglichen Zwecke gewesen, die sie im Auge hatten, als sie sich harmlos und beinahe zufällig vereinigen. Von diesen Zwecken wichen sie ab, als in ihrem Kreise zu der geistigen Ausbildung noch ein moralisches Interesse hinzutrat und Tugend und Freiheit das Lösungswort der Verbündeten ward. Aus ihrem engen Kreise in das weite Gebiet der Literatur hinausretend, wollten sie wie eine Heerschar, nach Klopstock an der Spitze, die ihnen missälligen Richtungen der Literatur bekämpfen, um in derselben, nach ihres Herrn und Meisters Theorie, die Idee eines geschlossenen Reichthums zu realisiren. Immer mehr aus den Augen verloren ist dadurch der eigentlichen Bundeszweck, dessen conventionelle Form in ihnen

den abenteuerlichen Gedanken hervorrief, durch ein abgeschlossenes Rahmenwesen den teuthen Paenaz zu einer Druidenrepublik und einem damit verbundenen förmlichen Kunstwesen umzuwandeln. Diese Entwürfe, wie der beschränkte Standpunkt, von dem sie ausgingen, fanden jedoch überall so wenig Anhang, daß selbst die gegen Wieland gerichteten Angriffe, bei denen es sich doch meist nur um die Befämpfung der bloßen Form handelte, keinen sonderlich günstigen Erfolg hatten. Die völlige Unhaltbarkeit des Bundes zeigte sich darin, daß seine Mitglieder ihre eigene Sache aufgaben und den Bund selbst zerfallen ließen. Seine Form war zu abstract, um die Verbündeten, nachdem sie sich getrennt und entfernt, noch länger zusammenzuhalten, so daß die weitere Entwicklung ihrer Talente, Neigungen und Schicksale nun der Zeit anheim fiel.

Was jene Dichter in späteren Jahren zum Theil Treffliches geleistet, führt immer wieder an ihre erste Vereinigung in ihrer akademischen Jugendperiode wie auf einen Urtypus zurück. Schon deshalb darf der göttinger Dichterbund, wenn er auch seine hohen Zwecke nicht ganz erreicht, eine höchst bedeutende Erscheinung in der teuthen Literatur genannt werden. Trotz mancher Mängel entlockten die jugendlichen Sängler ihrer Vora auch manche zarte und allgemein ansprechende Klänge. Einzelne Gattungen der Poesie, unter Anderem die Idylle, wurden durch ihre Ergüsse zu neuem Ansehen erhoben. Uebertritten gehörte ihnen auch das Verdienst, das Vollstod in die Mitte der Nation eingeführt zu haben, wofür sich besonders in dem ersten Göttinger Musenalmanach vielfache Belege finden. Nicht bloß auf die eigenen Productionen seiner Mitglieder hatte sich die Wirksamkeit des Bundes erstreckt. Aus seiner Mitte war auch die nähere Bekanntschaft mit der altclassischen Literatur hervorgegangen. Dazu dürfen, neben den Uebersetzungsbereitungen von Bürger und Stolberg, vor allen der teuthische Homer von Voss zu rechnen sein, der nicht bloß bei seinem Erscheinen, sondern noch lange nachher mit Luther's Bibelübersetzung ein fast gleiches Ansehen behauptete⁶³⁾.

(Heinrich Döring.)

GÖTTLING (Johann Friedrich August), geboren zu Cerenburg im Halberstädtischen am 5. Jan. 1755, der Sohn eines dortigen Predigers, erhielt nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters einen dürftigen Schulunterricht zu Halberstadt. Einen wohlwollenden Gönner fand er an dem Dichter Olsh. Für die Naturwissenschaften zeigte Götting ein besonderes Interesse. Er hatte sich schon ziemliche Kenntnisse in der Physik erworben, als er in seinem vierzehnten Jahre (1769) sich nach Langensalza begab zu dem berühmten Chemiker Wieg-

61) Vergl. die mehrfach erwähnten Briefe von J. F. Voss. Halberstadt 1829 (im ersten Bande). Dessen Nachrichten von dem Leben Götting's vor der Ausgabe seiner Gedichte. R. V. Prag, Der Göttinger Dichterbund. (Götting 1841.) S. v. Reinhard. Der Göttinger Musenalmanach, in dem Gesellschaftsregister. 1823. Nr. 100). Göttinger's Deutsche Nationalliteratur. 1. Th. S. 45. 327. 330 ff. 339. 364. Erwähnung in f. Geschichte der poetischen Nationalliteratur. 5. Th. S. 22 ff. 52 ff. 59.

61) Vergl. J. Göttinger's Deutsche Nationalliteratur. 1. Th. S. 338. 62) a. a. D. S. 261.

um die Apothekerkunst zu lernen. Durch rastlosen Fleiß machte er rasche Fortschritte in seinen Studien. Gründliche Kenntnisse erwarb er sich besonders in der Chemie. Von Längensalza begab er sich nach Weimar, wo er Professor in der Apotheke des Bergrats und Hofmedicus Rudolz ward. Einen wesentlichen Theil der höhern Ausbildung seiner Geistesfähigkeiten verdankte er einem längern Aufenthalte in Göttingen, wo er Medicin studierte. Auch in spätern Jahren erinnerte er sich dankbar an den belehrenden Umgang Vichtenbergs, der sich väterlich seiner annahm und ihm mehrfache Beweise seines Wohlwollens und seiner Freundschaft gab. Durch wohlwollende Gönner wurden ihm die Mittel dargeboten, seine Kenntnisse auf einer Reise zu erweitern. Sie führte ihn nach England. Von da kehrte er über Holland wieder nach Teutschland zurück. In Göttingen hatte er den Grad eines Doctors der Medicin erlangt. Er habilitirte sich in Jena als Privatdocent. Großen Beifall fanden seine Vorlesungen über Technologie, bei denen er die auf seiner Reise erworbenen Kenntnisse benutzte. Auch als Schriftsteller hatte er sich um diese Zeit vorthellhaft bekannt gemacht durch eine von ihm herausgegebene Einleitung in die pharmaceutische Chemie (Altenburg 1778, 8.) und durch seinen Almanach für Scheidekünstler und Apotheker, den er im J. 1780 begann und bis zu seinem Tode fortsetzte. Die Brauchbarkeit dieses Taschenbuchs vermehrte er durch ein besonders gedrucktes vollständiges Register. Seine Chemischen Versuche über eine verbesserte Methode, den Saltniak zu bereiten (Weimar 1782, 8.) blieben nicht unbeachtet. Vorzüglichem Beifall fanden seine Praktischen Vortheile und Verbesserungen verschiedener pharmaceutisch-chemischer Operationen für Apotheker. Dies Werk erschien zu Weimar 1783 und 1789 in zwei Sammlungen, zu denen Götting später (1799) noch eine dritte hinzufügte. Für Liebhaber der Scheidekunst entwarf er eine zu Weimar 1784 in Folio gedruckte Tabelle über die Lehre von den Salzen und ihrer mittelsaltartigen Verbindungen.

Durch die gründlichen Kenntnisse, die Götting in diesen und mehreren andern Schriften entwickelt hatte, fand sich der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar bewogen, ihn 1789 zum außerordentlichen Professor der Philosophie auf der Universität Jena zu ernennen. Dem genannten Fürsten verdankte er, da damals noch keine Befestigung für einen Professor der Chemie fundirt war, einen außerordentlichen Gehalt. Der Universität diente er in mehrfacher Hinsicht zu einer ungemessenen Zierde. Durch jugendliche Uebung und gereifte Erfahrung bekannt mit der Technik der Pharmacie in allen ihren Zweigen, dabei mit dem raschen Gange seiner Wissenschaft immer gleichen Schritt haltend und innig vertraut mit den Bedürfnissen seiner Zuhörer, bildete er dieselben für ihren künftigen Lebensberuf. Seine Collegien wurden fleißig besucht und wenige Docenten konnten sich rühmen, ein

so volles Auditorium zu haben. Immer blieb ihm der Beifall, der ihm beim Antritt seines Lehramtes zu Theil geworden war.

Als Schriftsteller blieb Götting fortwährend thätig. Im J. 1792 erschien von ihm, zu Jena gedruckt, sein Versuch einer physischen Chemie. Zwei Jahre später gab er seine Anfangsgründe der Probirkunst heraus (Leipzig 1794, 8.) und 1797 eine systematische Uebersicht der Manufaktur- und Fabrikkunde. Ein sehr gründliches und umfassendes Werk war sein Handbuch der theoretischen und praktischen Chemie. Dies Compendium erschien zu Jena 1799 in drei Octavbänden. Dazu fügte er noch eine praktische Anweisung zur prüfenden und zersetzenden Chemie (Jena 1802, 8.) und eine physiko-chemische Encyclopädie, die in den Jahren 1805—1807 zu Jena in drei Octavbänden erschien. Gleichfalls in drei Bänden hatte er unter dem Titel eines physiko-chemischen Hausfreundes 1804—1807 eine Zeitschrift herausgegeben. Er war zugleich ein fleißiger Mitarbeiter an der Allgemeinen Literaturzeitung und an mehren Journalen. In Grel's Beiträgen zu den chemischen Annalen 1785 (Bd. 1. St. 1.) theilte er interessante Bemerkungen über den Lufthämmer mit; in Gren's Neuen Journalen der Physik 1795 (Bd. 1. S. 1 fg.) einen Aufsatz über den Stickstoff und das Leuchten des Phosphors; in dem Reichsanzeiger 1801 (S. 381 fg.) Bemerkungen über einen ricinus, dem Wonna ähnlichen Bestandtheil der Runkelrüben; in dem Intelligenzblatt zur Jena'schen Literaturzeitung 1807 (Nr. 77. S. 652 fg.) einen Aufsatz über den Kupfergehalt einiger Menschenknochen und andere Aufsätze.

Seine literarische Thätigkeit und die gewissenhafte Erfüllung seiner Berufsgeschäfte als akademischer Lehrer gewährten ihm Ertrag für manche Entbehrung, die ihm bei seiner Genügsamkeit leicht ward. Sein Charakter als Mensch hatte manche lobenswürdige Seiten, Reiz und Nütznuss waren ihm fremd und mit seinen Collegien lebte er stets in den freundlichsten Verhältnissen. Sehr glücklich fühlte er sich in seiner Ehe. Durch seinen Humor, den selten etwas zu trüben vermochte, machte er sich im geistlichen Umgange allgemein beliebt. In unermüdeter Thätigkeit strengte sich seinem Leben früh ein Ziel. Er starb am 1. Sept. 1809 (im 54. Jahre?).

(Heinrich Döring.)

GÖTTNER (Franz Xaver), deutscher Jesuit, am 12. Oct. 1695 zu Vini in Oesterreich geboren, trat schon in seinem achtzehnten Jahre in den Jesuitenorden und widmete sich nach der Beendigung seiner Studien dem Unterrichtsfache. Er lehrte zuerst die Ethik zu Wien, dann die Philosophie zu Görz, und zuletzt die Moraltheologie zu Laibach, wo er, nachdem er das Lehramt aufgegeben und noch einige Zeit als praktischer Seelsorger

1) Von diesem Almanach erschienen zu Weimar 1780—1808 30 Jahrgänge, die spätern auch unter dem Titel: „Chemisches Taschenbuch für Ärzte, Chemiker und Pharmaceuten.“ Auch andere Göttinger hatten Antheil an diesem Almanach.

2) Vergl. Jena'sche Literaturzeitung. Intelligenzblatt 1809, S. 522 fg. (Vedter's) Rationalzeitung, 1809, St. 39. 3. (Gaut's) Lebensläufe der Professoren der Universität Jena S. 210. Gaut's Neues histor.-biographisch-literarisches Handwörterbuch, 6. Bd. S. 608 fg. Meusel's Wel. Deutschland, 2. Bd. S. 606 fg. 9. Bd. S. 409 fg. 13. Bd. S. 484 fg. 16. Bd. S. 347. 17. Bd. S. 746.

gewirkt hatte, am 1. Sept. 1733 farb. Seine die gleichzeitige Geschichte des Hauses Oesterreich betreffenden Gelegenheitschriften in Prosa und in Versen (Mercurius austriacus seu Memorabilia Austriae superioribus annis gesta. Tyrvaviae 1729. 8. 3 Part. Lauri et Olivae conjunctio sive pax ter secundis Caroli VI. Rom. Imp. armis Hungariae recuperata. Tyrvaviae 1719. 8. Felicitas Styriae et caeterarum Interioris Austriae Provinciarum in adventu utriusque Caesareae Majestatis decem familiaribus epistolis exposita. Graeciae 1724. 8) sind zur Beurtheilung der damaligen Zustände und Gesinnungen nicht unwichtig, dagegen enthalten seine geologisch-historischen Versuche (Successio genealogica Imperatorum et Regum Europae. Graecii 1725. 8. Successio genealogica S. R. J. Principum. Graecii 1730. 12. Successio genealogica Principum Italiae. Graeciae 1730. 12) nur Bekanntes und Gewöhnliches *). (Ph. H. Kühb.)

GÖTTSCHE (Adolf Christian), geboren 1800 zu Lützenburg in Gölstein, wo sein Vater Jacob Götsche Prediger war. Seinen Aeltern verdankte Götsche eine sorgfältige Erziehung. Härdtlich war ihm in seinen Jugendjahren besonders der Unterricht, den ihm der rühmlich bekannte Professor der Theologie J. D. Heiley erteilte, der, nachdem er wegen seiner zu großen Freisinnigkeit sein Lehramt auf der Universität Kiel verloren hatte, in dem benachbarten Borchesholm einem Erziehungsanstalt vorstand. Vorhin war Götsche's Vater als Prediger versetzt worden. Den letzten Schulunterricht erhielt Götsche in der Gelehrtenschule zu Glückstadt, die er seit 1816 besuchte. Mit rühmlichen Zeugnissen seiner Fähigkeiten und seines Fleißes begab er sich 1818 nach Kiel, um dort Medicin und Chirurgie zu studiren. Schon früh hatten die Naturwissenschaften für ihn ein lebendiges Interesse gehabt. Zu seiner weiteren Ausbildung besuchte er noch die Universität Göttingen. Durch öffentliche Vertheilung seiner Diss. inaug. Typbi delineatio (Kilon. 1823) erwarb er sich im September des genannten Jahres in Kiel den medicinischen Doctorgrad. Zu Gluckhorn bei Glückstadt ließ er sich hierauf als praktischer Arzt nieder. Diesem Berufe widmete er sich mit so angestrengter Thätigkeit, daß seine Gesundheit um so mehr litt, da er sich fast gar keine Erholung gönnte. Böllig erschöpft an physischen Kräften, farb er am 25. Sept. im J. 1849 im 49. Lebensjahre. Ausser seiner erwähnten Dissertation gab er noch heraus: „Würdigung der von Dr. Berned verfaßten Schrift: Zur Kenntniß und Behandlung der Cholera. Ein Wort in Betreff der Cholera.“ Jechow 1831. 8. In dem fünften Hefte des fünften Bandes der Zeitschrift für die gesammte Medicin (1837) veröffentlichte Götsche „Zwei Fälle vom Aesculapianite.“ Mehrere Beiträge lieferte er zum Jechow'schen Wochenblatt und zum Meist'schen Correspondenzblatt †). (Heinrich Döring.)

GÖTTWEIH, GÖTTWEIG oder **GÖTTWICH**, in Niederösterreich, Kreis ob dem Wiener Wald, auf einem 700' hohen Berge, 2 Stunden von der Donau entfernt, eine große im J. 1072 gegründete Benediktiner Abtei. Das jetzige Stiftsgebäude, 1719 erbaut, bildet ein Viereck, welches die ganze Bergfläche einnimmt. Die Abtei hat eine Bibliothek mit zahlreichen Incunabeln und Handschriften, ein physikalisches Cabinet, eine Münz-, Alterthümer-, Naturalien- und Kupferstichsammlung. — Das Chronicon Gottwicense, welches dem Abte Gottfried v. Bessel zugeschrieben wird, hat sich um teutsche Diplomantik und teutsche Geographie sehr verdient gemacht.

(H. E. Hoesler.)

GÖTZ, böhmisches Grafengeschlecht, das man gemeinlich von denen von Gögen in der Mark Brandenburg trennt. Hans von Gögen soll dem Kaiser Ferdinand II. zu Anfang des 30jährigen Krieges ein brandenburgisches Regiment Fußvolk als Contingent zugesandt haben und demnach in die kaiserlichen Herren zu den höchsten Ehrenstellen aufsteigen sein. Besagter Hans ist aber vielmehr Böhme von Herkunft gewesen, entsprossen dem alten ritterlichen Geschlechte der Kocz von Dobř (sprachlich Kreißel), welchen das alte Sprichwort gilt: „Pan Kocz ma peniez moez, Pan Saicz ma gessie wicz.“ (Herr Götz hat viel Geld, Herr Schütz aber noch mehr.) Johann Kocz von Dobřsch, mit Katharina von Straß oder aber Kacinka verheirathet, wurde der Vater von Benedek aus Bistitz und Bayerel (kattauer Kreißel), der Großvater von Johann Wenzel in Bistitz und Obitz, der im J. 1571 dem prager Landtage beizuhnte. Dessen Sohn Dionysius aus Bistitz und Neumarkt erkaufte um 7648 Schod 20 Gr. das seinen Vorfahren Bohuslaw und Christoph Kocz confiscirte Gut Andorffo und Plazowa mit den Dörfern Lipowa in Strubachel und Viehorzow. Bohuslaw war nämlich wegen Theilnahme an der Rebellion in die Hälste, Christoph zu 1/4 verurtheilt worden. Ausserdem bißte Bohuslaw noch mit seinem zu 8511 Schod abgeschätzten Gute Miletske, kattauer Kreißel, während dem Wieruch Kocz sein Gut Korosel im Werthe von 9493 Schod entzogen und an die Stadt Wndrow verkauft wurde. Dionysius, in den Grafenstand erhoben, wurde in der Ehe mit Salome von Korosowa Vater von sieben Kindern, Karl aus Bistitz und Krafowez, Jaroslav aus Bieschin, Marimilian aus Wobez und Neumarkt, Franz Rudolf, Woiwode-Ritter, Johann Wenzel, der f. Generalleutnant, Dionysius und Maria. Diese, in erster Ehe an Wenzel Bratislaw von Kuchowiz, in anderer Ehe an Otto Georg von Selmerjan verheirathet, hat Bieschin um 42540 fl. verkauft, indem seiner von den hier genannten Brüdern Nachkommenschaft hinterließ. Von ihnen der berühmteste, Johann Wenzel, hat Anfangs bei den rebellischen Böhmen Dienste genommen, dann als Oberstleutnant unter des Mansfelders Fahnen gesehen. Denen vaterseitig er nach dem Unfalle an der dessauer Brücke 1626, um als Obrist eines Infanterieregiments, woraus er erst ein Dragoner- und endlich ein Reiterregiment machte, in kaiserliche Dienste zu treten. Der Armer in

*) Aug. et Alois. de Becker, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jesus. Tom. V. (Länge 1659. 8.) p. 299.

†) Siehe Kähler's Verzeichn der Schleswig-Holsteinischen Schriftsteller. Weib. I. S. 192. Den Neuen Katalog der Deutschen. Jahrg. XXVII. 2. Th. S. 799 fg.

Holstein und sodann in Pommern zugetheilt, beehrte er von der Stadt Stralsund „mit seiner Reuterey einen Durchzug durch die Stadt in Rügen, welches Anmuthen aber die Stralsundische mit allem Glimpf abgelehnet, den Obristen stattdessen verachtet, nichts desto weniger, und zu Verhütung aller offensa zu Ueberführung der Reuterey ihre große Fahrbothe und Berstbrücken neben den Fuhrleuten verliehen, Bier und Wein zugeschiedet und in mehr Wege sich accommodirt.“ Götz zog hinüber nach Rügen, um das Commando auf der Insel zu übernehmen, 1628. Er wurde jedoch sehr bald von dort abgerufen, um die Stadt Stralsund, welche sich in Schwedens und Dänemarks Schutz begeben, zu Raaren treiben zu helfen. Die Stadt widerstand und die Insel Rügen wurde von den Schweden, die sich bereits auf Hiddensee festgesetzt, mit überlegener Macht angegriffen. „Hierauff ist folgender am Osterdienstag der Obriste Dubald mit 600 Mann von den General-Commandeuren in Stralsund, Alexander Restle, commandirt worden, der ist, nachdem er sich mit denen, so allbereit auf Hiddensee gelegen, conjungirt in voller Schlachordnung vor der Kayserlichen Schanz, so auf der Alten Fähr gegen der Stadt über lag, gezogen, dieselbe anblafen, und durch einen Trompeter ihnen andeuten lassen, sollten in der Gütte sich accommodiren und die Schanz übergeben, oder im widerigen Fall sollte ihrer keiner mit dem Leben davon kommen. Auf welches sie die Schanz übergeben. Hierauff haben die Stralsundisch-Schwedische die dafelst auf der Höhe gelegene Kirch und den Kirchhof in der Eil verschanzt, und solches neue Werk mit Soldaten und Stücken versehen, damit sie vor Ueberfall möchten versichert seyn, weilen stracks des andern Tags die Kayserliche in 300 stark selbiger Orten sich wieder sehen ließen, die doch, als die Schwedische an sie gewolt, wieder zurück gewichen. Die ander Schanz auff der neuen Fähr hat sich bis auf den 7. April gehalten, da endlich Mangel an frischem Veld, Proviant und Munition vorgefallen, aus welchen Ursachen die Kayserliche solche auch mit Accord übergeben und abgezogen. Darnach hat der Kayserliche Obriste Johani Götz den 24. 25. und 26. Aprilis bey stillem Wetter etliche Veld zu Ross und Fuß über den Wasser-Paß bey Brandesbagen geschickt, sam auch selbst den 25. dieses mit etlich Compagnien Reutern für die Alte Fähr, das neue Werk zu recognosciren, und zog den 26. dis gegen Abend mit 3000 Mann zu Fuß und 6 Compagnien Reutern vollends an, lagerten sich zwischen der Alten und Grahlischen Fähr, und stellet sich folgendes Tags in voller Schlacht-Dringung vor die Alte Fähr, und lieffe sich angehen, als wenn er die neu aufgeworfene Schanz mit Sturm angreifen wolte. Aber er wendete sich, durchkreiste die ganze Insel, plünderte sie aus, und verließ sie demnach gang bis auff die große Schanz am Brandesbagenischen Paß.“ Dieses überliche Muthen des durch seine Lage so wichtigen Eilandes, in welchem, obwohl hier die Reformation eingeführt worden, dennoch viele katholische Traditionen übrig geblieben waren, erleichterte ganz außerordentlich die Fortschritte der Schweden, gleich-

wie sie einen Vorgeschnack gab von der Kriegsmannier ihrer Segner. Nur die guttrower Schanz auf Rügen blieb noch von den Kayserlichen besetzt, wurde ihnen aber nach heftigstem Widerstande entzissen. „Hierauff haben die Kayserliche die Brandesbagenische, gegen Rügen übergelegene Schanz, weil sie ihnen nach Verlust gedachter Rügenischen Hauptstadt mit viel Nutzen mehr schaden mochte, selbst geschloßet, und solchen Ort verlassen.“ Götz aber zog mit seinem Volke den Grenzen der Uckermark zu, wo die „elende, ausgehungerte Stadt Pasewalk ihm zur Contribution übergeben. Der hat durch mancherlei Mittel und Exactionen in weniger Zeit der Stadt allen Vorrath entzogen, daß ledig die ganze Summa der Extraordinair-Contribution über 147,000 Reichsthaler sich erforderte. Und obwohl solche Gelder mit höchster Ungelegenheit aufgebracht, und nur noch 3000 Rthlr. zu erlegen gewesen, hat dennoch gedachter Obrister Götz noch 14,000 Rthlr. auff die Stadt präsumirt. Da es nun eine kaumfündige Unmöglichkeit war, solchen vorgegebenen Rest zu erlegen, schickte der Obriste den 31. Juli 1630 seinen Obristen-Neutnant mit etlich Compagnien zu Ross und zu Fuß in die Stadt mit dem Befehl, daß er solche plündere, und die vornehmste Bürger mit sich gefangen ins Lager bringen sollte.“ Daß dieser Befehl pünktlich erfüllt worden, leidet keinen Zweifel. „Am 3. Septembris, da noch die Tributier-Reuter, deren zwanzig gewesen, in der Stadt waren, kam gegen Abend ein Gefdere, es lieffe sich Schwedisch Veld sehen; da verloren sich von Stund an diese Reuter, und kamen zu Schwedische Compagnien an, etwa 140 Mann stark. Weil nun in Abwesen der Bürgermeister und der Obrigkeit die Stadt-Thor offen stunden, kamen sie ohn einige Mühe und Widerstand in die Stadt. Den andern Tag ward die Bürgerchaft von ihnen vorgefordert, und zu Ausbesserung der Wälle neben den Soldaten ermahnet: an welchem Werk sie dann auch sehr fleißig gewesen, also daß sie in drey Tagen eine merckliche Arbeit verrichtet. Den 7. Septembris aber erhub sich ein Geschw, der Feind sey vor der Stadt und treibe das Vieh hinweg. Auf solches machten sich die Schwedische Tragoner schnell hinaus, und scharmupierten mit den Kayserlichen Reutern. Weil aber derselben ein große Menge auf sie ansetzte, reterierten sie sich nach der Stadt, nahmen neben den andern Soldaten und Bürgern die Wälle und Thor ein. Da nun die Kayserliche auff solches in die 3000 Mann stark an die Stadt kamen, sehten sie derselben mit Schießen beßig zu, kamen auch endlich bey der Ucker, da keine Besatzung war, auf den Wall, worinnen bey der Prenglauschen Pforten und bey dem Steinthor viel Feuerturme hinein, und ungeachtet sich die Schwedischen tapffer wehrten, be-mächtigten sie sich doch der Stadt, und mußten sich die Schwedische sampt den Bürgern nach dem Jagowischen Thor (?) reterieren. Da gieng es erst an die Würgen und Niederhauen,“ und die Stadt mußte alle Schwernisse eines Sturmes erdulden. Diese werden umständlich besprochen in zwei verschiednen Druckschriften, theils: „Laniena Pasvalcensis oder das Paswaldische Blut-

Bab." Daß es dabei an argen Uebertreibungen nicht fehlt, wissen wir aus den Erzählungen über die Ermordung anderer Städte. Aus Pommern vertrieben, über fiel Götz am 29. Juli 1631 den schwedischen Obersten Nicolaus Bod in Gotbus, dessen Regiment bei dieser Gelegenheit gänzlich ruiniert wurde. „Im J. 1631 wagten zwar die Sachsen unter der Anführung des Feldherrn von Arnheim Rimbürg durch einen Sturm zu gewinnen, wurden aber von dem kaiserlichen Feldherrn Johann Höben, der sich mit einer geringen Besatzung in die Stadt geworfen hat, mit blutigen Köpfen abgewiesen. Man zählt bey diesem Ausritte noch vielen Kriegsgefangenen 300 Sachsen, die aus dem Wapfelplatze geblieben sind.“ So die Hist. Soc. Jesu p. 3. l. 6. Das Theatrum Europ. aber läßt die Sachsen bei Rimbürg, wie dort statt Rimbürg geschrieben, liegen, doch aber sich auf Prag zurückziehen und das Gesicht zu Ausgang Wintermonats vorfallen. Als Generalmajor socht Götz unter Wallenstein's Befehlen bei Eügen, wurde darauf nach Schleßen detachirt und übernahm, statt des Grafen von Schaffgotsch, das Commando der wenigen kriegsgebliebenen Truppen. „Es hat sich aber bey diesem Handel Herr Dtr. Götz nicht gekant noch gekampa, sondern ist bald darauf mit etlich tauſent Mann zu Ross und Fuß angezogen, erstlich Leobschütz und Jägerndorf in sein Gewalt gebracht, darnach sich auf Troppau begeben und dasselbige belagert: Darinnen sich Schaffgotschs Oberster Leutnant Freyberger zwar etwas gewehrt, weil er aber von den Sächsischen oder Schwedischen sich keines Succurs der Zeit zu getrüben, ihnen auch von seinem Herrn Generaln sich zu accommodiren anseheinen: Deswegen ihnen die Kayserliche Macht viel zu groß und unentzähllich gewesen: Zumahl auch Frey- und Eichertrich von Herrn Obersten Höben verbindlich zugesagt und allerdings Pardon versprochen, als hat er sich accommodirt, und ist wiederum auff der Kayserlichen Seiten getreten, aber alsobald gefangen genommen, und nach Wien zu den anderen Gefangenen geschickt worden.“ Darauf nahm Götz am 6. April st. v. 1634 das von den Schweden besetzte Delb. Von Dypeln aber, welches er vom 24. April bis 2. Mai st. n. belagerte, mußte er nach vier vergeblichen Stürmen abziehen. Der Schlacht bei Eignitz, den 13. Mai, konnte er demnach nicht bewohnen, wol aber haben dort seine beiden Regimenter, das rotze und das weiße, gekämpft. Würzburg hat er dazween 1635 genommen, Janau blockirt. Gegen Ausgang Februars 1636 übernahm er das Commando der geistl. von Grönsfeldt befehligten Armees, „und that er damit in Ober- und Unter-Hessenland nicht wenig Gutes.“ Von dort westlich sich wendend, leitete er vom halben März an die Umschließung von Goblens und Ehrenbreitstein. Goblens wurde den 4. Mai erobert, Ehrenbreitstein aber nur blockirt, nachdem Götz durch der Hessen und Schweden schlimmes Hausen in der Weiterau genötigt worden, nach Hessen zurückzukehren. Ihm waren 25 Regimenter beigegeben, „die in dem Hessenland ebenmäßig schlechte Arbeit gemacht mit plündern, fengen, brennen, morden, und allen anderen Kriegerischen Greiblichkeiten und Er-

reissen, dann er und seine Völcker eben wol nach ihrem Willen gelaufen, Hirschfeld und Trevis ausgeplündert, Schwarzgeborn eingeschert, die Schaffern vor Jiegenhain verbrannt, dergleichen auch die Stadt Homberg in Hessen eingenommen und angezündt, daß sich der Oberste Siegeroth auff Schloß reterirt, und darauff sich wider aber doch vergeblich defendirt, denn er sich doch bald wegen der großen Macht ergeben mußte.“ Angeführt solcher Gewalt hat Landgraf Wilhelm von Furstburg der Unterhandlungen, es wurde ihm aber von Götz, d. d. Trevis 31. (21.) Juli, die Antwort, daß die Tractate „durch den Janauischen Entzag aufgehoben worden wären, und er Ordnung habe, auff S. Fürstl. Gn. und dero conjungirte Schwedische Armees zu gehen.“ Unaushaltbar seinen Vortheil verfolgend, rückte der General vor Paderborn, wo Hans Heile nach tapferer zwanzigtägiger Vertheidigung am 25. Aug. capitulirte; Soest, Dortmund, Lünen, Biele, Hamm fielen nach einander in der Kaiserlichen Gewalt, und Götz war im Begriffe, mit der Einnahme von Dorsten, welches Landgraf Wilhelm als das Hauptbollwerk seiner Macht betrachtete, Westfalen vollständig von Feinden zu säubern, als das Treiben bei Bielefeld den Faden seiner Entwürfe durchschnitt. Er wurde beordert, der Weiser zuweilen, bewerkstelligte bei Trevis im halben November seine Vereinigung mit Hagfeld's Armees, ohne doch die Schweden in ihrem Vordringen gegen die Diemel hin aufhalten zu können. Bald aber schloß Panzer, daß er sich zu weit gemagt: er wich nach Sachsen zurück, und neuerdings überzog Götz Hessen und Sachsen. Bis über die Oder, in die Neumark sich vertiefend, wohnte er dort, unweit Königsberg, einem Gelage bei, worin er solcher Unmäßigkeit sich überließ, daß er in unmittelbarer Nähe zu dem wachsamem Gegner, nicht einmal das Besorgungswort zu geben vermochte. Nur unarticulirte Laute vermochte er herauszubringen, die der Generalwachtmeister den Wachen zu überlegen sich bemühte. Aus dem fernem Osten zurückgerufen, um die südwestliche Reichsgrenze und Westfalen zu hüten, stand er Ende Septembers 1637 um Gorbun, und aus Arnstadt erließ er am 13. Oct. eine gebietliche Aufforderung an die niederdeutsche Landschaft, sich in den Schirm des Kaisers zu begeben und dessen Geboten zu gehorchen, erfüllte jedoch nur theilweise seine Drohworte in dem Striche um Trenzelenburg, da die Regierung zu Cassel am Schonen und Trift bat, bis die Landschaft bestimmen sei und eine Vernehmung befehabeter Fürsten beim Kaiser eintreten könne, mit dem anssendenden Zusage war, „er solle den Vogen nicht zu hoch spannen, damit er nicht breche.“ Gleichzeitig ist auch bei Gelegenheit der Bestrafung eines durch seine Räuberereien verrufenen Rittersmeisters die Rede von dem Generaln, „lobwürdiger Reizung zur Lust und Bezeigung von dero Displecenz für solche Frevel.“ Am 30. (20.) Nov. ergwang er die Uebergabe von Lemgo, wo der nachmal, besonders zu Prag, so berühmte gewordene Königsmark Commandant gewesen. Gleich darauf, im December, hatte er lebhafte Streitigkeiten mit Piccolomini wegen der in den sächsl.-bergschen und clevischen Landen

zu beziehenden Winterquartiere, bis endlich der kaiserliche Hof für Piccolomini entschied und Götz die Quartiere räumen mußte. Beschafen schien vorläufig beruhigt und der Kaiser glaubte den besten Theil seiner dort nicht weiter notwendigen Streikräfte, besonders auch den General, für die Rettung von Breisach verwenden zu können. Höchst ungern, widerstrebend gehörte Götz dem Rufe. Für den 20. März 1638 hatte er sein Volk nach Hamm beschieden, in dessen Nähe Hessen und Schweden nur auf den Abzug der Kaiserlichen lauerten, aber auf weitem Zuge, mit einem unübersehbaren Troß beladen, konnte das Heer erst zu Anfang des Monats im Tübingen und an der obern Donau eintreffen, von wo es sofort, mit Lebensmitteln für Breisach versehen, über Balingen, Rottweil und den Schwarzwald dem Rheine sich näherte. Ohne auf Herzog Bernhard's Manoeuvre zu achten, welcher am 16. (6.) Mai Märsch machte, von Tübingen aus in Baiern einubrechen, gewann Götz an demselben Tage die Schlachten des Schwarzwaldes, das Thal der Kinzig abwärts bis Gengenbach und Offenburg. Während Bernhard, mühsam durch die verhauchten Wälder dringend, über Schoßheim und Brombach sich zurückzog, in Sorge, vor Rheine abgeschnitten zu werden, zu Basel in Person mit dem Stadtrathe die intimsten Geheimnisse vorbereitete Proviantirung von Breisach rheinabwärts hintertrieb, der schwedische Resident und der Commandant in Benseld die Straßburger durch Gewaltthatigkeiten einschüchterte, so daß sie den kaiserlichen Rathen die Durchfuhr beladener Schiffe zu Berg versagten, warf Götz am 29. (19.) Mai, „unter dem Banner seiner Cavalerie,“ 200 Musketier sammt 500 Säden mit Mehl in das bedrängte Breisach, gleichwie er auch „kurz vorher einer Convoy von Basel sich bemächtigt, und von derselben viel Spec, Butter, Käs und bei 500 Stüd Viehs, als Rinder, Schaaf, Ziegen und dergleichen bekommen. Der Herzog, als er erfahen, daß den Breisachern etwas beigebracht, und besagte Convoy geschlagen worden, hat er sich darüber in etwas commovirt, und sobald den Keuenburg eine Schiffbrücke versertigen, in der Insul eine Schanz aufwerfen, auch eine Ketten versertigen lassen, selbige über den Rhein zu spannen, daß sein Schiff mehr hinunter passiren können.“ Das hatte Götz erachtet, indem er die Trusenheim gewichen, um den Herzog von Lothringen an sich zu ziehen, als ihm aber des Kaisers Gebot auferlegte, lieber das ganze Heer daran zu setzen, denn Breisach fallen zu lassen, als Kurfürst Maximilian ihm schrieb, „sich gegen den von Weimar zu wenden, ihm zu und nach zu setzen, bis er allerdings erlegt und ihm alle Mittel zu weiterer Kriegsgewalt benommen seien,“ rückte Götz wieder gegen Breisach vor. Er besetzte zehn Regimente zu Ross und Fuß, 4000 Mann stark; vier andere Regimente von der Mosel, zu Reitern und Fußvolk 5000, die zerstreuten Truppen von der Schlacht bei Rheinfelden 1000 Mann; die Truppen, welche man hin und wieder aus den Garnisonen gezogen, die sich zu Ross und Fuß auf 1500 Mann erstreckt; drei sächsische, zwei württembergische, drei das Basal Regimente, zu Ross und Fuß

4000 stark, und dann 3000 bairische Bauern, deren theils aufgestellt und zu Culassieren gemacht wurden, sodas also gedachte Armee in Allem gegen 18,500 Mann stark, „darbei sich sonst eine schöne Artillerie und gehöriger Vorrath von Munition, Wagen und Ziehepferden,“ aber auch ein unübersehbare Troß tüchtlichen Gefindels, angeblich 80,000 Köpfe, befand. Als hierauf Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, „Nachricht bekommen, daß der Kaiserliche Feld-Marschall Graf Götz den 17. Junii mit der Armee droß Kenzingen anlangt, umd der beschlossenen Stadt und Befestigung Breisach abtermals von Broslant was bezubringing, hat selbiger unter dem Obersten Tupadel ungefähr 120 Pferde commandirt, die Kaiserliche Armee und dero Besatzungheit zu erkundigen, welche aber von den stark streifenden Erabaten angetroffen, meistens hie niedergebauen und gefangen worden. Indem nun die Flüchtling wiederum zurückgangen, haben sie in dem Weimarischen Läger einen solchen Lärm gemacht, daß noch selbige Nacht das ganze Läger (an Reiterei 5200, Infanterie 6600, Dragoner 660, in Summa 12,460 Mann) aufgedrechen und sich nach Keuenburg bezogen, weil vermeinet, die Kaiserliche Armee wäre mit der ganzen Rast vorhanden. Unterdessen haben die Söghichen an Früchten und Mehl, wie auch an andern gehörigen Notthätigkeiten einen ziemlichen Vorrath auf kleinen Schiffen abermals in Troslach gebracht und den Ort auf ein Vierteljahr zur Genüge versehen.“ Sonder Zweifel hätte Herzog Bernhard über seinem möglichen Unternehmen erliegen müssen ohne die absolute seiner Gegner lähmende Zersplitterung im Commando. Ein Römer, Herzog Friedrich von Savelli, früher unter Götzens Befehlen stehend, erhielt den unabhängigen Oberbefehl eines der Heilwonn zusammengezogenen Armeecorps und seit des Julimonats Anfang walteten zwischen den kaiserlichen und bairischen Generalen die widerwärtigsten Umtriebe und Gehorsamsverweigerungen, so daß Fürttenberg genöthigt war, durch des Grafen von der Wahl und des Johann von Hock Zeugnis gegen den Vorwurf sich zu rechtfertigen, daß er die Baiern, jetzt vielleicht 14,000 Mann stark, gegen einander und gegen den kaiserlichen Feldmarschall verhetzt habe. Eine lofbare Zeit wurde über Kriassereien und Zänkereien, in unbedrundenen Gefechten verloren, endlich erfolgte doch zu Anfang Augusts über Rottweil und Rottensburg die Vereinigung der beiden kaiserlichen Armeen, und sie setzten am 7. Aug. (28. Julii) sich in Bewegung, vorläufig in der Absicht, in die belagerte Festung 2000 Waller Frucht einzuführen. Von Offenburg ausgehend, hatten sie das Kloster Schuttern erreicht, als Herzog Bernhard, durch aufgefangene Briefe gewarni, am 8. Aug. über Kenzingen, Walburg und Lahr in Schlachordnung heranog und die Brücke bei Dinglingen erstirt. Am selbigen Tage warf er die kaiserliche Vorhut bei Friesenheim zurück, worüber belagertes Dorf in Flammen aufging. Götz wich zurück auf die vortheilhafte Kuppe links von Friesenheim, wo Herzog Bernhard ihm Nichts anhaben konnte, und deshalb gegen Abend, nicht ohne Verlust, auf Lahr und Walburg sich zurückzog. Die

Nacht hindurch hielt Götz, formidabel schlachtfertig, in seinem Lager bei dem Kloster Schüttern, am Morgen trat Savelli mit dem Vortrabe, die Vorträge die sich führend, den geraden Weg nach Breisach an. Gleich nach Mittag, vor dem Walde zwischen Kappel und Wittenweyer, stellte sich ihm Herzog Bernhard entgegen. Die besten bairischen Regimenter waren noch nicht zur Stelle, und hat der Oberst Rosen, so neben dem Grafen von Nassau und Freiherren von Putbus des Herzogen linke Seiten gehalten, den Savellischen und Göpischen rechten Flügel sonder große Verluste in ihr eigen Fußvolk gerieben und bis dahin verfolgt, da dann die Kaiserliche Partei großen Schaden erlitten und alsobald ein Theil derselben Infanterie auszureißen angefangen. Während dessen hatte Götz den schwedischen rechten Flügel unter Tauspabel und Lurenne auf das zweite Treffen zurückgeworfen. Da unterdessen der Herzog und Guebriant den Weichenden Verfolgung zuschickten und Götz dagegen, obwohl von Savelli verlassen, den Nachdruck der gesamten scheinlichen Streikräfte mit seinen Bayern handhaft ausübte, erneuerte sich die Schlacht in steigender Erbitterung. Die Bayern nahmen der Weimarer Geschütz, waren Schmidberger's und Guebriant's Fußvolk und besaßen sich im entscheidenden Vortheile als Guebriant durch Trommellärm und Trompetengeschmetter, aus dem Walde hervorgehend, ihre Aufmerksamkeit dorthin lenkte, sodaß sie flugig geworden sind. „Die Vermengung war damals so weit gelangt, daß sie endlich gar die Musketen einander um die Köpfe geschmissen, die Göpische von des Herzogen Artillerie drei 12pfündige und vier von den kleinen Regiments-Stücklein besetzt: hingegen 3. Fürstliche Gn. alle des Gergentheil's Kanonen, samt dazugehörigen Kugeln in ihre Gewalt gebracht, da sich dann ein jeder Theil solcher seines Feindes Stüde nach Vermögen, allein mit vieler merklicher Ungleichheit Liebeten, daß die Göpische, weil sie zu den erlangten 7 Stücken mit tauglichen Kugeln nicht versehen gewesen, gar schlechten Vortheil davon gehabt, hingegen aber die Weimarsche stetig fort, und mit merklichem Effect schießen können. Weil es aber zu lang gewährt, und das Artillerie-Volk ganz darüber erlegen, so sendt theils von des Herzogen besten Reutern abgesehen, haben der ermüdeten Constables und Sängsänger Amyt versehen, und das Lob davon getragen, daß sie trefflich wol geschossen. Dessen aber unerachtet, weil die Kaiserliche immer mit mehrerm Volk nachsetzen können, lauter alte, des Handels verständige und wohlgeübte Soldaten von beiderseit mit einander zu thun gehabt, und nicht bald ein Squadron, er fene dann äußerst bemüßigt worden, das Feld räumen wollen, sondern sich so herztlich mit einander herumgeschlagen, daß ein jeder Theil zum zweitemal auf des andern vorige Stell zu stehen kommen, und also die Victori bloß in die fünfte Stunde wankelmüthig verblieben, so haben sie endlich nur Equadronen und Regimentweise auf einander getroffen, und hat deren fast ein jedes absonderlich aus dem Felde getrieben werden müssen, da dann in der letzte die Göpische und Savellische Haufen durch-

gangen, einander noch in ihre eigene Bagage gefallen, und solche zu plündern selbst angefangen, die Schwedische es aber ihnen nicht gönnen wollen, sondern sie davon gesagt, und die guten Deuten lieber unter sich getheilet, damit aber sich also von einander gethan und getrennet, daß der Herzog auf seine meiste Cavallerie seinen Staat mehr machen können, sondern allein mit der Infanterie und etlich wenig Reutern stehen geblieben.“ Die Bayern, 5 Schwadronen und 4 Häuflein Fußvolk, in Allem gegen 4000 Mann, besaßen ihren Pöken auf der Walsstatt, an einem Graben und vortheilhaften Pässe, bis um 10 Uhr Abends, wo sie dann unverhofft durch Offenburg sich zurückzogen. Gepäc und Lager, Geschütz, vornehmlich die für Breisach bestimmten 4000 Viertel Korn, 3000 Gefangene oder Tödt, viele Fahnen liegen die Kaiserlichen im Stiche, doch hatten auch sie der Feinde ein Tausend erlegt, viele Gefangene gemacht, darunter der gefürchtete Tauspabel, mehrere Geschütze und 22 Fahnen erobert. Götz selbst ist zu Offenburg, „nicht über ein halb Stund geblieben, sondern mit 6 seiner Bagage-Wägen, die er vor aller Menge dastelbst hinterlassen hatte, und all den zusammengeführten Truppen sich noch dieselbe Nacht nach Oberflach reitete, alda er folgendes etlich unterschiedlich hohe Officiere, so todt aus der Schlacht mit abgeführt waren, oder doch unterwegs noch den Geist aufgaben, begraben: unmittelbar der verhaute Weg über das hohe Gebürg, der Aniebls genannt, durch das Landvoll eröffnen, den Rest seines und des Savelli Volks, alles, bis in 1400 Reuter und 900 Mann zu Fuß, doch alles in merkllicher Confusion, darüber nach dem Bärnbergelischen Land gehen, und desagte Wege gleich wieder hinter sich stärker als zuvor vergraben und verbaun lassen.“ Von Oberflach aus, am 11. Aug., schrieb Götz an den Kaiser, bittere Klagen vorbringend gegen Savelli, der eine Wunde im Rücken davon getragen hätte; er selbst war seiner Rechtfertigung sicher, obgleich ein ungereimtes Gerücht ihn des Einverständnisses mit Herzog Bernhard beschuldigte. Ueber den Aniebls wendete er sich nach Neuburg an der Donaustraße von Donaueschingen nach Freiburg, wo viele Officiere aus dem Rathhaufe gefangen saßen, dem schwehren, ihnen angekündigten Gerichte entgegengehend, während auf diesem Punkte der General den Schwarzwald ganz eigentlich beherrschte und die Anstrengungen der getreuen Bauern leisten und fördern konnte. Schweren Schaden haben diese dem Feinde zugefügt, ihm gegen 1000 Mann erschlagen, aber nichtschonweniger war Götz nicht im Stande, die enger Gernierung von Breisach zu brechen, mußte vielmehr, bis daß die verschiedenen Verstärkungen anlangten, auf einzelne mögliche Unternehmungen sich beschränken, stieß in der Wäld, der bedrängten Festung einige Ueberbleibsel zu verschaffen. Ueber einem solchen Verluste erlitt der Generalmajor von der Horst bedeutende Einbuße, da seine Reute, von zwei Seiten zugleich gefaßt, am 16. (6.) Sept., wegen Enge des PASSES, daraus sie sich schwerlich wenden können, das Wehl und beigeführten Früchten weggeworfen und ihrer bei 200 Stücken lassen,“ 60 Gefangene ungerechnet. „Dagegen sind

Sonntag 19. (9.) Sept. zur Nacht bei 200 Reuter, meistens Croaten, jeglicher mit einem halben Malter Mehl beladen, zu Drysch glücklich ankommen, und nachdem sie in der Befestigung abgelegt, über die Brücken alsobald und Spornrättsch wiederum davon gingen, auch etliche Nachen von den Weimarischen in so eifertigem Durchbruch niedergebauen." Nachdem jedoch Götz, die Balern eingebriffen, 6000 Mann zusammengebracht, auch des Anzugs von Lambow gewärtig sein konnte, ließ er die ganze Linie von Reusfabt bis Wilingen und Kottweil vorrücken, der Anschlag aber, daß Savelli aus dem linken Rheinufer heraussteigend die Schanze bei Hünningen nehme, der Herzog von Lothringen, aus Burgund herbeigeeilt, die Brücke von Reuenburg erkürme und Götz gleichzeitig das Lager vor Breisach überrasche, wurde durch aufgekommene Briefe dem Feinde verrathen, theils auch durch Lambow's Langsamkeit gefährdet. Dieser mit seinen 5 Regimentern zu Fuß und 2 zu Fuß, in Allem ungefähr 5000 Mann, war erst am 22. (12.) Sept. zu Wülheim bei Göln über den Rhein und am 2. Oct. (22. Sept.) zwischen Höchst und Frankfurt über den Main gegangen. Noch hinterlicher wurde dem Projecte der Ausgans des Treffens auf dem Oesenfelde bei Thann. Gleichwohl setzten Götz und Lambow, nachdem endlich die Vereinigung erreicht, sich in Bewegung, am vom 19. (9.) Oct. an der Belagerten Linien zu drohen. „Den 22. (12.) des Nachmittags haben die Kaiserlichen sich mit Nacht in voller Batterie vor dem Weimarischen Lager jenseit präsentirt, und dieselbe sie Kundtschaft gehabt, daß die vornehme Schanz auf dem Berg (aus welcher man das ganze Lager fast übersehen können) nicht gar stark besetzt sein soll, einen Anschlag darauf gemacht. Nachdem aber Obrist Moser, aus welcher auf besagtem Berg commandirt, solches innenworden, hat er sie mit Kanonen solchergestalt salutirt, daß sie mit Hinterlassung vieler Todten und etlich 100 Hachinen zurückgeben müssen. Nach zweien Tagen haben die Kaiserlichen sich abermals mit der Hälfte ihrer Armee gezeigt und eine Mine gemacht, als wenn sie das Lager an drei Orten attackiren wollten, worüber den 24. (14.) in der Nacht zwischen 12 und 1 Uhren ein starkes, unaufhörliches und allerdings bis auf den 25. Oct. in den Tag hinein gedauertes Schießen zwischen beiden Theilen entstand, bei welchem sich die Schwedischen der großen Schanz mitten auf dem Rhein zwischen beiden Brücken ohne besondern Verlust bemächtigt. Auf obigen Schärmüßel haben Hr. General Götz, beneben dem Generalmajor von Lambow einen ganzen Tag mit den Weimarischen vor Breisach geschossen, und eine Schanz zum vierten mal vergeblich gestürmet, im fünften Sturm hineinkommen, viel niedergebauen, und das schottische Regiment dalebst in disordre gebracht. Von bannnen sind die Kaiserlichen alsobalden auf der Schwedischen mittlern Schiffbrück angangen, dieselbe auch erobert und bereits mit 400 Mann darauf gewest, also daß es ein sauer Ansehen bei den Weimarischen genommen, weil die Befestigung solchergestalt ohne einige Verstärkung mit dem mitgebrachten Proviant hätte verteidigt werden können. Es hat aber die neibische Fortuna ihre

Unbeständigkeit gegen das Kaiserliche Volk unter dem vermeinten Favor häßlich sehen lassen. Denn Herzog Bernhard hat von Stund an den Comite de Luterne mit den Franzosen commandirt, welche beneben dem Obr. Bastili und Obr. Hattstein dermaßen heftig auf die Kaiserliche getroffen, daß sie nicht allein die 400 Göglische Mann, so auf die Brücken kommen, alle niedergemacht und erlaßt, sondern auch die Schanz wieder an fünf Orten männlich gestürmet und erobert. In der Schanz und auf der Wahlstatt hat man den 26. Oct. über 1000 Todte (und unter denselben 3 Obristen tödtlich verwundet, 5 Obristlieutenanten neben vielen Officieren) gefunden, welche man alle in Rhein geworfen. Ingleichen viel allerhand Gewehr, sampt einer großen Anzahl Schaufeln und Haden, womit die Kaiserliche ihre Laufgräben gemacht, übernommen, wie dann auch alle dero Arbeiter in besagten Gräben niedergemacht, 5 Capitain aber, sampt dem Obr. Reunod und Obr. Scharter gefangen worden. Von den Schwedischen sind gleichfalls der Obr. Bastili neben etlichen vornehmen Männern todt geblieben, Obr. Schönbeck tödtlich geschossen, der schottische Obrist Leslie aber gefangen worden." Götz hatte nur mit Widerwillen, durch Goltz und Lambow gedrängt, das Bagdad unternehmen, daher die sögeruben ungewissen Maßregeln während der vier entscheidenden Tage. Nachdem alle Versuche durchzubrechen gescheitert waren, wandte sich Götz, gegen des Herzogs von Weimar Erwartung, den 26. Oct. 2 Uhr Morgens auf Freiburg, dann auf Waldsich, wo er in Uneinigheit von Lambow schied. Es ging das Gerücht, der Feindmarschall habe eine falsche Nachricht von 4000 Franzosen, durch welche sein Gegner verstärkt worden, erhalten und darüber alle Hoffnung aufgegeben. Nicht so der Kaiser, der, um das uralte Habsburgische Stammbaum zu bebaupen und den Feinden des Reichs den gewaltigsten Baup nicht preisgeben, den Krieg in Ober- und Niederjachsen vernachlässigte. Götz erhielt die Befehle, mit dem Kopfe für Breisach zu haften; Verstärkungen wurden der Armee im kaiserlichen Thale aus Böhmen zugesandt und Savelli, der noch am Mittelrhein stand, sollte über die Philippsburg die Vereinigung mit den Lothringern erzwingen. Aber Savelli begegnete, gleichwie der Herzog von Lothringen, unüberwindbarem Widerstande; Götz, durch den Grafen von Fürstenberg verstärkt, versuchte sich vergeblich an den Waldstädten, am 19. (9.) Nov. von Lauffenburg aus das linke Rheinufer, die Straße zum Entsatze von Breisach zu gewinnen, trieb sich dann im obern Breisgau herum und sprach umsonst die Baiser um ihre Brücke an. An Allem, zumal an Geld, Mangel leidend, unmutig, fürchtete er den Anzug von Kongreßville's ganzer Armee, wegenen sich zu sichern er ein festes Lager im Kletgau bezog. Zum Ueberflusse fiel sein Brief an Franz Merco, Ablichten auf Reuenburg und Hünningen verrathend, in Feindes Hand. In solcher Lage der Dinge erschien am 2. Dec. Graf Philipp von Nansfeld im Lager unweit Waldsich und Gutenberg, hörte, nicht unterfangen an sich, die feindlichen Reden der untergeordneten Generale, nahm dem Feldmarschalle Götz den Degen, ihm

zugleich erklarend, er sei des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern Gefangener, und schiedte den Ueberraschten, unter Bedeckung von 200 Pferden, nach München. „Dem wurden hierauf in seinem Arrest zu Ingolstadt fürnehmlich zweien Punkten fürgehalten: 1. Daß er den Duca di Savelli im Treffen bei Wittenmeyer nicht gerettet, sondern gleichsam muthwillig hätte fesseln und von Herzog Bernhard schlagen lassen. 2. Daß General Lamboy anfangs, als das Kaiserl. Volk vor Dreybach angelassen worden, zur Defension desselben contra Herzog Bernhard Progress, und das Spiel gleichsam in Händen gehabt, er Götz aber auch diesem nicht assistiret, sondern ihn aus der Schanzen und von der Bruden treiben lassen. Graf Philipps von Mansfeld, der in dieser Sache nebst dem Obristen Schügen und Commissario Höstler Principal-Commissarius war, vernahm des Götzens Defension und reiste damit nach Wien, der Kais. Maj. davon zu referiren: des Grafen Götzens Gemahlin war dabeistehen, in causa das beste zu sollicitiren: der Duca di Savelli ließe zu seiner Entschuldigung und des Götzens Gravrung eine Apologiam in Druck kommen: jedermann vermeinte Graf Götz würde mit dem Leben begnügen müssen. Ob man nun wol diesem Herrn Generalen über die massen hart zugesagt, und ihn eben lang am Kreuz hängen lassen, ist er doch folgendes 1640. Jahr den 17. August sowohl von Kais. Maj. als Chur-bayern zu Regensburg auf dem Reichstag für unschuldig und frey erklärt worden, auch den 7. Sept. in Person dahin kommen.“ Der Armee in Schützen zugetheilt, mußte hierauf Götz, während Gallas zu Brüg kamf darnieder lag, 1643, das Obercommando übernehmen und er errang einige Vortheile über Torstensson, ließ auch durch den Grafen von Büchelam Olmütz blockiren. Er nahm Wohlau und den Fürstenheim, Herrenkaut, Schweblitz, trieb die rebellischen Baladen zu Paaren, wurde aber im Laufe solcher Erfolge durch des Rakoszy Vordringen in Ungarn abgerufen. Die erste Wirkung seines Entressens in den Bergstädten ergab sich in dem Abzuge der Türken, die bisher für Rakoszy gesprochen hatten, wo dann Rakoszy selbst, durch wiederholte Niederlagen geschwächt, Frieden suchen zu wollen schien, bis es ihm gelang, am 26. April 1643 mit Torstensson sich zu verbinden. Nichtsdestoweniger unterlag er abermals, sodas er an 3000 Lohde zurückließ. Dafür aber geriethe Götz, der Feldmarschall und sein Feldmarschall-Leutnant, Graf Büchelam, mit einander in Quäntion, als Büchelam, „feurig, wüger, eine Impresse auf den Feind führte, und Götz, dicklicbig, langsam, roh, solches nicht gehalten wollen. Und hätte dieser den andern mit der Pistolen in den Bufen oder sonst durchschossen. Darnacher unmittelbar den Hannibal Gonzaga von Ihr. Kayserl. Maj. herunter gelandt, um dieselbe Armada in Ungarn zu commandiren, welch sich Götz unpäßig befunden, aber Büchelam in etwas absentir.“ Im halben Novem-ber wurde Götz vollends mit vier Regimenten abgerufen, um die Verluste, welche Gallas mit der Hauptarmee gehabt, einigermaßen zu ersetzen. Am 4. Febr. 1645 marschirte Götzens Volk, an 5000 Mann stark, durch

Brag, um sich am 6. bei Königshofen mit den Corps von Hagfeld und Joh. von Werth zu vereinigen, was dann eine Armee von beinahe 20,000 Mann verschaffen sollte. Diese war noch nicht vollständig beisammen, als Torstensson mit 16,000 Mann und 80 Kanonen am 19. Febr. über Kaden, Wilsen, Klattau, den 26. Febr. vorging, am 2. März die gestorene Kolbau, eine Meile unterhalb Werth, überschritt und am 5. März (23. Febr.) zwischen Weitz und Jankau, an der Grenze des bayerner und saurimer Kreises, zu stehen kam. Der Entsatz des fortwährend bedrängten Olmütz war die Aufgabe, welche er zunächst sich gesetzt, und dieses zu hintertreiben, folgte ihm zur Seite, immer noch zerplittert, von Königslau aus die kaiserliche Armee über Biesitz, Grünberg, Herzdorff, Straßonitz, an Bist und Lador vorbei, bis zu dem von Lador drei Meilen entfernten Jankau. „Von den Befehlungen,“ berichtet Hagfeld, „haben wir verstanden, daß der Feind mit der völligen Armada auf der andern Seiten des Berge, gegen besagten Jankau zugehen thate, wie wir dann denselben bald hernach hinter dem Berg hervorkommen und hinter besagten Jankau an einem Berg logiren sehen.“ Ein Zusammen-treffen war jetzt unvermeidlich geworden und mit dem Morgen des 6. März begann die Schlacht. Götz wagte sich, so wird erzählt, ungeachtet aller Warnungen und Gegenbefehle des commandirenden Generals Grafen von Hagfeld, in eine zuvor nicht genau übersehe Gegend zwischen Leichen und Waldungen, die ihn außer Stand setzte, ordentlich zu stehen und selbst auch im Falle der Noth den Rückzug zu nehmen, ein Irrthum, den er mit dem Leben, mit dem Verlusse seines besten Volkes, der neun Kanonen, die er bei sich führte, und, was das Schlimmste, fast aller Munition des Heeres, die ebenfalls durch einen Widerstand in diese unvorsame Gegend gerathen war, büßen mußte. Götz war gleich im Beginn der Schlacht, von einer Falschentzettel getroffen, gefallen, glücklicher als Hagfeld, der den Verlust der Schlacht, die auf allen Punkten eine gleich unglückliche Wendung genommen hatte, überlebte und in Gefangenschaft gerieth. Nicht zufrieden, in Götz einen Sünden-bod gefunden zu haben, klagt er in seinem Berichte an den Kaiser, „Johann von Werth habe aus Irrthum oder eigenmächtig eine andere Höhe mit Reutern, Fuß-volk und Geschütz besetzt, als es in den Plänen des Oberfeldherrn lag.“ Auf die Stelle, wo Götz, nur 45 Jahre alt, lag, nächst der Straö nach Weitz, unweit Jankau, wurde eine Kapelle gesetzt, die man jedoch wegen Baufälligkeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts abtragen mußte und durch ein Kreuz ersetzte. Noch lebt das Sprichwort: „Potidi co Kec u Jankowa.“ Du wirst so viel ausdrücken als Götz der Jankau. Mit der Gräfin Apollonia von Goditz verheirathet, soll er, nach der gewöhnlichen Angabe, seine Kinder hinterlassen haben, wiewol ihm von Andern zwei Söhne, Siegmund Friedrich und Johann Georg, dann auch der bei Balbin nicht erwähnte Bruder Peter beigelegt worden. Derselbe Graf Peter hat „der Stadt Braunsburg, welche wegen an-geforderter Contribution von 3 Regimenten sich nicht er-

klären wollen, den 23. (13.) Mai 1638 bei 96 Wagen und Rärch, so mit Kaufmannswaaren dahin gehen wolten, auf 300,000 Reichsthaler aestimirt, angehalten, und bis Satisfaction erfolget, an sichere Ort bringen lassen.“ In dem Treffen bei Blotbo, den 17. (7.) Oct. 1638, worin die Pfalzgrafen Karl Ludwig und Rupert, Königsmat und Ring unterlagen, führte Graf Peter Götz der Kaiserlichen linken Flügel. „Wolgebachter Graf, als welcher im vordersten Haufen gegen die Feind gestanden, ist gleich durch einen Kanonenschuß niedergelegt und durch dessen Tod bei seinen Officieren und Soldaten ein groß Trauren und Mitleiden verursacht worden.“ Er starb als Generalmajor. — Von des Feldmarschalls Söhnen starb Siegmund Friedrich als k. k. Feldmarschalls-Lieutenant im J. 1662, Vater von Siegmund Friedrich 1700, Großvater von Johann Maximilian. Des Feldmarschalls anderer Sohn, Johann Georg, kaiserlicher Geheimrath und Landeshauptmann der Grafschaft Glatz, seit 1664, „war ein reicher Herr, der viele Güter in der Grafschaft besaß. Dieser Landeshauptmann suchte, wie der viele Freiheiten der Grafschaft zu beschneiden, weil dieselbe sehr gemißbraucht worden, hingegen bemühte er sich auch viele Denkmale seines Eifers für die katholische Religion, Bildsäulen und Andachtscapellen zu stiften.“ Er starb 1681 und hinterließ drei Söhne, von welchen Johann Karl in einem Duell in Ungarn getödtet; Johann Ignatius, Dragonerhauptmann und hernach Landeshauptmann im Fürstenthum Elegg, unbetert blieb; Johann Ernst, kaiserlicher Kammerherr und Mannrechtseingiger der Grafschaft Glatz, der Vater des Grafen Johann Franz Anton geworden ist. Dieser, mit Maria Anna von Stillfried vermählt, starb den 21. Nov. 1738. Sein Sohn, Graf Johann Joseph Kronhard, geb. den 6. Nov. 1727, starb, der letzte seines Hauses, im J. 1771. Die sämmtlichen Allodialgüter im Glaspitzen, Gabersdorf, Altsendorf, Graindsdorf, Gabersdorf, Ober-Haunsdorf, Leinichenhau, Melten, Neubad, Neuborf, Reichenforst, Roth, Waltersdorf, Wilsau, Wilsitz, dann die Antheile Nieder-Haunsdorf, Müldorf, Mittel-Steine, Alt-Steine, Tschunsdorf, alle zusammen im J. 1799 zu 230,622 Thaler gewürdigt, hatte er seinen Refren, dem Grafen von Wagn, vermacht. Das kleine Scharfeneid fiel der Krone anheim, wurde allodificirt und von k. Friedrich II. dem Generalleutnant von Gögen aus einer brandenburgischen Familie verliehen. Noch wird das im prächtigen Kreise gelegene Glownitzow von einem Kop von Dobrz. besessen. (v. Stramberg.)

Götz von Berlichingen, s. Berlichingen.

GÖTZ (Franz Ignaz), praktischer Arzt, geb. am 26. Dec. 1728 in der Nähe von Gelnau, gest. zu Paris am 28. Juni 1813. Durch glückliche Inoculationen der Menschenpocken hatte sich Götz einen solchen Ruf erworben, daß er 1780 berufen wurde, die Kaiserin Katharina von Rußland ebenfalls zu inoculiren. Er schrieb daher auch: *Traité complet de la petite-vérole et de l'inoculation*. (Paris 1790. 12.) Nach solchen

Erfolgen wurde Jenner's Entdeckung der schädlichen Kraft der Kuhpocken, wodurch die Blatterinoculation in Verfall kommen mußte, für den inoculationsbeifigen Götz ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgungssucht, und er machte sich durch zwei Schriften Luft: *De l'innuité et des dangers de la vaccine, prouvés par les faits* (Paris XI. 8.) und: *La vaccine combattue dans le pays où elle a pris naissance, ou Traduction de trois ouvrages anglais* (de Rawley, Moseley et Squirrel); avec deux gravures coloriées. (Paris 1807.) Die beiden Tafeln sollten durch Vaccine hervorgerufene scheußliche Mißgestaltungen darstellen, waren aber der Art, daß die Polizei ihrer Verbreitung hindern entgegentrat. Götz lebte übrigens noch lange genug, um die von ihm verabschiedete Präservativmethode im vollen Siegesglanze zu erblicken. (Fr. Wilh. Theile.)

GÖTZ (Friedrich Christian), geb. zu Wilmstedt am 11. März 1724, gest. 1779 als Magister der Philosophie und Pfarrer zu Jeringim im Barmenbegrichen, gab aus J. A. Bengel's literarischem Nachlasse „Die Geschichte und Briefe der Apostel“ heraus. (Stuttgart 1764. 8.) Gränlich und ausföhrlich behandelte er denselben Gegenstand in dem von ihm zu Tübingen 1779 herausgegebenen Werke: „Das Leben Jesu Christi, die Geschichte und Briefe der heiligen Apostel, wie auch die Offenbarung Johann's aus des seligen Hrn. Prälaten und Confessorialraths Dr. J. A. Bengel's hierbei gehörigen Schriften gezogen, nach desselben Zeitrechnung in gewisse Abtheilungen und Punkte eingetheilt und zum Gebrauche und Nutzen lehr- und heiligergeirter Seelen eingerichtet.“ (Heinrich Döring.)

GÖTZ (Georg Friedrich), war am 9. April 1750 zu Hanau geboren. Sein Vater, obgleich nur ein Handwerker, wachte große Sorgfalt auf die Erziehung des weisbegierigen und talentvollen Knaben, dessen Geseftsanlagen sich frühzeitig entwickelten. Vereit in seinem fünften Jahre las er nicht nur Deutsch, sondern auch mit vieler Fertigkeit Französisch, nachdem er nur kurze Zeit den Unterricht des französischen Sprachmeisters Kanger genossen hatte. Noch größere Fortschritte in seiner Elementarbildung machte Götz, als ihn sein Oheim, der Corrector Hr. K. Hr. Götz zu Wilschkeit in der Grafschaft Hanau in sich in sein Haus nahm. Dieser wachte und vielseitig gebildete Mann trug große Sorge für die Geistes- und Herzensbildung seines Neffen. In besondern Lehrstunden unterrichtete er ihn in der Religion und in der teutschen und lateinischen Sprache. Zugleich verschaffte er ihm wohlwollende Gönner an dem Procurator des kaiserl. Kammergerichts v. Wönnies, dem Hofrath Weiß, dem Hofprebiger Granj und andern einflußreichen Männern.

In seinem zehnten Jahre (1760) war Götz aus Wilschkeit wieder nach Hanau zurückgekehrt, wo er das Gymnasium besuchte. Bergsträßer, Schellenberg, Wulpius und Wolf waren seine vorzüglichsten Lehrer. Unter ihrer

*) Vergl. Bengel's Leben bei dem Jahre 1760 — 1800 veröfentlichten Schriftsteller. 4. Bd. S. 266 fg.

Leistung erweiterte er seine Kenntnisse im Lateinischen, Griechischen und in den orientalischen Sprachen, sowie in den Elementarwissenschaften überhaupt. Durch Privatunterricht, den er in einigen Familien ertheilte, wie durch die Unterstützung, die er dem Superintendenten Walther und andern Gönnern verankte, ward es ihm möglich, nach dem Tode seines Vaters, der ihm kein Vermögen hinterließ, seine Studien in Halle fortzusetzen. Im J. 1767 hatte er sich nach der genannten Hochschule begeben. In der Kirchengeschichte, Exegese, Hermeneutik und den übrigen theologischen Disciplinen waren Semler, Köstler, Bruner und Vogel seine vorzüglichsten Lehrer, in der Philosophie Meier und Träger, in den schönen Wissenschaften Klop und Jacob, in der Naturlehre Eberhard. Durch Unterrichtsstunden, die er in dem halle'schen Waisenhanse ertheilte, verschaffte er sich, bei der mühsigen Unterstützung aus dem älterlichen Hause, die Mittel zu seiner Substanz. Im Herbst 1769 verließ er Halle. Er lehrte um diese Zeit in seine Vaterstadt Hanau zurück. Zuvor unternahm er, bei beschränkten Mitteln, eine Ausreise über Aichstedt, Halberstadt, Wolfenbüttel, Braunshweig, Göttingen, Cassel, Marburg und Gießen. Auf dieser Reise lernte er die vorzüglichsten Gelehrten und andere ausgezeichnete Männer kennen. Er erweiterte dadurch seine Welt- und Menschenkenntnis.

Sein väterlich für ihn sorgender Freund, der Superintendent Walther, war gestorben, als Götz nach Hanau zurückkehrte. An seine Stelle war Stockhausen getreten. An ihm fand Götz einen neuen Gönner¹⁾. Im J. 1771 ward er Hauslehrer bei dem Erbprinzen aus dem Fortmeister Brenner zu Bullau im Odenwalde. Zwei Jahre nachher besetzte er eine gleiche Stelle bei dem Pfarrer Reichart zu Willbrunn in der Herrschaft Dreuberg. In beiden Stellen übte er sich fleißig im Predigen. Seine Kanzelvorträge fanden durch ihre Klarheit und Popularität vielen Beifall unter dem Publikum im Allgemeinen. Doch ließen sie auch den höher Gebildeten nicht unbedacht.

Erfolgreich war für Götz die um diese Zeit angeknüpfte Bekanntschaft des hess.-darmstädtischen Sch. Rath's und Kreisgeheimden zu Frankfurt, v. Barthelemy, der ihm 1774 seinen Sohn zur Erziehung übergab, um ihn zu seinen akademischen Studien in Halle vorzubereiten. Durch Empfehlung dieses einflussreichen Mannes ward Götz 1775 Erzieher der Prinzen und Prinzessinnen des hessischen Hofes zu Hanau. Der zugewiesene übertragene Pagenunterricht ward ihm, bei überhäufigen Geschäften und öfterer Krankheit im J. 1782 wieder abgenommen. Durch die Gunst seines Fürsten schienen sich ihm so vortheilhafte Aussichten für die Zukunft zu eröffnen, daß er immer seltener die Kanzel betrat und endlich dem seiner Gesundheit nachtheiligen Predigen fast gänzlich entsagte. Die Literatur im weitesten Umfange des Wortes ward nun seine Hauptbeschäftigung.

Hart heimgesucht von physischen Leiden, unternahm er im J. 1784 eine Reise über Darmstadt in die Pfalz, nach Heidelberg, Speyer und Mannheim. Für seine Gesundheit blieb dieser Ausflug ohne wesentlichen Erfolg. Sie verschlimmerte sich sogar und nöthigte ihn zur Rückkehr nach Hanau. Dort befiel ihn ein kurz zuvor erfolgter Tod seines früher erwähnten Gönners, des Superintendenten Stockhausen. Sein Schicksal nahm jedoch um diese Zeit (1784) unterhoft eine günstigere Wendung. Am 14. Nov. des erwähnten Jahres erhielt er ein kaiserliches Recept, in welchem er zum Stadtprediger bei der evangelischen Gemeinde zu Hanau ernannt ward. Krankheit hinderte ihn, dies Amt sofort zu übernehmen. Erst zu Ostern 1785 war er im Stande, es anzutreten. Den durch Stockhausen's Tod unterbrochenen Religionsunterricht von zwei hessischen Pfarrerinnen setzte er bis zu deren Confirmation fort²⁾. Im J. 1786 folgte er dem Rufe zum zweiten Prediger der evangelisch-lutherischen Gemeinde nach Cassel. Auch für sein häusliches Leben war gesorgt. In einer sehr glücklichen, durch mehrere Kinder gesegneten Ehe lebte er seit dem J. 1786 mit einer Tochter seines Oheims, des Pfarrers Götz in Krichen. In Cassel fand er einen weiten Kreis für seine Thätigkeit. Mit seinem dortigen Predigtamt war die Direction des v. Frankensbergischen Waisens- und Armenhauses verbunden. Bald nach seiner Ankunft in Cassel war er zum ordentlichen Mitgliede der sächsl. hessischen Gesellschaft der Alterthümer ernannt worden.

Er starb als Doctor der Theologie und erster Prediger der evangelisch-lutherischen Gemeinde in seiner Vaterstadt Hanau am 13. Febr. 1813 im 63. Jahre. Durch Fleiß hatte er, bei einer sehr geregelten Lebensweise, sich schätzbare theologische Kenntnisse erworben. Auch in andern wissenschaftlichen Fächern war er bewandert. Durch genaue Eintheilung seiner Zeit hatte er seiner oft überhäufigen Amtsgeschäfte ungeachtet noch zu literarischen Arbeiten Zeit gewonnen. Er veröffentlichte mehrere ascetische Schriften, Predigten und Kanzelreden. So schrieb er unter andern Predigten über den christlichen Glauben (Cassel 1788. 8.), über die christliche Eiterniebere (ebenda. 1790. Zweite Auflage. Götting 1794. 8.), über die häusliche Erziehung der Kinder, aus den Werken teuflicher Kanzelredner gesammelt (Cassel 1791—1792. 2 Theile. Zweite Auflage. Leipzig 1796. 8. 2 Theile.). Mit einem seiner Freunde, Hr. Rehm, reformirten Prediger zu Jandelsheim in Niederhessen, gab er eine Sammlung von Gainspredigten heraus, von der eine neue und sehr vermehrte Auflage zu Leipzig 1794 erschien. Zu seinen bereits erwähnten Predigten über die christliche Eiterniebere fügte er später (1802) noch eine ähnliche Sammlung hinzu. In einzelnen Predigten gab er auch eine „Ausführliche Bezeichnung über den Eidschwur“ (Cassel 1798. 8.) heraus. Noch verdienen unter seinen homiletischen Arbeiten seine Passionspredigten besondere Erwäh-

1) Ihm widmete Götz ein biographisches Denkmal in der Schrift: Leben des verstorbenen Superintendenten Stockhausen. (Hanau 1781. 8.)

2) Siehe die von ihm herausgegebenen Gedenkschriften über die Prinzen Maria Friederike zu Hessen am 1. Juli 1784 (Hanau 1784. 8.) und der Prinzessin Karoline Marie am 13. Oct. 1787, mit den dabei gehaltenen Reden. (Cassel 1787. 8.)

nung. Sie erschienen zu Gassel 1795—1806 in 5 Bänden. Seiner Biographie des Superintendenten Etchhausen ist bereits gedacht worden. Das Andenken eines seiner Freunde ehrte Götz in dem von ihm verfaßten „Leben Heinrich Sander's, Professors zu Karlsruhe“ (Hanau 1782. 8. 2. Auflage. Dessau 1785. 8.). Auch eine Sammlung von Sander's flüchtigen Schriften gab Götz zu Leipzig 1784 in zwei Octavbänden heraus. Ein Bildniß von Götz befindet sich vor Beyer's allgemeinem Magazin für Prediger (1790) Bd. 3. St. 4. (Heinrich Döring.)

GÖTZ (Jacob Albrecht Roderich), geboren am 9. Juli 1805 zu Simmern in der Regierungsbefreiung Coblenz. Er besuchte die dortige Schule, verlor jedoch den größten Theil seiner Elementarbildung einem zweckmäßigen Privatunterrichte. In Berlin, wo er seine akademische Laufbahn eröffnete, studierte er hauptsächlich Philosophie und Mathematik. Für die letztgenannte Wissenschaft hatte sich sein früh erwachtes Interesse noch immer lebendig erhalten. Zu Ostern 1828 ward er als Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Jersb. angestellt. Seine ausgezeichneten Leistungen in der dortigen Lehranstalt, sein gründlicher Unterricht und die liebenswürdigen Eigenschaften, die er in seinem Privatleben zeigte, erwarben ihm dort allgemeine Achtung. Den an ihn ergangenen Ruf als Professor der Mathematik am Gymnasium zu Dessau anzunehmen, trug er Anfangs Bedenken. Er fürchtete sich der Aufgabe nicht gewachsen, eine Stelle anzutreten, welche der berühmte Mathematiker Weib bisher bekleidet hatte. Er löste diese schwierige Aufgabe zu allgemeiner Zufriedenheit. Einen Beweis des Vertrauens erhielt er dadurch, daß der Herzog von Dessau ihm die Prinzessin Agnes und den Erbprinzen Friedrich zum Unterrichtsgeb. Auch sandte ihm der genannte Fürst die zum anhaltischen Hausorden gehörende goldene Medaille. Gleiche Auszeichnungen verdankte er dem Könige von Preußen und dem Könige der Franzosen in Folge wissenschaftlicher Werke, die er jenen beiden Monarchen gewidmet hatte. Ohne seinem Lehrberufe im mindesten Eintrag zu thun, setzte Götz seine Studien und literarischen Arbeiten mit rastlosem Eifer fort. Sein oft leidender Zustand hätte ihm sagen müssen, wie sehr diese ununterbrochene Thätigkeit nachtheilig war. Sie war ihm so sehr Bedürfnis, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, sie aufzugeben, ungeachtet der frühen Abnund eines kurzen Lebens. Der Tod fand ihn mit der Feder in der Hand am 29. April 1848.

Götz war als Lehrer und Schriftsteller in gleicher Weise geschätzt. Aus dem Gebiete der Mathematik, als der Wissenschaft, die er von Jugend auf gepflegt, entfernte er sich als Autor höchst selten. Aber auch die damit verbundenen Nebenwege zog er in den Kreis seiner literarischen Arbeiten. Seine Laufbahn als Schriftsteller

eröffnete er mit dem Werke: „Die Arithmetik, Algebra und allgemeine Größenlehre“ (Jersb. 1829. 8.). Seine ebendort 1830 erschienene „Rechenkunst“ erlebte 1841 die dritte Auflage. Gleichzeitig (1841) gab er noch ein „Praktisches Rechenbuch“ heraus. Zu Berlin erschienen von ihm 1833 die „Analytische und ebene Trigonometrie und Polygonometrie.“ In drei Octavbänden erschienen von ihm in den Jahren 1837—1842 ein ausführliches „Lehrbuch der Physik“ und in gleicher Bandzahl 1842 ein „Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien.“ Eine seiner ausführlichsten Werke war eine „Sammlung von Lehrsätzen, Formeln und Aufgaben in der gewöhnlichen Rechenkunst, Mathematik und Physik.“ Wenige Jahre vor seinem Tode (1846) erschienen noch seine „Elemente der Physik auf mathematischem Grunde.“ Als ein scharfsinniger Kritiker zeigte er sich in seinen Beiträgen zu mehreren gelehrten Journalen. (Heinrich Döring.)

GÖTZ (Johann Christoph), geboren am 8. März 1688 zu Nürnberg, verdankte seine Elementarbildung dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Späterhin (1706) besuchte er noch das Gynnasium illustre zu Gensburg. In der Physik und Botanik, seinen Lieblingsstudien, war Lucas Richter, in dessen Hause er wohnte, sein vorzüglichster Lehrer. In Altdorf studierte er, nachdem er sich schon in Gensburg einige Kenntnisse in der Anatomie erworben hatte, mit großem Eifer Arznelkunde. Hofmann, Beier, Heister, Sonntag, Lang u. A. waren seine Hauptlehrer im Gebiete des medizinischen Wissens. Einflußreich für seine wissenschaftliche Bildung wie für die Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntnis war eine Reise, die er nach beendeten Studien durch das südliche und nördliche Teutschland unternahm. Bei seiner Heimkehr ward er zu Nürnberg in das Collegium physicum aufgenommen. Um diese Zeit (1713) verheiratete er sich mit Margarethe Katharina, einer Tochter des Professors Spitz in Altdorf. Am 3. 1719 ward er zum markgräflich bayreuthischen Leibarzt ernannt und 1726 zum Mitgliede der kaiserl. Akademie der Naturforscher. Verdient machte er sich als Stifter des zu Nürnberg 1736 begangenen *Commerci litterarii physico-technico-medici*. Bis zu seinem am 22. Nov. 1733 erfolgten Tode war er ein fleißiger Mitarbeiter an jenem gelehrten Werke. Aus dem Französischen übersezte Götz die „Kunst, sein eigener Medicus zu werden“ (Frankenhäusen 1721 2 Bde. 8.) und aus dem Lateinischen des von ihm sehr geschätzten Professors G. E. Stahl „Gedanken von Verbesserung der Medicin“ (Nürnberg 1720). In einem Vorberichte sprach er „Von der Wahrhaftigkeit und Gürtrefflichkeit der Alchimie.“ Er schrieb auch eine *Præfatio ad G. E. Stahl's fundamenta chymico-pharmaceutica generalia* (Helmstadt.) 1721, und eine *Historia chronologica scriptorum G. E. Stahl's ad ejus mentem disserentium* (Norimb. 1726.) Haupt-sächlich von den Fiebern handelten seine *Observationes historiae medico-practicae* (Norimb. 1726). Außer

3) Vergl. Beyer a. a. D. Stierle's Geschichte der gelehrten, 5. Bd. S. 22 fg. 13. Bd. S. 345 fg. 14. Bd. S. 329. 15. Bd. S. 329. 17. Bd. S. 378 fg. Hall's Journal: Nachrichten unter Hieronymus Kapelen. Jahrg. 1. 2. 3. S. 48 fg. Wenzel's Ge. Teutschland. 2. Bd. S. 608 fg. 9. Bd. S. 440. 11. Bd. S. 482. 13. Bd. S. 445. 17. Bd. S. 746 fg.

*) Siehe Schmidt's Medicinische Schriftstellerhistorie S. 115. Den Namen Helzrolog der Deutschen. Jahrg. XXVI. 1. Th. S. 336 fg.

seiner zu Nürnberg 1726 erschienenen Schrift: „Der aufrichtige Medicus“ sind noch seine zahlreichen Beiträge zu den Breslauischen Sammlungen der Natur- und Kunstgeschichte zu erwähnen. Dort befinden sich von ihm unter andern: *Observationes de partu gemellorum inaequalis perfectionis* p. 123 seq. *De spontanea sanguinis ventilatione* p. 137 seq. *Problemata de phosphoro* p. 189 seq. u. a. m. *). (Heinrich Döring.)

GÖTZ (Johann Nicolas), geboren am 9. Juli 1721 zu Worms, der Sohn des dortigen Predigers Philipp Peter Götz, dessen kleinen Vater, als er kaum zehn Jahre alt war. Dem Gymnasium zu Worms verdankte Götz seine Elementarbildung. Seine Geistesfähigkeiten unterstützte ein anhaltender Fleiß. Er hatte sich gründliche Sprachkenntnisse erworben, als er in seinem achtzehnten Jahre (1739) die Universität Halle bezog. Er widmete sich der Theologie und verband damit philosophische und philologische Studien. Dankbar erinnerte er sich noch in späteren Jahren der Verdienste, die sich Baumgarten, Michaelis, Meier, Knapp, Stiebrig u. a. Professoreu um seine wissenschaftliche Bildung erworben hatten. Aus dem ältlichen Hause konnte er nur auf eine geringe Unterstützung rechnen. Zu einer Erwerbsquelle diente ihm der Unterricht, den er dreiehalb Jahre in der Schule des halleischen Waisenhauses erhielt.

Seine früh erwachte Neigung zur Dichtkunst fand Nahrung in dem Umgang mit Uly und Gleim, die gleichzeitig mit ihm in Halle studirten. Mit Uly unternahm er eine Uebersetzung des *Anacreon*, die jedoch erst mehr Jahre später gedruckt ward *). Der engen Epheäre, in der sich sein poetisches Talent nicht sonderlich entwickeln konnte, wußte Götz entrisen, als Baumgarten, der in mehrfacher Hinsicht sich seiner väterlich angenommen hatte, ihn 1742 zu einer Hauslehrerstelle empfahl. Götz übernahm diese Stelle, mit der zugleich das Amt eines Hauspredigers verbunden war, zu Embden in dem Hause des preussischen Obersten und Commandanten, Freiherrn von Ralkeuth. Götz lebte dort in angenehmen Verhältnissen, die ihm wenig zu wünschen übrig ließen. Das rauhe Klima in Ostfriesland wirkte jedoch nachtheilig auf seine Gesundheit. Wiederholte Fieberanfälle nöthigten ihn, im J. 1743 seine Stelle aufzugeben. Im Herbst des genannten Jahres kehrte er wieder nach Preussland zurück, nachdem er zuvor die vorzüglichsten holländischen Städte besucht hatte. Nicht ohne Lebensgefahr, da bei Hartlingen das Schiff, auf dem er sich befand, strandete, er-

reichte er Amsterdam, und lebte dann im December über Utrecht, Düsseldorf, Köln, Coblenz und Mainz in seine Vaterstadt Worms zurück.

Im Frühjahr 1744 wies sich ihm eine Aussicht, seine sehr geschwächte Gesundheit durch den Aufenthalt in einem milden Klima zu stärken. Von der Witwe des schweidischen Generalgouverneurs, Grafen v. Strahlenheim, ward er auf diese Zeit als Hofmeister ihrer Enkel und als Schloßprediger nach Försbach in Lothringen gerufen. Seine Zöglinge fanden als Officiere bei dem Regimente ihres Vaters, des französischen Feldmarschalls Grafen von Sparre. Ob verweilt er mit ihnen längere Zeit zu Saarlouis, Metz und Straßburg. Durch den Aufenthalt in diesen Städten ward wahrscheinlich sein Interesse an der französischen Literatur, mit der er sich später vielfach beschäftigte, zuerst geweckt.

Seine Zöglinge hatte Götz um diese Zeit (1746) auf die Ritterakademie zu Lunenburg begleitet. Er ward dort dem Könige Stanislaus vorgestellt und machte Voltaire's persönliche Bekanntschaft. Im J. 1748 ward er Feldprediger bei dem Leibregimente der Königin. In Nancy und Toul, wo dies Regiment, das den Namen Royal-Allemand führte, abwechselnd in Garnison lag, mußte Götz predigen. Als sich im April 1748 dies Regiment zu einem Feldzuge nach den Niederlanden rüstete, folgte Götz den Truppen durch einen großen Theil von Frankreich nach Landern und Brabant. Wie er in späteren Jahren erzählte, war er selbst Zeuge gewesen von manchen Kriegsthaten jenes Regiments, das unter dem Commando des Grafen von Sacken und des Marschalls von Löwenthal stand. Nach dem Friedensschlusse im Spätherbste 1748 besuchte Götz in Gesellschaft mehrerer Officiere seines Regiments die vorzüglichsten Städte, Seehäfen und Grenzfestungen in den Niederlanden. Zu Saint-Avel, wo er im Winterquartiere lag, erkannte ihn der Herzog von Zweibrücken Christian IV., auf Empfehlung des Generals von Demheim, zum Pfarrer in Hornbach, einem unweit Zweibrücken gelegenen Städtchen. Dort verheiratete er sich 1752 mit der jungen Witwe des Oberconsistorialassessors Haunten, einer geborenen Gafar. In seiner Ehe erzeugte er außer zwei Töchtern einen Sohn, der 1803 als Buchhändler zu Mannheim starb. Im J. 1754 ward Götz als Oberpfarrer und Inspector nach Weissenheim versetzt und 1761 als Pfarrer nach Winterburg in der hintern Grafschaft Sponheim berufen. Als im J. 1776 diese Grafschaft zwischen Baden und Zweibrücken getheilt ward, erhielt Götz die Würde eines Superintendenten zu Winterburg. Eine oft wiederkehrende Aengstung sagte ihm, daß sein Lebensende nahe sei. Er täuschte ihn nicht. Am ersten Ofterfesttage 1781 ward er von einem Schlagflusse befallen, als er eben in die Kirche gehen wollte, um zu predigen. Acht Wochen hindurch mußte er das Bett hüten. Durch ärztliche Hilfe und sorgfältige Pflege ward er so weit wieder hergestellt, daß er einen leidlichen Sommer durchlebte. Im Herbst verschwand jedoch für ihn die Hoffnung, wieder völlig zu genesen. Zwei wiederholte Schlaganfälle raubten ihm die Sprache. Von einem vierten getroffen,

*) Vergl. Mill's *Nürnbergisches Gelehrtenlexikon* mit der Fortsetzung von Kottisch. *Baden's* *Verzeichn. verstorbenen hallerischer Schriftsteller*. 1. Bd. 1. Th. S. 203 fg.

1) Die *Oden Anacreon's* in reinen deutschen Versen, nebst einigen andern Gedichten. (Frankf. und Leipzig 1746. 8.) Vergl. (Weiss's) *Neuen Bücherkal. der schönen Wissenschaften*. 3. Bd. St. 5. S. 417 fg. Seine eigenen poetischen Versuche, die er dieser Ausgabe beigefügt hatte, ließ Götz in einer zweiten Edition weglassen. Er erschien 1760 in Karlsruhe unter dem Titel: *Die Gedichte Anacreon's und der Sappho Dike*, aus dem Griechischen übersezt und mit Anmerkungen begleitet. Diese Noten, in denen die Schönheiten des griechischen Dichters entwickelt werden, gehören Götz allein an.

starb er am 4. Nov. 1781 im 60. Jahre. Er ward zu Winterburg beerdigt an dem Fuße einer Linde, in deren Schatten er zu ruhen gewünscht hatte. Die Grabchrift, welche Götz sich selbst verfertigt hatte, ist zu charakteristisch, um übergangen zu werden. Sie befindet sich in seinen Vermischten Gedichten (Th. 3. S. 236) und lautet wie folgt:

Cassia war mir nicht ungetreu,
Nach trug ich gern die traurige Kreyer.
Doch Alce's Stern hat' ich zu früh gelogen;
Sie lehnte mich die frühliche Schallmei,
Kant' fühlte mich, nicht ohne Schelmerei,
Dion Gheria an meinen langen Ehren
Woll' eigner Hand. — An oder bin ich frei,
Und überzeugt, daß sie aus Blut geboren,
Halt' wie das Meer, wild wie die Wellen sei?).

Eine anziehende Schilderung seiner Persönlichkeit enthält ein Aufsatz von Knebel²⁾, der ihn auf der Rückkehr von einer Schweizerreise (1780) das Jahr vor seinem Tode in Winterburg besuchte. „Sein Aussehen“, schreibt Knebel, „zeigte mir einen festen, etwas unterleuten Mann, von mittlerer Größe, vollem Bau und seinen Gesichtszügen. Sein Anstand war simpel und äußerst bescheiden, doch so, daß man sah, daß er mit Menschen gelebt habe. Sein Inneres hieß er sehr verschlossen. Ich that ihm, mehr aus Verwirrung, als aus Absicht, mancherlei Fragen über ihn selbst, die er aber stets mit Bescheidenheit und wenigen Worten ablehnte. Ich bat ihn um die Erlaubnis, ein Paar Tage bei ihm wohnen zu dürfen. Willig und mit anscheinendem Vergnügen nahm er mein Ansuchen auf, und führte mich in sein Schlafzimmer, welches dem Wohnzimmer gegenüber lag, und ließ mir, auf mein Verlangen, Thee zubereiten. Hier, sagte er, in diesem Zimmer, hat erst vor ein Paar Wochen der Minister v. *** ganzer acht Tage gewohnt. Ich habe die Ehre, sagt' ich, den Herrn Minister zu kennen. Das ist ein feiner Kopf und ein Mann, der viel Kenntniß und Geschma' hat. Er wird sich recht gefreut haben, hier bei Ihnen zu wohnen und mit Ihnen über Ihre Sachen zu sprechen. — Davon war wol nicht die Rede, erwiebte Götz mit bescheidenem niedergeschlagenem Blicke. Er. Excellenz waren bis in Dienstschaften hier. — Also kannte er Ihre Arbeiten nicht einmal? fragt' ich. Er antwortete nicht. Ich ersuchte, zumal, da ich mich erinnerte, einmal an dortigem Hofe von diesem ausgezeichneten Manne gesprochen zu haben. — Noch an demselben Abende führte er mich in sein Götterchen, dessen er sich stündlich in seinen Gedichten gedenkt, und das mir, als sein liebes Walddörchele, immer vor Augen schwebte. Es war ein länglich vierseitiger Raum, an dem Fuße des Berges, schwermüth über funsig oder sechzig Schritte lang, mit Küchengewächsen und Obstdäumen wohl versehen,

ein Theil des Ganzen mit schönen Erlen an einem vorbestehenden Bache besetzt. Alles reizte mich hier, denn ich sah es durch das schöne Nebelum seiner Lieder und an der Seite des Dichters selbst. — Am andern Tage besuchten wir den Amtmann, der in dem Schlosse auf dem Berge wohnte und der uns auch eine freundliche Mittagsmahlzeit gab. Hier bemerkte ich, daß unser Herr Superintendent als Dichter eigentlich gar nicht bekannt war. Man sprach nur von ein Paar Hochzeitsgedichten von ihm und der Säng' der Pufen und Trauen saß ganz still und zurückgeogen bei Tische. — Ich hatte viel Mühe, ihn dazu zu bewegen, mich auf sein Studierzimmer zu führen. Endlich erlangt' ich es doch. Er zeigte mir seine Manuscripte, meist auf einzelne Blätter geschrieben und in sieben besondere Abtheilungen zusammengelegt, welche, wie er mir sagte, bei der Herausgabe ebenso viel Bände werden könnten. Uebersetzungen, die er von ganzem Dichtern gemacht hatte, waren darunter: vom Eschbium, von einem großen Theile der Oden des Pater Grev a. v. w. Er zeigte mir auch seinen kleinen, doch ausgefüllten Büchervorrath, worunter er viele, besonders irische Dichter, mit Noten und Anmerkungen bereichert hatte. Hier that er mir das Gefändniß: wenn sich irgend ein Freund finden sollte, von dem er hinlängliche Versicherung hätte, daß er seine Verse so und nicht anders, und zwar durchaus erst nach seinem Tode, herausgeben würde, so wolle er ihm diese Manuscripte für einen geringen Preis, den er mir bestimmte, überlassen. Gleiches versicherte er mich auch von seinem kleinen Büchervorrathe, dessen Werth er erkannte und von dem er sich nur den Gebrauch auf Lebenszeit vorbehielt. Ich bat ihn, das Zutrauen wegen dieser Angelegenheit mir zu schenken, was er auch that. Bei meiner Zurückkehr befiel ich ihn befriedigende Antwort hierüber ertheilen zu können. — Wegen einen dauernden Nachruhm schen er Nichts weniger als gleichgültig. Er beklagte unter andern, kein ähnliches Portrait von sich erhalten zu haben. Das Bild, das wir vor uns sehen, sei, wie er sagte, in seiner Jugend gemacht worden, und er zweifelte an der Ähnlichkeit, die auch wirklich schwer zu erkennen war³⁾. Ich bat ihn, mir einen Augenblick zu einer Skizze zu sitzen, und ob ich gleich kein sonderlicher Zeichner bin, so glaube ich doch den Umriss mit ziemlicher Richtigkeit gestroffen zu haben. Man erkennt den kräftigen Umfang und den feinen bedeutenden Gehalt der Gesichtsbildung. —

4) Dies stimmt mit dem überein, was Götz a. a. C. S. 64 berichtet: „Als Dichter blieb Götz in seiner Jugend, außer wenigen Vertrauten“, so annehmlich, daß, wie seines Sohnes Worte ergäbe, selbst Frau und Kinder es erst in seiner letzten Krankheit erlitten. Gleichwol, so oft sein Name es veranlaßte, war er im Stadthausen, im Garten, auf Spaziergängen behändig mit den Anken beschäftigt. Auf einem solchen Streifzuge, da er in dessen Hütten sich verlor, hatte ihn in einem bruchvollen Bergesalle die Nacht überfallen. Nach langem Umherirren bemerkte er den Glanz eines Feuers und fand ein Zigeunertag, wovon zwei Männer ihn um Mitternacht seiner bestimmten Familie zurückbrachten.“ 5) Vor dem ersten Bande seiner „Vermischten Gedichte“ (Mannheim 1785.) befindet sich dieses Bildniß, copirt nach einem andern vor dem 16. Bande der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“.

2) Ein Gedicht auf seinen Tod von Gleim befindet sich in dem von Gleim herausgegebenen Almanach auf das J. 1786 S. 140. 3) Ansehen an einen Besuch bei dem ehemaligen würdigen Superintendanten J. R. Götz zu Winterburg in der hinteren Geschäftsstube im Herder'schen Wohnhause. 1803. Bd. 5. St. 2. Wieder abgedruckt nach dieser Aufsatz in der von J. G. Götz herausgegebenen Schrift: Ueber Götz und Kamler. Kritische Briefe. (Mannheim 1805.) S. 7 ff.

Am Morgen, als ich Abschied von ihm nahm, schien er mit tief in sich gerührt. Er wollte eben gehen zu predigen. Wir gingen noch vor dem Hause, auf der Straße. Er sagte mir mit Bestimmtheit: er lebe sein Jahr mehr. Betroffen, wie ich hierüber war, stellte ich ihm seinen dem Anschein nach vollkommen Gesunheitszustand und seinen barockhaften Körperbau vor. Er blieb jedoch dabei und die Folge hat es nur gar zu richtig erwiesen, wie wahr er prophezeite. — Noch deutete er auf Manches, das mir zum Theil unverständlich war, das aber auf eine große Veränderung seiner Denkungsart über verschiedene der wichtigsten Punkte seines Lebens hinstellte. Wie auf eine finstere Nacht hin sah er auf sein Geschick und hielt seine Gedanken wie in einen eisernen Thurm verschlossen."

Den eben mitgetheilten Aussatz über Götz schließt Knebel mit einer gerechten Anerkennung seines poetischen Talents. Er rühmt „die bewundernde Annahme seiner Lieder, den feinen und immer fruchtbaren Witz, den scharfen Geist, die oft veränderten und immer jetzigen Gestalten und Wendungen. Wenden," sagt er, „schwärmen um sein Grab; seine Gedichte sind ein reicher Dienstkorb voll süßen Honigs, wo jede schöne Seele und Alles, was anmutig ist, hingufliehet." Mit gleicher Vergeltung äußert sich Herder über Götz in den Worten: „Sie sollte von dem deutschen Publikum der Dichter vergessen werden, der aus seiner Winterburg wie eine Nachtigall hinter dichten Zweigen sang, in seiner Sprache die jetzigen Kränze hoch und sich in Reimen und ohne Reim und in jedem angenehmen Seydenmaße versuchte." Einer besonders merkwürdigen Anerkennung seines poetischen Talents muß hier noch gedacht werden. Selbst Friedrich der Große, dessen Ohr, an den französischen Reim gewöhnt, dem deutschen Hexameter und ähnlichen Verkanten seinen Geschmack abgewöhnen konnte, sollte dem Anonymus, wie sich Götz in seinen Gedichten zu unterzeichnen pflegte, ein feines Lob über die von ihm in Distichen geschriebene Dichtung „Die Mädcheninsel," welche Knebel während seines Aufenthalts in Potsdam in den sechziger Jahren aus Schmid's Anthologie der Deutschen besonders hatte abdrucken lassen).

Wieder günstig lautet die Stimme der neuern Kritik über Götz und sein poetisches Talent, das nicht allgemein anerkannt und nicht immer nach Verdienst gewürdigt worden. Rinder unbedungen und parteilos als Bou-

terweil *) beurtheilt ihn Gervinus). Zu den gefälligen, anmutigen und correcten Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts darf er unbedingt gerechnet werden. Er widmete sich vorzugsweise der irischen Gattung der Poesie, deren Verdienst auf der Darstellung sanfter angenehmer Empfindungen und auf der Feinheit des Gefühls in leichten Spielen der Phantasie und des Witzes beruht. Götz war in seiner Jugend durch die Anstrengungen, an deren Spitze sein Freund Gleim stand, auf den Weg geführt worden, den er weiter verfolgte, als er die französischen Dichter und unter ihnen besonders Gesset kennen lernte, von dem er auch das Gedicht Vert-vort nachahmte). Die Feinheit der französischen Spiele des Witzes in teutschen Versen zu erreichen, war seitdem sein unablässiges Bestreben. Auch die heitere Grazie und jene Art von eleganter Lebensphilosophie, welche die vorzüglichsten Lieder und kleinern Gedichte der französischen Literatur charakterisirt, findet man bei Götz wieder. Gervinus (a. a. O.) vermist an mehreren seinen Gedichten, selbst an der früher erwähnten „Mädcheninsel," die Rundung und Glätte der französischen Lyriker, die Götz bei seinem längern Aufenthalte in Lotbaringen und im Elßaß schäzen und nachahmen gelernt habe. Auf einer ebenso individuellen und subjectiven Ansicht beruht die von diesem Literaturhistoriker ausgesprochene Behauptung, daß Götz, „wo er sich aus seinen erotischen Gegenständen in das weitere, was er Balladen, Zeylen u. s. w. nennt, überall schlagend habe." Diese angeblichen Irrwege betrat Götz übrigens selten, da er sich in seinen poetischen Ergänzungen, denen er bald eine lyrische, bald eine epigrammatische Form gab, nicht leicht über die Grenzen seines Talents hinauswagte.

Der bei weitem größere Theil seiner Gedichte durfte, so lange Götz lebte, seinen Namen nicht tragen, da er als christlicher Pfarrer seinen Gemeinden dadurch ein Vergeruiss zu geben fürchtete. Er sandte sie zur Durchsicht und kritischen Uebersarbeitung nach Berlin an Kamler, der sie dann, nach seiner Art verändert, theils in die von ihm herausgegebene Einleitung in die schönen Wissenschaften nach Baur, theils in die Lieder der Deutschen und andere Sammlungen, zuletzt in seine lyrische Blumenlese aufnahm). Zu willkürlichen Veränderungen in seinen Gedichten gab Götz seinem kritischen Freunde nicht nur Erlaubnis, er forderte ihn selbst dazu auf. „Wenn Sie glauben," schrieb er an Kamler, „daß ein Wort mit einem bessern vertauscht werden kann, so dürfen Sie solche Verwechselung herbst vornehmen. Ich sehe mich außer Stande," heißt es in einem spätern

6) In der Akrasie. 1803. 5. Bd. St. 2. 7) In seiner *Littérature allemande*, wo Friedrich II. bekanntlich manches willkürliche und unbillige Urtheil über die leutsche Literatur und namentlich über die untrüglichen Dichter sich erlaubt, fügt er hinzu: „J'ajouterai à ces Mousieux que je viens de nommer un Anonyme, dont j'ai vu les vers non-rimés; leur cadence et leur harmonie résultent d'un mélange de dactyles et de spondee; ils étaient remplis de sens, et mon oreille a été flattée agréablement par des sons sonores, dont je n'aurais pas cru notre langage susceptible. J'en remarque, que ce genre de versification est peut-être celui qui est le plus convenable à notre Idiome, et qu'il est de plus préférable à la rime."

8) Siehe dessen *Gedichte der Poesie und Vereinsamkeit*. 11. Bd. S. 269 fg. 9) Siehe dessen *Gedichte der poetischen Rationalität* der Deutschen. 4. Th. S. 201. 204. 10) Unter dem Titel: *Papier*. (Karlsruhe 1752. 8.) Vergl. über G. Schmid's Anweisung zur Kenntniß der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst S. 138. In Prose überliegte Götz den „Tempel zu Mainz" von Montequieu. (Karlsruhe 1748. Zweite Aufl. ebend. 1759. 8.) 11) In dieser Blumenlese des Jahres 180 Gedichte von Götz, welcher Jodens in J. Erfford deutscher Dichter und Prosisten. 2. Bd. S. 196 fg. nachsetzt macht.

Briefe, „auf die Verbesserungen der hier folgenden Gedichte einige Zeit zu verwenden, und bitte Sie recht sehr, dies für mich zu thun.“ — Sie sind jünger als ich; das Verhältniß wird Ihnen weniger Mühe kosten als mir. Ich bin im Voraus überzeugt, daß Sie Alles recht gut machen werden und ersuche Sie sehr, erwiesen Sie mir diesen Gefallen, wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich ist.“ Im September 1763, nicht lange nachher, als er Konfessionalschaffner in Wintzburg geworden war, wandte sich Götz an Ramler mit der Bitte, ein Bändchen seiner Gedichte zum Druck zu befördern. „Ich muß aber,“ schrieb er, „meiner Bedienung und meines lässlichen Glücks wegen, verborgen bleiben.“ — Mein Wunsch ist, daß Sie aus der Sammlung, die ich Ihnen senden werde, die besten Gedichte auslesen und nach Gefallen verändern. — Ich wohne in einem Lande, wo die schönen Wissenschaften verachtet sind, wo auf sechshebzig Stunden Weges weit weiter ein Buchladen, eine gute Bibliothek ist und worin es mir ganz und gar an einem kritischen Freunde fehlt.“ Im Januar 1764 empfing Ramler von Götz einen Brief, in welchem er ihm seinen Wunsch noch dringender ans Herz legte. „Ich hoffe,“ schrieb er, „die Aufmerksamkeit Ihrer Bemerkungen gegen mich aus der Strenge Ihrer Auswahl meiner Gedichte zu erkennen und ich ersuche Sie, darin beharrend zu verfahren.“ Auch Gleich habe, wie er hinzufügte, ihn vor Kurzem zum Druck der Gedichte ermuntert und selbst einige Verbesserungen gemacht. Nach langem Schwelgen fragte Götz in einem im October 1765 geschriebenen Briefe ängstlich: ob der Druck der Gedichte noch gehemmt werden könnte? Durch das Ablehnen eines wichtigen, aber beschwerlichen Amtes habe er einen Gönner beleidigt und müste nun, seiner Wohlfahrt wegen, noch behufsamen sein. Er wünsche daher, daß seine Gedichte für jetzt entweder sämmtlich, mit strengster Geheimhaltung des Verfassers, in ein Journal eingerückt, oder nur „die flüchtigsten und untadelhaftesten, welche die Tugend und die guten Sitten in gar Nichts beleidigten,“ unter dem Titel: „Blüthen des Parnasses“ gedruckt würden. Die verarbeitete Ausgabe unterließ. Indessen war des Dichters Freude über das von Ramler in den Eiern der Deutschen ihm gespendete Lob und über Festung's Zufriedenheit mächtig genug, die Hürdt vor den Amtebrüdern und dem beleidigten Gönner zu überwinden; doch erst nach langer Verathung

mit sich selbst. Ramler, meinte Götz, sollte die Gedichte in verschiedene Sammlungen eintheilen. „Je mehr ich die Sache überlege,“ schrieb er, „je mehr Gefahr schreint mir bei einer separaten Ausgabe der Blüthen unermesslich.“ Mit gleicher Beforgnis schrieb er im Juli 1765: „Ich willige in die Herausgabe der Blüthen, bitte aber nochmals, sie von zu schlechten Stücken und von Allem, was zu frei ist, zu reinigen, daß das Buch auch dem tugendhaftesten Frauenszimmer in die Hände gegeben werden kann.“ In einem im August 1765 geschriebenen Briefe meldete Götz: „Nach vieler und reifer Ueberlegung habe ich nunmehr beschlossen, meine Liebesgedichte, zu denen noch künftig neue hinzukommen werden, in einem Bändchen separatim herauszugeben, und sie Rosen und Myrthen zu betiteln, worauf denn fogleich ein anderes Bändchen theils moralischer, theils scherzhafter und satirischer Gedichte unter dem Titel: „Blüthen des Parnasses“ folgen wird. Ein Verzeichniß der ersten Sammlung lege ich bei.“ Aber schon im October 1766 empfing Ramler von ihm einen Brief, in welchem Götz ihn beschwor, „bei seiner und der Seinigen Verschämtheit die Ausgabe zurückzuhalten und ihm seine erschlauichte Dunkelhaftigkeit zu vergehen.“ Sein langes Schwelgen nach zwei von Ramler empfangenen Briefen entschuldigte Götz im December 1769 mit einer quälenden Unentschlossenheit, ob er von seinem letzten Entschlusse abgehen sollte. Wenn indessen, meinte er, Ramler in einem Vorberichte anzeigen wolle: die Gedichte wären schon vor zwanzig bis dreißig Jahren von mehreren, vielleicht schon verstorbenen Verfassern, und zur Hälfte nach ausländischen Vorbildern, gemacht worden, so überlässe er es seiner Klugheit und Verantwortung. Bei einem durchaus sitzamen Gedichte dürste man den errathenen Verfasser nicht ablegen; die verlickten und schalbfastigen müßte bald ein Herr Noos, bald ein Herr v. Burmeister fertigstellen haben. Zugleich sandte er neue Gedichte und sein Bildniß. Auch versprach er seine Lebensbeschreibung, woron nach seinem Tode Ramler Gebrauch machen könnte. Im März 1771 sandte Götz einige Anmerkungen zum Vauveur, mit dessen Uebersetzung sich Ramler damals beschäftigte, und zu den Deden des Horaz. „Mein Entschluß,“ schrieb er, „bleibt unverändert, daß Sie von meinen Gedichten herausgeben, was Ihnen beliebt, das Schlechte aber unterdrücken. Ich füge wieder einige Stücke bei und überlasse sie Ihrer Willfür, damit zu machen, was Ihnen gut dünkt.“ Im Juni 1771 schrieb Götz: „Es ist nicht nöthig, daß Sie mir die 35 Gedichte noch einmal hiether schicken. Ihre Veränderungen sind immer berechtigt, mir zu gefallen. Darum bitte ich nur, daß Sie mir solche präcisiren mögen.“ In eben diesem Briefe schildert er einen kleinen Ausflug. „Im Mai,“ schrieb er, „habe ich eine Lustreise in meine Vaterstadt Worms, nach Mannheim und Heidelberg gethan. Ich habe die vornehmsten Gelehrten, sonderlich die hursächlichen Akademiker, besucht, auch einer öffentlichen Versammlung der Akademie beigewohnt, bei welcher der Huchfürst selbst gegenwärtig war, und habe erkannt, daß es mit den schönen und ernsthaften Wissenschaften in diesen Gegenden noch nicht fort will.“ Im September

12) „Mir ist,“ schreibt Götz, dem die Durchsicht der von Götz hinterlassenen Manuscripte vergnügt war, „mein Dichter bekannt, der so mühsam und dabei so unglücklich arbeitete, als unser Götz. Einzelne Verse und Strophen fanden sich mit zwanzig und mehrten Veränderungen, nicht selten aus Schicklichkeit. Selbst die Nachschreibungen ausländischer Gedichte bekamen gewöhnlich über zehn verschiedene Umschriften, mit Anmerkungen versehen, deren Beartung der allervollkommensten noch zu bedachtigen sein mochte. Aber diese darmächtige, man sollte glauben geistliche, Arbeit, mit welcher Begehrlichkeit hatte Götz sie betrieben! Das sah man an dem schönen Papier, der zerlittenen Hand, der grünen und rothen Umschlag des Titels und des Heftes, dem flüchtigen Unterscheiden mit Grün und Roth, wo sehr wichtige Varianten wol mit acht abwechselnden Strichen daherschnitten se.“ Siehe die bereits erwähnte Schrift: „Ueber Götz und Ramler.“ (Mannheim 1808.) S. 29, 31 fg.

1771 schrieb Götz: „Von meinen Gedichten, die Sie in Händen haben, wünsche ich: 1) daß Sie ausfinden, was überhaupt gut ist, oder mit dessen völliger Ausbesserung Sie ohne mich zurecht zu kommen hoffen; 2) daß Sie solche Stücke, die Sie für ganz verwerflich halten, mir simplement remittiren, welches Urtheil ich allemal unterschreiben werde; 3) daß Sie bei solchen, deren Verbesserung Ihnen allzu beschwerlich ist, mir Ihre Gedanken am Rande mittheilen, damit ich sie Ihnen in verbesserten Abschriften zurücksende.“ Nach einer Krankheit, von der er sich nur langsam erholte, schrieb Götz im Januar 1776: „Wissen Sie, bester Freund, daß ich mit Ihren Aenderungen in meinen Gedichten wohl zufrieden bin und mich deshalb Ihnen ewig verbunden erkenne. Sie haben Alles gut gemacht. Ihre Lobprüche des Angenannanten im Vater und in der lyrischen Blumenlese sind die höchste Belohnung, die ich für die viele an meine Gedichte gewendete Mühe nur immer hätte erwarten können. Wegen Oßera, wenn ich noch lebe, sollen Sie einen ausführlicheren Brief bekommen.“ — Wiederholte Krankheitsfälle unterbrachen längere Zeit seine Correspondenz mit Ramler. Eine trübe Stimmung herrscht in einem Briefe, den Götz im Herbst 1777 an den Professor Ehr. H. Schmid, den Herausgeber der Anthologie der Deutschen, schrieb. Seine für dieß Journal gesendeten Beiträge begleitete er mit den Worten: „Ich habe meine Papiere zum letztenmal durchgesehen. Hier ist Alles, was Ihnen etwa noch geschickt werden konnte. Alter, Kränklichkeit und neue vom Landesherren mir aufgelegte Bürden erlauben mir schließlichs nicht mehr, Ihnen etwas zu schicken. Ich bin zum Dichten zu kalt, und vielleicht schon lange. Ich bitte Sie, keinen Buchstaben unter diese Gedichte zu setzen, der mich entdecken und mir schaden könnte.“ Seinen letzten Brief an Ramler schrieb Götz im Februar 1779. „Ich habe“, heißt es darin, „den zweiten Theil der lyrischen Blumenlese empfangen, ein Geschenk, das mir unschätzbar ist, weil ich aus dem beigefügten Briefe ersehe, daß Sie mich noch lieben und daß ich noch in gutem Andenken bei Ihnen bin. Ich danke Ihnen hiermit tausendmal, daß Sie sich meiner verlassenen Kinder so ernstlich angenommen, und sie so fein, so stillsam und wohl ertragen haben, daß sie sich ohne Furcht vor der Welt produciren dürfen. Ich empfehle Ihnen nun noch die übrigen Geschwister, deren ich mich gar nicht mehr annehmen kann, seitdem die Last des Alters und eines neuen Amtes mich schwer drückt. Machen Sie mit ihnen, was Ihnen beliebt.“

Daß Götz die Herausgabe seines poetischen Nachlasses¹³⁾, wie in der Vorrede ausdrücklich bemerkt wird,

Ramler's Händen überließ, dürfte, nach den mitgetheilten Auszügen aus seinem Briefwechsel kaum befremden, wenn er nicht, wie Knebel berichtet¹⁴⁾, über Ramler's Veränderungen sich mit tiefem Unmuthe geäußert und selbst den Wunsch ausgesprochen hätte, daß seine Gedichte nach seinem Tode unverändert gedruckt werden möchten. Knebel hatte sich erboten, dafür zu sorgen. Er empfing jedoch bald nach seiner Heimkehr von dem Schwiegerohne des Dichters einen Brief, der ihm meldete, daß Götz, vom Schlage befallen, außer Stande sei, zu schreiben, ihn jedoch eruchen lasse, von seinem ihm ehemals gegebenen Versprechen abzustehen, indem er die Herausgabe seiner Werke seinem Sohne (dem Assessor der Schwann'schen Buchhandlung in Mannheim, Gottlieb Christian Götz) übertragen habe. „Ich that logisch“, schreibt Knebel¹⁵⁾, „auf alles Geschehene Vergicht, das nie eine kaufmännische Speculation zum Grunde hatte. Daß Götz, so unzufrieden er auch mit Ramler's Verbesserungen seiner Gedichte war, sie ihm dennoch zur Herausgabe überließ, zeugt, wie mich dünkt, von einer gänzlichen Gleichgültigkeit gegen die meisten Dinge in den letzten Jahren seines Lebens und so auch gegen seine Gedichte. Er bezeugte mir diese selbst noch kurz zuvor in einem Briefe, mit welchem er mir eine kleine Anzahl bis jetzt noch ungedruckter Gedichte zuschickte. Er bat mich, solche Niemand zu zeigen, als etwa Herber: qui meas aliquid putat esse magis, fügte er hinzu. Vielleicht fürchtete er auch, bei der kumpfen Gleichgültigkeit seines Vaterlandes, daß seine Werke gar nicht zum Vorschein kommen könnten, und doch war er, wie ich bereits erwähnt, Nichts weniger als gleichgültig gegen dauernden Nachruhm. Die häufigen Ermahnungen, die ich seitdem theils selbst, theils durch angesehenere Personen habe ergehen lassen, und die eigene und vollständige Ausgabe seiner Gedichte gegeben, sind fruchtlos geblieben.“

Was Ramler von dem ihm überlieferten Nachlasse des Dichters nicht für werth gefunden, öffentlich mitzutheilen, ist nicht bekannt. Manches vorzügliche Gedicht aus den ihm anvertrauten Manuscripten mag er dem Publikum vorenthalten haben. Daß er durch seine scharfe Feile und die grammatisirische Bestimmtheit, die er den jarten und anmutigen Leibern des Dichters auftrug, ihnen einen wesentlichen Schaden gethan, läßt sich kaum leugnen¹⁶⁾. Davon überzeugt man sich, wenn man das von seiner Feile unberührte Gedicht: „Die Mädcheninsel“ in Schmid's Anthologie der Deutschen¹⁷⁾ mit dem Drucke in der Ramler'schen Ausgabe von Götz's Gedichten vergleicht. Wer mehr seiner Poesien kennen lernen will, die nicht durch die Hände jenes scharfen

13) Dieser Nachlaß erschien unter dem Titel: Vermischte Gedichte von Johann Nicolas Götz, herausgegeben von Carl Wilhelm Ramler. (Mannheim 1785. 8.) Dem kurzen Vorberichte folgt eine biographische Skizze unter der Ueberschrift: „Joh. Nic. Götz's Leben, wie er es selbst in der Kürze angezeichnet hat.“ Vergl. Allgemeine deutsche Bibliothek. 66. Bd. St. 1. S. 12. Gotthaltische gel. Zeitung. 1785. St. 49. S. 395 fg. Allgem. Literaturzeitung. 1785. 3. Bd. Nr. 191. S. 173 fg. Neue Bibliothek

der schönen Wissenschaften. 32. Bd. St. 1. S. 54 fg. — Einige Gedichte von Götz, die in der oben erwähnten Sammlung fehlen, findet man in der mehrfach erwähnten Schrift von Götz: Götz und Ramler (Mannheim 1809.) und im Vorgebilde für gebildete Stände. 1809. Nr. 35. S. 137. Nr. 43. S. 171. Nr. 52. S. 205. — Vergl. Neue Berliner Monatschrift. Juni 1809. S. 321 fg.

14) In Herber's Abhandl. 1803. 5. Bd. St. 2. 15) a. a. C. 16) Vergl. Knebel a. a. C. 17) 3. Bd. S. 297 fg.

Kritikers gegangen sind, muß den bereits früher erwähnten Anfang des von Götz mit U. gemeinlichschafflich übersehten Analecon's¹⁸⁾ zur Hand nehmen, aus welchem mehrere Gedichte wieder unverändert in Schmid's Anthologie der Deutschen¹⁹⁾ abgedruckt worden sind. Auch die von Götz herausgegebenen „Gedichte eines Wurmser's“²⁰⁾ und die, welche er an Schmid für die ersten sechs Abtheilungen des Taschenbuchs für Dichter und Dichterfreunde einsandte, sind von Kamler's Seite unverändert geblieben. Eine große Zahl ward von ihm in seine literarische Blumenlese und in die Fortsetzung derselben (Fabeln und Erzählungen von verschiedenen Dichtern) aufgenommen. Mit Kamler's Verbesserungen findet man auch eine Auswahl der von Götz verfaßten Gedichte in Matthiäson's Vorleser Anthologie. 3. Th. S. 3 fg. und in der von R. F. Jördens herausgegebenen Blumenlese deutscher Einlegegedichte S. 175 fg.²¹⁾

(Heinrich Döring.)

GÖTZ (Joseph), deutscher Schulmann, im J. 1566 zu Jägerndorf in Schlefien geboren, widmete sich der Philologie und ward nach der Beendigung seiner Studien im J. 1592 Conrector an der Schule von Altbrandenburg. Im J. 1597 ward er Rector zu Stendal und kam in derselben Eigenschaft im J. 1605 nach Berlin und im J. 1610 an das Gymnasium zu Magdeburg, wo er im J. 1621 starb. Sein poetisches Talent erwarb ihm großen Beifall und die Ehre, zum kaiserlichen Dichter gekrönt zu werden. Seine „Geistliche Comödie vom Gellath“ (Magdeburg 1616. 8.) enthält einige gerühmt ausgelegte und gut durchgeführte Scenen und verdient mehr Berücksichtigung, als sie bis jetzt bei den Geschichtschreibern der deutschen Nationalliteratur gefunden hat. Seine übrigen Schriften (Oratio graeco-latina de angelis. Brandenburg. 1596. 4. Oratio de norma et forma disciplinae in scholis recte feliciterque instituendae. Magdeb. 1610. 4. und Renovatio Gymnasii Magdeburgensis. Magdeb. 1619. 4.) haben jetzt mit Ausnahme der letzteren, welche einigen localen Werth beibehält, ihre Bedeutung verloren²²⁾. (Ph. H. Kuhl.)

18) Anstalt und Leipzig 1746. 8. 19) 2. Bd. S. 197 fg. 3. Bd. S. 3 fg. 20) Die erschienen 1750 anonym und ohne Angabe des Druckorts. 21) Vergl. Götz's Leben, wie er es selbst in der Kürze aufgeführt hat, vor dem ersten Bande seiner Vermischten Gedichte. R. v. Knebel's Andenken an einen Besuch bei dem ehemaligen würdigen Universitätsrathen J. N. Götz zu Wilmersburg (in Herder's Kritisches. 1803. 5. Bd. S. 2). Ueber Götz und Kamler. Kritische Briefe von J. F. Wos (Wannheim 1809.) Ghr. F. Schmid's Dichtermetologie. 2. Bd. S. 799 fg. Deßsen's Anzüge in dem Leben von J. N. Götz (im Journal von und für Deutschland 1792. St. 8. S. 654). Vetterlein's Handbuch der vorzüglichsten Literatur der Deutschen S. 152 fg. Baur's interessante Lebensgeschichte. 5. Th. S. 528 fg. Jördens's Verfall deutscher Dichter und Prosaischen. 2. Bd. S. 199 fg. G. W. S. 228 fg. Wieland's Deutsche Meister. August 1785. S. 127 fg. „Vermischte“ Gedichte des Verfaßers und Übersetzer. 11. Bd. S. 269 fg. R. Horu's Poetie und Verberkamen der Deutschen. 3. Bd. S. 181 fg. Gervinus, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 4. Th. S. 201. 204. Meusel's Verfall der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 286 fg.

22) Joh. Ghr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Kocher's Gelehrtenlexicon. 2. Bd. S. 1512.

GÖTZ (Karl), deutscher Dichter, am 16. Febr. 1795 zu Bismarck bei Bensheim geboren, verlor sehr früh seinen Vater, einen Schneidermeister, und mußte, nachdem er den nöthigen Schulunterricht erhalten hatte, das Handwerk desselben ergriffen, obgleich er nur geringe Lust dazu verspürte. Später gab er auch dasselbe auf und wanderte zu seinem Bruder, welcher in die Brüdergemeinde getreten war und sich zu Oberodorf im Voigtlande niedergelassen hatte. Hier ließ er sich im J. 1811 ebenfalls in die Brüdergemeinde aufnehmen und suchte sich in den Unterrichtsanstalten derselben und durch die Lectüre der deutschen Klassiker und der griechischen und römischen Schriftsteller in deutschen Uebersetzungen weiter auszubilden. Im J. 1815 übernahm er die Leitung eines Handelsgeschäftes zu Onadenstein in Obersachsen, welches das Brüderhaus dieses Ortes gegründet hatte. Da er durch die mit diesem Geschäft verbundenen Reisen und durch den Umgang mit vielen gebildeten Leuten auch andere religiöse Ansichten kennen lernte, so wurde er alsbald der Brüdergemeinde abhold und trat im J. 1824 förmlich aus derselben aus, um nach Amerika zu gehen, wo sein Bruder seit dem Jahre 1818 auf den dänisch-westindischen Inseln als Missionair und Lehrer der Regier mit großem Eifer wirkte. Da aber zu Hamburg seine Pässe nicht genügend gefunden wurden, so mußte er nach seiner Heimat reisen, um sich die nöthigen Papiere zu verschaffen; als er jedoch hier hörte, daß sein Bruder im J. 1827 auf St. Thomas gestorben war, gab er seinen Voratz auf und übernahm das Rechnungswesen der Kirche zu Bensheim an der Bergstraße. Später wurde er Rechner der benachbarten Gemeinde Hahn und zuletzt hielt er sich ohne Amt in seiner Vaterstadt auf, wo er im J. 1836 starb. Seine „Gedichte“ (Darmstadt 1820. 8.), welche vorher einzeln in Zeitschriften erschienen, verrathen ein nicht gewöhnliches poetisches Talent und wurden mit Beifall aufgenommen²³⁾. (Ph. H. Kuhl.)

GÖTZ oder GÖZ (Zacharias), deutscher Schulmann und Numismatiker, im J. 1662 zu Mühlhausen geboren, widmete sich nach der Beendigung seiner Vorbereitungsstudien von dem Jahre 1680 an auf den Universitäten zu Jena und Leipzig der Philologie und wurde, nachdem er zu Leipzig im J. 1685 die Magisterwürde erlangt hatte, schon nach einigen Monaten Conrector an der Schule zu Leipzig. Im J. 1690 wurde er als Rector nach Lipstadt berufen; später (1697) kam er in derselben Eigenschaft nach Denaburg und zuletzt (1705) nach Braunschweig, wo er um das Jahr 1718 starb. Er hinterließ eine werthvolle Sammlung von Münzen und anderen Werthurtheilen, welche er mit großer Beharrlichkeit und nicht geringem Geldeaufwande angelegt hatte und deren einzelne Stücke ihm Stoff zu einer Reihe von jetzt noch werthvollen Geldgeschichtsschriften lieferten, deren erste zehn (Dissertationum de numis Decas I. Osanaburg. 1701. 4.) mit so großem Beifalle aufgenommen wurden, daß sie bald in einer neuen, mit einer zweiten

23) H. E. Scriba, Verfall der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen. 1. Bd. S. 120 fg.

Decade vermehrten Auflage (De numis dissertationes XX, c. 6gg. Wittebergae 1716. 8.) erschienen, welche später noch einmal mit verändertem Titel (Amoenitates numismaticae. Witteb. 1754. 8.) ausgegeben wurde. Sie enthalten Abhandlungen über eine sehr alte thassische Silbermünze, über Silbermünzen der römischen Familien Pontia, Sulpicia, Titia und Tituria, über eine falsche Medaille des Julius Cäsar und über verschiedene merkwürdige Münzen der römischen Kaiser bis auf Antoninus Pius, woran der Verfasser viele Bemerkungen über geschichtliche und antiquarische Gegenstände knüpft. An diese Abhandlungen schließen sich die Epistolae celeberrimorum virorum de re numismatica ad M. Zachariam Goezium. Accessit appendix loco Musaeum Goezianum (Wittebergae 1716. 8.). Die Briefe enthalten Erörterungen über die von Götz in seinen numismatischen Abhandlungen aufgestellten Behauptungen und das Museum gibt nicht nur ein Verzeichniß der im Besitze des Verfassers befindlichen Münzen, sondern auch eine Beschreibung vieler andern von ihm gesammelten Merkwürdigkeiten, unter welchen besonders das kostbare Schwert des wehrhäßlichen Grafen Sebastian Hernandes, womit dieser im schmalhaldischen Kriege an der Seite des Kurfürsten Johann Friedrich steht, einige japanische Phallus und die Haut, worin der Schuhmacher und Dichter Hans Sachs im Mutterleibe lag ¹⁾, zu nennen

sein dürfen. Ferner sind in die Beschreibung des Museums zwei beachtungswerthe Abhandlungen über den Roman und über den Ursprung teutscher Schimpfwörter (Ged. Hundsfott u. f. w.) eingeflochten. Die andern philologischen und theologischen Schriften des übrigen theils gründlich und gewissenhaft arbeitenden Götz (Elementa philosophica. Osnabrug. 1699. 8. Schediasma, quo praecepue ea, quae ad virum solide doctum spectant, traduntur. Osnabr. 1703. 4. Excerptorum seu locorum communium specimen I—V. Osnabr. 1709. 4. Disputatio de hierarchia Angelorum. Lemgo 1687. 4. Anmerkungen über Gouffr. Arnolds Kirchen- und Regier.-Historie. Osnabrück 1701. 12. und Programma ad Augustum Ducem Brunsvic. et Luneb. Wittebergae 1717. 4., worin man drei Briefe des berühmten Jesuiten Athan. Kircher findet) sind jetzt vergriffen). (Ph. H. Kütz.)

Zwey Menath ein und achtzig Jahr alt
War ich Hans Sachs in der Gestalt,
Von Euders Herrn Hofen abgemalt,
Ein Kind war ich auf die Welt geboren,
Zum Kinde bin ich wieder worden,
Denn all mein Künste hab ich verloren.
Woll beschir mir ein selig Gnd,
Und nem mein Gert in seine Händ,
Ged mir auch ein fröhlich Urthand.

2) Vgl. Acta Eruditorum. Supplementa Tom. VI. (Lipsiae 1717. 4.) p. 439 seq. 477 seq. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Ghr. G. Jöcher's Gelehrtenlexicon. 2. Bd. S. 1512.

1) Unter dieser Haut, welche so zubereitet war, daß sie das Brustbild des Dichters darstellte, lag man die Verse:

Ende des zweihundsechzigsten Theiles der ersten Section.

SN 349534



